

Tatauierter Karolineninsulaner von Lukunor (Mortlockinseln)
(Nach Lütke)

ILLUSTRIERTE
VÖLKERKUNDE
IN ZWEI BÄNDEN

Unter Mitwirkung
von Dr. A. Byhan, Dr. A. Haberlandt,
Professor Dr. M. Haberlandt, Dr. R. Heine-Geldern,
Dr. W. Krickeberg, Dr. R. Lasch,
Professor Dr. W. Volz
herausgegeben
von

Dr. Georg Buschan

II

Erster Teil

Zweite und dritte, vollständig umgearbeitete
und wesentlich vermehrte Auflage

Stuttgart 1923
Verlegt von Strecker und Schröder

AUSTRALIEN UND OZEANIEN
ASIEN

Von Dr. G. Buschan, Dr. A. Byhan, Professor Dr. W. Volz,
Dr. A. Haberlandt, Professor Dr. M. Haberlandt,
Dr. R. Heine-Geldern

Mit 49 Tafeln, 587 Abbildungen und
9 Völker- und Sprachenkarten



Stuttgart 1923
Verlegt von Strecker und Schröder

Alle Rechte von der
Verlagsbuchhandlung vorbehalten.
Schutzformel für die Vereinigten Staaten von Amerika:
Copyright by Strecker und Schröder
Stuttgart 1923

Druck von Strecker und Schröder in Stuttgart

Vorwort zum zweiten Bande

Es war die Absicht von Herausgeber und Verleger, den zweiten Band in kurzem Abstand nach dem ersten erscheinen zu lassen und damit gleichzeitig das Werk als Ganzes abzuschließen. Beides ließ sich nicht verwirklichen. Noch vor Beginn der Drucklegung dieses Bandes stellte es sich heraus, daß der gewaltige Stoff einer neuzeitlichen Völkerkunde einen dritten Band erforderlich macht. Australien mit Ozeanien und die riesigen asiatischen Gebiete, die nun in diesem Band vereinigt sind, forderten trotz äußerster Beschränkung der einzelnen Mitarbeiter einen wesentlich größeren Raum, als ursprünglich mit Einschluß von Europa vorgesehen war. Die europäische Völkerkunde bleibt deshalb dem dritten Band vorbehalten, dessen Vorarbeiten schon ziemlich weit gediehen sind. Bei der Verteilung des zu bewältigenden Stoffes auf so viele Schultern, wie es ein Handbuch der Völkerkunde heute nötig macht, war der Umfang nicht leicht vorauszuberechnen; es wird aber gewiß die Billigung aller Freunde der Völkerkunde finden, daß der Verlag den erforderlichen breiten Raum zur Verfügung gestellt hat.

Auch diesmal durften wir uns bei der Bebilderung wertvoller Unterstützung erfreuen. Keine Stelle, an die wir herantraten, versagte ihre Mithilfe. In erster Linie nennen wir die Herren Prof. Dr. Theodor Koch-Grünberg und Kustos Heinrich Fischer vom Stuttgarter Museum für Länder- und Völkerkunde, Lindenmuseum, die uns wieder mit Rat und Tat zur Hand gingen. Wertvolles Bildermaterial verdanken wir folgenden Instituten und Museen: Koloniaal-Instituut in Amsterdam, Museum für Völkerkunde in Berlin, Museum für Völkerkunde in Hamburg, Rautenstrauch-Joest-Museum in Köln, Museum für Völkerkunde in München, Deutsches Auslandsinstitut in Stuttgart und Naturhistorisches Museum in Wien. Bei der Auswahl und Beschaffung stellten sich uns die Herren Dr. Leonhard Adam, Dr. Viktor Christian und Professor L. van Vuuren bereitwilligst zur Verfügung. Auch die Herren Professor A. Grubauer und Professor Dr. L. Scherman überließen uns zahlreiche Bildvorlagen. Die Entwürfe von zwei Karten des Abschnittes Nord-, Mittel- und Westasien besorgte Herr Dr. A. Byhan, für Südostasien Herr Dr. Robert Heine-Geldern; für die Karte von Vorder-

indien verdanken wir die Zusammenstellung Herrn Privatdozent Dr. Friedrich Weller. Die Zeichnungen der Karten lieferte Herr Hermann Dengler, Stuttgart, während Fräulein Hilda Schmidt wieder zahlreiche Zeichnungen zu den Abbildungen beisteuerte.

Herr P. Dr. W. Schmidt vervollständigte den Abschnitt über die verschiedenen Einwanderungen nach Australien auf Grund seiner neueren Forschungen und Herr Professor Dr. F. Gräbner in gleicher Weise den Abschnitt über die ozeanischen Kulturkreise. In v[illegible]r und hingebender Weise unterstützte uns endlich Herr Dr. Walter Krickeberg durch Beschaffung von Bildermaterial, durch wertvolle Ratschläge bei Herstellung einiger Karten und vor allem durch die Ausarbeitung des sicher in keinem Fall versagenden Registers, das diesmal aus Zweckmäßigkeitsgründen in zwei Teile zerlegt wurde.

Allen genannten Herren und Stellen sprechen wir an dieser Stelle unsern wärmsten Dank aus und übertragen ihn auch an alle Förderer des Werkes, die wir hier nicht namentlich aufführen konnten.

Nach dem Beifall, den der erste Band im In- und Auslande fand, besteht kein Zweifel, daß auch der vorliegende Band, der seit Monaten von vielen mit Ungeduld erwartet wird, auf günstige Aufnahme rechnen darf.

Im Juni 1923.

Herausgeber und Verleger

Berichtigungen

Es muß heißen:

S. 8 Abb. 2 Unterschrift Z. 1: Kap **Bedford**
S. 16 Z. 6 v. u.: **Lurritja, Karanguru**
S. 16 Z. 7 v. u.: **Kamilaroi**
S. 20 Erklärung der Abb. 11 Z. 6: Port **Mackay**
S. 23 Z. 5 v. o.: **Wummera**
S. 25 Z. 4 v. o.: zum Auffangen von **Speeren**
S. 28 Z. 19 v. o.: Knabenhans
S. 34 Z. 14 v. u.: Ambaquerk**a**
S. 35 Z. 5 v. o.: koperta kakuma
S. 35 Z. 14 v. o.: pura ariltha kuma
S. 36 Z. 7 v. o.: engwura
S. 43 Z. 4 v. o.: Rudern
S. 45 Abb. 26 Unterschrift: Modell eines **Flosses**
S. 48 Z. 4 und 7 v. o.: Palau
S. 62 Z. 11 v. o.: **Stich**tatauierung
S. 62 Z. 11 v. u.: über **Mikro**nesien ging
S. 65 Z. 10 v. o.: Monckton
S. 66 Z. 16 v. o.: Bukaua
S. 75 Abb. 46 Unterschrift Z. 5: **Hunde**-zähnen
S. 78 Z. 2 v. u.: (**Deutsches** Gebiet)[1]
S. 79 Abb. 48 Unterschrift Zeile 5: Humboldtbai, **Holländisch**-Neuguinea
S. 82 Abb. 50 und 51 Unterschrift Z. 2: **Jabim**
S. 86 Abb. 55 Unterschrift Z. 3: Ost-waigé**u**
S. 96 Z. 3 v. u.: Sinombi
S. 110 Z. 15 v. o.: Colocasiaart
S. 111 Abb. 79 Unterschrift: 5 **Hieb-waffe** mit Haifischzähnen, 11 **Reiß-waffe** mit Schildkrotknochen
S. 124 Z. 21 v. o.: **zwei** bis **drei**
S. 146 Z. 12 v. u.: „(Abb. 97)" ist zu streichen
S. 146 Z. 2 v. u.: Reisefahrzeuge ohne Ausleger **(Plankenboote, Abb. 97)** vor
S. 169 Abb. 113 Unterschrift Z. 3: Dur**our**
S. 181 Z. 19/20 v. o.: „(Abb. 118)" ist zu streichen (Nitendi gehört zu den Santa-Cruz-Inseln)
S. 190 Z. 19 v. o.: „(Taf. III, Abb. 29)" ist zu streichen
S. 208 Z. 4 v. o.: **in dessen Dienst sie stehen**
S. 213 Abb. 140 Unterschrift Z. 14: 7 Tatauier**kamm**
S. 222 Z. 11 v. u.: Austral**engländer**
S. 223 Z. 10 v. u.: **sechs** Inseln zu-sammen, deren **Namen Upolu** ...
S. 232 Z. 12 v. o.: Silberstückchen
S. 233 Z. 4 v. o.: schmale (**1,5—3 mm** breite) Streifchen
S. 233 Z. 22 v. o.: Matrize
S. 236 Z. 6 v. u.: eine Feder oder **ein Haar**, ...
S. 343 Z. 14 v. o.: **im** Ilitale
S. 379 Z. 10 v. u.: Ali ibn Abû Tâlîb
S. 384 Z. 15 v. u.: allmählich in ihr aufgingen, **seine Entstehung verdankt**, nicht, wie man erwarten sollte ... (Der Satz von „Daraus erklärt es sich" bis „näher verwandt ist" muß am Ende der Seite hinter „Reiche der Chatti ein Ende bereiteten" stehen)
S. 394 Z. 12 v. u.: Mewlewi
S. 414 Z. 10 v. u.: Irbisse
S. 417 Z. 1 v. o.: Kalym
S. 423 Z. 20 v. u.: Arwalligebirge, **Vindh**yagebirge
S. 430 Z. 7 v. o.: Shikoku
S. 434 Z. 2 v. o.: Hsi-Hsia
S. 434 Abb. 283 Unterschrift Z. 1: K'angs
S. 434 Z. 18 v. u.: **Aka**
S. 439 Abb. 288 Unterschrift: Tibetischer Priesterbrustschild. **Çakya-muni in der Geste der Zeugnisanrufung. In den Seitenteilen der Thronlehne Drachenfiguren**
S. 453 Abb. 292 Unterschrift Z. 2: Maske der Chamo
S. 445 Z. 12 v. o.: der **etwas** miß-verständliche Bericht
S. 446 Z. 4 v. u.: und „Bodhisatva" Pad-mapani-Avalokiteçvara (**Komma ist** zu streichen)
S. 451 Z. 4 v. o.: **Kham**
S. 452 Z. 1 v. o.: **Champa**
S. 457 Z. 6 v. o.: sind zum Teil **den Iraniern** zuzurechnen

[1] In Britisch-Neuguinea gibt es **keine** stockförmigen Speerschleudern.

S. 457 Z. 17 v. o.: die der **Bashgal Kafir**, die der Wai, Presun, Kalash ...
S. 457 Z. 23 v. o.: **Khajuna**
S. 464 Z. 19 v. o.: bei den **Osmanen** (dschubá, S. 387) und in Tibet **(tschu-ba)** verfolgen lassen
S. 465 Z. 8 v. o.: Trachten der **Bronzezeit**
S. 473 Z. 16 v. u.: **Saalbaum**
S. 474 Z. 16 v. u.: ohne jede erkennbare **Gliederung**
S. 476 Z. 10 v. u.: Kleitarchos
S. 483 Z. 5 v. o.: Pulay**an**
S. 483 Z. 9 v. o.: Kad**an**
S. 493 Z. 16 v. o.: Ahir in Nepal (Komma ist zu streichen)
S. 494 Z. 1 v. o.: **Im** Punjab
S. 497 Z. 8 v. u.: Der Verweis „(Abb. 329)" muß 13 Zeilen höher hinter „Gewürze" stehen
S. 500 Abb. 331 Unterschrift Z. 2: **Nord**indien
S. 504 letzte Zeile: **Schudras**
S. 508 Z. 16 v. o.: Curcuma long**a**
S. 511 Z. 7 v. u.: Kang**ra**distrikt
S. 518 Z. 17/18 v. o.: Siddhart**h**a
S. 533 Z. 3 v. o.: **ç**ivaitischen
S. 536 Z. 13 v. u.: (s. o. S. **523**)
S. 536 Z. 6 v. u.: **Badaga**
S. 537 Z. 24 v. o.: Khar**v**ar
S. 537 Z. 29 v. o.: **Rak**s**h**asas
S. 538 Z. 5 v. o.: Saalbaum **oder** Mohulobaum
S. 540 Z. 10 und 14 v. o.: Kanna-Pula**y**an
S. 541 Z. 3 v. u.: Kanna-Pula**y**an
S 544 Z. 17 v. o.: **Irulan**
S. 570 Z. 4 v. u.: der ersten Wohnstätten
S. 577 Z. 2 v. u.: **der** Kulturkrei**s** des Nordens und **der** des Südens
S. 589 Z. 3 v. o.: Yangtsekiang
S. 600 Z. 18 v. o.: Taf. XXVI, Fig. 1 und 2
S. 612 Z. 11 v. o.: Tschu-**h**si
S. 632 Z. 1 v. o.: auf **den** Weidezügen mitgeführt
S. 632 Z. 8 v. o.: ein Brud**er**
S. 634 letzte Zeile: Besonders verehrt sind die schreckhaften Bilder des Todesgottes **und** Yamantakas
S. 635 Z. 1 v. o.: Yam**â**nta**ka**
S. 638 Z. 22 v. o.: zerstreut, am kompaktesten in den Gebirgslandschaften ...
S. 639 Z. 14 v. u.: Ta-ya-Kihlao
S. 639 Z. 5 und 3 v. u. ist statt des Kolon ein **Semikolon** zu setzen
S. 645 Z. 27 v. o.: Schu**h**-Li
S. 660 Z. 8 bis 4 v. u: keramische Erzeugnisse, unter denen namentlich Menschenfiguren, die man als Substitut von Menschenopfern deutet, **und** Mäander-Spiralornamentik **als Charakteristika hervorzuheben sind, ferner** die eigenartigen Magatama (Krummjuwelen) erweisen ...
S. 678 Z. 5 v. o.: Kuan-yin
S. 696 Z. 3 v. u: Kubu
S. 851 Z. 12 v. u.: statt des Kommas ist ein **Semikolon** hinter „Taf. XXXIV" zu setzen
S. 892 Z. 5 v. o.: den Nikobaren, in Kambodscha ...
S. 962 Z. 25 v. o.: Jâtakas

Inhaltsverzeichnis

Australien und Ozeanien

Von Dr. med. et phil. Georg Buschan

Asien

Nord-, Mittel- und Westasien

Von Dr. Arthur Byhan

Süd- und Ostasien

Verzeichnis der Tafeln, Abbildungen und Karten

a) Tafeln

Australien und Ozeanien

Asien

Nord-, Mittel- und Westasien

Hochasien und Vorderindien

Ostasien

b) Abbildungen

Australien und Ozeanien

Asien

Nord-, Mittel- und Westasien

Südostasien

c) Karten

Australien und Ozeanien

Von Dr. med. et phil. Georg Buschan in Stettin

I. Australien

1. Allgemeines

Die südliche Erdhalbkugel bot zur paläozoischen Periode ein vollständig verändertes Bild gegenüber der Jetztzeit. Um den Südpol schlang sich, ganz ähnlich wie heutzutage um den Nordpol, ein riesiger Landgürtel. Australien bildete zur Karbonzeit zusammen mit Indien und Südafrika sowie mit Südamerika einen einzigen gewaltigen Erdteil, das sogenannte Gondwanaland, das später zum größten Teil in die Tiefe gesunken und zum Meeresboden geworden ist. Zwischen Kreide- und Eozänzeit hörte für Australien aber jegliche Verbindung mit der übrigen Welt auf. Der antarktische Erdteil versank, und dadurch wurde die Landbrücke von Australien nach dem Malaiischen Archipel unterbrochen. Die Folge war, daß die Fauna und Flora Australiens auf ihren ursprünglichen Formen verharrten oder höchstens sich innerhalb dieses Formenkreises weiterentwickelten, also eine von den übrigen Erdteilen abweichende Sonderentwicklung durchmachten. Zu ungefähr der gleichen Zeit muß sich auch die Trennung Neuguineas von Australien durch den Einbruch der Torresstraße vollzogen haben. Indessen scheint zur späteren Tertiärzeit noch einmal eine gangbare Brücke zwischen Australien und dem Malaiischen Archipel einerseits und Neuguinea andererseits für einige Zeit bestanden zu haben, die aber den Austausch von höheren Säugetieren nicht ermöglichte. Dieser Ausgleich dürfte im nördlichen Teile von Ostaustralien über die Kap-York-Halbinsel stattgefunden und sich von hier aus in einem breiten Streifen längs der Ostküste hinunter bis etwa zur südlichen Grenze Queenslands vollzogen haben.

Über das geologische Alter des Menschen in Australien wissen wir leider nichts Sicheres. Steinäxte von altem Typus sind an verschiedenen Stellen zwar gefunden worden, selbst in ziemlicher Tiefe, aber die Wissenschaft vermag nicht mit Sicherheit anzugeben, zu welcher Zeit die darüberliegenden Erdschichten zur Ablagerung

gekommen sind. Ähnlich steht es um die Fuß- und Gesäßabdrücke, die 1890 auf einer Sandsteinplatte in ungefähr 54 m Tiefe zu Warrambool aufgedeckt und als Zeugnisse für das Alter des Menschen zur Tertiärzeit gedeutet wurden. Das eine aber dürfte außer allem Zweifel sein, daß sie von keinem anderen Wesen als von einem Menschen herrühren können. Soviel scheint aus den bisherigen Funden und der eigenartigen Stellung des australischen Eingeborenen in der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts hervorzugehen, daß der Mensch schon in weit zurückliegenden Zeiten Australien besiedelt haben muß.

Australien, der kleinste der Kontinente (7 929 000 qkm), stellt im allgemeinen eine große Hochebene vor, auf welcher einzelne Höhenzüge von mäßiger Bedeutung (höchstens bis zu 2200 m) aufgesetzt erscheinen. Seine höchste Erhebung zeigt das Bergplateau im Osten, ganz dicht an der Küste. Im Südosten dieses australischen Faltengebirges liegt das Tiefland der großen Ströme, vor allem das Flußgebiet des Murray mit seinem Nebenflusse Darling. Viele dieser Ströme trocknen zwar zur Sommerzeit ziemlich aus, erreichen aber doch noch immer das Meer und bieten daher einer wenn auch geringen Anzahl Menschen die Möglichkeit zur Ansiedlung. Westlich davon, etwa vom 130. Grad östl. L., beginnt das Gebiet der abflußlosen Seen und Creeks. Hier kommt es zwar auch noch zur Ausbildung längerer Flußläufe, aber diese erreichen nicht mehr das Meer, sondern verlieren sich entweder gänzlich oder enden in große Seebecken — der größte davon ist der Eyresee — oder, besser gesagt, in salzhaltige Sümpfe, die oft genug ebenfalls im Sommer austrocknen. Der Rest Australiens, etwa vom 132. Grad an bis zur Westküste, ist vollständig wasserarm und entbehrt auch der Niederschläge. Eine Ausnahme machen die äußerste Südwestküste und der Norden, der in seinem Klima und seinem Pflanzenwuchs ein tropisches Gepräge hat und sich mehr dem Malaiischen Archipel nähert. — Die große Trockenheit Australiens prägt sich auch in seiner eintönigen F l o r a aus. In den Wäldern herrschen als bezeichnende schattenlose Gewächse der Eukalyptusbaum, verschiedene Akazienarten und der Grasbaum (Xanthorrhoea) vor. Die Bäume stehen in den Wäldern aber niemals dicht zusammen, sondern in Abständen voneinander, so daß sich ein grasartiger Teppich unter ihnen entwickeln kann. Nach dem Innern zu nehmen diese lichten Wälder mehr und mehr ab, werden zu niederem Dickicht (den soge-

nannten scrubs, wie die Kolonisten sie nennen) und gehen schließlich in die Grassavanne (mit der bezeichnenden Grasart Spinifex) über. Im Südosten finden sich weit ausgedehnte Weideplätze, die aber nur zur regenreichen Zeit sich als fruchtbar erweisen, sonst jedoch das Gepräge der Steppenlandschaft an sich tragen.

Nicht minder einförmig und eigenartig ist die Tierwelt Australiens. Abgesehen von Ratten und Mäusen, sowie dem schakalähnlichen Dingo, der wahrscheinlich durch die ältesten Einwanderer mitgebracht wurde, diesen einzigen Vertretern der Tiere der Alten Welt, besitzt dieser Erdteil nur zwei charakteristische Säugetiergruppen: die Beutel- und die Kloakentiere. Die bekanntesten der ersten Gruppe sind das Riesenkänguruh, das Wallaby, der Cuscus (Kletterbeuteltier), der Wombat und das australische Opossum; die Vertreter der zweiten Gruppe sind das Schnabeltier und der Ameisenbär. Alle diese Tiere stehen auf der niedrigsten Entwicklungsstufe der Säugetierwelt und legen ebenfalls Zeugnis davon ab, daß Australien sehr frühzeitig von der übrigen Welt getrennt wurde. Dagegen steht Australien fast unübertroffen hinsichtlich des Reichtums und der Schönheit seiner Vogelwelt da. Während Europa etwa 500 Vogelarten besitzt, weist Australien deren etwa 630 auf und Nordamerika trotz viel größerer Ausdehnung und seiner verschiedenen Klimate nur 720. Emu und Kasuar, der Paradiesvogel und Leierschwanz, der Eisvogel, sowie die zahlreichen Kakadus und Sittiche geben den Eingeborenen in erster Linie das Material für ihren Schmuck ab.

Die Entdeckungsgeschichte Australiens ist eng mit der der übrigen Südseegebiete verknüpft. Schon frühzeitig mögen sich Seefahrer und Abenteurer im Stillen Ozean verirrt und die erste unsichere Kunde von dem Vorhandensein eines fernen Landes in die Heimat gebracht haben. Vom theoretischen Standpunkt aus nahmen die Gelehrten des Mittelalters die Notwendigkeit eines Gegengewichtes zu den nördlichen Kontinenten im Süden der Erdkugel an. Die Mappae mundi des Britischen Museums in London aus dem Jahre 1489 deuten bereits ein Land im Süden des Stillen Ozeans an, und auf dem von Martin Behaim drei Jahre später hergestellten Globus steht an Stelle Australiens ein großes Land mit unbestimmten Umrissen als Java major. Die erste sichere Kunde von einem bis dahin unbekannten südlichen Lande brachte Fernão de Magalhães nach Europa; auf seiner Weltumsegelung hatte er im Jahre 1521 die Gruppe der Marianen entdeckt. Verschiedene Irr-

fahrten französischer und portugiesischer Seefahrer bestätigten diese Nachricht: so soll der Portugiese Jorge de Menezes 1527 die Nordküste Neuguineas aufgefunden haben. Mit diesen verschiedenen Nachrichten war der Anstoß gegeben, weiter nachzuforschen, ob tatsächlich im Süden des Stillen Ozeans eine größere Ländermasse vorhanden wäre. Um diese Frage zu lösen, wurde 1568 Mendana von Peru aus ausgesandt, der auf seinen Fahrten die Salomonen, 1595 die Marquesas- und Santa-Cruz-Inseln entdeckte; sein Nachfolger Quiros entdeckte die Karolinen-Insel Ponape und die Neuhebriden-Insel Espiritu Santo; sein Begleiter Torres durchschiffte zum ersten Male die nach ihm benannte Straße. Indessen drang wenig von diesen Tatsachen an die Öffentlichkeit, suchten doch die goldgierigen Portugiesen von ihren Fahrten nach der Terra aurifera möglichst wenig zu verraten. Immerhin konnte der holländische Geograph Cornelius Wytfliet schon 1597 die Ansicht vertreten: „Die terra Australis ist das südlichste aller Länder; sie ist durch eine enge Straße von Neuguinea getrennt. Ihre Küsten sind bisher nur wenig bekannt, da nach der einen oder der anderen Reise diese Route aufgegeben wurde, und so wird der Weltteil nur selten besucht, außer Segler werden durch Stürme hingetrieben. Sie beginnt am 1. oder 2. Grad vom Äquator und ist, wie einige behaupten, von so großer Ausdehnung, daß sie sich bei gründlicher Erforschung als ein fünfter Erdteil erweisen würde.“ Ein ganzes Jahrhundert lang hörte man nichts Neues über diesen neuen Erdteil. Erst nachdem die Portugiesen und Spanier ihre koloniale Macht eingebüßt und an die Holländer die Führung in dieser Hinsicht abgetreten hatten, begannen diese der Sache wieder neues Interesse entgegenzubringen und rüsteten von ihren neuerworbenen Kolonien im malaiischen Archipel aus eine Reihe Expeditionen zur Erforschung Australiens. Von ihnen erhielt der neue Erdteil, zunächst allerdings nur sein nördlicher Abschnitt, auch die noch jetzt vielfach übliche Bezeichnung Neuholland. Die Nordwest- und Südküste Australiens wurden verschiedentlich von holländischen Schiffen berührt; so unternahm u. a. ein gewisser Dirk Hartog im Jahre 1616 eine Fahrt nach Westaustralien und nagelte hier die älteste Urkunde darüber in Form eines Zinnblättchens mit einer Inschrift an einen Baum an, das 1697 Willem de Vlaming wiederfand und nach Batavia brachte, von wo es später nach Amsterdam in das Staatsmuseum kam. Die erste eingehendere Mitteilung über Westaustralien erhalten wir 1629

von Pelsart, der an der Westküste Schiffbruch erlitt. 1642 entdeckte Tasman im Auftrag des Generalgouverneurs von Niederländisch-Indien van Diemen das heutige Tasmanien, das er zunächst nach seinem Vorgesetzten van Diemensland benannte, sowie Neuseeland; er glaubte in jenem die Südküste, in diesem den Ostrand des australischen Kontinentes aufgefunden zu haben. Mittlerweile waren auch die Engländer auf der Bildfläche erschienen. Auf Betreiben der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London rüstete König Georg III. 1768 eine große Südsee-Expedition aus (das Schiff Endeavour) unter Kapitän James Cook. Ihr ist die erste wissenschaftliche Erforschung Australiens und sonstiger Südseegebiete zu verdanken. Cook stellte auf seiner ersten Reise den Inselcharakter Neuseelands fest, legte auch vor Neusüdwales an. Auf seiner zweiten Reise (1772—1775) gelang ihm u. a. die Entdeckung Neukaledoniens, auf seiner dritten (1778—1779), auf der er den Tod fand, die der Sandwichinseln. Auf Cook folgte eine Reihe ihm ebenbürtiger Forscher, wie Vancouver, La Pérouse, Dumont d'Urville, v. Kotzebue, Lütke u. a. m., die alle die Kenntnis von der ozeanischen Inselwelt bereicherten.

Die Durchforschung des Innern Australiens bot große Schwierigkeiten, die einmal in dem feindlichen Verhalten der Eingeborenen, sodann aber hauptsächlich in dem Mangel an Nahrung und Wasser bestanden. Jedoch gelang es einigen kühnen Pionieren verschiedener Nationen, wie Charles Sturt, Thomas Mitchell, John Eyre, Ludwig Leichhardt u. a. erfolgreich ins Innere vorzudringen. Die erste Durchquerung von Norden nach Süden gelang MacDouall Stuart im Jahr 1861. Eine Erforschung des mittleren Australien verdanken wir den Engländern Burke und Wills zusammen mit dem Deutschen Brahe, sowie des Innern von Westaustralien den Brüdern Forrest (1869—1883).

Schon das erste Erscheinen der Europäer im Jahre 1788 auf australischem Boden, wo sie in der Nähe von Port Jackson eine Sträflingskolonie anlegten, bedeutete für die Eingeborenen den Anfang zu ihrem Untergange. Die menschenunwürdige Behandlung, die man ihnen angedeihen ließ, raffte diese Rasse rapid dahin, und Krankheiten, wie Schwindsucht, Masern, Blattern usw., sowie Laster, welche die „Segnungen" der Kultur im Gefolge hatten, trugen des weiteren zu ihrem Untergange bei. Zwar bemühte sich später die Regierung, durch Schutzgesetze und Begründung von Schulen für die Schwarzen diesen Schaden wieder gutzumachen; indessen war dies schon zu spät. Schnell ging ihre Zahl zurück; bei der Ankunft der Europäer hatte die Zahl der Eingeborenen schätzungsweise noch 150000 Seelen betragen, 1891 war ihre Zahl auf etwa 30000 zusammengeschmolzen.

2. Anthropologische Beschaffenheit der Bewohner und ihre Kulturgüter

Über die Herkunft der Urbevölkerung Australiens herrscht leider noch ziemliches Dunkel. Es hat jedoch den Anschein, daß sie als stammverwandt mit den Melanesiern und den Negritos des Malaiischen Archipels und Indiens (z. B. den Aëtas der Philippinen, den Semang Malakkas, den Bewohnern der Andamanen usw.) zu betrachten ist, und daß die ausgestorbenen Bewohner Tasmaniens ihre letzten Reste vorstellen. Die Beschaffenheit der Haare bei den heutigen Australiern widerspricht zwar solcher Annahme, jedoch erklärt sich diese Abweichung wohl durch Kreuzung mit straffhaarigen Rassenelementen (vielleicht Malaien), die erst nach Australien eingewandert sein können, als Tasmanien bereits vom Festlande sich losgelöst hatte, während die Torresstraße noch passierbar war.

In anthropologischer Hinsicht bieten die heutigen Eingeborenen Australiens nur stellenweise ein einheitliches Bild dar; besonders sind zwischen den Stämmen im Norden und denen im Süden bzw. im Innern diese oder jene Unterschiede nicht zu verkennen, was sicherlich auf die verschiedene ethnische Mischung zurückzuführen sein dürfte. Im allgemeinen läßt sich von dem äußeren Verhalten der Australier folgendes Bild entwerfen:

Die Australier sind Menschen von etwas über Mittelgröße; die Männer werden im Durchschnitt 167—168 cm hoch, jedoch kommen gelegentlich auch große Leute vor; die Frauen sind ungefähr 10 cm kleiner. Klaatsch stellte unter 136 voll erwachsenen Männern aus verschiedenen Gebieten des Nordens bei 22 v. H. eine Länge von 170—175 cm fest. Die höheren Werte wurden in der Hauptsache durch die beträchtliche Länge der unteren Gliedmaßen, im besonderen des Vorderarms und Unterschenkels, bedingt. Die Bewohner der Ost- und Nordküste sind ein wenig größer als die des Südens und des Binnenlandes. Trotzdem die Muskulatur durchschnittlich leidlich gut entwickelt ist, fallen die Australier durch ihre große Magerkeit auf, die nicht selten so hochgradig ist, daß man sozusagen die Knochen durch die Haut sehen kann; der Grund hierfür liegt in dem grazilen Bau des Skelettes und in dem Mangel an Fett. Letzterer ist die Folge ungenügender Ernährung. Dessen-

ungeachtet ist ihr Körper auffällig geschmeidig und ihre Leistungsfähigkeit eine ziemlich gute. Es kommen aber auch Stämme von kräftiger, muskulöser Gestalt vor, und zwar dort, wo die Lebensbedingungen günstig sind (Abb. 1). Von einer Kümmerform kann daher bei den Australiern nicht gut die Rede sein. — Der relativ gut entwickelte Rumpf erscheint im Verhältnis zu den durchweg langen und zu schlank geratenen Gliedmaßen kurz (Abb. 2). Die Hände sind auffallend klein und schmal, besonders beim weiblichen Geschlecht, die Finger lang, die Füße gleichfalls lang und knochig. Die Zehen, vor allem die große Zehe, sind in ausgiebigerem Grade als bei Europäern beweglich. Der Rumpf zeichnet sich durch eine außerordentliche Biegsamkeit aus, die mit der Kleinheit der Wirbel zusammenhängt (Klaatsch). An der Wirbelsäule fällt eine ausgesprochene Lordose und der allmähliche Übergang von Lenden- in Kreuzgegend auf. Der leicht gewölbte Brustkorb zeigt keine große Ausdehnung. Die Gruben über den Schlüsselbeinen sind zumeist tief eingesunken. Die Schulterbreite ist dementsprechend auch schmal. Die Brüste besitzen bei jungen Mädchen oder solchen Frauen, die noch nicht geboren haben, Halbkugel- oder Kugelform; aber schon bei dem ersten Kinde werden sie schlaff und hängen bald als halbgefüllte Beutel herab, und bei älteren Personen gleichen sie leeren, unten abgerundeten Taschen. — Die sammetweich sich anfühlende Haut der Australier wird für gewöhnlich als schwarz beschrieben, in Wirklichkeit aber ist es mehr ein Schokoladebraun;



Abb. 1. Australier mit kräftig entwickelter Muskulatur
(Ethnographisches Museum, Leiden)



Abb. 2. Australier, Kap Betford, Nordwest-queensland
(Phot. W. E. Roth)

es kommen aber alle möglichen Schattierungen vom dunkleren Schwarzbraun bis zum Braun des Milchkaffees vor. Vielfach wird eine dunklere Farbe dadurch vorgetäuscht, daß die Körperoberfläche mit Fett und Ocker beschmiert ist. Die Weiber weisen eine etwas hellere Hautfarbe auf als die Männer, ebenso die Kinder, zumal die neugeborenen; diese dunkeln aber bereits nach wenigen Tagen nach.

Der Haarwuchs ist in der Regel recht üppig, hauptsächlich bei den Stämmen des Südens. Besonders der Rumpf ist mit kurzen gekräuselten Haaren ziemlich dicht bedeckt, oft genug auch die ganze Körperoberfläche. Die Kinder besitzen ein über den ganzen Körper sich erstreckendes hellblondes (dem Gold vergleichbar) jugendliches Haarkleid, das besonders stark auf dem Rücken ausgeprägt ist und mit dem Einsetzen der Reife (etwa um das zwölfte bis vierzehnte Jahr) sich umwandelt in die schwarze Haarbedeckung der Erwachsenen. Das Kopfhaar fällt gewöhnlich, sofern es nicht abgeschnitten wird, in langen welligen Locken auf die Schultern herab, doch manchmal erscheint es kraus, ist aber doch deutlich von dem des Negers verschieden (Abb. 3). Schlichtes Haar, dem man gelegentlich an der Küste begegnet, dürfte auf Mischung mit Malaien zurückzuführen sein, die sich vorzeiten als Trepangfischer an der Küste einfanden. Die Farbe des Kopfhaares ist ein glänzendes Schwarz mit einem Stich ins Braune oder Rotbraune; etwa vorkommende rötliche Haare rühren vom Färben her. Der im allgemeinen gut entwickelte Bart besteht aus mehr gekräuseltem als wolligem Haar, jedoch kommt auch vielfach geringe Bartentwicklung und selbst völliges Fehlen desselben vor.

Die Australier sind durchweg langköpfig; gleichzeitig ist ihr Schädel ziemlich hoch. Die zumeist dickwandige Hirnkapsel erscheint oft genug nicht gewölbt, sondern mehr oder weniger dachartig gestaltet. Der Schädelbinnenraum fällt niedrig aus (nach Krause im Mittel 1238 ccm), dagegen weist der Gesichtsschädel im Verhältnis zum Hirnschädel eine beträchtliche Entwicklung auf. Den knöchernen Schädel kennzeichnet eine Reihe niederer Merkmale, die sich auch an dem Schädel der Neandertalrasse in Europa finden und an ein ähnliches Verhalten bei den Menschenaffen erinnern, wie: mächtige Ausbildung der Augenbrauenwülste, fliehende Stirn, eine vom Stirnbein bis zum Scheitelbein hinziehende kammartige Erhebung des Schädeldaches, Einziehung der Schläfengegend in der Horizontalen, Auftreten eines vierten Mahlzahnes, Entwicklung eines Hinterhauptwulstes, mächtige Ausbildung des Kauapparates u. a. m.

Die eigenartige Form des Schädeldaches (lophokephaler Typus), die Sergi vereinzelt auch an Schädeln von Neupommern, Neuseeland, Chatham-Island (Moriori), Tahiti, Hawaii, Marquesas-Inseln und Osterinsel nachweisen konnte, soll nach diesem Forscher ein Erbteil der ältesten, den Tasmaniern verwandten Urrasse sein. Da sie nur noch an amerikanischen Schädeln bisher festgestellt wurde, so meint Sergi, daß die Australier aus Amerika eingewandert seien (?).

Das Gesicht ist niedrig und breit, die Backenknochen treten etwas vor, die Schläfengegend erscheint in der Regel abgeflacht. Die niedrige und gleichzeitig schmale Stirn tritt, zumal beim männlichen Geschlecht, sehr zurück (Abb. 4). Dadurch, daß die kräftig ausgebildeten Augenbrauenwülste die zwar geräumigen, aber niedrigen viereckigen Augenhöhlen überragen, kommen die großen ausdrucksvollen Augen tief zu liegen; sie werden von langen, dichten Wimpern beschattet. Die dicken, buschigen Augenbrauen verwachsen nicht selten in der Mittellinie. Die kurze dicke Nase besitzt

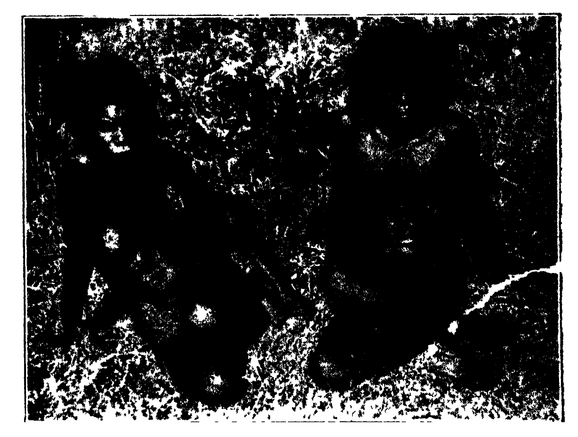


Abb. 3. Weiber aus Nordqueensland
(Phot. W. E. Roth)

einen geradeverlaufenden, zuweilen auch ein wenig aus- oder einwärtsgekrümmten Rücken und trägt dicke, große Flügel mit querverlaufenden seitlich erweiterten Nasenlöchern; sie sind oben begrenzt durch die Schnauzenfurche (Klaatsch), die sich nach abwärts zur seitlichen Begrenzung der Mundpartie fortsetzt (Abb. 1 und 4). Die Nasenwurzel ist durch eine scharfe Einsattelung und flache, geringe Höhe ausgezeichnet. Diese eigenartige Bildung verleiht dem Gesicht etwas ungemein Abstoßendes. Gelegentlich, und zwar verhältnismäßig zahlreich bei den westlichen Aranda (Eylmann), erinnern die entsprechend gebogenen Nasen an jüdische Physiognomien. Die untere Gesichtspartie springt schnauzenartig hervor, was zum Teil durch die Stellung der Kiefer (Prognathie), zum Teil auch durch starke Entwicklung der außerdem oft nach außen aufgeworfenen Lippen bedingt wird. Der Mund fällt durch seine Größe auf. Das rundliche Kinn tritt mehr oder weniger stark zurück. Die Ohrmuscheln sind von ziemlicher Größe. — Die Australier stellen, ganz allgemein gesagt, einen sehr primitiven Zweig der Menschheit vor, der allerdings hier und da durch eingewanderte fremde Rassenelemente an Einheitlichkeit verloren hat. Am reinsten scheint sich der Typus der Urbevölkerung noch in der Provinz Queensland erhalten zu haben.

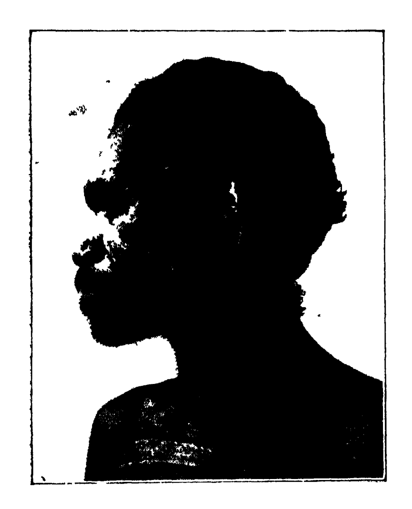


Abb. 4. Australier
(Phot. W. E. Roth)

Die geistigen Eigenschaften der Australier werden vielfach unterschätzt. Eylmann, der sich viel mit ihnen abgegeben hat, behauptet, daß sie sich weniger durch das Maß ihrer Verstandeskräfte, als durch ihr physisches Äußere vom Europäer unterscheiden.

Daß sie trotz guter Anlage — die Erfolge der Missionstätigkeit lehren ihr Vorhandensein — einen so tiefstehenden Eindruck machen, hängt mit der Absonderung dieser Stämme zusammen, die keine höhere Kultur aufkommen ließ. Wie ihre sozialen Gebräuche, eine Unmasse von Märchen, Sagen, Liedern und Sprichwörtern und die gute Bildungsfähigkeit in den Schulen erkennen lassen, besteht bei den Australiern keineswegs eine geistige Armut. Sie verfügen über leichte Auffassungsgabe, scharfes Denken, gutes Vermögen, die Dinge geistig zu

verarbeiten, und vorzügliches Gedächtnis. Ebensowenig treffen die ungünstigen Meinungen der Forschungsreisenden über die sittlichen Eigenschaften der Australier zu. Bei näherem Verkehr mit ihnen schlagen diese Vorurteile in das Gegenteil um. Der schon erwähnte Eylmann lobt den persönlichen Mut, die Standhaftigkeit, Entschlossenheit, die Ausdauer, Selbstbeherrschung und den Stolz der Männer, eine Zuneigung zu Familiemitgliedern und selbst ein gewisses Gefühl der Stammeszugehörigkeit. Er verschweigt aber gleichzeitig nicht, daß der Australier eine ganze Reihe schlechter Eigenschaften aufweist, die in der Hauptsache ihren Ausgang von seiner stark ausgeprägen Selbstsucht nehmen. Eine große Rolle spielen im Leben der Eingeborenen Habsucht, Gefühllosigkeit, Grausamkeit, Rachsucht, Undankbarkeit, Neid, Eifersucht, Mißtrauen, Verschlagenheit, ferner Lügenhaftigkeit, Trägheit, oder besser gesagt Sorglosigkeit, und große Unreinlichkeit. Hang zum Stehlen vermochte unser Gewährsmann nicht zu beobachten, im Gegenteil der Sinn für Recht und Eigentum ist unter ihnen sehr streng entwickelt (Klaatsch).

Über die australischen Sprachen verdanken wir P. W. Schmidt eingehende Untersuchungen. Die gesamten Sprachen der Eingeborenen stellen keine im wesentlichen einheitliche Sprachengruppe dar, sondern scheiden sich in zwei große Gruppen, in eine nördliche und eine südliche. Während die Sprachen der südaustralischen Gruppe trotz mancherlei Verschiedenheiten doch immer noch ein gemeinsames Band umschlingt, lassen die der nordaustralischen Gruppe nicht nur mit jenen, sondern auch unter sich selbst sowohl hinsichtlich des Wortschatzes als auch hinsichtlich der grammatikalischen Bildung einheitliche Beziehungen vermissen. Das unterschiedliche Merkmal zwischen beiden Hauptgruppen ist also sozusagen negativer Natur. — Die südaustralische Gruppe ist über den weitaus größeren Teil des Erdteils verbreitet. Wenngleich ihre Sprachen, wie gesagt, manche Verschiedenheit aufweisen, so stehen sie doch durch zahlreiche innerliche und äußerliche Gemeinsamkeiten zueinander in Beziehung. Diese Gemeinsamkeiten liegen zum Teil auf grammatikalischem Gebiete, zum Teil beruhen sie auf dem Wortschatz; neben den persönlichen Fürwörtern sind es hauptsächlich gewisse Worte für Körperteile. Alle diese Worte haben ferner das eine gemeinsam, daß sie vokalisch auslauten. Da nun aber unter allen Sprachen des gesamten großen südaustralischen Sprachengebietes es nur die Sprachen des südlichen Zentrums sind, die einen rein vokalischen Auslaut aufweisen, so liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß die gegenwärtige Einheitlichkeit der Südsprachen auf eine nachträgliche, mehr oder minder weitgehende Beeinflussung durch die der Zentralgruppe zurückzuführen ist, daß also

letztere nach Süden und Südwesten, aber nicht nach Westen und Nordwesten gewandert sein müssen. Die übrigen Untergruppen der südaustralischen Sprachengruppe, bei denen außer vokalischem Auslaut auch die Buchstaben n, l, r und m, noch einfache und selbst Doppelkonsonanten auftreten, ersetzen die Worte für Körperteile vielfach durch andere, selbständige Namen. Schmidt hat außerdem die interessante Entdeckung gemacht, daß alle sprachlichen Verschiedenheiten mit den soziologischen Gruppierungen parallel gehen. Die nordaustralische Sprachengruppe unterscheidet sich von der südaustralischen dadurch, daß unter ihren Sprachen keine weitgreifenden Gemeinsamkeiten, keine innerlichen Beziehungen vorhanden sind, wie bei denen der letzteren, sondern daß sich hier die einzelnen Untergruppen und selbst einzelne Sprachen in radikaler Verschiedenheit, sowohl bezüglich des Wortschatzes wie auch der grammatikalischen Bildung isoliert einander gegenüberstehen. Da auf Neuguinea ähnliche Sprachverhältnisse vorliegen, so bringt Schmidt die nordaustralischen Sprachen zum Teil mit dieser Insel in Beziehung. Immerhin lassen sich innerhalb der nordaustralischen Sprachengruppe bezüglich ihres Auslautes zwei bzw. drei größere Untergruppen unterscheiden; bei der einen lauten die Worte rein vokalisch aus, bei der zweiten kommt neben einem vokalischen auch ein konsonantischer Auslaut vor, und die dritte Gruppe kennt neben vokalischen auch die konsonantischen Auslaute auf r, l und n; letztere faßt Schmidt mit großer Wahrscheinlichkeit als Zwischenstufen zwischen den beiden ersteren auf. Die Gruppe mit konsonantischem Auslaut hält er entschieden für die älteste. Sie nimmt den ganzen Westen und fast den ganzen mittleren Norden des nordaustralischen Sprachgebiets ein, während die mit vokalischem Auslaut ein großes zusammenhängendes Verbreitungsgebiet in der südlichen Mitte umfaßt und sich von hier in fortlaufendem Zusammenhange nach Nordosten bis in die äußerste Spitze der Kap-York-Halbinsel hinauf erstreckt. Da diese Stelle das Einwanderungstor für Australien abgegeben hat, so muß man annehmen, daß diese Sprachen, als deren stärkster Vertreter das Aranda gelten muß, von allen übrigen Australiens überhaupt zuletzt hinzugekommen sind. Die dritte Gruppe, die neben vokalischen auch die konsonantischen Auslaute r, l und n umfaßt, ist durch nur wenige Sprachen vertreten. Ganz besonders entwickelt ist bei den Australiern eine Zeichen- oder Gebärdensprache (Abb. 5), die zumeist zur Verständigung zwischen Mitgliedern desselben Stammes

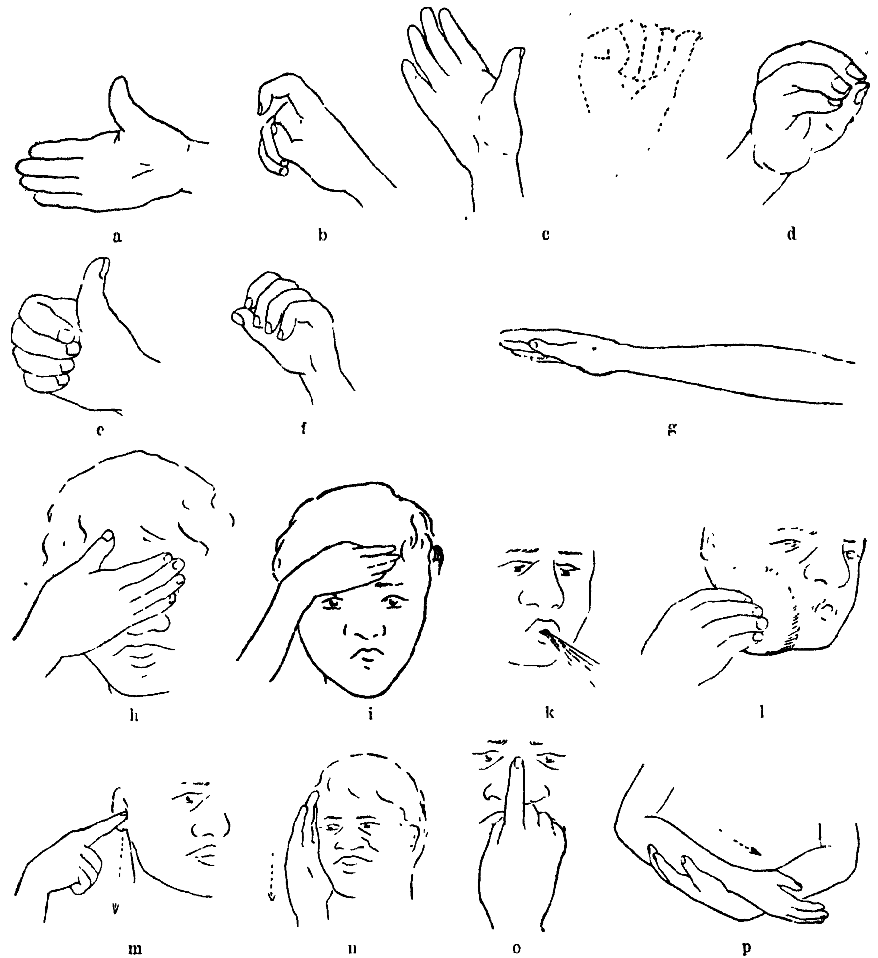


Abb. 5. Gebärdensprache der Eingeborenen Nordqueenslands. Es bezeichnet: a Eidechse, b Leb wohl!, c Frage, d Opossum, e Känguruh, f Bösen Geist, g Krokodil, h Handlung des Tötens, i Mutter, k Feuer, l Wasser, m Vergeßlichkeit, n Biene, Honig, o Schlange, p Bach
(Nach W. E. Roth)

dient, höchstens noch im Verkehr mit Nachbarstämmen, die eine andere Lautsprache besitzen.

Die älteste Einwanderung auf Australien brachte Völker mit Sprachen, in denen der Genitiv nachgestellt wird und die Worte mit l und r anlauten, sowie zu einem Teil rein vokalisch, zum anderen auch (doppel)konsonantisch auslauten. Diese Kulturschicht hat

sich rein nur noch in Tasmanien erhalten und entspricht der altaustralischen Kulturschicht Gräbners. Weite Gebiete dieser ganzen Urschicht sind durch nachfolgende Einwanderungen überlagert, so daß es ziemlich schwerhält sie mit Sicherheit ausfindig zu machen, besonders bei der älteren Gruppe der nordaustralischen Sprachen; am deutlichsten tritt sie noch in den Sprachen von Victoria, dem Kulin und dem Kurnai hervor. Das Verbreitungsgebiet der Sprachen mit Genitivnachstellung fällt genau mit dem Gebiete deutlicheren und stärkeren Hervortretens des Geschlechtstotemismus zusammen, weshalb W. Schmidt diese soziale Form bei Ausschluß des Gruppen- oder Heiratstotemismus für die älteste Kulturschicht Australiens als bezeichnend erklärt. Der Umstand, daß andererseits die Nachstellung des Genitivs in keinem anderen Teile Australiens, sondern nur noch auf Tasmanien vorkommt, spricht auch dafür, daß die sie aufweisenden Stämme zu der ältesten Bevölkerung Australiens zählen müssen. Die zweite Einwanderung tritt noch hervor in den Sprachen der Yuin und Kuri im Südosten, bei denen der r- und l-Anlaut fehlt, im Auslaut neben Vokalen die Nasale n, ń, dann r und l, aber selten die Explosive k, z, č auftreten; der Genitiv wird, wenigstens früher, vorgestanden haben. Wir haben es hier mit Stämmen der sogenannten Bumerangkultur zu tun. Mit der dritten Einwanderung kamen Sprachen mit Genitivvoranstellung nach dem Kontinente, sowie mit r- und l-Anlaut und neben vokalischem auch explosivem, mehrfach auch doppelkonsonantischem Auslaut. Diese Schicht hat sich einigermaßen noch rein im äußersten Nordwesten und Norden, stellenweise auch im Nordosten, selbst unter den südaustralischen Sprachen noch rein bei der Narrinyerigruppe erhalten. Diese dritte Kulturschicht ist gekennzeichnet durch die Totemkultur Gräbners. Als vierte Einwanderung kamen hinzu Stämme, deren Sprache Genitivvoranstellung, keinen l- und r-Anlaut, wohl aber rein vokalischen Auslaut aufwies. Es ist dies die südaustralische Sprachengruppe, die, wie schon erwähnt, die weitaus größte Verbreitung unter den australischen Sprachen einnimmt. Sie muß als die eigentliche Trägerin des reinen Zweiklassensystems mit Mutterfolge gelten. Sie drang wie ein breiter Keil von Nordosten nach Südwesten zwischen die Sprachen des Südostens und Westens vor und ließ rechts und links von sich Vier- und Achtklassensysteme entstehen. Als fünfte und letzte Einwanderungsschicht muß die oben schon bezeichnete jüngste Gruppe der nordaustralischen Sprachen mit dem Aranda bezeichnet werden.

Es wird durch W. Schmidts Forschungen, die sich im großen und ganzen mit den soziologischen und ergologischen Forschungen Gräbners decken, erwiesen, daß Australien der Reihe nach durch eine ganze Anzahl innerlich verschiedener Völkerstämme bevölkert worden sein muß, die sich stark gemischt und verschoben haben, wodurch das bunte Bild der Gegenwart entstanden ist. Die Einfallspforte war die Gegend der Kap-York-Halbinsel, von wo sich die an-

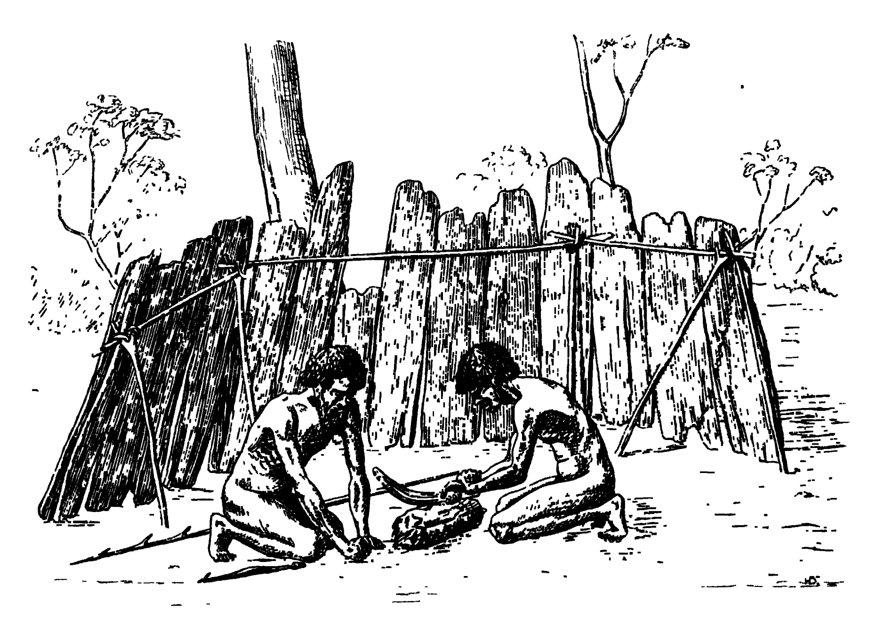


Abb. 6. Windschirm, im Vordergrund mit Bumerang feuersägende Australier (Originalzeichnung)

kommenden Stämme zunächst nach dem Süden und Innern ergossen. Dadurch wurden die älteren Völker überall in die Randgebiete des Erdteils abgedrängt, wo sie ihre ursprünglichen Kulturzustände besser bewahren konnten als die Völker in der Mitte Australiens.

Für die Zahlenwerte existieren in den australischen Dialekten nur einige wenige Grundworte, die höchstens bis zu 4 reichen; was darüber hinausgeht wird schon mit „viel“ oder durch Zusammensetzung von Wörtern für die kleineren Zahlen bzw. durch Umschreibungen (für 5: Hand, für 10: Finger, für 20: Hand und Fuß) bezeichnet. Bei einzelnen Stämmen (z. B. den Aranda) wird auch schon die Zahl 3 durch 2 + 1, die Zahl 4 durch Verdoppelung von 2 gebildet.

Die Australier leben in losen **Stammesverbänden**, die sich im allgemeinen durch einen gemeinsamen Namen, eine gleiche oder ähnliche Sprache, dieselben Satzungen, Sitten und Gebräuche und ein einheitliches Verbreitungsgebiet kennzeichnen, lose insofern, als der Verband kein in sich abgeschlossenes Volksganze vorstellt, sondern in eine Anzahl territorial selbständiger Unterabteilungen zerfällt, Horden oder Lokalgruppen, die als die eigentlichen politischen Einheiten zu betrachten sind.



Abb. 7. Mit Rinde gedeckte Hütte der Australier (Phot. Klaatsch)

Die Dürre und die Unfruchtbarkeit des Landes ist der Grund für solche Zersplitterung der Bevölkerung. Jede Horde verfügt über ein bestimmtes, genau abgegrenztes, allen ihren Angehörigen zur Jagd (auch Fischerei) offenstehendes Verbreitungsgebiet, dessen Grenzen von der Nachbarhorde beachtet werden. Die zahlenmäßige Stärke der Horden schwankt zwischen 25 bis 200 Seelen; im Durchschnitt beläuft sie sich auf etwa ein halbes Hundert. In den dichter besiedelten Bezirken scheinen die einzelnen Stämme sich behufs Vornahme gewisser zeremonieller Handlungen und Festlichkeiten (im besonderen der Initiations- oder Reifefeierlichkeiten) und behufs gegenseitigen Eingehens von Heiraten zu Stammesgruppen zusammengeschlossen zu haben und dadurch schon ein gewisses Solidaritätsgefühl zu bekunden. Indessen mangelt es ihnen im Falle eines Krieges doch an einer gemeinsamen Leitung; jeder Stamm ist dann auf sich selbst angewiesen. Die Zahl der **australischen Tribus** anzugeben, ist nicht möglich. Nur die wichtigsten sollen hier Erwähnung finden: im nördlichen Bezirk die Anula, Warramunga, Worgaia und Kaitish, in Queensland die Otati und Kabi, in Neusüdwales die Tongaranka, Kamaroi und Narrinyeri, in Südaustralien die Aranda, Lurritji, Urabunna, Diaeri und Karangura, und in Westaustralien die Yerkla und Mining. Die Zahl der Tribus ist in beständigem Abnehmen begriffen. Die wenigsten Eingeborenen trifft man zwischen dem 15. und dem 30. Breitengrad an; hier kommt nach der Schätzung Eylmanns ein Eingeborener auf ungefähr 150 qkm (in Deutschland 111,9 Einwohner auf 1 qkm). Schon stärker bevölkert sind die nördlich davon gelegenen Gebiete, wo ein Eingeborener schon auf 30 qkm kommen dürfte.

Zeichenerklärung:

▬ Grenze zwischen den nord- und südaustralischen Sprachen.

▬ Grenzen zwischen den einzelnen Sprachgruppen.

a) Südaustralische Sprachen:

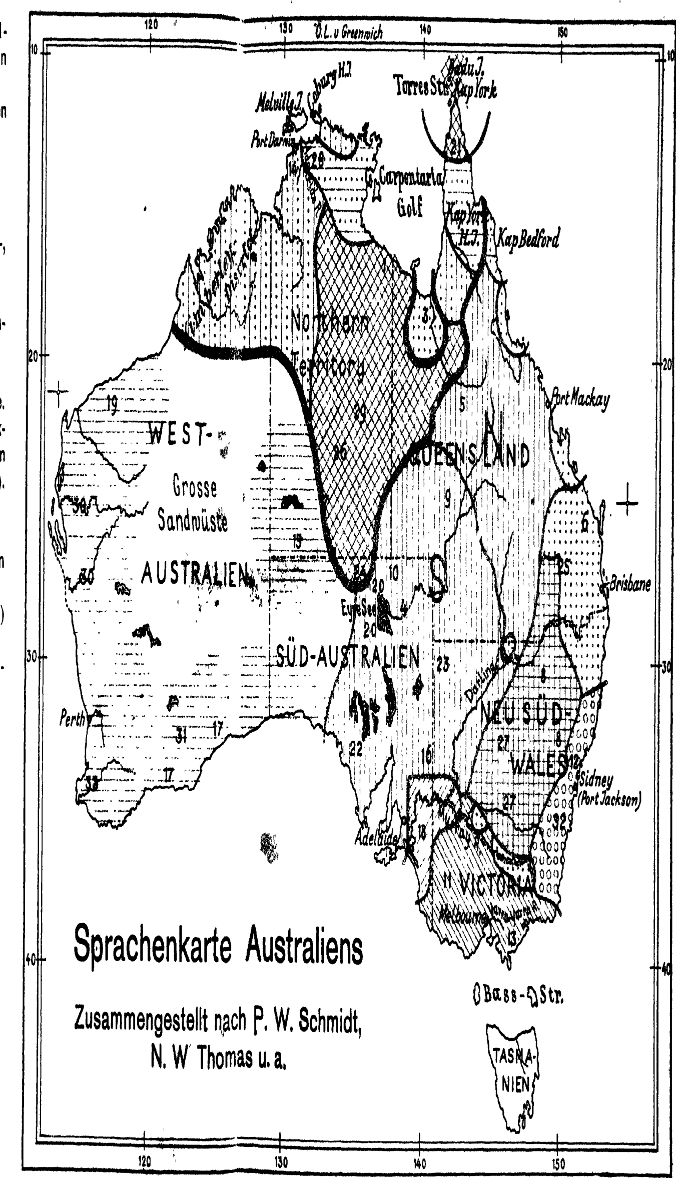
- I. Südwestgruppe.
- II. Zentralgruppe (S = Süd-, N = Nordzentralgruppe).
- III. Narrinyerigruppe.
- IV. Victoriagruppe (Kulin-Kurnai).
- V. Yuin-Kuri-Gruppe.
- VI. Wiradjuri-Kámilaroi-Gruppe.
- VII. Wakka-Kabi u. a. zurückgedrängte Sprachgruppen der Ostküste (u. a. Bundjil).

b) Nordaustralische Sprachen:

- Gruppe mit konsonantischen Auslauten.
- Gruppe mit sonantischen (l, r, n) Auslauten.
- Gruppe mit vokalischen Auslauten (Aranda usw.).

Ziffernerklärung:

1 Anula	17 Mining
2 Aranda (Arúnta)	18 Narrinyeri
3 Bundjil	19 Ngaiarda
4 Diaeri	20 Nulla
5 Goa	21 Otati
6 Kabi	22 Parnkalla
7 Kaitish	23 Tongaranka
8 Kamilaroi	24 Urabunna
9 Kana (Pitta-Pitta)	25 Wakka
10 Karanguru	26 Warramunga
11 Kulin	27 Wiradjuri
12 Kuri	28 Wulna
13 Kurnai	29 Worgaia
14 Larakiya	30 Yamadji
15 Lurritja	31 Yerkla
16 Marowra	32 Yuin
	33 Yungar



Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Die Australier haben in kultureller Hinsicht eine Reihe recht primitiver Züge aus der Anfangsentwicklung der Menschheit bewahrt. Ihre ganze Lebensweise ist sehr bescheiden. Von einer Wohnung in unserem Sinne kann man bei ihnen nicht sprechen. Auf ihren Wanderungen bedienen sie sich zum Schutze gegen die Witterung im allgemeinen der Windschirme aus Rindenstücken, die die Weiber innerhalb ganz kurzer Zeit aufbauen (Abb. 6). Der Schirm wird so aufgestellt, daß die darunter sitzenden Personen, im besonderen auch das Feuer gegen Regen und Wind geschützt sind und der Rauch mit dem Winde abziehen kann. Wo man in den Jagdgründen etwas längeren Aufenthalt nimmt, schwingt man sich zu ein paar gegeneinander gelehnten Windschirmen oder auch zu bienenkorbähnlichen Hütten mit hufeisenförmigem Grundriß auf (Abb. 7). Sofort nach der Ankunft am Lagerplatz machen sich die Weiber daran, mit ihren Grabstöcken den Boden auszuhöhlen, 6 bis 7 Fuß lange Stämme des Grasbaumes in die Erde um das Loch herum zu stecken, diese oben zusammenzubiegen und das Ganze mit mehreren Lagen grünen Geästes zu bedecken. In den gebirgigen Gegenden findet man auch Schutz in den natürlichen Höhlen.



Abb. 8. Australierin mit Schmucknarben
(Ethnographisches Museum, Leiden)

Eine Kleidung gibt es bei vielen Stämmen überhaupt nicht, bei anderen ist sie ganz mangelhaft entwickelt und besteht in einem wenige Zoll großen Stück Opossumfell, das um die Hüften geschlungen wird, oder in einem Bauchring aus Menschenhaar, an dem in der Mitte höchstens noch eine Muschel hängt; gelegentlich besteht sie

auch in einem winzigen Schürzchen aus Menschen- oder Tierhaar, oder aus Emufedern, Gras oder Bast; in Nordaustralien kommen auch Rindengürtel vor. Vielfach findet diese Bekleidung auch nur bei den Korroborietänzen Verwendung. In den Gegenden, wo das Klima einem Wechsel unterworfen ist, werden zum Schutze gegen Kälte größere Mäntel aus Känguruh- oder Opossumfell oder Matten getragen. Männer pflegen im allgemeinen häufiger nackt einherzugehen als Frauen.

Sehr verbreitet ist unter den Australiern die Vorliebe für Schmuck, und zwar beim männlichen Geschlecht in höherem Grade als beim weiblichen. Haut und Haare werden zunächst durch Färbung verschönert. In Rot, seltener in Gelb oder Weiß gehaltene Streifen, Ringe oder Figuren bedecken vielfach die Körperoberfläche. Dazu treten Schmucknarben, breite, quer über Brust und Bauch, seltener über die Schulter, den Oberarm usw. verlaufende, reliefartig hervortretende Stränge oder wulstartig in Mustern angeordnete Striche, die aus Einritzungen der Haut mit scharfen Muscheln oder Steinsplittern, neuerdings auch mit Glasscherben, und durch Einreiben der Wunde mit Lehm oder Schlamm hervorgegangen sind. Diese Narben dienen in erster Linie zur Verschönerung; sie stellen aber auch Merkmale der Trauer über den Tod eines Angehörigen oder Alters- (Mannbarkeits-) und Rangabzeichen vor (Abb. 8).

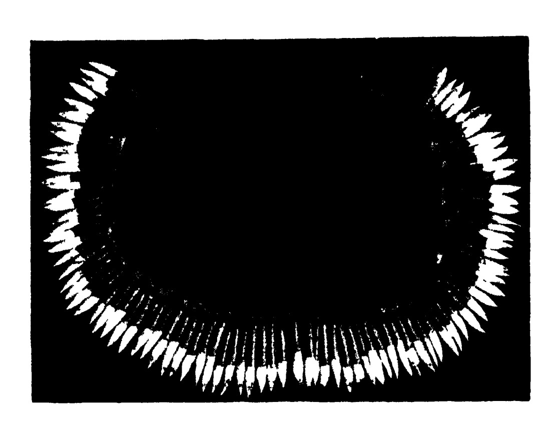


Abb. 9. Halsschmuck der Australier aus Känguruhzähnen, Westvictoria

Das Kopfhaar wird von den Australiern zumeist in natürlichem Zustande getragen und fällt dann bei Gebrauch von Ockerbrei in handlangen, kleinfingerdicken Zotten herab; bei anderen Stämmen wird es kürzer geschnitten, stellenweise auch ausgerupft, bei noch anderen chignonartig aufgebaut. Zum Festhalten der Haare dienen Stirnbinden (chilara) und aus Menschen- oder Opossumhaar ge-

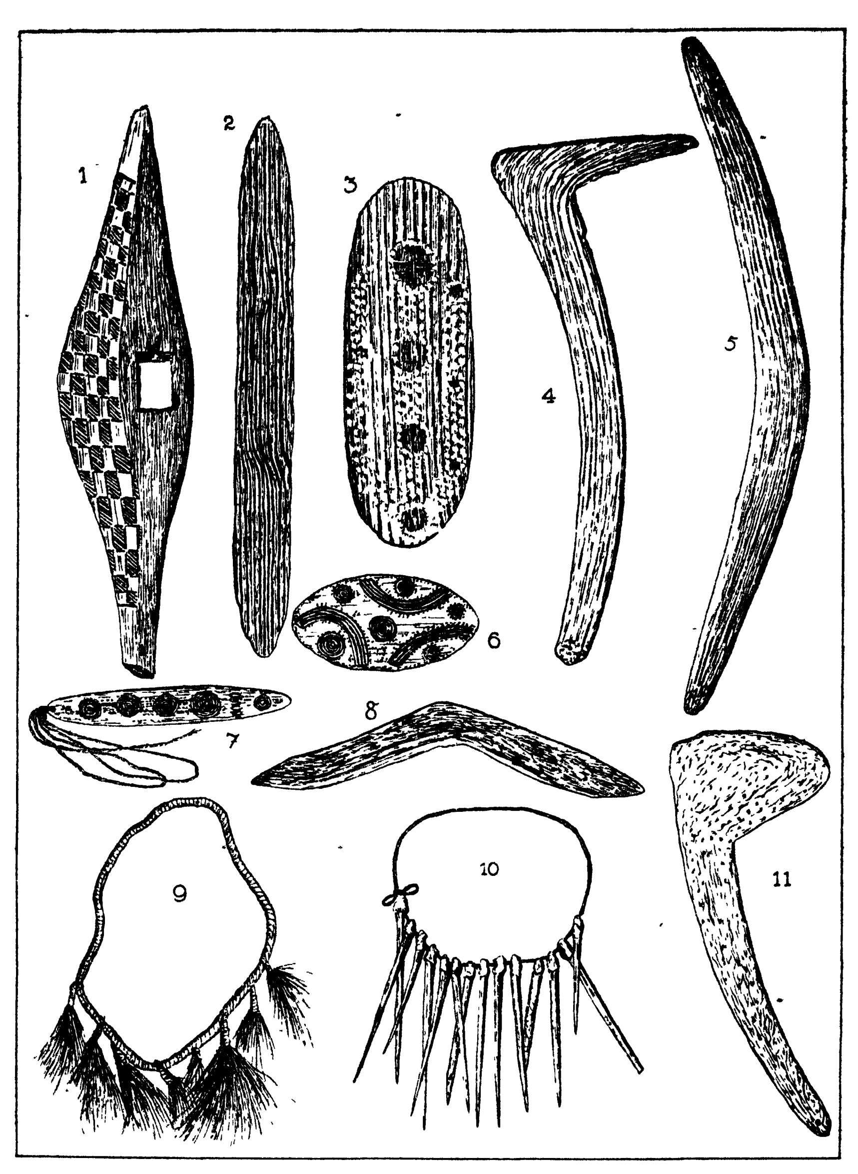


Abb. 10. Waffen und Schmuck der Australier: 1 und 2 Schilde, Yarra Yarra River, Victoria, 3 Schild mit Kerben zum Feuersägen, Zentralaustralien, 4 Bumerang (ilbagatagata) der Weiangara, Westaustralien, 5 Bumerang (witjawitja), Aranda, Zentralaustralien, 6 Seelenstein der Wildkatzenmänner, Totem der Aranda, Zentralaustralien, 7 Schwirrholz der Aranda (Tschuringa), Zentralaustralien, 8 Bumerang, Westaustralien, 9 Frauenschmuck (kanta) mit Rattenschwänzen, 10 Zauberschmuck (ntjalla) aus Knochen, Aranda, 11 Wurfkeule, Darwin River (1—8 und 11 etwa 1/11 n. Gr., 9 und 10 etwa 1/7 n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

Erklärung der Abb. 11

1 Speerschleuder, Nordaustralien, 2 Speerschleuder, 3 Speerschleuder, Queensland, 4 Speerschleuder, 5 Speer mit Widerhaken aus Knochen, Nordaustralien, Kap York, 6 Speer mit Quarzspitze, 7 Speer mit eingekitteten Quarzsplittern, 8 Speer mit Holzspitze, Westaustralien, 9 Fischspeer mit Rochenstacheln, Australien, 10 Zauberholz, Zentralaustralien, 11 Feuerzeug, Zentralaustralien, 12 Keule, Port Makai, Queensland, 13 Keule, Victoria, 14 Steinbeil aus Granitstück, das mit Grasbaumharz am Stiel befestigt ist, Westaustralien, 15 Messer aus Quarz mit Griff aus Grasbaumharz, Zentralaustralien, 16 Säge aus Quarzstücken, wie oben, Westaustralien, 17 Schaber aus Muschelschale, wie oben. Westaustralien

(1—4, 9, 12 und 13 1/10 n. Gr.; 5—7 1/6 n. Gr; 8, 10, 11, 14—17 1/8 n. Gr.)

(Lindenmuseum, Stuttgart)

---

flochtene Schnüre. Als Kopfputz finden Schwanzbüschel von kleinen Tieren, Känguruhzähne, Muschelschalen u. a. m. Verwendung (Abb. 9 und 10, Fig. 9). Fast überall verbreitet und beliebt ist der Nasenschmuck: Holzstäbchen (Abb. 1), Federn oder verzierte Tierknochen, welche durch die bereits im frühen Kindesalter durchbohrte Nasenscheidewand gesteckt werden. Stellenweise besteht auch die Unsitte, Kindern im zarten Alter die Nase noch platter zu drücken, als sie schon ist, auch dieses aus Schönheitsrücksichten. Um den Hals und über der Brust trägt man Haarschnüre oder Ketten aus aufgereihten Pflanzensamen, Zähnen, Knochen (Abb. 10, Fig. 10), Muscheln, Schneckengewinden, Grashalmen oder Rohrstückchen, und um die Arme spiralige oder ringförmige Bänder aus geflochtenen Pflanzenfasern (Rotang). Die schon erwähnten Gürtel, im besonderen die Schamschürze, haben bei den Australiern weniger die Bedeutung von Kleidungsstücken als vielmehr von Schmuckgegenständen.

In ihrer Nahrung sind die Australier nicht wählerisch. Da sie weder Ackerbau noch Viehzucht kennen, so sind sie darauf angewiesen, sich als Jäger oder Fischer den Lebensunterhalt zu verschaffen.

In den regenlosen Gebieten oder zur Zeit der Dürre bilden die Erträgnisse der Jagd ihre Hauptkost. Außer den obenerwähnten Saugetieren sind es Vögel, Eidechsen, Schlangen, Fische, denen man nachstellt; mit besonderer Vorliebe werden auch Insektenlarven, Käfer, Fliegen und Heuschrecken genossen; selbst fette Erde findet als Genußmittel Beifall. Daneben bietet auch die Pflanzenwelt eine reiche Ausbeute, Sämereien, Fruchtkerne, Fruchthüllen, Blatttriebe, vor allem aber Wurzeln (hauptsächlich Yam), welche die Frauen mit Grabstöcken aus der Erde heben, ferner Flechten, Pilze usw. — Eigenartig ist das Garkochen der Tiere. In einer großen Grube werden trockenes Reisig und Bast angehäuft, darüber wird ein Gerüst von Holzknüppeln gelegt, auf dieses wiederum kommen

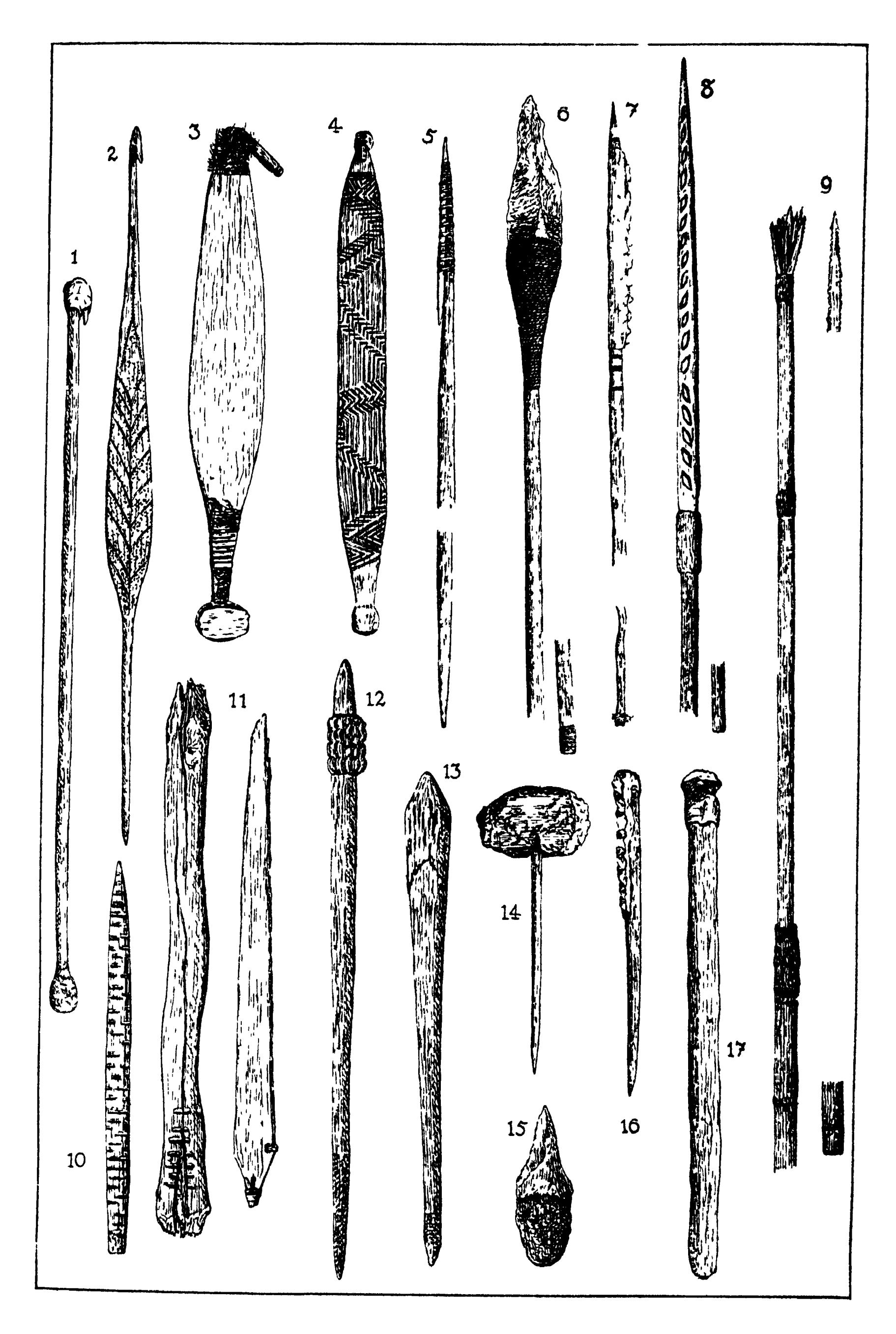


Abb. 11. Waffen und Gebrauchsgegenstände der Australier

faustgroße Steine zu liegen, und schließlich wird das Ganze angezündet. Wenn die Steine heiß geworden sind, wird mit ihnen die Leibeshöhle der ausgenommenen größeren Tiere angefüllt, diese sodann in die heiße Aschenglut und zwischen die übriggebliebenen erhitzten Steine verscharrt und schließlich das Ganze, um die Hitze nicht entweichen zu lassen, mit Blättern und Erde zugedeckt. Kleinere Tiere sowie Wurzeln und Knollen, sofern man diese nicht schon in rohem Zustande genießt, werden ebenfalls in heißer Asche oder auf glühenden Kohlen am Lagerfeuer gargekocht bzw. geröstet. Sämereien werden zerrieben, mit Wasser zu Brei angerührt und entweder so genossen oder über heißer Asche zu kleinen Broten verbacken. — Das zum Kochen und Rösten erforderliche Feuer wird auf zweierlei Weise gewonnen: durch Bohren bzw. Quirlen und durch Reiben. Im ersten Falle wird ein hölzerner Stab senkrecht zu einer auf dem Boden ruhenden Unterlage aus dem gleichen Material in einem darin befindlichen Loche mit den Händen in quirlende Bewegung gesetzt (Abb. 11, Fig. 11); bei dem zweiten, allerdings viel umständlicheren Verfahren wird ein Stuck harten Holzes, zumeist ein Bumerang, mit der Kante quer über einer Kerbe, die man auf einem weichen Holze — ein Schild dient dazu (Abb. 10, Fig. 3) — geschnitten hat, hin und her bewegt. Die bei diesen Manipulationen abspringenden glimmenden Holzteilchen werden mit Zunder aufgefangen und durch Hinzufügen von trockenem Gras zu einem offenen Feuer entflammt.

Die Hauptbeschäftigung der Australier bildet die Jagd, vor allem auf Beuteltiere. Auf diesem Gebiete bekunden sie eine scharfe Beobachtungsgabe und eine ungemein große Fähigkeit im Aufspüren und Überlisten des Wildes.

Mit großem Geschicke verstehen sie sich darauf, der Fährte des Wildes nachzugehen, sich wie ein Raubtier an dasselbe heranzupürschen, um es sodann aus unmittelbarer Nähe mit dem Wurfspieße zu erlegen. Wenn der Wind ungünstig steht, beschmieren sich gewisse Stämme Südaustraliens, wie Eylmann beobachtete, mit Schlamm, um der Witterung des Wildes vorzubeugen, oder wenn es an Deckung fehlt, bedecken sie ihren Körper mit einem stark beblätterten Zweige; bei der Jagd auf Schwimmvögel gehen sie bis an den Hals ins Wasser und hüllen das Haupt in Schilf. Unterirdisch lebende Tiere werden entweder durch Grasbrand aus ihrem Bau vertrieben oder einfach mit dem Grabstock ausgehoben. Federvieh wird mit leichten Speeren oder Wurfkeulen erlegt. Ein steter Begleiter ist dem Australier der Dingohund, an dem er mit großer Liebe hängt. Ganz klein werden diese Tiere von ihm eingefangen und mit Sorgfalt aufgezogen, wobei die Frau nicht selten, wenn sie gerade ein Kind nährt, auch dem Hunde die Brust reicht. — In wasserreichen Gegenden liegen die Eingeborenen auch der Fischerei ob. Die Fische werden im seichten Wasser entweder mit der Hand direkt ergriffen oder mit einem flachen Gegenstand (Schild, Mulde u. ä. m.) aufs Trockene geschleudert; gelegentlich werden sie auch durch Speere erlegt. In tieferen Gewässern benutzt man zum Fischfang Schlepp- oder Stellnetze; auch Hürden und Dämme werden errichtet, um der Fische habhaft zu werden. In einzelnen Gegenden Südaustraliens sind auch aus Knochen oder Holz gearbeitete Angelhaken bekannt.

Die Waffen der Australier sind ganz einfacher Natur und vorwiegend aus Holz gearbeitet. Am verbreitetsten sind von den Fernwaffen über 2 m lange (in Victoria bis zu 5 m beobachtete) Wurfspeere, die mit einer eigenartigen Vorrichtung, dem Wurfbrett oder der Speerschleuder (Wumerra), geschleudert werden. Dieses ist ein $^{1}/_{2}$—$^{2}/_{3}$ m langes, flaches oder leicht ausgehöhltes Brett, dessen hinteres Ende sich zu einem Handgriff zu verschmälern pflegt (oder in Nordaustralien auch ein dünner, in der Gegend des Griffes verbreiterter Stab) und stets einen entweder aus dem vollen geschnitzten oder künstlich aufgesetzten schrägen Haken oder Dorn (Känguruhzahn) trägt (Abb. 11, Fig. 1, 2, 3, 4). Man bezeichnet diese Vorrichtung, bei deren Gebrauch der Speer auf den hervortretenden Dorn des Geräts gesetzt wird, als männliche Speerschleuder im Gegensatz zu der weiblichen, bei der das Wurfbrett am Ende eine Aushöhlung zur Aufnahme des Speerschaftes besitzt (Melvilleinsel). Im nordwestlichen Queensland begegnet man vereinzelt auch dem Schleuderstrick. Im übrigen herrscht hinsichtlich des Formenreichtums der Wurfbretter eine ziemliche Mannigfaltigkeit. Das Wurfholz, auf welches der zu schleudernde Speer zu liegen kommt, gibt diesem einmal eine sichere Richtung an und verstärkt zum anderen, wohl infolge von Hebelwirkung, die Schleuderkraft des Armes. Mittels dieser Vor-

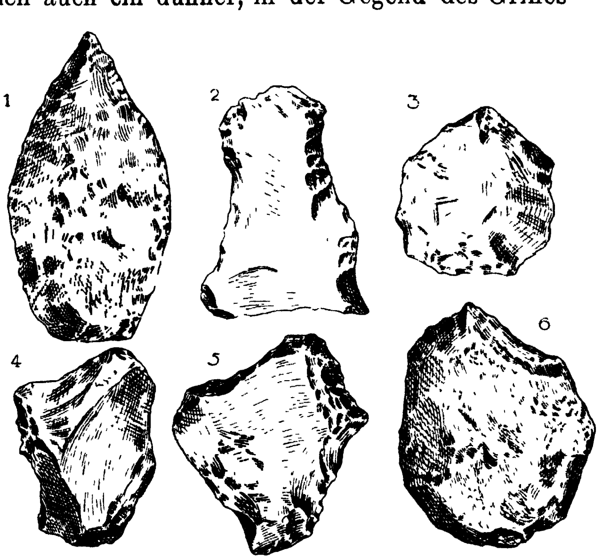


Abb. 12. Steinwerkzeuge: 1 Blattförmige Speerspitze, Nordaustralien, Gegend von Port Darwin, 2 Doppeltkantenschaber mit beginnender Umbildung in einen Hohlschaber, Südaustralien, 3 Kleines Universalinstrument, Australien, 4 Kleines Universalinstrument, Tasmanien, 5 Doppelthohlschaber mit feiner Retuschierung der Spitze und der seitlichen Vertiefungen, Tasmanien, 6 Doppelthohlschaber mit schräggestellter Spitze, Tasmanien (Nach Klaatsch)

richtung sind die Australier imstande, bis zu 50 und selbst bis zu 70 m zu werfen. Die Speere sind entweder aus einem Stücke gearbeitet oder zusammengesetzt (Abb. 11, Fig. 7—9). Den Schaft bildet in diesem Fall ein Stück Rohr oder Holz, die Spitze ein Steinsplitter oder ein zugespitztes Stück Holz. Im Südosten und Norden sind die Spitzen mit einer Widerhakenreihe besetzt. Die leichten Speere dienen zur Jagd, die schwereren zum Kampfe. — Ein anderes, für die Eingeborenen Australiens recht charakteristisches Wurfgerät ist der Bumerang, eine schmale, flache, etwa 3/4 m lange Holzlatte, die in einer Ebene bald nach Art einer Sichel, bald zu einem Knie mit mehr oder weniger offenem Winkel gebogen ist und auf der einen Fläche gewölbt erscheint, auf der anderen aber den Drall besitzt (Abb. 10, Fig. 4, 5, 8). Das Wort Bumerang ist entstanden aus einer Verwechslung mit Wummera, es kommt in den australischen Sprachen nicht vor; hier heißt das Werkzeug Wonguim, Wongal, Wirra, Wunna, Barneget, Kaili u. a. m. Man benutzt den Bumerang zur Jagd auf kleine Tiere, im besonderen auf Vögel.

Die Treffsicherheit ist groß; so sollen die Anwohner des Miklucholfusses imstande sein, in einer Entfernung von noch 200 Schritten damit ein kleines Tier zu erlegen. Der Bumerang wird in der Weise geworfen, daß man ihn mit der rechten Hand erfaßt, als ob man damit haken wollte, in einer ungefähr senkrechten Ebene (die gewölbte Fläche nach links) und mit möglichster Kraft ein wenig über der Horizontalen nach vorwärts schleudert. Man kann dann ungefähr folgende eigenartige Flugbahn beobachten: zunächst fliegt der Bumerang ungefähr 10 m geradeaus, biegt dann aber nach links ab, wobei er gleichzeitig aufwärts steigt, und beschreibt einen nach rechts offenen weiten Bogen bzw. eine Ellipse, um schließlich, wiederum sich senkend, auf den Werfenden scheinbar zurückzufliegen, aber schließlich doch an ihm links vorbeizugehen und etwa wieder 10 m hinter ihm allmählich zu Boden zu sinken (Buchner). Das Merkwürdige besteht also darin, daß dieses Werkzeug, sofern es sein Ziel verfehlt, zum Ausgangspunkte zurückkehrt, wenn es aber trifft, niederfallt. — Neben den als Waffe verwendeten Bumerangs gibt es noch eine breitere Sorte, die sogenannten Spielbumerangs.

Als weitere Angriffswaffe spielen im Leben der Australier die Keulen eine große Rolle, das sind in der Hauptsache glatte, manchmal auch durch Schnitzerei verzierte knüppelähnliche Hölzer mit verdicktem Vorderende. Es lassen sich Schlag- und Wurfkeulen unterscheiden (Abb. 10, Fig. 11 und Abb. 11, Fig. 12 und 13). — Im mittleren Nordaustralien kommen auch Dolche aus Stein vor. — Die einzigen Schutzwaffen, über welche die Australier verfügen, sind die Schilde. Sie treten uns in zwei Formen, je nach dem Zwecke, dem

sie dienen sollen, entgegen, entweder als breite und dabei dünne (aus Rinde angefertigte) Schilde von länglich-ovaler oder rundlicher Form mit Quergriff (von der Nordküste bis ins Innere und südlich bis Victoria verbreitet), die zum Auffangen von Pfeilen Verwendung finden (Abb. 10, Fig. 2 und 3), oder als schmale und gleichzeitig dicke (aus Holz gearbeitete) längliche, an den Enden zugespitzte Schilde (Abb. 10, Fig. 1), mit denen die Keulenschläge abgehalten werden. Die letzteren haben offenbar ihren Ausgang von dem Stock genommen, den der Urmensch im Kampfe gegen seinesgleichen in der linken Hand hielt, um die Schläge des Gegners zu parieren, während seine Rechte die Keule zum Schlagen führte. Die australischen Stockschilde unterscheiden sich von dieser Urform eigentlich nur dadurch, daß der versenkte Längsgriff hinzugetreten ist. Pfeile und Bogen kennen die Australier noch nicht.

Ebenso einfach wie ihre Waffen sind die wenigen Gebrauchsgegenstände der Australier. Wo der Weiße noch nicht hingekommen ist, da leben sie noch vollständig wie einst die europäischen Diluvialmenschen im reinen Steinzeitalter, d. h. sie bedienen sich ausschließlich roh behauener Werkzeuge aus Stein (Abb. 11, Fig. 14, 15 und Abb. 12), sofern neuerdings nicht europäisches Eisen verwendet wird; gelegentlich nehmen diese gefälligere Formen an und sind auf dem Schleifstein geglättet (z. B. in Queensland). Die Werkzeuge bestehen in Beil, Messer, Schaber, Meißel und Säge (Abb. 11, Fig. 16 und 17). Außer Stein, der wie in der europäischen Vorzeit durch Druck und Schlag bearbeitet wird, geben noch Tierknochen, Muscheln und Holz das Material für sie ab. Ihre Formen erinnern an die der paläolithischen Europäer (Abb. 12). Das verbreitetste Werkzeug ist das Beil; man benutzt es in erster Linie, um in die zu ersteigenden Bäume Stufen zu schlagen, Bäume zu fällen, sie auszuhöhlen usw. Muschelschalen finden Verwendung zum Schneiden der Rinde und der Haare, sowie zum Einritzen der Schmucknarben. Aus den Röhrenknochen des Känguruhs und des Emus werden Ahlen angefertigt. Aus Holz endlich bestehen die schon erwähnten Grabstöcke und Mulden, die im Haushalte zur Aufbewahrung von Lebensmitteln und Sämereien Verwendung finden. Im übrigen bedient man sich zu dem gleichen Zweck auch gewölbter Rindenstücke. Tongefäße sind den von westlicher Kultur noch unberührten Australiern unbekannt.

Die Kunstfertigkeit der Australier ist nur gering; eine höhere Technik geht ihnen vollständig ab. Ihre Fähigkeit beschränkt

sich, abgesehen von der Herstellung der geschilderten Waffen und Werkzeuge, auf das Flechten einfacher Körbchen aus Binsenhalmen (Abb. 13) sowie auf das Knüpfen von Fäden, Stirnbinden, Fransen, Netzbeuteln und Fischnetzen, die man teils aus menschlichen oder tierischen Haaren, teils aus pflanzlichen Stoffen, wie Stengeln, Blättern, Fasern, Rinde u. dgl., herstellt. Ihren Sinn für Schönheit bekunden sie in dem Bemalen und Einritzen von Schilden, Bumerangs, Speerschleudern, Schwirrbrettern, Seelenhölzern u. a. m.

Wasserfahrzeuge sind den Australiern im Südwesten und im Innern Australiens zurzeit überhaupt noch nicht bekannt, im Nordwesten kennt man nur Flöße. An Booten lassen sich zwei Typen unterscheiden: Rindenboote und Einbäume. Erstere finden sich vorwiegend in Victoria, Neusüdwales, Queensland, am Adelaidefluß und an der Coburg-Halbinsel; die letzteren herrschen an der Kap-York-Halbinsel und in Neusüdwales vor. Die Rindenboote sind aus einem einzigen, selten aus zwei oder drei Streifen Rinde mit Bambusstreifen zusammengenäht (Abb. 14). Zum Ausschöpfen des Wassers dienen große Muscheln und Schnecken, als Ruder Mangrovenstöcke mit einem breiten Ende als Ruderblatt. Einbäume kommen mit und ohne Ausleger vor; erstere finden sich sporadisch im Norden und im Südosten, letztere beschränken sich auf die Kap-York-Halbinsel; sie haben im Südosten einen, im Norden zwei Ausleger. Die Rindenboote und wohl auch die einfachen Einbäume sind sicher altes einheimisches Kulturgut der Australier, dagegen sind die Auslegerboote vom Norden her, von Neuguinea eingeführt worden. — Neben den geschilderten Booten kommen auch einfache Flöße vor, aus Mangrovestämmen, die an dem einen Ende zusammengebunden sind, so daß sie an dem andern auseinandergehen und eine breitere Tragfläche darbieten.

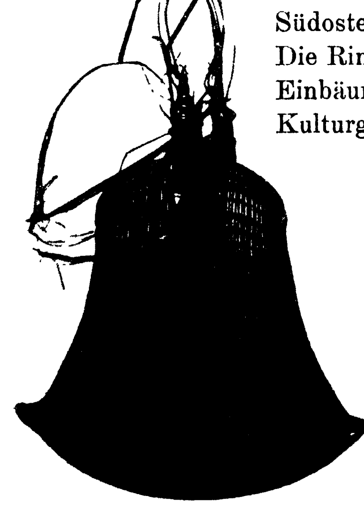


Abb. 13. Korb aus Queensland (Museum für Volkerkunde, Berlin)

Wenngleich die Australier in losen Stammesverbänden leben, so weisen alle völlig autonomen Untergruppen doch bereits alle Merk-

male einer politischen Organisation auf. Die Horden bilden nämlich keineswegs eine völlig homogene Masse von lauter gleichwertigen und daher auch gleichberechtigten Menschen, sondern es sind unter ihnen bereits Ansätze von Klassengegensätzen vorhanden. *Zunächst besteht* eine soziale Ungleichheit schon zwischen *den beiden Geschlechtern,* insofern jedem Geschlecht sein ganz *bestimmtes Arbeitsgebiet* zugewiesen ist. Während die Frau mit dem Ausgraben von Wurzeln und Einsammeln von Früchten, dem Schleppen von Lasten während der Wanderung, Instandsetzen und Abbrechen der Lagerplätze, der Herbeischaffung von Wasser und Brennholz, also mit niederen Verrichtungen beschäftigt ist, liegt dem Manne die an-

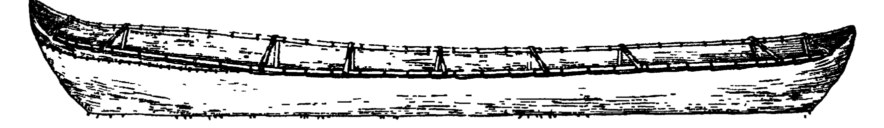


Abb. 14. Rindenboot des Anulastammes

strengende Beschäftigung der Jagd, in wasserreichen Gegenden auch des Fischfangs, sowie die Herstellung der dazu erforderlichen Waffen und sonstigen Gerätschaften ob. Außerdem ist es ihm allein erlaubt, an den vielen Zeremonien und Kulthandlungen aktiv teilzunehmen, während die Frau ängstlich davon, im besonderen von der Anwesenheit bei den Geheimkulten, ferngehalten wird und ihre etwaige Neugierde unter Umständen mit dem Tode büßen muß. Der Mann ist also bei den Australiern sichtlich besser gestellt als die Frau, woraus aber nicht gefolgert werden darf, daß deren Los das einer Sklavin wäre. — Noch deutlicher zeigt sich die soziale Ungleichheit bei den älteren Männern im Gegensatz zu den jüngeren Geschlechtsgenossen (mannbaren Männern). Das gesetzte Alter erfreut sich vermöge seiner größeren Erfahrung und Kenntnisse bedeutender Achtung und Ehrerbietung und genießt infolgedessen auch besondere Vergünstigungen auf dem Gebiete der Ernährung (weniger strenge Speiseverbote) und der Beschaffung von Frauen. Vielweiberei ist das Vorrecht der älteren Männer. Infolge des dadurch bedingten Mangels an Weibern und der durch die Einrichtung der exogamen Heiratsgruppen hervorgerufenen Beschränkungen bleiben die jungen Männer längere Zeit nach ihrer Reife unbeweibt oder leben mit älteren Frauen zusammen, die ihnen entweder von Verstorbenen ver-

erbt (Leviratsehe) oder von den älteren Männern freiwillig überlassen werden. Als weiterer Faktor der innerhalb der Horde begründeten Ungleichheiten, die zu einer ungleichen Verteilung der Macht führen, kommen die Unterschiede der Persönlichkeit hinzu; es finden sich unter den Mitgliedern allerlei Individuen, die sich durch besondere Fähigkeiten und Leistungen vor ihren Gruppengenossen hervortun, erhöhtes Ansehen genießen und somit zu einer bevorzugten gesellschaftlichen Stellung gelangen (vor allem die Häuptlinge und Zauberer). — Aus diesen sozialen Ungleichheiten des Geschlechtes, des Alters und der Persönlichkeit hat sich nun eine politische Organisation herausgebildet, und zwar nach drei Richtungen hin: die Autorität des reiferen Alters führte zu einem Ältestenrat, das Vorherrschen einzelner hervorragend begabter Persönlichkeiten zur Einrichtung des Häuptlingswesens und das Übergewicht des männlichen über das weibliche Geschlecht zu Ansätzen einer Art von Volksversammlung (Knabenhaus).



Abb. 15. Auf dem Rücken eines Mannes eingeschnittenes Totemzeichen, Insel Badu

Neben diesen gesellschaftlichen Vereinigungen gibt es innerhalb der einzelnen Stämme noch andere soziale Gliederungen. Entweder zerfällt die Bevölkerungseinheit, also der Stamm stets in eine Reihe voneinander getrennt lebender totemistischer Sonder- oder Untergruppen. Die Mitglieder derselben führen gleichsam als ihr Wappen ein Tier, eine Pflanze oder einen anderen Naturgegenstand, glauben mit diesem ihrem Totem in einer gewissen mystischen Beziehung zu stehen, von ihm auch abzustammen (Abb. 15 und 16). Daher dürfen sie in der Regel, sofern ein Tier in Betracht kommt, dasselbe selbst nicht töten, auch nicht von ihm oder einer etwaigen Pflanze essen. Im Gegenteil, jede totemistische Gruppe muß durch Zauberhandlungen dafür Sorge tragen, daß die betreffenden Tiere oder Pflanzen sich vermehren, die betreffenden Naturgewalten (z. B. Regen, Wind) in Tätigkeit treten u. ä. m. Die totemistischen Gruppen scheinen einen religiösen Ursprung zu haben. Mit ihnen ist die sogenannte totemistische Exogamie sowie das Vaterrecht verknüpft. Die Männer einer Gruppe dürfen ihre Weiber nicht aus demselben Stamme nehmen, sondern müssen sie sich in einem anderen

suchen, und die Kinder sind stets zur Gruppe des Vaters zu rechnen. Den vaterrechtlichen exogamen Totemismus trifft man in Australien mehr oder weniger rein an der Südost- und Südküste, sowie im nördlichen Teile des Northern Territory an, wo er allerdings mit einer anderen sozialen Einrichtung, mit dem Zweiklassensystem verschmolzen ist. Bei diesem zerfällt die Stammeseinheit in zwei Hauptabteilungen (Phratrien), und jede dieser Stammeshälften wieder in zwei, fünf und acht Heiratsklassen. Angehörige derselben Hauptabteilung des Stammes und derselben Heiratsklasse dürfen miteinander auf keinen Fall eine Ehe eingehen, sondern diese ist nur zwischen Angehörigen zweier bestimmter Klassen des Stammes erlaubt; es besteht also Exogamie. Dabei aber wohnen stets Angehörige eines Stammes innerhalb einer und derselben Siedlung zusammen. Den Kernpunkt des mutterrechtlichen Zweiklassensystems bildet das Innere Australiens; es scheint von Norden aus vorgedrungen und sich über den ganzen Erdteil verbreitet zu haben.

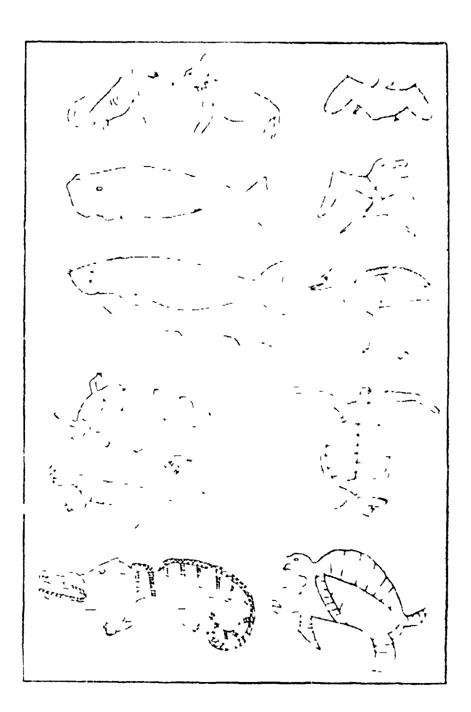


Abb. 16. Totemzeichnungen der Torresstraße-Insulaner

Eigenartig ist das durch diese Verhältnisse bedingte Verwandtschaftssystem der Australier. Die Grade der Verwandtschaft werden nicht nach unseren Grundsätzen bestimmt und bezeichnet, sondern der Australier wendet für eine ganze Reihe von Verwandten, die derselben bestimmten Verwandtschaftsklasse angehören, denselben Ausdruck an, ähnlich wie wir für verschiedene Personen wie Vaters und Mutters Bruder, Ehegatten der Geschwister der Eltern usw. den gemeinsamen Ausdruck Onkel gebrauchen. Der Australier besitzt kein eigenes Wort für Vater in unserem Sinne, d. h. Erzeuger, sondern er bezeichnet mit einem gemeinsamen Ausdruck nicht nur diesen, sondern auch die Brüder des Vaters, die Söhne der Brüder des Großvaters, die Ehegatten der Geschwister

der Mutter und eine ganze Reihe entfernterer Verwandter mehr. In der gleichen Weise bezeichnet er und redet er als Mutter an die eigentliche Mutter, ihre Schwestern, die Frauen der Brüder des Vaters und andere weibliche Personen mehr. Dabei macht der Australier aber äußerlich doch einen Unterschied zwischen seinem eigentlichem Vater bzw. seiner Mutter und anderen Personen, die er ebenso anredet, geradeso wie wir Vettern ersten, zweiten und dritten Grades unterscheiden, wenngleich wir sie alle in der gleichen Weise benennen.

Die unter den Australiern übliche Eheform ist die Vielweiberei; im Durchschnitt zwei bis drei Frauen, je nachdem ein Mann mehr oder weniger ernähren kann. Dem Mann liegt die Versorgung des Weibes mit den Erträgen der Jagd ob, während umgekehrt das Weib für ihn pflanzliche Nahrungsmittel besorgen muß; daher kann sich ein vorzüglicher Jäger mehr Weiber leisten.

Die Ehe kommt meistens durch Vereinbarung zustande.

Eine merkwürdige Eheform kommt unter den Australiern vor, die sogenannte Piraûru-Ehe, eine Art Gruppenehe. Bei ihr sind eine Anzahl von Personen beiderlei Geschlechtes zu einer Gemeinschaft vereinigt, deren männliche Mitglieder das Recht besitzen, mit einer größeren oder geringeren Anzahl weiblicher Mitglieder geschlechtlichen Verkehr zu unterhalten. Die Ansicht, daß es sich hierbei um Überreste eines ursprünglichen schrankenlosen Geschlechtsverkehrs handeln mag, ist nicht von der Hand zu weisen.

Ebenso wie ihre stoffliche Kultur ist auch die geistige Kultur der Australier eine recht primitive. Wenngleich uns eingehendere Beobachtungen über ihre Religion fehlen, so wissen wir doch das eine, daß bei ihnen noch der Seelenglauben in seiner ursprünglichen Auffassung besteht, dahingehend, daß über den ganzen Verbreitungsbezirk der einzelnen Stämme bestimmte Örtlichkeiten vorhanden sind, an denen ihre Vorfahren in die Erde eingingen, d. h. verstorben sind, ihre Seelen sich also aufhalten. Fast immer sind es Felsen oder größere Steine, auch Bäume und gelegentlich auch Wasserlöcher, an denen man sich diese mythischen Ahnenseelen wohnend denkt und sie auf das Geschick ihrer Angehörigen oder Stammesgenossen einen Einfluß ausüben läßt. Daher besteht eine große Furcht vor den Abgeschiedenen; ihre Namen werden nur mit Scheu genannt. Eine große Rolle spielt deshalb das Zauberwesen; man glaubt dadurch diese Ahnenseelen gutstimmen und Unheil von sich abwenden zu können (Abb. 11, Fig. 10). Es gibt zu diesem Zwecke mysteriöse feierliche Handlungen, deren Geheimhaltung allen Teilnehmern zur strengen Pflicht gemacht ist; daher wissen wir über sie nur wenig.

Ahnenbilder kennen die Australier noch nicht; dafür besitzen sie aber persönliche Seelensteine oder Seelenhölzer (Abb. 10, Fig. 6), die deren Stelle vertreten, als sichtbare Verkörperung der Seelen Abgeschiedener angesehen werden und sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben. Es sind dies flache, länglich ovale oder rundliche Steine, öfters mit eingeritzten gradlinigen oder krummen Zeichnungen bedeckt, seltener ebenso geformte Holzbretter. Je mehr ein Stamm solcher Seelensteine bzw. Hölzer besitzt, um so mehr erfreut er sich des Schutzes der in ihnen verkörperten Seelen, um so mehr haben seine Mitglieder Glück bei ihren Unternehmungen, wie Jagd und Krieg. — Mit dem Seelenglauben hängt auch die Bedeutung eines über ganz Australien verbreiteten, höchst merkwürdigen Gerätes zusammen, das ein Seelenholz in anderer Aufmachung vorstellt, des Schwirrholzes (Tschuringa). Es ist dies ein oval zugeschnittenes, mit eingeritzten Zeichnungen und Mustern (konzentrischen Kreisen, Spiralen, Ellipsen, Schlangenlinien usw.) versehenes flaches Holzbrettchen, das an einem Ende durchlocht ist und durch eine angebundene Schnur nach Art der Waldteufel unserer Kinder in eine drehende Bewegung versetzt wird und dabei ein brummendes oder schwirrendes Geräusch von sich gibt (Abb. 10, Fig. 7). Es findet ausschließlich bei der Vornahme heiliger Handlungen Verwendung, vor allem bei den sogleich zu besprechenden Jünglingsweihen. Sein weithin vernehmbares Gesumme soll den Weibern und Kindern kundtun, daß sie sich von den beginnenden religiösen Handlungen fernzuhalten haben, und ihnen Furcht und Grauen einflößen; dabei wird ihnen vorgeredet, daß sie in diesem Ton die Stimme des Geistes vernehmen. Auch bei Regenzeremonien findet das Schwirrholz Verwendung; man ruft künstlich das Geräusch des Donners damit hervor und hofft durch einen symbolischen Zauber zu erreichen, daß in Wirklichkeit Donner und damit Regen kommen wird. Da das Schwirrholz als Sitz des Ahnengeistes (besonders in Zentralaustralien) gedacht wird, so glaubt man folgerichtig auch, daß eine Frau, die dasselbe berühre, dadurch schwanger werde, insofern der in dem Holz befindliche Kindeskeim (ratapa) in ihren Leib einzieht. Ähnliche Vorstellungen hat man von den sonstigen Aufenthaltsorten der Ahnengeister, wie Felsen, Bäumen, Wasserlöchern: wenn eine Frau an ihnen vorbeigeht oder in den Tümpeln badet, geht der Ahne auf sie über und wird zu einem neuen Menschen. Die Australier kennen nämlich vielfach noch nicht den Zusammen-

hang zwischen geschlechtlicher Beiwohnung und Empfängnis; sie meinen nur, daß erstere letztere vorbereite.

Unter den feierlichen Gebräuchen erfreuen sich einer großen Bedeutung und Verbreitung die Jünglings- oder Reifeweihen (Pubertäts- oder Initiationsfeiern).

Die männliche Bevölkerung der australischen Eingeborenen gliedert sich in vier voneinander geschiedene Altersklassen: in die

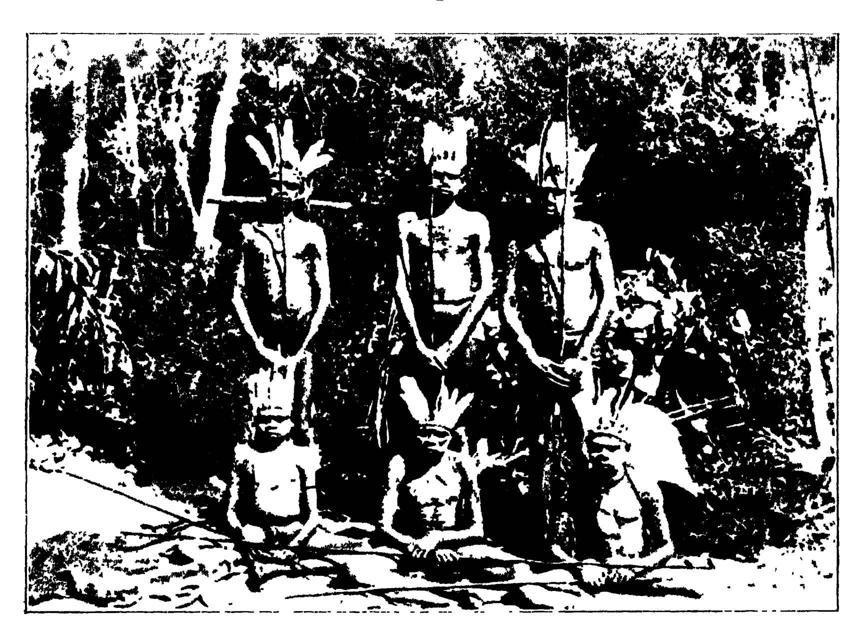


Abb. 17. Australische Knaben mit Bemalung und Schmuck, die sie bei der Vornahme der Initiationsriten tragen

unreifen Knaben (bis zur Reife mit zwölf bis vierzehn Jahren), die mannbaren Jünglinge (unverheiratete Leute im Alter von vierzehn bis etwa zwanzig Jahren), die jungen Männer (Verheiratete bis etwa vierzig) und die alten Männer. Der Aufstieg in eine höhere Stufe bringt jedesmal ein höheres Ansehen sowie neue Rechte, gleichzeitig aber auch neue Pflichten mit sich. Am ausgeprägtesten ist der Fortschritt beim Übergang von der ersten zur zweiten Altersklasse, weil damit eine Aufnahme der unmündigen Kinder in die Gesellschaft der erwachsenen Männer verbunden ist, die das Recht der Teilnahme an heiligen Handlungen, an öffentlichen Versammlungen, an der Jagd, dem Krieg und anderen Vorrechten mehr mit

sich bringt. Indessen findet die Aufnahme in die allmächtige Männergemeinschaft nicht so ohne weiteres statt, sondern es gehen ihr vielseitige Vorbereitungen voraus, die sich auf Wochen und selbst Monate erstrecken. Das Lebensalter, in dem diese Reife- oder Pubertätsweihen (Initiationsriten) vor sich gehen, ist kein einheitliches — bald werden ihnen die Knaben schon mit sieben bis acht, bald wieder erst mit sechzehn Jahren unterzogen —; ebensowenig einheitlich ist das Zeremoniell. Gemeinsam ist ihnen, daß sie, wie schon gesagt,



Abb. 18 Schlußzeremonie bei einer Wollunquatotem-Zeremonie des Warramungastammes
(Aus Spencer und Gillen, Central-Australia)

in einen Abschnitt der geheimen Vorbereitungen und in einen sich daran anschließenden der öffentlichen Feiern zerfallen. Bei dem ersten Abschnitt handelt es sich in der Hauptsache um eine Art staatsbürgerlicher Erziehung, besser gesagt, um eine Zucht der bis dahin der Milde der Mütter überlassenen, in voller Freiheit dahinlebenden Kinder, die mit der Ablegung verschiedener, an die körperliche und seelische Widerstandsfähigkeit der Knaben große Anforderungen stellender Prüfungen und Mutproben (Hungern, Dürsten, Speiseverboten, Beibringen von Wunden und Ausschlagen von Zähnen) verbunden ist. Hand in Hand mit dieser Erziehung geht ein Unter-

richt auf dem Gebiete des öffentlichen und privaten Lebens, wie in der Geschichte, den Traditionen, Mythen, Legenden, Gebräuchen und Riten des Stammes, sowie in den Geheimnissen des Geschlechtslebens (moralischer Unterricht), ferner im Jagdwesen, Fischfang, *Kanubau und anderen praktischen* Dingen des täglichen Lebens. Diese Vorbereitungen sind mit einem eigenartigen mystischen Geheimnis bekleidet und spielen sich daher an einem verborgenen, den Blicken des weiblichen Geschlechtes entzogenen Platze, meistens im Busche, ab. — Bei der Vornahme der Reifezeremonien werden die Jünglinge beschnitten.

Diese Reifefeiern der Australier setzen sich zumeist aus einer ganzen Reihe von zeremoniellen Handlungen zusammen, die einen langen Zeitraum in Anspruch nehmen. Nach den Einzelheiten, die sich dabei abspielen, und der Zahl der verschiedenen Akte wechseln dieselben von Stamm zu Stamm; besonders groß sind die Unterschiede zwischen den südöstlichen und südlichen Stämmen einerseits und denen im Innern andererseits. Über die letzteren, die besonders umfangreich sind, d. h mit dem zehnten bis elften Lebensjahr einsetzen und erst mit dem fünfundzwanzigsten aufhören, sind wir durch Spencer und Gillen sehr gut unterrichtet. Diese Beobachter unterscheiden vier aufeinander folgende, aber zeitlich weit auseinander liegende Akte der Initiationsfeiern.

Der erste Akt besteht in dem In-die-Luft-Werfen und dem Anmalen der Knaben. Sie werden von den Männern ihres Stammes in die Luft geschleudert und wieder aufgefangen, während die Weiber beständig unter Schwingen der Arme und Ausstoßen bestimmter Laute um die Männergruppen herumtanzen. Darauf erhalten die Knaben eine Bemalung aus breiten, einfachen oder gebogenen dunklen Streifen mit einer gelben oder roten Ockereinfassung, die zumeist althergebrachten Felsenzeichnungen entnommen sind und totemistische Zeichen vorstellen. Bemerkenswert ist dabei, daß diese jedem Knaben von einem Manne angebracht werden, der zu ihm im Verhältnis eines Umbirna, d. h. eines Bruders eines Mädchens steht, das der Knabe später einmal heiraten darf. Durch diese erste Weihefeierlichkeit wird der bisher Ambaquerke genannte Knabe zum Ulpmerka. Darauf folgt die Beschneidung (lartna) der Knaben, die in einer Zirkumzision besteht und durch eine Einführung in die Stammesgeschichte und Stammesmythen eingeleitet wird. Die für Knaben wissenswerten Vorgänge und Persönlichkeiten werden ihnen teils durch bildliche Darstellungen (Umrißzeichnungen) auf dem Erdboden oder durch einen Erdhügel, Einritzungen von Tieren und geometrischen Mustern in die Bäume usw. (Abb. 18 und 19), teils durch Verkleidungen in Emus, Känguruhs, Hunde usw. (Totems), vor Augen geführt. Kurz vor dem Beschneidungsakte werden alle Weiber durch den Ton der Schwirrhölzer, die als der Ruf der Geister ausgelegt werden, entfernt. Die Knaben indessen werden über den wahren Sachverhalt aufgeklärt und darüber belehrt, daß sie dieses Geheimnis keinem weiblichen Wesen je preisgeben und die Schwirrhölzer, die ihnen feierlich überreicht werden, ihnen niemals zeigen dürfen. Nach der mit der Beschneidung verbundenen Bemalung heißen die Knaben

Wurtja; durch die Beschneidung werden sie zu Arakurta. Bis zur Verheilung der Wunde werden sie der Obhut eines männlichen Verwandten anvertraut. Während dieser Zeit bestehen für die weiblichen Angehörigen des gleichen Stammes bestimmte Speiseverbote. Die Knaben werden inzwischen noch dem Kopfbeißen (koporta kakuma) unterworfen. Sie werden dabei mit dem Gesicht nach unten auf den Boden gelegt, und zwei bis drei Männer des Stammes müssen ihnen möglichst kräftig in die Kopfhaut, auch wohl in das Knie beißen, bis reichlich Blut fließt: dadurch sollen Kopf- und Barthaare eine kräftige Anregung zum Wachstum erfahren. — An die Abheilung der Wunde schließt sich (nach etwa fünf bis sechs Wochen) die Subinzision des Gliedes (para ariltha kuma) an, an der nur die Männer, die sich schon jenem Eingriff unterzogen haben, teilnehmen dürfen. Die Harnröhre wird mittels eines Steinmessers von unten her ihrer ganzen Länge nach aufgeschlitzt. Der Knabe wird dadurch aus einem Arakurta zu einem Ertwakurka gemacht und zu den erwachsenen Männern fortan gezählt. Während die Operation vor sich geht, wird dies den Frauen im Weiberlager durch einen lauten Ruf bekanntgegeben; daraufhin bringen sich die Mütter der betreffenden Knaben und Frauen desselben Stammes, die in einem bestimmten Verwandtschaftsverhältnis zu ihnen stehen, tiefe Querschnitte auf Brust und Schultern bei, die später zu Schmucknarben werden. Die Spaltung der Harnröhre, die unter der Bezeichnung der Mikaoperation schon länger bekannt ist, kommt bei den Stämmen im Innern von Queensland, Neusüdwales und Südaustralien vor, greift aber auch weit nach Norden und selbst auf einen großen Teil von Westaustralien über. Früher meinte man, sie würde aus neomalthusianischen Gründen vorgenommen (um Schwangerschaft zu verhüten), aber dem widerspricht doch der Umstand, daß den meisten Australiern der Zusammenhang zwischen Beiwohnung und Empfängnis unbekannt ist, und außerdem die Tatsache, daß sie behufs Verminderung der Nachkommenschaft noch andere Mittel kennen, namentlich die Abtreibung der Frucht und vor allem den Kinds-



Abb. 19 In einen Baumstamm eingeschnittene Zauberfigur, die Weiber und Uneingeweihte nicht ansehen durfen
(Nach Heilborn)



Abb. 20 Korroborietanz

mord, der recht viel betrieben wird. Vielmehr hat es den Anschein, daß der Zweck der Subinzision auf sinnlichem Gebiete zu suchen ist, nämlich in der Absicht, bei dem weiblichen Geschlecht den Geschlechtsgenuß zu erhöhen. Der einzige Nachteil der Operation besteht darin, daß die Männer nach Art der Weiber, in die Knie hockend, urinieren müssen. Den letzten Akt der Knabenweihen bildet die lange und komplizierte Reihe von Zeremonien, die man als Feuerzeremonien zusammenfaßt (ingwurra). In der Hauptsache werden dabei große Feuer angezündet und die Knaben aufgefordert, sich auf die glühende Asche, die allerdings mit grünen Zweigen bedeckt wird, zu legen, zu knieen und hineinzutreten. Bei allen Feierlichkeiten finden Tänze statt.

Die Tänze der Eingeborenen, die Zeugnis von ihrem Frohsinn ablegen, führen die Bezeichnung Korroborie; sie werden stets nach Anbruch der Dunkelheit, zumeist in mondhellen Nächten aufgeführt (Abb. 20 und 21).

In der Hauptsache bestehen sie in bestimmten, sich immer wiederholenden gleichmäßigen Bewegungen der Männer, seltener auch der Frauen, wozu die Zuschauer durch Händeklatschen oder Anschlagen von Bumerangs sowie mit Gesängen den Takt angeben. Die Tänzer, die einen phantastischen hohen Kopfputz tragen und an ihrer Körperoberfläche mit schlangen- oder bumerangähnlichen Figuren geschmückt erscheinen, bewegen sich mit eigentümlich gekrümmten und gleichzeitig gespreizten Beinen und etwas nach vorn gebeugtem Oberkörper in langsamem, stampfendem Schritt auf die Zuschauer zu und wieder zurück; nach einer Pause wiederholt sich das gleiche Schauspiel. Die Korrobories sollen kriegerische Ereignisse aus dem Leben der Eingeborenen, Jagdabenteuer usw. vorstellen. Häufig genug wird durch sie die Sinneslust der Geschlechter angeregt.

An Musikwerkzeugen kennen die Australier nur den Klangstab. Außer mit Tänzen beschäftigen sich die Eingeborenen

noch mit mancherlei Unterhaltungen, wie Kampfspielen, Ringen, Ball- und Speerwerfen, Versteckspielen, Suchen, Raten und vor allem mit Schnur- und Fadenspielen, die wohl kaum als durch Weiße eingeführt, sondern als einheimisch anzusehen sind (sehr verbreitet in Victoria, Nordqueensland, Torresstraße).

Meistens werden durch sie Tiere (Fische, Schlangen, Schildkröten, fliegende Hunde und vor allem Vögel), daneben auch Pflanzen und Gebrauchsgegenstände dargestellt. Manche der Figuren sind ziemlich verwickelt; sie verlangen zu ihrer Herstellung bis zu drei Paar Hande oder erfordern die Zuhilfenahme des Mundes und der Zehen; sie gehen nicht selten durch acht bis neun Stadien durch, ehe die endgültige Figur herauskommt (Abb. 22).

Die Totenbestattung ist ganz verschieden. In Gegenden, die vollig baumlos sind, entledigt man sich der Verstorbenen durch Bestattung. Der Tote wird in große Rindenstreifen eingewickelt und der Kleinheit des Grabes wegen in Hockerstellung in einem röhren- oder schachtförmigen Erdloche beigesetzt. Einzelne Stämme begraben ihre Leichen nicht sofort, sondern trocknen sie zuvor auf rostähnlichen Holzgestellen durch ein längere Zeit darunter zu unterhaltendes schwaches, aber stark rauchendes Feuer aus. Erst dann wird der Tote in der Erde oder auch im Baumgeäst beigesetzt. Gelegentlich kommt der Tote nach dieser Ausdörrung aber noch nicht zur Ruhe, sondern wird in der Hütte wochenlang von den Angehörigen aufbewahrt, manchmal auch auf Wanderungen von Lagerplatz zu Lagerplatz mitgeschleppt. In anderen Gegenden (Westaustralien und Victoria) behält man einzelne Knochen von dem Verstorbenen zurück und trägt sie um den Hals als Amulett. Die



Abb. 21. Zeremoniell bemalte australische Tänzer
(Nach Klaatsch)

Stämme im Norden und Nordwesten kennen fast nur das Baumbegräbnis, weil bei dem meistens felsigen Boden das Schaufeln eines Grabes auf große Schwierigkeiten stößt. Man stellt in dem Geäst eines Baumes eine Plattform aus wagerecht gelegten Ästen und Buschwerk her, legt die Leiche darauf und läßt sie durch die große Trockenheit der Luft zur Mumie werden. Die Knochen werden dann später häufig noch vergraben (Abb. 23). — Die Trauer besteht bei den meisten Stämmen in *Selbstpeinigungen* (Beibringen von Schnittwunden bei den Männern, Abschneiden oder Absengen der Haare bei den Weibern, des Bartes ebenfalls bei den Männern), lautem Klagen und dem Anlegen einer besonderen Tracht (Bestreichen des Körpers mit weißer oder schwarzer Farbe), auch gelegentlich in der Pflicht des Schweigens. Man vermeidet überall, den Namen des Verstorbenen auszusprechen, weil man glaubt, die Toten wünschten, nicht genannt zu werden.

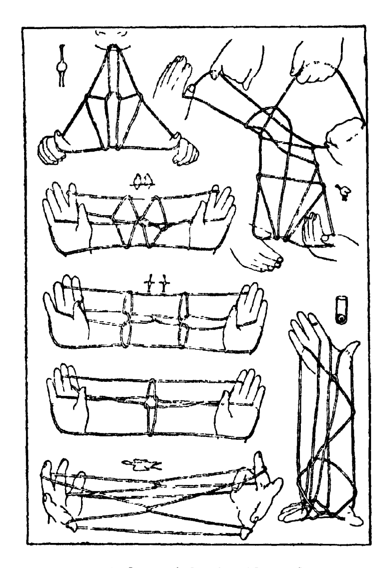


Abb. 22. Fadenspiele der Eingeborenen von Nordqueensland (mit beigegebenen Figuren der dargestellten Vögel) (Nach der Zeitschrift Globus)

Früher wurden die Toten auch verzehrt, denn Menschenfresserei war über ganz Australien allgemein verbreitet, bis die Weißen der Unsitte den Garaus machten, allerdings nicht überall. Der hauptsächliche Grund für den Kannibalismus war ohne Zweifel der Mangel an Nahrung, dann aber auch abergläubische Vorstellungen, wie sie anderwärts der Beweggrund hierfür sind, der Wunsch, durch das Essen von Menschen deren gute Eigenschaften in sich aufzunehmen. Bei vielen Stämmen wurde jede Person verspeist, die gestorben oder getötet worden war; bald verzehrte man die ganze Leiche, bald nur bestimmte Teile. So galt bei den Eingeborenen von Nordqueensland das Nierenfett als ein guter Leckerbissen. In manchen Gegenden Queenslands wurde ein Stammesmitglied, wenn es im Kampfe gefallen war, von seinen Angehörigen verspeist, seine Haut aber getrocknet und als wertvolles Gut aufbewahrt. Einen

erschlagenen Feind verzehrte man wohl auch, aber nur diejenigen durften an dem Mahle teilnehmen, die ihn umgebracht hatten. Anderwärts tötete man böse Zauberer, wusch die Lanze, mit der man dies getan hatte, samt den daran hängenden Fleischfetzen in Wasser ab und trank schließlich diese Brühe, um die Kraft des Getöteten auf sich übergehen zu lassen.

Die australische Kultur macht auf den ersten Anschein *einen durchaus einheitlichen Eindruck*, wenn man von offenkundigen



Abb. 23. Beisetzung der gesammelten Knochen in einem Grabhügel. Warramunga (Nach Spencer und Gillen)

europäischen Einflüssen absieht. Aber bei genauerer Betrachtung stellt sich heraus, daß diese sichtlich uralte Kultur nicht eine einzige Kultur vorstellt, sondern sich aus mehreren Kulturschichten, zum mindesten aus zweien aufgebaut haben muß. Wir verdanken diese Feststellung den scharfsinnigen Untersuchungen F. Gräbners. Diese beiden vermeintlichen Komplexe von Kulturelementen lassen sich bis in ihre Einzelheiten zwar nicht streng voneinander unterscheiden, indessen glaubt Gräbner folgende Merkmale für jeden von ihnen vorläufig festlegen zu dürfen. Der eine Komplex ist gekennzeichnet durch das Vorkommen eolithenähnlich bearbeiteter Steinwerkzeuge ohne Handhabe, roh zugespitzter Speere, einfacher Stab- und Wurfkeulen, des Windschirms als Wohnung, von Körben, die

durch einfach senkrechtes Durchflechten hergestellt werden, das Anbringen von Narben durch Skarifizieren, der andere durch bereits vorgeschrittenere Formen, nämlich durch das Vorkommen von Speeren und Messern mit sägeartigen Schneiden aus angekitteten Steinen, schmalen Parierschilden, des Bumerangs und diesem ähnlicher Flachkeulen, der Bienenkorbhütte, der Spiralwulstkörbe, der filierten Taschen, des Ritus des Zahnausschlagens und des Nischengrabes. Diese Unterscheidung seitens Gräbners soll jedoch keine endgültige sein. Da nun die Merkmale der primitiven ersten Art sich auf Tasmanien am ausgeprägtesten finden, die bereits entwickelteren aber hier nur ganz abgeschwächt vorkommen, andererseits Tasmanien in älteren Zeiten mit dem Kontinente zusammenhing, so können wir mit Fug und Recht annehmen, daß der erste Kulturelementenkomplex mit den allerersten Ansiedlern nach Australien und nach dem damals von ihm noch nicht losgelösten Tasmanien gelangte, hingegen der zweite einer späteren Einwanderung zuzuschreiben ist, als Tasmanien bereits von Australien getrennt war, so daß er nur vereinzelt nach der Insel hinübergriff. Später gesellten sich noch melanesische (Nordosten) und einige malaiische (Norden) Einflüsse hinzu.

II. Tasmanien

Im Süden Australiens liegt die Insel Tasmanien, die, wie die geringe Tiefe der sie vom Kontinente trennenden Baßstraße erkennen läßt, einst mit diesem im Zusammenhang gestanden, aber frühzeitig, d. h. erst nachdem sich die erste Menschenwelle über Australien und einen Teil der im Stillen Ozean liegenden Inselwelt ergossen hatte, von ihm isoliert worden sein muß.

Die ursprünglichen Bewohner Tasmaniens sind seit mehr als fünf Jahrzehnten vollständig ausgestorben; dank der englischen Mißwirtschaft wurde ihnen frühzeitig ein Ende bereitet.

1642 wurde die Insel von dem Holländer Tasman entdeckt und nach seinem Freunde und Gönner, dem damaligen Gouverneur der holländischen Besitzungen im indischen Archipel, der die Reise zur Erforschung der Südküste Australiens ins Leben gerufen hatte, van Diemens Land benannt. Im Jahre 1853 wurde auf Veranlassung von Howr. Richard Dry dieser althergebrachte Namen fallengelassen und dafür die Insel nach ihrem Entdecker Tasmanien benannt, weil die himmelschreienden Verbrechen gegen die Eingeborenen, die in der ganzen Welt bekannt geworden waren, eine Fortführung des bisherigen Namens unmöglich gemacht hatten. Ling Roth und E. Butler haben in langen Kapiteln über die Jagden

berichtet, die einen Hauptsport dieser sogenannten Kulturpioniere bildeten; so wird u. a. berichtet, daß ein Engländer ein Pökelfaß hatte, in dem er alle Ohren der von ihm erlegten Eingeborenen aufbewahrte. Diese Behandlung der Eingeborenen hatte ihre restlose Ausrottung zur Folge: im Jahre 1854 konnten ihrer nur noch sechzehn Individuen gezählt werden, und im Jahre 1865 starb der letzte männliche und zwölf Jahre später der letzte weibliche Vertreter dieser Rasse. Indessen hat Cook, der die Insel 1777 anlief, uns ein ganz anschauliches Bild von ihren Eingeborenen und deren Kulturzustand hinterlassen, das durch einige spätere Beobachter eine gewisse Vervollständigung erfahren hat.

Die Tasmanier waren von mittlerer bis hoher Körpergröße. Ihr Rumpf war kräftig gebaut, ihre Gliedmaßen dagegen dünn und schwach ausgebildet. Ihr kräftig entwickelter, schwerer Schädel war subdolichokephal (Index 76—77). Bezeichnend für ihn waren ein dachförmiges Stirnbein, große vorspringende Jochbeine, breite, abstehende Jochbögen, kurze schmale, fast senkrecht stehende Nasenbeine, breiter, hoher birnförmiger Spalt, niedrige und unter dem vorspringenden Stirnbein tiefliegende, fast horizontal verlaufende Augenhöhlen und vor allem als hervorstechendes Merkmal eine eigenartige, von Sergi Lophos genannte Bildung der Schädeldecke, d. h. eine Erhebung in der Mitte des Schädelgewölbes, die vom Stirnbein etwa in der Mitte seiner Krümmung beginnt und über den Schädel hin bis zu den Scheitelbeinen sich erstreckt, wo sie in ein Hügelchen oder in einem stumpfen Winkel endigt. Am Lebenden ließen sich (nach den vorhandenen Abbildungen) ein breites Gesicht, stark hervortretende Augenbrauenbogen, tiefliegende kleine Augen von schwarzer Farbe, eine wagerecht verlaufende Lidspalte, eine kurze, tief eingesattelte platte Nase mit ihren sich mächtig wie ein gleichschenkliges Dreieck erweiternden Nasenlöchern, seitwärts davon je eine tiefe, fast bis zum Mundwinkel ziehende Furche, ein auffällig großer Mund mit nicht auffällig dicken Lippen — die Oberlippe etwas länger und leicht konvex — und ein kräftig entwickelter vorspringender Unterkiefer (indessen keine wahre Prognathie, sondern nur Profatnie) mit rückwärts gerichtetem Kinn feststellen (Abb. 24 und 25). — Ihr schwarzes Haar war im Gegensatz zu dem des Australiers lockig, weit spiralig, der Bartwuchs der Männer ein besonders üppiger; selbst die Weiber scheinen im Gesicht ziemlich reichlich behaart gewesen zu sein. Die rauhe oder, richtiger gesagt, runzlige Haut war von einer dunklen, rußähnlichen oder bläulichschwarzen Farbe und beim Erwachsenen mehr oder weniger stark mit Haaren bedeckt. Wir haben in den Tasmaniern die Überreste der ältesten Menschen-

rasse vor uns, die zunächst Australien samt dem mit ihm damals noch zusammenhängenden Tasmanien besiedelte und infolge der frühzeitigen Lostrennung des letzteren vom Kontinent von den später hinzugewanderten Rassen gar nicht oder höchstens wenig beeinflußt worden ist.

Kulturell standen die Tasmanier auf der denkbar tiefsten Stufe, noch tiefer als die heutigen Australier. Ihre Wohnungen bestanden in einfachen Windschirmen oder in primitiven Hütten aus trockenen Zweigen, Laub und Gras; erst in späterer Zeit waren sie dazu übergegangen sich verschlossene kegelförmige Hütten zu errichten. Auch hohle Bäume benutzte man als Wohnung. Den Berichten Cooks und seiner Reisebegleiter zufolge gingen die Tasmanier splitternackt oder behingen sich ihren Rücken zum Schutze gegen die Kälte höchstens mit Streifen aus Känguruh- oder Opossumfell. Ihre Nahrung entsprach denen der Sammler und bestand in pflanzlichen und tierischen Stoffen, im besonderen in Früchten, Wurzeln, Pilzen und Muscheln, außerdem in Erträgen der Jagd auf große Säugetiere, wie Känguruh und Opossum, sowie auf Seehunde. Man fing diese Tiere einmal durch Einschließen mit Feuerbränden und zum anderen durch vorsichtiges Heranschleichen und Töten durch Speere oder Keulenschläge (wie beim Seehund). Bei der Beschaffung der Nahrung fand eine ausgeprägte Arbeitsteilung zwischen beiden Geschlechtern statt, indem die Weiber dem Einsammeln der Nahrungsmittel, die Männer der Jagd nachgingen. Zur Aufbewahrung dienten



Abb. 24. Tasmanierin
(Nach Patty)

primitive Körbe (Abb. 26). Die Schiffahrt der Tasmanier stand ebenfalls auf primitiver Stufe. Sie kannten nur kleine plumpe Fahrzeuge aus Rindenstücken oder Rohrstengeln, die sie floßartig mit Gras zusammenbanden und mit Ruder oder auch durch voranschwimmende Leute fortbewegten (Abb. 26).

Die Tasmanier lebten auf der niedrigsten Stufe des Steinzeitalters. Ihre Werkzeuge (tero-watta) waren gekennzeichnet durch Asymmetrie des Umrisses und der Fläche (Nötling). Sie stellen wohl die Werkzeuge der ältesten Periode menschlicher Gesittung vor, noch primitiver als die der Paläolithiker Europas (Abb. 12, Fig. 4, 5, 6).

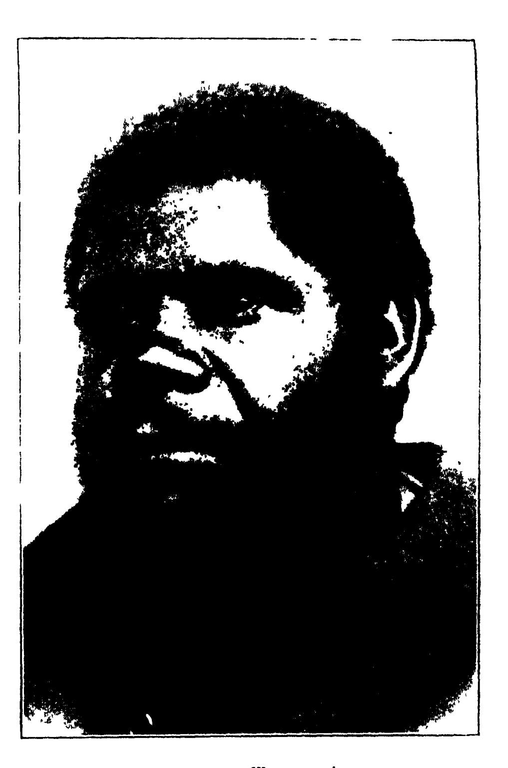


Abb. 25. Tasmanier
(Nach W. Lanney)

Diese Archäolithen, die durch einfachen Abschlag von einem Stein (Nucleus) entstanden, erfuhren zumeist keine weitere Bearbeitung; nur ausnahmsweise deutet ihre Form darauf hin, daß der Umriß eine gewisse Absicht verrät, daß sie also bearbeitet sein müssen. Sie dienten zum täglichen Gebrauch und fanden die mannigfachste Verwendung, je nachdem das Bedürfnis es erforderte, wie zum Abtrennen der Felle und zum Abschaben der Fleischreste, zum Schneiden des Fleisches, zum Herrichten der hölzernen Wurfspeere und kurzen Wurfstöcke, zum Anbringen von Schmucknarben bei den Männern, zum Abschneiden des Haupthaares der Frauen u. a. m. Die Kunst des Schleifens war den Tasmaniern nicht unbekannt, wurde aber in nur ganz bescheidenem Maße ausgeübt. Nach Nötling soll sich der Schleifprozeß ausschließlich auf die Verarbeitung von Gerölle beschränkt, niemals auf die üblichen Gebrauchsgegenstände erstreckt haben. Aus Knochen dagegen Werkzeuge herzustellen verstanden die Tasmanier noch nicht: die sogenannten „Löffelchen“ haben sich als Zufallsprodukte herausgestellt.

An Waffen besaßen die Tasmanier nur Holzspeere und eine Art Wurfkeule. Bumerang und Wurfbrett, die den Australiern

eigentümlichen Geräte, waren ihnen unbekannt, ebenso Bogen und Pfeile. Schilde dürften erst später von Australien her eingeführt worden sein.

An *Schmuck* trugen die Tasmanier Fell- und Hautstreifen, sowie Halsbänder aus aufgereihten Muscheln, Knochen und Zähnen. *Verzierung* des Körpers wurde ferner durch Narbenzeichnungen und Bemalen mit roter und schwarzer Farbe geübt. Ihr Bedürfnis nach Verschönerung des Körpers war also recht gering. Das gleiche gilt für ihre *künstlerische Betätigung*. Man kennt von ihnen nur vereinzelte rohe Zeichnungen (Darstellungen von Vorgängen auf der Jagd), die man auf Rindenstücken, wie sie zum Bau der Hütten benötigt und in den Gräbern aufgefunden wurden, feststellen konnte. Diese Zeichnungen sind ähnlich gehalten wie die der europäischen Paläolithiker (Steinzeitmenschen).

Über die *sozialen Verhältnisse* der Tasmanier wissen wir sehr wenig. Sie mögen wohl die gleichen gewesen sein, wie sie bei den Australiern ursprünglich bestanden haben; man lebte in lockeren Stammesverbänden, unter der Führung von Männern, die sich durch persönlichen Mut und Erfahrung bei kriegerischen Unternehmungen ausgezeichnet hatten. Ein Zusammenschluß der Stämme zu größeren Gruppen scheint nicht vorhanden gewesen zu sein; im Gegenteil, es fanden viele Fehden zwischen den einzelnen Stämmen statt.

Bei der Kriegführung ging man weniger mit Mut als mit Hinterlist und Ausdauer vor, wie sich auch in späteren Kämpfen mit den Europäern zeigte; man schlich sich wie bei der Jagd an den Feind heran, lauerte ihm wohl stundenlang auf und wartete auf den günstigen Augenblick, um ihn zu töten, wenn er arglos daher kam oder nur allein war. Dieses Verhalten mag erst eine Folge der grausamen Behandlung der Eingeborenen durch ihre Kolonisatoren gewesen sein, denn die ältesten Berichte rühmen geradezu das freundliche und friedliche Entgegenkommen der Tasmanier; später aber sprechen die Berichte von ihrer großen Grausamkeit, die sich nicht nur gegen die Weißen, sondern auch gegen die eigenen Frauen und Kinder gekehrt haben soll.

Ebensowenig wie über die sozialen Verhältnisse sind wir über das *Familienleben* der Tasmanier unterrichtet; das eine nur ist bekannt, daß sie ihre Kinder häufig auf ihren Wanderungen aussetzten, was sich vielleicht durch ihre unstete Lebensweise und die Verfolgungen von seiten der Weißen erklärt.

Auch über ihre *religiösen Vorstellungen* ist unsere Kenntnis nur höchst mangelhaft, zumal sie von den Europäern beeinflußt gewesen sein dürften. Wir können dies und jenes höchstens aus der

Behandlung ihrer Toten entnehmen. Wahrscheinlich bestand der Glaube der Tasmanier, wie bei den meisten primitiven Völkern, in einer Furcht vor übelgesinnten Geistern, die sie sich in Höhlen und Klüften wohnend und in der Dunkelheit ihr Unwesen treibend dachten. Der Glaube an einen höchsten oder wenigstens besonders mächtigen Geist, der nur das Böse will, und ebenso an einen ihm

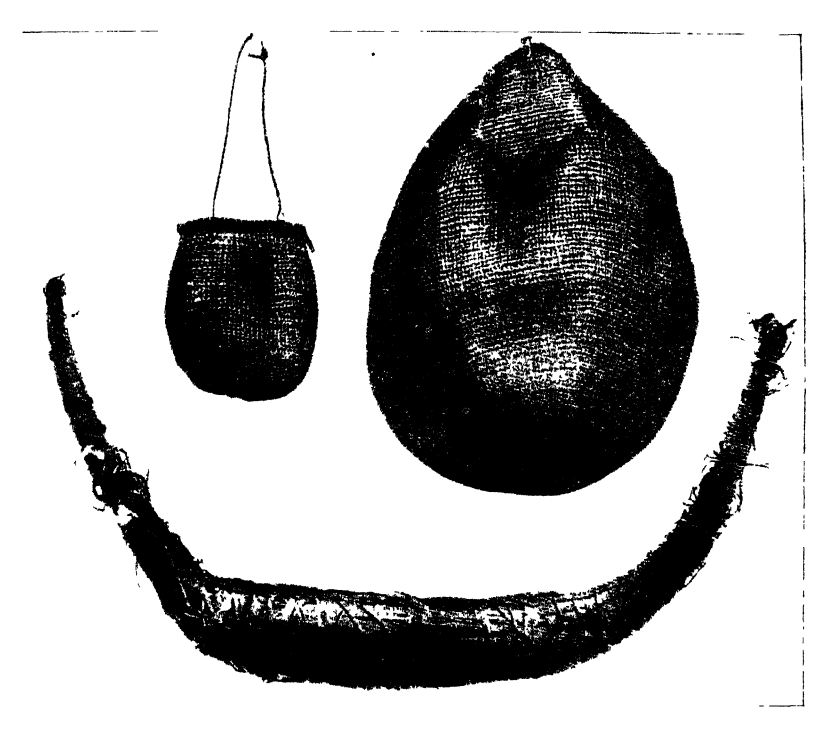


Abb. 26. 1 Korb, 2 Beutel, 3 Modell eines Bootes. Tasmanien (Tasmanien-Museum, Hobart)

gleichgestellten zweiten, der den Menschen wohlgesinnt ist, dürfte von den Missionaren den Tasmaniern zugeführt worden sein; vielleicht auch ihre Vorstellungen von einem Fortleben nach dem Tode.

Die Leichen wurden entweder verbrannt, und ihre Asche dann der Erde übergeben, oder auch in kleinen Beuteln als kräftiges Zaubermittel von den Angehörigen um den Hals getragen oder in der Erde bestattet, auch die Überreste in natürlichen hohlen oder künstlich durch Feuer ausgehöhlten Bäumen beigesetzt. Über den

Gräbern wurden die Waffen und Jagdgeräte der verstorbenen Männer aufgehängt, und zu ihrem Gedächtnis fand eine Totenfeier statt. Aber auch Bestattung ohne Verbrennung kam vor. Péron deckte ein solches Grab am Kap Maurouard auf: eine aus Rindenstreifen zusammengesetzte Pyramide mit einem Haufen weißer Asche, der vor dem Auseinanderfallen durch eine Grasschicht geschützt und darüber durch kreuzweis gelegte Ruten mit Steinen an ihren Enden beschwert war (Abb. 27).



Abb. 27. Tasmaniergrab bei Kap Maurouard

Eine merkwürdige Erscheinung im Seelenleben der Tasmanier war, daß sie für eine ihnen zugefügte Beleidigung oder Schädigung nicht die ausübende Person zur Rechenschaft zogen, sondern sich in ihrer Wut oder in ihrem Unmut an den ersten besten hielten, der ihnen gleichgültig war, manchmal in recht häßlicher Weise, und daß umgekehrt der so Behandelte im allgemeinen sich gar nicht sonderlich empört darüber zeigte, sondern nur bestrebt war, diesen Kränkungen zu entgehen.

Die Sprache der Tasmanier scheint keine einheitliche gewesen zu sein, was sich durch den beständigen Wechsel der Stämme und die immerwährenden Fehden erklären dürfte, die eine Annäherung und Verständigung gleichsam unmöglich machte; dazu kam, daß die Gebärdensprache zum nicht geringen Teil die Lautsprache ersetzte. Ob es sich um erhebliche Sprachunterschiede, oder nur um mundartliche Verschiedenheiten gehandelt hat, darüber sind sich die Sprachforscher nicht einig. W. Schmidt meint jedoch, daß sämtliche tasmanische Sprachen unter sich verwandt und fast nur Dialekte einer einzigen Sprache waren; durch die Genitivnachstellung beim Possessivum, sowie durch den r- und l-Anlaut stellen sie sich an die Seite der ältesten Sprachen Australiens, die sich aber auch wieder von ihnen durch ihren rein-vokalischen Auslaut entfernen.

III. Ozeanien

1. Die anthropologischen und ethnologischen Verhältnisse im allgemeinen

Die zahlreichen Inseln, die ungefähr vom 130. Längengrad an sich östlich bis ziemlich nach Amerika hin erstrecken, bezeichnen wir als Ozeanien oder die Südseeinseln. Das ganze Gebiet dürfte ungefähr eine Million Quadratkilometer Landfläche mit etwa zwei Millionen Einwohnern umfassen. Geographisch zerfällt diese Inselflur in drei große Bezirke: in Melanesien (die schwarzen Inseln, d. h. die Inseln der Schwarzen), Mikronesien (die kleinen Inseln) und Polynesien (die vielen Inseln).

Man unterscheidet in der melanesischen Inselflur, die sich vom 130. bis 168. Grad östl. L. und vom Äquator bis zum etwa 23. Grad südl. Br. erstreckt (bei ungefähr 959000 qkm Größe) außer Neuguinea, der größten Insel der Südsee überhaupt (allein 814000 qkm) noch folgende Inselgruppen: 1. den Bismarckarchipel, 2. die Salomonengruppe mit den Santa-Cruz-Inseln, 3. die Neuhebridengruppe mit den Banksinseln, und 4. Neukaledonien mit den Loyalityinseln.

Melanesien stellt ein unterbrochenes Faltengebirge vor, einen Teil der das Festland Australien an seiner östlichen Küste umgebenden Kordillere, die sich ursprünglich von Neuseeland bis zu den Molukken ausgedehnt und sich gegliedert haben muß in einen inneren Ast, der Neukaledonien und Neuguinea umfaßte, und einen äußeren, der sich auf die übrigen melanesischen Inseln erstreckte; beide sind heutzutage voneinander durch eine über 4000 m tiefe See, das Korallenmeer und das Neuhebridenbecken, getrennt. Der äußere Gürtel zeichnet sich durch eine erhebliche Zerstückelung und reichliches Auftreten von Vulkanen aus. In geographischer Hinsicht ist die Stellung der Viti-Inseln zweifelhaft. Bevölkerung und geologische Beschaffenheit weisen diese Melanesien zu, denn die Eingeborenen sind dunkel wie die übrigen Melanesier, und das kristallinische Gestein, aus dem sich das Massiv der Gruppe aufbaut, spricht dafür, daß dasselbe den nordöstlichen Teil des alten australischen Kontinentes vorstellt, das nach der Tongarinne zu abfällt, trotzdem die Gruppe von Neuseeland durch 4400 m Meerestiefe geschieden ist. Indessen schließen sich die Viti-Inseln in kultureller Hinsicht deutlich an Polynesien an; ethnographisch werden wir sie also zu Polynesien rechnen dürfen. Ähnlich scheint es mit der Tongagruppe zu stehen; sie ist als der letzte Saum des alten australischen Festlandes aufzufassen, denn nach Osten zu stürzt dieser Sockel zu der ungeheuren Tiefe von 9200 m ab. Indessen Bevölkerung und Kulturverhältnisse sind zweifellos polynesisch.

Mikronesien umfaßt die kleinen Eilande nördlich von Neuguinea und den übrigen melanesischen Inseln, die sich vom 130. bis 170 .Meridian öst. L. und vom 20. Grad nördl. Br. bis zum Äquator ausdehnen. Man rechnet dazu die Marianen, die Pelau-Inseln, die Karolinen, die Marshallinseln mit der Ralik- und Ratakgruppe sowie die Gilbertinseln. In geologischer Hinsicht sind diese Inseln zum Teil vulkanischen (Marianen, die großen Pelau-Inseln und drei der Karolinen, jedoch keine der Marshall- und Gilbertinseln), zum Teil korallinen Ursprunges. Die letzteren sind meist kleine Stücke Landes auf Korallenriffen mit einer Lagune in der Mitte, manchmal von Pflanzenwuchs und selbst von Wäldern bedeckt. Die Bevölkerung ist eine gemischte, d. h. in der Hauptsache aus Melanesiern und Polynesiern hervorgegangen.

Polynesien nennt man die zahlreichen Inseln, die sich östlich von Mikronesien und Melanesien, etwa vom 170. Grad östl. L. an bis nach Südamerika hin ausdehnen und einen Raum von etwa 46 300 qkm bedecken; davon entfallen auf die größten, nämlich die Hawaii-Inseln 16784, auf die Viti-Inseln 20000 qkm. Man unterscheidet die südwestpolynesischen Inseln, nämlich die Tongagruppe nebst Niue, die Samoagruppe, Rotuma, Uëa, Fotuna und Niuafu, wozu, wie schon oben auseinandergesetzt, die Vitigruppe kommen würde; die südostpolynesischen Inseln, und zwar die Cook-, Tubuai-, Tahiti-, Paumotu-(Tuamotu-)gruppe mit Pitcairn, die Marquesas, und die Osterinsel mit Salas y Gomez, ferner die mittelpolynesischen Inseln, von denen die wichtigsten die Ellicegruppe, die Phönix-, Tokelau-Inseln sowie die Manihikigruppe zu nennen sind, und schließlich die nordpolynesischen Inseln, die nur die Hawaii- oder Sandwichinseln umfassen.

Die polynesischen Inseln sind fast nur aus vulkanischem Gestein oder aus Korallenkalk aufgebaut, einzelne aus beiden zugleich. Auf Samoa erreichen die Berge eine Höhe von 1640 m, auf Tahiti von 2237 m und auf Hawaii sogar von 4208 m.

Die anthropologischen Verhältnisse Ozeaniens scheinen sich, ganz oberflächlich betrachtet, mit den geographischen zu decken, insofern Melanesien von einer dunkelhäutigen Bevölkerung mit hochgradig langem Schädel und krausem oder wolligem Haar, hingegen Polynesien und Mikronesien von einer mehr oder minder hellbraunen Bevölkerung mit hochgradig kurzem Schädel und schlichtem Haar eingenommen werden. Sieht man indessen näher zu, dann merkt

man, daß die Bevölkerung keineswegs so einheitlich ist, wie es scheint, im Gegenteil die Rassenverhältnisse sehr verwickelte sind, und daß es nur unter Vorbehalt möglich ist in dieses Rassengewirr Ordnung zu bringen. Das eine steht aber fest, daß die Südseeinseln von verschiedenen Völkerschichten, zum mindesten dreien, bevölkert worden sind, die nacheinander einwanderten. Die älteste Bevölkerungsschicht, welche Melanesien besiedelte, muß den Tasmaniern sowie der Urbevölkerung Australiens verwandt gewesen sein. Sie kam vom heutigen Australien her und gelangte über Neuguinea nach den melanesischen Inseln, und zwar muß sich diese älteste Besiedlung über weite Strecken der melanesischen Inselwelt ausgedehnt haben. Denn wir begegnen ihren Spuren heutigentags nicht nur auf Neuguinea, sondern auch auf den Admiralitätsinseln, den Salomonen, Neuhebriden und anderwärts. Wie Schädelfunde aus Neuseeland vermuten lassen, die deutlich den von uns oben geschilderten charakteristischen Typus des Tasmanierschädels aufweisen, muß auch diese Insel vor Zeiten durch Angehörige der gleichen Rasse bevölkert gewesen sein. Diese Besiedlung von Melanesien erfolgte sicherlich auf dem Landwege, dehnte sich doch der ursprünglich große australische Kontinent, wie wir aus dem geologischen Verhalten Ozeaniens schließen können, weit nach Osten aus.

Das Vorkommen von Vertretern der tasmanisch-australischen Rasse auf entfernteren Inseln, deren Bewohnern gegenwärtig die Kenntnis des Kanubaus und der Seefahrt vollständig fehlt, beweist also noch nicht, daß diese Leute ursprünglich wohl tüchtige Seefahrer gewesen sein mögen, aber im Laufe der Zeiten diese Fertigkeit gänzlich eingebüßt hätten. Diese Urrasse, um sie kurzweg so zu benennen, wurde auf den kleineren Inseln von den später nachfolgenden Völkern, sofern sich diese mit ihr nicht vermischten, vollständig ausgerottet und auf den größeren in das Innere, in die Berge gedrängt, wo sie weiter ihr Leben fristen konnte. Hier mag sich ihr Typus infolge der langen Isolierung verändert haben, so daß er nicht mehr ganz die charakteristischen Formen aufweist, wie sie die tasmanisch-australische Urrasse zeigte; auch Kreuzungen mit späteren Einwanderern mögen nicht ausgeblieben sein und zur Veränderung des ursprünglichen Typus beigetragen haben. Bei den einzelnen Inselgruppen wird auf diesen Punkt noch einmal zurückzukommen sein.

Die Tatsache verdient noch Beachtung, daß diese mutmaßlichen Relikte der tasmanisch-australischen Urrasse eine Sprache reden, die in keinerlei Zusammenhang mit der großen austronesischen (malaisch-polynesischen) Sprachfamilie steht, der die übrigen Südseevölker, sowie die Völker Indonesiens angehören. Dies ist bisher für die Inlandstämme von Britisch-Neuguinea, für die Savo

der Salomonen und für *die Sulka Neupommerns festgestellt worden.* Allerdings läßt sich über den Charakter und den gegenseitigen Zusammenhang dieser Sprachen, die man vorderhand als papuanische bezeichnet, nichts Positives sagen; sie scheinen unter sich nichts Verwandtes zu haben, ausgenommen daß der possessive Genitiv vorangestellt wird. Die Bezeichnung „Papuasprachen" kann daher zurzeit nur eine negative sein.

Abb. 28. Frauen der kleinwüchsigen Rasse in Westsanto. Neuhebriden (Größe 1463 und 1394 mm)
(Aus Speiser, Südsee, Urwald, Kannibalen R. Voigtländers Verlag, Leipzig)

Im Anschluß an die Schilderung der tasmanischen Urrasse möge noch die Frage nach der Stellung der ozeanischen Pygmäen (Zwergstämme) gestreift werden. Man hat solche an verschiedenen Stellen der Südsee angetroffen, und zwar ebenfalls im Innern der Inseln, so in dem holländischen Teile von Neuguinea die Tapiroleute, Goliathleute, Morup, Pesechem, im britischen Gebiete die Kamaweka, im ehemaligen deutschen die Toricellileute und Kai. Alle diese Zwergstämme zeichnen sich durch auffällig kleinen Wuchs (für die Männer im Durchschnitt bis höchstens 150 cm, die kleinsten — Tapiroleute — nur 144,9 cm) und überwiegend mittlere Schädellänge aus. Nun ist es auffällig, daß auch die mutmaßlichen Reliktenstämme der tasmanisch-australischen Urrasse, wie die Tumuip auf Neupommern, die Butam und Baining auf Neumecklenburg, die Nasioi auf den Salomoninseln und manche Stämme der Neuhebriden (Espiritu Santo) eine geringe Körpergröße haben, wenn auch keine so geringe wie die sogenannten Pygmäenstämme (Abb. 28 und 29). Wir werden durch diese Tatsache zu der Vermutung gedrängt, daß zwischen beiden Gruppen eine Verwandtschaft bestehen dürfte;

wie diese erklärt werden kann, darüber läßt sich nichts Bestimmtes aussagen. Vielleicht stehen alle diese Stämme, also auch die tasmanisch-australische Urrasse, in genetischem Zusammenhange mit den Negritos Südostasiens und gehören somit einer weitverbreiteten Urrasse an, die vorzeiten den großen südlichen Kontinent bewohnte, der Australien, Asien, Afrika und Südamerika umfaßt haben dürfte.

Über diese Urbevölkerung lagerte sich die melanesische Rasse; ihre Vertreter ergossen sich zu mehreren Malen über die Südsee-Eilande und erfüllten ihren größten Teil mit einer dunkelgefärbten Bevölkerung. Sie kreuzten sich wohl vielfach mehr oder weniger mit den Angehörigen der tasmanisch-australischen Rasse und später mit den hinzugekommenen Angehörigen der malaiisch-polynesischen Rasse, so daß bei den heutigen Melanesiern in körperlicher Hinsicht keine Einheitlichkeit mehr besteht. Indessen lassen sich immerhin noch zwei Typen unterscheiden, ein östlicher und ein westlicher. Der erstere hat sein Hauptverbreitungsgebiet auf einigen Viti-Inseln, auf Neukaledonien und den Neuhebriden, der letztere ist über Neuguinea, die d'Entrecasteaux-Inseln, Rook, den Bismarckarchipel, die Mortlockgruppe, Nissan, Ponape und die Gilbertinseln verbreitet. Beiden Gruppen gemeinsam ist die Langschädeligkeit, die bei dem östlichen Zweige sich zur Hyperdolichokephalie (Längenbreiten-Index von 65—68) steigert. Die Vertreter des westlichen Typus bezeichnet man auch als Papua.



Abb. 29. Männer der kleinwüchsigen Rasse in Westsanto, Neuhebriden (Große 1404 und 1495 mm)
(Aus Speiser, Sudsee, Urwald, Kannibalen. R. Voigtlanders Verlag, Leipzig)

Die Melanesier zeichnen sich, wie ihr Name besagt, durch

eine dunkle, zumeist braunschwarze Hautfarbe aus. Diese starke Färbung erstreckt sich sogar auf die Schleimhäute, so z. B. auf die Bindehaut des Auges, die besonders bei älteren Leuten manchmal einen bräunlichen Ton aufweist. Im allgemeinen läßt sich der melanesische Typus wie folgt kennzeichnen: Die Ostmelanesier sind ziemlich große Gestalten (162 cm im Mittel) mit plumpen Gliedmaßen. Ihr reichliches schwarzes Kopfhaar ist kraus, daneben aber auch geringelt und selbst wellig; im allgemeinen ist ihre Körperbehaarung sehr stark. Der Schädel besitzt eine längliche, zugleich schmale Form; außerdem ist er ziemlich hoch, öfters eine dachförmige Gestalt annehmend. Die hohe Stirn steigt steil an. Das viereckige oder rundliche, breite, etwas vorspringende Gesicht besitzt eine ziemlich kurze, nicht auffällig breite, gerade, eher etwas konkave Stumpfnase mit tiefer Wurzel — eine Hakennase fehlt —, sowie kleine Augen, die von zwar kräftigen, aber nicht übermäßig entwickelten Augenbrauenwülsten überragt werden (Abb. 30).



Abb. 30 Mann von den Neuhebriden mit Nasenstab und Schildpattohrschmuck (Aus Speiser, Sudsee, Urwald, Kannibalen)

Der Papua-(westmelanesische) Typus weicht insofern von dem soeben geschilderten ab, als es sich hier um verhältnismäßig größere, hagere, dabei ziemlich muskulöse Menschen mit langen Gliedmaßen handelt (Abb. 31). Das Gesicht erscheint schmal und ziemlich kurz, ist mehr oder weniger prognath. Es setzt sich nach oben in eine ziemlich flache, nach hinten geneigte Stirn fort. Die kräftige Nase ist oft hakenförmig nach unten gebogen. Bei den Frauen finden wir hingegen mehr eine platte Nase und ein breites Gesicht.

Von der Astrolabebai an weiter nach Osten verschwindet dieses schmale vogelartige Gesicht allmählich mehr und mehr und macht einem kürzeren und breiteren mit kurzer, gerader, breiter Stumpfnase Platz (Abb. 32). Gleichzeitig zeigt die Gestalt dieser Leute nicht mehr die hagere, zierliche Form wie die des erst geschilderten Typus, sondern ist plumper und massiver; es nähert sich dieser andere Typus schon mehr dem des Ostmelanesiers.—Die Papua sind durchweg kraushaarig. Man begegnet unter ihnen auffallend viel rötlichblonden Leuten. Wenngleich in erster Linie Einreiben mit Kalk, Nässe und Sonnenlicht die helle Haarfärbung stark begünstigen, so scheint diese Haarfarbe doch nicht ausschließlich durch solches Ausbleichen entstanden zu sein; Neuhauß will in dem Verhalten der rotblonden Haare im mikroskopischen Bilde den Hinweis finden, daß die Blondheit der Papua in einem Hinneigen zur Bildung heller Farbstoffe bestehen mag.

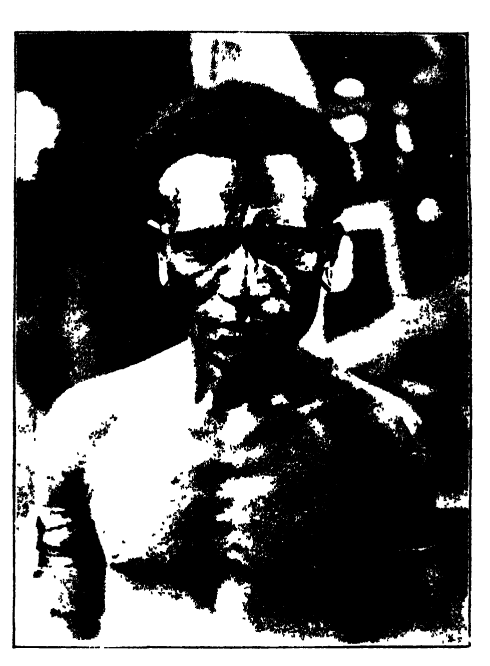


Abb. 31. Papua. Schmalgesichtiger Küstentypus (gebogene Nase) von der Astrolabebai, Deutsch-Neuguinea
(Nach Hagen)

Die dritte und letzte große Völkerwelle, die Ozeanien überflutete, waren die Polynesier, Völker malaiischer Rasse, die sich anscheinend von den Molukken aus in Bewegung setzten und das nach ihnen benannte Inselgebiet, sowie rückläufig auch verschiedene Inseln Melanesiens in Besitz nahmen. Über den Zeitpunkt dieser Wanderungen, die in verschiedenen Absätzen erfolgt sein müssen, und ihren Gang wird weiter unten noch ausführlicher berichtet werden.

Die Polynesier sind hochgewachsen (170—180 cm) und von geschmeidigem, gleichmäßigem Körperbau. Ihre Hautfarbe ist ein helles Braun, das ins Gelbliche überspielt. Das wellige oder lockige, bisweilen auch schlichte Haar besitzt einen tiefschwarzen Glanz; der



Abb. 32. Papua. Breitgesichtiger Inlandtypus (Stumpfnase) vom Hüongolf, Deutsch-Neuguinea (Nach Hagen)

Bartwuchs fällt ziemlich spärlich aus. *Der Schädel* ist sehr kurz und breit, die Überaugenbrauenbogen sind nur wenig ausgeprägt, die Backenknochen springen in mäßigem Grade vor. Die Nase ist zumeist gerade. Im allgemeinen können die Polynesier als schöner Menschenschlag gelten; im besonderen weist das weibliche Geschlecht nicht selten regelmäßige, schöne Züge auf (Abb 33). Die Ausbreitung der polynesischen Rasse erstreckt sich über die Karolinen, Marshallinseln, Gilbertinseln, die Eilande, welche den Salomonen und dem Bismarckarchipel vorgelagert sind und sich von den Karolinen bis nach den Neuhebriden hinziehen, weiter über Neuseeland und die ganze, ungefähr östlich vom 180. Längengrade gelegene Inselflur des Stillen Ozeans.

Die Ergebnisse der anthropologischen Forschung decken sich im großen und ganzen mit denen der ethnographischen. Es erscheint von vornherein auch selbstverständlich, daß die verschiedenen aufeinander folgenden Einwanderungen bestimmte Kulturgüter aus ihrer Heimat mit sich brachten. An der Hand der örtlichen Verbreitung solcher bezeichnender Kulturgüter und ihrer Beziehung zu denen benachbarter Gebiete sowie der mutmaßlichen Heimat der betreffenden Völker glauben Ankermann, Foy und besonders Gräbner eine Reihe von Kulturkreisen oder Kulturschichten unterscheiden zu dürfen, die auch in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge zu bestimmen ihnen gelungen ist. Zwar hat diese Lehre von den Kulturkreisen, wie schon von Lasch in diesem Werke (I 49ff.) hervorgehoben wurde, nicht allerseits Anerkennung gefunden, aber die Belege, die vor allem Gräbner für ihre Richtigkeit beigebracht hat,

wirken so überzeugend, daß daran nicht mehr gezweifelt werden darf, wenn auch bei weiterer Forschung sich herausstellen sollte, daß die eine oder die andere Einzelheit nicht zutreffend ist.

Die älteste Kultur auf Ozeanien, die sich allerdings nur noch in geringen Spuren nachweisen läßt, kam mit den ersten Einwanderern von Australien nach Melanesien. Gräbner bezeichnet sie als die altaustralische Kulturschicht. Wie bereits an anderer Stelle (S. 39) ausgeführt ist, besteht diese in Australien aus zwei aufeinander folgenden Komplexen, die in ihren Einzelheiten auseinanderzuhalten nicht mehr ganz möglich ist. Beide Kulturen setzten sich vorzeiten auf die Australien nördlich und östlich vorgelagerten Inseln fort und treten uns in Melanesien ebenfalls in ihrer Zweiteilung, als Tasmanier- und als Bumerangkultur, entgegen; allerdings sind beide nur noch stellenweise nachweisbar.

So findet sich die Stabkeule nur noch auf Neuhannover und den benachbarten Inseln sowie auf Viti, die Wurfkeule gleichfalls auf dieser letzten Gruppe, auf einzelnen Inseln der Neuhebriden und Hawaii, die Sichelkeule im südöstlichen Neupommern, den südöstlichen Salomonen, Neukaledonien und Niue, der tasmanische Korbtypus (einfachste Technik mit einfach senkrechter Durchflechtung) auf Neukaledonien und Hawaii, die Bienenkorbhütte bei den Baining, die Feuerbestattung auf Neuhannover, dem südlichen Bougainville und den Shortlandinseln, das Ausschlagen der Zähne auf Neukaledonien, der Vitigruppe und Hawaii und die Narbenskarifikation über ganz Melanesien verbreitet.

Auf diese beiden Urkulturschichten wirkte zunächst ein Kulturstrom ein, der von Gräbner als westpapuanischer oder totemistischer bezeichnet wird und dem ostafrikanischen Ankermanns entspricht. Er breitete sich von Nordaustralien über ein wohl geschlossenes Gebiet Melanesiens aus, hauptsächlich über die West- und Südküste Neuguineas, von da einerseits über die Torresstraße bis nach den Palauinseln hinauf und auf der anderen über die Salomonen und die Santa-Cruz-Gruppe bis nach Neukaledonien und sogar bis nach Neuseeland hinunter. Diese Kulturrichtung ist in erster Linie gekennzeichnet durch eine eigenartige soziale Verfassung,



Abb. 33. Polynesierin aus Samoa

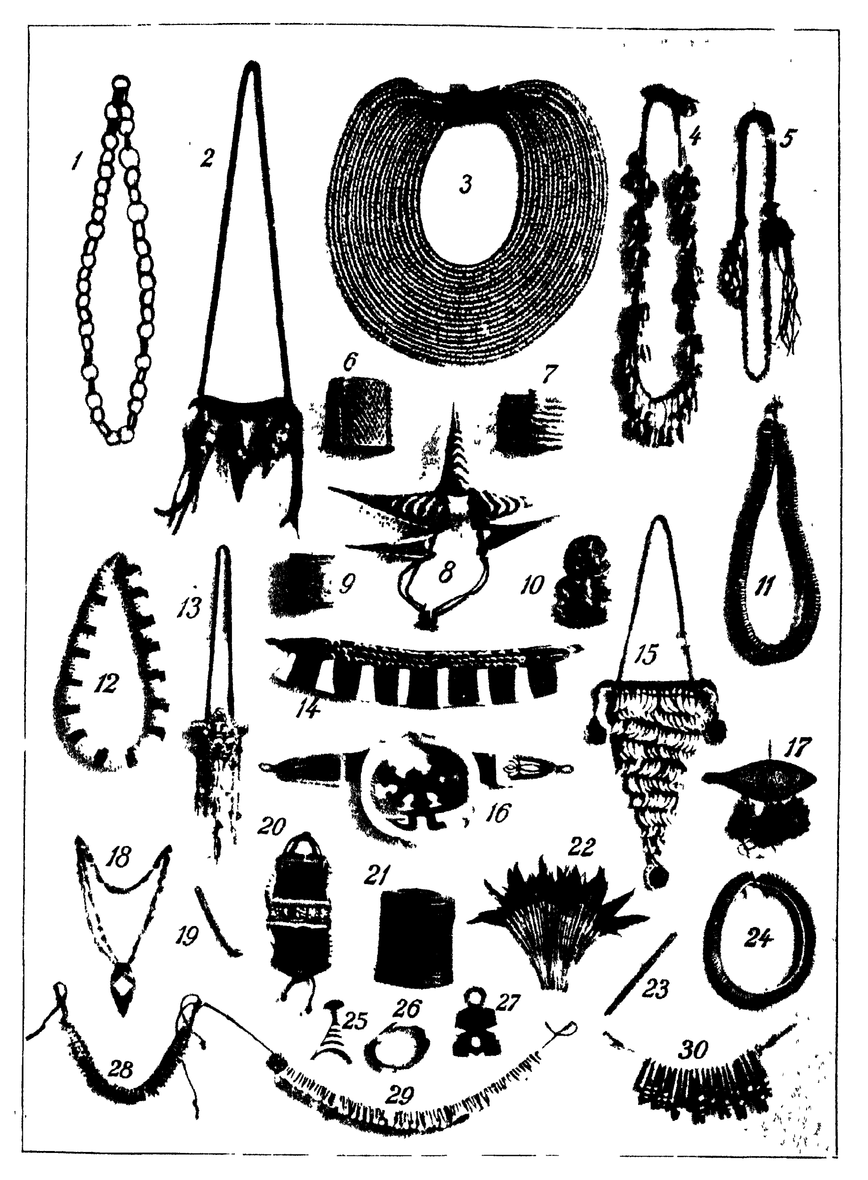
Erläuterungen zu Tafel I

1 Halskette aus *Ringen von Früchten, Truck, Karolinen*; **2 Halskette aus Tritonschalen an** Schnur von Fledermaushaar, Neukaledonien; 3 Halsschmuck aus Geflecht mit Nassaverzierung, Neupommern; 4 Leibschnur aus Olivagehäusen, Viti-Inseln; 5 Halskette aus Nephritperlen auf Schnur von Fledermaushaaren, Neukaledonien; 6 Armschmuck aus Ringchen von Konus, Admiralitätsinseln; 7 Armschmuck aus acht zusammengeflochtenen Trochusringen, Huongolf, Deutsch-Neuguinea; 8 Kopfschmuck aus den Schnabeln von Nashornvögeln, Huongolf, Deutsch-Neuguinea; 9 Armschmuck aus Schildpatt, Hüongolf, Deutsch-Neuguinea; 10 Amulett (heitiki) aus Nephrit, Neuseeland; 11 Halskette aus Ringen von Fruchten, Truck, Karolinen; 12 Halskette aus Schalen von Helicina tahitensis und Neritina, Cookinseln; 13 Halsschmuck aus Nassa und Hunde-Eckzähnen, Sepik, Deutsch-Neuguinea; 14 Hauptlingskopfschmuck aus Schildpatt und Muschelschalen, Marquesasinseln; 15 Halsschmuck aus Eckzahnen von Hunden, Britisch-Neuguinea; 16 Kopfschmuck aus Perlmuschelschale und Schildpatt, Marquesasinseln; 17 Schmuck aus Holz geschnitzt mit Fruchtschalen, St. Matthias; 18 Halsschmuck aus Schildpatt, Hermitinseln; 19 Ohrschmuck aus Nephrit, Neuseeland; 20 Armschmuck aus Samen und Scheibchen von Cassis rufa, Truck; 21 Armschmuck aus Ringen von Schildpatt, Palauinseln; 22 Kopfschmuck von ausgeschnittenen Federn, Neumecklenburg; 23 Nasenstab mit roter und gelber Flechterei, Salomoninseln; 24 Geflochtener Halsschmuck, Gilbertinseln; 25 Ohrschmuck aus Muschelschale, Yap, Karolinen; 26 Armring aus dem ersten Halswirbel eines Dugong, Palauinseln; 27 Nasenschmuck aus Schildpatt, Tasmaninseln; 28 Halsschmuck aus Samen und Scheibchen von Cassis rufa, Truck; 29 Halskette aus Menschenzahnen, Gilbertinseln; 30 Halskette aus Seeigelstachel (Heterocentrotus mamillatus), Yap, Karolinen. (1/10 n. Gr.)

---

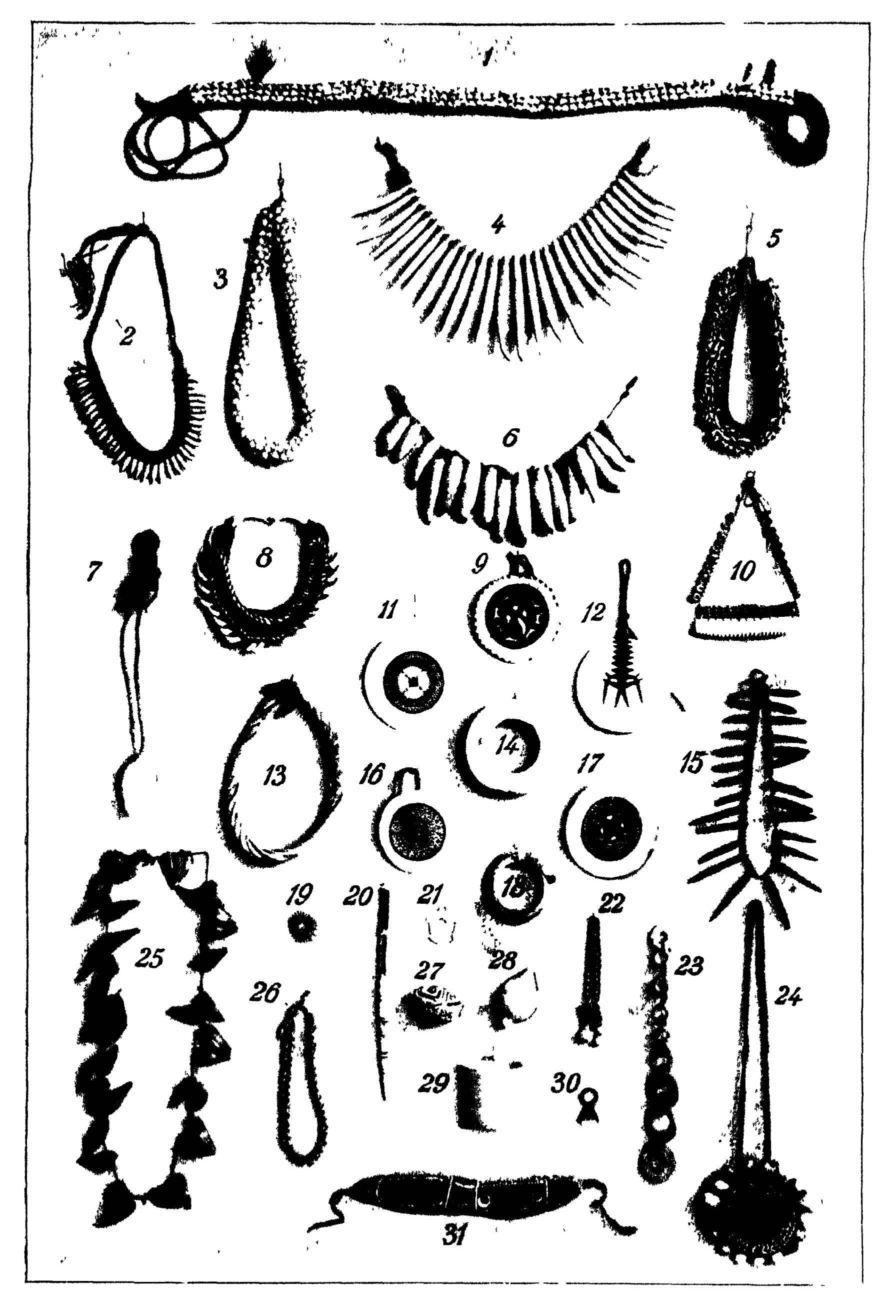
nämlich durch eine Teilung der Stämme in Lokalgruppen totemistischer Natur, die exogam leben, d. h. das Heiraten innerhalb der Gruppe verbieten. Ein Mann der einen Gruppe darf also nicht sein Weib aus der gleichen Gruppe nehmen, sondern muß es stets aus einer anderen Gruppe heiraten; die Kinder gehören der väterlichen Gruppe an, die Deszendenz ist agnatisch.

Nach Gräbners Untersuchungen beherrscht der vaterrechtlich exogame Totemismus die Inseln der Torresstraße und die benachbarten Gebiete Neuguineas, die Admiralitätsinseln (hier allerdings mit mutterrechtlichem Einschlag), Neuhannover und Nachbarschaft, Santa Cruz, Neukaledonien und Viti usw. Kompromißbildungen zwischen dem vaterrechtlichen System und dem später hinzugekommenen Zweiklassensystem sind in Melanesien vertreten im Gebiet von Finschhafen und dem Massimbezirk, vom nördlichen Neupommern bis nach Bougainville und Choiseul. Totemistischen Erscheinungen begegnet man auch auf den Palauinseln und weiter östlich in Mikronesien. — Der Totemismus selbst, nach dem Gräbner diesen Kulturkreis benannt hat, ist der Glaube an die Beziehungen der Stammesgruppen zu einer bestimmten Tier- oder Pflanzenart, wie überhaupt zu einer Erscheinung in der Natur, der sich oft zu der Annahme einer gemeinsamen Abstammung mit diesen Naturgegenständen steigert, weswegen damit das Verbot der Essens und selbst des Tötens des betreffenden Tieres zumeist verknüpft ist. Der Glaube an einen Gott, mit stark astralen Zügen, vor allem mit solchen eines Sonnengottes, sowie die Plattformbestattung, die häufig mit Räuchern der Leiche einhergeht, scheinen auch bezeichnende Äußerungen der totemistischen Kultur zu sein. — Von den materiellen Kulturgütern rechnet Gräbner zu ihr die Speerschleuder, und zwar in zwei Formen, entweder als Schleuderstock oder als Schleuderstrick, mehrteilige Speerformen, besonders mit angesetztem Ende, ferner Spitzenformen mit einer Widerhakenreihe, steinerne Spitzen der Speere (Abb. 70), den Dolch aus Stein, Knochen und Bambus, das Beil mit der in den einfachen, nicht winkligen Stiel eingelassenen Klinge (Abb. 53, Fig. 1, und Abb. 92, Fig. 3), die Rundhütte mit Kegeldach (Abb. 41), spitze ovale



Tafel 1 *Schmuckgegenstände aus Ozeanien (Südsee)*

(Lindenmuseum, Stuttgart)



Tafel II *Schmuckgegenstände aus Ozeanien (Südsee)*

(Lindenmuseum, Stuttgart)

Erläuterungen zu Tafel II

1 Leibgurt mit Schneckenschalen, Mortlockinseln; 2 Halsschmuck aus Zähnen, Meranke, Holländisch-Neuguinea; 3 Halskette aus Schalen von Partula hebe, Gesellschaftsinseln; 4 Halskette aus geschnitzten Pottwalzähnen, Viti-Inseln; 5 Stirnschmuck aus Delphinzähnen, Marquesasinseln; 6 Halskette aus Walzahnen, Viti-Inseln; 7 Stirnschmuck mit Cypraea ovula, Mattyinsel; 8 Kopfschmuck aus Nassa und Eckzahnen von Hunden und Schweinen, Deutsch-Neuguinea; 9 Brustschmuck aus Tridacnascheibe und Schildpatt, Admiralitätsinseln; 10 Hauptlingshalsschmuck aus Tridacna und Scheibchen von Cassis rufa, Gilbertinseln; 11, 16 und 17 Brustschmuck (kapkap) aus Tridacnascheiben und Schildpatt, Neumecklenburg; 12 Brustschmuck aus Tridacna und Schildpatt, Santa-Cruz-Inseln; 13 Geflochtener Halsschmuck, Mortlockinseln; 14 Armring aus Tridacna gebohrt, Neumecklenburg; 15 Halskette aus den roten Schloßzähnen von Tridacna, Nınigo; 18 Halsschmuck aus einem ringförmig gewachsenen Eberzahn, Samoa; 19 Ohrschmuck aus Delphinzähnen, Truck, Karolinen, 20 Nasenschmuck aus Tridacnaschale, Admiralıtätsinseln; 21 Nasenschmuck aus Konusscheibe, Salomoninseln; 22 Ohrschmuck aus Muschelschale und Schildpatt, Marquesasinseln; 23 Ohrschmuck aus Konusscheiben und Fruchtringen, Truck, Karolinen; 24 Brustschmuck aus Cypraeaschalen, Deutsch-Neuguinea; 25 Halskette aus Pandanusfrüchten. Samoa; 26 Halskette aus Schalen von Columbella mendica. Marshallinseln: 27 und 28 Penisstulpe aus Cypraea ovula, Admiralitatsinseln; 29 Armschmuck aus Tridacnaschale gebohrt, Neumecklenburg; 30 Nasenschmuck aus Schildpatt, Neumecklenburg; 31 Stirnschmuck aus rotgefärbten Blattern und Delphinzähnen, Neupommern. (1/10 n. Gr.)

Holzschüsseln mit und ohne Griffe, den Einbaum, den gebogenen Angelhaken aus einem Stück (Abb. 98, Fig. 4 und 9), das Blashorn aus Holz (Abb. 60, Fig. 5), Bambus oder Tritonschnecke, das Penisfutteral (als feste Kapsel aus Bambus, Kürbis oder Muschel [Taf. II, Fig. 27 und 28], aus einem Blatt geflochten und als weiche Hülle aus Rindenzeug) und den steifen Rindengürtel. Ferner gehört dazu der Brustschmuck aus Muschelscheiben mit Schildpattauflage (Taf. II, Fig. 9. 11, 16 und 17), zylindrische bis kegelförmige Umwicklung des Kopfhaares und Kopfzylinder, die Tierplastik an Kopfbanken (Abb. 55, Fig. 1 und 8) und an Schüsseln (Abb. 73 und 74), sowie ganz bestimmte Ornamente, nämlich ein Band mit symmetrisch randständigen, oft in Halbkreise, Trapeze und ähnliche Formen übergehenden Dreiecken, deren Außenränder häufig gezähnt und deren Paare oft durch Querleisten voneinander getrennt sind.

Noch jünger ist die ostpapuanische Kultur oder die Kultur des mutterrechtlichen Zweiklassensystems, die über Mikronesien nach Ostmelanesien vordrang und die Totemkultur nicht nur überlagerte, sondern vielfach auch verdrängte, so daß diese eine ganz eigenartige Verbreitung annehmen mußte, wie wir sie heutigentags noch feststellen können. Diese neue Kulturbewegung faßte hauptsächlich auf Neupommern und Neumecklenburg, den Salomonen, dem größten Teil der Neuhebriden und auf Teilen des östlichen Neuguinea festen Fuß. Bei dem Zweiklassensystem bestehen innerhalb der Lokalgruppen immer nur zwei Heiratsklassen; die Mitglieder der betreffenden Gruppe dürfen nur innerhalb derselben zwischen diesen beiden Klassen heiraten, es besteht also Endogamie. Gleichzeitig herrscht das Mutterrecht, aber nur in bezug auf die Nachkommenschaft. Die Deszendenz ist kognatisch; die Kinder gehören nicht der Heiratsklasse des Mannes, sondern nur der der Frau an; der nächste männliche Verwandte und Beschützer der Kinder ist der Oheim mütterlicherseits. Die Ehe kommt hauptsächlich durch Kauf

zustande. Indessen ist von einem höheren Recht der Frau (sogenannte Weiberherrschaft), als bei den anderen Kulturformen keine Rede. Im Gegenteil, die Herrschaft der Männer ist besonders beim Zweiklassensystem ausgeprägt; nicht unwesentlich trägt dazu das Geheimbundwesen mit seinen Maskentänzen bei. — Das Maskenwesen äußert seinen Einfluß auch auf den Totenkult, im besonderen den Schädelkult. Die Schädel der Verstorbenen werden einige Zeit nach der Bestattung in der Erde wieder ausgegraben und aufbewahrt. — Weiter gehören zum Kulturbesitz des Zweiklassensystems die rechteckige Hausform mit Giebeldach, wohl auch die Baumhäuser (Abb. 34) (denn sie zeigen die gleiche Form), das Plankenboot ohne Ausleger, die Feuersäge, die schwere Kolbenkeule mit ihrer Abart, der Steinkeule (Taf. III), breite hölzerne oder geflochtene Schilde (Taf. VI), entweder mit einem eingesetzten oder wenigstens scharf nach innen vorspringenden oder mit einem in das Schildblatt hineingeschnitzten, versenkten Längsgriff, Panflöten (Taf. VIII) und ein einfaches Saiteninstrument, vielleicht auch die Schlitz- oder Signaltrommel (Abb. 76) und schließlich auch ein besonderer Ornamentstil, nämlich in runden Formen geschwungene Linien, Mäander, konzentrische Kreise u. a. m.

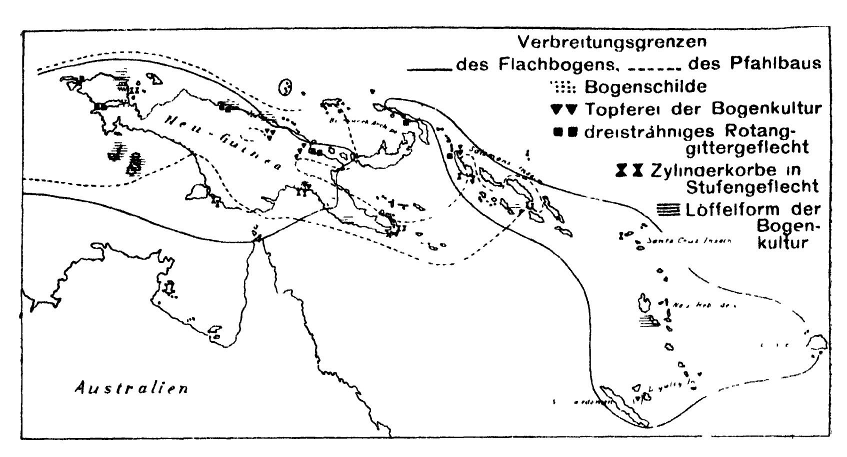


Abb. 34. Baumhäuser der Kaileute, Deutsch-Neuguinea

Gräbner unterscheidet dann eine noch jüngere Kulturschicht, die im Osten weniger stark als im Westen ihre Verbreitung gefunden, jedoch die drei vorausgegangenen Kulturen wesentlich beeinflußt hat, die eigentliche melanesische oder Bogenkultur (Abb. 35 bis 38). Ihren Mittelpunkt bildete Neuguinea, von wo aus sie nach den Salomoninseln und weiter einerseits nach den Neuhebriden und den Santa-Cruz-Inseln, andererseits nach Neumecklenburg, teilweise auch nach dem weiteren Bismarckarchipel ausstrahlte. Australien, das die

früheren Kulturen mehr oder weniger auch berührt hatten, blieb von ihr verschont. Das Ursprungsland der Bogenkultur scheint das südöstliche Asien (Indonesien) gewesen zu sein. Hauptmerkmale dieses Kulturkreises sind der gekrümmte Flachbogen (nicht Stabbogen) (Taf. IV) und der unbefiederte Pfeil, teils mit einfacher Spitze (mit und ohne Widerhaken), teils mit zusammengesetzter (Taf. IV), eine Schutzvorrichtung des Handgelenks gegen das Zurückschnellen der Bogensehne, der über die Schulter zu hängende Schild (Taf. VI, Fig. 6), die einseitig bespannte, meist sanduhrförmige (Abb. 60, Fig. 2), zuweilen auch zylindrische Felltrommel, die rechteckige, auf Pfählen ruhende Giebeldachhütte (oft mit einer Art Vordach) (Abb. 106), ein zwischen Stiel und Beilklinge eingefügtes Futterstück aus Holz, in das diese gesteckt wird (Abb. 92, Fig. 8), graue Tongefäße von Napf- und Kegelform, die Hängematte, die Hängebrücke, ovale Löffel aus Kokosnuß, seltener Muschelschale, mit einer bisweilen nur gerade angedeuteten, meist aber gut ausgebildeten und oft schön geschnitzten Griffverlängerung, Ruder mit Krückengriff und kurzem, breitem Blatt (Abb. 58), aus Pandanusstreifen zusammengenähte Matten und Regenkappen (Abb. 107), der Brustschmuck aus Eberhauern (Abb. 134, Fig. 4 und Taf. II, Fig. 18), aus Bambus geschnitzte Kämme (Abb. 45, Fig. 9), meist mit breiter, oft verzierter Griffplatte oder solcher von schmalerer Form mit einem winklich abstehenden, oft mit Federn besetzten Schmuckstäbchen am Griffende (Abb. 45, Fig. 13), die stärkere Ausbildung der Großfamilie (Beisammenwohnen in Mehrfamilienhäusern), Schädelkult in Form von Aufbewahrung der Schädel in Behältern (Abb. 63) oder von Ausschmückung derselben durch Beschnitzen sowie Anfügen einer künstlichen Nase (Abb. 61) und damit zusammenhängend die Kopfjägerei und schließlich die Spiralornamentik, vor allem das aus ineinander laufenden Spiralen bestehende Spiralband.

Über diese verschiedenen, in der Hauptsache auf Melanesien beschränkten Kulturschichten lagerte sich schließlich als jüngste der für die Südsee einflußreichen Kulturen die malaiisch-polynesische (entsprechend der Sudankultur von Foy und Ankermann). Vom Westen, höchstwahrscheinlich von den Philippinen her, überzog diese im Gefolge der einwandernden Polynesier zum ersten Male die nach ihr benannten Inseln, die, mit Ausnahme von Neuseeland und einigen wenigen anderen Inseln, bis dahin wohl noch nicht bewohnt gewesen waren. Während die Bogenkultur aus Indonesien zu einer Zeit kam, als die malaiische Kultur noch nicht ausgebildet war, denn die ur-



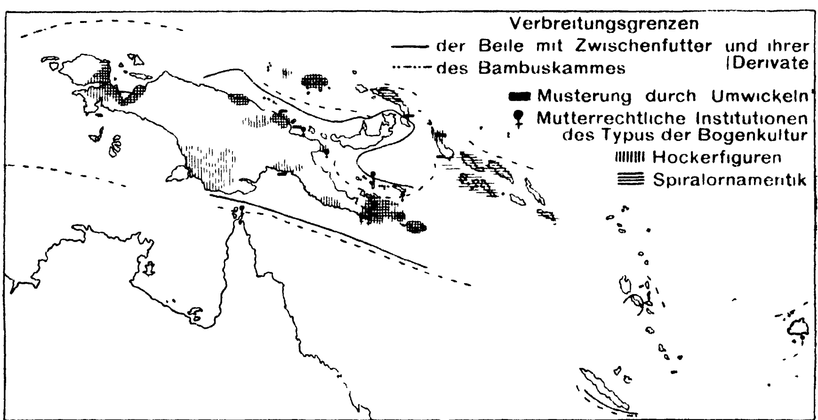
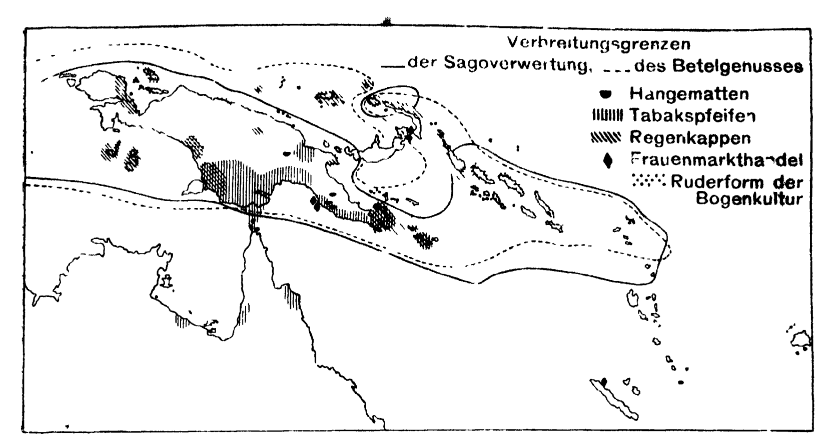


Abb. 35 und 36. Verbreitung der Bogenkultur
(Nach Graebner)

sprünglichen Malaien kannten Bogen und Pfeile noch nicht — sie sind ein Kulturgut der Urbevölkerung Indonesiens —, brachten die polynesischen Einwanderungen bereits deutlich malaiische Kulturgüter mit. Diese fanden indessen nicht mit einem Male Eingang in Polynesien, sondern sie kamen durch wiederholte Völkerwellen, zum mindestens zwei bedeutende, dorthin: die erstere davon war die wichtigere.

Die Polynesier waren ein seefahrendes Volk; daher gehören zu ihren Kulturgütern in erster Linie Gegenstände, die sich auf Schifffahrt und Fischfang beziehen. Mit ihrem Auftreten fanden in Polynesien Eingang das Einauslegerboot, Ruderkanu und Segelboot (mit meist dreieckigem Segel, Abb. 132), das Ruder von Lanzettform, der



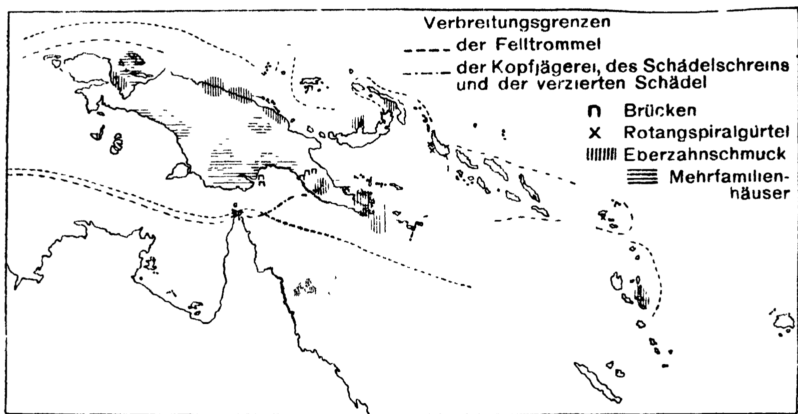


Abb. 37 und 38. Verbreitung der Bogenkultur
(Nach Grabner)

Wasserschöpfer mit nach innen hineinragendem Griff, die Fischerei mit den verschiedensten Netzformen, mit einfachem und aus zwei Teilen zusammengesetztem Angelhaken (Abb. 98, Fig. 3, 5 und 8), Angelschlinge und Rassel zum Heranlocken der Fische (Haie); an Kriegswaffen sind als polynesischer Besitz anzusprechen Speere und Keulen der mannigfaltigsten Formen, an Handwerkzeug Beile mit Kniestiel und aufgebundener Stein- oder Muschelklinge (Abb. 53, Fig. 3 und 4) und Drillbohrer, an Hausgerät runde Holzschüsseln, oft mit Füßen versehen (Kawabowlen [Abb. 149]), steinerne Reibkeulen (Abb. 112), Töpfe von bauchiger, oft auch kugliger Form und andere mit Glasur versehene (Abb. 48).

Da die Töpferei nur noch ganz vereinzelt vorkommt, liegt die Vermutung nahe, daß die Polynesier sie aus ihrer Heimat wohl mitbrachten, aber meist aus Mangel an brauchbarem Material wieder aufgegeben haben. Wir finden ferner schemelartige Kokosnußschaber (Abb. 113, Fig. 5 und 6) und den Feuerpflug (Abb. 39), an Musikinstrumenten die Querflöte (Nasenflöte [Abb. 60, Fig. 1]) und das Blashorn aus Tritonmuschel mit seitlichem Blasloch (Abb. 60, Fig. 9), bezüglich Bekleidung und Schmuck Rindenstoffe mit typischer Herstellung (vierkantige Schlägel zur Bearbeitung der Rinde und Musteranfertigung mittels Matrize [Abb. 152]), aus Stäbchen zusammengesetzte Haarkämme (Abb. 45, Fig. 5 und 14), Strichtatauierung (Abb. 151), Fächer der mannigfachsten Form (Abb. 145, Fig. 4 und 5 und Abb. 150) und Fliegenwedel (Abb. 153) als Hoheits- und Rangabzeichen. Was die soziale Seite anbetrifft, so gehören zur polynesischen Kultur das hochentwickelte Ständewesen, das sich stellenweise zur priesterlichen Hierarchie steigert mit einem stark religiös gefaßten Königtum und die Verehrung einer Reihe von Göttern (Polytheismus), die Personifikationen der verschiedenen Naturerscheinungen sind. Schließlich ist auch die Ornamentik der Polynesier eine eigenartige, die in ganze Flächen bedeckenden kleinen Dreiecken oder Zickzacklinien arbeitet. — Wie schon erwähnt, fehlen merkwürdigerweise Bogen und Pfeile, desgleichen der Schild; die beiden ersteren trifft man wohl noch hier und da an, aber nicht als Kriegswaffen, sondern nur zu Sportzwecken (zur Ratten- und Taubenjagd).

Nach der ersten großen polynesischen Wanderung erfolgten noch weitere, von denen die bedeutendere, die auf die erste wahrscheinlich folgende, nur den Nordrand Melanesiens berührte, über Melanesien ging und auch von Polynesien nur den Norden und Nordosten traf, mit der über Melanesien verlaufenden ersten (altmalaiischen) sodann zusammenstieß. Mit ihr kamen der Bügelausleger der Kanus (im Gegensatz zu der im Süden und Melanesien üblichen Befestigung des Auslegers durch senkrechtes Stabwerk), sowie das mit einer Seite am Mast festsitzende Segel, das Beil mit drehbarem Zwischenstück, entwickeltere Formen des Kokosnußschabers, die Standtrommel mit Schnurspannung, der Poncho, der Panzer und vielleicht auch die mit Haifischzähnen besetzten Waffen (Abb. 142).

Spätere, anscheinend schwächere Wellen schufen die eigentliche mikronesische Kultur, die durch das Vorhandensein des Web-



Abb. 39. Mann beim Feuerpflügen. Neuhebriden. Mit einem spitzen Stab fährt man in einer Rinne des Knuppels hin und her und erzeugt, wenn das Holz trocken ist, in $1^1/_2$ Minuten einen kleinen Funken, der durch vorsichtiges Blasen zur Flamme entfacht wird

(Nach Speiser, Südsee, Urwald, Kannibalen)

stuhls (Abb. 131) ausgezeichnet ist. Allerdings beschränkt sich derselbe auf die Karolinen und Marianen, er fehlt auf den Marshall- und Gilbertinseln. Dagegen sind doch manche Übereinstimmungen zwischen den Karolinen einer- und den Marshall- und Gilbertinseln andererseits vorhanden (im Schiffsbau, in der Verwendung des Schildpatts und der Kokosscheibchen als Schmuck [Taf. I, Fig. 14, 16, 18 und 21], im Muschelgeld, in Werkzeugen und Ornamentik), daß man immerhin von einer einheitlichen mikronesischen Kultur sprechen kann. Diese Kulturströmung breitete sich südlich nach Matty und St. Matthias, im besonderen auch in einem langen Streifen längs des Ostrandes von Melanesien bis nach den Santa-Cruz-Inseln, wo sie mit den Wellen der eigentlichen polynesischen Kultur zusammentraf, die von Polynesien nach Melanesien gleichsam zurückflutete. Der jüngste der Kulturkomplexe, der von Westen her nach der Südsee vordrang, war rein indonesischen Ursprungs. Auf ihn sind zurückzuführen die indonesische Sprache auf den Marianen und

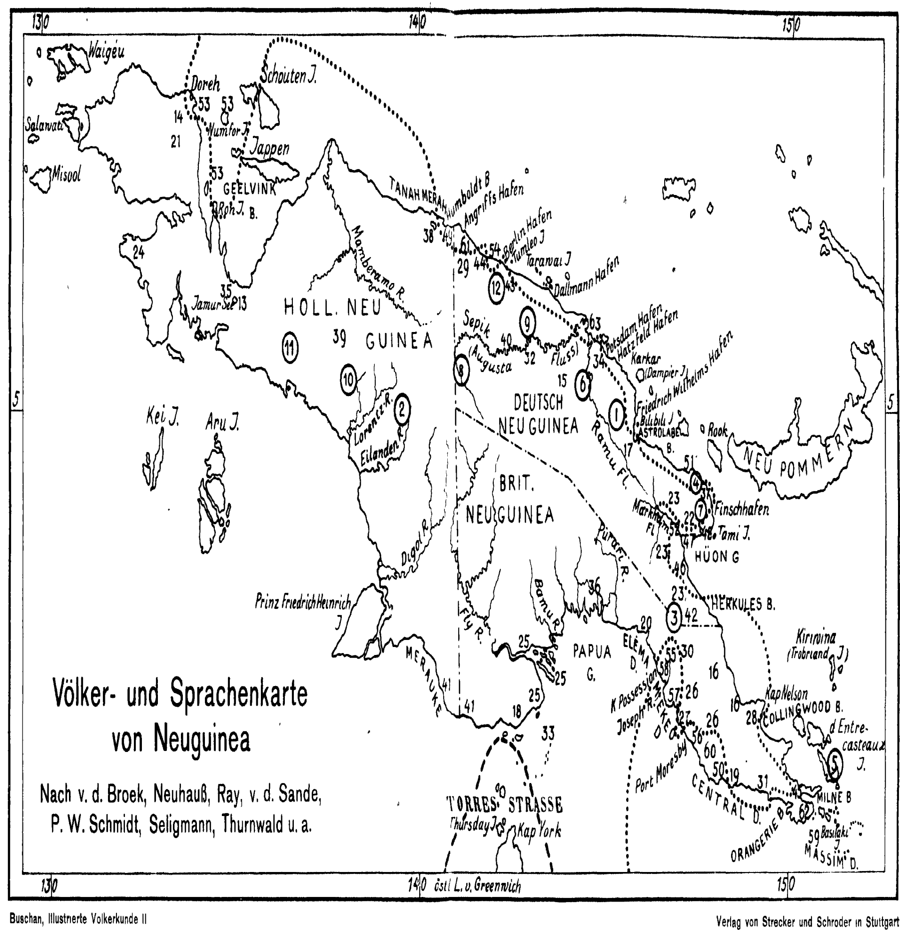
den Palauinseln, der Hausbau auf der zuletzt genannten Gruppe, Blasrohr und formosanischer Bogentypus, das Boot mit Doppelausleger, das viereckige Segel, der Schöpflöffel, die Bambusgitarre und ein bedeutender Einfluß auf die soziale Organisation.

Kürzlich hat L. Cohn die Aufmerksamkeit auf zahlreiche Spuren gelenkt, die die Araber im Mittelalter auf den Südseeinseln hinterlassen haben sollen. Cohn geht dabei von der Tatsache aus, daß dieses Volk bereits im achten Jahrhundert an der chinesischen Küste einen regen Schiffahrts- und Handelsverkehr getrieben habe und daß im Jahre 763 in Kanton ein besonderer Beamter zur Überwachung dieses auswärtigen Handels bestellt war, sowie daß um 1200 von Kanton aus diese „fremden" Kaufleute mit den Eingeborenen auf den Philippinen Handel getrieben haben. Er hält es daher nicht für unwahrscheinlich, daß die Araber schon damals ihre Fahrten bis nach Mikronesien ausdehnten. Er sucht den Beweis hierfür auf sprachlichem Gebiete zu erbringen, indem er an einer großen Zahl von Eigennamen, Namen von Inseln, Ortschaften, Bergen, Gewässern, Höhlen, für bestimmte Geldsorten (Audou auf Palau), Kleidungs- und Schmuckstücken, Tatauierungsmustern, Sprüchen, wie sie den Bootsbau und die Ausrüstung zur Seereise begleiten, Bezeichnungen für Gestirne und Krankheiten, die auf den mikronesischen Inseln, besonders auf Yap vorkommen, zeigt, daß sie auf arabische Worte bzw. Sprachstamme zuruckgehen. Wieweit diese angeblichen sprachlichen Ableitungen aus dem Arabischen zutreffend sind, entzieht sich meiner Beurteilung, indessen sind die Beweisgründe Cohns recht bestechend. Er will noch eine Reihe von Erzählungen, Überlieferungen, Sagen und Mythen, besonders auf religiosem Gebiet (von einem Schöpfer der Welt, Erschaffung der Menschen, vom Sündenfall, einem Paradies u. a. m.), sowie die Kenntnis von dem Bau leistungsfähiger Boote, des Webens, des Geldausleihsystems mit Zinsberechnung (Palau, Gazellehalbinsel) mit arabischem Einfluß in Verbindung bringen. Somit steht es für Cohn fest, daß die Araber schon im Mittelalter ihre Fahrten bis nach der Sudsee ausgedehnt haben; sie scheinen die Palauinseln als Einfallstor benutzt, zunächst Mikronesien sich in ihren Handelsbeziehungen dienstbar gemacht und von hier dieselben bis Neupommern, Neumecklenburg, Nauru, Neuguinea, Viti und den Neuhebriden weitergeführt, an der Küste Neuguineas sogar feste Platze belegt zu haben; denn überall hier vermochte Cohn ihre Spuren in sprachlicher Hinsicht nachzuweisen. Er will daher das Vorkommen des sogenannten semitischen Typus unter den Papuas mit der Araberinvasion in Zusammenhang bringen (?).

2. Die melanesische Kultur

a) Neuguinea

Von den Inseln, die Melanesien bilden, nimmt Neuguinea sowohl in anthropologischer wie in ethnologischer Hinsicht die erste Stelle ein. Bis zu Beginn des Weltkrieges teilten sich drei Mächte in den Besitz dieser Insel, der größten auf der Erde, nämlich Holland,



Buschan, Illustrierte Völkerkunde II

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

O Pygmäenstämme

▪▪ Grenze der Stämme mit australischen Sprachen

•••• Grenze der Stämme mit melanesischen Sprachen.

Alle übrigen Stämme sprechen, soviel bekannt, Papuasprachen.

I. Pygmäenstämme:

1 Gogolfluß-P.
2 Goliathberg-P.
3 Kamaweka
4 Kap König Wilhelm-P.
5 Normanby-Insel-P.
6 Ramufluß-P.
7 Sattelberg-P.
8 Sepik-Quellgebiet-P.
9 Sepik-Steppengebiet-P.
10 Pesechem
11 Tapiroberg-P.
12 Torricelligebirge-P.

II. Stämme mit Papuasprachen:

13 Angadi
14 Arfak
15 Bánaro
16 Binaudele
17 Bongu und Bogadjim
18 Daudai
19 Domara
20 Elema, Toaripi u. a.
21 Hattam
22 Hupe
23 Kai
24 Kapaur
25 Kiwai
26 Koiari, Meroka u. a.
27 Koita
28 Kworafi
29 Lawo
30 Mafulu
31 Mailu
32 Malu
33 Miriam
34 Monumbo
35 Nagramadu
36 Namau
37 Poum
38 Sentani
39 Timoriki
40 Tsenap
41 Tugeri
42 Wakaja
43 Walman
44 Warapu und Ramo.

III. Stämme mit melanesischen Sprachen:

45 Awaiama
46 Boang
47 Bukaua
48 Jabim
49 Jotefa
50 Keapara, Hula, Aroma u. a.
51 Kelana, Sigaba u. a.
52 Lae Womba, Lae Timbu
53 Mafoor
54 Malol und Arup
55 Mekeo
56 Motu
57 Pokau
58 Roro
59 Saribo
60 Sinaugolo
61 Sissanu
62 Suau
63 Watam.



Abb. 40. Dorf bei Finschhafen. Deutsch-Neuguinea

Deutschland und England. Holland hatte die westliche Hälfte (ungefähr bis zum 141. Längengrade), Deutschland den nördlichen, den es im Weltkrieg verlor, und England den südlichen Teil der übrig bleibenden östlichen Hälfte in Besitz genommen.

Das Innere von Neuguinea ist zum größten Teil noch unerforscht: unsere Kenntnisse über Land und Leute beschranken sich daher im großen und ganzen auf die Küstenzone. Besonders über die Kultur früherer Zeiten ist unser Wissen ein recht bescheidenes, da Ausgrabungen, die hierüber Auskunft geben können, noch fehlen. Nur gelegentlich stieß man beim Graben auf vereinzelte Fundstucke. So fanden Manckton und Pöch an zwei Stellen in der Nahe der Collingwood-Bay (Rainu) Topfscherben mit eigenartig durchbrochenen Rändern, andere mit Glanz und äußerer Glättung, ferner Henkelstücke und Konusmuscheln, die spiralige Einritzungen aufwiesen, sowie Obsidianstucke. Weiter deckte Seligmann an der Südküste (Insel Danko) ähnliche Tonscherben und größere Obsidianwerkzeuge (Axt und Lanzenspitze) auf, und schließlich kam am Aikoraflusse (Britisch-Neuguinea) in 3 m Tiefe eine Steinkeule mit einem Kopfe, der einem Schlangenkopfe glich, ans Tageslicht. Alle diese Funde weichen in ihrem Typus vollständig von den gleichen Gegenstanden ab, die die heutige Bevölkerung benutzt. Über ihr Alter fehlt uns jegliche Überlieferung, so daß man sie nur als relativ prähistorisch ansprechen kann. Von verhältnismäßig hohem Alter sind auch die in Kaiser-Wilhelms-Land für den Tarozauber (beim Pflanzen) benutzten Steingeräte, die in anderen Südseegebieten zum Herrichten des Tarobreies Verwendung finden, in Neuguinea aber diesem Zwecke nicht dienen.



Abb. 41. Hütte im Innern von Deutsch-Neuguinea

Die Bewohner Neuguineas sind die Papua, über deren körperliche Eigenschaften schon an anderer Stelle gesprochen wurde. Die wichtigsten Stämme in Deutsch - Neuguinea sind die Warapu, Sissanu, Tumleo, Monumbo, Poum, Hupe, Bukana, Jabim und Kai, in Britisch-Neuguinea die Koita, Roro, Massim, Mafulu, Mekeo, Sinaugolo, und in Holländisch-Neuguinea die Tugeri und Arfak. Die Papua wohnen in Dörfern beisammen, die unter Umständen nur aus einigen wenigen Hütten bestehen. Die Dörfer pflegen meist offen zu sein; zuweilen umgibt man sie zum Schutze gegen verwilderte Schweine, die die Pflanzungen zerstören, mit einem Zaun. Die einzelnen Häuser liegen meist zerstreut unter Kokospalmen und umschließen einen Platz, auf dem sich die Festlichkeiten und Tänze abspielen. Sie stehen in der Regel 1—2 m hoch (zum Schutze gegen feindliche Überfälle und gegen die Feuchtigkeit des Erdbodens) über der Erde oder über dem Wasser. In Britisch-Neuguinea und früher auch in Kaiser-Wilhelms-Land gibt es auch in den Bäumen angebrachte Hütten von demselben Typus (Abb. 34 und 40). Diese auf einer Plattform errichteten rechteckigen Giebeldachhütten sind aus Bambusstangen zusammengebunden, mit Gras, Palmen-, Sagoblättern oder Rinde gedeckt und an den Wänden mit dem gleichen Material gedichtet. Ein ausgekerbter, an die Plattform angelehnter Baumstamm bildet die Treppe. Oft sind sie noch mit einer Art Vordach an der Giebelfront versehen. Nur in vereinzelten Bezirken fehlen solche Pfahlbauten. Im Mekeodistrikt

und an der Humboldtbai kommen auch Rundhütten mit Kegeldach vor (Abb. 41). Der unter dem Hüttenboden befindliche Raum dient zur Aufbewahrung von allen möglichen Sachen sowie zum Aufenthalt für die Schweine. Meistens bewohnen mehrere Familien, durch Scheidewände voneinander getrennt, ein Haus, das ein einziges großes Zimmer darstellt. Es kommen am Augustafluß auch Häuser vor, die mehrere hundert Personen aufnehmen können. Neben diesen Familienhäusern gibt es noch die bedeutend größeren Männerhäuser, in denen die männlichen Dorfgenossen die Nacht zubringen, denn Männer und Weiber wohnen nur in vereinzelten Landesteilen in derselben Hütte; ferner Junggesellen- oder Versammlungshäuser, in denen die unverheirateten Männer hausen, die öffentlichen Versammlungen abgehalten, Gäste (auch

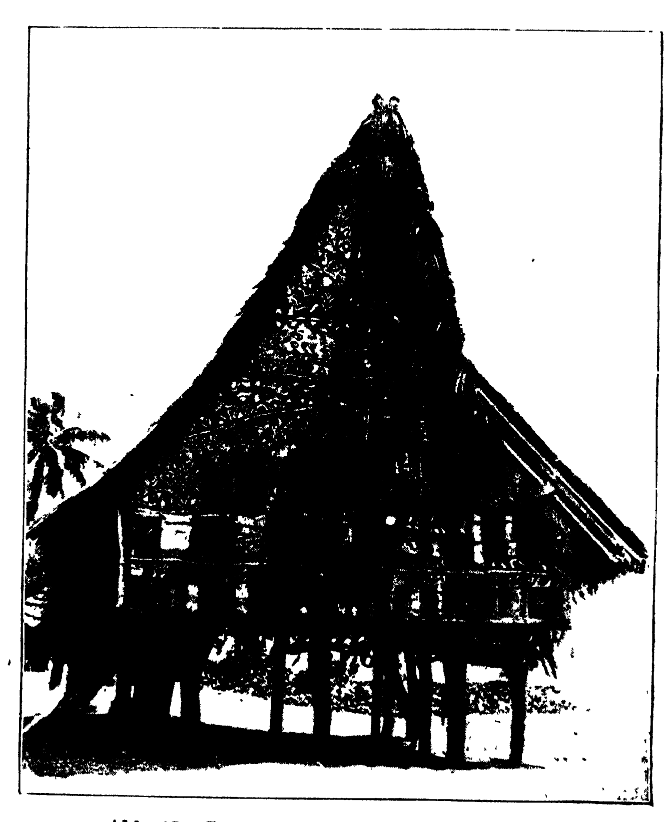


Abb. 42. Geisterhaus auf Deutsch-Neuguinea

Europäer) empfangen, bewirtet und auch für die Nacht untergebracht werden u. a. m. Außerdem kommen noch **Geisterhäuser** vor, in denen man die Tanzmasken und sonstige für die Festlichkeiten erforderlichen Kultgegenstände aufbewahrt (Abb. 42). Diese Häuser wurden früher reichlich mit allerhand Verzierungen (meistens Schnitzereien an den Türpfosten, dem Giebel, den Innenwänden) bedeckt; in neuerer Zeit ist diese Kunstfertigkeit allerdings mehr und mehr in Verfall geraten.

Die **innere Einrichtung der Wohnhäuser** ist sehr bescheiden; Bequemlichkeit gibt es in ihnen nicht. Eine mit Matten bedeckte Schlafpritsche stellt zumeist das einzige größere Möbelstück dar. Oft genug fehlt auch dieses, der Papua schläft dann auf der nackten Erde. Zur Schonung seiner Haarfrisur bedient er sich aber kleiner Nackenstützen (Abb. 55) aus Holz oder Bambus. Der Feuerherd, für jede Familie einer, pflegt meist in der Ecke angebracht zu sein; Kochtöpfe und Speiseschüsseln vervollständigen die Einrichtung.

Ackerbau ist den Papuas im allgemeinen unbekannt; nur einzelne Stämme legen **Pflanzungen** an und ziehen auf ihnen Süßkartoffeln, Yams, Taro, Melonen, Gurken, Bohnen und Bananen; auch Reis und Zuckerrohr pflanzen sie an. Die mühevolle Arbeit des Ausrodens durch Abschlagen der Bäume und Abbrennen, sowie das Aufbrechen des Bodens mit langen, zugespitzten Stangen ist Sache der Männer, dagegen das Pflanzen, Ausjäten des Unkrauts und das Abernten Weiberarbeit. Das so neu geschaffene Ackerland wird mit einem Zaune zum Schutze gegen die wilden Schweine umgeben. Die Felder bleiben nach dem ersten Jahresertrag brach liegen, weil der Boden infolge seiner besonderen Beschaffenheit schon nach der ersten Ernte nicht mehr ertragsfähig und eine Düngung aus Mangel an Haustieren nicht möglich ist. An der Küste und auf den Inseln wird eifrig **Fischfang** betrieben, da seine Erträge das Hauptnahrungsmittel bilden. Man fängt die Fische mit Angeln aus Holz, Knochen oder Schildpatt, Netzen und Reusen, ferner mit Pfeilen und mehrzinkigen Speeren (Britisch-Neuguinea, Astrolabebai und Berlinhafen). In den Lagunen werden die Buchten durch einen Zaun mit einer verschließbaren Tür abgegrenzt, die mit der Flut geöffnet wird, damit die Fische in die Bucht hineinschwimmen können, und mit Einsetzen der Ebbe geschlossen wird. Eine eigenartige Methode des Fischfanges ist das Hineinwerfen der zerklopften Wurzel einer giftigen Lianenart, wodurch die Fische betäubt werden, so daß man sie dann mit den Händen greifen kann. Am Hüongolf ist das Fischen mit Drachen üblich. Es ist dies eine aus vier Blättern nach

Art unserer Kinderdrachen zusammengesetzte Planfläche, an der zwei Schnüre befestigt sind. Mit der einen, die der Fischer in der Hand hält, wird der Drache gelenkt, an der anderen, die ins Wasser reicht, sitzt als Köder ein zähes Gewebe einer großen Spinne, in das der Fisch sich mit seinen Zähnen (meistens Hornhechte) verstrickt, so daß er nicht mehr freikommen kann, worauf er mit einem kleinen dreieckigen Kästchen ins Boot gehoben wird.

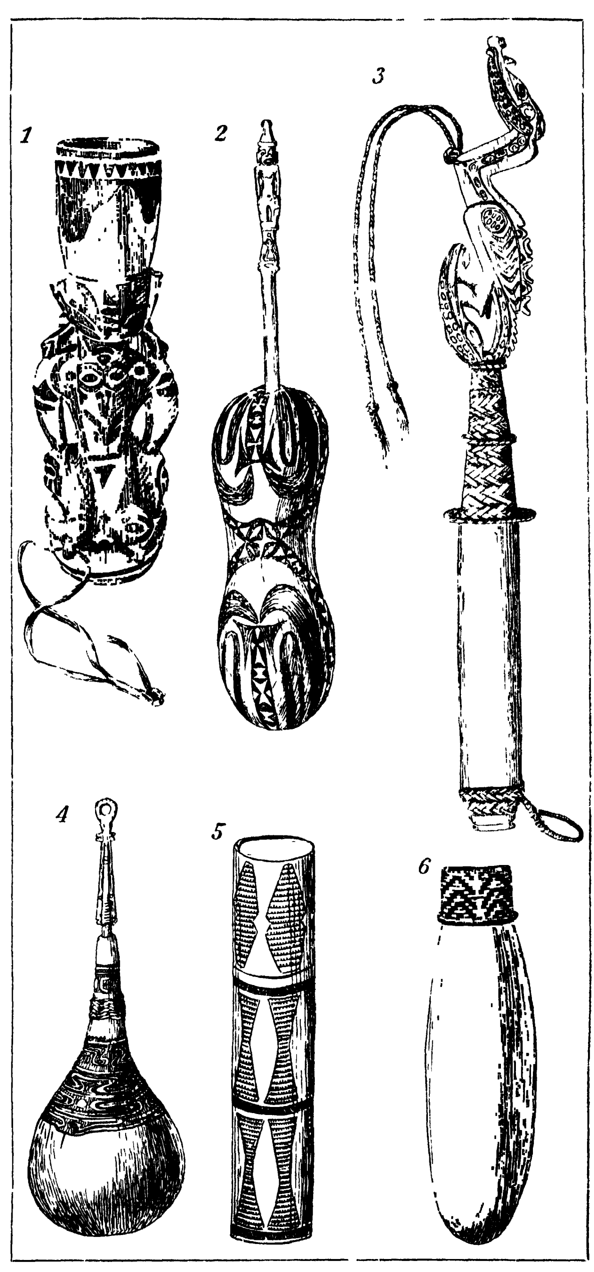


Abb. 43. Betelbüchsen. 1 Betelmörser, Tami-Insel, Huongolf; 2 Kalabasse für Kalk mit Spatel, Admiralitätsinseln; 3 Büchse für Kalk, Sepik (Kaiserin-Augusta-Fluß), Deutsch-Neuguinea; 4 Kalabasse für Kalk mit Betelstäbchen, Insel Tarawai; 5 und 6 Betelbüchsen, Salomonen (1, 5, 6 1/4 n. Gr.; 2–4 1/6 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

Die Jagd wird in bescheidenem Umfange betrieben, da es, abgesehen von verwilderten Schweinen, nur wenig jagdbare Tiere gibt. Am beliebtesten ist die Jagd auf die schon er-

wähnten Wildschweine, die mit Hunden, Fallgruben, Fallen und Netzen (Treibjagd) betrieben wird. Für das kleinere Getier (Schlangen, Mäuse, Ratten, Schnabeltiere) kommt als Hilfsmittel noch das Abbrennen von Grasflächen in Betracht, für die Vogeljagd Pfeile (darunter solche mit mehreren Spitzen) und Bogen, die Schleuder, Leimruten und Stellnetze (Hüongolf), in die sich die Vögel, geblendet durch das darunter bei Nacht brennende Feuer, beim Herabfliegen verstricken. Das wichtigste Nahrungsmittel liefert neben den Fischen und anderen Erträgen des Meeres (Krebsen, Muscheln usw.) die Kokospalme, in sumpfigen Niederungen auch die Sagopalme. Man fällt die Sagopalme, löst die holzige Rinde ab und bearbeitet das weiche Innere durch Abraspeln mit einem beilförmigen Klopfer (mit zylindrischem, vorn ausgehöhltem Stein [Abb. 53, Fig. 3]). Das so gewonnene Mark wird unter Zusatz von Wasser ausgewaschen und der in den Behältern am Boden sich ansammelnde Sago genossen. Von tierischer Nahrung kommen das Schwein (zahmes und verwildertes), der Hund und das Huhn — die einzigen Haustiere — in erster Linie in Betracht; besonders das Schweinefleisch wird hochgeschätzt und spielt bei allen Festlichkeiten eine wichtige Rolle. Im übrigen werden noch das Wallaby (Känguruh), das Baumkänguruh, der Baumbär, der Beutelmarder, der Fliegende Hund, Ratten, Mäuse, Schlangen, Krokodile, Vögel allerlei Art (im besonderen auch Kasuare) und alles Kleingetier, dessen der Eingeborene nur habhaft werden kann, wie Raupen, Käfer, Larven, Heuschrecken usw. genossen. — Die Speisen werden entweder in Tontöpfen bzw. grünen Bambusröhren durch Kochen oder Rösten über dem Feuer zubereitet. Kuchen, deren Hauptbestandteile der ausgepreßte Saft der Kokosnuß, geriebene Bananen oder Tarobrei bilden, werden auf erhitzten Steinen in einer Erdgrube gebacken.

Als Genußmittel kommen in Betracht Betel und Tabak; den letzteren baut der Papua meistens selbst an. Beim Betelkauen wird die Frucht der Betelpalme zusammen mit Betelpfeffer zunächst gekaut und sodann etwas aus gebrannten Muscheln gewonnener Kalk aus einer verzierten Kürbisbüchse (Abb. 43, Fig. 1 und 3) mit einem langen Spatel hinzugefügt; der Brei, der einen leicht zusammenziehenden Geschmack hat, färbt Lippen und Zähne ziegelrot. Der Tabak wird teils in Form von mächtigen Zigarren, die meistens von Mund zu Mund gehen, teils in Pfeifen geraucht. Die Pfeifen ähneln entweder

unseren kurzen Stummelpfeifen oder bestehen aus einem Bambusrohr, das an einem Ende offen, an dem anderen aber geschlossen ist und das in dessen Nähe ein Loch trägt; auf diesem sitzt der Kopf mit Tabak auf.

Beim Rauchen füllt der Papua zunächst durch Ansaugen an dem offenen Ende die Röhre mit Rauch und schließt gleichzeitig das offene Ende durch Daraufhalten der Hand. Hierauf nimmt er den Kopf ab, laßt die Hand los und zieht den Rauch aus dem Loche, auf dem der Kopf aufsaß, ein.

Auch die sogenannte eßbare Erde, ein fein geschlemmter graugelblicher bis rötlicher Ton, kann wegen seines aromatischen Geschmackes zu den Genußmitteln gerechnet werden.



Abb. 44. Heiratsfähiges Mädchen der Koita, mit vollendeter Tatauierung, Britisch-Neuguinea
(Aus Brown, Melanesians and Polynesians)

Die Bekleidung der Bewohner Neuguineas besteht, sofern nicht bereits europäische Tracht Eingang gefunden hat, was nicht wenig zur Entstehung von Erkältungskrankheiten beiträgt, für die Männer in einer um die Hüften geschlungenen dünnen Schnur (Abb. 47), unter der die Spitze des Gliedes eingeklemmt getragen wird, oder in einem Lendengürtel mit einem zwischen den Schenkeln durchgezogenen, die Geschlechtsteile umgreifenden Bande. Zum Schutz des Gliedes dient auch eine Umhüllung, z. B. ein mit Brandmalerei verzierter Flaschenkürbis (Angriffshafen), ein Bambusstück, eine Muschel (Fly-River, Humboldtbai) oder ein geflochtener Behälter. Die Weiber tragen ein kleines Röckchen oder eine Schürze aus Fasern, Gras oder Blättern, deren Farbe, Länge und Schnitt je nach dem Alter und dem Familienstand seiner Trägerin verschieden ausfallen, oder einen kleinen Perlenschurz. Bei den Stämmen von Britisch-Neuguinea ist der Gürtel geflochten und mit mäanderartigen Mustern benäht, bei denen von Deutsch-Neuguinea aus Rinde hergestellt und

Erklärung der Abb. 45

1 Aus Bambus, Holländisch-Neuguinea; 2 Aus zusammengeflochtenem Palmholz, Henry-Reid-Bay, Neupommern; 3 Aus Palmholzstäbchen und Flechterei, St Matthias; 4 Aus Holz geschnitzt, Anachoreteninsel; 5 Aus Palmholzstäbchen, Viti-Inseln; 6 Aus Holz mit Fregattvogelfedern, Truck, Karolinen; 7 Aus Palmholzstäbchen, Manus, Admiralitätsinseln; 8 Aus Schildpatt, Mogomog, Karolinen; 9 Aus Bambus, Friedrich-Wilhelms-Hafen, Deutsch-Neuguinea; 10 Aus dünnem Holz mit durchbrochener Schnitzerei, Samoa; 11 Aus Holz für Männer, Bismarckarchipel; 12 Aus Holz, Neuhebriden; 13 Aus Bambuswurzel mit Federschmuck, Salomonen; 14 Aus Palmholz. Elliceinseln

(1, 2, 4, 5, 8–12 etwa 1/4 n. Gr.; 3 etwa 1/6 n. Gr.; 6 und 7 etwa 1/7 n. Gr.)

---

mit eingeschnittenen Mustern verziert. Als Schutz gegen Wetterunbilden werden von beiden Geschlechtern Regenkappen aus zusammengenähten Pandanusblättern oder geflochtenen Matten (am Sepik [Kaiserin-Augusta-Fluß] und bei den Tugeri) über Kopf und Nacken gestülpt. Als Zeichen der Trauer wird oft ein ziemlich den ganzen Körper umhüllender Netz- oder Federbehang getragen. Im übrigen ist der Körper nackt. Völliges Unbekleidetsein trifft man beim männlichen Geschlecht nur noch selten, beim weiblichen (abgesehen von den kleinen Mädchen bis zu ihrer Reife) wohl nirgends mehr an.

An Stelle der mangelnden Bekleidung wird der Schmückung des Körpers, vor allem des Kopfes, um so größere Aufmerksamkeit geschenkt, bei besonderen Festlichkeiten auch der ganze Körper reichlich ausgeputzt. Von Zeit zu Zeit pflegt der Papua seine ganze Körperoberfläche einschließlich des Kopfhaares mit einem Gemisch aus Palmöl und Ocker einzureiben, wodurch eine kupferrote Hautfarbe vorgetäuscht wird. Auch wirkliche Bemalung, besonders in leuchtendem Rot, kommt vor, sowie Bestreichen des Körpers mit Kalk. — Tatauierung ist bei vielen Stämmen unbekannt, anderwärts wieder, besonders an der Küste, sehr beliebt. Bei den Koita beschränkt sie sich aber auf das weibliche Geschlecht (Abb. 44); die Prozedur wird an den Mädchen im frühesten Kindesalter begonnen und in bestimmter Reihenfolge auf alle Körperteile ausgedehnt; mit dem Eintritt der geschlechtlichen Reife muß sie vollendet sein. Das Mädchen ist dadurch als heiratsfähig gekennzeichnet. Bei anderen Stämmen gilt die Tatauierung für die Männer als Clanabzeichen oder als Ehrung für Verdienste, z. B. bei den Küstenstämmen Holländisch-Neuguineas als Auszeichnung für erlegte Wildschweine.

Sehr verbreitet ist auch die Sitte, sich Schmucknarben auf dem Körper anzubringen; sie dienen häufig als Kennzeichen der

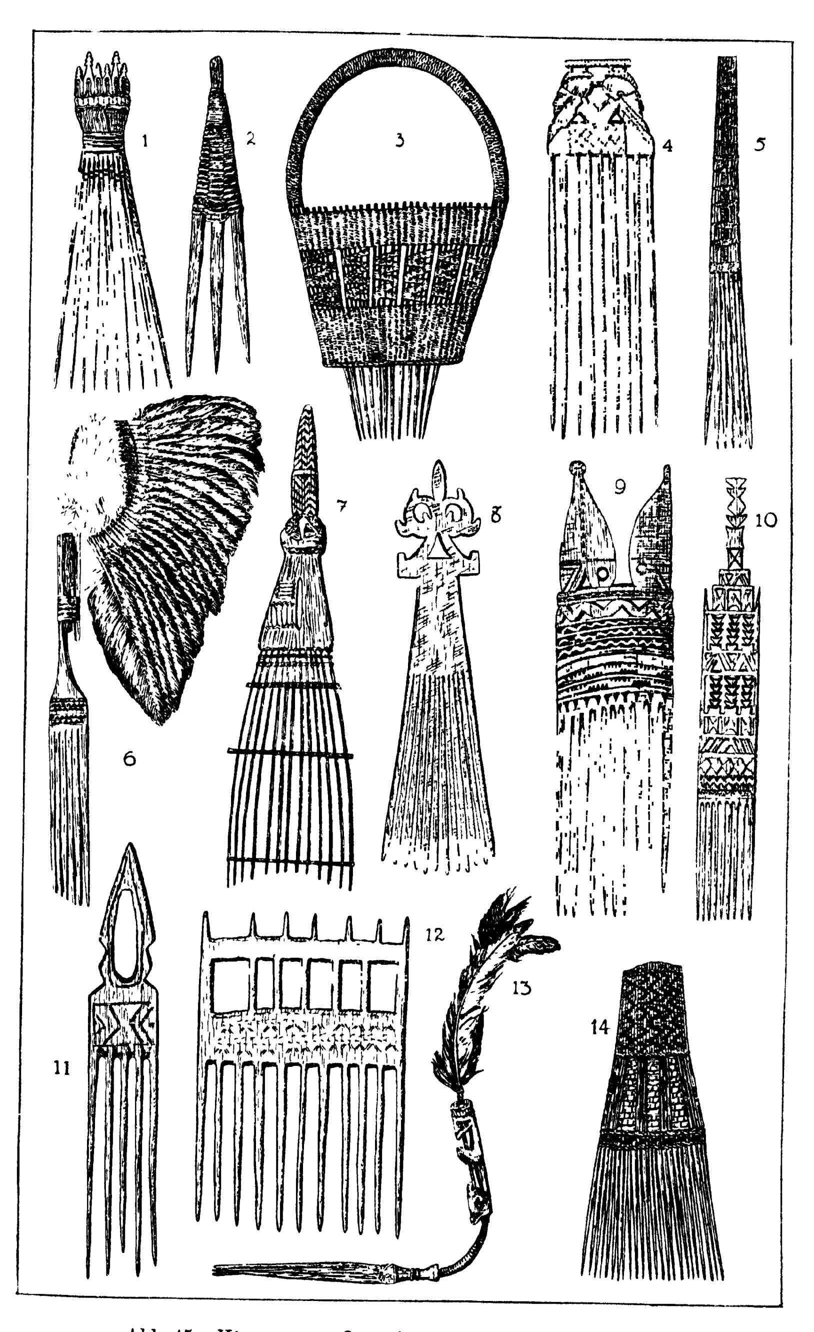


Abb 45. Kämme aus Ozeanien. (Lindenmuseum, Stuttgart)

Sippe. Die Wunden werden mittels Obsidiansplitters oder durch Brennen hervorgerufen und durch Einfügen reizender Stoffe (Gemisch aus Kalk und einem Blättersaft) am Verheilen gehindert, was natürlich fürchterliche Schmerzen verursacht, von den Leuten aus Eitelkeit aber ruhig ertragen wird. In Kaiser-Wilhelms-Land ist diese Art von Narbenverzierung beim weiblichen Geschlecht in stärkerem Grade beliebt als beim männlichen. Ohr- und Nasendurchbohrung erfreuen sich bei beiden Geschlechtern großer Verbreitung. Die Ohrlöcher werden durch Einklemmen des Läppchens in den gespaltenen Halsring eines Bockkäfers und dadurch hervorgerufene Entzündung und sich anschließende Eiterung erzeugt und durch Hineinstecken immer größerer Gegenstände übermäßig ausgedehnt, so daß sie nicht selten schließlich wie lange Fleischlappen bis auf die Schulter herabhängen. Ebenso wird die Nasenscheidewand durch spitze Gegenstände durchstoßen und das Loch durch allmählich immer stärker werdende Gegenstände bis zu solchem Grade ausgedehnt, daß Stäbe, Röhren oder Pflöcke von Daumendicke durchgesteckt werden können.

Besondere Pflege läßt der Papua seinem Kopfhaar angedeihen. Es herrscht bezüglich der Haartracht auf Neuguinea eine ungemeine Mannigfaltigkeit, vom vollständig rasierten Kopfe der jungen Mädchen bis zur mächtigen Haarperücke der Warapu und Sissanu. Im allgemeinen wird das überreich vorhandene Kraushaar gekämmt und weitabstehend aufgebauscht, darauf mit Kalk oder Ocker gefärbt und mit großen Kämmen aus Bambus (Abb. 45, Fig. 1 und 9), sowie mit Büscheln aus Kasuar-, Paradiesvogel- und Papageienfedern besteckt, schließlich auch wohl noch mit einem reich mit Muscheln besetzten geflochtenen Bande umschlungen. Es kommen dabei die merkwürdigsten Frisuren zustande, die übrigens auch sehr der Mode unterworfen sind. So tragen die Rorostämme bei ihren Festlichkeiten einen mächtigen Aufbau aus Federn; bei den Männern von Sissanu fallen die Haare chignonartig bis weit in den Rücken herab, was indessen nicht von ihrer natürlichen Länge herrührt, sondern davon, daß die ausfallenden Haare dank ihrer spiraligen Windung und der Unmasse Schmutz, der ihnen anhaftet, hängenbleiben; die Monumbomänner stecken den Haarschopf in eine recht lange, mit Muscheln und Hundezähnen verzierte Röhre, die dann wie ein Stab vom Kopfe absteht, während die Frauen ihre Haare in unzähligen Zöpfchen zusammenflechten, die wie Quasten am Kopf herunterbaumeln; bei den Leuten



Abb. 46. Arm- und Halsschmuck aus Deutsch-Neuguinea: 1, 3, 4 und 6 Geflochtener Armschmuck mit Nassa verziert; 2 Brustschild aus gespaltenen Eberzähnen mit Nassa und Paternostererbsen (Abrus precatorius) verziert; 5 Geflochtener Gürtel mit Hiobstränen (Coix lacrima); 7 und 8 Armschmuck mit Nassa und Eberzähnen verziert. (Etwa $^1/_7$ n. Gr.)

(Lindenmuseum, Stuttgart)

am Fly-River werden die Haare korkzieherartig aufgerollt getragen. Die Inlandstämme von Holländisch-Neuguinea legen ein Gestell spiralig um den Kopf und wickeln das Haar darüber auf; andere wieder scheren das Haar kurz und lassen nur ein Büschel stehen, noch andere scheren nur den Vorderkopf und verfilzen die übrigen Haare zu zehn bis zwölf lockenähnlichen Gebilden u. a. m. Zur

Schonung der Haartracht, deren Herstellung große Mühe und viel Zeitaufwand erfordert, schläft man auf Nackenstützen. Alte Leute oder Kahlköpfe ersetzen ihr verlorengegangenes Haupthaar durch Aufsetzen einer Perücke aus Kasuarfedern, Baumbärenfell oder Baumrinde; auch junge Stutzer benutzen solche. — Die Barthaare werden entweder gänzlich ausgerissen oder stellenweise abrasiert, von anderen Stämmen wieder stehengelassen. In solchen Fällen wird der mitunter recht stattliche Bart mit allerlei Zierat durchflochten und behangen.

Im täglichen Leben schmückt sich der Papua im allgemeinen wenig; dafür verwendet er aber bei festlichen Anlässen auf seinen Ausputz größte Sorgfalt. Auf dem Kopfe sitzt ein mächtiger Bambuskamm, in den Haaren stecken bunte Federn oder eigenartig aufgereihte Muschelscheiben mit aufgelegter Schildpattverzierung, die auf einem Holz- oder Knochenstäbchen befestigt sind (Hatzfeldhafen); die Stirn ziert eine diademartige Binde, mit aufgereihten Muscheln Reißzähnen des Hundes (Taf. I, Fig. 15; Abb. 134, Fig. 6 und 12), Schnäbeln des Nashornvogels (Taf. I, Fig. 8) oder mit Früchten besetzt; um den Hals werden Gehänge getragen, die ebenfalls aus Muscheln (Nassa [Taf. II, Fig. 8 und 24], Tridacna), Eberhauern (Abb. 134, Fig. 4), Hundezähnen (Taf. II, Fig. 8) oder Haifischwirbeln zusammengesetzt sind, auf der Brust ein filetgestricktes Täschchen zur Aufbewahrung von Tabak, Betel, Amuletten und sonstigen Bedarfsgegenständen (Abb. 47). Die Leute von Berlinhafen tragen einen eigenartigen Brustschmuck, der in einem Rotanggeflecht mit aufgesetzten weißen Nassaschnecken und roten Paternostererbsen und daranhängenden gespaltenen Eberhauern besteht (Abb. 46, Fig 2); beim Tanzen und im Kampfe nehmen die Männer ein Stäbchen zwischen die Zähne, das an seinen Enden Ovulamuscheln trägt. Um Arme und Beine legt man aus Bast oder Rotangfaser geflochtene, oft in reizenden Mustern hergestellte und mit aufgesetzten Muscheln, Zähnen, auch mit Samen von Hiobstränen (Coix lacrima) oder Paternostererbsen (Abrus precatorius) besetzte Bänder (Abb. 46) — die zweiflügligen (Abb. 46, Fig. 4) dürfen nur von Männern getragen werden; sie sind ein Abzeichen der Mannbarkeit —, oder auch Armringe von Eberhauern, Schildpatt (Taf. I, Fig. 9), Trochus- oder Konusmuscheln (Taf. I, Fig. 7), wozu noch wohlriechende Blätter oder Federn als Schmuck kommen. In die Nasenflügel oder die Nasenscheidewand werden Bambusstäbchen, Muschelscheiben, Hundezähne, Eberhauer, Perlmutterringe, Federn u. a. m. gesteckt, desgleichen in die künstlich erweiterte Durchbohrung der Ohrläppchen

Schildpattringe mit eingeritzten Mustern, Tridacnaringe, auch Röhren oder Stifte. Sehr beliebt ist schließlich noch in Holländisch-Neuguinea das Zuspitzen der Zähne.

Die Reißzähne des Hundes, die man an den Hals- und Stirnbändern anbringt, stellen für den Papua einen großen Wert dar, denn jedes Tier besitzt deren nur vier (Abb 131, Fig 6 und 12); daher vertreten sie die Stelle des Kleingelds. Ebenso geschätzt sind die Eberhauer, weil es jahrelang dauert, bis diese Zähne in der gewünschten ringförmigen Weise gewachsen sind. Man schlägt den jungen Ebern die Hauer im Oberkiefer aus, damit sie die des Unterkiefers beim Weiterwachsen nicht stören Infolgedessen nehmen diese einen derartigen Wachstumsverlauf, daß die Spitze zur Wurzel wieder zurückkehrt, wobei allerdings nachgeholfen wird, und der ganze Zahn schließlich (was mehrere Jahre Zeit erfordert) einen Kreis bildet. Je geschlossener dieser Ring ausfällt, für um so wertvoller gilt der Zahn.

Zur Ausrüstung eines Papua gehören auch die Waffen, die er auf seinen Gängen beständig mit sich zu führen pflegt, wohl die Folge der beständigen Reibereien und



Abb. 47. Papua, Bogadjim, Deutsch-Neuguinea
(Nach Hagen)

Fehden der Stämme untereinander. Angriffswaffen sind hauptsächlich Bogen und Pfeile. Stellenweise, so im südöstlichen Gebiete von Neuguinea, fehlt der Bogen. Sein Verbreitungsgebiet deckt sich im allgemeinen mit dem Auftreten der austronesischen Mundarten, was dafür sprechen dürfte, daß er sein Vorkommen polynesischem Einflusse verdankt. Die Bogen (Taf. IV, Fig. 27, 28, 29 und 32) Neuguineas sind nichtreflexe Flachbogen. In Britisch-Neuguinea besteht der Bogen aus Bambus mit Rotangsehne, in Deutsch-Neuguinea aus Palmholz; sie sind meist unverziert. Der Bambusbogen dürfte als der entwicklungsgeschichtlich ältere anzusehen sein; sein Ursprungsland ist wahrscheinlich Südasien. In Berlinhafen trägt er an seinen beiden Enden geflochtene Ringe, um die Sehne beim Spannen festzuhalten. Als Schutzvorrichtung gegen das Zurückschnellen der Bogensehne werden in den südlichen Gebieten Neuguineas aus Rotang geflochtene Manschetten am Arm getragen; im Massimgebiet (Britisch-Neuguinea) sind sie nur noch Schmuckgegenstand und stellen daher wohl ein Überbleibsel aus der Zeit vor, wo dort noch der Bogen bekannt war. — Die Pfeile (Taf. IV, Fig. 2, 3, 7, 10, 12, 13 und 16) sind aus Rohr angefertigt und mit einer Holz- oder Bambusspitze versehen; es findet sich gelegentlich auf die Holzspitze noch eine Knochenspitze aufgesetzt (Britisch-Neuguinea). Auch Pfeile mit Widerhaken werden hergestellt. Zum Fischschießen bedient man sich mehrzinkiger Pfeile; in Holländisch-Neuguinea gebraucht man auf der Vogeljagd zierliche Pfeile aus Palmblattrippe und entsprechend feinere Bogen. Eine Besonderheit der Papuas, die sonst nirgends in der Südsee wieder vorkommt, ihr Gegenstück aber in anderen Erdteilen findet, ist der Aderlaßbogen, ein kleiner flacher Bogen, mit dem ein Pfeil auf das sichtbare Blutgefäß einer bestimmten Hautstelle abgeschossen wird, um dadurch zur Ader zu lassen.

Zu Pfeil und Bogen kommen als weitere Angriffswaffen Speere, Keulen, Dolche und Schleuder hinzu. Die Speere (Abb. 49, Fig. 2, 6 und 12) sind aus Palm- oder Kasuarinenholz, sowie aus Bambus hergestellt; ihr Schaft ist glatt oder verziert; die Spitze kann mit Widerhaken versehen sein. — Die Speerschleuder (Taf. III, Fig. 4) aus Bambusrohr mit einem plastisch geschnitzten Widerlager, gegen das sich der Speer seitlich anlehnt, kommt auf Neuguinea (britisches Gebiet) ebenfalls vor. — Ebenso sind die Keulen (Taf. III, Fig. 1, 2, 3, 5 und 6) aus Kasuarinen- oder Palmholz

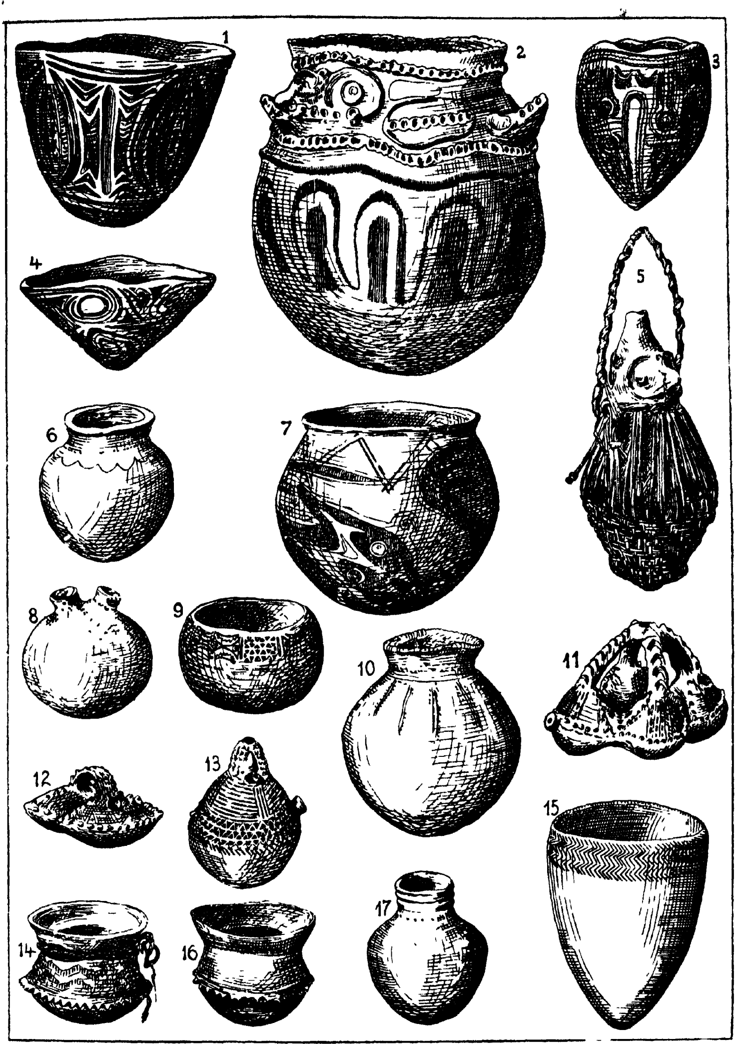


Abb. 48. Töpfereien aus Ozeanien: 1 und 4 Töpfe mit eingeschnittenen Mustern, Sepik, 2 Topf mit Gesichtsornamenten und bunter Bemalung, Sepik, 3 Topf mit eingedrücktem Muster, Sepik, 5 Eingeflochtener Krug mit Gesichtsrelief, Sepik, 6 Kochtopf aus rotem Ton, Friedrich-Wilhelms-Hafen, 7 Kochtopf mit aufgemalter Krokodildarstellung, Humboldtbai, Deutsch-Neuguinea; 8 Wassergefäß mit doppelter Öffnung, 9 Eßschale aus mit Parinariumkitt überzogenem Geflecht. Admiralitätsinseln; 10 Topf mit eingedrückten Ornamenten, Admiralitätsinseln; 11 Vierfaches glasiertes Gefäß, Viti-Inseln; 12 Doppeltes glasiertes Gefäß, Viti-Inseln; 13 Glasiertes Gefäß mit seitlichem Ausguß, Viti-Inseln; 14 Schale mit eingedrückten Mustern, Salomoninseln; 15 Kochtopf mit eingedrücktem Ornament, Salomoninseln; 16 Kochtopf aus dunklem Ton, Neuhebriden; 17 Topf aus braunem Ton, Bili-Bili, Deutsch-Neuguinea. (Je etwa $^1/_{10}$ n. Gr.)

(Lindenmuseum, Stuttgart)

angefertigt, im Massimdistrikt auch aus Ebenholz; sie besitzen zumeist einen kugligen Steinkopf. In Britisch-Neuguinea kommen auch noch andere Steinköpfe vor, natürliche Steine, ringförmige, ovoide, diskusartige, scheibenförmige mit Ecken, solche mit Einkerbungen in einer oder mehreren Reihen, mit knopfförmigen Erhebungen (sogenannte Ananaskeulen) und morgensternähnliche Formen; im östlichen Neuguinea trifft man auch kurze, flache scharfkantige Keulen aus Holz und Knochen an.

Die scharfspitzigen Dolche werden aus Kasuar- oder Menschenknochen angefertigt und mit wundervollen reliefartigen Schnitzereien (Linien und Gesichter) bedeckt; man trägt sie unter den Armringen am Oberarm versteckt.

Zum Schutze gegen die feindlichen Waffen werden von den Papua Schilde (Taf. VI, Fig. 1, 3, 5, 6 und 8) getragen. Am verbreitetsten sind der herzförmige und der viereckige Bogenschild aus Holz mit einem Einschnitt am oberen Ende, um ihn, über die Schulter gehängt, unter die linke Achsel schieben zu können und dadurch die Hand für den Gebrauch des Bogens frei zu bekommen. An der Nordostküste kommen überflochtene Holzschilde mit Quergriff vor, im Massimgebiet breite Schilde mit nach innen vorspringendem Längsgriff aus Holz, in Deutsch-Neuguinea auch dachziegelartige Schilde mit doppeltem Quergriff (wie die alten Parierschilde) und auf der Insel Trobriand (Britisch-Neuguinea) Holzschilde mit reicher feiner Bemalung.

Interessant ist die Herstellungsweise der Schilde bei den Jabim. Sie klemmen das eine Ende des roh zugehauenen Holzschildes zwischen zwei niedrige Pfähle, binden auf denselben in seiner ganzen Langsrichtung einen Baumstamm, befestigen sein hervorstehendes Ende an einem Baume und ziehen durch Verkürzen des Strickes, mittels dessen der dem Schild aufsitzende Baumstamm an dem Baume befestigt ist, den Schild immer weiter herunter, bis er die gewünschte Form erhalten hat (Abb. 50 und 51).

Als weitere Schutzvorrichtungen werden auch aus Rohr geflochtene Brustpanzer (Fly-River und Angriffshafen) und aus Rinde hergestellte Bauchpanzer, die aus spiralig um den Körper gewickeltem Stoff bestehen, getragen; bei den Hupe sind Bastpanzerhemden in Gebrauch, die sich aus sechs bis acht Lagen zusammensetzen und den Pfeilen einen ziemlichen Widerstand leisten. Kriegszüge werden meistens unternommen, um Rache für einen Todesfall oder einen Zauber zu nehmen. Im Morgengrauen pflegt man den Feind zu überfallen und möglichst bald mit seiner Beute heimzukehren. Die Vergeltung bleibt natürlich nicht aus, weil überall

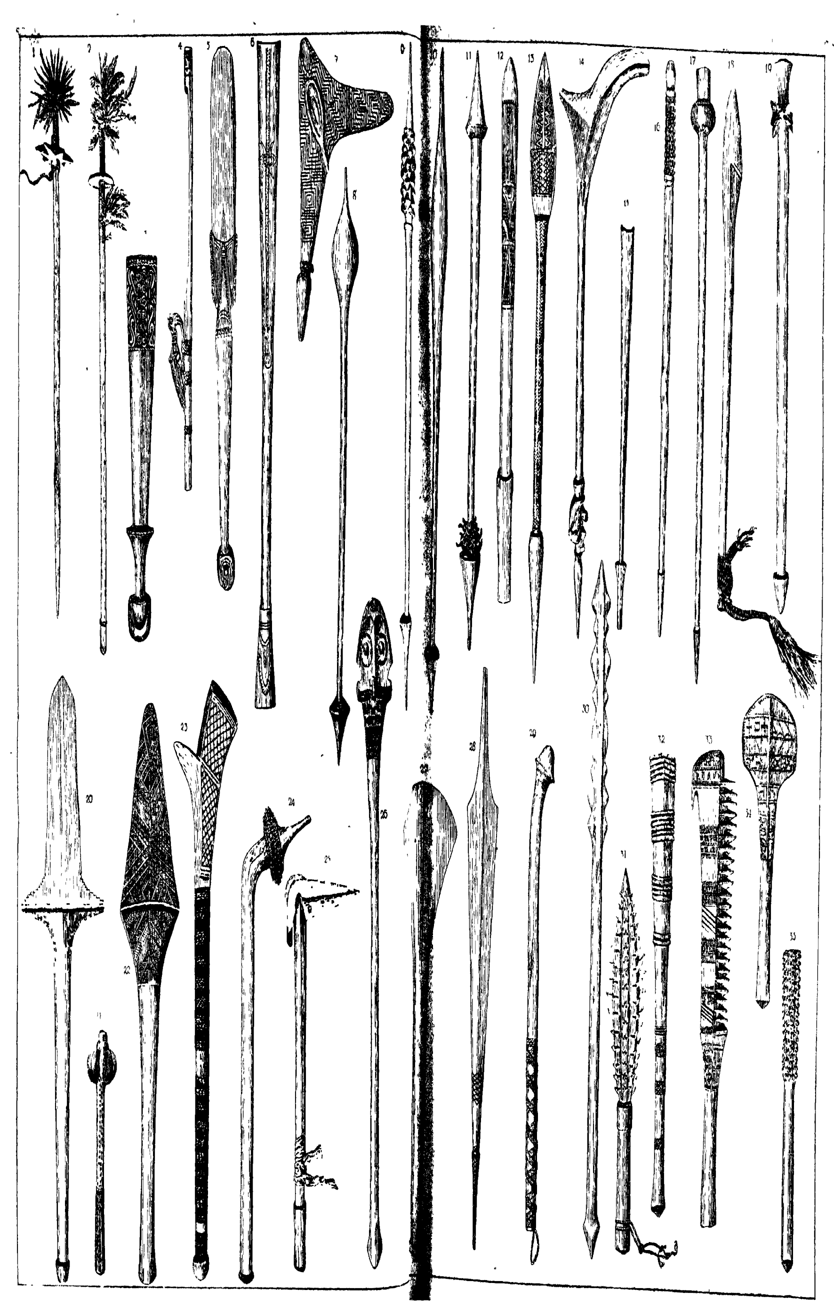
Erläuterungen zu

Tafel III

Keulen aus Ozeanien

1 Steinkeule, Britisch-Neuguinea; 2 Steinkeule, Herkulesbai, Deutsch-Neuguinea; 3 Schwertkeule, Britisch-Neuguina; 4 Speerschleuder, Potsdamhafen, Deutsch-Neuguinea; 5 Schwertkeule, Deutsch-Neuguinea; 6 Keule, Finschhafen, Deutsch-Neuguinea; 7 Wurfkeule, Südneupommern; 8 Keule, Südneupommern; 9 Keule. Sudneupommern; 10 Keule, Sudneupommern; 11 Keule, Neumecklenburg; 12 Keule. Neumecklenburg; 13 Keule mit umflochtenem Griff, Salomoninseln; 14 Steinkeile, Salomoninseln; 15 und 16 Keulen, Baining, Neupommern; 17 Steinkeule, Baining, Neupommern; 18 und 19 Keulen, Neuhebriden; 20–24 Keulen. Viti-Inseln; 25 Holzkeule, Neukaledonien; 26 Keule, Marquesasinseln: 27 Keule, Tongainseln; 28 Keule, Niue; 29 Keule, Neukaledonien; 30 Keule, Truck, Ostkarolinen; 31 Keule aus Haifischzähnen, Gilbertinseln; 32—35 Keulen, Samoa. (1, 2, 8 12, 14, 16. 18, 26, 28. 30 etwa 1/14 n. Gr.; 3—7, 13, 17, 19—25, 27, 29, 31—35 etwa 1/12 n. Gr.; 15 1/25 n. Gr.)

(Lindenmuseum, Stuttgart)



Tafel III

Keulen aus Ozeanien

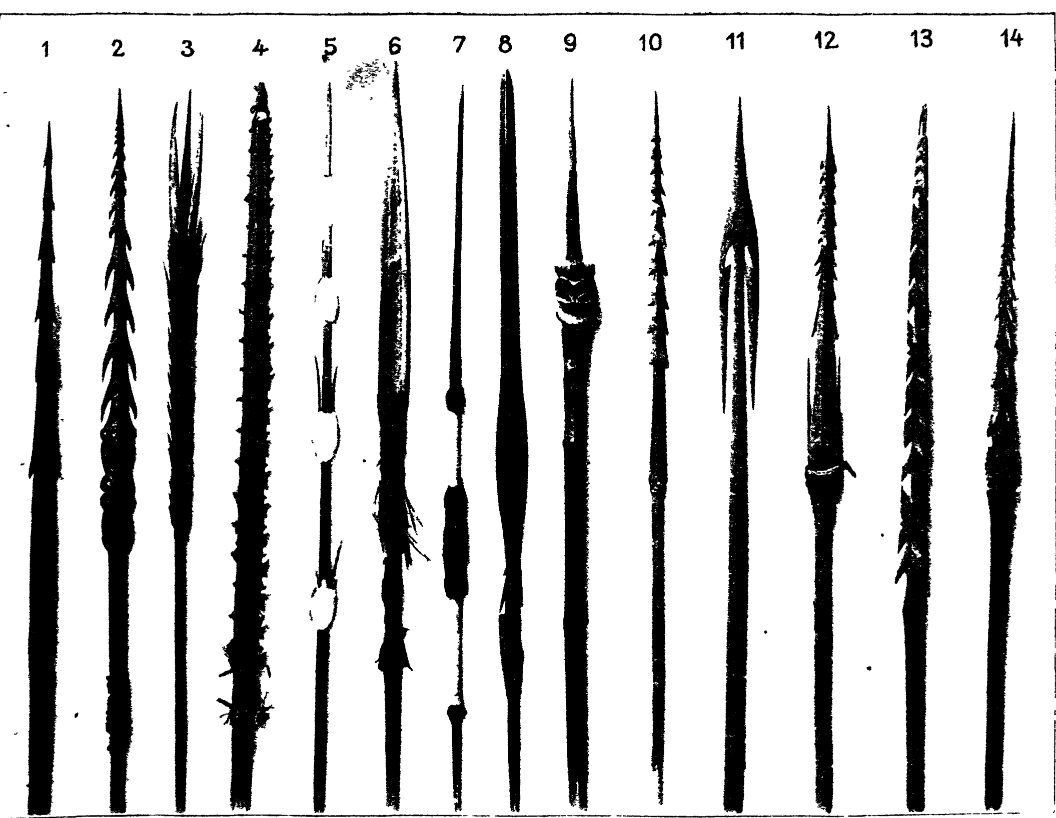


Abb. 49. Speere aus Ozeanien: 1 Truck, Karolinen; 2 Potsdamhafen, Deutsch-Neuguinea: 3 mit Knochenspitzen, Neuhebriden: 4 mit Haifischzähnen, Gilbertinseln; 5 mit Rochenstacheln, Truck, Karolinen; 6 mit Bambusspitze, Ramu, Deutsch-Neuguinea: 7 mit Tapa-Umwicklung und Schnüren aus Fledermaushaar. Neukaledonien; 8 Neumecklenburg: 9 mit Spitze aus Menschenknochen, Espiritu Santo. Neuhebriden: 10 Palauinseln; 11 Hermitinseln; 12 Sepik, Deutsch-Neuguinea: 13 Samoa; 14 Viti-Inseln (Etwa $^1/_{10}$ n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)



Abb 50. Bearbeiten von Kampfschilden bei den Jambin, Deutsch-Neuguinea

das Gesetz der Blutrache herrscht. Die daraufhin erfolgenden Vergeltungszüge werden natürlich erwidert, und so ziehen sich die Fehden monate-, selbst jahrelang hin, bis endlich durch Vermittler Verhandlungen angebahnt und durch gegenseitige Überreichung von Geschenken und Veranstaltung von Lustbarkeiten Schmausereien und Tänze) der Friede geschlossen wird. Auch die Weiber nehmen nicht selten an den Kämpfen teil (z. B. bei den Sissanu), indem sie den Kämpfenden die Pfeile reichen und die Verwundeten sowie auch die Toten herausschaffen. — Die gefangengenommenen und erschlagenen Feinde werden verspeist, denn Kannibalismus ist unter den Papuas noch ziemlich verbreitet, sofern nicht die Missionen ihren Einfluß darauf bereits geltend gemacht haben.

Der Grund für das Verspeisen von Menschen liegt weniger in dem Mangel an fleischlicher Nahrung, wenngleich alle jagdbaren Tiere nur klein sind, denn Angehörige desselben Stammes werden nur äußerst selten verspeist, sondern er beruht mehr auf der Voraussetzung, daß durch Genuß des Fleisches eines erschlagenen Feindes dessen Kraft, Mut — so essen die Kaileute nur das Gehirn des Feindes — und sonstige Eigenschaften auf den, der davon genießt, übergehen. Nach den Feststellungen von Neuhauß und Parkinson werden Weiße jedoch niemals gegessen, auch wenn sie erschlagen wurden. Der Grund hierfür soll in der Furcht zu suchen sein, ihr Geist könnte durch das Verspeisen des Fleisches auf den Schwarzen übergehen und ihn peinigen und schädigen.

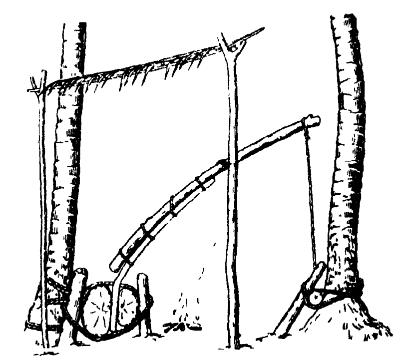


Abb. 51. Biegen von Kampfschilden bei den Jambin, Deutsch-Neuguinea

Verschiedene Stämme der Papua in Holländisch-Neuguinea stehen in dem Rufe Kopfjägerei zu betreiben;

auf ihren Kriegswegen sind sie eifrig bemüht, ihren Feinden die Köpfe abzuschlagen und im Triumph in ihr Heimatdorf zu bringen, wo um sie herum Tänze veranstaltet werden. Die erbeuteten Schädel werden schließlich in besonderen Häusern oder auf altarähnlichen Plattformen aufbewahrt. Die Watam lassen die ausgeputzten Schädel der Feinde, die sie erbeuteten, an den Schweineessen, die stattfinden, teilnehmen, vielleicht um ihren Geist dadurch zu versöhnen.

Außer mit der Jagd und dem Kriegshandwerk beschäftigen sich die Männer mit der Herstellung von Hütten und Booten, sowie mit der Anfertigung der für das tägliche Leben erforderlichen Gebrauchsgegenstände, deren Zahl allerdings bescheiden ist. Bevor eiserne Werkzeuge von Westen her auf Neuguinea Eingang fanden, bestand das Handwerkzeug der Papua ausschließlich in einfachen Steinwerkzeugen (Abb. 53, Fig. 2, 3 und 5, Abb. 92, Fig. 6) (Beilen, Meißeln [Abb. 52], Messern, Schabern u. a. m.) oder Muschelscheiben, Knochenpfriemen und Haifischzähnen.



Abb. 52. Meißel mit Muschelschneide aus Neuguinea

Die Beile (Abb. 53, Fig. 2, 3 und 5) Neuguineas zeichnen sich durch zwei Eigenschaften aus: einmal steht die Breitenachse der Klinge senkrecht, also ziemlich parallel zur Längenachse des Stieles (nicht horizontal, wie z. B. bei den afrikanischen Beilen), und zum andern ist die Klinge stets in den Stiel eingelassen. Die Beilklinge kann unmittelbar dem Stiele aufsitzen, der entweder gerade oder knieförmig gestaltet ist, oder zwischen Klinge und Stiel in ein Zwischenstück (Futteral) eingeschoben sein, in dem die erstere sitzt. Dieses Futteral kann weiter entweder fest am Stiel befestigt oder so angebracht sein, daß sich die Beilklinge drehen läßt und der Klinge jede gewünschte Stellung gegeben werden kann. Die Größe der Beile ist sehr verschieden; es kommen Klingen bis zu mehreren Kilo Gewicht vor. Die Klingen sind aus Stein oder Tridacnamuschel angefertigt, in Angriffshafen auch aus Nephrit. Beim Bohren waren zweierlei einheimische Werkzeuge in Gebrauch, ein Kronenbohrer aus Bambusrohr und ein Spitzbohrer, ein einfacher Holzstab mit harter Spitze aus Muschelsplitter oder Haifischzahn; beide Geräte wurden mit den Händen gedrillt. Dazu kommt noch ein höchstwahrscheinlich vorzeiten aus Europa eingeführter Drillbohrer. Trotzdem letzterer zur Bohrung von Löchern über das ganze Südseegebiet hin Verbreitung gefunden hat, muß es wundernehmen, daß seine Verwendung zur Feuererzeugung hier

Abb. 53. 1 Steinaxt, Thileniushafen, Neupommern; 2 Beil mit Klinge aus dem Röhrenknochen eines Menschen. Sepik (Kaiserin-Augusta-Fluß); 3 Steinhammer zum Sagostampfen, Peterhafen, Neuguinea · 4 Beil mit Klinge aus Tridacnaschale, Mortlockinseln; 5 Steinbeil, Britisch-Neuguinea ($^1/_8$ n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

überall unbekannt ist. Feuer erzeugt der Papua entweder durch Aneinanderreiben zweier Hölzer, durch quirlende Bewegung eines harten Holzstabes auf einem weicheren, oder auch durch Hinziehen (sägende Bewegungen) eines Rotangstrickes oder eines Schlinggewächses über ein Stück Holz oder einen Bambusstab. Interessant

ist das Durchbohren einer Muschel, um daraus einen Armring anzufertigen. Der Papua bedient sich dazu eines Stück Bambusrohres mit einem quer daran befestigten länglichen schweren Steinstück als Griff und eines Holzklotzes mit einer Vertiefung, in der das roh zurechtgeschnittene Muschelstück auf einem Fetzen Stoff in einem Bastgeflecht, das gleichsam die Führung für den Bohrer bedeutet, eingebettet liegt (Abb. 54). Das Bohren geht unter Zuhilfenahme von Quarzsand und Wasser vor sich. Der nach Herausfallen der ausgebohrten Scheibe zurückbleibende Ring wird schließlich noch auf einem flachen Sandschleifstein abgeschliffen.

Mit Hilfe dieser recht primitiven Werkzeuge verstanden die Papua es, nicht nur Bäume zu fällen, sondern sie auch zu Balken, Brettern herzurichten, sowie allerlei Hausgerät, wie große Holzmulden, zur Bereitung von Speisen, Holzmörser zum Zerstampfen von Taro, Stampfer für Sago, Löffel zum Rühren der Speisen, Trinkschalen, Trommeln, Kopfbänke, hölzerne Haken zum Aufhängen von Lebensmitteln und Haushaltungsgegenständen, Angelhaken und Waffen anzufertigen und alle diese Gegenstände noch mit Schnitzereien zu bedecken. Denn auch bei der Anfertigung der feineren Arbeiten bedienen sie sich ausschließlich der angeführten einfachen Hilfsmittel. Zeugnis von der bewunderungswürdigen Fertigkeit und dem entwickelten Kunstsinn legen die Verzierungen an den Kanus (Schnäbel, Heck und Planken), den Balken, Pfosten und Giebeln der Häuser, Signaltrommeln, Nackenstützen (Abb. 55, Fig. 1, 4—8) und den verschiedenen anderen Gegenständen des täglichen Gebrauches, sowie vor allem die Tanzmasken (Abb. 59, Fig. 2) ab.



Abb. 54. Papua bei Durchbohrung eines Tridacnarings (Nach Ludwig Biró)

Die Vorbilder für die üblichen Muster bildeten für den Künstler ursprünglich bestimmte, konkrete Gegenstände, die immer mehr und mehr abgeändert wurden und sich schließlich in einfache Linien auflösten. Für Kaiser-Wilhelms-Land z. B. hat Preuß gezeigt, daß die eigentlichen Grundgedanken, auf welche sich diese stilisierten Muster zurückführen lassen, hockende und tanzende Menschen (schließlich in Mäanderornamente auf-

gelöst), das menschliche Gesicht und seine Teile (schließlich in ein spitzes, gleichschenkliges Dreieck aufgegangen), die Eidechse, der Fliegende Hund, ein Fisch und eine Schlange gewesen sind. Die geometrischen Muster, die die Papuas auf ihren Gebrauchsgegenständen als Zierat anbringen, gehen also zumeist auf die genannten oder ähnliche Figuren zurück. Auch Brandmalerei wird auf den aus Bambus oder Kürbis angefertigten Gegenständen mit glühenden Stäbchen aus Kokosnußschale angebracht, die während der Arbeit durch Anblasen in Rotglut erhalten werden.

Von sonstigen Handfertigkeiten sind den Papua noch das Flechten und das Anfertigen von Topfgerät geläufig; das

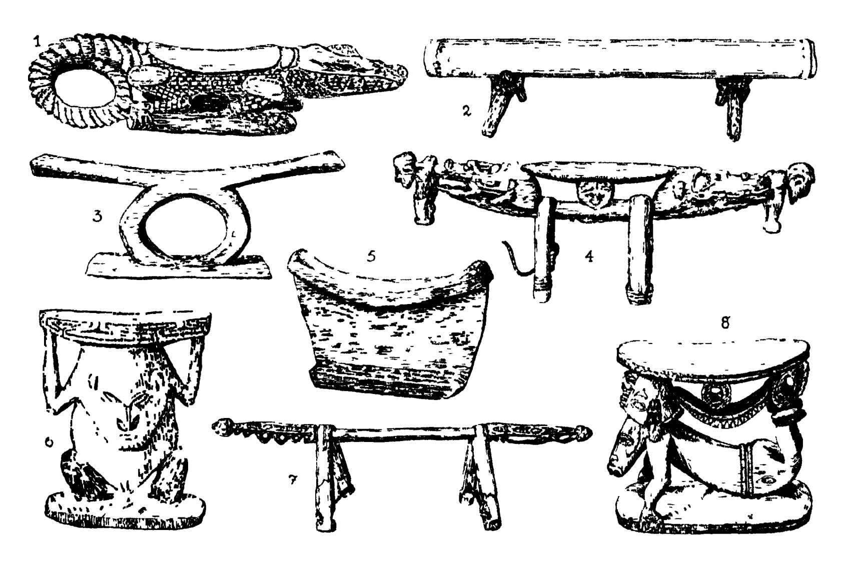


Abb. 55. 1 Nackenstütze, Sepik (Kaiserin-Augusta-Fluß); 2 Nackenstütze aus Bambus, Apia, Samoa; 3 Nackenstutze, Viti-Inseln; 4 Nackenstütze, Deutsch-Neuguinea; 5 Nackenstütze, Ostwaigin, Holländisch-Neuguinea; 6 Nackenstütze, Berlinhafen, Deutsch-Neuguinea; 7 Nackenstütze, Deutsch-Neuguinea; 8 Nackenstütze, Tami-Insel (1, 4, 5 1/9 n. Gr., 2, 3 1/12 n. Gr., 6, 8 1/6 n. Gr., 7 1/15 n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

Weben ist ihnen nicht bekannt, wie überhaupt nicht in Melanesien. Aus Kokospalmblättern werden Taschen, Beutel und Körbe geflochten, desgleichen Matten, die mit langen, feinen Knochennadeln aus den Schwingen der Fledermaus und des Fliegenden Hundes zusammengenäht und als Schlafdecken und zum Bedachen der Hütten verwendet werden. Indessen steht die Flechtkunst auf Neuguinea auf keiner besonderen Höhe: am meisten ist sie noch am Augustafluß entwickelt. Aus Pflanzenfasern (hauptsächlich Pandanus) werden

ebenfalls Taschen und Netze geflochten oder filetartig gestrickt (Abb. 56). Beide gehören zu den wichtigsten Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens; die Frau trägt ihren Netzbeutel um den Kopf, um darin Feuerholz, Früchte des Waldes und des Feldes, sowie Wasser in Kürbisflaschen oder Kokosnußschalen zu holen, und der Mann hängt sich seinen Beutel um den Hals, um darin Messer, Tabak, Pfeife, Amulette und andere kleinere Gegenstände stets bei sich zu führen (Abb. 47).



Abb. 56. Tasche der Papua. Neuguinea

Die Herstellung von Topfgerät ist ausschließlich Frauenarbeit. Der von allen Steinen möglichst befreite Ton wird in etwa 30 cm langen Wülsten geformt, die spiralig übereinander gelegt werden; darauf wird das Ganze in die gewünschte Form gebracht, sorgfältig geglättet und durch Einkratzen oder Auflegen von Mustern verziert. Die Drehscheibe ist unbekannt; sie wird dadurch ersetzt, daß die Papuafrau um den Topf herumgeht und mit den Händen den Ton bearbeitet. Die übliche Form der Gefäße ist die Napf- und Kugelform (Abb. 40 und 48). Die angebrachten Muster sind Eigentum bestimmter Familien und dürfen nicht nachgeahmt werden; sie genießen also gleichsam rechtlichen Schutz. Überhaupt ist die Herstellung bestimmter Gegenstände auf Neuguinea vielfach auf bestimmte Mittelpunkte oder Ortschaften beschränkt; an dem einen Orte werden vorwiegend oder ausschließlich Gefäße, an einem anderen Steinbeile, an einem dritten Eberhauer oder Pfeile, Fischreusen, Holzschüsseln usw. angefertigt und ausgeführt. So hat sich eine eigenartige Fertigkeit im Schnitzen auf der kleinen Insel Tami im Huongolf entwickelt. Seine Bewohner verstehen sich darauf, kahnförmige ovale Holzschüsseln mit einem matten schwarzen Anstrich und reicher Schnitzverzierung (realistisch dargestellten und mehr oder weniger stilisierten Tierfiguren, im besonderen Fischen und Eidechsen), Körbchen aus geschliffenen, braunrot bemalten und beschnitzten Kokosnußschalen, prächtige Kopfstützen und Löffel mit figuraler Schnitzerei herzustellen (Abb. 55, Fig. 8). Auf Bilibili und Moresby wird Topfware angefertigt, die einen guten Ruf in ganz Neuguinea genießt. Denn diese und die anderen Erzeugnisse bestimmter Gebiete werden durch Tauschhandel auf weite Strecken ausgeführt. Die Tamileute z. B. bringen ihre Waren bis nach Neupommern, was einer Entfernung von über 200 km entspricht. Sie sind also tüchtige Seefahrer.

Der Verkehr längs der Küste vollzieht sich auf selbstgefertigten Booten. Diese Fahrzeuge weisen alle möglichen Formen auf, von primitiven Anfängen, wie einem Stücke Treibholz, auf dem der Schwarze reitet und mit den Händen oder einem Knüppel rudert, oder einem aus Rundhölzern zusammengebundenen Floß, bis zum

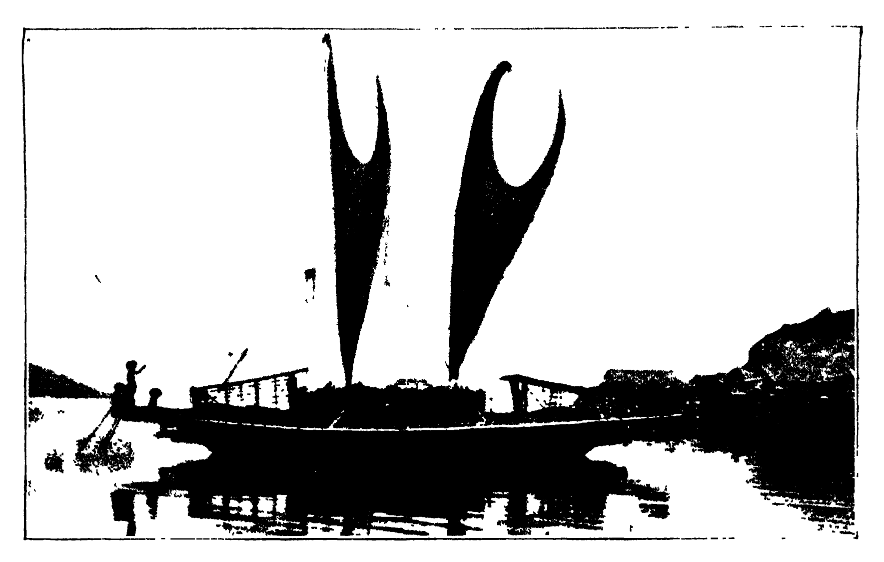


Abb. 57. Lakatoiboot der Koita mit krebsscherenähnlichen Segeln, Brit.-Neuguinea
(Aus Seligmann, The Melanesians)

stattlichen Hochseefahrzeug. Die eigentlichen Kanus bestehen aus einem ausgehöhlten Baumstamm, dem zur Verbreiterung Bordwände (zusammengebundene und mit Bast und Harz gedichtete Bretter) aufgesetzt sind. Auf offener See tragen sie noch gleichlaufend mit der Längsseite einen mit dem Schiffskörper durch Querhölzer mittels Schlingpflanzen verbundenen Balken, um das Gleichgewicht zu wahren (sogenannte Ausleger). Kunstvolle Schnitzereien und Federschmuck verschönern den Bug. Als Segel dienen aus Palmblättern geflochtene Matten (Abb. 57), als Anker schwere Steine, als Ankertaue Lianen oder Rotangstricke. Die auf Neuguinea gebräuchlichen Ruder zeichnen sich, wie Gräbner nachgewiesen hat, durch eine Reihe besonderer Eigenschaften aus, die einen Zusammenhang mit dem indonesischen Gebiet erkennen lassen; er rechnet diesen Typus zu dem melanesischen Rudertypus, der gekennzeichnet ist durch eine Krücke am Handgriff, eine drehrunde Form des Schaftes, einen symmetrischen, d. h. auf der Vorder- und Rückenfläche des Blattes gleichen Ansatz und Gleichheit der Blattflächen, auf denen der Schaftfortsatz meist einen gratförmigen Verlauf nimmt (Abb. 58). Wo Abweichungen vorkommen, hat die polynesische Kultur auf das Ruder eingewirkt.

Die gesellschaftliche Einheit der Papua bildet die Groß-

familie, was sich deutlich an dem Beisammenwohnen mehrerer Familien unter einem Dache erkennen läßt. Mehrere größere Familienverbände pflegen eine Dorfgemeinschaft zu bilden, mehrere Dorfgemeinschaften sich zu einem Stamme zusammenzuschließen. Rangunterschiede gibt es nicht. Die öffentlichen Angelegenheiten werden von den Dorfgenossen gemeinsam beraten. Gelegentlich erlangt bei einzelnen Stämmen wohl eine Person, die sich durch besondere Eigenschaften hervorgetan hat, einen gewissen Einfluß, aber im Grunde genommen spielen diese Häuptlinge nur eine repräsentative Rolle, besonders bei Festlichkeiten. — Die Staatsverfassung steht auf der niedrigsten Stufe menschlicher Entwicklung; überall herrscht Kommunismus. Zwar besitzt der einzelne wohl verschiedene Schweine, ein anderer eine Reihe Kokos- oder Sagopalmen, ein dritter mehrere Boote, aber er darf über alle diese Dinge nicht frei verfügen, sondern muß ihre Nutznießung der Allgemeinheit zugute kommen lassen, er muß an alle Dorfbewohner den Ertrag verteilen und behält für sich selbst nur einen kleinen Anteil. Auch wenn sich der Papua auswärts durch Arbeit auf einer Pflanzung etwas erworben hat und in das Heimatdorf zurückkehrt, muß er alle seine Ersparnisse oder die dafür mitgebrachten Gegenstände an seine Mitbewohner verteilen. Hat ein Dorf Mangel an irgendeinem Gegenstand oder Nahrungsmittel, dann schießen die Einwohner des Nachbardorfes zusammen und übermitteln dies den Insassen des ersteren. Da Besitztum keinen Wert hat, so wird beim Tausch auch kein entsprechender Gegenwert dafür geleistet; der Kommunismus ist daher jeglichem Fortschritt hinderlich. Merkwürdigerweise kommt auch Diebstahl vor; indessen wird dieser von den Papua streng geahndet.

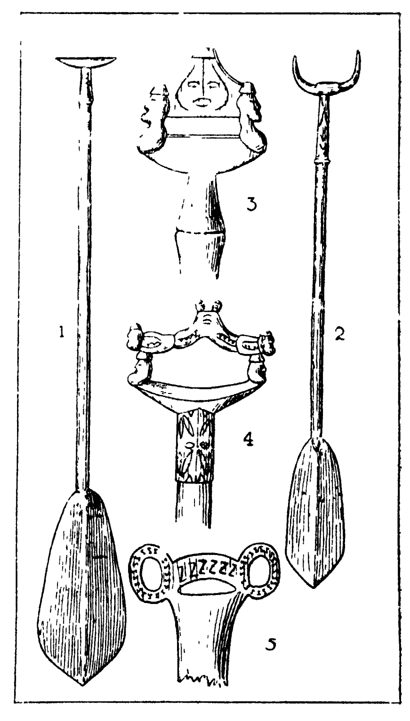


Abb. 58 1 und 2 Krückenruder; 3, 4 und 5 Rudergriffe, Salomoninseln
(Nach Grabner)

Die Eheform der Papua ist die der Kaufehe; die Eltern pflegen die jungen Leute zusammenzubestimmen. Es besteht Monogamie. Auch Leviratsehe kommt vor. Der Ehebund ist ein recht lockerer; passen die jungen Leute nicht zusammen oder hat einer von ihnen Gefallen an einem anderen Partner gefunden, dann gehen sie einfach auseinander und jeder versucht sein Glück aufs neue. — In den an die Torresstraße angrenzenden Küstengebieten ist der vaterrechtliche exogame Totemismus vorherrschend, ebenso auf den Berlinhafen-Inseln. Im übrigen Neuguinea, besonders im Osten und Norden, hat das später eingedrungene mutterrechtliche Zweiklassensystem festen Fuß gefaßt, jedoch sind zwischen beiden Systemen vielfach Kompromißbildungen zustandegekommen. — Die Reife der Jünglinge wird überall von den Papua mit großen Feierlichkeiten begangen; an ihnen dürfen jedoch nur männliche Personen teilnehmen. Die Jünglinge haben sich monatelang in besonderen Häusern aufzuhalten und werden hier in der Geschichte und Moral ihres Stammes, in den Sitten, Gebräuchen, Fertigkeiten des täglichen Lebens und anderen Dingen mehr unterwiesen. Wie in Australien spielen hierbei auch Schwirrhölzer eine große Rolle; ihr Summen wird als das Geheul des Geistes Balum, eines mystischen Ungeheuers, ausgelegt. Die Knaben werden mit einem scharfen Obsidiansplitter beschnitten. An diese Vorgänge schließen sich Tänze und Gesänge sowie Schmausereien an, bei denen mit Vorliebe Schweine in großen Mengen verzehrt werden. Die Feierlichkeiten finden jedoch nicht alljährlich statt, sondern etwa alle zehn bis fünfzehn Jahre; daher kommt es, daß sich Knaben der verschiedensten Jahrgänge den Initiationsfeierlichkeiten unterziehen. — Mit den Mädchen werden nicht soviel Umstände gemacht; sie erhalten jedoch auch Unterweisung über ihre Pflichten in der Ehe und verwandte Dinge.

Überhaupt benützt der Papua alle möglichen Gelegenheiten, um Feste zu feiern. Diese bestehen in der Hauptsache in Tänzen, Gesängen und Schmausereien. Im Tanzen bekundet der Papua nicht nur eine ganz besondere Fertigkeit, die durch fleißiges Üben erlangt wird, sondern auch eine ungemeine Ausdauer. Indessen beteiligen sich am Tanz meistens nur die Männer, während die Frauen zuschauen. — Bei den Festen werden auch Masken getragen. Am Fly-River sind aus Rotang geflochtene Kopfmasken üblich mit merkwürdig langer Nase; ähnliche kennt man vom Sepik (Abb. 59, Fig. 7) und Dallmannshafen her. An der Westküste



Abb. 59. Tanzmasken aus Melanesien: 1 Aus Rindenstoff, Nissan, Salomonen; 2 Aus Holz, Sepik, Deutsch-Neuguinea; 3 Aus Holz, Französische Inseln; 4 Aus Rindenstoff, Baining, Neupommern; 5 Aus Holz, Geflecht und Federn, Gazellehalbinsel, Neupommern; 6 Aus Holz und Faserstoff, Neumecklenburg; 7 Geflochtene Maske, Sepik, Deutsch-Neuguinea. (Etwa 1/14 n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

nehmen die Gesichtsmasken eine flache Form an und schrumpfen schließlich beträchtlich an Größe ein (Abb. 59, Fig. 2). In Britisch-Neuguinea (Westdistrikt und Elema) kommen aus Rindenstoff hergestellte Masken vor, und in Deutsch-Neuguinea flache hölzerne Masken mit der bezeichnenden vogelschnabelartigen Nase, die teils beim Tanzen getragen, teils in den Geisterhäusern aufgehängt werden.

Die die Tänze begleitende Musik besteht außer dem eintönigen Gesang in Trommelschlag. Man kennt zwei Trommelformen auf Neuguinea, zylindrische und sanduhrförmige (Abb. 60, Fig. 2); beide

sind aus Holz angefertigt, an dem einen Ende offen und an dem anderen mit Schlangen- oder Eidechsenhaut bespannt. Als Verzierung pflegt an den Trommeln gegenüber dem Griff eine angeschnitzte Eidechse angebracht zu sein (Finschhafen, Astrolabebai); die offene Seite läuft in einen Krokodilrachen aus (Elemadistrikt). Die Trommeln werden beim Tanzen an einem Griff oder an einem Strick vor dem Bauch gehalten und mit der rechten Hand geschlagen. Ein okarinaähnliches Musikwerkzeug aus Kokosnußschale wird im Geisterhause gebraucht und soll die Stimme eines Geistes wiedergeben. Denselben Zweck sollen lange Bambusflöten erfüllen, die vor dem Blasen mit Wasser angefüllt werden und dann einen gurgelnden Ton von sich geben, der in dem gleichen Sinne ausgelegt wird (Berlinhafen). — Neben den Trommeln, die man als Musikinstrumente verwendet, gibt es noch sogenannte Alarmtrommeln, deren Ton zur gegenseitigen Verständigung auf weite Strecken dient, um die Ankunft eines Besuches oder eines Schiffes, unerwartete Überfälle, den glücklichen Erfolg einer Schweinejagd (wobei auch gleichzeitig mitgeteilt wird, ob es sich um männliche oder weibliche Tiere handelt) und ähnliche wichtige Ereignisse mehr anzuzeigen.

Infolge der Absonderung der Stämme voneinander sind eine Unmasse von Mundarten auf Neuguinea entstanden; eine und dieselbe Sprache wird im allgemeinen nur innerhalb weniger Nachbardörfer verstanden; eine Verständigung unter entfernter wohnenden Stämmen ist zumeist nicht möglich. Indessen lassen sich alle Sprachen der Insel in zwei voneinander grundverschiedene Gruppen zusammenfassen: die eine ist die der melanesischen, die andere die der Papuasprachen. Erstere umfaßt die Sprachen der Inseln und eines Teiles der Küstenstrecke, letztere nur in seltenen Fällen Sprachen der Inseln, dagegen die des übrigen Teiles der Küste und des Inlandes. Die Papuasprachen Neuguineas zeichnen sich dadurch aus, daß die besitzanzeigenden Fürwörter und die Zeitwörter durch Suffixe gebildet werden. Bisher hat man als solche nachgewiesen im Nordwesten der Insel das Mafoor, Arfak und Hattam, an der Nordküste das Sentani, Angadi und Nagramadu, an der Südküste das Tugeri und im Südwesten das Kapaur. — Das Zählen geht in den Papuasprachen folgendermaßen vor sich: 1, 2, 2 + 1, 2 + 2, 2 + 2 + 1 und so fort.

Über die religiösen Vorstellungen der Papua ist noch wenig bekannt. Soweit wir hierüber unterrichtet sind, beruhen diese auf Seelen- und Geisterglauben. Jedes Wesen soll von einem Seelen-

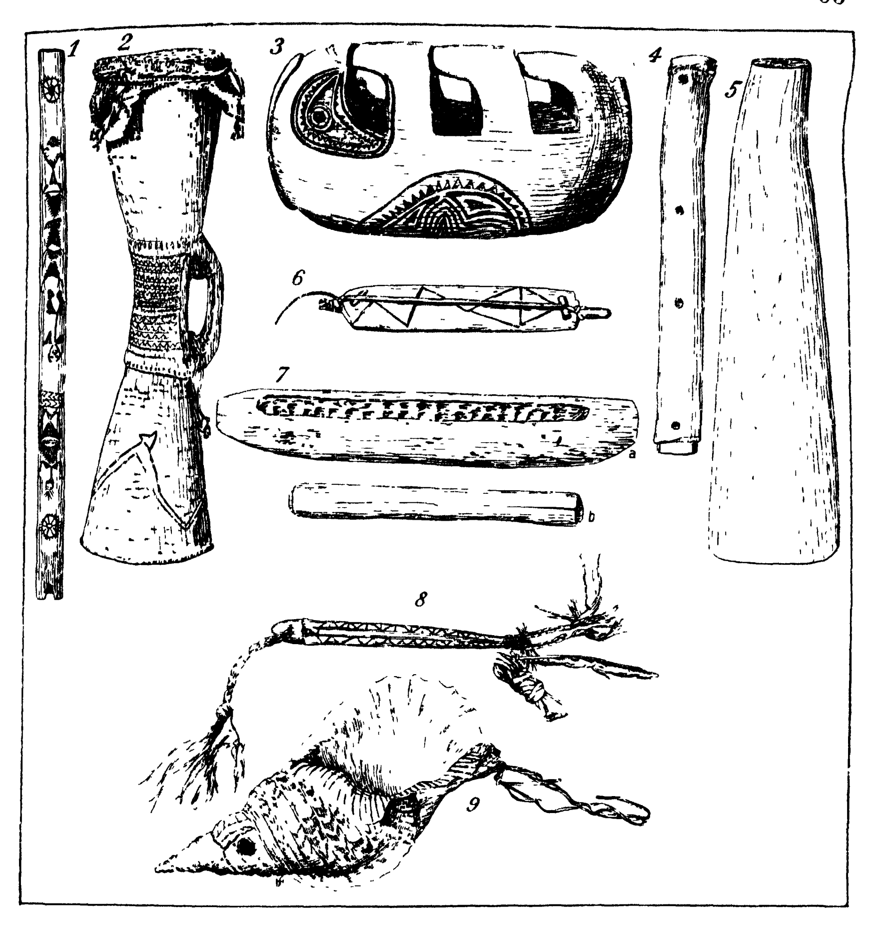


Abb. 60. Musikinstrumente in Ozeanien: 1 Flöte, Gazellehalbinsel, Neupommern; 2 Trommel, Finschhafen; 3 Totentrommel, Schleinitzgebirge, Neumecklenburg; 4 Flöte, Samoa; 5 Blashorn, Gambierinsel; 6 Musikinstrument, Neulauenburg; 7a und b Trommel, Samoa; 8 Maultrommel, Bismarckarchipel, Neupommern; 9 Muscheltrompete, Samoa (1—5 und 7—9 etwa 1/9 n. Gr.; 6 etwa 1/6 n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

stoff, dem Mana, durchsetzt sein, der es vollständig durchdringt und erfüllt, ihm aber auch geraubt und auf andere übertragen werden kann, und zwar nicht nur auf lebende Wesen, sondern auch auf leblose Gegenstände. Diese Auffassung beeinflußt das ganze Denken, Fühlen und Handeln der Papua. Die Geister sind die Seelen der Verstorbenen, die unter der Erde, in Schluchten oder undurchdringlichem Gebüsch weiterleben und imstande sind, einen zumeist

unheilvollen Einfluß auf die Überlebenden auszuüben. Daher gehen die religiösen Übungen der Papua in der Hauptsache darauf hinaus, durch Gebete und Opfer die überall umherschwirrenden Geister aus Furcht vor ihrer Rache geneigt zu machen oder auch sich ihr Mana anzueignen, das sie ins Jenseits mitgenommen haben. Aus dem gleichen Grunde steht auch das Zauberwesen in hoher Blüte. Alle Krankheiten denkt sich der Papua durch Zauberei entstanden; indem ein Mensch an einer Haarlocke, einem Fetzen der Kleidung oder sonst einem Gegenstand eines anderen einen Zauber ausübt, nimmt er ihm von seinem Mana und schädigt ihn dadurch. Ebenso glaubt man, daß kein Mensch eines natürlichen Todes stirbt, sondern daß dabei stets eine Zauberei im Spiele sei. Überhaupt übt der Zauberaberglaube einen außerordentlichen Einfluß auf alle Handlungen des Papua aus. Bei allen Vorgängen in der Natur läßt er Zauber walten, bei allen seinen Unternehmungen und Beschäftigungen muß er erst durch eine Zauberhandlung eines glücklichen Ausganges oder Erfolges sich versichern.



Abb. 61. Modellierter Menschenschädel, Sepik, Deutsch-Neuguinea
(Museum für Völkerkunde, Berlin)

Mit diesem Aberglauben hängen auch die Bestattungsgebräuche zusammen, die mitunter mit recht verwickelten Förmlichkeiten verknüpft sind. Die Toten werden im allgemeinen mit großer Sorgfalt behandelt (Anmalen, Ausschmücken, Aufbahren usw.); dazu werden Totenlieder gesungen und Totentänze aufgeführt. Man vergräbt sodann die Toten zunächst in der Erde oder setzt sie für eine gewisse Zeit auf einer Plattform aus (Britisch-Neuguinea); auch läßt man sie unter dem Dache der Hütte durch den Rauch ausdörren, oder versenkt sie, in einen Sack gehüllt, in die See. Wenn die Weichteile dann abgefault sind, wird die Leiche endgültig der Erde übergeben oder werden auch einzelne Knochen, in erster Linie


Abb. 62. Ahnenfigur mit vogelartigem Kopf. Neuguinea

der Unterkiefer, ferner die Armbeine, Fingerglieder, Wirbelknochen aufbewahrt und von den Angehörigen als Amulette getragen (als Halsschmuck oder als Armband). Am Sepik treibt man einen besonderen Kult mit dem Schädel der Verstorbenen. Man trägt auf ihm eine plastische Masse auf und modelliert aus dieser die naturgetreuen Züge des Verstorbenen, ersetzt die Augen durch Muscheln oder Fischwirbel, sein Kopfhaar durch Zotteln und bemalt das ganze Gesicht mit Zeichnungen, die an die Tatauiermuster der Maoris erinnern (Abb. 61). An anderen Orten (Nordküste) fertigt man von dem Verstorbenen auch Holzbildnisse an, kleine geschnitzte, meist hockende Figuren, die sich durch vogelartige Augen und eine schnabelförmige Nase auszeichnen (Abb. 62); die Nase verlängert sich, mit dem Kinn verschmelzend, meist nach dem Unterkörper zu und geht hier nicht selten in die männlichen Geschlechtsteile über. Diese eigentümliche Nasenform findet sich wieder in ähnlichen Darstellungen an den Masken dieser Gegend (Abb. 59, Fig. 7). Auch kleine länglichovale Gesichtsmasken, die der Papua in seinem Brustbeutel mit sich zu tragen oder an seinem Körper aufzuhängen pflegt, stellen Ahnenfiguren vor (Abb. 59, Fig. 2). — Eine für die Geelvinkbai (Holländisch-Neuguinea) eigentümliche Erscheinung sind die Korware, aus Holz oder auch aus Stein gearbeitete menschliche Gestalten, deren ausgehöhlter Kopf für die Aufbewahrung des Schädels bestimmt ist (Abb. 63). — Großen Wert legen die Papua auch auf lange Trauer um den Verstorbenen. Die Abzeichen hierfür sind recht mannigfach; sie bestehen in Schwärzen des Gesichtes oder auch des ganzen Körpers (Koita), Bestreichen des Körpers mit Lehm (Kiwai), Scherenlassen des Kopfes, Anlegen einer be-


Abb. 63. Schädel-Korwar aus Doreh, Holländisch-Neuguinea (Ethnogr. Museum, Dresden)



Abb. 64. Manner des Moánusstammes aus dem Dorfe Lalobé mit Hals-, Nasen-, Arm- und Brustschmuck
(Nach Parkinson)

stimmten Tracht, wie eines Halskragens, von Armbändern oder eines Hüftgürtels aus Gras, oder Binsengeflecht (Kiwai), Einhüllen des ganzen Körpers in ein Gewand aus Grasfaser (Kiwai), Tragen eines kapuzenartigen Netzes über Kopf und Gesicht (Gaima), Anlegen von Muschelschmuck (Basilaki), Befolgen bestimmter Tabu und Speisevorschriften u. a. m.

Neben Geisterglauben und Ahnenkultus finden sich gelegentlich auch Spuren einer Naturreligion, besonders Mondverehrung. Manche Stämme sollen sich auch eine Vorstellung von einem höheren Wesen machen, das die Welt erschaffen hat. So kennen die Küstenstämme von Holländisch-Neuguinea ein gutes und ein böses Prinzip. Ihre gute Gottheit ist eine weibliche, der Vollmond, Bimbajo, genannt; der Halbmond ist ihr Schiff, der Abendstern ihr Hund. Das böse Prinzip heißt Sinembi und ist in einem Geist verkörpert, der unter den Stelzwurzeln des Pandanusbaumes im tiefen Walde haust und dort heult. Man bringt ihm Opfer dar oder tatauiert sich

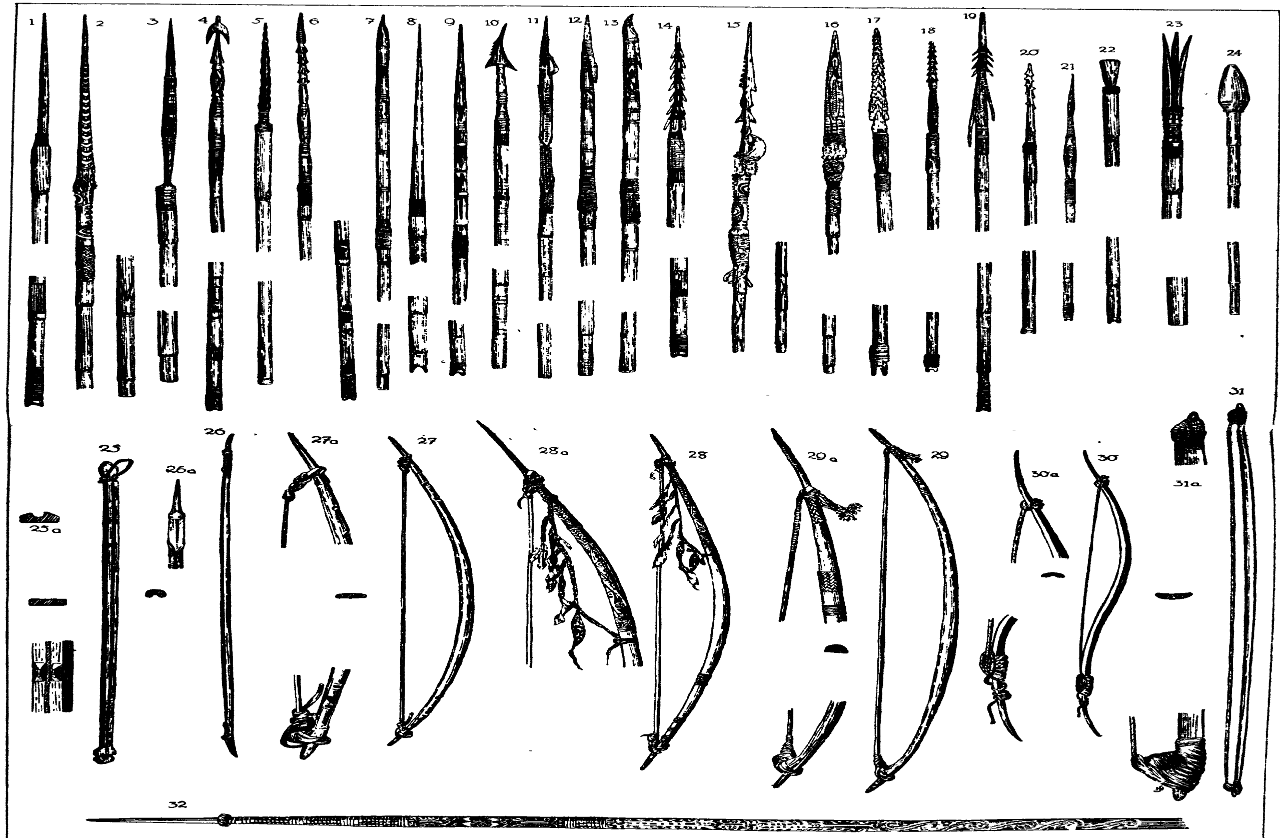
Erläuterungen zu

Tafel IV

Pfeile und Bogen aus Ozeanien

1 Holzpfeil, Salomoninseln; 2 geschnitzter Pfeil, Berlinhafen, Deutsch-Neuguinea; 3 Pfeil mit Holzspitze, Neuguinea; 4 Pfeil mit Holzspitze und Widerhaken, Salomoniseln; 5 Pfeil mit Holzspitze, Viti-Inseln; 6 Pfeil mit umwickelter Holzspitze, Buka, Salomoninseln; 7 Pfeil mit Spitze aus Känguruhkralle, Merauke, Holländisch-Neuguinea; 8 Pfeil mit Holzspitze, Santa-Cruz-Inseln; 9 geschnitzter Pfeil mit Holzspitze, Santa-Cruz-Inseln: 10 Pfeil mit geschnitzter Knochenspitze, Holländisch-Neuguinea; 11 geschnitzter Pfeil mit Spitze und Widerhaken aus Knochen, Thursday-Inseln, Torresstrasse; 12 Pfeil mit Knochenspitze und Knochenwiderhaken, Merauke, Holländisch-Neuguinea; 13 Pfeil mit einem Knochenwiderhaken und Kanguruhkralle als Spitze, Britisch-Neuguinea; 14 geschnitzter Pfeil mit angebundenen Knochenwiderhaken, Salomoninseln; 15 geschnitzter Pfeil mit Papageienschnabel und -federn, Neuguinea; 16 Pfeil mit Geflecht und Bambusspitze, Berlinhafen, Deutsch-Neuguinea; 17 Pfeil mit geschnitzter Menschenknochenspitze und Holzvorschaft, Neuhebriden; 18 Pfeil mit Spitze aus Menschenknochen, Neuhebriden; 19 Pfeil mit angebundenen Knochenwiderhaken, Salomoninseln: 20 Pfeil mit geschnitzter Holzspitze, Palauinseln; 21 Pfeil mit Spitze aus Menschenknochen, Neuhebriden; 22 Vogelpfeil, Santa-Cruz-Inseln; 23 Fischpfeil, Viti-Inseln; 24 Spielpfeil zum Tikaspiel, Viti-Inseln; 25 Bogen, Palauinseln; 26 Bogen, Viti-Inseln; 27 Bogen, Berlinhafen, Deutsch-Neuguinea; 28 Bogen mit geschnitzter Innenseite, mit Papageienfedern verziert, Berlinhafen, Deutsch-Neuguinea; 29 Bogen, Sepik, Deutsch-Neuguinea; 30 Bogen, S-förmig gekrümmt, Neuhebriden; 31 Bogen, Buka, Salomoninseln; 32 Bogen mit bemalter Innenseite, Berlinhafen, Deutsch-Neuguinea. (1—24, 26a, 27a, 28a, 29a und 32 $^1/_{10}$ n. Gr.; 25 $^1/_{14}$ n. Gr.; 26, 28, 29, 30 und 31 $^1/_{20}$ n. Gr.)

(Lindenmuseum, Stuttgart)



Tafel IV — Pfeile und Bogen aus Ozeanien

sein Bildnis in Krankheitsfällen auf die Brust. Der Gemahl der Bimbajo heißt Mangossi (vielleicht der Sonnen- oder Himmelsgott); zu ihm kommen die Toten. Er gibt ihnen Speise und Trank; bei ihm führen sie ein Dasein vollkommener Zufriedenheit und Ruhe.

b) Die Admiralitätsinseln nebst den westlichen Inseln

α) Die Admiralitätsinseln

Die Admiralitätsinseln bilden den nordwestlichen Ausläufer der langen Kette der melanesischen Inseln und Inselgruppen, die nordöstlich von Neuguinea beginnen und sich in südwestlicher Richtung, bis etwa zum Wendekreis des Steinbocks hinziehen. Sie reichen vom 146. bis 148. Grad östl. L. und von 1° 50′ bis 2° 50′ südl. Br. und bestehen aus einer Menge zumeist flacher Inseln (Korallenriffe). Die Hauptinsel umfaßt etwa 1900 qkm. Die Tier- und Pflanzenwelt ist ziemlich die gleiche wie auf Neuguinea.

Die Admiralitätsinseln wurden bereits 1616 durch Schouten entdeckt, aber 1767 durch Carteret von neuem aufgefunden und mit ihrem heutigen Namen belegt

Die Bevölkerung ähnelt in vieler Hinsicht in ihrem Außern den Papua, was sich durch die intensiven Wechselbeziehungen mit Neuguinea erklärt, besonders auch in dem Auftreten der Nasen semitischer Form zum Ausdruck kommt: jedoch macht sich bereits vielfach der Einschlag eines hellfarbigen und mehr schlichthaarigen Rassenelementes (Polynesier oder Mikronesier) bemerkbar. Sie teilt sich in drei Stämme, Moánus, Usíai und Matánkor. Die Moánus (Abb. 64) sind die Küstenbewohner; sie leben auf Pfahlbauten (Abb. 65) und treiben in der Hauptsache Schiffahrt. Die Usíai hausen im Innern der großen Insel (in den Bergen) in Hütten auf ebener Erde; sie



Abb. 65. Pfahldorf Lalobé des Moánusstammes. Admiralitätsinseln

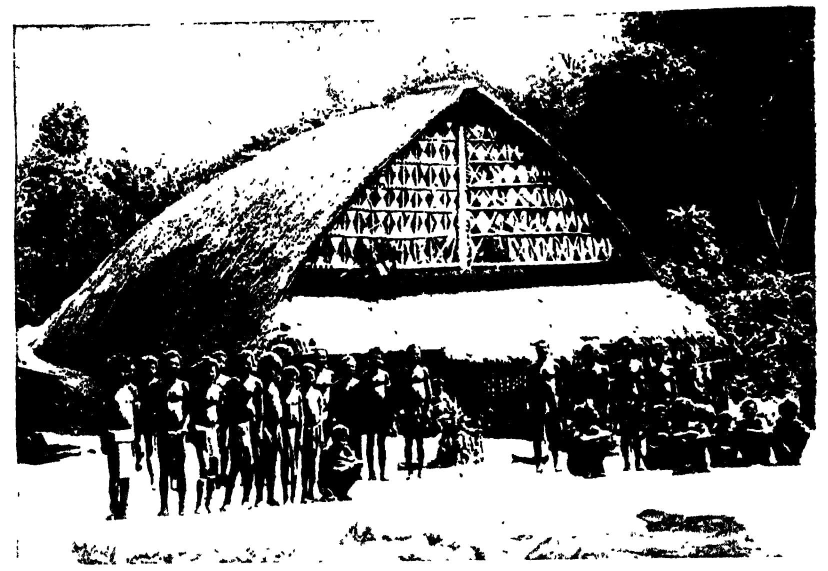


Abb. 66. Männerhaus in dem Dorfe der Matánkor auf Lou, Admiralitätsinseln

sind *kräftiger gebaut und dunkler gefärbt als die übrigen Stämme.* Sie treiben Ackerbau und stehen in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu den Moánus, insofern sie deren Äcker bestellen und den Ertrag gegen geringes Entgelt oder auch ganz umsonst abgeben. Die Matánkor bilden gleichsam das Bindeglied zwischen den beiden genannten Stämmen: sie sind Ackerbauer und Seefahrer; ihre Dorfer pflegen von einem Zaun umgeben zu sein. In ihrer körperlichen Beschaffenheit gleichen sich Moánus und Matánkor so ziemlich.

Die Wohnhäuser der Matánkor sind gleichfalls ebenerdig angelegt, meistens auf steilen, schwer zugänglichen Höhen mitten in den Wäldern (Abb. 66). Ihr Inneres besteht aus niedrigen, tischähnlichen Pritschen, auf vier manchmal kunstvoll geschnitzten Beinen ruhend, die als Lagerstätten und Tisch dienen. In den Frauenhäusern — denn es besteht hier ebenfalls getrenntes Wohnen der beiden Geschlechter — kommt noch ein den Mittelraum einnehmendes Gerüst mit daraufstehendem Topfgeschirr, Körben mit Eßwaren und anderem Hausgerät hinzu. Es gibt auch Versammlungs- (Junggesellen-) häuser, die bedeutend größere Maße (bis zu 40 m Länge und 12 m Breite) aufweisen; sie sind vornehmer eingerichtet; Pfosten und Gebälk tragen allerlei Schnitzereien.

Die Hauptnahrung der Matánkor besteht in den Erträgen des Fischfanges, des Ackerbaues (vor allem der Sagopalme) und der Jagd. Von Genußmitteln sind Betelpfeffer und Kawawurzel bekannt. Zum Betelkauen werden die üblichen Werkzeuge benutzt wie auf Neuguinea, längliche Kürbisflaschen als Kalkbehälter, oder auch Bambusröhren, die beide mit Brandmalerei verziert werden, sowie Holzspateln, deren oberes Ende in eine schöne Schnitzerei ausläuft (in der Hauptsache menschliche Figuren und Krokodilköpfe, Abb. 43, Fig. 2). Die Kawabereitung scheint die gleiche zu sein wie in Polynesien; über sie werden weiter unten ausführlichere Angaben gegeben werden. Der Fischfang wird in der üblichen Weise mit Angelhaken (aus Trochusschnecke, Tridacna und Schildpatt [Abb. 98, Fig. 2, 5, 6] hergestellt), Netzen verschiedener Art und mehrzinkigen Speeren betrieben. Zur Schiffahrt dienen entweder Flöße, bzw. einfach ausgehöhlte Bäume oder solche mit Erhöhung der Bordwand durch aneinander gebundene Planken. Die beiden Enden sind durch Schnitzerei (Krokodilköpfe), Anbinden von Ovulamuscheln oder Malerei verziert. Die Boote besitzen Schwimmer und Ausleger mit Platt-



Abb. 67. Moánusweib aus Lalobé mit Kindern, Admiralitätsinseln

form. Sie werden entweder durch Ruder mit breitem, lanzettförmigem Blatt oder durch Segel fortbewegt. Die Segel sind viereckig und werden am oberen Ende des Mastes über eine Gabel hochgezogen. Stets befindet sich in den Booten ein Schöpfer mit nach innen gebogenem Henkel (polynesischer Einfluß). Auf See wie auch zu Lande richten sich die Insulaner nach den Sternen, über die sie ein ziemliches Wissen besitzen; besonders die Häuptlinge verfügen über große Kenntnisse in dieser Hinsicht, die sie durch Überlieferung erhalten. Die Kleidung der Matánkor und Moánus besteht in einem Lendengürtel, der durch die Beine durchgezogen wird und die Geschlechtsteile bedeckt (Abb. 64 und 69), bei Leuten von Rang in einem breiteren Streifen Rindenzeug, das vorn und hinten von dem Lendengürtel fast bis auf den Boden herabhängt. Die Kleidung der Frauen ist ein aus zwei Teilen (vorn und hinten) bestehender Grasschurz (Abb. 67). Auch Regenkappen wie auf Neuguinea kennt man.

Die Moánusweiber scheren sich den Kopf durchweg kahl, die Matánkor nur zum Teil (Abb. 67). Bei den Tänzen tragen beide Geschlechter schön gearbeitete Schurze, einen vorn, den anderen hinten, beide durch einen Gürtel zusammengehalten. Der Tanzschurz der Männer besteht am oberen Ende aus einem dichten Bastgeflecht, das mit bunten Papageienfedern bestickt ist, und dem herabhängenden eigentlichen Schurz, der sich aus Tausenden von aufgereihten kleinen Muschelplättchen (4—6 mm im Durchmesser, aus dem oberen Ende einer kleinen Konusschnecke geschnitten), dazwischen eingefügten schwarzen Muschelscheibchen, Coix- und anderen Samenkernen (so daß Muster entstehen) zusammensetzt (Abb. 68). Der Tanzschurz der Weiber ist wenig prunkvoll gestaltet. An einem weichen Stück Rindenzeug, das an seiner Oberfläche mit kleinen Troddeln aus Muschelplättchen und verschiedenen Samenkernen, sowie mit Vogelfedern be-



Abb. 68. Männertanzschurz von den Admiralitätsinseln



Abb. 69. Usiaimann, Admiralitätsinseln
(Nach Schnee)

näht ist, sitzen eine Reihe herabhängender Muschelplättchen mit Samenkernen an ihrem unteren Ende. Leider hat die Schönheit dieser Schurze durch die Einführung europäischer Glasperlen sehr eingebüßt. Gleichfalls beim Tanze wie im Kampfe werden von den Männern mit eingeritzten Mustern verzierte Ovula-Muscheln zum Schutze des Gliedes getragen (Taf. II, Fig. 27 und 28); die Eichel samt der Vorhaut wird in den erweiterten Muschelspalt eingeklemmt. Am ganzen Körper bringt man rote, schwarze und weiße Linien oder Tupfen durch Bemalen an.

Sofern die Kopfhaare nicht abgeschoren werden, werden sie, wie beim Papua, sorgfältig behandelt. Man stochert und lockert sie mit Kämmen (Abb. 69) auf, gleichsam zu einer Wolke, und schmückt sie durch Hineinstecken von Kämmen (Abb. 45, Fig. 7), die aus aneinandergelegten Kokosblattrippen angefertigt sind, die an ihrem unteren Ende in einem mit Parinariumkitt überzogenen, oft auch noch bunt bemalten Fasergeflecht stecken. Als Halsschmuck werden weiße Muschelscheibchen getragen, menschliche Oberarm- und Schenkelknochen, die dicht mit den Schwanzfedern des Fregattvogels besteckt (umwickelt) sind, runde Platten aus Tridacnamuschel mit aufgelegter durchbrochener Schildpattarbeit (wie der Kapkap-Schmuck Neumecklenburgs, nur gröber gearbeitet [Taf. II, Fig. 9]), bei Kriegsfahrten dicke zopfähnliche Haarbündel, die auf den Rücken herabfallen. An den Armen sitzen Trochusringe mit eingeritzten Mustern und manschettenartigen Flechtereien mit Konusringchen verziert (Taf. I, Fig. 6). Die Ohrläppchen werden eben-

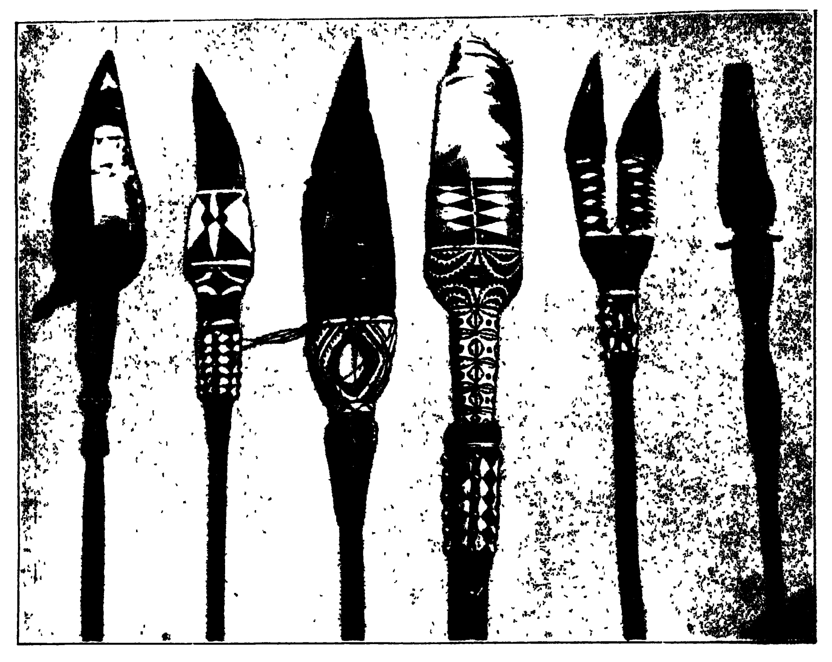


Abb. 70. Speere mit Obsidianspitzen, Admiralitätsinseln. (Etwa 1/7 n. Gr.) (Nach Parkinson)

falls durchbohrt, mit weißen Perlschnüren dicht umwickelt oder mit Kokosnußscheibchen verziert. Durch die Nasenscheidewand wird ein fast vollständiger Ring aus Kokosnußschale oder eine Perlenschnur mit einem daranhängenden Stäbchen aus Tridacnamuschel (18—20 cm lang) gehängt, das mit der üblichen Schnitzerei bedeckt ist (Taf. II, Fig. 20). Die Männer tragen Penisfutterale aus Bambus oder Muschel.

Bogen und Pfeile werden nur zu Jagdzwecken verwendet. Keulen kommen vor, aber nur vereinzelt. Die eigentliche Kriegswaffe sind die Speere. Sie weisen eine Besonderheit auf, die man nirgends in der Südsee sonst antrifft, nämlich eine Spitze aus Obsidian, einer Lavamasse, die auf der Insel Lou der Gruppe durch Schachtbau gewonnen wird (Abb. 70). Diese Spitzen sitzen entweder unmittelbar auf dem Holzschaft oder werden durch ein Zwischenstück aus Holz gehalten. Um die Klinge zu befestigen, wird zunächst eine Hülle aus dem dicken Ende des Sagoblattes um Speerschaft und Obsidianspitze gelegt und mit einer Bastschnur fest umwickelt; darüber wird sodann ein Brei aus gestoßener Parinariumnuß

gestrichen. Diese Kittmasse wird schließlich, solange sie noch weich ist, mit einer Verschnürung verziert und außerdem noch mit Farbstoffen (schwarz, rotbraun) eingerieben, wodurch eine schöne Politur entsteht, sowie stets mit buntgehaltener Verzierung versehen. An den Dolchen wird die Obsidianspitze in der gleichen Weise befestigt; sie tragen auch einen Rochenstachel (Abb. 71). Die Dolche dienen weniger als Waffe, sondern werden mehr als Messer benutzt. Der Holzschaft der Speere ist gelegentlich noch mit Schnitzerei oder anderen Ornamenten bedeckt, die auch wieder als Gegenstand der Verzierung eine menschliche Figur oder ein Krokodil aufweisen. Steinäxte (Abb. 92, Fig. 8) sind heutzutage so ziemlich außer Gebrauch gekommen, da man die alte Klinge durch eingeführtes Eisen ersetzt hat. Es gab früher Äxte mit geradem und knieförmig gebogenem Stiel; an dem ersteren war die Klinge aus hartem Gestein eingelassen, an dem letzteren aus geschärften Terebraschneiden, Tridacnaschale oder einem graugrünen Gestein festgebunden.

Von den Handfertigkeiten der Admiralitätsinsulaner ist die Herstellung von Töpfereigegenständen zu erwähnen. Man stellt auf die übliche Weise wie in Neuguinea kuglige, napfförmige und krugähnliche Gefäße aus Ton, letztere mit zwei Öffnungen, her (Abb. 48, Fig. 8 und 9). Dazu kommen noch geflochtene Gefäße. Zunächst wird die Form aus einem engmaschigen Flechtwerk aus den Blattrippen einer Farnart hergestellt, diese weiter innen und außen mit zerstoßener Pariniummasse bestrichen, die das Gefäß wasserdicht macht, und das Ganze zum Trocknen aufgehängt (Abb. 48, Fig. 9 und Abb. 72). Die so hergestellten Gefäße sind in Form und Größe (bis zu 3 Eimern Inhalt) verschieden. Verzierung pflegt man an den Gefäßen, auch an den irdenen, nicht anzubringen.

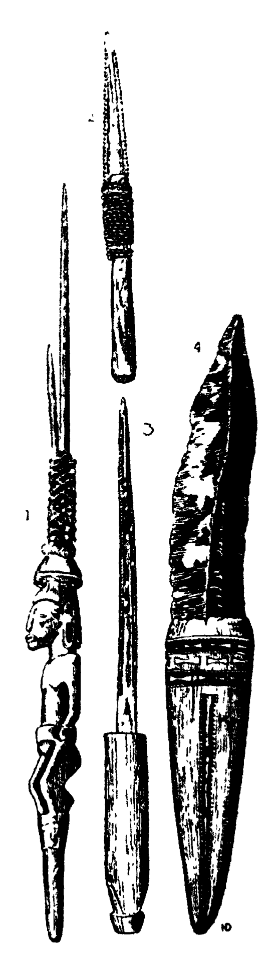


Abb. 71. 1 Dolch mit Rochenstachel, Admiralitätsinseln; 2 Dolch mit Rochenstachel, Gilbertinseln; 3 Dolch mit Rochenstachel, Wuwulu; 4 Dolch mit Obsidianklinge, Admiralitatsinseln (¼ n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

Daß die Insulaner aber großen Kunstsinn besitzen, lehren uns die von ihnen hergestellten kreisrunden bis ovalen Holzschüsseln (von 15—125 cm Durchmesser). Sie ruhen auf vier runden, aus dem vollen geschnitzten Füßen, sind fein geglättet, am Außenrand mit einem bandartigen Ornament verziert und tragen über den Rand vorstehende, angesetzte, ebenfalls mit Schnitzerei versehene Henkel, die menschliche Figuren, Krokodile und Vögel vorstellen (Abb. 73). Manche Schalen ahmen in ihrer Gesamtform diese und noch andere Tiere (Schweine, Hunde) nach (Abb. 74). Noch mehr legen die Schöpflöffel der Insulaner von ihrem Kunstsinn und ihrer Fertigkeit im Schnitzen Zeugnis ab, deren Stiel in ansprechender Weise durchbrochen geschnitzt ist (Abb. 75), sowie die Betelkalkbüchsen mit Brandmalerei (Abb. 43, Fig. 2) und die Schildpattschnitzereien (s. o.). Auch die großen Alarmtrommeln, die sich in den Hütten der Häuptlinge und in den Männerhäusern in großer Anzahl vorfinden, lassen ihren Schönheitssinn erkennen (Abb. 76). Sie sind aus einem Baumstamm durch Aushöhlen angefertigt (von 0,5 bis zu 3,5 m Länge), tragen einen langen engen Schlitz und werden mit einem Stock, der an die Seitenwand angestoßen wird, zum Tönen gebracht. Das Charakteristische an ihnen ist die Reliefschnitzerei sowohl längs des Schlitzes wie an den Seitenflächen in Gestalt einer menschlichen Figur, die über die beiden Enden hinausragt. — Als Signalhörner werden Tritonschalen benutzt.

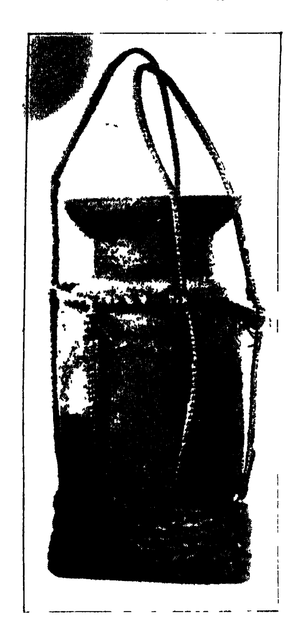


Abb. 72. Topf aus Geflecht zum Aufbewahren von Öl, Admiralitätsinseln

Die Tanzgesänge der Admiralitätsinsulaner gehören nach v. Hornborstel zu den interessantesten und merkwürdigsten Erscheinungen der musikalischen Ethnologie. Sie sind zweistimmig, und zwar bewegen sie sich in Sekunden und schließen auch zumeist mit diesem Intervall. Es werden also hierbei außer gelegentlichen Einklängen und ganz vereinzelten größeren Intervallen ausschließlich dissonante Zusammenklänge benutzt. Inhaltlich handelt es sich zumeist um Totengesänge, in denen die Taten des Verstorbenen gepriesen werden.

Die Moänus leben in ihren Dörfern unter Häuptlingen; manchmal gibt es deren mehrere, die sich oft mit ihrer Gefolg-

schaft untereinander im Streite befinden. Denn jeder Häuptling hat sein Gefolge, das sich zunächst aus seinen Verwandten, sodann auch aus bezahlten Knechten oder Söldnern zusammensetzt. Diese arbeiten für gewöhnlich für ihren Herrn beim Fischfang, in den Pflanzungen, beim Häuser- und Bootebau usw., im Kriegsfalle folgen sie ihm in den Kampf. Dafür erhalten sie von dem Häuptling alles, was sie zum Leben bedürfen, sowie Schutz, und im Kriege einen Anteil

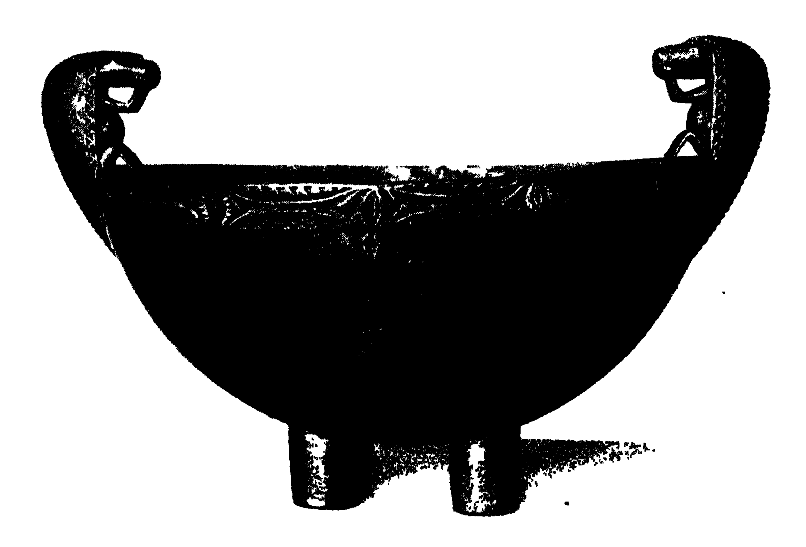


Abb. 73. Holzschüssel von den Admiralitätsinseln

der Beute. Die Admiralitätsinsulaner sind von sehr kriegerischem Geiste beseelt. Fehden sterben unter den Stämmen fast nie aus. Man geht bei den Kriegszügen darauf aus, den Feind möglichst unschädlich zu machen, indem man sein Besitztum zerstört oder niederbrennt, ihn selbst tötet oder als Gefangenen fortschleppt. Auch Seeschlachten auf Kanus finden nicht selten statt. Nach Beendigung des Krieges wird ein großes Fest zu Ehren der jungen Krieger veranstaltet.

Bei allen Stämmen ist das Totemsystem verbreitet, jedoch begegnen wir auch mutterrechtlichen Zügen. Das Totemzeichen (meistens ein Fisch oder ein Seevogel) ist nicht sichtbar vorhanden, wird jedoch von der Mutter auf die Kinder vererbt. Personen des gleichen Totem dürfen einander nicht heiraten. Die Ehe erfolgt

durch Kauf. Der Kaufpreis wird durch Muschelgeld erlegt, aber nicht durch den Freier selbst, sondern durch eine Mittelsperson. Bis zur eigentlichen Hochzeitszeremonie darf der zukünftige Gatte seine Braut nicht sehen; kommt er zufällig an, dann muß sie sich verstecken. Was die Frau an Hausgerät und Kleidung in die Ehe mitbringt, wird gemeinsames Eigentum; was sie etwa an Muschelgeld besitzt, bleibt in den Händen ihrer Angehörigen. Die Tätigkeit der Frauen erstreckt sich, abgesehen von dem Besorgen des Haushaltes, auf die Verrichtung der Arbeiten in den Pflanzungen, auf die Beteiligung am kleinen Fischfang, sowie auf das Flechten

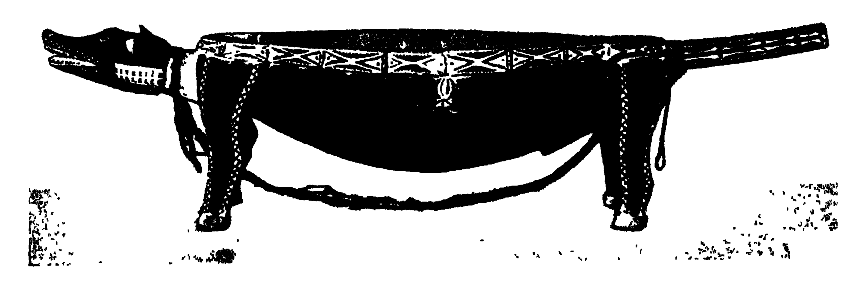


Abb. 74. Holzschale in Gestalt eines vierfüßigen Tieres, Admiralitätsinseln

der Matten und Segel. Vielweiberei kommt bei den Häuptlingen und Wohlhabenderen vor; die ewigen Streitigkeiten zwischen den Weibern werden durch blutige Kämpfe ausgefochten. Die Moánus sowie die Matánkor gehen vielfach Ehen mit den Usíai ein. — Öffentliche Frauen zumeist Kriegsgefangene, werden in den Männerhäusern gehalten. Auf die Jungfräulichkeit der jungen Mädchen wird großer Wert gelegt. Ehebruch wird an der Frau durch Prügel, an dem Verführer durch Zahlung von Muschelgeld gesühnt.

Die Religion der Admiralitätsinsulaner besteht in Geisterglauben. Es gibt für sie böse und gute Geister. Als Aufenthalt der ersteren werden einsam gelegene, unbewohnte Schluchten im Lande der *Usíai angenommen; hierhin werden die Häuptlinge, die Reichen,* die Mörder, Lügner und sonstigen schlechten Menschen von den bösen Geistern gebracht und erhalten ihre Strafe. Die guten Geister denkt man sich in der Umgegend von Lóniu (Hauptinsel) wohnend. Sobald ein guter Mensch im Sterben liegt, entspinnt sich ein Kampf zwischen den bösen und guten Geistern um seine Seele; jeder von

ihnen will sie entführen. Die guten Geister werden bei jeder Gefahr (im Kriege, auf See, bei Krankheitsfällen usw.) um ihren Beistand angerufen. Zauberei ist ungemein verbreitet. Man wendet einen Zauber zum Gelingen aller möglichen Verrichtungen an, vor Beginn eines Krieges, beim Fischfang, bei den Vorbereitungen zum Tanzen, beim Stehlen, beim Verführen eines Weibes u. a. m. Die Zauberer (auch weibliche zur Beschwörung der Geister) sind allgemein gefürchtet; ihre Geheimnisse vererben sich von Vater auf Sohn. Sie stehen im Rufe mit den bösen Geistern Verkehr zu haben und sie auf Wunsch herbeirufen zu können. Auch zur Heilung von Krankheiten (Austreiben eines Zaubers durch einen anderen) wird ihre Hilfe eingeholt.

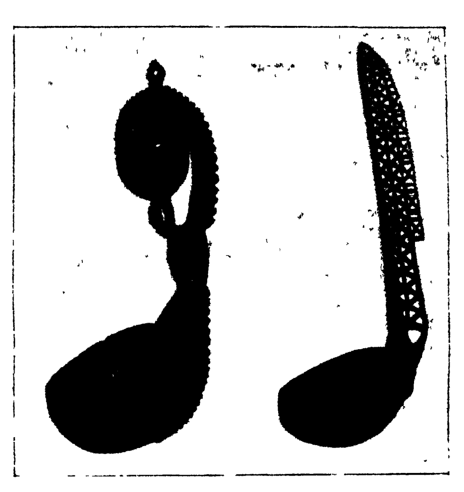


Abb. 75. Schöpflöffel mit geschnitzten Stielen. Admiralitätsinseln (Ethnogr. Museum, Stuttgart)

Die Leichen der Moánus werden im Hause so lange aufbewahrt, bis sie vollständig verwest sind; währenddessen halten die Frauen Wache. Sie waschen hierauf die Knochen und legen den Schädel, die Rippen und die Unterarmknochen in einen Krug d,er für einige Zeit ins Meer versenkt wird, während sie den Rest des Skeletts in einem anderen Korb verscharren. Die durch das Seewasser gereinigten und gebleichten Knochen werden in eine Holzschüssel auf wohlriechende Kräuter gelegt und zunächst im Hause aufbewahrt. Aus den Zähnen macht sich die Schwester des Verstorbenen ein Halsband, die Rippen werden von dem Sohne an die Verwandten verteilt und von ihnen fortan als Andenken unter die Armbänder gesteckt getragen. Gleichzeitig findet eine große Erinnerungsfeier für den Toten statt. Sein Schädel wird auf einem kunstvoll verzierten Holzgerüst öffentlich ausgestellt. Der Festredner hält eine Lobrede auf ihn, und ein Zauberer segnet ihn ein. Schließlich wird er sorgfältig aufbewahrt.

Als Zeichen der Trauer werden von beiden Geschlechtern eigenartige Kopfbedeckungen getragen, ein steifes Stück Baumrinde, das auf beiden Flächen

mit einem glänzend schwarzen Harzüberzug versehen ist und an beiden Enden je drei geflochtene, ebenfalls schwarz lackierte Bänder trägt; diese werden durch Schnüre, die an ihren Enden sitzen, im Nacken des Trägers zusammengebunden.

Die Usíai leben in geschlossenen Verbänden, die häufig unter sich Fehden austragen. In ihren Pflanzungen bauen sie Taro, Zuckerrohr, Bananen und Sago an. Sie beschäftigen sich mit der Herstellung von geflochtenen Körben, Taschen, Gürteln, Armbändern aus Pflanzenfasern und handeln diese bei den Moánus ein. Sie sind auch die Verfertiger der obengenannten Ölgefäße; Tontöpferei kennen sie aber nicht. Schließlich stellen sie auch (auf der Insel Sori, im Norden der Hauptinsel) Muschelgeld (kleine runde Plättchen) her, die die Moánus gegen fertige Obsidianspitzen, Kokosnußöl, Glasperlenschnüre, Halsketten aus Hundezähnen und Manganerde zum Schwarzfärben eintauschen. — Bei den Tänzen, die sowohl in Einzel- als auch in Gruppentänzen bestehen, halten die Männer eine Anzahl Lanzen, die Weiber Perlmutterschalen in den Händen. Die Haare werden bei den Festen in einen nach hinten abstehenden langen Zopf geflochten und mit bunten Federn geschmückt; die Männer legen dann auch eine Penismuschel an. Die Bestattung der Usiai geht einfacher als bei den übrigen Inselbewohnern vor sich. Die Leiche wird bis zum Beginn der Verwesung in der Hütte aufgebahrt, darauf unter dem Fußboden verscharrt. Die Weiber halten monatelang Totenwache und beklagen den Verstorbenen.

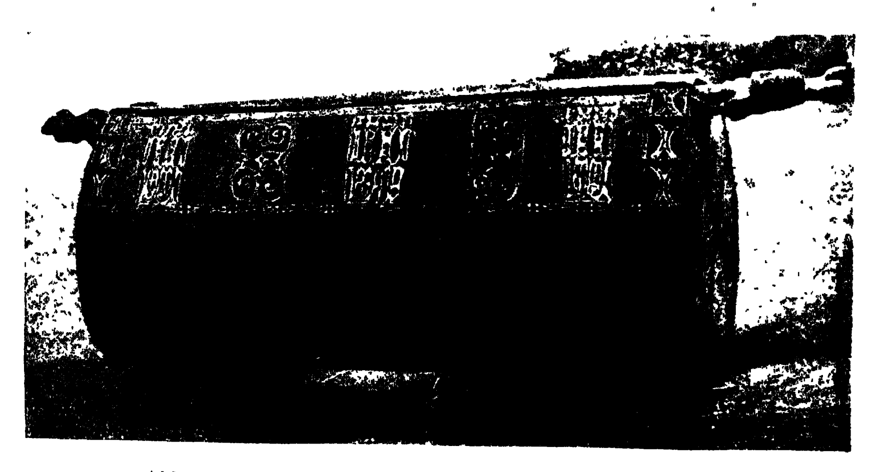


Abb. 76. Trommel mit Schnitzereien, Admiralitätsinseln



Abb. 77. Eingeborene vor einem Pfahlhaus auf Aua

β) Die westlichen Inseln

Unter dieser Bezeichnung faßt Parkinson die westlich von den Admiralitätsinseln gelegenen Inselgruppen Wuwulu (Matty), Aua (Durour), Ninigo, Luf (Hermitinseln), und Kaniët (Anachoreten) zusammen. Obgleich diese Inseln bereits 1767 von Carteret entdeckt wurden, hat man von ihnen im Laufe der Jahrhunderte fast keine Notiz genommen; erst in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begann man mit ihrer Erschließung.

Wuwulu und Aua. Die Bevölkerung, die schon so ziemlich ausgestorben ist, gleicht der Mikronesiens, verrät aber auch deutlich malaiische Züge: lichtbraune, schlanke Gestalten von Mittelgröße mit glattem, welligem oder auch lockigem Haar und geringem Vorspringen der Jochbeine sowie Andeutung von Schlitzaugen. Mit den

Papua hat sie nichts gemein, obgleich Neuguinea gar nicht weit abliegt.

In kultureller Hinsicht sind sich beide Inseln ziemlich gleich. Die Wohnhäuser sind viereckige Holzbauten mit einem Dach aus geflochtenen Kokosnuß- oder Pandanusblättern, die ebenerdig errichtet und innen und außen mit weißer Farbe sauber angestrichen sind, auch Kreidemalereien (auf bestimmte Begebenheiten Bezug nehmend) aufweisen. Außerdem kommen noch auf vier Stützen ruhende kleine Häuschen (Vorratshäuser?) und Kanuschuppen vor (Abb. 77).



Abb. 78. Jüngling von Wuwulu

Die Nahrung der Leute besteht in Erträgen der Fischerei, in Kokosnüssen, der Wurzel einer Alocasiaart, in Bananen, Brotfrüchten und Taroknollen; die beiden zuletzt genannten Nahrungsmittel werden geröstet, zerquetscht und zu Kuchen verbacken. Haustiere kennt man nicht. Betelkauen wird in der üblichen Weise mit den von den Admiralitätsinseln her bekannten Geräten betrieben.

Die Männer gehen noch vollständig unbekleidet, ebenso die jungen Mädchen. Höchstens tragen jene einen aus geflochtenen Pandanusblättern angefertigten Hut mit eigentümlichen flügelartigen Anbauten (jetzt bereits zumeist außer Mode) oder eine Umhüllung aus grünen Bananenblättern. Die Kleidung der Frauen besteht in einer Schnur um die Hüften, von der vorn ein einziges Taroblatt, hinten ein Büschel Kokosblattrippen herabhängen. — Schmuck ist nur spärlich vertreten (Taf. II, Fig. 7). Um den Hals trägt man Ketten von aufgereihten Olivamuscheln, um den Arm roh gearbeitete Trochusringe oder herumgelegte Pandanusblätter, in den infolge übermäßiger Ausdehnung bis auf die Schulter herabhängenden Ohrläppchen auf einer Blattrippe aufsitzende Schildpattplättchen. Das Haar der Erwachsenen wird in der Regel zu langen (auch mit einem langen schmalen Pandanusstreifen durchflochtenen) Locken

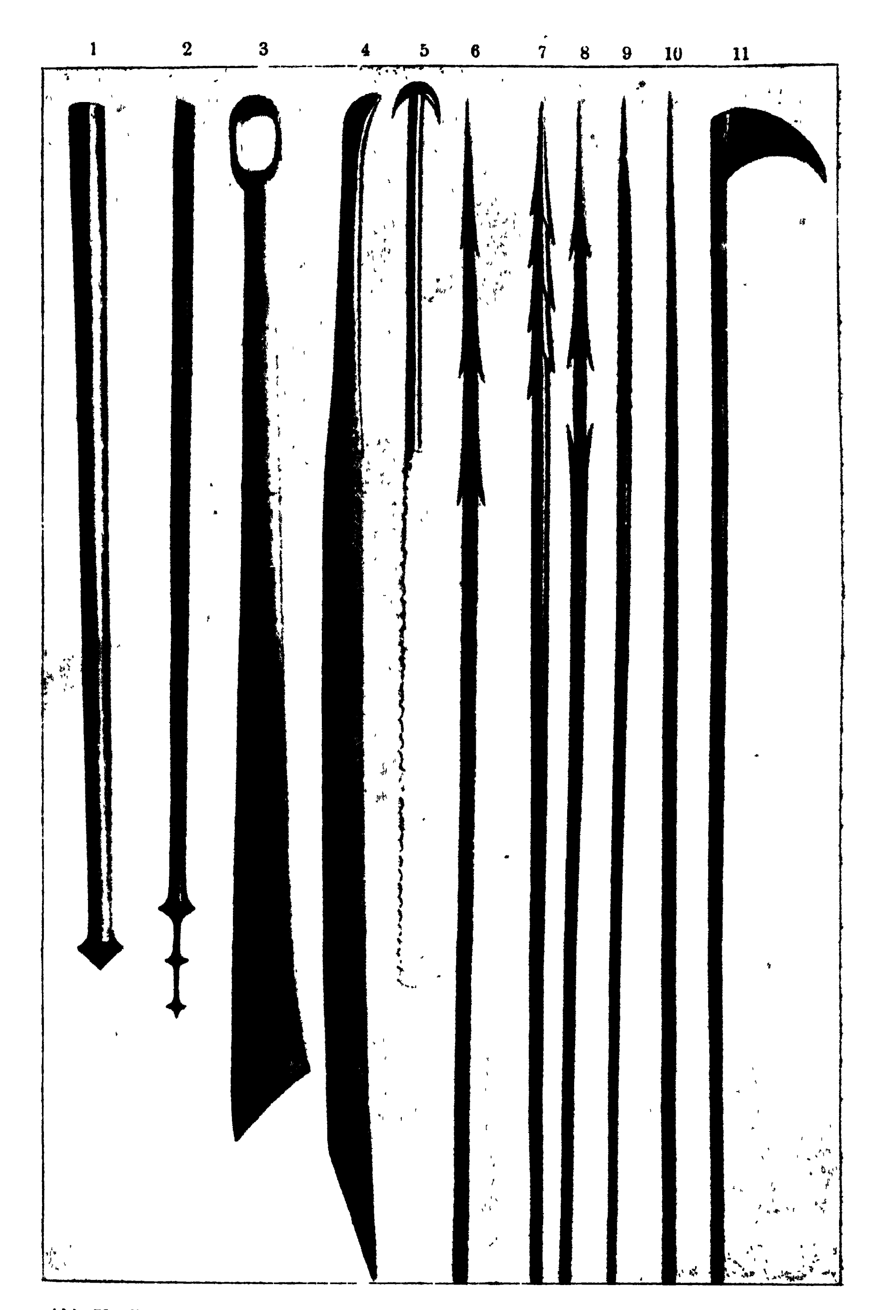


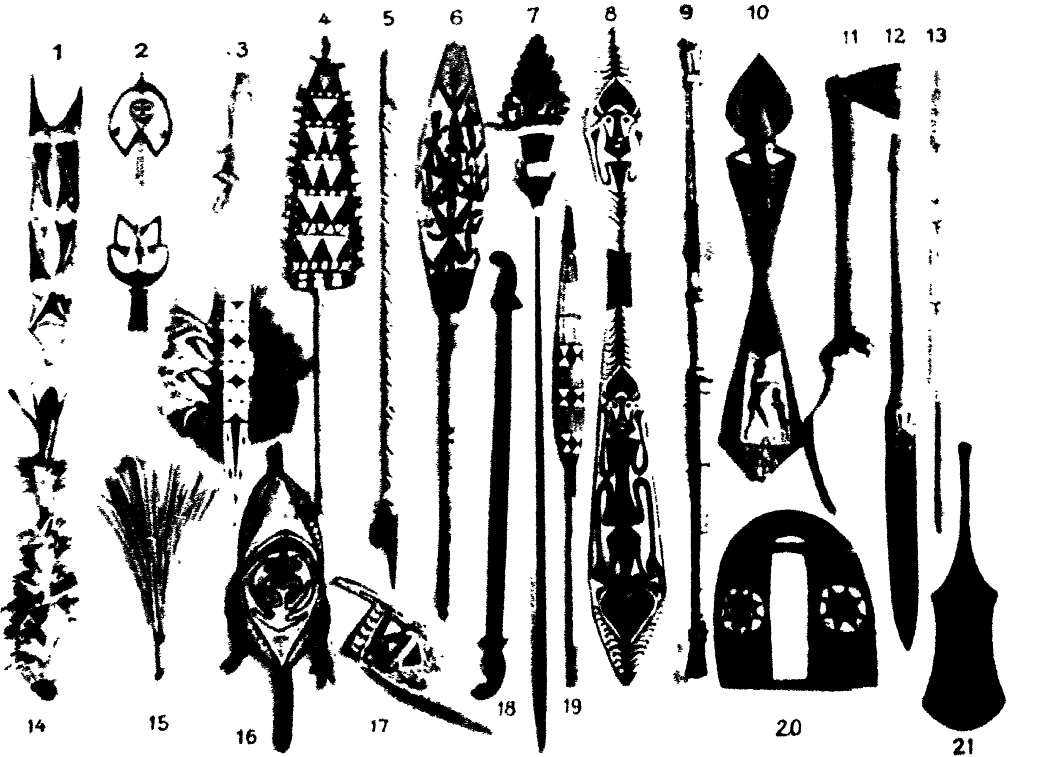
Abb. 79. Waffen von Wuwulu und Aua. 1 und 2 Keulen; 3 und 4 langstielige Haumesser; 5 Holzspeer mit Haifischzähnen; 6 bis 9 Holzspeere mit Widerhaken; 10 Holzspeer ohne Widerhaken; 11 Holzspeer mit Schildkrotknochen

angeordnet getragen und mit einer weißen Masse eingerieben. Um den Kopf wird häufig ein gebleichter Pandanusstreifen gelegt, der hinten geknotet wird und in zwei langen Strähnen auf den Rücken herabfällt (Abb. 78). Die Weiber pflegen ihr Haar sorgfältiger durch Auflockern. — Tatauierung und Narbenverzierung werden nicht ausgeübt.

Eine ganz eigenartige Stellung in kultureller Hinsicht nehmen die Waffen der Insulaner ein, die sich durch sorgfältige, schöne Arbeit auszeichnen wie übrigens alle anderen Erzeugnisse. Man kennt Holzspeere mit (in ein oder zwei Reihen angeordnet) und ohne Widerhaken (Abb. 79, Fig. 6—10), mit Haifischzähnen (Abb. 79, Fig. 5) oder geschärften Schildkrötenknochen besetzte Handwaffen — ähnlich denen der Gilbertinseln —, die in einen mondsichelförmigen Knauf endigen. Sie werden vorzugsweise von den Frauen zum Austragen von Streitigkeiten benutzt, daher im allgemeinen in einem Futteral getragen; ferner kommen hellebardenähnliche Reißwaffen mit einem sorgfältig geschärften Stück Schildkrotknochen von Halbmondform an der Spitze vor (Abb. 79, Fig. 11); außerdem Keulen in Form runder Stäbe mit einem oder mehreren übereinanderstehenden scharfkantigen Knäufen (Abb. 79, Fig. 1 und 2), langstielige Haumesser (Abb. 79, Fig. 3 und 4). Diese scheinen Nachbildungen älterer ostasiatischer eiserner Waffen zu sein, da man aus Mangel an Material sie aus Eisen hier nicht herzustellen vermochte. Zum Fischfang dienen vierzinkige Speere mit Holzspitze.

Die aus Tridacnaschale fein gearbeiteten Beilklingen verschiedener Form sind entweder durch feste Umschnürung auf einem knieförmigen Stiele befestigt oder stecken in einem hohlen Zwischenstück aus Holz in einem gradlinigen Stiel (Abb. 92, Fig. 4); sie dienen zum Haus- und Kanubau. Daneben kommen noch Beile mit einer Klinge aus dem Rückenpanzer der Schildkröte vor, mit denen man die Taroknollen säubert.

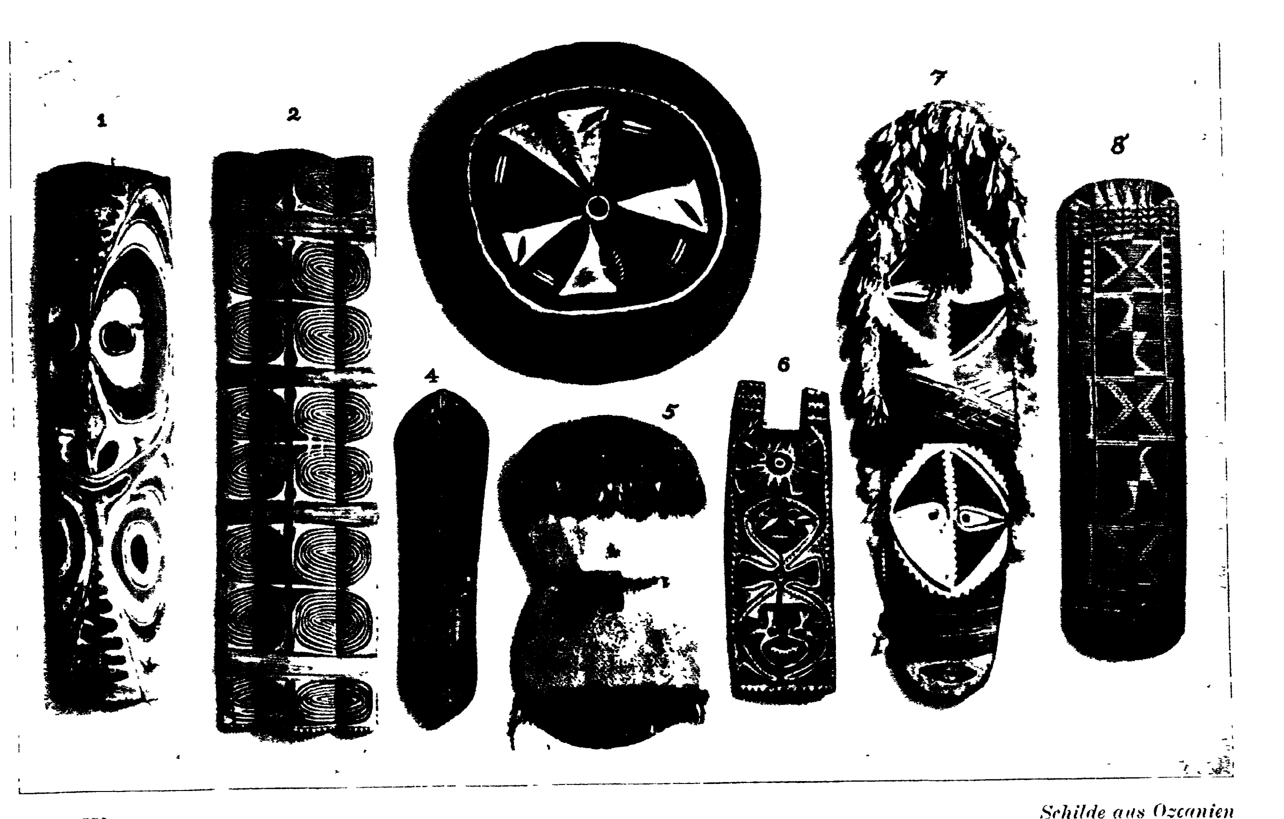
Das Hausgerät ist recht reich vertreten. Große Mannigfaltigkeit in der Form herrscht bei den Holzschüsseln, es gibt viereckige Schalen mit gewölbtem Boden und geschweiften Seiten, solche von länglicher Form mit abgerundeten Ecken, ferner muldenförmige mit kleinen dreieckigen Endvorsprungen als Handhaben und kleine zierliche Doppelschüsseln mit runden Ecken und spitzen Enden. Zum Hausgerät zählen weiter Stampfer zum Tarozerdrücken mit gebeizter Verzierung, beilförmige Spachteln zum Zer-



1 und 2 Tanzgeräte für den Ingiet-Tanz, Gazellehalbinsel, Neupommern; 3 Tanzkeule, Santa Cruz; 4 Tanzruder, Ponape, Karolinen; 5 Tanzstab mit Geflecht in Mustern, Ralik, Marshallinseln; 6 Tanzruder, Holländisch-Neuguinea; 7 Tanzspeer, Gazellehalbinsel, Neupommern; 8 Tanzruder, Nissan; 9 Tanzstab, Ostkarolinen; 10 Tanzgerät, Bougainville, Salomoninseln; 11 Tanzbeil, Gazellehalbinsel, Neupommern; 12 Tanzruder, Deutsch-Neuguinea; 13 Tanzstab, Gilbertinseln; 14 Tanzschmuck aus Federn, Neumecklenburg; 15 Tanzschmuck aus Federn, Marquesasinseln; 16 Tanzgerät, Brit.-Neuguinea; 17 Tanzgerät, Neumecklenburg; 18 Tanzruder, Hermitinsel; 19 Tanzruder, Palau; 20 Tanzgerät, Salomoninseln; 21 Tanzkeule, Viti-Inseln.
([illegible] n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

Tanzgeräte aus Ozeanien

Tafel I



Tafel VI *Schilde aus Ozeanien*

1 Geschnitzter und bemalter Holzschild, Sepik, Deutsch-Neuguinea; 2 Dreiteiliger Holzschild, Neupommern; 3 Holzschild, Astrolabebai, Deutsch-Neuguinea; 4 Geflochtener Schild, Salomoninseln; 5 Holzschild mit Flechterei und Federschmuck, Britisch-Neuguinea; 6 Bogenschild aus Holz, Port Moresby, Britisch-Neuguinea; 7 Bemalter Holzschild mit Flechterei und Federschmuck, Neupommern; 8 Schild mit bunter Flechterei, Friedrich-Wilhelms-Hafen, Deutsch-Neuguinea. ([illegible] n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)



Abb. 80. Dorf auf den Hermitinseln

teilen der Masse, kübelförmige Gefäße, Schaber für Kokosnüsse (viereckiges Brettchen mit schräg vorspringendem stielartigen Ansatz, an dessen Ende als Reibewerkzeug eine Herzmuschel sitzt [Abb. 113, Fig. 3]), aus Kokosnußblättern geflochtene Körbe und aus Holzbrettern zusammengesetzte Kisten mit gut schließendem Deckel, die an einer Schnur in den Hütten aufgehängt werden.

Mit der gleichen Sorgfalt wie die Häuser, Waffen und sonstigen Gebrauchsgegenstände werden die Kanus angefertigt, ausgehöhlte Baumstämme mit Ausleger. Ganz eigenartig sind Bug und Heck an ihnen gebaut. Zunächst läuft das vordere und das hintere Ende in einen langen Schnabel aus, dem verlängerten Kiefer eines Schwertfisches nicht unähnlich; auf ihm erhebt sich am Ende der Aushöhlung des Bootes ein senkrecht nach oben gerichteter Dorn, der durch angepaßte lange und sehr dünn gearbeitete Fortsätze nach Belieben verlängert werden kann. Die Boote, die durch Ruder mit breitem, spitz zulaufendem Blatt (häufig am Stiel durch Schnüre befestigt) fortbewegt werden, erreichen eine Länge bis zu 18 m.

Die Sprache der Bewohner Wuwulus und Auas hat große Ähnlichkeit mit der zentralpolynesischen. Nach alledem entfernen

sich die Insulaner deutlich sowohl körperlich wie kulturell von den Papua und schließen sich den Polynesiern und Mikronesiern an.

Ninigo (Schachbrett- oder Echiquier-Insel), Hermit-Inseln (Eremiten-Insel; fälschlich Agomes genannt) und Kaniët (Anachoreten). Auf allen diesen Inseln ist die Bevölkerung bereits so gut wie ausgestorben. Sie setzt sich aus einer Kreuzung polynesischer, mikronesischer und melanesischer Elemente zusammen; auch malaiischer Einschlag (jüngeren Datums) läßt sich nicht ableugnen. Die Leute wohnen in viereckigen Hütten, die ebenerdig angelegt sind. Das Dach zeigt gerade oder gebogene Seitenflächen, die fast bis auf den Boden reichen (Abb. 80). Junggesellen- und Versammlungshäuser gibt es hier nicht.

Die Nahrung der Insulaner ist die übliche wie auf den benachbarten Inseln. Fischerei wird mit Wurf- und Senknetzen sowie mit Angelhaken betrieben. Früher müssen die Insulaner eine große Fertigkeit im Bau von Booten sowie für schöne Formengebung und gefällige Verzierung derselben bekundet haben. Wenigstens legt davon Zeugnis ab ein Prachtstück, das seinerzeit als das letzte dieser Art von Thiel der Nachwelt erhalten wurde. Es zeichnet sich durch eine geschmackvolle Form und rotbraune und weiße schöne Muster aus, die in mehreren Reihen dem ganzen Rumpfe aufs sorgfältigste aufgemalt sind (Abb. 81). Betelkauen ist auch bekannt. Früher waren als Kalkbehälter eiförmige Kürbisgefäße (nicht in der Mitte eingeschnürt wie auf Neuguinea und den Admiralitätsinseln) in Gebrauch; das Ornament der Kalkspatel bildet die menschliche Figur, meist in Form einer Doppelreihe von übereinander angebrachten Köpfen, manchmal auch in Spiralen.

Die Männer tragen als einziges Kleidungsstück Kokosschnüre in zahlreichen Windungen um die Hüfte geschlungen, die Frauen einen mehrmals um den Bauch gewundenen breiten Gürtel aus Rindenstoff oder gebleichten Pandanusblättern, der bis an die Knie reicht, bei Festlichkeiten einen Doppelschurz, d. h. zwei starre Geflechte aus Pflanzenfaser mit rautenförmigen bunten Mustern, die über die sie um die Hüfte herum festhaltenden langen Schnüre aus Kokosfaser ein Stück hinwegstehen. Schmucksachen sind wenig in Gebrauch (Taf. I, Fig. 18; Taf. II, Fig. 15); man begnügt sich mit Kämmen aus weichem Holz (Abb. 45, Fig. 4), Blättern, farbigen Früchten, weißen Federn im Haar, Schildpattohrringen, Nasenstäbchen aus Holz oder Muschel, auf Ninigo außerdem noch mit Halsbändern aus aufeinander

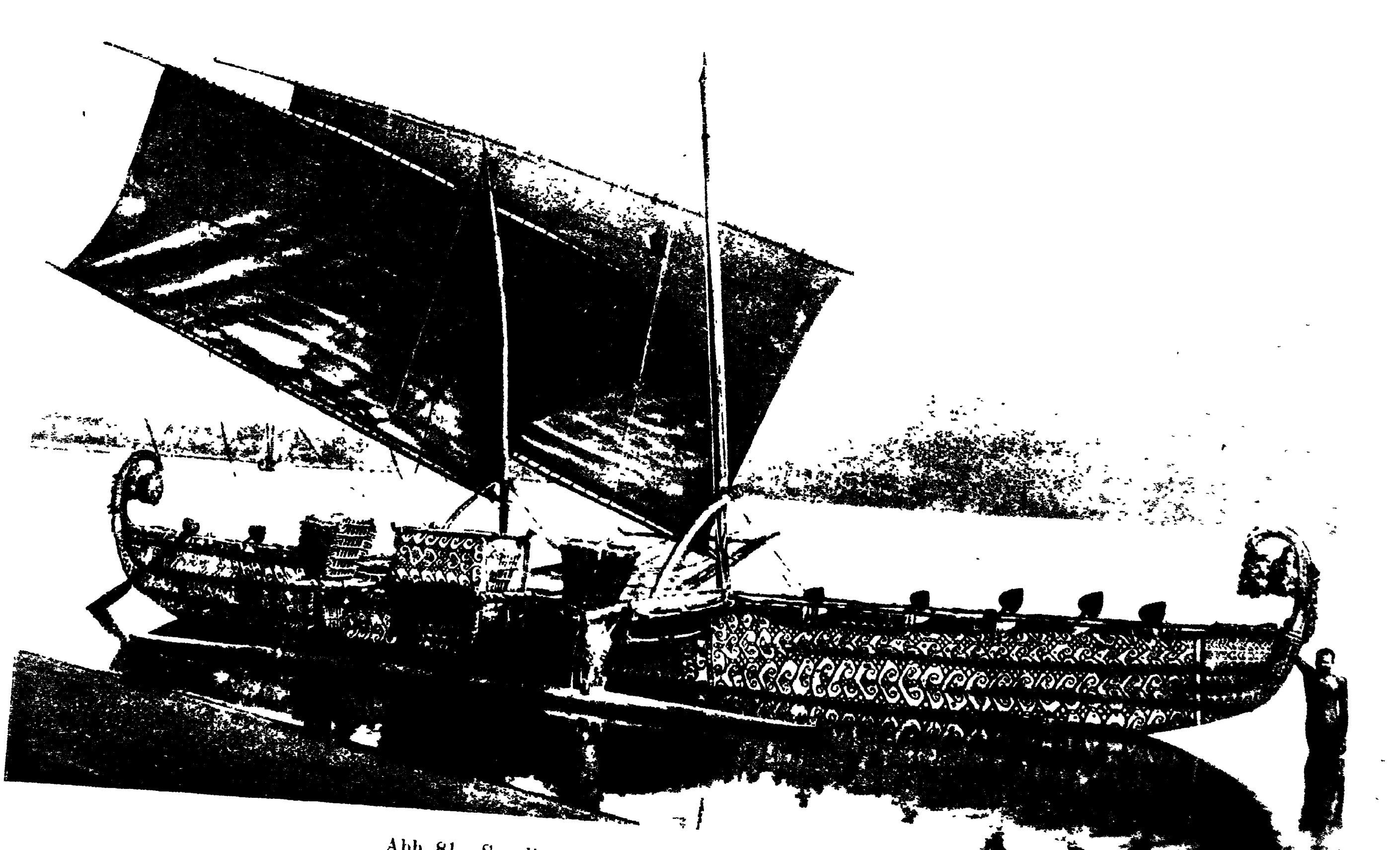


Abb. 81. Segelboot von den Hermitinseln (Nach Parkinson)

gereihten Rückenwirbeln des Hais mit langen, geschliffenen roten Muschelstäbchen als Zwischenstück (Taf. II, Fig. 15) und geflochtenen Armringen mit bunten Mustern aus schwarzen Fasern.

Die Waffen bestehen in langen, dünnen, fein zugespitzten Speeren aus Holz mit Widerhaken (roh gearbeitet); auf Ninigo kommen noch Waffen in der Form ähnlich denen von Wuwulu und Aua hinzu. — Steinäxte gibt es heutzutage nicht mehr. An Hausgerät kennt man lange bauchige Holzschüsseln mit durchbrochener Schnitzerei an den spitzzulaufenden Enden, geflochtene Pandanustaschen, die sich nach Art unserer Zigarrentaschen ineinanderschieben lassen (Ninigo), hölzerne Klopfer mit einem an einer Seite des keulenförmigen Endes eingelegten Stück Haifischkiefer zur Herstellung von Rindenstoff (Abb. 152, Fig. 15).

Über die sozialen Verhältnisse ist gegenwärtig nur noch wenig zu erfahren. Es kommen noch Häuptlinge vor, die indessen wenig Macht besitzen. Die Frau wird durch Kauf erworben. Es besteht Einehe. Die Insulaner glauben an ein Fortleben der Seelen als Geister, die umhergehen, Unfug und Böses verrichten und daher durch Beschwörungen gebannt werden. Auf Kaniët werden die Knaben mit dem Einsetzen der Pubertät an entlegenen Stellen abgesondert und bestimmten Vorbereitungen unterworfen, die sich auf das Verbot gewisser Speisen, das Einprägen der alten Überlieferungen, Sitten und Gebräuche, die Kenntnis vom Anbau in den Pflanzungen usw. beziehen. Die Absonderung dauert so lange, bis ihr Haupthaar lang genug gewachsen ist, um daraus die Frisur der Männer zu machen (bis zu zwei Monaten). Wenn die Zeit vorüber ist, erhalten sie auf den Kopf ein aus Stäben zusammengebundenes Holzgerüst von Herzform gesetzt, das oben befestigt und hinten mit seinen freien Enden in den Gürtel eingeklemmt wird (patakom). Mit diesem Schmuck begeben sich die Jünglinge in die Heimat, werden hier von den Dorfbewohnern festlich empfangen und erhalten zum ersten Male vom Häuptling die Haare nach Männerart behandelt. Der über dem Scheitel abgeschnürte Schopf wird nach vorn umgelegt, mehrere Male durchgebunden und erhält einen Schmuck aus bunten Federn. Von dieser Zeit an gilt der Kopf der Männer als heilig und wird sorgfältig gepflegt; die Frauen dürfen ihn nicht berühren. — Die Mädchen machen mit Einsetzen der Reifezeit eine ähnliche Behandlung durch.

Die Toten werden entweder im Hause verscharrt oder in einem

Kanu ins Meer versenkt. Im ersteren Falle wird der Schädel später wieder ausgegraben, in einem Korbe im Hause aufgehängt und geräuchert, schließlich mit Blättern und Federbüscheln, die in den Augenhöhlen und unter den Wangenbeinen angebracht werden, geschmückt und aufbewahrt. Soll der Geist des Verstorbenen angerufen werden, dann wird sein Schädel zu Beschwörungen benutzt.

c) Der Bismarckarchipel

Der Bismarckarchipel liegt im Nordosten von Neuguinea und setzt sich aus den im Halbkreis angeordneten Inseln Neupommern (Neubritannien), Neulauenburg (Duke-of-York-Gruppe), Neumecklenburg (Neuirland) Neuhannover und St. Matthias nebst einigen deren Küsten vorgelagerten kleineren Eilanden (darunter den Französischen Inseln) zusammen.

α) Neupommern

Die Hauptinsel Neupommern erstreckt sich in annähernd 560 km Länge in der Richtung von Westen nach Osten bei 20—90 km Breite; sie umfaßt etwa 34000 qkm. Durch eine hüglige Landenge wird die Insel in zwei ethnographisch verschiedene Abschnitte geteilt, in den größeren westlichen Abschnitt und in die Gazellehalbinsel. Sie besteht aus vulkanischem Eruptivgestein und Korallenformation. Das westliche Stück ist ein hoher Gebirgsstock mit einer Reihe zum Teil noch tätiger Vulkane, der nach den Küsten zu steil abfällt. Die Gazellehalbinsel besteht zwar auch aus hohen Gebirgen, läßt aber an ihrer Küste (besonders im Nordosten) größere ebene Strecken zur Besiedlung frei.

Die morphologische Gestaltung Neupommerns ist das Ergebnis zahlreicher plötzlicher vulkanischer Ausbrüche, die durch Hebungen und Senkungen der Oberfläche, im besonderen auch durch gewaltige Aufschüttungen die gegenwärtige Form hervorgebracht und dadurch auch zu der Verteilung und Beschaffenheit ihrer Bevölkerung nicht unwesentlich beigetragen haben. Auf der einen Seite wurden also trennende hohe Schuttwände zwischen den Stämmen aufgerichtet, die eine Isolierung der dort wohnenden Völker herbeiführten, und auf der anderen wieder Verbindungsbrücken zwischen bisher getrennten Stämmen geschaffen, die eine Berührung zwischen ihnen ermöglichten. Wie überall auf den großen Inseln Melanesiens

ist bisher nur die Küste erforscht worden; vom Binnenland sind nur Vorstöße in das Innere der Gazellehalbinsel unternommen worden.

Neupommern und Neumecklenburg scheinen bereits im sechzehnten Jahrhundert von europäischen Seeleuten gesichtet worden zu sein, sicher aber 1616 von Le Maire und Schouten; die Inseln wurden aber lange für einen Teil Neuguineas gehalten. Erst nachdem Dampier 1700 die nach ihm benannte Straße zwischen Neuguinea und Neupommern entdeckt hatte, kam man von diesem Irrtum ab.

Vorgeschichtliche Funde sind längs der ganzen Westküste der Insel gemacht worden, sowie im Innern der Gazellehalbinsel. Es sind plumpe Stampfwerkzeuge (Kugeln, Mörserschalen und Stampfer aus Granit und Grünstein), wie sie noch jetzt bei den Polynesiern üblich sind (Abb. 112. Fig. 2 und 3). Die Eingeborenen können keinen Aufschluß über Herkunft oder Alter geben; es scheint aber, daß sie von den Polynesiern herrühren, die auf ihrer Wanderung nach dem Osten die Küste Neupommerns gestreift und vielleicht auch für einige Zeit auf ihr festen Fuß gefaßt haben. Der Umstand, daß der Grünstein, aus dem sie zum Teil hergestellt sind, nur geringe Verwitterungsspuren zeigt, läßt darauf schließen, daß die Gegenstände nicht sehr hohen Alters sein können. Auf der Insel Uatom sind auch Gefäßscherben ausgegraben worden. Heutigentags geht der Bevölkerung die Kenntnis der Töpferei ab.

Die Bevölkerung Neupommerns setzt sich in der Hauptsache aus zwei grundverschiedenen Rassenelementen zusammen, einer einheimischen und einer, wahrscheinlich von Neumecklenburg aus, zugewanderten.

Die Urbevölkerung der Insel dürfte sich in den in den Bergen der Gazellehalbinsel wohnenden Baining erhalten haben. Sie weichen in ihrem Äußeren vollständig von der Küstenbevölkerung ab, sind mittelgroße (Männer etwa 160 cm), untersetzte, kräftig gebaute Leute mit breitem muskulösen Brustkorb und ebenso gut entwickelter Beinmuskulatur, was sie zum Bergsteigen sehr befähigt. Ihr Kopf ist kurz, von viereckiger Form. Stark hervortretende Augenbogen überschatten das stark prognathe Gesicht mit seinen groben Zügen, platter Nase und breitem, schnauzenartig vorspringendem Mund (Abb. 82). Messungen fehlen uns leider. Das Haupthaar ist kraus von rötlichbrauner bis schwarzer Farbe. Der Körper weist einen Hautfarbenton auf, der zwischen kaffeebraun und gelb schwankt, und ist für gewöhnlich mit einer starken Behaarung von gleicher Farbe wie das Kopfhaar ausgestattet, besonders auf Brust und Rücken. Zu den Baining gesellten sich später, wohl von Neumecklenburg aus, neue Einwanderer, die jene allmählich in die Berge verdrängten, zum Teil sich mit ihnen wohl auch kreuzten. So kommt es, daß die heutigen Bewohner des Nordostens der genannten Halbinsel denen von Neu-

mecklenburg in körperlicher, sprachlicher und kultureller Hinsicht ziemlich ähnlich sind. Die Taulil im Innern der Halbinsel werden von Parkinson für versprengte Reste dieser Zuwanderer gehalten. Die Baining wohnten früher nördlich und südlich des nach ihnen benannten Gebirges. Die Südbaining sind stark durch anderweitige Rasseenelemente beeinflußt worden. Je weiter man auf Neupommern nach Westen geht, um so mehr tritt bei der Bevölkerung (der Küste) eine Verwandtschaft mit der Neuguineas zutage.



Abb. 82. Männer der Baining, Gazellehalbinsel (Phot Dr Burger)

Die Baining wohnen in Siedlungen von etwa zehn bis zwölf Hütten, deren Platz infolge ihrer beständigen Wanderungen wechselt. Diese Hütten werden auf steilen, unzugänglichen Höhen mitten im Busche angelegt und sind niedrig, von rundlicher Form und aus einem Gerüst aufgerichtet, das oben ein Blätter- oder Grasdach tragt und Wände aus Rinde oder Zweigen besitzt. Zum Schutze gegen die zahlreichen Wildschweine dienen Einfriedigungen aus aufeinander geschichteten und durch Lianen festgehaltenen Holzstämmen. Die ganze Familie (manchmal auch wohl mehrere) haust, oft mit den Hunden und Schweinen zusammen, in diesen jeglichen Hausrates baren Unterschlupfen und schläft hier auf dem nackten Boden, höchstens auf Matten oder Rindenstücken. — Die Baining sind umherziehende Ackerbauern; wo es ihnen angebracht erscheint, legen sie eine Pflanzung an und schlagen ihre primitiven Wohnplätze auf. Ihre Nahrung besteht in der Hauptsache in Taro, Süßkartoffeln, einer Art Kohlgemüse (Eibika) und Bananen, die sie in sauber (durch Abhauen und Abbrennen) hergerichteten Pflanzungen

ziehen. Daneben werden von ihnen noch die geringen Erträge der Jagd, nämlich verwilderte Schweine, Känguruhs und Kasuare, überhaupt alles nur denkbar Eßbare verzehrt; auch ihre Hunde geben Festtagsbraten ab. Die Speisen werden auf glühenden Steinen geröstet, das Fleisch vorher noch in Blätter eingehüllt. Die Südbaining wenden eine eigenartige Methode des Kochens an: sie stellen eine etwa einen halben Meter lange und ein viertel Meter lichte Röhre aus Baumrinde auf, werfen eine Schicht glühender Steine hinein, das zu röstende Gemüse in Blätter gehüllt darauf, weiter eine neue Lage glühender Steine, wiederum eine Schicht Gemüse und so fort, bis die Röhre zuletzt ganz mit glühenden Steinen angefüllt ist. Vor Einführung der Mission soll Kannibalismus üblich gewesen sein. — An Genußmitteln kennen die Baining das Betelkauen und das Tabakrauchen. Während der Nordbaining in der üblichen Weise seinen Betel genießt, kaut der Südbaining eine aromatische Baumrinde mit Kalk und einem Betelblatt, aber ohne Betelpfeffer. — Die Baining sind den Küstenstämmen tributpflichtig; sie bringen ihnen Taro und Schweine und tauschen dafür Kokosnüsse, Messer, Beile und Perlen ein. Früher wurden sie von den Küstenstämmen geraubt und als Sklaven weiter verhandelt. — Der Tauschverkehr vollzieht sich Zug um Zug; Muschelgeld kennen die Baining nicht.

Die Bainingmänner der Nordküste gehen nackt, die Frauen tragen einen schmalen, vorn an einem enganliegenden Gürtel herabhängenden Faserschurz, hinten ein langes, schwanzähnliches Faserbüschel. Bei den Südbaining sind beide Geschlechter mit einem, gelegentlich mit bunten Mustern bemalten, Rindenstoffgürtel bekleidet, der um die Hüften gelegt und zwischen die Beine hindurch geschlungen wird (Abb. 152, Fig. 9). Bei den Tänzen werden von den Weibern Röckchen angelegt, die aus in ganz feine Fäden zersplitterten Pandanusblättern hergestellt sind. Der Schmuck der Baining fällt dürftig aus. Der einzige Putz sind Armbänder aus feingesplissenen gefärbten Lianen mit hübschen Mustern. Aus festlichen Anlässen werden Perlenschnüre um Hals und Brust geschlungen und Federputz und wohlriechende Blumensträuße getragen.

An Waffen kommen bei den Baining Speere, Keulen und Schleudern vor. Die Speere sind durch Abschaben oberflächlich rund gemachte lange Stangen aus hartem Palmenholz ohne Verzierung, deren zugespitztes Ende im Feuer noch besonders gehärtet wird. Die einheimische Keulenform trägt einen durchbohrten Stein-

knauf (Taf. III, Fig. 17); die Knäufe werden in der Weise hergestellt, daß man einen möglichst runden Stein durchbohrt, indem man ihn von zwei entgegengesetzten Seiten aus mit einem spitzen Steine bearbeitet. Daher kommt es auch, daß an diesen Knäufen keine einheitliche regelrechte Form vorhanden ist, vor allem kein scharfer Außenrand. Es kommen alle Übergänge vom stark abgeplatteten Sphäroid bis zur Kugelform vor. Daneben gibt es aber noch andere Keulenformen, die eingeführt sein dürften (Taf. III, Fig. 15 und 16). Die Schleuder, die im Fernkampf eine große Rolle spielt, ist der der nordöstlichen Bewohner der Gazellehalbinsel gleich. Schleuder und Speere werden von den Baining mit großer Geschicklichkeit benutzt. — Bogen und Pfeile fehlen.

Das einzige Handwerkzeug, mit denen die Baining alle ihre Arbeiten ausführten, d. h. bis sie europäische Werkzeuge erhielten, waren Steinbeile mit knieförmigem Stiel. — Sie bekunden eine große Kunstfertigkeit im Knüpfen von Netzen aus buntgefärbten Schnüren, die sie teils bei ihren Tänzen tragen, teils als Beutel für den täglichen Gebrauch verwenden. Darin werden alle möglichen Gegenstände mitgenommen; größere Lasten werden durch ein Tragband aus Rindenstoff zusammengehalten und mit einer über die Stirn verlaufenden Schlinge geschleppt. Auch im Flechten von bauchigen, ballonförmigen Körben, in dem Einbrennen von Mustern auf Bambuskalkbüchsen, wobei diese hell auf dunkel eingebranntem Untergrunde hervortreten (im Gegensatz zu den dunklen Strichen auf hellem Untergrunde bei der Küstenbevölkerung), und besonders im Bemalen von Rindenstoffen (Masken) sind sie sehr geschickt. — Von der Arbeit hält der Baining nicht viel. Abgesehen von seiner Beschäftigung in den Pflanzungen bringt er den Tag mit Nichtstun und Tabakrauchen in seiner Hütte zu. Diese einförmige Tätigkeit wird hin und wieder durch Festlichkeiten unterbrochen, für die der Baining eine große Neigung bekundet. Dazu sind umfangreiche Vorbereitungen erforderlich, z. B. Anfertigung des Rindenstoffes und Herstellung der Masken, sowie Aufbau des Hauses, in dem die Masken versteckt vor den Blicken der Weiber hergestellt werden, auch Beschaffung der zum Feste in reichlichen Mengen zu genießenden Speisen, sowie Besprechungen über die aufzuführenden Tänze usw. Männer und Weiber führen dann Tänze auf, wobei sie Tanzstöcke und geschmückte Lanzen in den Händen schwingen. Die männlichen Tänzer sind phantastisch aufgeputzt und tragen mächtige Masken aus Tapastoff, die unter

Umständen bis zu 45 m Höhe bei 3 m Umfang erreichen. Parkinson gibt eine eingehende Schilderung dieser Masken. Eine solche Maske von grotesker Gestalt heißt Hareiga. Sie besteht aus einem mächtigen *Gerüst von Bambusstäben, das mit weißem Rindenstoff überzogen ist;* am Rumpfe sitzen vier kleine Beine gleich denen einer Eidechse; auf dem langen Hals steht ein menschenähnlicher, ebenfalls langer, schmaler Kopf mit einer Gesichtswiedergabe (kleine Ohren, Augen- und Nasenlöcher); am Mund endlich sind seitliche Auswüchse angebracht.

Der Tanz, bei dem diese wichtige Maske eine Hauptrolle spielt, gilt dem Andenken Verstorbener. Das Interessante ist dabei die an den Phalluskult erinnernde Verwendung eines Prunkspeeres (Vingal), eines mit einem korbartigen Geflechte umgebenen Stockes, an dessen unterem Ende im spitzen Winkel ein kurzer Ast mit einer aufgesetzten Peniskapsel sitzt und das reichlich mit bunten Federn durchsetzt ist. Er wird derartig am Rücken befestigt, daß der untere an den Penis erinnernde Teil zwischen den Beinen vorn hervorsieht, das lange Ende aber auf dem Rucken befestigt ist, und zwar mit einem Tapastreifen, der durch zwei eingeschnittene Falten der Haut durchgezogen ist. Parkinson verdanken wir ebenfalls eine genaue Beschreibung der sich beim Hareigatanz abspielenden Szenen. An diesem Tanz beteiligen sich Manner und Weiber, die letzteren den Kopf mit einem bunten, farbenprächtigen Netz bedeckt, das bis auf den Rücken herabfällt. Der Träger der großen Hareigamaske, die von einer Anzahl Manner mit Hilfe langer, mit Haken versehener Bambusstangen in die Hohe gehalten wird, macht nach seinem Auftreten nur wenige Schritte, läßt die Maske auf den Boden fallen und läuft davon, während die Anwesenden sich Fetzen des Rindenstoffes abreißen und mit nach Hause nehmen. Über die Bedeutung aller dieser Zeremonien war nichts aus den Leuten herauszubringen. — Bei einem anderen öffentlichen Tanz, dem Mabucha, spielen Geißelungen mit Ruten eine große Rolle Beim Brennessel- oder Schweinetanz setzen sich eine Anzahl junger Leute in die Mitte, werden ganz mit Brennesseln bedeckt, behaupten, sie wären jetzt Schweine, und essen von dem brennenden Kraut.

Die Sprache der Baining steht ganz für sich da und hat mit denen der benachbarten melanesischen Stämme nichts gemeinsam; sie zählt zu den sogenannten Papuasprachen.

Ihre Verfassung kann als eine patriarchalische bezeichnet werden; das Oberhaupt der Familie übt eine gewisse Herrschaft über die Familienmitglieder aus; mehrere Familien verbinden sich wohl zu gemeinsamer Feldarbeit. Einflußreiche und wohlhabende Männer übernehmen im Falle einer Fehde die Rolle als Führer, schlichten Streitigkeiten unter den Genossen und lassen Leute auf ihren Pflanzungen für sich arbeiten. Eigentliche Häuptlinge indessen gibt es nicht.

Grund und Boden gehören allen Bewohnern einer Siedlung zu-

sammen; ein jeder kann sich ein Stück Land auswählen, das er ausroden und bepflanzen muß. Er hat an dem bepflanzten Boden nur ein Nutzungsrecht. Einflußreiche Leute, die über zahlreiche Arbeitskräfte verfügen, können auf diese Weise ein großes Bodenareal bekommen und dadurch zu Reichtum gelangen. — Vererbung von Grundbesitz ist also nicht möglich, dagegen kann der persönliche Besitz auf die Rechtsnachfolger übergehen. Knaben und Mädchen erben zu gleichen Teilen.

Totemistische Verbände, ebenso exo- oder endogame Heiratsgruppen gibt es bei den Baining nicht. Ein jeder kann sich seine Frau nach Belieben wählen, aus dem eigenen oder einem fremden Gau, ohne an Heiratsgesetze gebunden zu sein; Raub ist dabei die Regel.



Abb. 83. Baininggrab vor einer Hütte, Gazellehalbinsel (Phot. Dr. Burger)

Die Ehe wird ohne Förmlichkeiten und Feierlichkeiten geschlossen, ist sehr locker und kann daher auch wieder leicht gelöst werden. — Die soziale Stellung der Ehefrau ist eine verhältnismäßig gehobene, wenigstens ist sie nicht die Sklavin des Mannes. Ihre Tätigkeit besteht in dem Sauberhalten der Pflanzungen, Nachhauseschaffen der Früchte, Wasserholen und Netzeknüpfen.

Die Kinder gehören zum Stamme des Vaters. — Beschneidung wird nicht geübt.

Die religiösen Vorstellungen der Baining beschränken sich auf den Glauben an die Geister der Verstorbenen, die sie sich als wesenlos nach dem Tode überall anwesend vorstellen, aber nicht fürchten. Daher kennen sie auch keine Verehrung dieser Ahnen. Dagegen haben sie eine sehr große Angst vor den Naturgöttern (Chamki), die alles Wunderbare und Unbegreifliche, wie Erdbeben, Vulkanausbrüche, Überschwemmungen, Krankheit und Tod, verursachen sollen. Ihr Aufenthalt sind Löcher, steile Felsenabhänge und vor allem Schlangen. — Auch bei den Baining blüht das Zauberwesen und der Aberglaube, die beide ihr ganzes Leben beeinflussen. Ebenso wie anderwärts gibt es bei ihnen bestimmte Leute, die in dem Rufe stehen, Zauber zu bewirken und Gegenzauber anzuwenden.

Die Leichen werden mit rotbrauner Farbe bestrichen und ohne Umstände zusammen mit ihrem Tanzschmuck, mit Waffen und Tragnetz auf dem Hofe vor der Hütte (Abb. 83) in der Erde verscharrt, nachdem Angehörige und Nachbarn ein kurzes Klagegeheul angestimmt und eine Taromahlzeit gemeinsam verzehrt haben. An manchen Orten werden sie einfach liegen gelassen. Eine Trauer um den Verstorbenen besteht nicht weiter, höchstens daß für einige Tage eine feierliche Stille in der Hütte herrscht.

Die übrige Gazellehalbinsel. Zwar finden wir zwischen den einzelnen Landschaften in kultureller Hinsicht manche Abweichungen und Sonderheiten, die Gesamtkultur baut sich jedoch auf einer gemeinsamen Grundlage auf, die sich aber von der der Baining deutlich unterscheidet.

Die einheimische Bevölkerung lebt in Gehöften, die sich zumeist aus drei oder mehreren Hütten zusammensetzen und von einer lebenden Hecke umgeben zu sein pflegen; abseits davon liegen die Pflanzungen. Eine Anzahl Gehöfte, die sich oft über größere Strecken zerstreut finden, bilden eine Dorfgemeinschaft. Die Hütten sind Giebeldachhütten von rundlich-ovaler bis länglicher Form, die aus Bambusgerüst bestehen und mit Kokospalmblättern bekleidet sind; in den westlichen Bezirken tragen die Dächer ein bis zwei türmchenartige Aufsätze (Abb. 84). Die Inneneinrichtung ist auch hier eine recht bescheidene. Die Pflanzungen werden mit Taro, Yams, Bananen und anderen Kulturpflanzen bestellt und alle paar Jahre gewechselt.

Die Hauptnahrung machen die Erträge der Pflanzungen, daneben auch die der Jagd (Wildschweine und Opossum, die ersteren mit Speer und Hunden erlegt, die letzteren mit Schlinge, ferner Vögel mit Leimrute gefangen) aus. An der Küste wird auch Fischerei betrieben (mittels Angel, verschiedener Arten von Netzen, Reusen und Speeren), ebenso der Schildkrötenfang (mittels Netz, Speer und Ruder).

Das Fischen geht in Auslegerbooten vor sich, deren es zwei Sorten gibt; die eine ist am Vorder- und Hintersteven mit zwei langausgeschweiften Verzierungen versehen und wird hauptsächlich auf der Insel Uatom angefertigt, die andere trägt keine Verzierung und soll angeblich aus Samoa stammen. Beide sind einfache Einbäume; Plankenboote kennt man nicht.

Männer und Weiber bekleiden sich mit dem üblichen Lendentuch aus Rindenstoff, das vorn herunterhängt. Körperverzierung



Abb. 84. Giebeldachhutten in Massikonapuka, im Vordergrund Lehmhaus für Masken, Gazellehalbinsel
(Phot. Dr. Burger)

erfolgt durch Anmalen von bestimmten Mustern in Schwarz, Weiß und Rot, von denen jedes seine besondere Bedeutung hat, und durch Anbringen von Schmucknarben; Tatauierung wird auch geübt, aber in nur geringem Umfange (namentlich im Gesicht). Dazu tritt noch reichliches Ausputzen mit allerlei Schmuck. Als Kopfschmuck sind sehr beliebt bunte Federbüschel (vom Kakadu, Papagei, Kasuar, Hahn usw.), Muschelplättchen, Cuscuszähne u. a. m. Die Barthaare werden bis auf einen dünnen Haarkranz, der von einem Ohr zum anderen über Wangen und Kinn verläuft, ausgerupft, der Rest mit Kalk eingerieben (Abb. 85). Bei Kriegsfahrten tragen die Männer auf dem Kopf eine künstliche, aus Menschenhaaren angefertigte Perücke. Die Stirn zieren Bänder, die mit Muschelscheibchen, Schnecken, Zähnen, Samenkernen, Federn u. a. m. besetzt sind; ähnliche Bänder werden, meist in großer Anzahl, als Gürtel um den Leib geschlungen. Den charakteristischen Halsschmuck bilden große Kragen, tellerartige Gebilde (Abb. 86 und Taf. I, Fig. 3), die aus zahlreichen

kreisförmig angeordneten Rotangstreifen mit *aufgenähten Nassaschnecken zusammengesetzt sind (Middi)*, sowie Bänder aus *zahlreichen aufgereihten Cuscuszähnen (beides sehr wertvoll und gleichbedeutend mit Münze)*. Die Arme schmücken scheibenförmige, breite, dünngeschliffene Ringe aus Tridacnamuschel. Dazu kommen noch farbige Blumen, bunte Blätter und wohlriechende Kräuter. Früher war auch Nasenzierat üblich, kleine Holzpflöcke, wovon in jedem Nasenflügel mehrere saßen, lange federkielartige Kasuarschwingen, die in die Nasenscheidewand gesteckt wurden, und fächerartig nebeneinander befestigte Cuscuszähne, die durch einen rechtwinklig zu ihnen stehenden einzelnen Zahn im Nasenflügel befestigt waren. Den meisten dieser Schmucksachen wird eine zauberische Kraft zugeschrieben; sie werden vor dem Anlegen geweiht, d. h. gleichsam mit dem Geiste, der ihnen innewohnen sollte, imprägniert.

Eine Hauptbeschäftigung der Männer war früher das Kriegshandwerk, da die geringfügigsten Streitigkeiten fast immer blutig ausgefochten wurden. Die gebräuchlichen Fernwaffen sind Speere und Schleuder. Die Speere bestehen aus einem langen dünnen Schafte, der vorn in eine lange scharfe Spitze ausgezogen ist und am hinteren Ende sich allmählich verjüngt. Unterhalb der Spitze pflegt man ein Stück weißbemalten Rindenstoff umzuwickeln. Den Speerfuß ziert häufig ein Federschmuck aus Papageien- oder Hahnenfedern oder ein Ansatz aus dem Oberschenkelknochen des Kasuar, bzw. dem Oberarmknochen des Menschen. Solche Speere werden mit Vorliebe an Festteilnehmer als Angebinde verliehen. Die Schleudern sind aus mehrfach zusammengefalteten Pandanusblättern mit zwei daran sitzenden Schnüren hergestellt. Die Waffe des Nahkampfes ist die Keule. Es lassen sich unter den verschiedenen Formen nach Parkinson bodenständige und von den Nachbarvölkern (Baining, Sulka) übernommene Streitkeulen unterscheiden (Taf. III, Fig. 7). Um sie wirksam zu machen, werden sie mit bestimmten Zaubermitteln (Malira) eingerieben oder geschmückt, im letzteren Falle mit den bunten Blättern von Cordylineceen.

Da die deutsche Regierung den Eingeborenen das Kriegshandwerk gelegt hatte, so fanden sie zuletzt mehr Zeit, sich mit dem Ackerbau eingehender zu beschäftigen, nebenbei aber auch leidenschaftlich der Jagd obzuliegen.

Die Musikinstrumente der Bewohner der Gazellehalbinsel sind ziemlich zahlreich. Zunächst begegnen wir darunter den von

Neuguinea her bekannten Schlitztrommeln (garamut) und sanduhrförmigen Trommeln (kudu); die ersteren dienen zur Mitteilung von Signalen nach bestimmten Regeln (Trommelsprache). Dazu kommen weiter zwei Schlagwerkzeuge; das eine besteht aus etwa 2 m langen flachen, elliptischen Holzleisten, die quer über die Beine des Spielers gelegt und durch Schläge mit zwei kleinen hölzernen Klöppeln zum Tönen gebracht werden (Abb. 87), das andere aus zwei trockenen Holzstäben, die mit den Händen gehalten und im bestimmten Takt aneinander geschlagen werden. Sodann gibt es Bambusflöten verschiedener Art (eine Bambusröhre mit Löchern; zwei nebeneinander liegende Bambusröhrchen von verschiedener Länge und eine Panflöte aus mehreren nebeneinander befestigten Bambusstückchen verschiedener Länge), eine Art Maultrommel (ein Stück Bambus von lanzettlicher Form mit einem ausgeschnittenen Spalt, in dem ein Zungenblättchen vibriert [Abb. 60, Fig. 8]), eine durchbohrte Nuß (einer Cycadee), die beim Rotieren um zwei durchgezogene und umeinander gewickelte Schnüre ein summendes Geräusch von sich gibt, und schließlich einen Musikbogen (nach Art der Kriegsbogen), von dem das eine Ende an die Vorderzähne gesetzt, das andere mit der linken Hand gehalten und mit einem Stäbchen (aus Kokosblattrippe) in der rechten geschlagen wird, wodurch die Sehne in Schwingungen gerät und einen summenden Ton von sich gibt. Dieser Musikbogen ist ein Spielzeug für die Weiber. Das gleiche trifft für das Schwirrholz zu, das nicht mehr heiligen Zwecken, sondern den Kindern zum Spielen dient.



Abb. 85. Mann von der Gazellehalbinsel

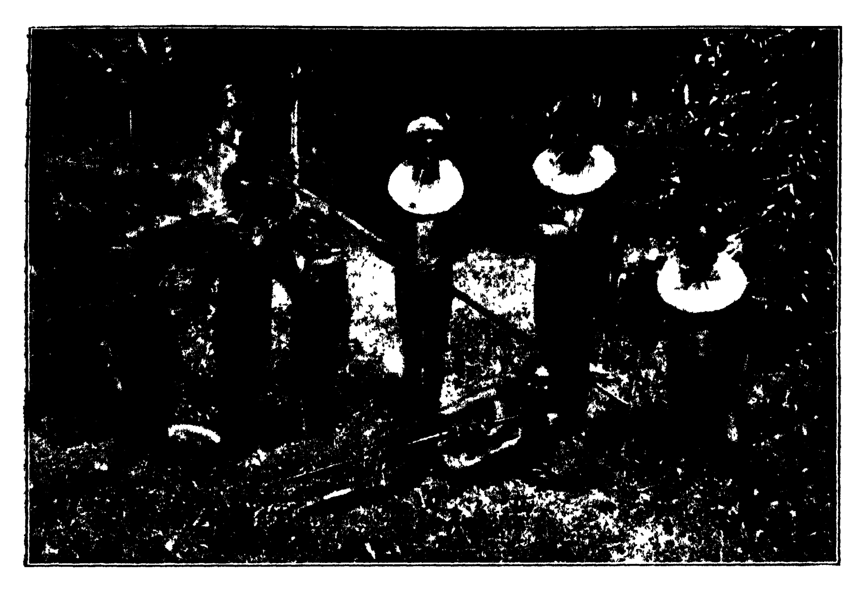


Abb. 86. Eingeborene von der Gazellehalbinsel

Einen breiten Raum im Leben der Bewohner nehmen die Tänze ein. Es lassen sich profane und Zeremonialtänze unterscheiden. Wo sich irgendeine Gelegenheit im täglichen Leben bietet, sei es eine Geburt, das Eingehen einer Ehe, eine Leichenfeier, das Fertigwerden einer Hütte, die erste Benutzung eines Bootes, das Schlachten eines Schweines, das Abernten eines Tarofeldes, eine reiche Ausbeute bei der Jagd und andere für den Primitiven wichtige Ereignisse — stets werden sie mit einem Tanz gefeiert, meistens auch noch mit einem Schmaus. Bei den Tänzen werden schön verzierte Tanzgeräte geschwungen (Taf. V, Fig. 1, 2, 7, 11). Während die profanen Tänze sich weniger an althergebrachte Formen halten, ist dies bei den Zeremonialtänzen nicht der Fall; diese werden nach festen, im Laufe der Zeiten nur wenig sich ändernden Regeln aufgeführt. Die Tänzer erscheinen hiebei stets in Masken als Mitglieder von Geheimbünden.

Früher wurden bei den Tänzen in einem umschriebenen Gebiete des Hochgebirges an der Nordküste Masken getragen, die aus dem Stirn- und Gesichtsteil menschlicher Schädel hergestellt und durch Auftragen einer Parinariumnuß-Paste, Bemalung und Anbringen eines Bartes (Pflanzenfasern, Schweineborsten oder menschlichen

Haaren) möglichst menschenähnlich gemacht sind (Abb. 88). Sie wurden entweder mittels eines auf der Rückseite angebrachten Querstabes mit den Zähnen oder mit den Händen vor das Gesicht gehalten. Später wurden sie mehr aus zeremoniellen Anlässen verwandt, und gegenwärtig sind sie wohl ganz außer Gebrauch gekommen. Höchstwahrscheinlich haben sie ihren Ursprung im Ahnenkultus.

Die Geheimbünde spielen im Bismarckarchipel eine äußerst wichtige Rolle im öffentlichen Leben. Auf der Gazellehalbinsel (und auf Neulauenburg) ist der Geheimbund der Dukduktänzer der verbreitetste und angesehenste. Seine Mitglieder kommen auf verborgenen und nur von Eingeweihten zu betretenden Platzen



Abb. 87. Klangbrettspieler aus Taptavul, Gazellehalbinsel
(Phot. Dr. Burger)

zusammen und treffen ihre Vorbereitungen. Hier erfolgt auch die *Aufnahme der neuen Mitglieder unter ganz* bestimmten Förmlichkeiten. *Am nächsten Morgen treten die Tänzer, die als Geister gelten, an die Öffentlichkeit; sie ziehen unter Tanzen, Trommeln,* Schreien, Singen, Scherzen und allerhand Kurzweil umher; dabei werden Gaben (in Gestalt von Tambugeld und Nahrungsmitteln) eingesammelt, bzw. erpreßt; meistens dehnt sich diese Bettelei auf Monate aus. Wenn genügend Geld zusammengekommen ist, wird das Fest abgebrochen, das Eingekommene unter die Mitglieder verteilt, und die Masken werden zertrümmert.

Diese Masken erfordern viel Arbeit. Sie bestehen aus einer Blätterumhüllung für den Oberkörper, die mit Achselbändern auf den Schultern getragen wird, und einem konischen Hut, der auf einem entsprechenden Gestell aus dünnen Bambusleisten ruht und über den Kopf bis auf die Schultern herabreicht (Abb. 89). Je nachdem eine Dukduk- oder eine Tubuanmaske in Frage kommt, zeigt der Hut im ersten Falle eine spitzzulaufende, lang ausgezogene Form (bis zu 2 m Höhe) und ist mit bunten Malereien, Holzschnitzarbeiten, Federputz usw. verziert, im zweiten ist er kegelförmig gestaltet, glatt und wird nur mit einem großen Büschel aus Kakadufedern gekrönt. Die Dukdukgesellschaften üben unter dem Schutze der Masken einen großen Einfluß auf die Bevölkerung aus, man kann geradezu von einem Terror sprechen; sie sind gleichsam die Vertreter der sozialen Ordnung, des öffentlichen Schutzes und des herkömmlichen Rechtes. Ihren pekuniären Vorteil verstehen die Mitglieder trotzdem daraus zu ziehen.

Noch größere Verbreitung als dem Dukduk kommt den Ingiet- (Iniet-) oder Maravotbünden zu, zumal ihr Bestehen auf ein viel höheres Alter zurückblicken kann. Es sind dieses gleichfalls Gemeinschaften von Männern, die indessen bei ihren Zusammenkünften keine Masken oder sonstige Tracht tragen. Die Einführung der Mitglieder spielt sich ohne besondere Feierlichkeiten ab; die Mitglieder verpflichten sich, zeit ihres Lebens u. a. kein Schweinefleisch zu essen (wegen des dem Schwein innewohnenden bösen Geistes, der bei den Feiern angerufen wird). Sie erhalten Unterricht in einer Unmasse von Zauberformeln, um böse Geister zu vertreiben und sich mit den guten



Abb. 88. Schädelmaske von der Gazellehalbinsel



Abb. 89. Dukduktanzer auf dem Festplatz (Taraiu). Gazellehalbinsel
(Nach Parkinson)

günstig zu stellen, damit sie selbst Zauber ausüben und sich das Leben angenehm machen können. Denn Zauberei spielt im Leben und Treiben der Eingeborenen eine so große Rolle, wie wohl nirgends in der Südsee; auf Schritt und Tritt glauben sie sich von Zauberei bedroht und suchen dieser Beeinflussung durch Gegenzauber Herr zu werden. Der Ingietbund übt eine geheime Gerichtsbarkeit (ähnlich wie die geheime Feme im Mittelalter) aus und arbeitet sehr häufig mit Gift.

Der Platz, auf dem sich die Ingietversammlungen abspielen, ist ebenfalls ein im Verborgenen gelegener Ort, zu dem anderen als Eingeweihten der Zutritt bei Todesstrafe verboten ist. Er ist durch eine Umzäunung aus Kokosmatten, die mit Figuren bunt bemalt sind, den Blicken der Profanen entzogen. An einer Stelle der Umfriedigung sind in Reihen Steingebilde oder aus Holz geschnitzte und bemalte Bildnisse aufgestellt, die menschliche Wesen, Krokodile, Schweine, Vögel usw. wiedergeben; diese genießen Verehrung und sollen die Vertreter von Geistern verstorbener vornehmer Personen des Bundes vorstellen (Abb. 90). Die Tänze, die die Mitglieder des Ingietbundes aufführen, haben einen ziemlich obszönen Einschlag.

Die **politische Grundlage** der Bevölkerung der Gazellehalbinsel bildet die Dorfgemeinschaft.

An der Spitze des Stammes steht gleichsam als Primus inter pares ein **Häuptling**; dieser übt die Rechte des Stammes aus, verwaltet sein Vermögen (Tambugeld), kauft die Weiber für die jungen Männer, die durch Arbeitsleistung seine Auslagen ersetzen, usw. Ihm steht an Ansehen, das er zumeist seiner Zugehörigkeit der beiden mächtigen

Geheimbünde Dukduk und Ingiet verdankt, gleich der Anführer im Kriege. Nicht selten sind beide Posten in einer Person vereinigt. Die Angelegenheiten des Stammes werden gemeinsam in den Versammlungen beraten. — Bei einzelnen Stämmen besitzt der Inhaber von Pflanzungen ein Verfügungs- und Veräußerungsrecht, bei anderen wieder hat er nur das Nutzungsrecht über Grund und Boden, die der Sippe gehören. Dagegen besteht ein Individualeigentums- mit freiem Verfügungsrecht für bewegliche Sachen (Muschelgeld, Musikwerkzeuge, Waffen, Hausgerät, Boote usw.).

Als Zahlungsmittel gilt bei den Küstenbewohnern eine bestimmte Muschelart (Nassa callosa), die durch Abhauen ihrer Spitze beraubt und auf Rotangfäden verschiedener Länge aufgereiht werden.

Um in den Besitz dieses kostbaren Wertmessers (Tambu, auf Neulauenburg Diwarra) zu gelangen, unternehmen die Eingeborenen alljährlich die weite Fahrt nach Nakanai auf ihren Booten und tauschen hier die Muscheln gegen Messer, Beile, Schweine, Hunde und andere Dinge mehr ein. Der Eingeborene trägt nur soviel Geld bei sich, als er für den täglichen Gebrauch benötigt; den Rest vertraut er, zu einem Reifen gedreht, einem eigens dazu errichteten Tambuhause an, wo es, durch einen Wächter bewacht, aufbewahrt wird.

Die Bevölkerung der Gazellehalbinsel ist in zwei Geschlechtsgruppen oder Klassen geteilt, die zwar untereinander wohnen, aber bezüglich der Heiratsvorschriften streng voneinander zu scheiden sind. Mitglieder derselben Klasse gelten miteinander verwandt. Das Zweiklassensystem hängt wohl mit Totemismus zusammen, wenngleich keine äußeren Totemabzeichen vorhanden sind.

Die Frau wird durch Kauf erworben; bereits im Kindesalter kommen Versprechungen vor, das Mädchen bleibt aber, bis es heiratsfähig geworden ist, bei seinen Angehörigen. Bei der Verlobung finden umständliche Förmlichkeiten statt. Vielehe ist erlaubt, aber im allgemeinen nicht üblich. Die Frau wird Eigentum des Mannes; sie muß für ihn arbeiten. Blutschande (nicht nur zwischen leiblichen Geschwistern, sondern auch zwischen Personen derselben Klasse) wird mit dem Tode bestraft, Ehebruch jedoch nicht immer. — Kinder gehören zur Sippe der Mutter; daher beerben die Söhne nicht den Vater, sondern ihren Oheim mütterlicherseits.

Die Religion der Bewohner der Gazellehalbinsel besteht im Glauben an böse Geister und Zauberei. Wie schon erwähnt, sieht der Eingeborene sich bei allen seinen Handlungen von dem Einflusse seiner Mitmenschen umgeben, die ihm durch irgendeinen Zauber Böses zuzufügen bestrebt sind. Sie leben daher in beständiger Angst vor

dem lieben Nächsten und suchen ihrerseits durch einen Gegenzauber diesen Einfluß aufzuheben. Infolgedessen blüht der Handel mit Zaubermitteln ungemein. Das beliebteste ist das Malira, irgendein Gegenstand aus dem Pflanzenreich, in frischem oder getrocknetem Zustande, zerrieben, ausgepreßt, durch den Mund dem Körper einverleibt, in die Haut eingerieben, oder als Schmuck getragen. Auf irgendeine Weise sucht man einem anderen solchen Zauber beizubringen. Ein anderes mächtiges Zaubermittel ist das Pepe, auch ein pflanzlicher Bestandteil, den man, in Betelpfefferblätter eingehüllt, am Fuß desjenigen Baumes niederlegt, mit dessen Geist



Abb. 90. Ingietsteine von der Gazellehalbinsel
(Lindenmuseum, Stuttgart)

man in Beziehung treten will: denn jeder Baum hat seinen bestimmten Geist. Darauf wird das Pepe genossen, der Betreffende verfällt in einen rauschähnlichen, tiefen Schlaf, in dem sich der Geist ihm offenbart.

Die Verstorbenen werden in Matten gewickelt und im Gehöfte ihrer Sippe, d. h. im Stammgehöfte der Mutter, vor dem Eingang der Hütte begraben. Die Leichen der Häuptlinge werden unter großen Feierlichkeiten bestattet, nachdem sie angemalt und mit Federn, Armbändern, Blumen und sonstigem Schmuck reichlich ausgeputzt und aufgebahrt worden sind, wobei überschwengliche Totenklagen laut werden. Das Tambuvermögen wird gleichzeitig zur Schau gestellt; je größer dasselbe ist, um so mehr Ehrungen erweist man dem Toten. Später wird es an die Leidtragenden verteilt. Die Trauer drückt man durch Bemalen des Körpers mit einem Gemisch aus Ruß und Öl aus; die Witwen beschmieren sich den Kopf mit einer dicken Salbe aus dem gleichen Material und Erde und formen damit die einzelnen Haarlocken zu talergroßen flachen, schmalen Platten, die schuppenförmig übereinander zu liegen kommen. Nach

Verlauf von einem oder auch mehreren Jahren werden die Schädel wieder ausgegraben, rot und schwarz angemalt, mit einem Federbusch geschmückt und auf einem besonders dazu errichteten Gerüst ausgestellt. Dazu werden Tänze (Tubuan und Dukduk) aufgeführt und Schmausereien veranstaltet.

Das übrige Neupommern. Die Kultur Neupommerns nimmt, je weiter man nach Westen kommt, um so mehr den Charakter der Neuguineas an, hingegen scheint sie nach der Gazellehalbinsel wenig Beziehungen zu haben. Zunächst erkennt man dies auch an dem Aussehen der Bevölkerung. Die Körperbeschaffenheit der Eingeborenen des südlichen Küstengebietes — denn dieses ist bisher in der Hauptsache erforscht — weist große Ähnlichkeit mit den Bewohnern der gegenüberliegenden Küste auf. An den Nakanai- und Sulkaleuten — diese Stämme kennt man bisher am besten — lassen sich bereits die semitische Nase und die feinen Gesichtszüge, wie auch der mehr grazile Bau der Bewohner von Kaiser-Wilhelms-Land erkennen; es ist unter ihnen also der papuanische (nicht der melanesische) Typus vertreten. Auch die Sprache der beiden Stämme gehört zu den papuanischen Sprachen.

Die Bevölkerung wohnt in den üblichen niedrigen, ebenerdigen (streckenweise auch auf Pfählen ruhenden) Längshütten; auch größere Familienhäuser (durch Matten in Räume für die einzelnen Familien geteilt) kommen vor. Die Dörfer, die nicht selten sehr groß sind, werden durch hohe Palisadenzäune gegen feindliche Angriffe geschützt, denn auch unter den Stämmen des westlichen Neupommern sind beständige Fehden an der Tagesordnung. — Die Nahrung der Leute, desgleichen die Genußmittel sind die gleichen wie auf Neuguinea und den übrigen Inseln. Bemerkenswert erscheint die Salzgewinnung aus Seewasser in Trögen aus Pandanusblättern unter dem Einfluß der Sonnenhitze. Feuer wird durch Reiben erzielt.

Wir finden auch hier Körperbemalung mit bunten Farben, Ziernarben und selten (am meisten noch in Nakanai) auch Tatauierung (in Gestalt einzelner breiter Linien entweder über den Augen oder auf den Wangen). Eine Besonderheit der Bewohner eines begrenzten Bezirkes der Südküste (von der Montaguebucht bis zum Kap Pedder), einschließlich der Lieblichen Inseln ist die künstliche Verunstaltung des Kopfes (bei beiden Geschlechtern), die dadurch zustande kommt, daß man den Neugeborenen einen geölten Streifen



Abb. 91. Männer der Sulka, Neupommern
(Nach Parkinson)

von Rindenstoff um den Kopf wickelt, der so lange getragen wird, bis das Kind laufen gelernt hat, und eine hochgradige Verlängerung des Schädels nach hinten und oben herbeiführt.

Die Sulka und fast alle Bewohner der Südküste schlingen sich als Bekleidung mit geschmackvollen Mustern bemalte Bänder (bis zu 4 m Länge) aus Rindenstoff um die Hüften, so daß diese dicke Wülste bilden. Der Schmuck läßt deutliche Beziehungen zur Küste Neuguineas erkennen, sowohl in der Form als auch im Herstellungsmaterial. Daneben kommen aber auch selbständige Formen vor. Als Kopfschmuck werden geflochtene Ringe von verschiedener Breite getragen. Sie werden auf dem wolkenartig aufgebauschten Haar übereinander gelegt, wobei der breiteste Ring nach oben zu liegen kommt (Abb. 91). Ein anderer Haarschmuck ist ein Geflecht in der Form eines abgestumpften Kegels, auf dessen

Erklärung der Abb. 92

1 Beil mit drehbarer Steinklinge, Südneupommern; 2 Beil mit Hohlklinge aus dicker Schneckenschale, Französische Inseln; 3 Beil mit Klinge aus Tridacnaschale, Mattyinseln; 4 Beil mit Klinge aus Tridacnaschale, Marshallinseln; 5 Steinbeil, Neuseeland; 6 Steinbeil, Dallmannhafen, Deutsch-Neuguinea; 7 Steinbeil, Tubuai; 8 Steinbeil, Admiralitätsinseln; 9 Hacke aus Schildkrötenpanzer für Feldarbeit, Mortlockinseln; 10 Steinbeil, Marquesasinseln (1—4 und 6—10 1/8 n. Gr.; 5 1/6 n. Gr.)

(Lindenmuseum, Stuttgart)

Außenseite, wie bei den soeben erwähnten Kopfringen, Nassaplättchen aufgenäht sind; darüber wird das Kopfhaar in Form einer Halbkugel zurechtgemacht und mit bunten Papageienfedern verziert. An der Montaguebucht setzen die Männer mächtige Perücken aus Kasuarfedern auf einem halbkugeligen Geflechte auf. Die Barthaare werden entweder ausgerissen oder mit Obsidiansplittern bzw. Muscheln abrasiert.

Als Brustschmuck sind große, aus den dicken Enden einer großen Konusschnecke geschliffene Ringe beliebt, die wie Eberhauer paarweise nebeneinander befestigt werden, sowie halbmondförmige Perlmutterscheiben. In den Ohren werden ringförmige Scheiben aus Perlmutter getragen, deren Außenrand mit Nassaschnecken besetzt ist. Die Armringe weisen eine große Mannigfaltigkeit auf; sie werden aus Trochus, Schildpatt und Flechtwerk angefertigt; die letzteren gleichen denen von Kaiser-Wilhelms-Land.

Von Waffen sind Schleudern, Speere und Keulen zu nennen. Bogen und Pfeile fehlen ganz. Dagegen begegnet man in der Umgebung des Südkaps dem Blasrohr (aus verschiedenen daumendicken Bambusröhren hergestellt, die an den Verbindungsstellen mit Harzmasse gedichtet sind), allerdings nicht als Kriegswaffe, sondern nur zu Jagdzwecken (für Vögel). Die dazu gehörigen Pfeile sind etwa 1 m lange dünne Bambussplitter mit haarscharfer Spitze. Die etwa 4 m langen Lanzen aus Palmenholz sind entweder ganz glatt oder an der Spitze mit einer Doppelreihe von Widerhaken aus den Hautstacheln einer Fischart oder Pflanzendornen bewaffnet, die auf eine besonders sinnreiche Weise (durch Umwicklung von feinen Fasern und Beschmieren mit Parinariummasse) am Schafte befestigt sind. Häufig tragen die Speere an der Spitze auch eine Kasuarklaue, damit diese beim Herausziehen in der Wunde haften bleibe und eine Eiterung herbeiführe, und dazu noch als Schuh einen Kasuarknochen. Die Verzierung der Speere besteht in Umwicklung von farbigen Geflechtstreifen, die miteinander abwechseln,

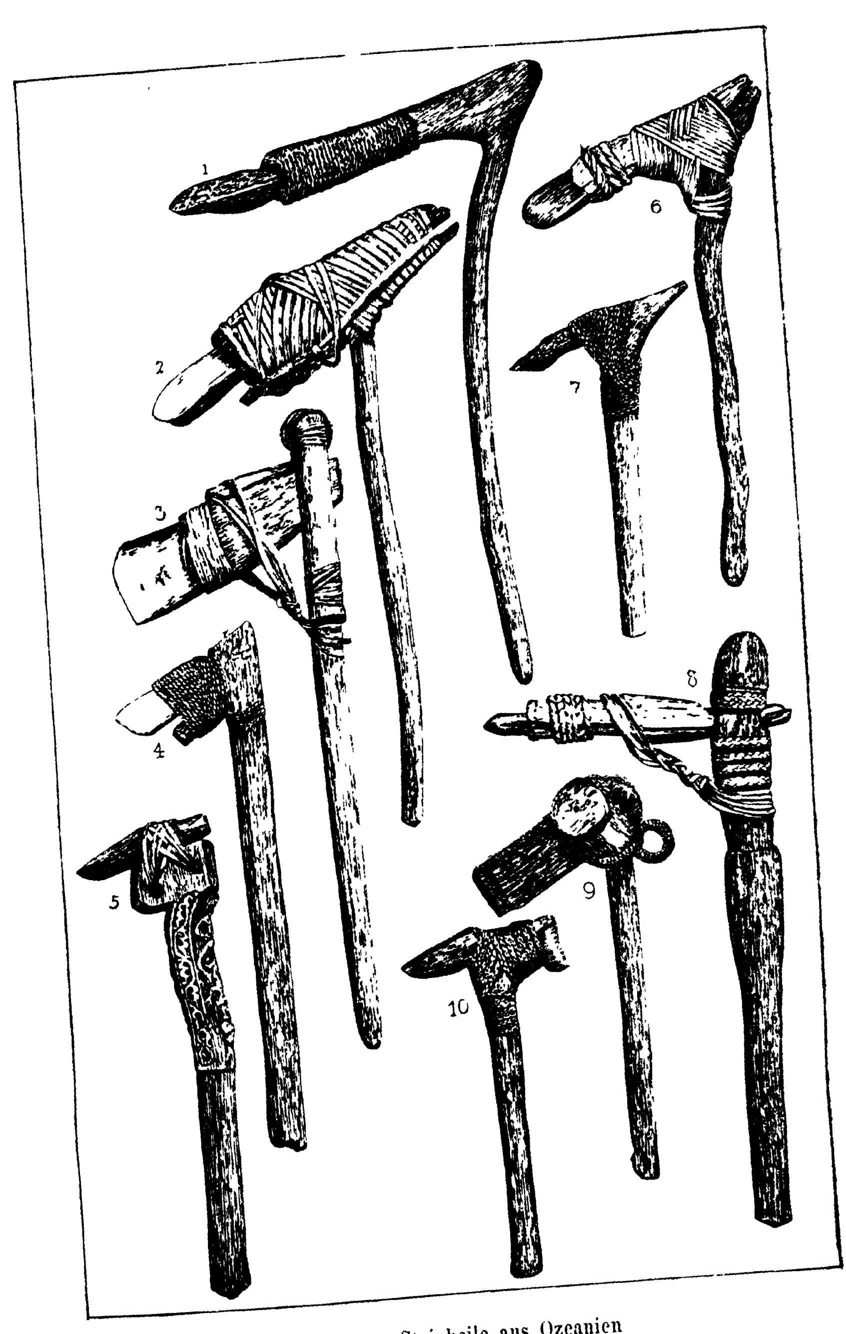


Abb. 92. Steinbeile aus Ozeanien

oder mit Bändern aus aufgereihten Nassaschnecken. Keulen sind besonders bei den Sulka verbreitet und von ganz bezeichnender Form; sie laufen an dem Griffende stets in einen kegelförmigen Knauf aus (Taf. III, Fig. 8—10). An der Küste zwischen Jacquinot- und Montaguebucht kommen eigenartige flache, blattförmige Keulen vor. — Während man auf der Gazellehalbinsel keine Schilde kennt, spielen diese auf der übrigen Insel eine große Rolle als Abwehrmittel im Kampfe. Es lassen sich darunter mehrere Formen unterscheiden. Hauptsächlich sind leicht nach vorn gewölbte, langgestreckte Schilde (teils in Gestalt eines ausgezogenen Ovals, teils eines länglichen Rechtecks mit abgerundeten Ecken) aus weißem Holz verbreitet, die an den Rändern eine Benähung aus Rotangstreifen (die rechteckigen auch einen Besatz aus Daunenfedern), über die Fläche eine kreuzweise Umschnürung aus dem gleichen Stoff und in der Mitte einen Buckel (an der Innenseite eine entsprechende Aushöhlung mit Handgriff) aufweisen (Taf. VI, Fig. 7). Die Schilde sind an der Vorder- und Rückseite mit eingeritzten Ornamenten verziert, die noch durch Bemalung besonders hervortreten. Allerdings herrscht in den Einzelheiten ziemliche Mannigfaltigkeit bezüglich der Ausstattung, aber stets liegt dieselbe Grundform vor. Ganz abweichend sind die Schilde im äußersten Westen der Insel: sie bestehen aus drei konvexen, nebeneinander liegenden und durch Umschnürung mit Rotangstreifen zusammengehaltenen Latten, die ebenfalls mit eingekerbten und durch Bemalung noch besonders hervorgehobenen Verzierungen ausgestattet sind.

Steinbeile dienen nur noch Handwerkszwecken. Ihre Form und das Material, aus dem sie angefertigt werden, wechselt nach den verschiedenen Landesteilen (Abb. 92, Fig. 1). Eigenartig ist eine um das Südkap herum und auf der Willaumezhalbinsel vorkommende Befestigungsweise der Steinklingen; an beiden Seiten sind kleine Vorsprünge angeschliffen, unterhalb deren der als Handgriff dienende Rotangstock herumgebogen und mit dünnen Faserschnüren ebenfalls aus Rotang festgehalten und umflochten wird. Es kommen auch hohlmeißelartige Klingen aus Tridacna vor; sie stecken in einem konischen Futteral aus zwei ausgehöhlten Hälften, die um das hintere Ende der Klinge gelegt und mit Rotangstreifen befestigt werden. Neben den Beilen dienen als Schneidewerkzeuge noch Perlmutterschalen und Obsidiansplitter; letztere finden vorzugsweise zu Schnitzarbeiten Verwendung. — Die Kunstfertigkeit der

Insulaner besteht in der Herstellung von Taschen (teils aus Kokosblättern geflochten, teils nach Filetart gestrickt), im Einritzen von Ornamenten auf den Schilden (Taf. VI, Fig. 2) und Armringen, sowie im Bauen von Booten. Eine besondere Vorliebe bekunden sie für das Bemalen der verschiedensten Gegenstände (im besonderen von Schilden, Bootsplanken und auch des Körpers) mit nicht nur schwarzer, weißer und roter Farbe, wie sonst üblich, sondern auch in gelb und grün. Die Muster, die sie verwenden, sind ganz eigenartig und kommen sonst in der Umgebung nicht vor.

Die Stämme an der Küste betreiben auch Seefahrt, bald nur auf kleinere Strecken, bald auf weitere Reisen. Die gebräuchlichste Bootsform ist der ausgehöhlte Einbaum mit einseitigem Ausleger und Schwimmer. gelegentlich findet sich auch die Bordwand durch eine aufgenähte Planke erhöht und vorn und hinten ein Schnabel aufgesetzt. Beide Teile werden dann bunt bemalt. An dem westlichen Teile der Insel, sowie auf den Französischen Inseln baut man auch mehr see-



Abb. 93. Maskenträger (Sisu) der Sulka auf Neupommern
(Nach Parkinson)

tüchtige Kanus mit Segeln. Als Geld sind auf der Willaumezhalbinsel und auf den Französischen Inseln Schenkelknochen und Federn des Kasuar im Umlauf, da dieses Tier hier nicht vorkommt. In Nakanai bedient man sich als Wertmesser des Pele, kleiner kreisrunder Muschelscheibchen (von etwa 4 mm Durchmesser), die auf Schnüren aufgereiht sind und von der Gazellehalbinsel gegen Nassaschnecken eingehandelt werden.

Die soziale Ordnung auf Neupommern beruht auf Totemismus; die Kinder gehören der Sippe der Mutter an. Jedes Dorf untersteht einem Häuptling, der indessen eine mehr repräsentative Rolle spielt und daher keine große Gewalt besitzt.

Bei den Sulka heiratet das Mädchen nach Neigung und Wahl; der Vater vermittelt den Antrag. Die Braut muß bis zu ihrem Hochzeitstage in einem abgegrenzten Teile der Hütte ihre Zeit zubringen, sich besonderen Tabuvorschriften unterwerfen und darf nur mit einem langen, vom Kopf bis zu den Füßen reichenden Mantel aus Bananenblättern verhüllt oder mit einer Matte bedeckt ausgehen. Die Hochzeit wird mit einem Schweinefleischessen, Gesängen, Tänzen und anderen Förmlichkeiten begangen. Geschlechtsverkehr, sowohl vor wie auch in der Ehe, verunreinigt; jedesmal nach einem solchen werden Reinigungszeremonien vorgenommen. Man begegnet auch dem Männerkindbett; der Mann legt sich während der Niederkunft der Frau hin und ahmt die Schmerzen der Gebärenden nach. — Die Reife der Knaben wird von der ganzen Dorfgemeinschaft festlich begangen; die Knaben werden beschnitten und gleichzeitig ihre Nasenflügel durchstochen. Während dieser Zeit haben sie ähnliche Vorschriften zu beachten wie die verlobten Mädchen. Ein weiteres wichtiges Ereignis im Leben der Sulka bildet das Zähneschwärzen; auch dieses wird festlich begangen.

Geheimbünden und Masken begegnen wir auch im westlichen Neupommern. In der Gegend um das Südkap herum, östlich und westlich vom Möwehafen, sowie auf den Französischen und Lieblichen Inseln stehen diese zu der Beschneidung der Jünglinge in Beziehung. Im großen und ganzen ähneln die Masken, die getragen werden, denen der Dukdukgesellschaft, insofern der Körper dabei ganz in Blätterwerk eingehüllt ist; dabei werden Kopfaufsätze der verschiedensten Form getragen. Das Schwirrholz spielt bei den Beschneidungsfesten eine große Rolle. Auch lange Flöten, die zum

Teil mit Wasser angefüllt werden und eine engere Röhre in sich tragen, sind dabei im Gebrauch. Wird während des Hineinblasens die engere Röhre in der weiteren auf und nieder bewegt, dann entsteht ein eigenartiger Flötenton, der ebenso wie der des Schwirrholzes als die Stimme eines Geistes gedeutet wird. Beide Werkzeuge müssen vor den Weibern geheimgehalten werden. — Besonders mannigfaltig sind die Masken der Sulka; jeder kommt eine besondere Bedeutung zu (Abb. 93). Ihre Träger gehören ebenfalls geheimen Gesellschaften an, in die nur Jünglinge und Männer Aufnahme finden; man fertigt die Masken an geheimen Orten an und tanzt mit ihnen vor den Häusern. Ganz phantastisch geformt sind die Masken am Kap Orford. Eine von dort mitgebrachte besteht aus einer kreisrunden Scheibe von etwa 1½ m Durchmesser, die auf einem bemalten, hohen, kegelförmigen Rutengerüst mit seitlich angebrachten, weit abstehenden, leicht kahnförmig gebogenen Ausladern (mit daraufsitzenden holzgeschnitzten bemalten Schweinchen) auf dem Kopfe ruht (Abb. 94). Kopf und Gesicht sind außerdem noch mit einem dichten Grasbüschelkranz umgeben.



Abb. 94. Maske von Kap Orford, Neupommern (Berliner Museum für Völkerkunde)

Die religiösen Vorstellungen der Sulka bestehen in der Furcht vor bösen Geistern (Kot), die überall hausen sollen. Zauberei wird in großem Umfange geübt. Nach dem Tode werden

die Pflanzungen des Verstorbenen zerstört, die Fruchtbäume umgehauen, die Schweine getötet und verzehrt und die Waffen verteilt. Die Sulka setzen die Leiche mit dem Unterkörper in die Erde und errichten über dem Oberkörper ein kleines turmähnliches Gerüst, das an der Außenseite mit Bananenblättern gut verhüllt wird. Darauf wird ein Feuer um das Ganze angezündet und längere Zeit unterhalten. Nach einiger Zeit wird die Seele des Verstorbenen durch mächtiges Geschrei und großen Lärm, sowie durch Schlagen an die Wände seines Hauses ausgetrieben; seine Gebeine werden gleichzeitig aus der Erde geholt und in einem Sack im Hause aufgehängt; schließlich wird nach Verlauf einer weiteren Zeitspanne ein Gedächtnisfest zu Ehren des Toten veranstaltet. — Die Seele des Toten geht an einen Ort innerhalb der Erde (Mlol) und wird hier bei ihrem Eintreffen einer Prüfung über ihren Lebenslauf unterworfen. War der Verstorbene geizig, dann muß seine Seele weiterwandern und wird in einen Felsen an der Brandung verwandelt; übte er aber im Leben Freigebigkeit, dann darf sie in das Jenseits eingehen. Über das Leben im Mlol herrschen unklare Vorstellungen. Sternschnuppen sollen Seelen sein, die in die Höhe geschleudert werden, um ins Meer zu tauchen.

β) Neumecklenburg und Neuhannover

Neumecklenburg erstreckt sich als schmale Insel nördlich der Gazellehalbinsel von Südosten nach Nordwesten. In morphologischer Hinsicht zerfällt sie in zwei Teile. Der südliche Abschnitt besteht aus einem massiven Gebirgsstock (Rosselgebirge) bis zu 2000 m Höhe, der nach beiden Seiten zu fast unmittelbar ans Meer tritt; der nördliche hingegen, mit jenem durch eine Senke von etwa nur 9 km Breite verbunden, ist geologisch vollständig verschieden; er besteht nämlich aus gehobenem Korallenkalk, der einen die ganze Insel in ihrer Längsrichtung durchziehenden hügeligen Rücken (Schleinitzgebirge) mit Höhen unter 1000 m bildet. Neuhannover, das sich im Westen an Neumecklenburg anschließt, ist an seiner Südwestküste gebirgig, flacht sich nach Norden zu allmählich ab und bildet schließlich eine stattliche, von Hügeln durchzogene Ebene.

Die Bevölkerung beider Teile Neumecklenburgs unterscheidet sich voneinander sowohl in körperlicher wie auch kultureller Hinsicht.

Die des äußersten südlichen Abschnittes ist der der Gazellehalbinsel verwandt, die des nördlichen Abschnittes zeigt kein einheitliches Bild, sondern erscheint stark mit polynesischen Elementen vermischt; auch die Sprache läßt polynesischen Einschlag erkennen.

Die Form der Häuser ist ein längliches Viereck; das sanft gebogene Dachgerüst aus dünnen Stangen ist mit Sago- und Kokospalmenblättern gedeckt (Abb. 95). Im allgemeinen sind die Häuser



Abb. 95. Haus auf Neumecklenburg

sorgfältig hergestellt (auch auf Neuhannover) und werden reinlich gehalten. An der Westküste sind sie primitiver: bienenkorbähnliche Hütten (zum Teil in die Erde versenkt) mit niedriger Türöffnung.

Die Ernährung der Insulaner ist die gleiche wie auf den übrigen Inseln des Archipels. Auch Erde wird von ihnen gegessen. Auf Nordneumecklenburg kommen zum Herauskratzen des Kernes der Kokosnüsse (behufs Ölgewinnung) einfache brettförmige Schaber vor. Bei der Benutzung derselben legt man das Brett über einen Baumstamm, Stein u. dgl., hockt darauf nieder, ergreift mit beiden Händen die geteilte Nuß und schiebt sie auf der Muschel hin und her, wobei der Inhalt der Nuß in Form von Spänen herausfällt.

Die Männer und Mädchen gehen vollständig unbekleidet,

sofern nicht bereits europäische Hosen, Jacken und Hüte Eingang gefunden haben. Die Bekleidung der Frauen besteht in einer Schnur um die Hüften, von der vorn und hinten ein Büschel Faserstoff herabhängt. Nach ihrer Hochzeit erhalten sie eine Art Haube aufgesetzt. Auch Regenkappen aus zusammengenähten Pandanusblättern sind bekannt (Abb. 107).



Abb. 96. Gesichtstatauierung in Siara, Neumecklenburg

Das Schmuckbedürfnis ist bei den Neumecklenburgern nicht so ausgesprochen wie auf den anderen Inseln. Selten ist der Federschmuck (Taf. I, Fig. 22). Der Körper wird nur aus festlichen Anlässen angemalt. Die Haare werden weniger sorgfältig als früher behandelt. Bartpflege kennen nur noch die alten Männer; die Jugend trägt nur selten einen Bart. Ziernarben an Armen, Brust und Schultern werden wohl als Schmuck noch angebracht, aber ohne bestimmte Anordnung. Tatauierung kennt man nur im Distrikt Siara (Abb. 96). Früher trug man im Süden Halsbänder aus mehreren Strängen aufgereihter Menschen- und Cuscuszähne, auch Samenkerne; heute sind an ihre Stelle vielfach aus dem Westen eingeführte Glasperlen getreten. Dagegen wird noch mit großer Vorliebe ein charakteristischer Brustschmuck (hauptsächlich von den Männern) getragen, eine an einer Schnur um den Hals hängende runde, sorgfältig geschliffene weiße Scheibe aus Tridacnamuschel mit runder Schildpattauflage in kunstvoller durchbrochener Arbeit (Kapkap [Taf. II, Fig. 11, 16, 17]). Durch die Verschiedenheit der Farbe wird eine große Wirkung erzielt. Der gleiche Schmuck kommt auf Neuhannover vor, ist aber bei weitem nicht so sorgfältig gearbeitet. Im Süden und Westen Neumecklenburgs wie auch an der Nordküste Neupommerns tragen die Männer im Kampfe ein Stäbchen zwischen den Zähnen, von dessen Ende ein Büschel bunt gefärbter, spiralig gewundener Streifen herabhängt. Als Armbänder sind aus Trochus geschnittene und sauber geglättete Ringe beliebt (bis nach der Gazellehalbinsel ausgeführt), die in großer Anzahl übereinander

geschichtet derart angelegt werden, daß die vorspringenden Haken gerade übereinander zu stehen kommen. Daneben kommen auch runde Tridacnaringe und geflochtene Armbänder vor (Taf. II, Fig 14 und 29). Auch Nasenschmuck wird getragen (wie auch auf Neuhannover), ein langes aus Tridacnamuschel oder Schildpatt geschnitztes Stäbchen (Taf. II, Fig. 30), desgleichen Ohrschmuck, ein röhrenförmig aufgerolltes Palmenblatt.

Die Waffen gleichen im wesentlichen denen der übrigen Inseln

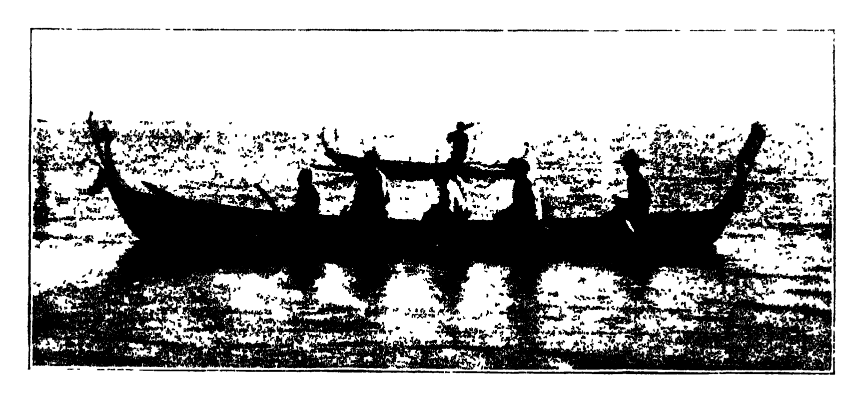


Abb. 97. Boot ohne Ausleger (a mon), Neulauenburggruppe (Nach H. Fellmann)

des Archipels; sie bestehen in Schleudern, Speeren und Keulen (Taf. III, Fig. 11 und 12), wozu noch Streitäxte kommen. Neuerdings haben auch Feuerwaffen Eingang gefunden. Die Speere sind aus zwei Teilen zusammengesetzt, einem Bambusschaft und einer Speerspitze oder einem Speerblatt aus Palmenholz; die Verbindung zwischen beiden Teilen wird durch feste Umschnürung mit feiner Faserschnur erreicht. Auf Neuhannover waren früher auch aus einem Stück Holz geschnitzte Speere mit lanzettlicher Spitze im Gebrauch, denen Widerhaken und mit Kalk oder rotem Ocker deutlich gemachte Muster angeschnitzt wurden (Abb. 49, Fig. 8). Die Schäfte der Speere weisen fast durchweg Ornamentierung (stilisierte Schlangen und menschliche Figuren) auf. Alle diese Speerformen stammen von Neuhannover und haben hauptsächlich auf dem nördlichen Abschnitt Neumecklenburgs Eingang gefunden. Weiter nach Süden tritt eine andere Form auf: selten über 130 cm lange, aus einem Stück gearbeitete, nach unten zu dünner werdende Speere mit scharf zulaufender Spitze, die um ihren dicksten Teil eine Umflechtung aus feinen Faserschnüren (außer-

dem noch mit Kalk eingerieben) und eine Verzierung, bestehend in eingeschnittenen Kerben und Längsstreifen, aufweisen. — Die Kriegsbeile besitzen eine aus eingeführtem Eisen bestehende Klinge. Die alten Steinäxte mit Klingen aus Tridacna oder Lavagestein sind auf Neumecklenburg schon lange nicht mehr vorhanden. Die Klingen von Neuhannover weichen in der Form von denen Neumecklenburgs ab; die runden, am oberen Ende konisch zugespitzten Klingen mit schwach konvexer Seite und leicht (nach Hohlmeißelart) konkaver Schneide sind in einem Holzfutteral auf einem knieförmigen Stiele beweglich angebracht.

Die Äxte dienen zur groben Bearbeitung des Holzes; die feinere Technik wird mit scharf geschliffenen Muscheln ausgeführt. Die dünnen Schildpattblättchen für den Schmuck werden mit dem scharfen Vorderzahn eines Beuteltieres bearbeitet (Taf. II, Fig. 30), die Durchbohrungen mit einem zugespitzten Knochen vorgenommen, die Holzschnitzereien mit Korallenkalk oder der Haut des Rochens geglättet, die Farben mit einem Pinsel aus Kokos- oder anderen Fasern aufgetragen. Mittels dieser höchst einfachen Werkzeuge verstehen es die Eingeborenen, die wundervollen, von großer technischer Fertigkeit zeugenden Schnitzereien an den Masken, einzelne Figuren, Tanzbretter (lange, beim Tanze geschwungene Bretter, die meist die eingeschnitzte Darstellung in symmetrischer Anordnung aufweisen) u. a. m. anzufertigen. Allen diesen Schnitzereien liegt sicher eine tiefere symbolische Bedeutung zugrunde, die zu enträtseln uns bisher leider nur in bescheidenem Umfange gelungen ist.

Die Küstenbewohner der Inseln sind gute Seefahrer. Die Kanus auf Neuhannover, Neulauenburg und im äußersten Norden Neumecklenburgs sind die bekannten ausgehöhlten Einbäume (Abb. 97) mit langem Vorder- und Hintersteven (der erstere mit einem stilisierten Kopf, der letztere mit einer hakenartigen Figur geschmückt), die zwei bis drei, von Bordwand zu Bordwand gehende und über die eine Wand hinausragende Ausleger mit Schwimmern tragen. Sie werden durch Ruder, neuerdings auch durch Segel fortbewegt. Weiter südlich tragen die Boote durch eine Planke erhöhte Bordwände und ebenfalls vorn und hinten einen Steven, an dem jedoch ein farbig bemaltes Schnitzwerk angebracht ist, meistens das Bildnis eines Schutzgeistes. In Südneumecklenburg kommen neben dem einfachen Einbaum mit Auslegern und Schwimmern auch große Reisefahrzeuge ohne Ausleger vor.

Die Methoden des Fischfanges sind die gleichen wie auf

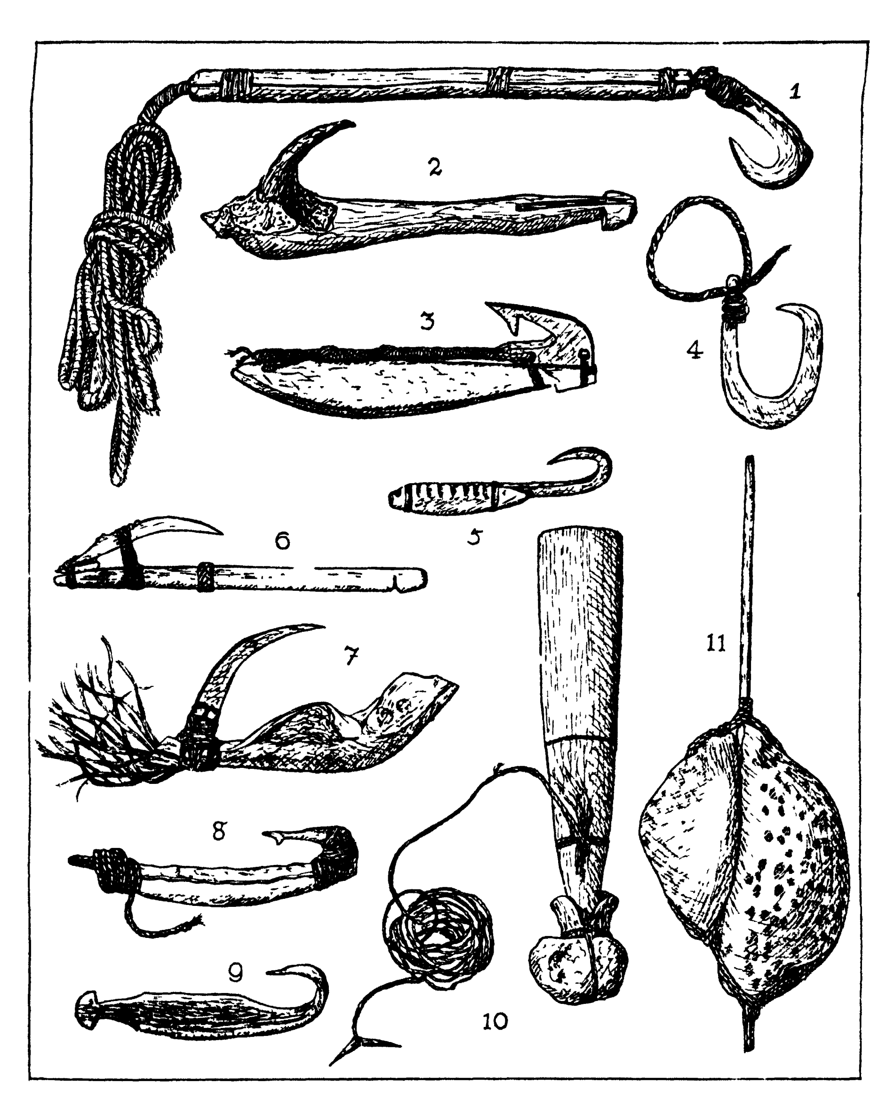


Abb. 98. 1 Angelhaken aus Trochusschale mit Schwimmstab und Schnur, Ninigo ($^1/_3$ n. Gr.); 2 Haifischhaken mit Holzstiel und Trochushaken, Insel Hus, Admiralitätsinseln ($^1/_3$ n. Gr.); 3 Angelhaken aus Schildpatt und Knochen, Tongainseln ($^1/_3$ n. Gr.); 4 Angelhaken aus Schildpatt, Gambierinseln ($^1/_3$ n. Gr.); 5 Angelhaken aus Schildpatt und Muschelstück, Insel Manus, Admiralitätsinseln ($^1/_3$ n. Gr.); 6 Angelhaken aus zwei geschliffenen Muschelstücken, Admiralitätsinseln ($^3/_7$ n. Gr.); 7 Angelhaken aus Meleagrina zusammengesetzt, Marshallinseln ($^3/_7$ n. Gr.); 8 Angelhaken aus Holz, Knochen und Haliotisschale, Neuseeland ($^1/_3$ n. Gr.); 9 Angelhaken aus Schildpatt, Siara, Südneumecklenburg ($^1/_3$ n. Gr.); 10 Legangel mit Schwimmer und Schildpatthaken, Santa Cruz ($^1/_3$ n. Gr.); 11 Tintenfisch-Fanggerät aus zwei zusammengebundenen Cypraeen, Samoa ($^1/_3$ n. Gr.)

(Lindenmuseum, Stuttgart)

den übrigen Inseln (Angelhaken [Abb. 98, Fig. 9], zum Teil den polynesischen und mikronesischen verwandt, Reusen, Netze und Speere).

Eine Besonderheit ist die Vorrichtung zum Fangen von Haifischen: ein etwa 1 1/4 m langer hölzerner Schwimmer, mit einem großen Loch an seinem Mittelstück, durch das eine Rotangleine so durchgezogen ist, daß sie auf der Außenseite eine Schlinge bildet, und eine Rassel aus etwa einem Dutzend auf einem Reifen aufgereihter halber Kokosnußschalen. Mit diesen wird ein Geräusch vom Boot aus gemacht, um die Haie anzulocken. Sobald sie das Boot umkreisen, wird der Schwimmer so geschickt ausgelegt, daß der Hai in die Schlinge gerät, worauf diese fest angezogen, der Fisch gefangen und mit dem Speer erlegt wird. Schon Tasman hat diese Methode des Haifanges abgebildet.

Die Stelle von Geld vertreten bei unseren Insulanern auf Rotangfasern aufgereihte und nach Armlänge und dergleichen gemessene kleine Muschelplättchen (Abb. 99, Fig. 1, 2, 3, 7). Der Wert derselben liegt in der mehr oder weniger mühsamen Herstellung und zum Teil auch in der Seltenheit der Muscheln, so z B. müssen die Nassaschnecken, die an der Nordküste der Insel in Gebrauch sind, durch weite Fahrten im Austausch beschafft werden. Am kleinsten sind sie auf Neumecklenburg, von etwa nur 1,5—3 mm im Durchmesser (tikutkut genannt), von weißer, Rosa- und roter Farbe, schon größer fallen sie auf Neuhannover aus, etwa 3—4 mm (tapsoka) und noch etwas größer, im Durchschnitt von 4 mm Durchmesser auf Neulauenburg (pele) von violetter Farbe. Im gesamten Verkehr wird alles mögliche (auch Weiber, Sklaven, Boote usw.) mit solchem Muschelgeld bezahlt. Daneben kommt auf Neumecklenburg als Münze noch das „Schweinegeld“ (birok und manun) zum Einkauf von Schweinen vor. Es besteht in Schnüren von aufgereihten Muschelschalen, Perlen und Hundezähnen oder Eberhauern; jedesmal, wenn ein Schwein eingekauft worden ist, bindet man an das Ende der Schnur einen Schweineschwanz und eine Perlmuttermuschel an.

Die sozialen Verhältnisse werden durch Totemismus und Mutterrecht bedingt. Jeder Stamm hat sein bestimmtes Abzeichen, wohl immer einen Vogel (manu). Alle Leute mit demselben manu halten sich für verwandt; für sie gelten die schon öfters erwähnten Beschränkungen und Tabuvorschriften. — Die Ehe wird durch Kauf geschlossen, d. h. der Familienälteste kauft die Weiber und gibt sie gegen Geld an die jungen Leute weiter Im Norden Neumecklenburgs ist es außerdem auch Brauch, daß die jungen Mädchen ihren Zukünftigen selbst wählen. Besondere

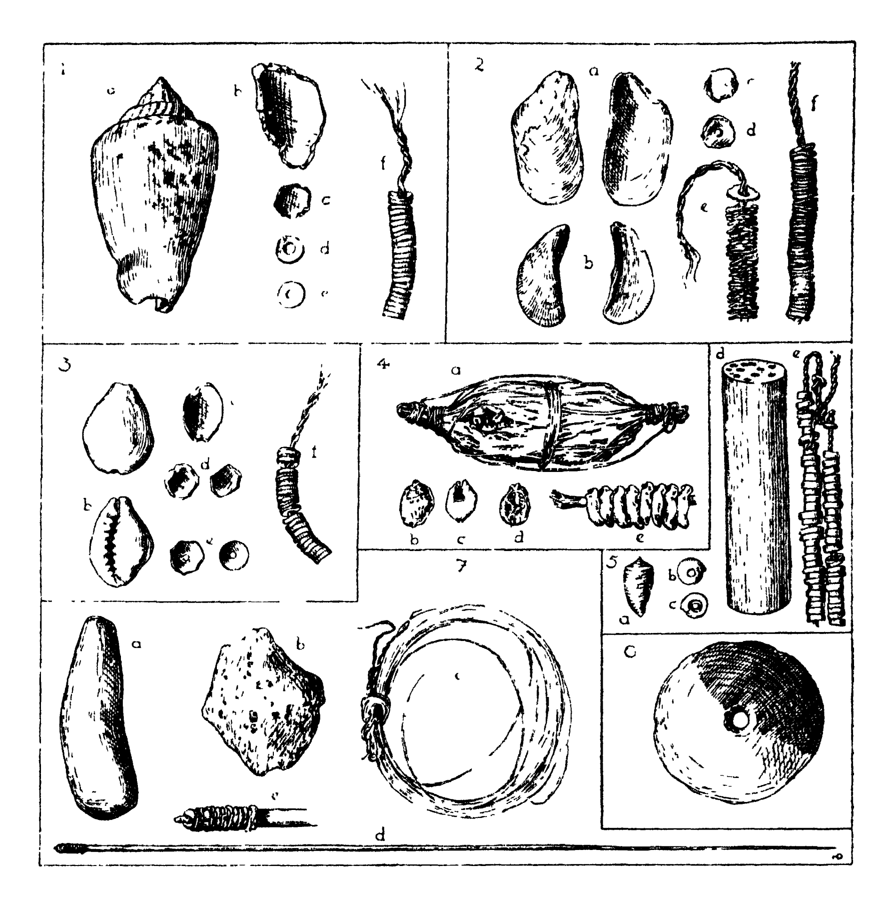


Abb. 99. 1, 2 und 3 Muschelgeld in Neumecklenburg: 1a Strombus luhuanus (Schnecke), b—e Werdegang der Scheibchen, f Stück einer Schnur mit fertigen Scheibchen; 2a Modiola nitida, b Modiola striatula, c Bruchstück, d durchbohrtes Bruchstück, e aufgereihtes Bruchstück, f fertig geschliffene Schnur; 3a und b Cypraea annulus (Schnecke), c—e Werdegang der Scheibchen, f fertiger Strang; 4 Muschelgeld, Deutsch-Neuguinea, a Säckchen aus Blättern mit Nassaschalen, b und c Nassa camelus (Schnecke), d abgeschliffene Schnecke, e Geldstrang; 5 Muschelgeld, Salomoninseln, a Konus (Schnecke), b Scheibchen von oben, c Scheibchen von unten, d Stock aus weichem Holz, in den die Scheibchen zum Abschleifen eingepreßt werden, e fertiger Geldstrang; 6 Steingeld, Puliéfluß, Neupommern; 7 Werkzeuge zur Herstellung des Muschelgeldes. Neumecklenburg: a Schlagstein, b Bimsstein zum Schleifen, c Bast zum Aufreihen, d Bohrer, e Kopf des Bohrers mit eingeklemmtem Quarzsplitter

(1, 2, 3, 4b—e, 5a—c und e, 7e 1/2 n. Gr.; 4a, 5d, 6, 7a—d 1/8 n. Gr.)

(Lindenmuseum, Stuttgart)

Förmlichkeiten finden beim Eingehen der Ehe nicht statt. — Vielehe ist gestattet, jedoch wird von dieser Erlaubnis nur selten Gebrauch gemacht. Besondere Reifefeierlichkeiten finden nicht statt. Im südlichen Neumecklenburg werden die Mädchen eine Zeitlang vor ihrer Verheiratung in einem besonderen Verschlag ihrer Hütte (bis zu zwanzig Monaten) abgesondert; während dieser Zeit werden sie durch reichliche Nahrungszufuhr gleichsam gemästet. Sie dürfen diesen Raum nur abends zur Verrichtung ihrer Notdurft verlassen und sich niemals waschen.

Tanz und Gesang sind bei der Bevölkerung Neumecklenburgs sehr beliebt; nirgends auf dem Archipel dürfte eine solche Mannigfaltigkeit der Tänze herrschen wie gerade hier. Sie werden von Gesängen und Musikspiel begleitet. Die Musikinstrumente sind die üblichen, nämlich Schlitztrommel, aus einem ausgehöhlten Baumstamm hergestellt, Schlagtrommel von Sanduhrform und Panflöte. Die Schlitztrommeln dienen ausschließlich zum Nachrichtendienst; fast jedes Gehöft besitzt eine solche Signaltrommel entweder in einer besonders dazu erbauten Hütte oder auf einem Holzgestell. Sie meldet den Bewohnern allerlei wichtige Ereignisse, wie Ausbruch eines Krieges, Veranstaltung von Versammlungen und Tänzen, Einladung zum Schlachtfest, Warnung vor Feinden, Ankunft von Gästen, erfolgreiche Rückkehr von der Jagd, Tod eines Dorfangehörigen usw. Außerdem kommt im Norden Neumecklenburgs noch ein eigenartiges Musikwerkzeug vor, das man unter die Streichinstrumente rechnen kann. Es ist ein bis zu einem halben Meter langer und etwa ein viertel Meter breiter, abgerundeter Holzblock, in dessen obere Seite drei, durch einen engen Schlitz geteilte Zungen gearbeitet sind (Abb. 60, Fig. 3). Diese werden mit beiden, mit Harz beschmierten Händen gerieben, bzw. gestrichen, wobei das Instrument zwischen den Beinen festgehalten wird. Die dabei entstehenden Töne geben einen harmonischen Dreiklang. Die Tänze werden mit vieler Mühe genau einstudiert und bestehen in abgemessenen Bewegungen und Pantomimen. Sie stellen Kampfvorgänge, Liebesszenen und gewisse wichtige Ereignisse vor. Sehr beliebt sind unter den pantomimischen Tänzen solche erotischer Art; in ihnen wird das Liebeswerben der beiden Geschlechter veranschaulicht, wobei zum Schluß das Ganze einen ziemlich obszönen Charakter annimmt. Eine Art Charaktertänze sind solche, in denen der Totemvogel des Tänzers in seinen Gewohnheiten sehr treffend nachgeahmt wird. Bei den



Abb. 100. Maskentänzer aus Neumecklenburg
(Nach Graf Pfeil)

Tänzen halten die Tanzenden merkwürdige Geräte in den Händen (Taf. V, Fig. 17). Zumeist werden die Tänze von maskierten Leuten aufgeführt. In der Nordwesthälfte Neumecklenburgs bestehen wie anderwärts geheime Männervereinigungen, die ebenfalls mit Masken arbeiten, jedoch andere Ziele verfolgen, indem sie nämlich die Masken nur zu Ehren Verstorbener vorführen (Totentänze). Während der meisten Zeit des Jahres wird fleißig an der Herstellung dieser Masken, die durchweg nur Kopfmasken sind und allerhand Schnitzwerk aufweisen, an abgelegenen Plätzen gearbeitet, vielfach nur von besonders dazu bestellten Künstlern. Ende Mai bis Anfang Juli findet sodann eine öffentliche Zurschaustellung der Sachen statt. Einige Masken indessen sind nur in besonders erbauten Hütten, die überdies noch von einem hohen Zaun umgeben werden, bestimmten männlichen Personen zur Besichtigung zugänglich. Die Masken sind recht mannigfaltiger Art; wohl nirgends herrscht ein solch phantastischer Aufbau wie auf Neumecklenburg.

Sie werden auf den Kopf gestülpt, der übrige Körper mit Farnkraut und Blättern eingehüllt. Besonders charakteristisch sind die sogenannten Helmmasken (tatanua), die in ihrer Form an die altbayerischen Raupenhelme erinnern. Nach den von Parkinson angestellten Nachforschungen sind sie die Nachahmung früher üblicher Trauerfrisuren; der Kopf wurde zu beiden Seiten glatt geschoren und ein mittlerer Längsstreifen stehen gelassen, der mit der Zeit eine üppige Entwicklung annahm und wie eine Helmraupe aufgebauscht getragen wurde (Abb. 59, Fig. 6). Andere Masken in Form eines Vogels, Fisches oder Eberkopfes wieder (kepong) werden zum Andenken Verstorbener benutzt. Sie zeichnen sich durch flügelförmige, in feiner Schnitzarbeit ausgeführte Fortsätze zu beiden Seiten des Kopfes (Ohren vorstellend) aus (Abb. 100); man tanzt nicht mit ihnen, sondern geht so bekleidet von Haus zu Haus und bettelt um Muschelgeld zur Bestreitung der Festlichkeiten (Schmausereien). Eine dritte Art der Masken sind mächtige Schnitzwerke (matua), mit denen man wegen ihrer gewaltigen Schwere nicht umhergehen kann. Daher setzt man sie sich auf den Kopf und bleibt vor den Maskenhäusern stehen. Beim Auftreten der beiden zuletzt geschilderten Maskenträger brechen die Zuschauer in lautes Geheul und Wehklagen aus. Diese Masken sollen in der Hauptsache den Kopf des Verstorbenen (allerdings gleichsam idealisiert im Sinne der Leute) und seinen Totemvogel wiedergeben; das in ausgiebiger Weise beigefügte Beiwerk bringt die Kämpfe der Totemtiere mit bösen Geistern zur Darstellung.

Früher gab es auf Neumecklenburg auch einen Geheimbund, Kipkipto genannt, dessen Mitglieder nach dem Tode ihre eigenen Genossen oder solche aus anderen Dörfern verspeisten. Das Fleisch wurde von den Knochen abgeschnitten, in kleine Stücke zerlegt und mit beißenden, scharfen Kräutern ungekocht heimlich genossen. Ihr Verlangen nach Menschenfleisch soll so groß gewesen sein, daß sie meilenweite Märsche machten, um einen Toten einzuhandeln. Auch

Feinde wurden verzehrt. Als Grund wurde der übliche Wunsch angegeben, die Kraft und den Geist des Betreffenden in sich einzuverleiben.

Über die religiösen Vorstellungen der hier in Betracht kommenden Bevölkerung wissen wir bisher sehr wenig. Sie scheinen in dem Glauben an Geister und in Ahnenverehrung zu bestehen. Für die letztere sprechen einmal die Aufbewahrung von Skeletteilen, im besonderen auch der Schädel Verstorbener, die eine beson-

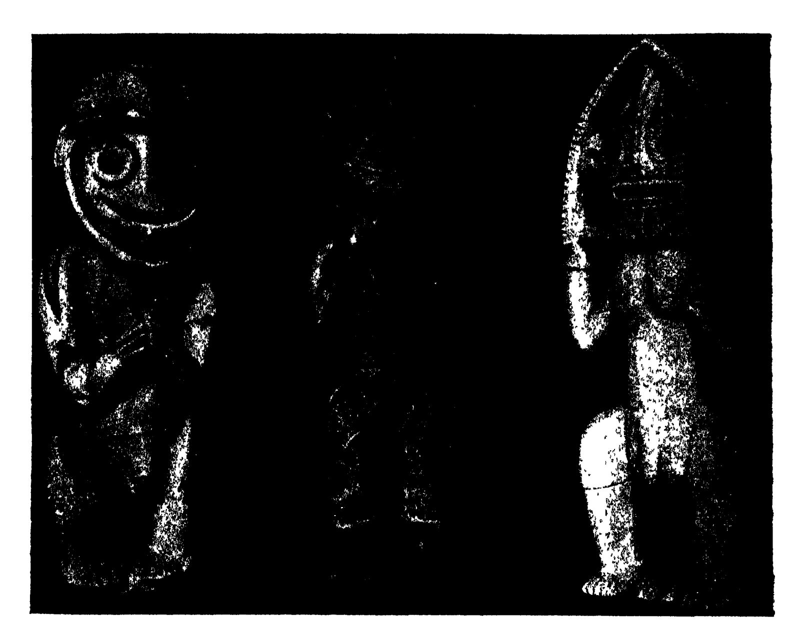


Abb. 101. Kreidefiguren aus Südneumecklenburg
(Nach Parkinson)

ders sorgfältige Behandlung erfahren (Auftragen einer plastischen Masse, bzw. Darunterlegen von Stückchen weichen Holzes zur Ausfüllung von Vertiefungen an der Gesichtsoberfläche, Bemalen des Gesichtes, Einsetzen von Kaurimuscheln in die Augenhöhlen, Anbringen von natürlichen Menschenhaaren oder Pflanzenfasern an der Stirnpartie), zum anderen das Aufstellen von Ahnenfiguren und Erinnerungszeichen. Die ersteren sind menschliche Figuren aus Kreide (kulab), die von bestimmten Künstlern im Innern Neumecklenburgs auf Bestellung der Angehörigen angefertigt und zum Andenken an die Verstorbenen, die sie vorstellen sollen, in einer

dafür bestimmten, den Weibern nicht zugänglichen Hütte aufbewahrt werden (Abb. 101). Die Erinnerungszeichen sind Schnitzwerke aus Holz nach Art der schon erwähnten Masken (totok), die einen angeschnitzten Zapfen tragen, damit sie in der Erde aufrecht stehen können (Abb. 102).

Die Bestattungsgebräuche sind in den verschiedenen Landesteilen ziemlich abweichend. In den nördlichen Teilen von Neumecklenburg pflegen die Angehörigen die Leichen der Männer auf einer aus Speeren gebildeten Bahre von Hütte zu Hütte zu tragen, wo sämtliche Dorfbewohner ein lautes Wehklagen anstimmen. Am nächsten Tage wird die Leiche auf ein kleines Gerüst gelegt und unter ihr ein Feuer unterhalten. Währenddessen wird die Leber mit einem Speer herausgeholt und unter die anwesenden Jünglinge verteilt. Sobald der Tote vollständig zu Asche verbrannt ist, errichtet man über der Brandstätte ein einfaches Schutzdach. Nach Verlauf einiger Wochen holen die Leidtragenden die Asche, vermischen sie mit Kokosnußmilch zu einem Brei und beschmieren sich damit den ganzen Körper von oben bis zu den Füßen. Bei jedem der angedeuteten Akte wird ein Festmahl veranstaltet. Auf Neuhannover vollzieht sich das Begräbnis auf dieselbe Weise. In den südlichen Inselgebieten sind die Förmlichkeiten bei der Leichenfeier andere, aber sie endigen schließlich doch mit dem Verbrennen des Toten. In anderen Teilen (Rosselgebirge) werden die Toten ganz in Korallenkalk eingepackt, mit Blättern verschnürt und unter dem Dach der Hütte aufbewahrt. Schließlich ist vereinzelt auch das Begraben und das Versenken ins Meer Brauch.

γ) St. Matthias

Nordwestlich von Neuhannover (in etwa 50 Seemeilen Entfernung) liegt die kleine Insel St. Matthias, die erst sehr spat (gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts) der Erforschung zugänglich wurde und daher eine von der westlichen noch gänzlich unberührte, ursprüngliche Kultur aufwies. Ihre exponierte Lage zwischen Mikro- und Melanesien läßt es erklärlich erscheinen, daß hier beide Kulturen eine Vermischung miteinander eingegangen sind.

Dies zeigt sich zunächst schon an der äußeren Beschaffenheit der Bewohner, die einen Mischtypus zwischen Melanesiern und Polynesiern vorstellen. Sie sind von Mittelgröße und von dunkler Hautfarbe. Das Kopfhaar ist kraus oder lockig und selbst straff; die

kraushaarigen Leute sind auch die dunkler gefärbten. Auch die Kultur von St. Matthias erweist sich als ein Mischprodukt.

Die Hütten bestehen in einem auf niedrigen Pfählen ruhenden, ebenfalls niedrigen Pandanusdach mit einer ebenso primitiven Inneneinrichtung. Außer diesen Familienhäusern kommen noch Junggesellen- oder Männerhäuser vor. Das Hausgerät setzt sich aus kleinen Holzschalen, Kokosnußhälften als Wasserbehälter, kleinen Körbchen aus dichtem Geflecht in kugeliger oder elliptischer Form, kleinen

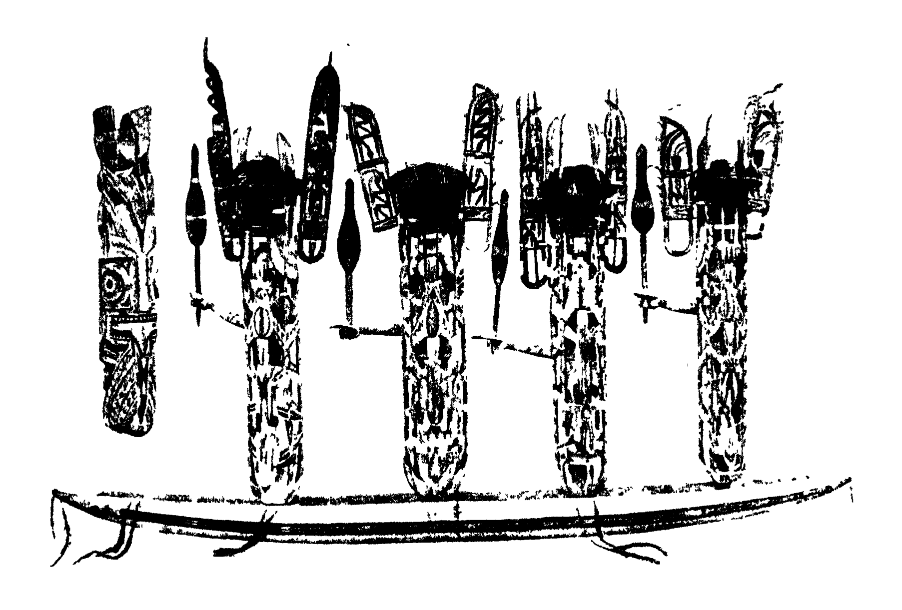


Abb. 102. Schnitzereien zum Andenken Verstorbener aus Neumecklenburg
(Museum für Volkerkunde, Dresden)

Netzbeuteln mit kreisförmigem Holzrand, Kokosnußschabern von primitiver Form usw. zusammen.

Die Nahrung der Insulaner machen Taro, Bananen, Brotfrucht und andere Erzeugnisse des Feldes aus; die tierische Kost besteht im Fleisch von Schweinen und vielleicht auch des Opossums, wie in den Erträgen des Fischfanges. Betelkauen ist hier ebenfalls als Genußmittel bekannt (wohl von den Admiralitätsinseln her eingeführt); die Kalkgefäße ähneln in Form und Musterung denen gleicher Herkunft.

Die Männer gehen beinahe nackt; ihr einziges Kleidungsstück

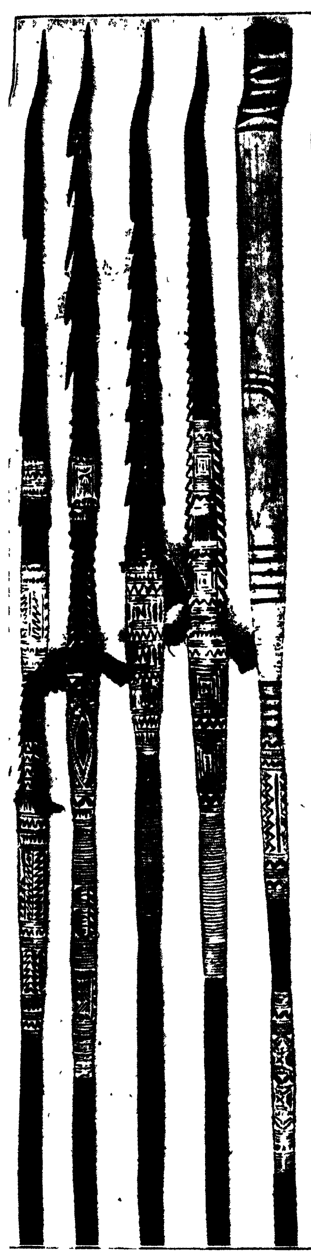


Abb. 103. Speere von St. Matthias (Nach Parkinson)

sind mehrere, zu einem breiten Bande aneinander befestigte, etwa 2 cm breite *Gürtel, aus schwarzem und goldgelbem Faserstoff geflochten, und über der* Eichel eine Ovulaschnecke als Schutz für dieselbe, die im Kriege und beim Tanz abgelegt wird. Die Weiber sind etwas mehr bekleidet, nämlich mit je einer vorn und hinten bis zu den Knien herabhängendenfeingeflochtenenMatte, die durch einen aus feinen roten, weißen und schwarzen Fasern (ähnlich wie auf Kusaie) gewebten Gürtel mit einer langen Franse an den Ecken festgehalten wird.

Als Schmuck dienen bei beiden Geschlechtern Armbänder aus Trochus und kleine Nasenringe aus Schildpatt, sowie Ketten aus aufgereihten weißgrauenund schwarzenKonusscheibchen, sowie Früchten (Taf. I, Fig. 17). Eigenartig ist der Kopfschmuck der Männer: große, sorgfältig gearbeitete Kämme, die aus nebeneinander gelegten und mit einem Zwirngeflecht dicht überzogenen Kokosblattrippen hergestellt und am hervorragenden Ende mit Vierecken, Dreiecken, Halbkreisen und Trapezen bemalt sind (Abb. 45, Fig. 3); sie werden auf einer Seite über dem Ohr getragen und sind allein für St. Matthias typisch.

Zu der im allgemeinen primitiven Kunstfertigkeit der Bewohner stehen ihre Waffen in auffälligem Gegensatze. Es sind dies vor allem Speere, teils aus einem Stück Holz gearbeitet, teils aus einem Rohrschaft und einer in ihm steckenden hölzernen Spitze be-

stehend, die mittels Verschnürung zu einem festen Ganzen verbunden sind. Diese Speere tragen eine reiche Verzierung (Linien und figurale Muster), *die Verwandtschaft mit den gleichen Speerverzierungen auf* Neuhannover erkennen lassen. Die Speerspitzen sind in der Regel mit nur einer Reihe Widerhaken versehen; sie sowie die Innenseiten der Widerhaken sind schwarz und rot bemalt; durch Einreibung mit Kalk treten die in flacher Reliefarbeit gehaltenen Verzierungen um so deutlicher auf ihnen hervor. Außerdem tragen die Speerspitzen als weiteren Schmuck ein oder mehrere Büschel aus Pflanzenfaser (Abb. 103).

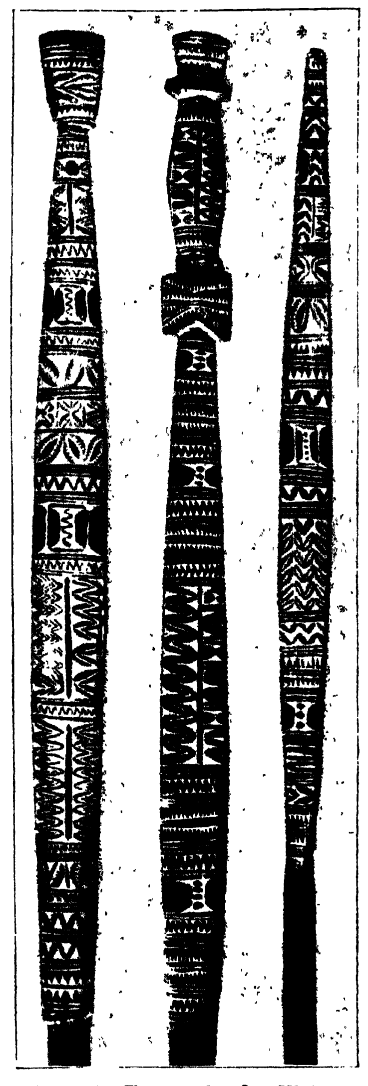


Abb. 104. Tanzstöcke der Weiber von St. Matthias
(Nach Parkinson)

Die Boote bestehen in aus gehöhlten Baumstämmen, mit Ausleger, für gewöhnlich ohne jegliche Verzierung, Bemalung oder Schnitzerei; jedoch waren daneben auch größere Kanus in Gebrauch, die an beiden Enden durchbrochene Schnitzereien und Bemalung besaßen. — Die Fischerei wird mittels Fangnetze, Angelhaken aus Muschel und Schildpatt, sowie mehrzinkiger Speere (mit sechs bis zwölf Spitzen) betrieben.

Das Handwerkzeug besteht in geschärften Perlmutterschalen (zum Schneiden und Schaben) und Äxten mit knieförmigem Stiel, die eine entweder direkt an den Holzstiel gebundene oder in ein konisches Holzfutter gesteckte Klinge aus Terebramuschel mit halbkreisförmiger Schneide tragen.

Von den technischen Fertigkeiten der Insulaner ist noch das

Weben auf Webstühlen bemerkenswert, die den mikronesischen gleichen, aber etwas kleiner sind;* auf ihnen können nur schmale *Gewebe (Leibgürtel und Kleidermatten für Weiber) hergestellt* werden.

Beim Tanzen werden 1—1½ m lange Stäbe aus schwarzpoliertem Holz (unten spitz zulaufend, oben breiter werdend und in einen Handgriff, manchmal in Form eines mittelalterlichen Schwertgriffes endigend) geschwungen, die ebenfalls reiche, mit Kalk eingeriebene Schnitzmuster aufweisen (Abb. 104). Als Musikinstrumente sind Tritonhörner mit seitlicher Durchbohrung, Bambusflöten mit Brandmustern sowie Schlitztrommeln in Gebrauch.

δ) Die Salomoninseln

Die Salomonen bilden eine Inselgruppe, die sich in der Verlängerung von Neumecklenburg in der gleichen Richtung von Nordwesten nach Südosten bis etwa zum 10. Grad südlicher Breite hinzieht.

Die Salomonen wurden 1567 bereits von Alvarez Mendana entdeckt, auf späteren Reisen aber nicht wieder aufgefunden. Erst 1768 gelang es Antoine de Bougainville die Gruppe von neuem zu sichten. Zwei Jahre vorher war es dem Engländer Carteret geglückt, die nach ihm benannten Carteretinseln, wie die Nissangruppe aufzufinden.



Abb. 105. Eingeborener der Salomoninseln

Bis zum Weltkriege teilten sich Deutschland und England in den Besitz der Inselgruppe. Die wichtigsten deutschen Inseln waren Bougainville, Buka, die Nissangruppe und die Carteretinseln, die wichtigsten englischen Inseln Choiseul, Ysabel, Malaita, Florida, Neugeorgien, S. Cristobal und Guadalcanar. Die größte Insel der Salomonen, Bougainville, nimmt etwa 10000 qkm Flächenraum ein.



Abb. 106. Dorf auf den Salomoninseln

Die Bewohner der Salomoninseln gelten für die reinsten Vertreter des melanesischen Typus (des sogenannten Salomoniertypus nach Thurnwald). Es sind hochgewachsene, langschädelige Menschen (Taf. VIII) mit auffallend langen, schmalen Gesichtern und verhältnismäßig wenig eingedrückter Nasenwurzel, erheblich kleinerem Mund und auch weniger aufgeworfenen Lippen, als dies sonst bei der schwarzen Bevölkerung Melanesiens der Fall ist (Abb. 105). Ihre Hautfarbe, ein mattes Schwarz, ist meist dunkler als bei der letzteren, während die übrigen Melanesier mehr dunkelbraun sind. Neben diesem melanesischen Typus kommt nach Thurnwald noch ein zweiter vor, der sich durch erheblich geringere Körperlänge, schwächeren Wuchs, kurzen Schädel, sehr breites Gesicht, kräftig entwickelte Augenbogen und stärkere Behaarung auszeichnet (Abb. 105). Er kommt dem der Inlandbewohner der Inseln recht nahe, von denen auf Bougainville die Sage geht, daß sie früher Zwerge gewesen sind. Und in der Tat konnte Thurnwald unter ihnen sehr kleine Leute feststellen. Am allerreinsten hat sich nach Thurnwalds Beobachtungen der Salomoniertypus auf der Insel Mono (südlich von Bougainville) erhalten; von ihr aus sollen die Monoleute, die tüchtige

Seefahrer sind, die benachbarten Inseln, auch die Küste von Bougainville, bis nach Neuhannover hinauf bevölkert und, wie auch anderwärts auf den großen Inseln, die einheimische Bevölkerung zumeist ausgerottet, bzw. sich mit ihren Weibern vermischt oder sie in die Berge im Innern vertrieben haben. Mit dieser Einwanderung wurde auch die melanesische Bogenkultur (u. a. Pfeil und Bogen, Plankenboot, Häuptlingshalle) nach den Salomonen verpflanzt. Auf der anderen Seite wieder nahmen die Ankömmlinge von den Autochthonen ihre nichtmelanesische Sprache an. — Auf den südlichen Salomoninseln (Ysabel, Malaita, Guadalcanar) hat sich bereits auch das polynesische Element breitgemacht und der Bevölkerung einen Mischtypus (hellere Hautfarbe. schlichtes oder schwachwelliges Haar) gegeben.

Die Bevölkerung Bougainvilles lebt in Einzelsiedlungen, die durch schnurgerade, stets die Häuptlingshallen miteinander verbindende Pfade im Zusammenhange stehen. Von ihnen gehen Seitenpfade nach den Pflanzungen und benachbarten Rodungen aus. Auf letzteren stehen die Schlaf- und Werkhäuser. Die Schlafhäuser (Abb. 106), auf fünf bis sieben Pfählen errichtet, dienen immer nur einem Ehepaar zur Wohnung; besitzt ein Mann mehrere Frauen, so muß er für jede einzelne ein Haus zur Verfügung stellen. Das Werkhaus ist auf ebener Erde (seltener auch auf Pfählen) errichtet und dient zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln, zum Kochen sowie als Handwerksstätte (Flechten von Taschen und Körben, Knüpfen von Tragnetzen, Herstellung von Topfwaren). — Die Häuptlingshallen liegen auf besonderen Plätzen; sie bestehen nur aus einem auf acht bis zehn Pfählen errichteten Dach, sind unter Umständen aber mit schöner Schnitzerei und Malerei verziert. In ihnen dürfen nur Häuptlingsfamilien oder das Oberhaupt der freien Leute wohnen. Außerdem werden hier die Signaltrommeln, die Waffen, sowie die Schädel und Knochen der erschlagenen Feinde aufbewahrt. Hier kommen die Männer des Bezirkes zusammen und halten sich tagsüber auf, sofern sie nicht in den Pflanzungen beschäftigt sind, treiben Tauschhandel und besprechen die Festlichkeiten und andere Veranstaltungen.

Die Nahrung der Bevölkerung besteht in den Erträgen der Pflanzungen (Taro, Yams, Bananen, Kokosnüssen), in Zuchtschweinen und auf der Jagd erbeuteten Tieren (Wildschweinen, Opossum, Fledermäusen, Vögeln) sowie in Früchten des Meeres. Die genannten



Tafel VII *Matasesén mit Ballonmützen, Nordbougainville, Salomoninseln*

(Nach Parkinson)



Tafel VIII *Salomoninsulaner, ihre Panpfeifen zum Tanz blasend*

(Nach Graf Pfeil)



Abb. 107. Weiber von Buka mit Kappen als Schutz gegen Regen
(Nach Parkinson)

Pflanzen werden auf Feldern gezogen; man kennt auch das Brachliegenlassen der Felder. Die Tiere werden durch Schlingen oder Fanglöcher, auch durch Netze erlegt; der Fischfang wird mit Netzen verschiedener Form, Angeln, Reusen, Drachen (Bougainville und Buka) und in den Bächen mit Wehren betrieben. Betelkauen ist auch bekannt (Abb. 43, Fig. 5 und 6). — Kannibalismus kommt auf allen Inseln vor; nur die Bewohner von Südbougainville sollen eine Ausnahme machen und die Menschenfresserei verabscheuen.

Auf Nissan bestand die Sitte, daß junge Witwen ohne Anhang von älteren Häuptlingen gefangengesetzt, gemästet, darauf geschlachtet und feierlich verzehrt wurden. Sie glaubten durch den Genuß des Fleisches junger kräftiger Frauen ihre Zeugungskraft zu erhöhen.

Die Bekleidung der Salomonier ist recht spärlich; im Innern gehen die Leute zumeist ganz nackt. An der Küste haben europäische Lendentücher bereits Eingang gefunden, aber vielfach

sind die jungen Männer doch nur mit einem aus bunt gefärbten Pflanzenfasern gewebten Gürtel bekleidet, der die Taille so fest umschließt, daß sie stark eingeschnürt erscheint. Die jungen Mädchen tragen, sofern sie nicht nackt einhergehen, eine dünne Schnur um die Hüften, an der vorn ein buntes Blatt, meist ein rotes Drazänenblatt, herabhängt, die verheirateten Frauen einen bis zu den Knien reichenden Faserschurz und einen ihn oben zusammenhaltenden handbreiten, häufig aus bunten Fasern geflochtenen und dadurch mit Mustern verzierten Gürtel. Als Schutz gegen die Witterung werden Regenkappen, oft aus rotgefärbten Pandanusblättern hergestellt und mit buntgefärbten musterartigen Fasern bestickt, über den Kopf gestülpt (Abb. 107). — Gegen die brennenden Sonnenstrahlen, besonders beim Fischen auf dem Riff, werden auf den mittleren Salomonen geflochtene Augenschirme (Abb. 108) getragen.



Abb. 108. Salomoninsulaner mit Augenschirm

Körperschmuck wird natürlich auch angelegt, aber nicht in so reichlichem Maße wie von den übrigen Melanesiern (Taf. I, Fig. 23 und Taf. II, Fig. 21). Tatauierung ist nicht bekannt, wohl aber das Anbringen von Hautnarben mit einer scharfen Muschel als Verschönerungsmittel. Die Weiber werden in ausgedehnterem Maße mit solchen bedacht. Auch kommt bei den jungen Männern Bemalen des Gesichtes mit roter und weißer Farbe vor. — Die Kopfhaare werden zu kugligen Frisuren aufgebauscht getragen und gelegentlich grün und rot, niemals jedoch weiß (mit Kalk) gefärbt. Die älteren Frauen scheren sich den Kopf oder formen die Haare mit braun und schwarz gefärbtem Lehm zu breiten, flachen Zotteln. In das Haar werden als Schmuck rote Hibiscusblüten gesteckt, beim Kampfe auch ein Büschel weißer Kakadufedern. Als Kampf-

schmuck und gleichzeitig als schützenden Talisman hängt man ein Büschel gelb und rot gefärbter Blattstreifen über den Rücken. — Als Brustschmuck (Abb. 109) tragen die Männer Tridacnaplatten mit durchbrochener Schildpattauflage, die schon von Neumecklenburg her bekannt sind, von wo man diesen Schmuck auch bezieht (neuerdings in mangelhafter Ausführung auch nachgeahmt), bei den Häuptlingen ein aus verschiedenfarbigen Muschelplättchen zusammengesetztes Rechteck, von dessen unterem Rande lange Schnüre aus dem gleichen Material herabhängen (kiá). Als Armschmuck sind zwei Formen von Tridacnaringen (solche mit kreisrundem Durchschnitt und breite dicke Bänder mit tiefeingeschnittener Kerbe auf der Außenseite, die man auf der Insel Tanga herstellt), roh bearbeitete Trochusringe und geflochtene Bänder (teils aus gröberem Material, teils aus feinen Fasern hergestellt) verbreitet. Nasenschmuck wird in der üblichen Weise (Tridacnapflock, -stift oder -ring durch die Nasenscheidewand) getragen (Taf. I, Fig. 23 und Taf. II, Fig. 21). Ohrringe kommen nur selten vor.



Abb. 109. Mann aus Malaita mit Nasen-, Ohr- und Brustschmuck

Entsprechend der melanesischen Kultur sind die Hauptwaffen Pfeile und Bogen. Die aus einem harten Palmenholz angefertigten Bogen (Taf. IV, Fig. 31) von etwa 2 m Länge verjüngen sich nach den beiden Enden zu, sind auf der Außenfläche flach, auf der inneren konvex gearbeitet; sie tragen eine aus starken Pflanzenfasern gedrehte und häufig mit feinen gelben Fasern umwickelte Sehne, die an dem einen Ende des Bogens festsitzt, an dem anderen aber leicht gelöst werden kann, so daß man den Bogen nach Belieben bald fester, bald lockrer

spannen kann. Zum Schutze des Vorderarmes gegen das Zurückschnellen der Sehne wird die Rinde einer Lianenart spiralig in einer Reihe Windungen um den Arm bis zum Ellenbogen hinauf gewickelt. Die Pfeile (Taf. IV, Fig. 14, 19) setzen sich aus zwei Teilen zusammen, einer hölzernen Spitze und einem etwa 1 m langen Rohrschaft, in den erstere gesteckt und durch feste Umschnürung befestigt wird. Um die zarte Spitze vor Beschädigung zu schützen, wird sie mit feinen gelben Faserstreifen umwickelt. Zumeist tragen die Pfeilschäfte eine eingeritzte schwarze Zeichnung oberhalb der Rohrknoten, die gleichsam die Handelsmarke (Herkunft) darstellt. Die Form der Pfeile ist recht mannigfaltig. Es gibt Pfeile mit glatter (runder oder eckiger) Spitze und solche mit Widerhaken, die teils aus dem Holz der Spitze herausgearbeitet, teils aus anderem Material (Knochen von Fledermaus, Gräten, Dornen usw.) hergestellt und durch Umwicklung und Verkittung künstlich aufgesetzt sind. Die Pfeile werden in den Gebirgsdörfern von Nordbougainville fabrikmäßig hergestellt. Das zeigt sich auch daran, daß immer mehrere davon in ganz gleicher Beschaffenheit, sowohl in der gesamten Länge, wie auch in der Länge, Form und Anordnung der Spitzen, in der Umwicklung des freien Schaftendes, oft auch in der Verzierung, bis zu zehn Stück gebündelt, in den Handel kommen. Die Speere weisen die gleiche Mannigfaltigkeit auf; sie sind etwa 4 m lang. Auch an ihnen lassen sich glatte Formen und solche mit Widerhaken unterscheiden (Abb. 110), außerdem gibt es noch mehrzinkige Speere. Was sie besonders auszeichnet, ist die kunstvolle in gelben und roten Mustern gehaltene Umwicklung mit feinen Rotangfasern — die vollständig umwickelten heißen Königsspeere — und die am Schafte angebrachten figuralen Einritzungen, denen als Motiv mehr oder weniger stilisierte menschliche Darstellungen (zwei nebeneinander hockende oder stehende ganze Gestalten oder ein menschliches Gesicht) zugrunde liegen. — Eine weitere Angriffswaffe, die Keule, tritt gegenüber den bereits erwähnten auf den Salomonen in den Hintergrund. Die gebräuchlichsten Keulen sind aus hartem Palmenholz angefertigt und tragen für gewöhnlich ein langes, meist lanzettförmiges Schlagende (Taf. III, Fig. 13). Auf den südlichen Salomonen kommen auch Keulen von sichelförmiger Form (Taf. III, Fig. 14) vor. Wie an den Speeren macht sich auch an ihnen der Sinn ihrer Verfertiger für Schönheit bemerkbar. Das Blatt zeigt meistens auf der einen Fläche eine eingeritzte Verzierung; außerdem pflegt der nach unten zu spitz

zulaufende Stiel mit roten und hellbraunen Rotangstreifen abwechselnd umwickelt zu sein. Auf Malaita kamen früher mit Perlmutter ausgelegte Keulen vor, die mittels einer dünnen, um den Hals geschlungenen Schnur getragen wurden (ware-i-han); ihr Knauf bestand aus einem vulkanischen Gestein, das Pyrit enthielt oder auch ganz aus solchem bestand. Die Spanier hielten dieses wegen seines Glanzes für Gold und vermuteten, daß Salomon das Gold für seinen Tempelbau von hier geholt hätte; daher benannten sie die neuentdeckten Inseln nach ihm. Als Abwehrwaffen sind auf den mittleren Salomonen breite, zumeist geflochtene Schilde mit nach innen vorspringendem Längsgriff im Gebrauch (Taf. VI, Fig. 4). — Ein Kampf wird für gewöhnlich der Gegenpartei durch Vermittler angesagt. Oft dauern die Fehden zwischen der Stämmen jahrelang. Steinbeile finden als Waffen keine Verwendung, sondern dienen nur als Handwerkszeug. Neuerdings sind sie als solches vielfach durch eingeführte eiserne Werkzeuge ersetzt worden. Noch vor etwa vierzig Jahren lebten die Salomonier im völligen Steinzeitalter. Sie benutzten nur Steinbeile, scharfe Muscheln, gekrümmte, auf der konkaven Seite geschärfte Eberhauer, Korallen (als Raspel) und Drillbohrer zu ihren Arbeiten. Bougainville war für die nördlichen Inseln der Herstellungsort für Beilklingen. Eigenartig war ihre Befestigungsweise am Stiel. Ein Stück Rotang wurde zweimal um die Mitte der steinernen Klinge geschlungen und mit dieser fest umschnürt und das übrig bleibende Stück des Rotang zum Griff oder Stiel gedreht.

Die Salomonier bekunden große Kunstfertigkeit, die besonders im Bau ihrer Boote zum Ausdruck kommt. Wie auch anderwärts kommen neben einfachen Flößen aus aneinander gebundenen Baumstämmen noch Einbäume als Fahrzeuge mit zwei bis drei Seitenauslegern und daransitzenden Schwimmern vor, außerdem aber auch noch große Plankenboote, die aus (durch Lianenstengel) zusammengenähten Planken aufgebaut sind. Die Planken

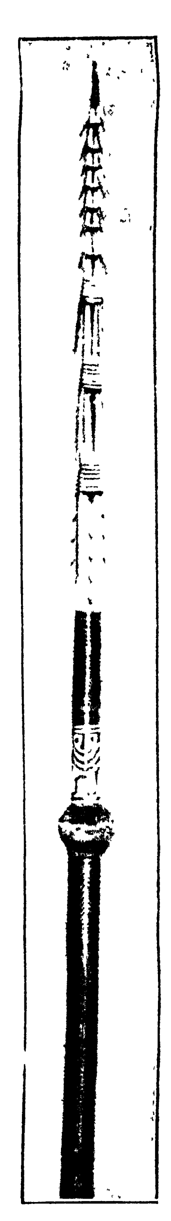


Abb. 110. Speer von den Salomoninseln

werden über einem Feuer durch die Hitze gebogen. Diese Boote *laufen nach vorn und hinten in lange, hoch nach oben strebende* Schnäbel aus je zwei schmalen Planken aus, *die sorgfältig in Flachrelief* verziert und schwarz und rot auf weißem Grunde bemalt werden. Die Verzierung ist nach den verschiedenen Inseln verschieden. Für die nördlichen Salomonen sind einfache, breite, vielfach geknickte Bänder bezeichnend oder solche in Verbindung mit grotesken menschlichen Gestalten, auch eine Auslage mit Perlmuttermuscheln; auf den südlichen Inseln dagegen laufen die Boote in einen geschnitzten Menschen- oder Vogelkopf aus. Sie tragen auch an der Außenfläche Verzierung. Auf Bougainville sind die Boote außerdem noch mit einem etwa $^1/_2$ m breiten Fransenband aus rotgefärbten Palmblattstreifen geschmückt. Ausleger und Segel besitzen die Plankenboote nicht; sie werden durch Ruder (manchmal bis zu 20 auf jeder Seite) vorwärtsbewegt. Die Ruder sind an ihrem Blatte lanzettförmig gestaltet und weisen gleichfalls die übliche Verzierung in Flachrelief und schwarz-rote Bemalung auf. Obwohl ihnen Segel fehlen, sind diese Boote imstande, eine bewunderungswürdige Schnelligkeit zu entwickeln. Schon den ersten Besuchern der Insel, darunter Mendana (1568), fiel diese große Schnelligkeit sowie die gefällige Form der Boote auf.

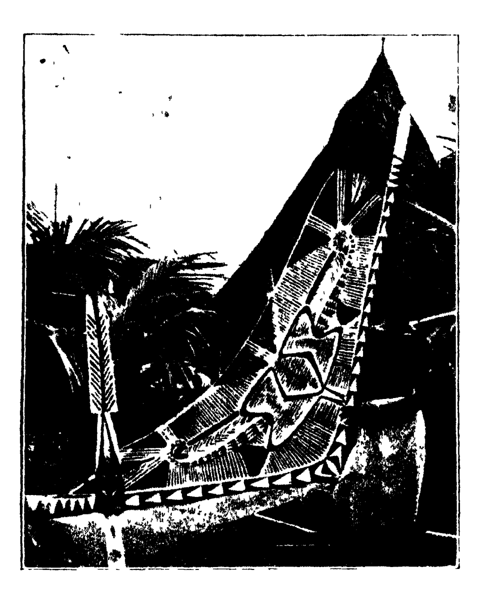


Abb. 111. Heiliges Kanu mit kunstvoll geschnitzten Endaufsätzen (A vaqa tabu). Matupi. Gazellehalbinsel
(Nach H. Fellmann)

Besonders auf den südlichen Inseln verstehen sich die Salomoninsulaner darauf, menschliche Figuren zu schnitzen und vor allem Holzsachen (Keulen, Mörser, Boote, auch Schädel) mit Perlmutter auszulegen. Auch in der Anfertigung von Flechtarbeiten haben sie es weit gebracht; es sei an die in sehr ansprechenden, bunten Mustern an den Speeren, Keulen, Bogen und anderen Gegenständen

ausgeführten feinen Flechtarbeiten erinnert. In den gebirgigen Teilen von Bougainville verfertigen die Bewohner aus Lianenwurzeln Körbe der *verschiedensten Form und Größe.* Überall wissen sie Tragbeutel und Fischnetze zu knüpfen und Taschen sowie Matten zu flechten. — Die Weiber beschäftigen sich mit der Anfertigung von irdenem Topfgeschirr, aber nicht durch Übereinanderlegen von Tonwülsten, sondern in der Weise, daß sie aus einem Tonklumpen durch einen im ausgehöhlten Innern entgegengehaltenen glatten faustgroßen Stein oder die geballte Faust und gleichzeitiges Schlagen von außen mit einem flachen Stab das Gefäß formen. Glasur kennen sie nicht. Die Form der Töpfe (Abb. 48, Fig. 14, 15) ist verschieden; auf Nordbougainville z. B. fallen sie konisch aus und zeigen eine weite Öffnung ohne Einbuchtung, in Süd-

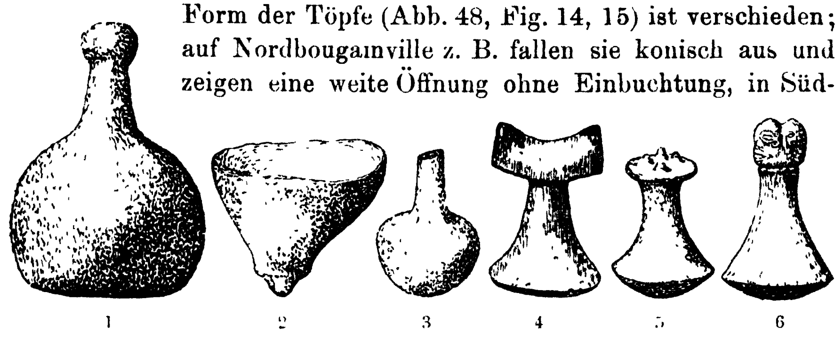


Abb. 112. Steinreiber. 1 Tarostampfer, Buka, Salomonen: 2 und 3 Reibschale und Reiber, Baining, Neupommern · 4 Taroreiber, Tahiti-Inseln: 5 Reibstein, Mortlockinseln, Ostkarolinen: 6 Reibstein, Marquesasinseln. (Etwa 1/8 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

bougainville dagegen sind sie kugelig und besitzen eine verengte Öffnung mit breitem, nach außen umgebogenem Rand.

Die Töpfe sind die wichtigsten Gegenstände des Haushaltes. Tische, Stühle, Bänke, Schränke oder andere Gegenstände zum Aufbewahren der Sachen kennen die Salomonier nicht; ebensowenig Bettgestelle. Man schläft auf der nackten Erde, höchstens auf einer Matte. Neben den irdenen Töpfen finden zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln noch geflochtene Schalen und Körbe Verwendung. Zur Zerkleinerung der gekochten Taroknollen dienen Holzmörser und steinerne Reiber (erstere an der Außenfläche verziert [Abb. 112, Fig. 1]), zum Herausholen des Kernes der Kokosnüsse Fruchtschaber (Abb. 113, Fig. 1).

Der Handel wird durch Austausch bewirkt, und zwar ausschließlich von den Männern (nicht von den Weibern wie auf Neupommern und anderwärts). Er vollzieht sich gelegentlich der fest-

lichen Zusammenkünfte oder aus ähnlichen Anlässen, auch bei Friedensschlüssen. Wertmesser ist Zahn- und Muschelgeld. Auf Nordbougainville kennt man zwei Sorten von Zahngeld, aus den Zähnen des Fliegenden Hundes (reki) und des Delphins (baiu). Die Zähne werden an ihrem Wurzelende durchbohrt und auf einen festen Faden aufgereiht. Daneben ist aus Muscheln verschiedener Farbe hergestelltes Geld im Umlauf, das auch anderwärts auf den Inseln vorkommt. Es wechselt nur nach der Farbe der Muscheln und dem Material, aus dem es hergestellt wird. Muschelgeld wird an ganz bestimmten Orten angefertigt und von hier nach den anderen Inseln ausgeführt, z. B. auf den Carteretinseln, den Shortlandinseln u. a. m. — Auf Nissan kommt ein merkwürdiges Geld vor, das von den üblichen Formen vollständig abweicht. Es besteht aus doppeltfaustgroßen (ringähnlichen) Stücken sorgfältig geglätteter, in der Mitte durchbohrter Tridacnaschalen (kuamanu) (Abb. 114). Der große Zeitaufwand bei ihrer Herstellung macht die Stücke recht wertvoll. — Neben den angeführten Geldsorten dienen als Tauschmittel noch Bogen und Pfeile, Speere, Töpfe, Armringe und andere Gebrauchsgegenstände mehr.

Die einzelnen Dörfer stehen unter Häuptlingen. Die Häuptlingswürde ist rein persönlich, nicht vererbbar. Die Stellung der Häuptlinge ist keine absolute; sie sind die ersten unter ihresgleichen und erwerben sich ihren Einfluß durch ihre persönlichen Eigenschaften. Nicht selten schließen sich die Häuptlinge mehrerer Dorfgemeinschaften zu einem gemeinsamen Schutz- und Trutzbündnis, meistens zur gegenseitigen Verpflichtung des Ausübens der Blutrache, unter einem einflußreichen Häuptling zusammen, denn für ein Verbrechen wird nicht der Verbrecher allein verantwortlich gemacht, sondern seine ganze Sippe. Auch ganze Bezirke tun sich unter einem noch mächtigeren Häuptling zusammen. Diese Bündnisse werden gelegentlich der Unufeier durch Annahme eines überreichten „Königsspeeres“ abgeschlossen.

In sozialer Hinsicht zerfallen die Stämme in Totemklassen, von denen jede Klasse zu einem bestimmten Vogel in geheimnisvoller Verbindung steht. Man beachtet daher die üblichen Verbote hinsichtlich der Heiraten und des Tötens eines Totemtieres. Die Kinder folgen dem Zeichen der Mutter (Mutterrecht).

Wenn die Mädchen die Reife erreicht haben, findet die Heirat ohne besondere Feierlichkeiten gegen Zahlung von Muschelgeld von seiten

des Vaters des Bräutigams und seiner Sippe an den Brautvater und seine Sippengenossen statt. Die Frau bleibt so lange im Hause ihres Schwiegervaters bis ihr Mann imstande ist, sich ein eigenes Haus zu erbauen. Nach dem Tode des Gatten kehrt sie zu ihren Angehörigen zurück, heiratet auch wohl den Bruder des Verstorbenen (Leviratsehe). — Polygamie ist allgemein verbreitet. Reiche Häuptlinge leisten sich bis zu fünfzig Frauen. Ehescheidungen kommen nicht selten vor.

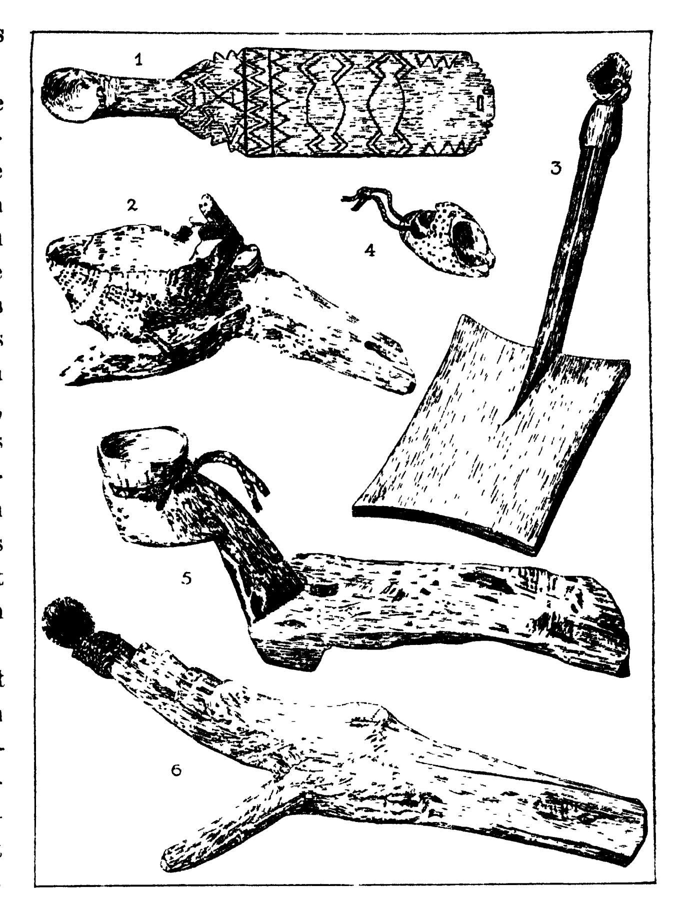


Abb. 113. 1 Fruchtschaber von Bougainville. Salomonen: 2 Schaber (wegang) für Pandanusfrüchte, Quadjalin, Marshallinseln; 3 Schaber für Kokosnüsse, Aua (Dourur): 4 Pandanussaftschaber für Zahnlose, Ralikgruppe: 5 Pandanusfruchtschaber, Ralik, Marshallinseln; 6 Kokosnußschaber von Samoa (1, 3, 6 etwa 1/10 n. Gr.: 2, 5 etwa 1/8 n. Gr.; 4 etwa 1/5 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

Die Knaben werden im Alter von etwa sechs bis acht Jahren in den „Blutracheverband“, d. h. in die Gemeinschaft der Männer (Unufcier), aufgenommen.

Auf den Salomonen begegnet man bei verschiedenen Stämmen den Papuasprachen. Bis jetzt sind solche festgestellt worden auf Bougainville bei den Teléi, Mó tuna, Kóngara, Nasioi (= Kieta)

mit den Dialekten des Koromira, Kaiánu und Evo, sowie auf der Insel Savo.

Auch auf den Salomonen kommen Geheimbünde der Männer vor, die mit Maskierung und Verhüllung der Teilnehmer einhergehen. Die Kopfmasken von Nissan und Buka ähneln sehr denen von Neumecklenburg.

Sie bestehen aus einem den ganzen Kopf bedeckenden Gerüst aus Bambusstreifen, das mit Bast überzogen ist und ein künstliches Gesicht aus zerstampfter Parinariummasse, an den Seiten abstehende Ohren aus Brettchen und auf dem Scheitel eine Perücke aus Pflanzenfaser oder Moos trägt. Daneben kommt noch eine andere Maske vor, ein aus Holz geschnitztes schwarzes Gesicht mit Andeutung der Narbenverzierung durch weiße und rote Linien und einer Perücke aus Menschenhaaren; zu dieser wird ein hemdartiges Gewand aus braun gefärbtem, dünn geklopftem Faserstoff getragen. Auf Bougainville wird den Masken nicht die gleich große Bedeutung wie auf den erwähnten Inseln beigelegt. Sie sind auch einfacher gestaltet, gebogene, schwarz angemalte Holzbretter, auf denen eine vorspringende Nase angeschnitzt ist und Öffnungen für die Augen und den Mund, auch wohl abstehende Ohren angebracht sind. — Die Feste der Geheimbünde (auf Bougainville rukruk genannt) erinnern sehr an den Dukduk: sie spielen sich in ähnlicher Weise an entlegenen Plätzen ab, zu denen den Weibern der Zutritt verboten ist. Bei dieser Gelegenheit wird eine von älteren Männern oder Häuptlingen auserwählte Anzahl Jünglinge (matasesén genannt) in die Geheimnisse eingeweiht. Sie erhalten als Abzeichen ballonartige Kopfbedeckungen und müssen ihr Haar so lange wachsen lassen, bis es, in diese eigentümlichen Hüte eingezwängt, sie auf dem Kopf festhält (Taf. VII). Wenn sie dann einmal ihr Heimatdorf besuchen, dürfen sie ihre Kopfbedeckung vor den Weibern niemals abnehmen. Während ihres Aufenthaltes an den Versammlungsplätzen werden sie recht strenge gehalten und bekommen von älteren Männern Unterweisungen; auch werden an ihnen nicht selten unzüchtige Handlungen vorgenommen. Bei den damit verbundenen Festlichkeiten findet auch das Schwirrholz Verwendung, dessen dumpfer brummender Ton den Weibern als die Sprache der Geister ausgelegt und daher von ihnen gefürchtet wird. Wenn der Zeitpunkt für die Jünglinge abgelaufen ist, wird ein mehrere Tage dauerndes Fest mit Tanz und Schmausereien veranstaltet. Die ballonartigen Kopfbedeckungen der Neuaufgenommenen werden ihnen abgenommen und auf dem Platze verbrannt; die lang gewachsenen Haare werden abgeschnitten, jedoch nicht fortgeworfen, man wickelt sie in Blätter ein und bewahrt sie in der Wohnhütte auf. Man läßt nur eine einzige lange Locke stehen, die an ihrem Ende mit Muscheln und Perlen verziert wird. Von jetzt ab haben die Jünglinge das Recht, zu heiraten.

Die Festlichkeiten der Salomonier gehen immer mit Tanz und Musik vor sich. Bei den Tänzen werden Tanzruder (Taf. V, Fig. 8, 10 und 20) geschwungen. Die sie begleitenden Musikinstrumente bestehen in Trommeln (Schlitztrommeln) und Panflöten aus

Bambusrohr (Taf. VIII). Die musikalischen Leistungen werden als hochstehend bezeichnet. Die Salomonier bekunden ein entwickeltes Gehör für Takt und Rhythmus. — Die Tanzgesänge der Salomonier gehören nach v. Hornborstel zu den interessantesten und merkwürdigsten Erscheinungen der musikalischen Ethnologie; sie erinnern an das Jodeln unserer Älpler. Literarisch unterscheidet Thurnwald Totenklagen und Liebeslieder (der Frauen auf die Männer), sowie Spottgedichte (der Männer auf die Frauen). Diese Gedichte werden von besonderen Dichtern gegen Bezahlung (10—20 Faden Muschelgeld) angefertigt; die Frauen pflegen indessen ihre Gedichte, die oft derben, selbst obszönen Inhaltes sind. selbst zu machen.

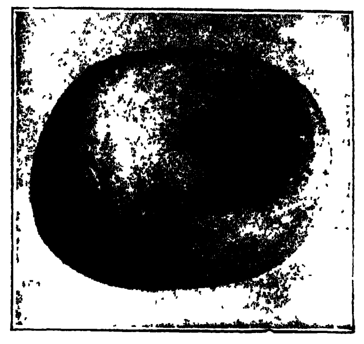


Abb. 114. Muschelgeld (kuamanu) von der Insel Nissan

Die religiösen Vorstellungen der Salomonier bestehen im Ahnenkult. Da sie glauben, daß die Seelen der Verstorbenen imstande sind, ihnen Gutes und Böses zuzufügen, so suchen sie sie durch Opfer in Gestalt von Speisen, selbst ganzen Schweinen, die sie auf den Scheiterhaufen oder auf den Begräbnisplatz legen, günstig zu stimmen. Daneben fürchten sie aber noch andere Geister, die sie überall in der Natur, in Wald und Busch, auf den Felsen, in Gewässern, in Schluchten an bestimmten Stellen wohnend denken; wer mit ihnen in Berührung kommt, muß sterben. Schließlich spielen im Leben der Eingeborenen auch noch die Sonne, der Mond, der Abendstern, die Plejaden und einige andere Gestirne eine Rolle; ihre Zeichen finden wir daher auf den Tanzrudern und an den Pfosten der Häuptlingshallen dargestellt. Im Bilde des Mondes glaubt man ein Dorf mit Schlafhäusern, Arbeitshäusern und Häuptlingshallen zu erkennen. Die Plejaden deutet man als eine Menge Menschen, die zusammensitzen und Taro verzehren. — Zauberei ist ungemein verbreitet. Auch an große Steine, die hier und da Spuren menschlicher Bearbeitung an sich tragen und teils vereinzelt, teils in größerer Anzahl vorkommen, knüpfen sich allerhand abergläubische Gebräuche und Sagen.

Die Behandlung der Leichen ist ganz verschieden. Auf der nördlichen Inselgruppe werden sie am häufigsten ins Meer ver-

senkt; außerdem kommt auch Erdbestattung vor. Im südlichen Bougainville und auf der südlichen Gruppe der Salomonen hat die Verbrennung der Leichen Verbreitung gefunden. Dort werden sie auf einem zwischen vier Pfählen aufgerichteten Scheiterhaufen aus besonderen Hölzern samt ihren Habseligkeiten und Waffen, sowie Eßwaren (Taro, Kokosnüssen und bei Wohlhabenderen einem Schwein) unter Wehklage der herumtanzenden Männer verbrannt. Ihre Asche wird in einem Korbe gesammelt und entweder am Einäscherungsplatze selbst beigesetzt oder im Busche in der Erde vergraben. Man errichtet über der Stätte wohl auch ein kleines Häuschen aus Bambusstäben und Sagopalmblättern; wenn dieses im Laufe der Zeit verwittert ist, pflegt man die Knochen noch einmal zu sammeln und ins Meer zu versenken. Auf den mittleren Salomonen werden die Leichen *in hockender Stellung zwischen Steinen hingelegt* und so lange belassen, bis sie vollständig verwest sind; darauf werden die Knochen gesammelt und in besonderen kleinen Häuschen (bande-mbota) aufbewahrt, auf die man noch als Seelensymbol des Toten eine dreieckig geschliffene Tridacnamuschel legt. Auf Sta. Anna werden die Leichen von Häuptlingen oder vornehmen Personen entweder in einen aus Holz geschnitzten Schwertfisch gelegt, dieser mit einer Zementmasse bestrichen, so daß keine Fäulnisgase aus ihm herauskommen können, und bemalt. So hängt man das Ganze in der Hütte auf. Nach längerer Zeit, oft nach Jahren nimmt man die Leiche heraus und versenkt sie schließlich ins Meer. Nur Schädel und Unterkiefer behält man zurück und bewahrt sie in einem hölzernen Gehäuse in Gestalt eines Bonitofisches auf.

Nach dem Glauben der Bewohner im Norden erfolgt der Tod eines Menschen, wenn sein Lebensblatt, das an dem Baum der Unterwelt sitzt, von einem der vogelartig gestalteten Lebensgeister, mit denen der Lebensbaum bevölkert ist, abgepflückt worden ist. Wenn ein Mensch geboren wird, sprießt an ihm ein neues Blatt hervor. Die Seele begibt sich von dem Lebensbaume zu dem Türhüter der Unterwelt, der das Tor verschlossen hält. Hier übergibt sie diesem das Schwein und Muschelgeld, das die Angehörigen auf dem Scheiterhaufen mitverbrannt hatten, und darf dann erst eintreten. Neben der Tür findet sie einen schwarzen und einen roten See (jener für die natürlichen Todes Verstorbenen, dieser für die Erschlagenen bestimmt); in einem dieser Seen nimmt sie ein Bad, um sich von der Asche des Scheiterhaufens zu reinigen. Auf ihrer Wanderung

gelangt die Seele nun zu dem Häuptling der Unterwelt; hier wird sie durch Speisen gestärkt und verweilt einige Tage. Von diesem Platze aus zweigen sich verschiedene Wege nach den einzelnen Gauen ab; die Seele schlägt nach Erkundigung den Weg zum Aufenthaltsort ihrer Verwandten ein.

e) Die Santa-Cruz-Inseln

Die Santa-Cruz-Gruppe nimmt eine besondere Stellung in kultureller Hinsicht ein, insofern hier ähnlich wie auf St. Matthias melanesische und polynesische Elemente nebeneinander auftreten.

Die Bevölkerung zeigt auf Vanikoro und Nitendi in der Hauptsache melanesischen Typus (Abb. 115), daneben kommen aber auch unter ihr Leute polynesischen Einschlags vor; letzterer scheint auf den nordöstlich von Nitendi gelegenen Riffinseln vorzuherrschen.

Die Kultur weist ebenfalls eine Mischung von melanesischen mit polynesischen Elementen auf. Die Bevölkerung wohnt in Siedlungen, deren Häuser immer in Gruppen von vier bis dreißig Hütten dicht beieinander liegen. Die Häuser sind zumeist von rechteckiger Form, jedoch kommen auch runde vor. Sie sind aus Bambusgerüsten aufgebaut; ihr auf drei Reihen Pfeiler ruhendes Giebeldach ist mit Matten aus Sagopalmblättern bedeckt. Die Wände setzen sich aus Blätter- oder Rohrwerk zusammen und sind durch Mattenbehang verstärkt. Neben diesen Familienhäusern gibt es noch Versammlungs- oder Junggesellen- und Geisterhäuser. Das Hausgerät besteht in Schlaf- und Sitzmatten, Kopfbänkchen, Holzschüsseln, Kokosnußschabern von primitiver Form, Taschen, Löffeln zum Auskratzen der Kokosnüsse (aus Nautilus, seltener Perlmutter oder Knochenschale) und Wassergefäßen aus Kokosnüssen in Netzen zum Aufhängen.

Das wichtigste Nahrungsmittel ist die Kokosnuß; daneben kommen von pflanzlichen Dingen noch Bananen, Zuckerrohr, Yams, Pfeilwurz, Süßkartoffeln und Brotfrucht, seltener Taro hinzu. Die Pfeilwurz wird zu einer Art Dauerpräparat (zu großen Klößen geformt) verarbeitet. Die Fleischkost bilden halbwilde Schweine, Vögel, Schildkröten, Fische und andere Erträge des Meeres. Von den Genußmitteln ist das Betelkauen verbreitet; zur Herausnahme des Kalkes sind keine Spatel in Gebrauch, sondern es werden die natürlichen Löffel, die angefeuchteten Finger, dazu benutzt. — Der Fischfang wird mit Netzen, Angeln (Abb. 98, Fig. 10)

(keine polynesischen, sondern ein beiderseits zugespitztes Holz- oder Schildpattstäbchen, an dessen Mitte die Angelschnur sitzt), Rotangschlingen (für Haie-Anlocken mittels Rassel), Drachen (mit Ködern aus zusammengeknüllten Spinngeweben, in das sich der Fisch verbeißt), Pfeilen (dreispitzig) und Wehren betrieben.

Die Männer tragen ein aus Bananenfasern gewebtes Band, das gegen das Ende zu schön gemustert ist und in Fransen ausläuft; es wird in der üblichen Weise um die Hüften geschlungen und zwischen den Beinen durchgezogen. Die Kleidung der Weiber bildet ein Schurz aus Rindenstoff, der mehrfach um die Hüften gelegt wird und bis zum Knie herabreicht, außerdem ein ähnliches Stück Tapa um Kopf und Schultern, mit dem sie das Gesicht in Gegenwart eines männlichen Wesens verhüllen. Beide Geschlechter hängen über diese Kleidung meistens noch eine Kette aus aufgereihten Muschelscheibchen als Schmuck.

Das Kopfhaar wird für gewöhnlich kurz geschnitten, oft noch mit Kalk weiß gepudert oder blond gebeizt, auch gelb und rot gefärbt. Als Schmuck werden in dasselbe Hibiscusblüten und Federbüsche, seltener aus Stäbchen zusammengebundene Kämme gesteckt.

Eine Hauptzierde der Männer bilden Ringe aus Schildpatt in der Nasenscheidewand, die solche Größe annehmen können, daß sie über den Mund hinweghängen und aufgehoben werden müssen, sobald man etwas in den Mund stecken will (daneben auch kleine Perlmutterkettchen in den Nasenflügeln), und Ohrringe aus Schildpatt, oft auch ganze Ketten von Ringen (bis zu vierzig an der Zahl). Um den Hals legt man Schnüre aus weißen Muschelscheibchen, oft unterbrochen von schwarzen Kokosscheibchen, mit Anhängern aus Coixsamen und Nautilusschalenstückchen, um die Arme Trochusringe oder aus Pflanzenfaser geflochtene, mit weißen Muschelscheibchen gemusterte Bänder (zusammen mit wohlriechenden Blüten sowie gefärbten und bunt bemalten Pandanusstreifen); dazu kommt als Brustschmuck eine Tridacnascheibe mit Schildpattauflage (Grätenmuster [Taf. II, Fig. 12 und Abb. 115]). — Tatauierung war früher üblich, und zwar als Stichtatauierung (Fische, Eidechsen, Dreiecksreihen u. a. m.) und als Schnittatauierung (Skarifikation) im Gesicht, auf der Brust und dem Rücken.

Als Waffen sind nur Bogen (vielleicht Reflexbogen nach Gräbner) und Pfeile (Taf. IV, Fig. 8, 9 und 22) mit einfacher oder zusammengesetzter Knochenspitze (angeblich aus den Knochen erlegter Feinde

angefertigt) bekannt; Keulen kommen als Waffen nicht vor, sondern nur als Tanzgerät.

Das Handwerk, das fast nur von den Männern ausgeübt wird, beschäftigt sich in erster Linie mit dem Bau von Booten und der Anfertigung von Rindenstoffen, sowie dem Weben von Faserstoffen. Den Frauen liegt nur das Flechten ob.

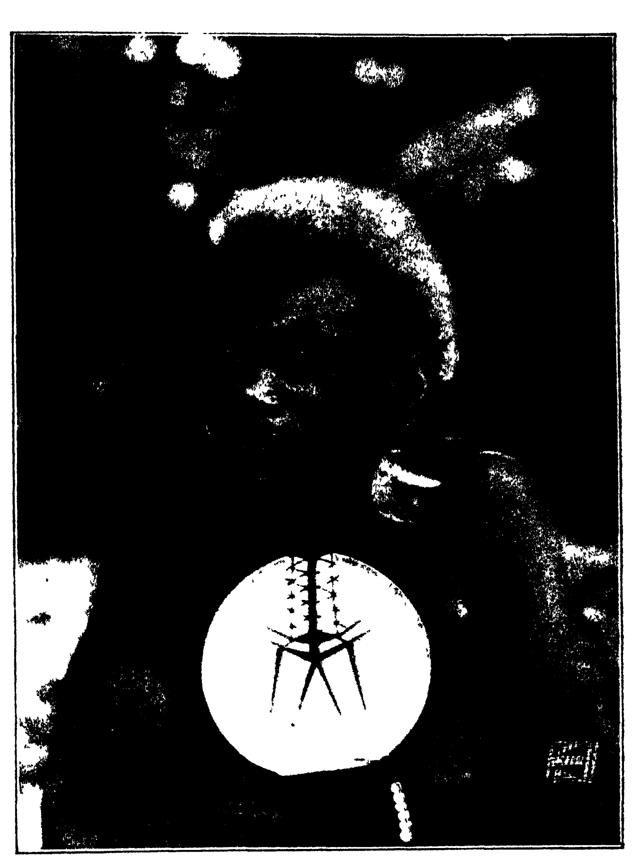


Abb. 115. Mann mit Ohr-, Brust- und Armschmuck, mit gebeiztem oder gepudertem Haar, Santa-Cruz-Inseln (Nach Grabner)

Die Boote sind heutzutage nur einfache (weiß angestrichene) Einbäume mit Ausleger und darauf befindlichem Schutzdach, die entweder gerudert oder mit Segel (mit krebsscherenförmigem Ausschnitt wie auf Neuguinea) vorwärtsgetrieben werden. Zum Ausschöpfen des eingedrungenen Wassers bedient man sich eines Schöpfers, entweder von polynesischer Form mit nach innen vorspringendem Griff oder mit nach außen stehendem Griff (wie bei uns). Mittels der Boote unterhält man einen regen Verkehr sowohl unter den einzelnen Inseln des Archipels wie auch mit den benachbarten des polynesischen Gebietes behufs gegenseitigen Austausches von Erzeugnissen (Tapastoffen, Matten, Perlmutterschalen, Bogen,

Pfeilen, Holz zum Bootsbau u. a. m.). Früher soll als Zahlungsmittel Muschelgeld in Gebrauch gewesen sein, heutigentags wird *mit Federgeld bezahlt.*

Dasselbe besteht in einer Rolle geflochtener Fasern, die in ihrer ganzen Länge mit zahlreichen kleinen Federn (von Taube oder Honigvogel) in ziegeldachartiger Anordnung besetzt sind. Diese Art von Geld ist sehr geschätzt, einmal wegen der mühsamen Herstellung und zum andern wegen der schweren Beschaffung des Materials, denn es müssen Hunderte von kleinen Vögeln mittels Pfeilschusses erlegt oder mittels Schlingen gefangen werden, um ein kleines Stück Federgeld damit besetzen zu können. Daher wird es auch sorgfältig behütet und zumeist von Geschlecht zu Geschlecht vererbt In Spiralen aufgerollt und in Rindenstoff eingewickelt wird es in den Hütten über dem Herd (zum Schutz gegen eine etwaige Zerstörung durch Insekten) auf einer Plattform aufbewahrt und nur aus festlichen Anlässen vom Besitzer zur Schau gestellt.

Die Herstellung der Rindenstoffe geschieht in der üblichen Weise. — Der Webstuhl, der sonst nirgends in Melanesien bekannt ist, gleicht in seiner Einfachheit dem mikronesischen. Es werden auf ihm Schürzen, Bänder, schmale Matten und Taschenstoffe mit schönen Mustern hergestellt.

Das einzige Handwerkzeug bei den Bauarbeiten sind Beile mit drehbarem Futter und aufgebundener Tridacnaklinge; Hai- oder Rochenhaut dient als Feile.

Auf dem Gebiete der plastischen Kunst zeigen die Eingeborenen keine besondere Begabung; wenigstens erreichen ihre Erzeugnisse hinsichtlich der naturalistisch-figuralen Ornamente lange nicht die Höhe der sonstigen Südseeschnitzereien. In der geometrischen Ornamentik stehen ihre Leistungen etwas höher (hauptsächlich Dreiecks- und Rautenformen), dagegen geht ihnen der Farbensinn wiederum ab.

Früher bestand auf den Santa-Cruz-Inseln ein ausgeprägtes Häuptlingswesen; zurzeit gibt es zwar auch noch Häuptlinge, aber diese haben ihr Ansehen und ihre Machtvollkommenheit ziemlich eingebüßt; sie genießen mehr religiöses Ansehen, weil sie den Verkehr mit den Göttern vermitteln.

Die sozialen Verhältnisse kennzeichnet ausgesprochener exogamer Totemismus. Die Totems sind zumeist tierischer Natur; die Totemtiere dürfen nicht gegessen, die Pflanzen nicht umgehauen werden. Das Heiraten innerhalb der Totemgruppe ist verboten. Durch Blutsbrüderschaft wird eine künstliche Verwandtschaft mit der Familie und der Totemsgemeinschaft gebildet. — Die Ehe kommt durch Kauf zustande; Kinder werden bereits in ganz frühen

Jahren versprochen. — Beschneidung der *Knaben ist nicht üblich*; die Knaben werden durch Anlegen des Schurzes an Stelle des bis dahin von ihnen getragenen schmalen Leibgurtes für mannbar erklärt. Geschlechtlicher Verkehr vor der Hochzeit wird bestraft, doch kommt Prostitution (ähnlich wie auf den Karolinen) vor.

Die Sprachen von Santa Cruz zeigen innerhalb der Inselgruppe ziemliche Verschiedenheiten. Die von Vanikoro und Nitendi, sowie Nufilole sind melanesisch, hingegen die der Riffinseln und von Nukapu polynesisch.

Tänze sind bei den Insulanern sehr beliebt; für sie gibt es besondere Plätze. Beide Geschlechter beteiligen sich daran; es kommt dabei hauptsächlich auf ein rhythmisches Stampfen an. Schön geschnitzte und bemalte Tanzkeulen (Taf. V, Abb. 3) werden dabei geschwungen. — Maskentänze und damit im Zusammenhange Geheimbünde scheint es früher auch gegeben zu haben. — Von Musikinstrumenten kennen die Eingeborenen nur den Klangstab und Rasseln; das Vorkommen von Trommeln soll zweifelhaft sein.

Die Religion der Insulaner weiß von zwei Arten von überirdischen Wesen zu berichten. Die einen stellen gleichsam Götter vor und lassen polynesischen Ursprung erkennen, so z. B. Lata, der Schöpfer des Weltalls und der Menschen, ferner Tinota und Tangiteala (identisch mit Tangaloa). Sie werden in Gebeten angerufen und durch Opfer verehrt. Die an sie anknüpfenden Mythen lassen ebenfalls deutlich polynesische Herkunft erkennen. Die Geister zweiter Ordnung sind die Seelen der Verstorbenen. Nach dem Tode gehen diese Seelen in den Vulkan Tinakula und verbleiben hier fernerhin, nachdem sie in ihm verbrannt und erneuert worden sind. Gelegentlich fühlen sie aber das Bedürfnis, an ihre frühere Wirkungsstätte zurückzukehren und diese sowie die Überlebenden unsicher zu machen. Daher haben die Menschen Angst vor ihnen und zollen ihnen Verehrung, besonders den Seelen angesehener Leute.

Die Toten werden öffentlich ausgestellt, und neben ihnen wird ihr Federgeld aufgehängt. Sie werden in weiße Matten eingewickelt und nach einigen Tagen begraben. Ihre Knochen werden später vielfach wieder ausgegraben und zu Pfeilspitzen verarbeitet, der Schädel in der Hütte aufbewahrt und durch Darbringen von Opfern geehrt. Besonders die Schädel vornehmer Leute erfreuen sich eines besonderen Kultus; ihnen zu Ehren wird im Männerhaus ein reich

geschnitzter Pfosten (Dukapfosten) errichtet, davor Opfer dargebracht und Gebete an die Seele des Betreffenden gerichtet. Ein jeder solcher besonders machtvollen Geister sucht sich unter den Lebenden einen Mann heraus, durch den er zu guten und bösen Taten beeinflußt werden kann, also eine Art Vermittler oder Zauberer. Diese Leute werden angegangen, um Krankheiten zu heilen, Wetter zu machen, Fruchtbarkeit zu bewirken u. a. m.

f) Die Neuhebridengruppe

Die Neuhebriden erstrecken sich in ziemlich nordsüdlicher Richtung zwischen dem 165.—179. Grad östl. L. vom 13. bis etwas über den 20. Grad südl. Br. hin. Sie bestehen aus dreizehn größeren und vielen kleinen Inseln; die wichtigsten sind Espiritu Santo (meist Santo genannt, die größte), Malekulu, Ambrym, Epi, Fate, Erromanga und Tanna; dazu kommen noch die Banksinseln. Die Gruppe wurde 1774 von Cook entdeckt und erforscht. Infolge der Sklavenjagden, die englische Kolonisatoren im Anfange der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf die einheimische Bevölkerung veranstaltet haben, ging diese beträchtlich an Zahl zurück.



Abb. 116. Männer aus Nordmalo mit Federbüschen, Kämmen und Armbändern
(Aus Speiser, Sudsee, Urwald, Kannibalen)

Unter der Bevölkerung lassen sich noch deutlich die eigentlichen Melanesier und die Papua (besonders auf Malekulu vorherrschend) unterscheiden; die ersteren erkennt man an ihrer breiten, geraden oder

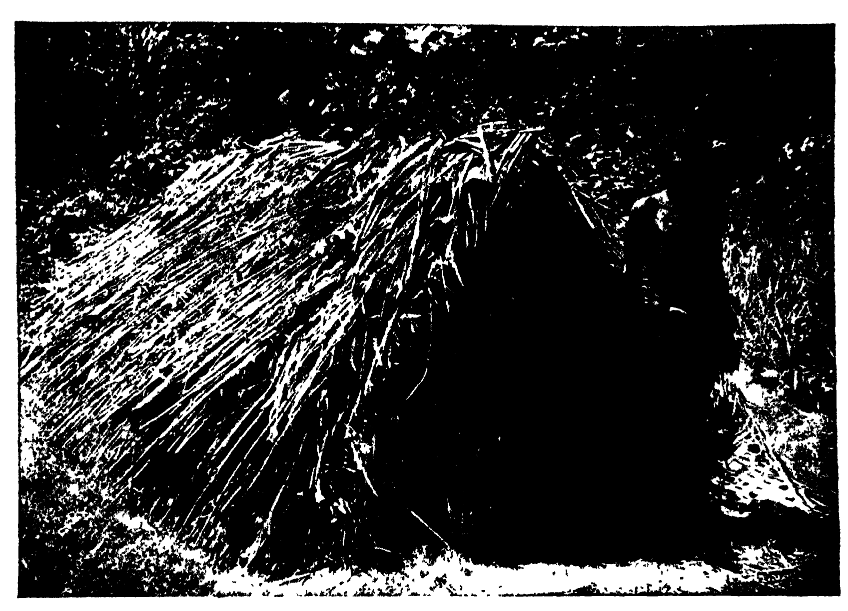


Abb. 117. Typische Hütte von Tanna, wohl die primitivste des Archipels; der Mann am Eingang war ein berüchtigter Menschenfresser
(Aus Speiser, Südsee, Urwald, Kannibalen)

aufgeworfenen Nase mit breiten Flügeln (Abb. 30), die letzteren an ihrem mehr länglichen Gesicht, ihrer konvexen, fast semitisch aussehenden Nase und ihrem grazileren Körperbau. Daneben trifft man aber auch Leute an, die den von den übrigen großen melanesischen Inseln her bekannten Inlandtypus verraten. Auch echten Zwergstämmen ist Speiser verschiedentlich begegnet (Abb. 116). Über diese alten Rassenelemente haben sich später an verschiedenen Stellen polynesische Völker gelagert (Tanna, Fate, Aoba, Maevo, Tutuba, Malo), die teilweise ihren Typus ziemlich rein (hellere Hautfarbe, schlichtes Haar, kurzen Schädel) bewahrt haben.

Die Hütten der Eingeborenen sind auf den abgelegenen Inseln recht primitiv, eigentlich nur auf Pfählen ruhende Dächer, die von der Erde aus schräg zulaufen oder höchstens von einer leichten Rohrwand umgeben werden (Abb. 117). Die Häuser der Häuptlinge zeichnen sich im allgemeinen nicht besonders aus; nur ist der Eingang mit den Schädeln getöteter Feinde und das Innere mit kostbaren Eberhauern geschmückt. — Die Häuser liegen um den großen Dorfplatz herum. Hier stehen auch die großen Trommeln (tabu) aus aus-

gehöhlten Baumstämmen mit einem Schlitz (S. 186). Bei den Festen tanzt man um sie herum und schlägt den Takt auf ihnen dazu. Am Rande des Platzes finden sich außerdem noch auf steinernem Postament etwa 1 m hohe monolithenähnliche Gebilde aus Korallenkalk in einer Reihe aufgestellt. Sie spielen bei den Opferfesten (Schweine und früher wohl auch Menschen) eine Rolle. Schließlich stehen auf dem Dorfplatze noch eine Reihe holzgeschnitzter Säulen, jede einen Vogel mit ausgebreiteten Flügeln tragend; sie hatten früher wohl auch Bedeutung bei kulturellen Handlungen. Neben den Hütten befinden sich überall die Pflanzungen, die eingefriedet und gut gepflegt sind; darin werden in der Hauptsache Yams, Taro, Brotfruchtbäume und Kokospalmen angebaut.

Die Kleidung der Männer besteht aus einem steifen Rindengürtel (südliche Neuhebriden) und einem weichen Penisfutteral (nambar). Auf der Pentecôte-Insel tritt an Stelle des Rindengürtels ein Schamschurz. Die Frauen bekleiden sich mit Rindenstoff, der mit Federfransen versehen ist, oder mit geflochtenen Matten. Auf Tanna tragen sie dazu Hüte aus Bananenblättern, die zu großen turbanähnlichen Formen gefaltet sind. Wo die Eingeborenen lange mit Europäern in Berührung kamen, bevorzugen sie europäische Tracht. Eigenartig ist hier die Haartracht der Männer. Das langgewachsene Kopfhaar wird nach der Reifezeit in dünne Strähnen geteilt und jede derselben mit feiner Bastschnur spiralig bis zur Kopfhaut hinauf umwickelt; nur am unteren Ende wird ein kleines Haarbüschel stehen gelassen, das aus der Umwicklung hervorsieht. Schließlich werden alle diese Zöpfchen — es sind mindestens fünfhundert solcher erforderlich — nach hinten geschlagen und durch eine Schnur zusammengebunden. Die Männer erhalten durch diese sonderbare Frisur das Aussehen von Frauen. Das Kopfhaar wird auch durch Kalk entfärbt, wodurch es heller erscheint; Frauen bedecken den Kopf auch mit Asche. Die Haarkämme sind aus Holz angefertigt (Abb. 45, Fig. 12). Aus festlichen Anlässen (Krieg, Trauer) bemalen sich die Männer schwarz und rot. Alle Eingeborenen lassen sich mehr oder weniger tatauieren, hauptsächlich am Oberkörper. In den nördlichen Inselgebieten werden die Tatauierungen feiner ausgeführt und weisen auch bestimmte Muster auf, z. B. bizarre Zeichen oder am häufigsten ein Bildnis der Sonne, das man mit Vorliebe auf der Stirn und jeder Backe trägt. Im Süden zieht man mehr Narbenschmuck in Form von Sternen vor.

Als **Schmuck** sind am gesuchtesten (besonders auf den mittleren Neuhebriden) Eberhauer, vor allem kreisförmig geschlossene, die man auf der Brust, aber auch an den Armen trägt. Je mehr Eberhauer ein Mann besitzt, um so größeres Ansehen genießt er. Auf Tanna tragen beide Geschlechter um den Hals an einer Schnur Ringe aus Nephrit, meist alte Erbstücke, die wohl früher einmal eingeführt worden sind — woher läßt sich nicht sagen — und aus Beilklingen angefertigt zu sein scheinen. Beliebt ist Nasenschmuck (Abb. 118); die Nasenscheidewand wird durchbohrt und das Loch durch eine federnde Spirale stark ausgedehnt. Dadurch wird die Nasenscheidewand nach unten gepreßt und die Nasenspitze nach oben und außen ausgedehnt. Mit der Zeit kommt es zu einer ganz gewaltigen Verunstaltung der Nase. Durchbohrung der Ohrläppchen ist ebenfalls verbreitet; man steckt in die Öffnung Ringe aus unedlem oder auch edlem Metall, Schweineschwänze, Schildkrotnadeln, selbst Uhrrädchen u. a. m.; auch dienen die durchlöcherten Ohrläppchen als Aufbewahrungsort für Tabak und Tabakpfeife. Ferner pflegt man die oberen Schneidezähne der Frauen als Zeichen ihrer Verehelichung auszuschlagen (Port Olry). Auf



Abb. 118. Mann aus Nitendi mit aus Perlmutter zierlich geschnitztem Tanznasenschmuck
(Aus Speiser, Südsee, Urwald, Kannibalen)

Malekulu, Espiritu Santo und Pentecôte kommt Verunstaltung des Schädels vor, die bereits an Säuglingen vorgenommen wird; man legt aus Pandanusblättern geflochtene Mützchen um den Kopf und schnürt sie durch Bänder fest, so daß der Schädel nur in die Länge nach hinten oben wachsen kann (Abb. 119).

Die Nahrung der Insulaner besteht in Pflanzenkost; Yams macht den Grundstock der Ernährung aus; dazu kommen noch Taro, Brotfrucht, Maniok und andere Erzeugnisse der Pflanzungen. Eine Leibgerichtart der Eingeborenen (laplap) besteht aus zerstoßenen Yamswurzeln, die in Blätter eingepackt zwischen heißen Steinen geröstet und mit Kokosnußmilch übergossen oder auch mit Kohl, Fett und gerösteten Nüssen vermischt werden, so daß eine breiartige Speise entsteht. Das einzige Fleisch, das genossen wird, ist das Schweinefleisch (besonders aus Anlaß von Festen und feierlichen Handlungen). Das Fleisch des männlichen Schweines ist für eine besondere Kaste vorbehalten, die übrigen Leute essen von dem weiblichen Tier. An der Küste werden auch die Erträge des Fischfanges verzehrt. Betelgenuß ist auf den Inseln unbekannt.

An Booten sind neben einfachen Einbäumen Doppelkanus mit Auslegern in Gebrauch; diese tragen vorn ein grobgeschnitztes Vogelbildnis. Zur Fortbewegung dienen Ruder und Segel.

Von Waffen kommen Speere, Bogen und Pfeile, Schleudern und Keulen vor. Schilde fehlen auf den Neuhebriden. Die Speere (Abb. 49, Fig. 3, 9) sind ein- bis mehrzinkig; sie sind ebenso wie die Pfeile (Taf. IV, Fig. 17, 18 und 21) mit zahlreichen kleinen Knochenspitzen besetzt, die man von Röhrenknochen angesehener Personen, meistens der Geheimgesellschaft der Suque, herstellt; sie werden in Olry angefertigt. — Die Bogen (Taf. IV, Fig. 30) sind gut entwickelte Reflexbogen (Flachbogen); ihre Sehne ist eine gedrehte Schnur. Zum Schutz des Handgelenkes gegen die zurückschnellende Sehne dient eine hölzerne Vorrichtung. Es gibt unter den Pfeilen auch vergiftete und mit Knochen besetzte. Zur Vogeljagd benutzt man Pfeile mit Endkolben aus Holz oder Koralle, um das Gefieder der Tiere nicht zu verletzen. — Die Schleudern bestehen in einem Strick aus geflochtenen Kokosfasern. — Die Keulen (Taf. III, Fig. 18 und 19) tragen einen morgensternähnlichen Knauf; auf Olry kommen auch Keulen mit schwach sichelförmigem Stiel vor, die an den australischen Bumerang erinnern.

Die Kunstfertigkeit der Insulaner besteht in der Her-

stellung von Flechtarbeiten, Topfwaren und Holzschnitzereien. Die Herstellung kunstvoller Matten steht besonders auf Pentecôte in Blüte. Man versteht hier, erhabene Muster und fein durchbrochene Spitzenbänder aus Pandanusstreifen herzustellen, desgleichen Korbteller aus spiralig umgelegten Strohseilen mit einem Boden aus Blättern. Weberei war früher auf den Banksinseln bekannt, ist jetzt jedoch ausgestorben; auf den übrigen Inseln fehlt sie gleichfalls. Auf Tanna und Erromanga wird Tapagewebe hergestellt. Mit Holzschnitzereien werden die Speere und Pfeile (menschliche Gesichter) bedeckt, ebenso die Kanus mit Tiergestalten geschmückt, an den großen Tabutrommeln menschliche Gesichter angemalt. Auch werden Masken aus Holz geschnitzt. Auf den Banksinseln werden auch kunstvolle Idole und Ahnenhäuschen geschnitzt. Auf Santo wird in zwei Dörfern Töpferei betrieben, und zwar kennt man hier die beiden Methoden der Herstellung der Gefäße (Abb. 48, Fig. 16), in dem einen das Formen aus einem Tonklumpen, in dem andern das Aufbauen des Topfes aus Tonwülsten. Früher wurden die Gefäße weit nach dem Süden verhandelt. Auch scheint die Töpferei in älteren Zeiten weiter verbreitet gewesen zu sein. Auf der Insel Aoba wurden unter einer 25 cm dicken Schlackenschicht, die wieder von einer 2,5 m dicken tonartigen Alluvialschicht überlagert war, Stücke von grobem Topfgeschirr ohne Verzierung gefunden; auch auf anderen Inseln wurden ähnliche Scherben, jedoch mit Verzierung, die an die der heutigen Neuguinea-Gefäße erinnern, in der Erde entdeckt. Die heutigen Bewohner dieser Inseln sind mit der Anfertigung von Topfgeschirr nicht vertraut. Die Kenntnis der Töpferei scheint mit der Einwanderung der Polynesier, die Holzschüsseln mitbrachten, verlorengegangen zu sein. — Auf den Banksinseln begegnet man schalenförmigen Vertiefungen (von Faust- bis Waschbeckengröße) von rundem oder ovalem Durchmesser, die in große Steinblöcke eingearbeitet sind; über deren Bedeutung und Alter vermögen die heutigen Be-



Abb. 119. Künstliche Verunstaltung des Schädels auf den Neuhebriden, Malekulu

wohner nichts anzugeben. Sicher rühren sie von einer früheren Kultur her. *Der harte Basalt, in den diese Becken gehauen* sind, muß große Mühe bei der Arbeit gemacht haben. — Auf Malo, Aoba und den Banksinseln trifft man Überreste von Bauten, Wällen auf hohen Plattformen an, die zum Teil sorgfältige Arbeit erkennen lassen. Vielleicht sind sie ebenfalls einer untergegangenen, bisher nicht bekannten Kultur zuzuschreiben.

Die Bevölkerung lebt in festen Dorfverbänden, an deren Spitze ein Häuptling steht; er allein hat das Recht, in einer durch einen Zaun umgebenen Behausung zu wohnen. Seine Gewalt ist jedoch beschränkt. Nach seinem Tode wird der Eingang zu seiner Wohnung verschlossen und die Hütte samt dem darin untergebrachten Körper dem Verfall überlassen. An der Seite des Torzaunes wird ein Altar aus Korallenfels (für das zeremonielle Töten von Schweinen) errichtet, der von grotesken geschnitzten Figuren umgeben ist. Sie sollen das Abzeichen des Ranges des Verstorbenen darstellen. Auf den Inseln Tanna und Erromanga ist die Häuptlingswürde erblich (polynesischer Einfluß), auf den übrigen Inseln nicht.

Die soziale Verfassung baut sich auf dem Mutterrecht auf, jedoch hat sich das Vaterrecht auch bereits Einfluß verschafft. Es herrscht das Zweiklassensystem, was in zahlreichen Ehehindernissen und in der Vorschrift, daß der Grundbesitz und sonstiger Reichtum immer nur in der Sippe verbleiben muß (mit Ausnahme der Bäume, die der Vater für die Kinder gepflanzt hat und die deren Eigentum werden), zum Ausdruck kommt. Auf einzelnen kleineren Inseln findet sich auch individuelle Vererbung des Grundbesitzes, aber dieser Brauch ist polynesischen Ursprunges. — Außer dem Klassensystem wirkt auf die zu schließende Ehe noch ein zweites System ein, das sich nach den Generationen richtet und niemandem gestattet, in eine ältere Generation hineinzuheiraten. Dadurch wird die Heiratsmöglichkeit noch mehr vermindert. So ist unter Umständen ein junger Mann gezwungen, trotz reichlicher Auswahl an Mädchen in seinem Dorfe sich eines aus einem anderen Dorfe zu holen.

Die Heirat erfolgt durch Kauf. Schon bald nach der Geburt eines Mädchens wird seinen Eltern ein Antrag gemacht, und die jungen Leute werden miteinander verlobt. Das Mädchen siedelt nach dem Hause ihres zukünftigen Gatten über und wird hier unter der Obhut älterer Frauen auferzogen, bis es das heiratsfähige Alter erreicht hat. Die Heirat vollzieht sich ohne alle Förmlichkeiten. Polygamie kommt

überall vor, ist aber im allgemeinen selten. Bei gewissen Stämmen, bei denen die Frauen selten sind, kommt auch Polyandrie vor. In solchem Falle holt man sich auch ein Weib durch Raub aus einem andern Stamme, was zu kriegerischen Verwicklungen führt; sonst wird endogam geheiratet.

Früher standen auf den Neuhebriden die Geheimbünde der Männer in großer Blüte; besonderen Ansehens erfreute sich der Bund der Suque. Er besteht zwar noch, hat aber mehr die Formen einer Vereinigung für religiöse Zwecke angenommen und erstreckt sich auf die Pflege des Seelen- und Ahnenkultus. Die Seelen der Verstorbenen leben nach Ansicht der Bevölkerung weiter und sind den überlebenden Angehörigen und Freunden gut und hilfreich gesinnt, hingegen für die Fremden und Feinde gefährlich. Um sich vor diesen üblen Geistern zu schützen, suchen die Mitglieder der Suque diese gut zu stimmen, und zwar durch Vermittlung eines mächtigeren Geistes, der entweder ein früherer eigener Ahne oder eine Person ist, die mit der Geisterwelt in Beziehung steht. Solche Vermittler sind die Männer der höchsten Grade des Ordens. Um zu einer so hervorragenden Stellung zu gelangen, müssen die Mitglieder des Bundes möglichst viel Schweine opfern; je häufiger sie dies tun, um so schneller steigen sie in einen höheren Rang empor. Diese Auserwählten stellen nun den Verkehr mit der höheren Welt her. Sie stehen auch in dem Rufe, Zauberer, Wettermacher, Bereiter von Liebestränken und Erzeuger von Krankheiten zu sein. Jedes Mitglied des Bundes sucht sich möglichst viele Schweine zu verschaffen, um emporzusteigen, und gerät dadurch



Abb. 120. Trommelgruppe auf einem Tanzplatz in Südmalekulu
(Aus Speiser, Südsee Urwald, Kannibalen)

zumeist in Abhängigkeit der Wohlhabenderen. Daher erlangen diese einen gewissen Einfluß im Bunde, also eine Art von Herrschaft. Aus ihren Reihen gehen auch die Häuptlinge hervor. Ihre Stellung ist nicht erblich, jedoch erleichtert ihr Wohlstand den Söhnen, bald in eine angesehene Stellung in der Suque und damit schließlich auch zu einem Häuptlingsposten zu gelangen. — Nach ihrem Tode genießen die Häuptlinge ganz besondere Verehrung. Während für gewöhnliche Sterbliche die Trauer nur kurze Zeit, für Frauen sogar nur wenige Tage dauert, wird für die Häuptlinge noch am tausendsten Tage eine Trauerfeier veranstaltet.

Auch die Eingeborenen der Neuhebriden huldigen mit großer Hingabe dem Tanz. Die Tänze werden von Gesängen begleitet, in denen geschichtliche Vorgänge, kriegerische Ereignisse, die Liebe und wichtige Ereignisse des täglichen Lebens (hauptsächlich die verschiedenen Vorgänge bei den Pflanzungen, wie Ausroden, Bepflanzen, Bewässern, Ernten, ferner Diebstahl u. a. m.) wiedergegeben werden. Chorgesänge werden ohne Tanz und ohne Musikbegleitung mehrstimmig aufgeführt. Die Musikinstrumente bestehen nur in einer Pfeife mit drei Löchern und einem Musikbogen mit einer Saite. Dazu kommen noch als eine eigenartige Einrichtung senkrecht stehende, jedoch schief eingerammte, dabei nach verschiedenen Richtungen sich neigende mächtige Trommeln (tabu), die sich in größerer Anzahl auf den Dorf- und Opferplätzen vorfinden (Abb. 120). Sie sind nach Art der Schlitztrommeln aus einem ausgehöhlten Baumstamme hergestellt und an ihrem oberen Ende zu einem menschlichen Antlitz mit lächelndem Munde und großen Augen geschnitzt.

Die religiösen Vorstellungen der alten Bewohner der Neuhebriden bestanden in Ahnen- und Seelenkultus. Man glaubte an ein Fortleben der Seelen nach dem Tode, die fortan ein sorgloses Dasein führten, gelegentlich aber auch wieder zurückkehrten, um die Hinterbliebenen zu belästigen. Daher wurden ihnen die üblichen Versöhnungsopfer dargebracht. Auf den weniger zugänglichen Inseln bestehen diese Vorstellungen noch fort. Heutigentags ist die einheimische Bevölkerung der großen Inseln zum größten Teil zum Christentum bekehrt, indessen besteht bei ihr der Ahnenkultus zumeist weiter fort. Es zeigt sich dies u. a. an den Ahnenhäuschen, die über den Grabstätten errichtet werden und überall noch anzutreffen sind (Abb. 121). Bei den heidnischen Stämmen ist er in hohem Grade entwickelt. Wie wir schon hörten, werden die



Abb 121. Ahnenhäuschen aus Gaua mit geschnitzten Rangpfosten und Malereien
(Aus Speiser, Südsee, Urwald, Kannibalen)

Knochen der Verstorbenen zu Waffen verarbeitet, auch als Messer im Armband getragen, in der Meinung, daß man dadurch in den Besitz der Kräfte der Verstorbenen und ihrer Hilfe gelange. Auf Malekulu wird ein besonderer Kultus mit den Schädeln getrieben. Ihr Gesicht wird aus einer plastischen Masse, die man aufträgt, lebensgetreu modelliert. Diese so behandelten Schädel, denen künstliche Augen ein- und Haare aufgesetzt sind, werden auf eine Stange gesteckt; je höher der Verstorbene im Range stand, um so länger fällt die Stange aus und um so reicher ist sie beschnitzt. Von sehr hohen und angesehenen Leuten wird der ganze Körper nachgebildet. Aus Bambusstäben, Stroh und Rindenfasern wird eine Körperform nachgeahmt und das Ganze mit einer harzartigen Masse überzogen; dabei werden alle Einzelheiten, wie der Nabel, die Brustwarzen, das Glied, die Knie und die Zehen wiedergegeben, auch die Kleidung an-

gebracht, der Federschmuck und die Armbänder als Rangabzeichen angelegt. In der Rechten tragen diese Statuen ein Muschelhorn, in der Linken einen Schweinskiefer. Die Achseln werden außerdem noch zu Gesichtern modelliert, und aus den Schultern ragen aufrechte, mit Federn geschmückte Steine empor, an denen die Schädelmasken der Söhne des Verstorbenen befestigt werden, so daß eine solche Statue mehrköpfig erscheint. Natürlich fehlt ihr nicht der modellierte Schädel des Verstorbenen. Man stellt derartige Bildnisse an den Wänden der Häuser auf, läßt sie wohl auch an den Festlichkeiten teilnehmen. Über ganz Malekulu finden sich Steine mit eingehauenen runden Vertiefungen (Näpfchen von verschiedener Größe, 2,5 bis 15 cm im Durchmesser und 1 bis 1,5 cm Tiefe) zerstreut; häufig sind sie von einem Kranz aufrechter Steine (ähnlich den Cromlechs) umgeben. Diese Plätze sind Opferplätze für das Abschlachten von Schweinen mit großen Hauern und vielleicht früher auch von Menschen. Überhaupt sind aufrechtstehende Steine, teils allein, teils in Reihen von drei bis fünf Stück (Menhir) auf der Insel ziemlich zahlreich.

g) Neukaledonien

Neukaledonien, ein gebirgiges Land mit Überresten alter Vulkane, liegt etwa zwischen 164° und 167° östl. L. und 20° und 22° südl. Br. im Süden der Neuhebriden und verlängert den Australien umschließenden Inselgürtel nach Süden. Die Insel wurde 1774 von James Cook entdeckt und nach der alten Bezeichnung für Schottland Kaledonien benannt. Mit der Zeit lernten die Franzosen ihre Bedeutung wegen der großen Fruchtbarkeit schätzen, und am 29. September 1853 nahm der Oberbefehlshaber der französischen Flotte, Despointes, von der Insel im Namen Frankreichs Besitz. Heiße Kämpfe entspannen sich mit den Eingeborenen, die aber schließlich unterlagen. 1864 wurde auf der Insel eine französische Kolonie für Verbrecher eingerichtet, die zu schwerer Zwangsarbeit verurteilt waren. Interessant ist noch, daß im gleichen Jahre von einer Anzahl Einwanderer der Versuch gemacht wurde, den Kommunismus praktisch einzuführen; indessen scheiterte er aus leicht begreiflichen Gründen, und nach zwei Jahren gingen die Genossen, gegenseitig verbittert, auseinander.

Die einheimische Bevölkerung setzt sich aus den gleichen Rassenelementen wie die der Neuhebriden zusammen: Melanesiern und Papuas. Man erkennt dies auch deutlich an den

Bildnissen, die sich an den Pfeilern der Hutten bei den Webia angebracht finden; der eine der dargestellten Typen zeigt ein breites Gesicht, ebensolche Nase, viereckiges Kinn und breiten Mund, der andere dagegen ein mehr ovales Gesicht, gerade oder gebogene Nase und kleinen Mund. Die beiden gleichen Gesichtsformen kehren auf den Schnitzereien der Speere wieder. — Auch der Kreuzung mit polynesischen Elementen begegnet man unter der Bevölkerung. Mit ihrer Einwanderung hängt wohl die Überlieferung zusammen, daß die Neukaledonier ihre Heimat weit im Westen gehabt haben.

Die Eingeborenen wohnten früher in runden Hütten mit einer Art Kegeldach. In der Mitte eines in die Erde gegrabenen Loches wurde ein Baumstamm errichtet, und am Rande wurden Stäbe eingepflanzt, die nach oben gebogen und mit der Spitze des Mittelstammes verbunden waren. Zwischen diese Stäbe wurden Äste geflochten, und das Ganze mit Blätterwerk und Gras zugedeckt. Die Türpfosten und der Mittelpfahl erhielten Schnitzereien als Verzierung.

Die Leute leben von den Erträgen der Pflanzungen und des Fischfangs, dem eine große Rolle zukommt. Für die Pflanzungen wurden früher großartige Terrassen künstlich angelegt und dafür bewunderungswürdige Bewässerungsanlagen geschaffen. Diese Terrassen waren leicht geneigt, so daß das oberhalb davon angestaute Wasser von Terrasse zu Terrasse laufen konnte. Bis zu 100 km wurden auf diese Weise bewässert. Auch fette Erde wurde mit Vorliebe gegessen. — Menschenfresserei war ebenfalls sehr verbreitet. Man beschränkte sich nicht nur auf das Verspeisen von erschlagenen Feinden, sondern verzehrte auch Greise, mißgestaltete (ausgesetzte) Kinder, Verbrecher usw. vom eigenen Stamm. Das Zerlegen der Leichen ging nach gewissen Regeln und Förmlichkeiten vor sich. Man aß das Fleisch mit besonders dazu bestimmten Messern und holte die Eingeweide mit einer besonderen Gabel (zwei menschlichen Oberarmknochen, die so miteinander verbunden waren, daß sie eine Art Zange bildeten) aus der Leiche heraus.

Die Männer trugen als Kleidung höchstens einen schmalen Rindenstreifen, die Frauen einen schmalen befransten Gürtel, die Häuptlinge außerdem eine eigenartige Kopfbedeckung, eine walzenförmige Kappe (ähnlich unseren Zylindern), die aber keinen Deckel besaß, dafür oben mit Federn und roten Büscheln aus Gras und Haaren, die bis auf die Schultern herabfielen, verziert war. — Der Körper wurde nur selten tatauiert. Dafür brachte man, besonders

bei den Frauen, im Gesicht, an den Armen und über der Brust schwarze oder blaue Streifen zur Verschönerung an. Der Haarschmuck bestand in Blumen von heller Farbe; im Kampfe trugen die Männer ein Büschel weißer Federn. Die Frauen legten sich um die Hüften Blumenkränze, um den Hals Perlen oder Muschelbänder um (*Taf.* I, *Fig.* 2 und 5).

Die Hauptbeschäftigung der Männer war der Krieg; schon bald nach der Geburt wurden die Knaben dem Kriegsgott geweiht, indem man ihnen einen harten schwarzen Stein auf die Brust legte, um damit anzudeuten, daß ihr Herz hart wie Stein gegen Feinde werden solle. Auch die Weiber beteiligten sich an den Kämpfen, indem sie die gefallenen Feinde nach der Stätte brachten, wo sie verspeist werden sollten. — Von Waffen kamen Wurfspeere, Schleudern und Keulen vor. Die Speere waren aus Holz angefertigt und zuweilen mit Fischgräten besetzt; sie trugen kleine menschliche Gesichter als Verzierung angeschnitzt. Man schleuderte die Speere mit einem Schleuderstrick, der hier seine hauptsächlichste Verbreitung gefunden hat. Die Keulen endlich besaßen einen morgensternartigen Knauf oder eine glatte Schlagscheibe aus Nephrit (Taf. III, Abb. 29). Die Holzkeulen haben noch die Besonderheit, daß der spitz vorspringende Schlagteil einem Vogelschnabel ähnlich sieht (Taf. III, Abb. 25). Auch kamen Formen vor, die an ostaustralische erinnern. Die Köpfe der erschlagenen Feinde wurden als Siegeszeichen an den Hütten angebracht.

Eine besondere Kunstfertigkeit der Neukaledonier besteht in der Anfertigung von glasierten Töpfen. Ihre Formen erinnern an die auf Viti. Bei den Webia sind Töpfe ohne Fuß, nur mit Henkel in Gebrauch; die Henkel sind durchbohrt, um die Gefäße aufhängen zu können. — Die Neukaledonier verstanden sich ganz besonders auf die Bearbeitung von Nephrit (s. o.). Als Handwerkzeug waren Muscheln und Äxte aus Serpentin in Gebrauch.

Die Stämme waren früher zu festen Verbänden zusammengeschlossen, an deren Spitze ein Häuptling stand, der aus der adligen Kaste stammen mußte und eine unbeschränkte Gewalt besaß. Das Volk zerfiel in Vornehme (Adlige) und Gemeine. Der Unterschied zwischen beiden Klassen bestand darin, daß die Adligen allein Grundbesitz hatten, während die Gemeinen ihn höchstens pachtweise überlassen erhielten, jedoch sonst frei waren.

Die Leichen wurden beerdigt oder auf einer Plattform bestattet.

3. Die mikronesische Kultur

Unter Mikronesien versteht man eine Unmasse von größeren und kleineren, im Norden von Neuguinea gelegenen Inseln, die sich trotz ihres geringen Flächenraumes von etwa 2700 qkm über den gewaltigen Meeresraum von rund 5600 km Breite verteilen und aus etwa 1000 Inseln oder Inselchen bestehen, weswegen man sie insgesamt auch als das „Gebiet der kleinen Inseln" (= Mikronesien) bezeichnet. Man hat diese zahlreichen Eilande in verschiedene Gruppen geteilt; die bedeutendsten davon sind die Karolinen mit den Palauinseln, im Norden davon die Marianen, im Osten die Marshallinseln und die Gilbertinseln; dazu kommen noch einige kleinere Inselgruppen am nordöstlichen Rande Melanesiens, die zwar stark polynesischen Einschlag (in körperlicher und sprachlicher Hinsicht) aufweisen, aber in kultureller mehr nach Mikronesien als nach Polynesien hinneigen, nämlich die Tasmaninsel (Nukumanu) und Ontong Java (Lord-Howe-Inseln). Mit Ausnahme der Gilbertgruppe, Tasmaninsel, Ontong Java und Guam war Mikronesien bis zum Weltkriege deutscher Besitz. 1885 waren die Marshallinseln, 1899 die Karolinen mit Palau sowie die Marianen (außer Guam) vom Reich erworben worden. Durch den Frieden von Versailles ging auch dieser deutsche Kolonialbesitz verloren.

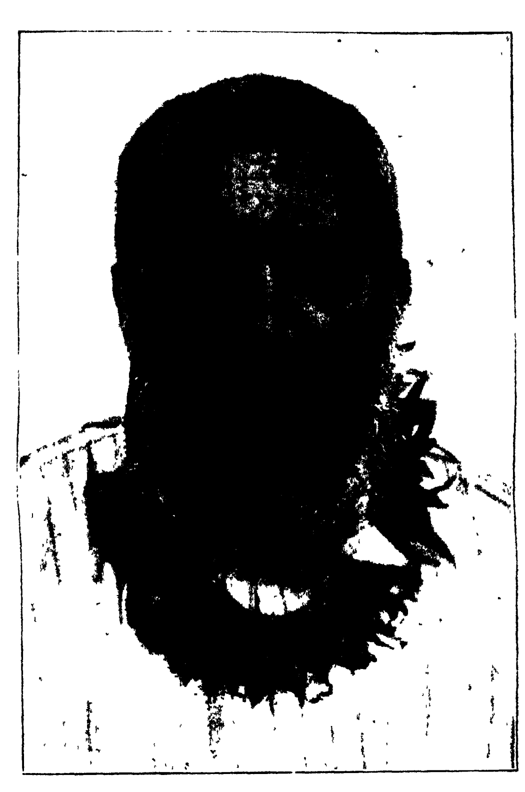


Abb. 122. König Kabua, Marshallinsulaner
(Nach Kramer)

Die östlichen Inseln Mikronesiens unterscheiden sich von den westlichen einmal durch die Größe der einzelnen Inseln und zum anderen durch

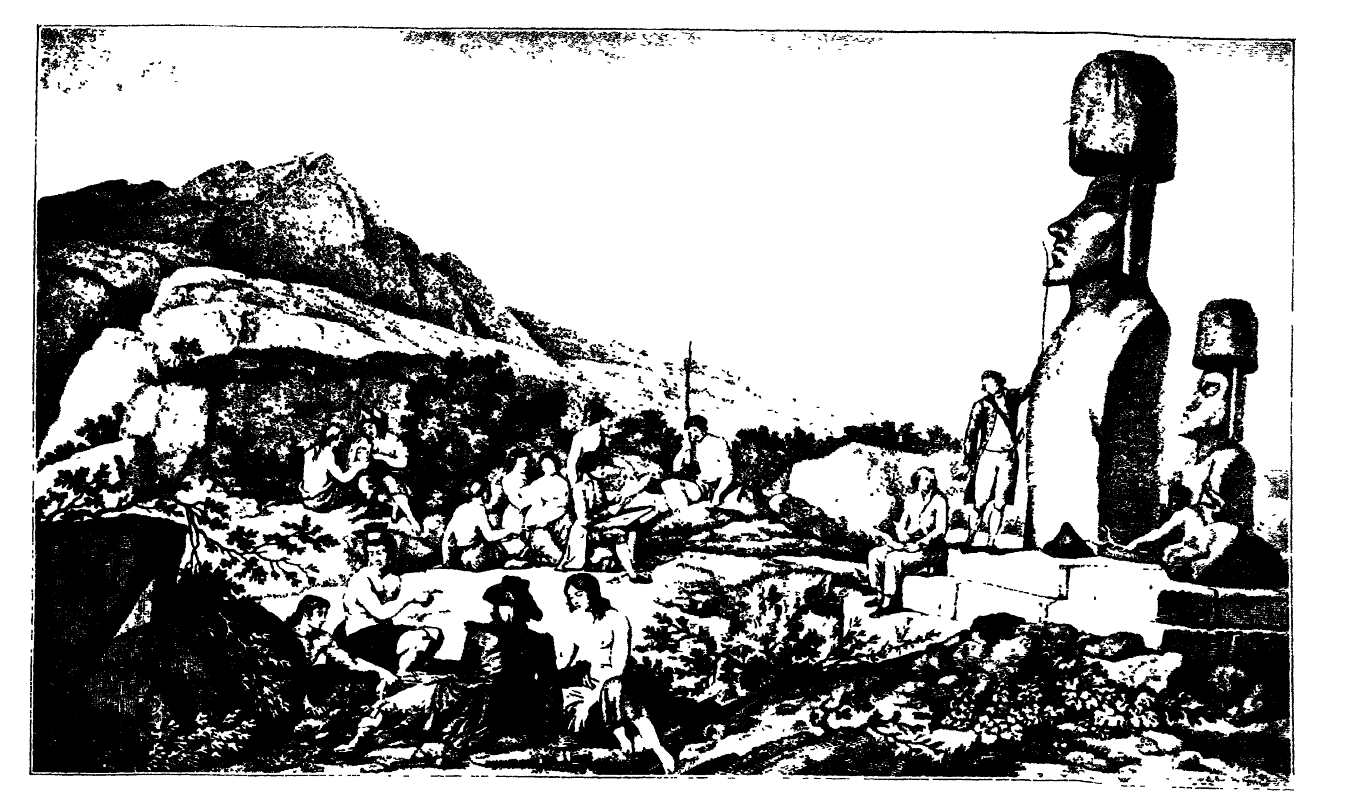
ihren geologischen Aufbau; jene sind durchweg kleine Eilande, die sich ausschließlich aus niederen Koralleninseln und riffartigen Atollen aufbauen, diese hingegen sind solche von stattlicherer Größe (Saipan etwa von 190, Yap von rund 200 und Ponape von etwas mehr als 300 qkm) und weisen Höhen auf, die unseren deutschen *Mittelgebirgen entsprechen* (auf den *östlichen Karolinen* zwischen 300 und 400 m schwankend, auf Kusaie bis zu 660 und auf Ponape sogar bis fast 900 m ansteigend). – Da die ganze Inselflur verhältnismäßig jungen Alters ist, so hat sie ihre Tier- und Pflanzenwelt von auswärts durch Einwanderung erhalten. Die Fauna stammt von dem malaiischen Archipel her. Auf den Karolinen geben die Kokospalme und der Brotfruchtbaum der Landschaft das bezeichnende Gepräge. die übrigen Kulturpflanzen sind die gleichen wie auf Neuguinea.

Was die körperliche Beschaffenheit der mikronesischen Bevölkerung betrifft, so kann man bei ihr von einer eigentlichen Rasse nicht sprechen, wie man es verschiedentlich getan hat. Sie ist aus einer Vermischung der zunächst auf den Inseln wohl ansässig gewesenen Melanesier mit polynesischen bzw. malaiischen Elementen hervorgegangen; auf einzelnen Inseln sind dann noch hinzugewanderte mongolische Rassevertreter (Chinesen, Japaner), ganz abgesehen von Europäern (Spanier), hinzugekommen. Dementsprechend kann von einem festen Typus keine Rede sein. Die Hautfarbe schwankt ganz bedeutend vom dunkeln Braun auf den Palauinseln und den Karolinen bis zum hellsten Braun auf den Marshall- und Gilbertinseln. Im allgemeinen nähert sich der mikronesische Typus dem polynesischen, besonders auf den östlicher gelegenen Inseln, während er auf den Westkarolinen mehr melanesischen Einschlag erkennen läßt. Die Körpergröße der Mikronesier ist geringer als die der Polynesier. Ihr Schädel ist etwas länger, ihr Haarwuchs verhältnismäßig stärker entwickelt. Dagegen ist die Farbe des Kopfhaares braunschwarz, seine Beschaffenheit lang und schlicht, gelegentlich aber auch lockig und selbst kraus. Der Haarwuchs im Gesicht ist mehr oder weniger stark (Abb. 122). Wie überall auf den Ozeanischen Inseln ist auch die mikronesische Bevölkerung stark im Abnehmen begriffen. Schon unter spanischer Herrschaft ging die Zahl der Eingeborenen außerordentlich stark zurück; die deutsche Regierung hatte zwar viel zur Erhaltung der Ureinwohner durch weise Gesetze und hygienische Maßnahmen beigetragen, aber seitdem nach dem Weltkriege fremde Nationen von den Inseln Besitz ergriffen haben, geht die Bevölkerung rascher dem Untergang entgegen, zumal da die gesundheitlichen Verhältnisse viel zu wünschen übrig lassen.



Tafel IX *Mädchengruppe in Tanzschmuck, Truck, Karolinen*

(Nach Krämer)



Tafel X

(Nach La Perouse)

Steinbildnisse auf der Osterinsel

In kultureller Hinsicht bieten die mikronesischen Inseln soviel Gemeinsamkeiten (z. B. Schiffsbau, Schmuck, Muschelgeld, Ornamentik u. a. m.), daß man mit vollem Recht von einer besonderen mikronesischen Kultur sprechen kann. Diese Kultur hat sich über Mikronesien ausgedehnt südlich nach Matty bis St. Matthias und am Ostrande Melanesiens hin bis Santa Cruz. Durch das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein der Kenntnis des Webstuhls ist Mikronesien in zwei Teile geschieden, einen westlichen und einen östlichen: auf den Marianen und den Karolinen kommt der Webstuhl vor, auf den Marshall- und den Gilbertinseln dagegen fehlt er. Ferner kommen beiden Gruppen noch zwei Besonderheiten zu; für die westliche ist die Verwendung von Schildpatt und Kokosnußscheibchen als Schmuck typisch, für die östliche die Besetzung der Waffen mit Fischzähnen. Im übrigen aber ist die Kultur beider Gruppen im großen und ganzen eine einheitliche. Bemerkenswert ist die große Vorliebe der Bewohner für die Schiffahrt und ihre große Fertigkeit in der Herstellung von Kanus sowie ihre Tüchtigkeit im Befahren der See auf weite Entfernungen, wobei ihnen eine Art Segelanweisung in Gestalt primitiver Seekarten große Dienste leistet. Der Bau ihrer zwar einfachen, aber durch Ausleger und andere Einrichtungen besonders seetüchtigen Fahrzeuge hat einen hohen Grad der Vollendung erreicht. Auf Palau sind die Insulaner keine so großen Seefahrer wie die Bewohner der Zentralkarolinen, die nachweislich weite und kühne Fahrten teils freiwillig, teils unfreiwillig unternehmen. So wird noch aus den jüngsten Jahren berichtet, daß sie auf einer solchen Fahrt nach Yap mehrere Monate auf dem Meere umhertrieben und schließlich auf Formosa landeten.

a) Die Karolinen und Palauinseln

Die Karoliner sind meist schlanke, aber gut gebaute, oft ziemlich muskulöse Leute von mittlerer Größe. Ihre Hautfarbe schwankt vom Kaffeebraun bis zum hellen Braun bzw. dunklen Gelb. Das weibliche Geschlecht ist etwas heller als das männliche. Die Stirn ist schmal, die Backenknochen treten nur wenig vor, die Nase ist im allgemeinen weniger platt als bei den Polynesiern. Das Gesicht weist ziemlich regelmäßige und ansprechende Züge auf; besonders das weibliche Geschlecht kann in der Jugend geradezu als schön bezeichnet werden (Abb. 123). — Das Kopfhaar ist schwarz, lang und dicht, gelegentlich aber auch feinlockig (z. B. bei den Ponapeleuten) und gelegentlich auch kraus (z. B. auf Truck). Bart ist mehr oder weniger vorhanden. Die Karoliner wurden von den ersten Entdeckern als gutmütig, freundlich, gastfrei und friedfertig geschildert; spätere Beobachter haben sie mehrfach schlechter Eigenschaften, wie Hinterlist, Trägheit, Falschheit und Unreinlichkeit beschuldigt, die aber offenbar als die Folgen der Demoralisation durch die ursprünglichen Eroberer anzusehen sind.

Die Karoliner besitzen festgebaute **Häuser** mit viereckigem Grundriß (Abb. 124). Auf solidem Untergrund aus Basaltplatten oder behauenem Korallengestein (auf Ponape bis zu 3 m Höhe) erheben sich Stützpfosten mit Rohrwänden oder Brettern, auf denen das mit Pandanusblättern und Matten bedeckte Dach ruht. Der Giebel ist kunstvoll bemalt. Neben diesen Familienhäusern gibt es noch größere (auf Yap besonders große) Gemeindehäuser, die den Junggesellen zum Aufenthalt, den Fremden als Absteigequartier und den Männern als öffentlicher Versammlungsraum, auf Ponape auch als Aufbewahrungsort für Kanus dienen. Auf den Palauinseln ist der Häuserbau besonders hoch entwickelt; vor allem zeichnen sich hier die Gemeindehäuser durch ihre feste Bauart, stattliche Größe und reichen Schmuck der Giebelfront aus (Abb. 125). Das älteste Haus auf den Palauinseln, das noch mit der Steinaxt erbaut wurde, zeigt Abb. 126. Im Osten Mikronesiens begegnet man auch Pfahlbauten. — Auf **Ponape** (Nanmatol an der Ostküste) und **Kusaie** finden sich merk-

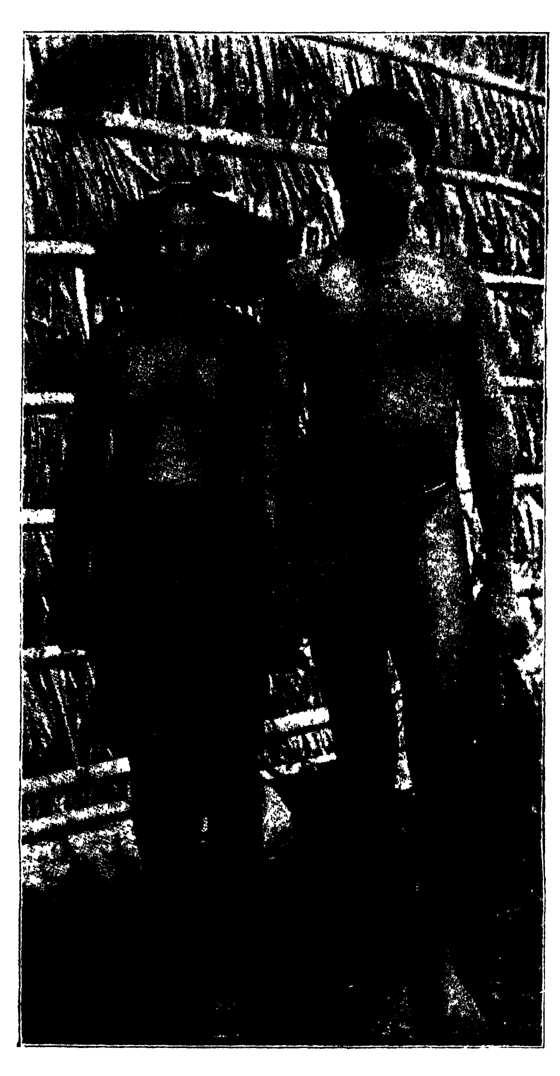


Abb. 123. Junges Karolinerpaar, Faisleute
(Aus Geschlecht und Gesellschaft, Verlag Richard A. Giesecke, Dresden)

würdige Steinbauten (Abb. 127), die auf den der Lagune vorgelagerten Inselchen errichtet sind und diese wie Festungen gleichsam einkapseln. Zumeist erheben sich auf ihnen aus Basaltplatten von etwa 2 m Höhe (bei 1,5—3 m Dicke) aufgebaute viereckige Plattformen aus dem Wasser, die mit kleineren Korallenstücken ausgefüllt sind; vereinzelt ist auf ihnen eine zweite Plattform angelegt, die in der Mitte eine weitere Umwallung trägt. Diese birgt dann eine Grabkammer. In dem Hofe innerhalb dieser dritten Mauer finden sich noch weitere Grabkammern angelegt. Die Basaltblöcke der Terrassen sind wie Holzstöße übereinander geschichtet. Um die für diese gewaltigen Bauten erforderlich gewesenen Steinmassen in Bewegung zu setzen, hat es sicherlich großer Anstrengungen bedurft. Man nimmt an, daß man es mit festungsartigen Anlagen der Könige oder Häuptlinge von Ponape zu tun hat, die in den Grabkammern ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. In den Grabkammern wurden Schmucksachen und Gebrauchsgegenstände aufgefunden, die vollständig denen gleichen, die bei der heutigen Bevölkerung noch im Gebrauch sind. Als Erbauer dieser Grabkammern kommen aber nicht die heute Lebenden oder ihre unmittelbaren Vorgänger in Betracht, sondern wahrscheinlich deren Vorfahren. Übrigens sind über die Erbauer dieser Steinbauten die abenteuerlichsten Vermutungen aufgestellt worden; die absonderlichste dürfte wohl die sein, daß sie von einer Negerrasse herrühren, die in früheren Zeiten auf Ponape gewohnt habe. Wenngleich diese Annahme in das Gebiet der

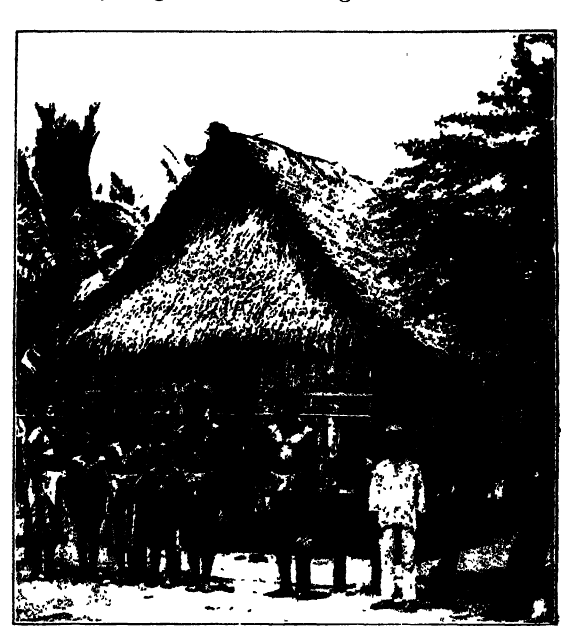


Abb. 124. Hütte auf den Karolinen

Fabel zu verweisen ist, so dürfte an ihr doch so viel Wahres sein, daß in der Tat einmal durch Walfischfänger von den Azoren und Kapverdischen Inseln her schwarze Negersklaven nach Ponape gebracht worden sind. — Auch auf den Marianen trifft man ältere Steinbauten an.

Die Kleidung der Eingeborenen besteht, sofern sie nicht bereits europäischer Mode zum Opfer gefallen ist (für die Männer Beinkleider und Jacke, für die Weiber wallende Musselingewänder), beim männlichen Geschlecht in einem geflochtenen oder gewebten Gürtel, der um den Leib geschlungen und zwischen den Beinen durchgezogen wird, oder in einer gedrehten Schnur, bei dem weiblichen in einem ziemlich bis zu den Knien reichenden Röckchen aus Fasern oder Gras, auch in Matten; Tapastoffe wie in Polynesien sind unbekannt. Bei festlichen Anlässen legen die Männer sich ebenfalls einen kurzen Grasrock aus zerschlissenen, gelbgefärbten Blättern der Kokospalme an, der durch senkrecht gestellte Schildpattblättchen oder Kokosnußscheibchen verziert wird. Auf Ponape tragen die Männer einen aus Pandanusblättern hergestellten Hut, der dem Papierhelm unserer Kinder ähnlich sieht und auch auf Tobi bekannt ist. Die Westkaroliner stecken einen aus den Schwingen des Fregattvogels bestehenden Putz (Abb. 45, Fig 6) in ihr Haar. Als Schmuck dienen Schildpattringe oder aufgereihte Kokosnuß- oder Muschelscheibchen (Abb. 128 und Taf. I, Fig. 1, 11, 21 und 30; Taf. II, Fig. 19; Taf. IX). Die Schildpattringe sind an den Rändern auch fein gezackt und mit zierlichen Mustern bedeckt. Auch Girlanden aus wohl-

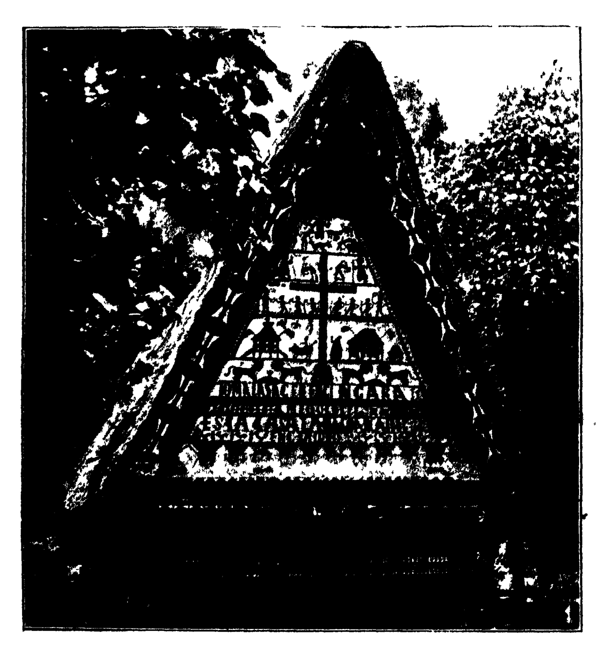


Abb. 125. Klubhaus (Bai) auf den Palauinseln



Abb. 126. Ältestes Haus auf den Palauinseln, das noch mit der Steinaxt erbaut wurde

riechenden Blumen sind sehr beliebt. Einen eigenartigen Schmuck der Palaumänner gibt der erste Halswirbel des Dugong (Taf. I, Abb. 26) (klilt) ab, eines Tieres, das überall bei der westlichen Inselwelt ziemlich häufig vorkommt, daher z. B. bei den Inseln der Torresstraße und an der Küste Neuguineas nur zu Nahrungszwecken gejagt wird; in dem die Palauinseln umgebenden Meere ist er selten, weshalb sein Halswirbel als Schmuckstück Verwendung findet.

T a t a u i e r u n g war früher auf den Karolinen allgemein verbreitet, heute ist sie fast durchweg abgeschafft. Jede Insel hatte ihre besonderen Muster; die schönsten und reichsten des Archipels traf man bei den Ponapesen an. Am ausgiebigsten wurde der Körper (fast seine ganze Oberfläche) von den Bewohnern der Insel Mogomog bedeckt. Auf den Palauinseln wurden die Mädchen früher durch die Tatauierung eines Dreiecks, die den Venusberg ausfüllte, als heiratsfähig gekennzeichnet. Nach Yap wurde die Sitte des Tatauierens etwa vor hundert Jahren von Ugoi (nordöstlich gelegene Insel) eingeführt. Sie bedeutete ursprünglich eine Auszeichnung; heute dient sie nur noch zu Schmuckzwecken. Man unterschied zwei Arten

der Tatauierung, eine des Oberkörpers vom Nacken bis zum Ansatz der Oberschenkel, und eine zweite, die vom Oberschenkelansatz bis zu den Knöcheln reichte. Beide Arten waren ursprünglich ein Vorrecht der vornehmen Personen und den sogenannten Milingei (s. u. S. 203) verboten. Diese durften nur schmucklose Streifen an Arm und Beinen sich eintatauieren lassen. Als Handwerkzeug diente dazu ein aus dem Knochen eines Seevogels hergestellter Kamm, ein hölzernes Hämmerchen und Ruß von verbrannter Kokosnuß.

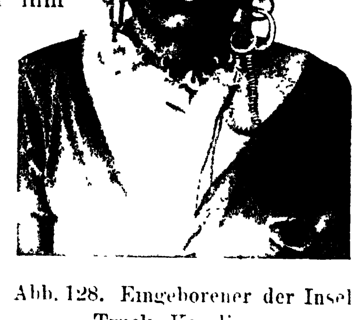


Abb. 127. Festungsmauer auf der Insel Kusaie

Die Hauptnahrung der Karoliner liefert der Fischfang. Man fängt die Fische mit Netzen der verschiedensten Formen, Angelhaken aus Holz und Perlmutter sowie mit Fischdrachen, auf Ponape in den Lagunen auch durch Betäuben mit dem milchigen Saft einer Wurzel. Auf den Oleai-Inseln wird bei jeder Ausfahrt zum Fischfang eine kleine Figur aus Korallenkalk gebacken (mit Stacheln des Rochenschwanzes als Beinen und einem Kokosschalenscheibchen als Gesicht) und als Amulett um den Hals getragen. Ackerbau wird wenig betrieben. Die Früchte der Kokospalme, Banane, Taropflanze und des Brotfruchtbaumes vervollständigen die Nahrung, und schließlich noch die kleinen jagdbaren Tiere, denen man mit Fallen nachstellt. — Das Feuer wird mit dem sogenannten Feuerpflug gewonnen. Das Kochen geschieht in Erdöfen auf glühend gemachten Steinen oder in heißer Asche.

Bogen und Pfeile (Taf. IV, Fig. 20 und 25) sind als Waffen nicht mehr bekannt; früher sollen beide nach Aussagen der Ponapesen auf ihrer Insel wenigstens noch benutzt worden sein. Die heutigen Waffen sind, soweit nicht Feuerwaffen bereits Eingang gefunden

haben, Speere, Keulen und Schleudern. Die etwa 4 m langen, aus Arecaholz angefertigten Speere tragen an der Spitze auf einer oder auf beiden Seiten Zähne als Besatz, auf Tobi solche vom Haifisch (Abb. 49, Fig. 1, 5, 10). Keulen sind gegenwärtig nicht mehr in Gebrauch; sie besaßen einen gezackten Schlagteil. Zum Fangen von Fregattvögeln nimmt man Wurfkugeln. Die Beile, die man als Handwerkzeug benützt, haben einen Kniestiel, der eine aufgebundene Stein- oder Muschelklinge trägt (Abb. 92, Fig. 4). Es kommen auf den Karolinen auch Beile mit beweglichem Zwischenstück vor, ähnlich denen von Neuguinea, jedoch sind ihre Klingen nicht ins Futter eingelassen, sondern ihm aufgebunden. Außerdem gibt es als Handwerkzeug noch Hacken mit Klingen aus Schildkrötenpanzer (Abb. 92, Fig. 9).


Abb. 128. Eingeborener der Insel Truck. Karolinen
(Nach der Zeitschrift Umschau)

Zu den Hausgeräten zählen Kokosnußschaber sowie Stampfer aus Korallenkalk (Abb. 112, Fig. 5) zum Zerkleinern der gebackenen Brotfrucht.

Von den technischen Fertigkeiten ist das Weben der Karoliner in erster Linie zu nennen. Die Kunst muß früher auf den Inseln allgemein verbreitet gewesen sein; merkwürdigerweise fehlte sie auf Yap und den kleineren Atollen. Gegenwärtig wird sie in ziemlichem Umfange noch auf Kusaie betrieben, aber die großen Matten, die man früher hier anfertigte, werden nicht mehr hergestellt. man beschränkt sich auf schmale Gürtel.

Das Material für die Stoffe geben Bananenfasern, auf den Westkarolinen auch die Fasern des Hibiscusbaumes ab. Die Fasern werden durch pflanzliche und mineralische Stoffe schwarz, rot, braun und gelb gefärbt. Die verschieden gefärbten Fäden werden aneinander geknüpft, eine sehr mühevolle Arbeit — Finsch zählte an einer Kette fünftausend Knoten —, und auf einen sinnreich konstruierten Kettenbock aufgewickelt, der reiche, in Weiß gehaltene Kerbschnitzereien und rote Malereien als Schmuck trägt. Es ist dies ein auf zwei Ständern ruhendes Holzgestell, in das eine Anzahl aus hartem Holz geschnittener Pflöcke und am anderen Ende ein vorspringender Querriegel eingelassen sind. Zwischen dem Querriegel, den Pflöcken und um diese selbst werden die Kettenfäden aufgewickelt (Abb. 131). Das Weben geht auf recht primitive Weise vor sich und ist mehr ein vorgeschrittenes Flechten. Die Weberin — die Kunst liegt in den Händen der

Frauen — nimmt zwei viereckige Brettchen, von denen sie das eine an der Wand des Hauses, das andere an ihrem Leibgürtel befestigt. Zwischen beiden sind die Kettenfäden ausgespannt. Durch flache Stäbe sind die verschiedenen Farben der Kette geschieden, die durch Aufrechtsetzen eines flacheren, breiteren, falzbeinähnlichen Stückes Holz, das zugleich als Webeschwert dient, um den Faden angeschlungen so auseinandergehalten wird, um das Schiffchen bei dem Schuß durchziehen zu können (Abb. 130). Auf diese einfache Weise werden 1—2 m lange (etwa 10—20 cm breite) schwarze Streifen hergestellt, die an beiden Enden mit regelmäßigen und gefälligen Mustern, in Braun, Gelb und Weiß gehalten, versehen sind.



Abb. 129. Mädchen von Saipan, Marianen

Von sonstigen technischen Fertigkeiten sind noch die Anfertigung von Matten und Körben (in einer für Indonesien sehr typischen Weise), sowie die Herstellung von Schalen aus Schildpatt durch Pressen in Formen zu erwähnen. — Die Arbeit der Männer besteht in dem Bau von Kanus. Es werden die schon bekannten Plankenboote, deren Bretter mit Kokosnußschnüren aneinander befestigt werden, mit einem nach unten ausgebauchten Rumpf, einem kräftigen Ausleger und einer Plattform hergestellt. Die Kanus der Yapleute erreichen eine Länge bis zu zwölf Metern (bei 1,5 m Breite). Als Amulett gegen widrige Winde und Meeresströmungen setzt man an ihnen auf der Fahrt eine Figur (Oberkörper eines Mannes mit Januskopf) aus Holz, Kalk oder Lehm auf. Die Boote der Karoliner zeichnen sich durch ihre Seetüchtigkeit aus. Zur Fortbewegung bedient man sich eines dreieckigen Segels, aus Pandanusblättern geflochten, das an beiden Längsseiten durch Raastangen gesetzt wird (Abb. 132). Über besondere nautische Hilfsmittel verfügen die Karo-

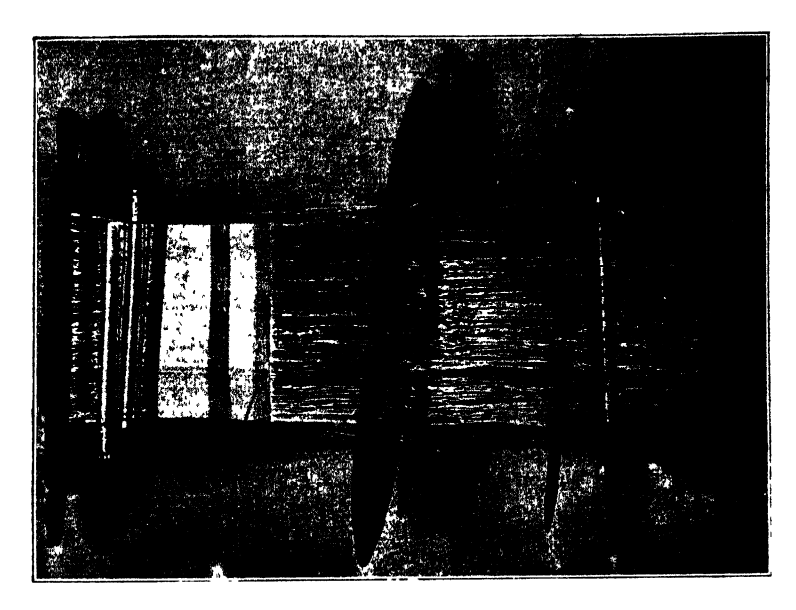


Abb 130. Webstuhl der Karoliner

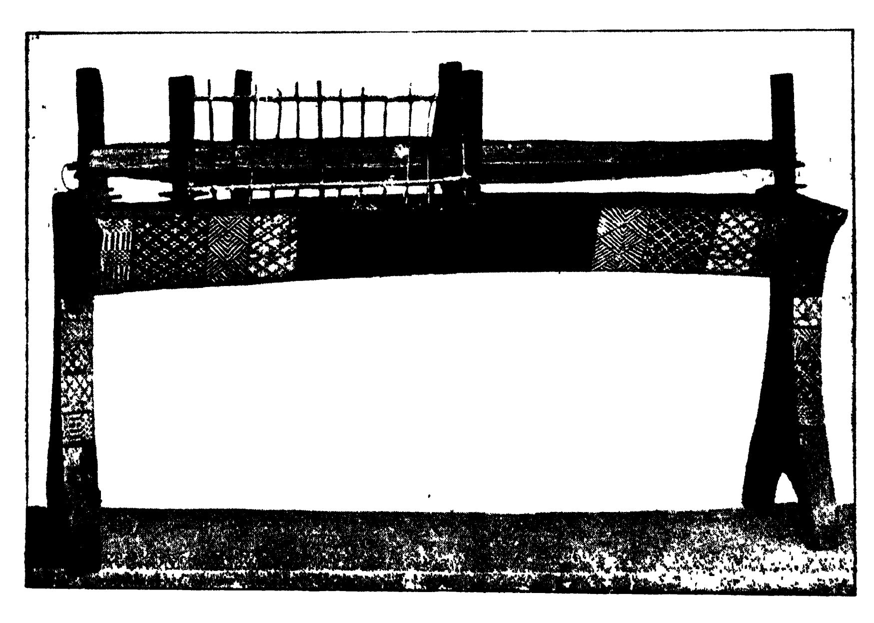


Abb. 131. Kettenbock von Kusaie
(Lindenmuseum, Stuttgart)

liner bei ihren Fahrten nicht; dagegen haben sie sich vorzügliche Kenntnisse über den Stand und Gang der Gestirne, über den Verlauf der Winde und Meeresströmungen auf Grund ihrer praktischen Erfahrungen angeeignet, die sie befähigen, sich auf dem Meere zurechtzufinden. Heutigentags ist die einheimische Schiffahrt zum großen Teile geschwunden, der Verkehr nach den anderen Inseln wird durch europäische Segler vermittelt; aber früher wurden von den Karolinern auf ihren selbst hergestellten Booten weite Fahrten, bis zu den Philippinen und Formosa hin, unternommen.

Als Zahlungsmittel im Handel waren Perlmutterschalen, die an den Breitseiten spatenförmig abgeschliffen und am Schloßteil durchbohrt waren, kleine, auf einer Schnur aufgereihte Perlmuttermuscheln, ferner Farbstoff aus der Curcumawurzel und feinere Bananenfasern üblich, und auf Yap vor allem Steingeld (Fä). Es sind dies mehr oder weniger große runde Steine aus Aragonit mit Durchbohrung im Zentrum (nach Art unserer Mühlsteine), die auf einer Insel im Süden der Palaugruppe gebrochen werden (Abb. 133).

Je dünner und gleichmäßiger die Steinscheibe war, um so größeren Wert besaß sie; es kommen Stücke bis zu 3,5—4 m Umfang vor, ja noch größere gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Die ganz großen Scheiben führten besondere Eigennamen. Der Wert eines Steines von etwa drei Spannen Größe betrug im Anfange der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gegen 83,50 Mark. Den Milingei war der Besitz oder Erwerb von Geldsteinen von mehr als vier Spannen Größe verboten. Der Transport der Steine von der Ursprungsstätte nach Yap erfolgte auf Flößen, die durch Kanus gezogen wurden, in neuerer Zeit durch europäische Segler.

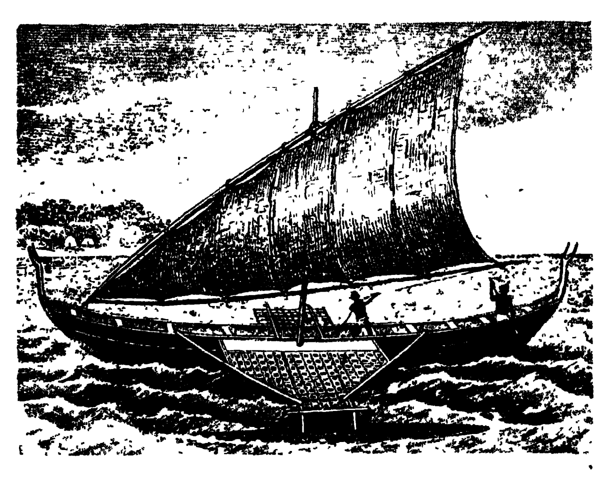


Abb. 132. Kanu von den Mortlockinseln
(Museum für Völkerkunde in Leipzig)

Die soziale Verfassung auf den Karolinen bestand in einer Art Feudalherrschaft unter Königen oder Oberhäuptlingen.



Abb. 133. Geldsteine auf Yap, die auf den Palauinseln gebrochen werden

Diese wurden durch die Häuptlinge gewählt. Ihre Würde war zwar nicht erblich, aber im allgemeinen wurde der Nachfolger derselben Familie entnommen. Diese Oberhäuptlinge besaßen keine unbeschränkte Macht, sondern waren nur die ersten unter ihresgleichen; bei wichtigen Anlässen mußten sie den Rat der Häuptlinge einholen. Auf Ponape war dieses Feudalwesen ganz besonders ausgebildet. Unter den Häuptlingen gab es hier noch eine Reihe von Rangstufen, die zusammen den Adel vorstellten; dann kam das gemeine Volk und schließlich die Sklaven. Auf Yap schied man die Bevölkerung in zwei Klassen, in Freie und Hörige, Pi-Uap und Milingei; die letzteren waren ursprünglich wohl die unterjochten Eingeborenen. Die Milingei waren einer Reihe von Beschränkungen unterworfen. Sie wohnten in Gemeinden für sich, verwalteten diese aber politisch selbständig, denn sie besaßen ihre eigenen Oberhäuptlinge und Beratungshäuser, sowie eigenes Privat- und Gemeindeeigentum; sie waren verpflichtet, auf den Pflanzungen der Pi-Uap zu arbeiten. Sie durften einen Haarkamm und eine Sitzunterlage, das Abzeichen der Vornehmen, nicht tragen, ebensowenig einen kostbaren Schmuck, auch sich nicht in der Art dieser tatauieren lassen u. a. m. Die Männer mußten auf den Wegen beiseitetreten, wenn sie Frauen der Pi-Uap begegneten, und ihre Frauen mußten vor den Yapmännern niederknien. Heirat zwischen Freien und Unfreien war verboten.

Auf den meisten Inseln der Karolinen herrschte das Mutterrecht, am ausgeprägtesten auf Palau und den Westkarolinen. Auf Yap aber gründete sich die Familienverfassung auf ausgesprochenem Vaterrecht. Die Kinder gehörten dem Vater an; wurde die Ehe geschieden oder durch den Tod aufgelöst, so folgten sie ihm ebenfalls.

Die Ehe der Karoliner beruht auf Kauf. Zumeist lebt man in Einehe. Polygamie kommt auch vor, aber nur unter den Wohlhabenden. Die Heirat vollzieht sich ohne besondere Förmlichkeiten. Meist wird die Ehe nur auf kurze Zeit, zuweilen nur auf Wochen geschlossen. Nach dieser Zeit steht es jedem Teil frei, die Ehe zu lösen; das Auseinandergehen der Eheleute geschieht in einfacher Form. — Die Stellung der Frau ist eine verhältnismäßig gehobene, wenigstens bei den höheren Gesellschaftsklassen. — Beschneidungs- und Jünglingsweihen sind nicht bekannt. Nach der ersten Menstruation werden den Mädchen auf Yap die Zähne geschwärzt. Wie Finsch auf Ponape aus zuverlässiger Quelle hörte, wurde früher den Knaben im Alter von sieben bis acht Jahren der linke Hoden ausgeschnitten, angeblich um dadurch Geschlechtskrankheiten vorzubeugen. Adoption ist üblich; die adoptierten Kinder genießen die gleichen Rechte wie die leiblichen und scheiden aus ihrer Familie aus. Geschlechtsverkehr vor der Ehe ist den jungen Mädchen erlaubt. Für die großen Gemeindehäuser rauben sich die jungen Männer Mädchen aus anderen Bezirken, doch ist solcher Raub nur eine Form, denn meistens hat man sich vorher darüber verständigt. Die Mädchen gehen für eine gewisse Zeit, zumeist für mehrere Monate in einen fremden Bezirk und werden hier zum Gemeingut (als armengol) aller jungen Männer, der ledigen sowohl wie der verheirateten, die sich zu Klubs (Kaldebekel) zusammenschließen und gemeinsam in besonderen Häusern (Bais [S. 194 und Abb. 125]) wohnen. Nach Ablauf dieser Zeit kehren sie reichlich beschenkt in ihr Heimatdorf zurück. Wird ein Mädchen durch diesen Verkehr Mutter, dann muß es ihr mutmaßlicher Schwängerer heiraten.

Die Karoliner bekunden große Freude an Tanz und Musik. Es gibt bei ihnen zwei Arten von Tänzen. An der einen beteiligen sich nur die Männer, an der anderen beide Geschlechter; bei jenen tanzt man richtig im Stehen, bei diesen bleibt man sitzen und vollführt mit den Händen und Armen graziöse Bewegungen (Taf. IX), ähnlich dem Sivatanz der Samoaner (s. u.). Beim Tanzen bedient man sich (vorzugsweise auf Ponape) ruderartiger Tanzstäbe (mit kurzem

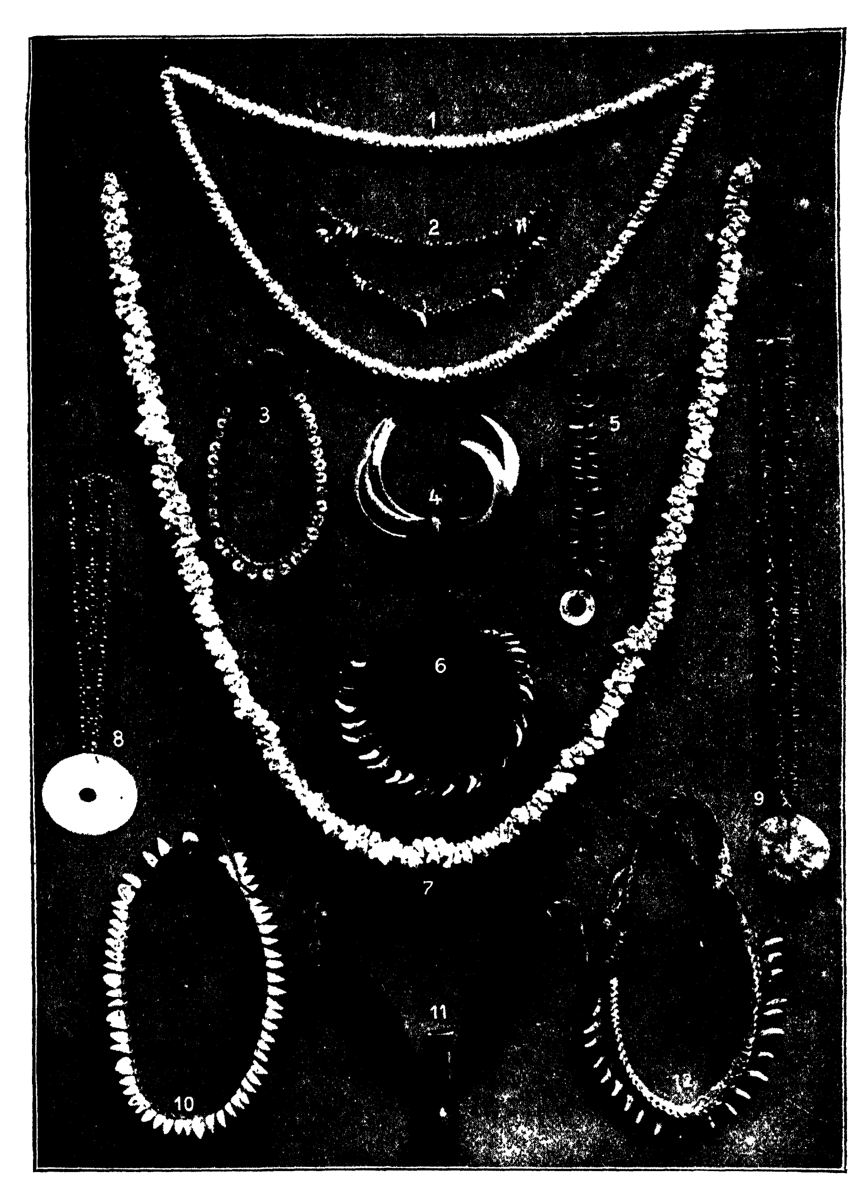


Abb. 134. Schmuck aus Ozeanien: 1 Halskette aus Spirulagehausen, Samoa; 2 Halsschmuck aus Helicina tahitensis und Cerithium, Niue; 3 Konigshalsschmuck aus Scheibchen von Cassis rufa, Marshallinseln; 4 Brustschmuck aus Eberzahnen, Deutsch-Neuguinea; 5 Halsschmuck aus Scheibchen von Samenkornern mit Konusring, Truck, Karolinen; 6 Armring aus Hunde-Eckzahnen, Deutsch-Neuguinea; 7 Halsschmuck aus Strombusgehausen, Niue; 8 Halsschmuck aus Helicina tahitensis und Tridacnascheibe, Nauru; 9 Halsschmuck aus Truncatellagehausen und Scheibe aus Seeigelschale, Niue; 10 Halsschmuck aus Cardium fragrum, Neuhebriden; 11 Hauptlingsschmuck aus geflochtenem Menschenhaar mit Anhanger aus Pottwalzahn, Hawaii; 12 Halsschmuck mit Nassa und Hunde-Eckzahnen, Deutsch-Neuguinea (Etwa 1/10 n Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

Stiel und reich beschnitztem Blatt), die zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand gehalten und mit der rechten so schnell umhergewirbelt werden, daß das Blatt wie ein Rad wirkt (Taf. V, Fig. 4, 9, 19). — Musikinstrumente sind Trommeln (von der Form großer Würfelbecher bis zu 1 1/2 m Höhe), die mit der Haut des Stachelrochens oder mit Fischblase bezogen sind, sowie Flöten aus Bambus von etwa einem Fuß Länge. Als Signalhörner gebraucht man Muscheltrompeten.

Sehr verbreitet sind auf Mikronesien Faden- und Abnehmespiele, deren Technik sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Die Abnehmespiele sind zumeist sehr einfach und werden daher gern auch von den Kindern gespielt. Ein Kind stellt mit einem Faden eine Figur her und ein anderes übernimmt den Faden, wobei es gleichzeitig eine neue Figur hervorbringt.

Die Fadenspiele, die von einer erwachsenen Person hergestellt werden, sind viel kunstvoller und mannigfaltiger. Wenn die Hände für sehr komplizierte Figuren nicht ausreichen, nimmt man die Zähne und Zehen zu Hilfe. Die Gegenstände, die durch die Fadenspiele zustande kommen, sind zum Teil der Natur entnommen: sie geben z. B. die Form von Früchten, Fischen usw. wieder, zumeist aber beziehen sie sich auf die Geschichte oder Sage der Insulaner.

Die Religion der Karoliner besteht in Ahnenverehrung, sofern nicht das Christentum unter ihnen Verbreitung gefunden hat. Die Geister der Verstorbenen werden zum Schutze angerufen; jede Familie, jede Ortschaft, jeder Stamm besitzt seine Schutzgeister, die man durch Opfer zu versöhnen sucht. Alle Naturerscheinungen, wie Donner, Blitz, Regen usw., ebenso Krankheit und Tod, ferner die Erfolge bei der Jagd, dem Fischfang, beim Ackerbau usw. werden übernatürlichen Kräften, dem Walten der Geister zugeschrieben. Überall glauben sich die Insulaner von ihnen bedroht. — Über das Weltgebäude hat man auf Ponape sich eine bestimmte Vorstellung gemacht. Der Meeresgrund bildet eine kreisförmige Scheibe; darüber lagert das Meer und mitten in ihm liegen Ponape und die bekannten Nachbarinseln. Über das Ganze wölbt sich wie eine hohle Glocke das Himmelsgewölbe. Hier halten sich höhere Wesen, eine Art Götter, auf. Der Meeresgrund dient den Seelen der Verstorbenen zum Aufenthalt. Da am Horizont Himmel und Wasser zusammenstoßen, so können die Geister des Meeresgrundes auch in den Himmel emporsteigen. Die Gestirne tauchen beim Niedergehen in das Meer hinein und dienen während der Nacht den Seelen auf dem Meeresgrunde als Leuchte. Am anderen Morgen steigen sie wieder aus den Fluten hervor, um die Lebenden mit ihrem Licht zu erfreuen.

Sehr gut unterrichtet sind wir über die religiösen Vorstellungen der Yapleute. Nach ihrer Ansicht besteht der Mensch aus zwei Teilen, einem sichtbaren Leibe und einer ihm innewohnenden Seele von genau demselben Aussehen wie jener, die sich aber beim Tode von ihm trennt und nach der Verwesung des Leichnams sich himmelwärts wendet, ganz gleich, ob der Mensch gut oder böse auf Erden gewesen ist. Den Himmel stellt man sich ebenso realistisch wie den irdischen Aufenthalt vor. Er ist von zahlreichen Geistern bevölkert, die in genau derselben Weise wie auf Erden leben. Dieses „himmlische Yap“ wird von Yelafáz, gleichsam dem Oberhäuptling des Himmels, beherrscht; daher verehrt man ihn nach Art eines höchsten Wesens. Als Vermittler zwischen ihm und den Menschen dienen die Geister (kan), unsichtbare Wesen, die den Menschen im allgemeinen übel gesinnt sind, unheimliche Kräfte besitzen und, wenn sie sichtbare Gestalt annehmen, entweder zu einem Menschen oder einem abscheulichen Ungeheuer werden. Geister, die den Menschen nur gut gesinnt sind, kennen die Yapleute nicht. Die Geister werden in besonderen, abseits von den Ortschaften gelegenen verwilderten Hainen verehrt; an der gleichen Stelle befindet sich für gewöhnlich ein Haus für den diensttuenden Priester (tameron ni p'etillu), der für den Vertreter des in Betracht kommenden Geistes und in den Augen des Volkes für einen mit geheimnisvollen Zauberkräften ausgestatteten Menschen gilt. Seine Würde ist erblich; sie geht vom Vater auf den Sohn über, oder, wenn ein solcher nicht



Abb. 135. Ahnenhaus auf den Palauinseln

vorhanden ist, auf den jüngeren Bruder oder dessen ältesten Sohn oder den ältesten Sohn der Schwester oder Tochter. Den Priestern fällt die Aufgabe zu, die Opfergaben, die die Eingeborenen herbeizuschaffen haben, dem Geiste, in dessen Dienst er steht, darzubringen und gleichzeitig Gebete an ihn zu richten. Dabei wendet sich der Priester zunächst an seinen Amtsvorgänger und bittet diesen, die gleiche Bitte an seinen Vorgänger im Berufe zu richten, und so fort an alle vorangegangenen Amtsgenossen, bis zu dem ältesten. Damit ist die Sache noch nicht abgetan, denn dieser bittet schließlich den Geist und dieser weiter seine Mutter Margigi (ein seinerzeit vom Himmel herabgekommenes weibliches Wesen), diese noch die Bewohner von Sipin, ihrer Heimat (einer geheimnisvollen Insel im Norden von Yap), und diese ganz zuletzt den Yelafáz. — Die Priester haben sich vor der Vornahme ihrer heiligen Handlungen bestimmten Speiseverboten zu unterwerfen.

Mit dem Geisterkult hängt auch die Douad-Einrichtung zusammen. Ihr Wesen besteht in gewissen Speisetabus, die den Männern von den Geistern auferlegt werden. Die Männer dürfen von ihren Speisen weder den Weibern noch den Kindern etwas abgeben, noch etwas annehmen. Es gibt verschiedene Abstufungen dieses Bundes. Jeder freie Mann kann sich in ihn aufnehmen lassen, jedoch ist niemand zum Beitritt gezwungen. Zuwiderhandlungen gegen seine Vorschriften werden mit Strafen belegt. Einmal in jedem Jahre kommen die Douadmänner zu einem öffentlichen Mahle zusammen, zu dem die Frauen alle möglichen Speisen, soweit die Vorschriften des Douadbundes es gestatten, herbeischaffen. Das Gegenstück dazu bildet an manchen Orten ein Festessen für Frauen, bei dem eine Rangordnung nach dem Alter der teilnehmenden Personen eingehalten wird, und auch der Kinder, jedoch an einem anderen Tage des Jahres. Auch für die Frauen bestehen bestimmte, von den Geistern erlassene Vorschriften, das Dápal-Gebot.

Neben diesen, gleichsam nationalen Kan-Geistern kennen die Yapleute noch sozusagen Privatgeister, die Seelen der verstorbenen Eltern, Geschwister und Kinder (zagíz). Ihre Verehrung vollzieht sich in den Wohnhäusern, in die sie von Zeit zu Zeit in Gestalt von Leuchtkäfern zurückkehren.

Die Leichen wurden von den Karolinern in Matten gehüllt und der Erde ohne besondere Feierlichkeiten übergeben; ein Hügel aus Steinen, für die vornehmen Yapleute ein geschütztes Häuschen

(Abb. 135), bezeichnete die Stätte, wo sie beigesetzt waren. Nur bei dem Begräbnis von Häuptlingen wurden tagelang Festlichkeiten, verbunden mit Schmaus und Tanz, veranstaltet. Auf Yap mußten die Angehörigen der Verstorbenen sich dreimal neun Tage lang in entlegenen, besonders für diesen Zweck hergestellten Hütten auf-



Abb. 136. Rolle aus Pandanusblattern und mit Kokosschnuren umsponnen, die als Daueretwaren zubereitete Pandanusfrüchte enthalt, Marshallinseln (Nach Krämer)

halten; als Grund hierfür wurde angeführt, daß sie mit dem Totengeruche behaftet wären und dadurch Ekel erregten. Die damit verbundenen Verbote schwächten sich von neun zu neun Tagen ab, was der Bruder zu bestimmen hatte.

b) Die Marshall- und Gilbertinseln

Der Name Marshall- bzw. Gilbertinseln rührt davon her, daß die beiden englischen Kapitäne Marshall und Gilbert zum ersten Male im Jahre 1788 auf ihrer Fahrt von Sydney nach Canton die Inseln sichteten, ohne sie jedoch anzulaufen (von ihnen damals Lord-Malgreve-Inseln genannt), weswegen Krusenstern sie nach ihnen taufte.

Später haben v. Kotzebue und v. Chamisso die Inseln eingehender studiert und geschildert. Von Krämer wurde für sie der Eingeborenenname Ralik und Ratak

vorgeschlagen — 1876 faßte die Djalutgesellschaft auf der größten der Marshallinseln festen Fuß; auf ihr Betreiben wurde diese 1884 und ein Jahr später die ganze Gruppe unter deutschen Schutz gestellt und dem Reiche einverleibt. Nach dem Frieden von Versailles kamen die Inseln unter japanische Oberherrschaft. Die Gilbertinseln stehen seit langem unter englischem Protektorat.

Von der Bevölkerung war bereits oben die Rede; sie weist noch mehr polynesischen Einschlag auf als die des übrigen Mikronesiens.

Auf den Marshallinseln liegen die Häuser einzeln, auf den Gilbertinseln in richtigen Dörfern um ein Versammlungshaus herum zusammen. Früher waren einfache Hütten üblich: auf vier niedrigen (etwa 1—1 1/2 m hohen) Pfosten ruhte ein rechteckiger Rahmen, auf dem ein nach den Längsseiten zu abgewalmtes, mit Pandanusblättern gedecktes Dach saß. Der Raum oberhalb des mit Latten ausgefüllten Rahmens unmittelbar unter dem Dache, zu dem man durch eine Lücke gelangte, diente der Familie als Schlafraum, der unter dem Rahmen befindliche, durch keine Seitenwände geschützte Platz zwischen den vier Pfosten als Aufenthalt während des Tages. Außer diesen Wohnhäusern gab es noch kleinere Kochhäuser. Schmuck besaßen die Häuser nicht, höchstens trugen die größeren Gemeindehäuser ein paar Ovulamuscheln als Verzierung. Auf Nauru waren die Häuser ähnlich gebaut. Auf den Gilbertinseln kamen geschlossene, rechteckige aus festen Balken und Pfosten errichtete Häuser mit einfachem Satteldach vor, die an den beiden Giebelflächen sowie an den Seiten mit Pandanusblättern bedeckt waren. — Die Inneneinrichtung aller dieser Hütten war eine recht bescheidene; sie bestand aus ein paar Matten und einem Kopfschemel.



Abb. 137. Mann in Bastrock mit Brusttatauierung, Marshallinseln (Nach Kramer)

Die Nahrung der Insulaner besteht in den Früchten der Kokospalme, des Brotfruchtbaumes, des Pandanusbaumes — die Früchte

werden wie die Kokosnüsse geschabt — (Abb. 113, Fig. 2, 4, 5), in Bananen, Yams und Taroknollen (auf den Marshallinseln werden diese ziemlich selten angebaut), in der Hauptsache aber in den Erträgen des Meeres, wie Fischen, Schildkröten, Krebsen, Seevögeln usw. Das einzige Jagdtier ist eine Wildtaube (Carpophaga pacifica), die man mit Schlingen auf den Bäumen fängt. Die Speisen werden auf glühenden Steinen in Erdgruben gekocht. Feuer wurde durch Reiben erzeugt. Eine besondere Erfindung der Bevölkerung ist die Herstellung von Daueреßwaren aus Früchten des Pandanus- und Brotfruchtbaumes.

Der aus den gekochten Pandanusbohnen ausgepreßte dicke Saft wird auf Blattern, die auf einem Geruste ruhen, in Fladen ausgegossen und in der Sonnenhitze gedorrt; darauf werden eine Anzahl Fladen ubereinandergelegt und zu einer machtigen, bis zu 3 m langen und 40 cm dicken Wurst (djanogin) zusammengerollt, das Ganze wird schließlich in Pandanusblätter gehullt und mit Kokosbindfaden umschnürt (Abb. 136). Ähnlich werden die gekochten und zu Brei zerdruckten Früchte des Brotfruchtbaumes verarbeitet. Auch das Mehl der Pfeilwurz wird als Dauerware aufbewahrt. — Die Gilbertinsulaner verstehen sich darauf, aus den Bluten der Palmen einen Saft zu gewinnen und ihn gären zu lassen. Die Marshallaner genießen diesen Wein nicht.



Abb. 138. Mädchen in alter Mattentracht, Marshallinseln (Nach Krämer)

Die ursprüngliche einheimische Kleidung ist heutigentags zumeist durch europäische Erzeugnisse verdrängt. Früher trugen die Männer auf

den Marshallinseln einen zweiteiligen Bastrock, der hinten und vorn von einem Gürtel herabhing und die Oberschenkel sowie die Hüften sichtbar ließ (Abb. 137), die Frauen zwei viereckige, durch einen Gürtel zusammengehaltene Matten, die derartig um die Hüften gelegt wurden, daß eine Matte vorn schürzenmäßig zu liegen kam und die zweite, gleich große, von hinten über die vordere hinüberreichte (Abb. 138). Auf den Gilbertinseln war die Tracht gerade umgekehrt. Hier trugen die Männer eine Matte (auf den nördlichen Inseln allerdings auch einen Bastrock), während die Frauen mit Grasröckchen bekleidet gingen (Abb. 139). Die Männer setzten sich außerdem noch dreispitzige, helmartige Hüte aus Pandanusblättern auf.



Abb. 139. Mädchen von Nauru

Der vornehmste Schmuck der Insulaner ist die Tatauierung, eine Kunst, die sich auf den Marshallinseln hohen Ansehens erfreut und von dem guten Geschmack der Leute Zeugnis ablegt. Die Vornahme der Tatauierung war mit Bittgesängen, Opfern in Gestalt von Früchten und mit festlichen Tänzen verknüpft, denn sie galt als eine heilige Handlung, die den Insulanern angeblich von den Göttern — man verehrte zwei besondere Tatauiergötter, Leowudj und Lanidj — gelehrt worden war. Indessen bedeutete die Tatauierung bei ihnen in der Hauptsache doch einen Schmuck des Körpers. Zum Handwerkzeug diente eine kleine Harke, deren Zähne aus Fischgräten oder spitzen Vogelknochen bestanden, ein kleiner Schlägel zum Hineinhämmern der Zähne, und Ruß, ein Pinsel aus zerfaserter Kokosrippe oder die Schwanzfeder eines Vogels

(Tropicus [Abb. 140, Fig. 1, 2, 5, 6]) zum Aufzeichnen der Muster. Die Tatauierung dauerte im allgemeinen ziemlich lange; eine ganze Rücken- und Brusttatauierung nahm ungefähr einen Monat in Anspruch.

Die Muster wurden in ganz bestimmter Anordnung angebracht. Mit Vorliebe wurden die vordere Brustpartie und der Rücken verziert; die Tatauierung reichte bei den Marshallanern unten höchstens bis zur Mitte der Oberschenkel; die Beine blieben von [illegible] frei; dagegen wurden von den Gilbertinsulanern auch die Beine tatauiert. Bei Leuten von Stande wurden auch die Arme und Schultern mit Tatauierungen bedeckt, dagegen war die Ausschmückung der Stirn und des Gesichtes ein Standesvorrecht der Häuptlinge auf den Marshallinseln (Abb. 141). Auf Nauru hat man keine Tatauierung beobachtet.

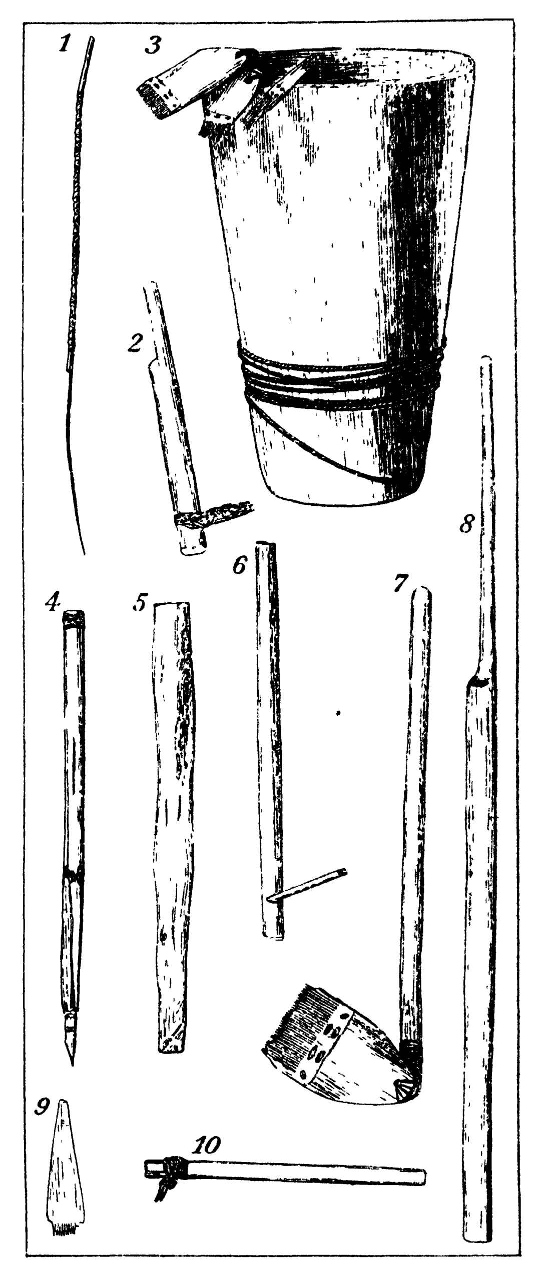


Abb. 140. Tatauierinstrumente aus Ozeanien: 1 Pinsel zum Aufmalen des Tatauiermusters (djedje), Djalut, Marshallinseln; 2 Tatauierkamm (te neirau), Gilbertinseln; 3 Gefäß zum Aufbewahren der Tatauierkämme, Samoa; 4 Tatauierkamm, Viti-Inseln; 5 Hammer zum Schlagen auf das Tatauierwerkzeug (ngi dubb), Djalut, Marshallinseln; 6 Tatauierkamm (ngi buromag), Marshallinseln; 7 Tatauierhammer, Samoa; 8 Stab zum Hämmern der Tatauierkämme, Samoa; 9 Tatauierkamm, Marquesasinseln; 10 Tatauierkamm, Viti-Inseln (1/4 n. Gr.) (Lindenmuseum, Stuttgart)

Als Schmuck sind wertvolle Halsbänder mit Scheibchen aus der korallenroten Muschel von Cassis rufa (Abb. 134, Fig. 3 und 8, Taf. II, Fig. 10) sehr beliebt, ferner Schildpattplättchen, auf den Gilbertinseln auch aus den Haaren lieber Anverwandter geflochtene Strähnen, an denen oft noch rote Muschelstücke oder Zähne hängen, aufgereihte Menschen- (Taf. I, Fig. 29) und Delphinzähne, Kokosscheibchen und Konusböden. Stirn, Arm und Leib behängt man sich mit den gleichen Schmuckketten (Taf. II, Fig. 26). Auf den Marshallinseln werden auch Armbänder aus *Trochus* und *Konusschnecken getragen*. Hier wird auch die Erweiterung des durchbohrten Ohrläppchens durch Hineinstecken aufgerollter Pandanusblätter sehr geschätzt (Abb. 141); der an den Läppchen angebrachte Schlitz erreicht unter Umständen eine solche Größe, daß man den Kopf hindurchstecken kann. Auf den Gilbertinseln durchbohren die Frauen in der Regel ihre Ohrläppchen nicht, sondern dies tun nur die Männer; sie erweitern das Loch auch nur so weit, daß sie dünne Blätterrollen oder eine Blume hindurchstecken können. Sehr verbreitet ist das Anlegen von Kokos-, Pandanus- oder anderen Blättern um den Fuß als Zaubermittel, um dadurch Gegenliebe beim anderen Geschlecht hervorzurufen.

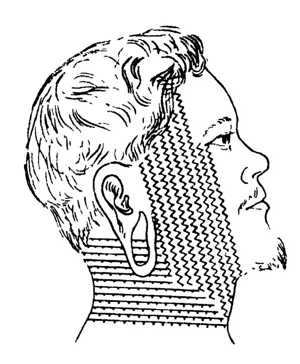


Abb. 141. Gesichtstatauierung eines Ratakhäuptlings (Nach Kramer)

Die sehr kampflustigen Gilbertinsulaner besitzen eigenartige Speere, die mit Haifischzähnen besetzt sind, und zwar solche mit (Abb. 142) und ohne Seitenarme (Abb. 49, Fig. 4) ausgestattete, sowie Reißdolche (Abb. 71, Fig. 2). Zum Schutz gegen solche unangenehmen Waffen tragen sie besondere Rüstungen. Diese bestehen in einer aus Kokosfasern dicht geknüpften Jacke mit Beinkleid und einem Brustpanzer aus dem gleichen Material, der an einer Seite auseinanderklafft, damit man in ihn hineinkriechen und den Kopf durch die obere Öffnung hindurchstecken kann. Auf seiner Rückseite erhebt sich hinter dem Kopf ein fächerförmiger Nackenschutz. Leute ohne solchen Panzer sind zu ihrem Schutz mit einer Brustplatte oder einem breiten Gürtel aus der hornartigen Haut des Stachelrochens ausgestattet. Zum Schutz des Kopfes kommt noch ein Helm aus der Haut des Igelballonfisches hinzu (Abb. 142). — Der Mittelpunkt

für die Herstellung der mit Haifischzähnen besetzten Waffen und der gegen sie schützenden Panzer ist die Insel Tapitúea.

Die Beschäftigung der Männer erstreckt sich in erster Linie auf den Bau von Booten, der auf den Marshallinseln eine große Vollendung erfahren hat. Man fertigt kleine Ruderboote (garagar), kleinere (dibenill) und größere Segelboote (walap) bis zu etwa 15 m Länge an. Es sind dies die üblichen Plankenboote, an denen die Planken mit solcher Genauigkeit aneinander gefügt sind, daß man sie nicht zu kalfatern braucht, denn die etwa vorhandenen Ritzen quellen im Wasser auf und werden dadurch gedichtet; nur wo die Planken durch Kokosfasern miteinander verbunden sind, wird das Loch mit Harz geschlossen. Eigenartig ist die Form dieser Boote. Der Körper ist luvwärts gekrümmt, fällt dagegen auf Leeseite senkrecht ab. Der Zweck dieser sonderbaren Bauart ist nach Krämer der, die von Luv gegenschlagenden Wellen unter dem Schiff leichter durchlaufen zu lassen, wodurch das Boot bessere Fahrtgeschwindigkeit erhält. Die Segelboote besitzen ferner einen Ausleger, der sich in seiner Konstruktion dadurch auszeichnet, daß das Floß von mehreren gekrümmten

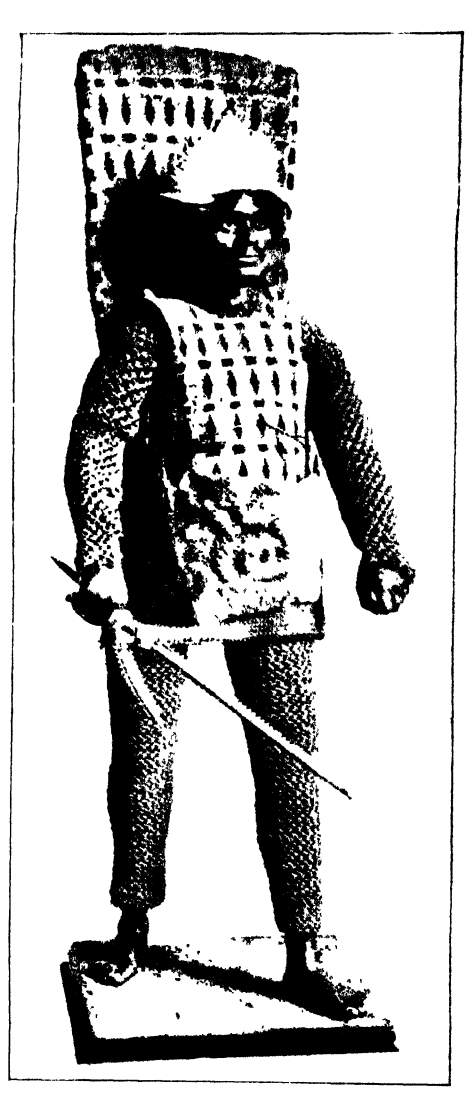


Abb. 142. Gilbertinsulaner in Kriegsausrüstung
(Nach dem Original im Rautenstrauch-Joest-Museum, Köln)



Abb. 143. Boot mit Deckhäuschen. Marshallinseln
(Nach Kramer)

(nicht geraden, wie sonst üblich) Auslegerbalken getragen wird. Der Ausleger pflegt ein kleines Deckhaus auf seiner Plattform zu tragen; oft ist noch eine zweite Plattform auf der freien Seite angebracht, die horizontal gleichsam in der Luft schwebt, und auf ihr auch noch ein Deckhäuschen errichtet (Abb. 143). Die Form der Segel ist dreieckig. Als Steuer dient ein großes Handruder. Die Boote werden nicht selten mit den Federn des Fregattvogels ausgeputzt.

Die Marshallaner sind vorzügliche Seefahrer, die sich darauf verstehen, sich nach dem Stande der Gestirne, den Bewegungen der See und den Strömungen des Meeres in den Zwischeninseln zu richten. Von ihrer großen Kenntnis in diesem Sinne legen ihre Seekarten Zeugnis ab, ein System von bald geraden, bald gebogenen zusammengebundenen Stäbchen mit einzelnen darauf befestigten Muscheln. Die Stäbchen bezeichnen die vorherrschenden Dünungen, die Kreuzungspunkte die beim Zustandekommen der verschiedenen Dünungen entstehenden Kabelungen, die Muscheln die Inseln (Abb. 144). Es gibt Übersichtskarten für die ganze Inselgruppe (rebelip) und solche für Teilgebiete (medo). Diese Kenntnisse auf dem Gebiet der Seefahrt sind indessen keineswegs Gemeingut aller Bewohner des Archipels, sondern das Geheimnis weniger Familien, das sich vererbt. Zum Unterricht dienen die obenerwähnten Seekarten (matang).

Ebenso ist die Sternkunde ein Vorrecht bestimmter Familien. Die Kenner derselben erfreuen sich hohen Ansehens unter der Bevölkerung und genießen auch verschiedene Vorrechte, die sonst nur den

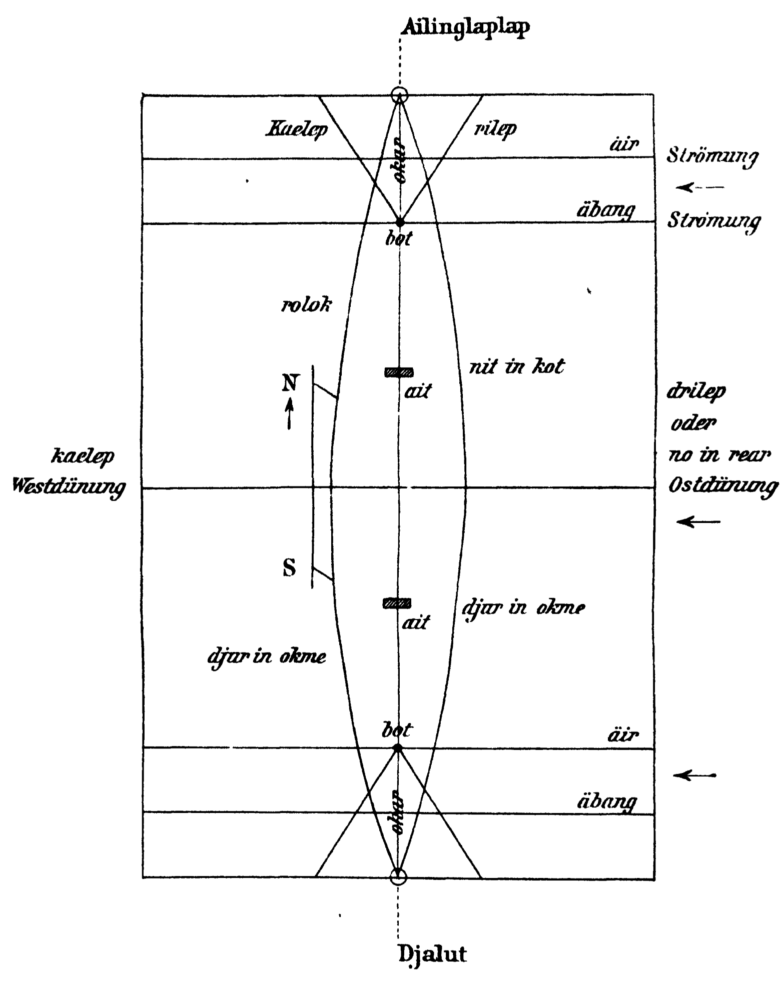


Abb 144 Stabkarte, Djalut—Ailinglaplap
(Nach Kramer)

Häuptlingen zukommen. Daher behüten sie ihr Wissen auch wie ein Geheimnis. Die Boote der Marshall- und Gilbertinseln sind wegen ihrer großen Schnelligkeit in ganz Mikronesien berühmt.

Auf den Gilbertinseln wird das Wettsegeln auf den Lagunen mit kleinen Booten von kaum mehr als 1 m Länge (aber mit mächtig langen Auslegern)

sportsmäßig betrieben. Es werden sogar Wettkämpfe zwischen den einzelnen Dörfern, den Distrikten und schließlich ganzen Inseln ausgefochten. Es gibt besondere Leute, die sich mit der Herstellung dieser kleinen Sportboote berufsmäßig abgeben und eine ganz besondere Segeltüchtigkeit ausklügeln.

Als Werkzeuge bedienen sich die Insulaner, sofern nicht bereits europäische Methoden Eingang gefunden haben, knieförmig gebogener Beile mit Muschelklinge (Abb. 92, Fig. 4), des Drillbohrers, einer Feile aus der Rochenhaut und zum Weichklopfen der Pandanusblätter Schläger von Holz und Tridacnaschale. Große Fertigkeit bekunden sie auch in dem Schleifen der schon erwähnten Muschelscheibchen und in der Bearbeitung von Schildpatt.

Der Fischfang wird in der üblichen Weise mit Netzen (auf den Gilbertinseln und Nauru nachts bei Fackelbeleuchtung), Fischkörben, fliegenden Angelhaken vom Segelboot aus (beim Bonitofang), Schlingen, Steinreusen, auch mit Speeren (Gilbertinseln) betrieben. Auf den Gilbertinseln und besonders auf Nauru betreibt man als eigenartigen Sport das Einfangen von Fregattvögeln. Es werden dazu zahme Tiere benutzt, die gefesselt auf Gerüsten sitzen und die umherfliegenden wilden Vögel anzulocken haben; wenn diese dann in erreichbare Nähe gekommen sind, werden sie durch Wurfkugeln aus Korallenkalk oder Tridacnamuschel, die an einer langen Schleuderschnur sitzen und in den ausgebreiteten Flügeln der Tiere sich festsetzen, gefangen. Frauen dürfen sich der Fangstätte nicht nähern; damit sie wissen, wo sich diese befindet, machen sich die beim Fangen beteiligten Jünglinge durch Aufmalen eines schwarzen Ringes auf das Gesicht kenntlich. Von ihrer Fertigkeit im Fangen hängt ihre Heiratsfähigkeit ab. Diese wird erst erreicht, wenn sie mindestens vierzig Fregattvögel gefangen haben. Fast jedes Haus besitzt solche Fregattvögel, die wie Haustiere gehalten und gut und mit Liebe gepflegt werden. Ein anderes Haustier ist auf Nauru der kleine Regenpfeifer (Strapsilas), den man in großen, runden, niedrigen Käfigen hält.

In den Bereich der Frauentätigkeit fällt das Herstellen von Matten von einer Pracht und Feinheit, wie sie nirgends sonst in der Südsee angetroffen werden.

Das Material dazu geben Pandanusblätter ab, die mit einem scharfen Stück Muschel aufgeschlitzt und bis zur Verarbeitung aufgerollt aufbewahrt werden. Man verarbeitet als Schmuck der Matten naturfarbene braune oder rote (aus einer Kriechpflanze) und schwarzgefärbte (Hibiscus) Fasern. Einen Webstuhl kennt man auf den Marshall- und Gilbertinseln nicht; die Matten werden mühsam auf

einem Flechtbrett durch Flechten mit der Hand hergestellt, nur zum Herausheben der Stränge bedient man sich einer langen, spitzen, meist aus dem langen Flügelknochen eines Seevogels hergestellten Nadel. Man unterscheidet Kleider- bzw. Prunkmatten (ir) und Schlafmatten (djaki in babu). Die schönsten, die sogenannten Königsmatten (goid), sind quadratisch und messen 2 m. Man stellt die Matten in ganz bestimmter Anordnung her. Zu äußerst läuft eine ganz schmale (1–2 cm breite) angenähte Borte mit schwarzen Fasern herum; damit die Naht nicht sichtbar ist, wird sie in ihrem ganzen Verlauf mit einem ungefähr 3 mm breiten, dicken, dunkelbraunen Baststreifen bedeckt; darauf folgen weiter nach innen 1—3 aufgestickte Stützbänder, zwischen deren erstem und zweitem ein rotes Schmuckband von meist 10—15 cm Breite eingeschoben wird; seine Ornamente sind mit rotbraunen Fasern eingeflochten. Dann kommt erst die eigentliche Matte (ohne Muster). Während die Anordnung der verschiedenen Abschnitte der Matten eine feststehende und einförmige ist, herrscht in den Mustern, die sich in die Bänder eingestreut finden, eine reiche Mannigfaltigkeit, die indessen zumeist auf irgendeiner freien Erfindung der Flechterinnen beruht. — Neben der Herstellung von Matten leisten die Marshallanerinnen noch Großartiges im Flechten von Fächern. Auch an ihnen wird ziemlich die gleiche Anordnung wie an jenen beobachtet. Auf den Gilbertinseln fertigen die Frauen auch niedliche Körbchen mit Innentaschen, Deckel und Henkel an, die zum Aufbewahren von Nahzeug, Schmuck und Eßwaren dienen (Abb. 145)

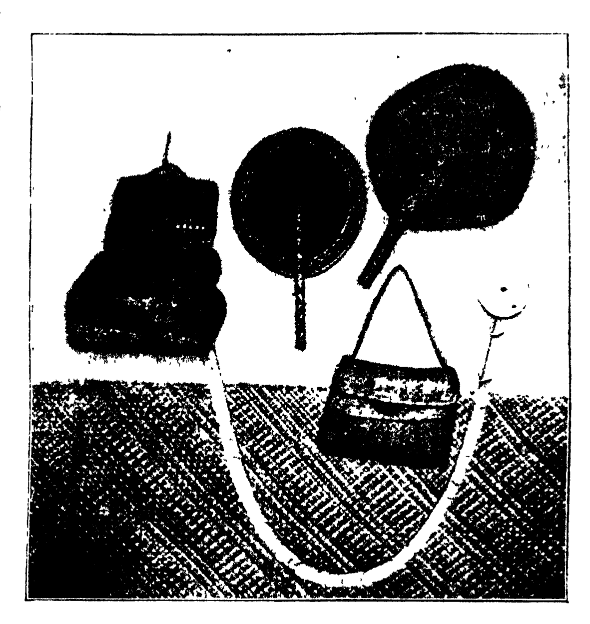


Abb. 145. 1 und 2 Körbchen; 3 Kette aus Konusböden, Gilbertinseln; 4 und 5 Ein alter und ein neuer Fächer, Marshallinseln
(Nach Kramer)

Die Marshallaner sind leidenschaftliche Freunde des Tanzes. Früher, und zum Teil noch jetzt, waren Sitztänze (einzelner oder auch mehrerer Personen zusammen) üblich, wobei man auf den Knien kauerte und den Oberkörper hin und her wiegte, die Arme seitwärts ausgestreckt haltend. Allerdings wurde von den Tänzern

nicht die gleiche Anmut dabei entfaltet wie von den Samoanerinnen. Daneben kommen *noch wirkliche Tänze vor, die aber in gemessener,* nicht wilder Weise ausgeführt werden. *Man hält dabei umflochtene* Tanzstöcke in den Händen (Tafel V, Fig. 5 und 13); auf Nauru sind die Tänzer mit besonderen, schön verzierten Tanzgürteln bekleidet (Abb. 146). Die Tänze werden von Gesängen und Trommelschlag begleitet. Die Trommeln sind die üblichen sanduhrfömigen, deren Bespannung die Frauen mit den Fingern oder dem Handballen schlagen.

Die Staatsform der Insulaner ist eine unbeschränkte Herrschaft der Oberhäuptlinge oder Könige (irodj). Diese genießen ein bedeutendes Ansehen und besitzen eine souveräne Macht.

Auf den Marshallinseln verfugen sie über sämtlichen Grundbesitz, der ihnen durch Erbschaft und Kriegszüge zufallt. Sie erfreuen sich auch noch anderer Vorrechte. So z. B. ist ihnen allein erlaubt, sich Frauen nach Belieben zu nehmen, und zwar ohne weiteres aus den ubrigen Volksschichten, von denen aber immer nur eine die fuhrende Rolle spielt. Auch waren sie fruher allein berechtigt, sich am ganzen Körper tatauieren zu lassen, während das übrige Volk sich nur einige Streifen und Punkte auf Brust und Rücken anbringen lassen durfte u. a. m. Eine zweite soziale Schicht bilden die Adligen oder Unterhäuptlinge (budak), meistens Verwandte der Oberhauptlinge, eine dritte die freigeborenen Landbesitzer (leataketak), der eigentliche Mittelstand, und schließlich als unterste Schicht das besitzlose Volk. Die Großhäuplinge verteilen das Land unter die zwei übrigen Gesellschaftsklassen, die ihnen dafür aber tributpflichtig sind, d. h. sie müssen einen Teil des Ertrages der Ländereien an sie abgeben, ebenso eine Anzahl Matten und Geld, denn die Oberhäuptlinge arbeiten nicht.

Auf den Marshall- und Gilbertinseln herrscht das Mutterrecht mit Totemismus. Die Kinder folgen dem Stamme der Mutter; Angehörige desselben Stammes dürfen einander nicht heiraten (Exogamie). Daher gilt jeglicher geschlechtliche Verkehr zwischen Stammesmitgliedern, also zwischen solchen, die dasselbe Totemabzeichen haben, als Blutschande und wird dementsprechend bestraft. Totems sind Bäume, Steine und andere leblose Gegenstände, in denen man sich die Seelen der Verstorbenen verkörpert denkt. Eine Beschädigung kommt der Verletzung der in ihnen enthaltenen Menschenseele gleich. — Auf Nauru hat das mutterrechliche System schon einen vaterrechtlichen Einschlag angenommen.

Im Gegensatz zu den Häuptlingen muß sich das gewöhnliche Volk mit einer Frau begnügen. Die Frauen der Vornehmen durften sich nach Belieben Liebhaber aus dem Volke wählen. Es

herrschte infolge dieser Zustände ziemliche Sittenlosigkeit. Die Bevölkerung von Nauru dagegen machte eine Ausnahme; hier hielten die Frauen die *eheliche* Treue.

Die Religion der Insulaner ist heutigentags die christliche. Früher bestanden die religiösen Vorstellungen in der abergläubischen Furcht vor übelgesinnten Geistern, die man sich in den Kronen der Bäume wohnend dachte und durch Fruchtopfer gutzustimmen sich bemühte.

4. Die polynesische Kultur

Polynesien umfaßt die übrige Inselwelt des Pazifischen Ozeans in der oben angegebenen Ausdehnung. Sie erstreckt sich über achtzig Längen- und Breitengrade, von Hawaii hoch im Norden bis zur Osterinsel im fernen Osten und bis Neuseeland im Südwesten. Der Name stammt von dem französischen Geographen Malte-Brun her, der zuerst im Jahre 1853 diese Inselgruppen als Polynesien zusammenfaßte. Die wichtigsten sind die Samoagruppe (Schifferinseln), die Tongagruppe (Freundschaftsinseln), Neuseeland, die Hawaiigruppe (Sandwichinseln), die Marquesas- und Cookinseln, die Paumotugruppe, die Tahitigruppe (Gesellschaftsinseln), die Osterinsel und die Vitigruppe (die aber nur kulturell zu Polynesien zählt).

In anthropologischer Hinsicht stellen die Polynesier eine ziemlich einheitliche Menschengruppe dar, jedoch fehlt es unter ihnen auch nicht an Hinweisen auf eine Mischung mit melanesischen Elementen. Für ihre reinsten Vertreter dürften die Samoaner und Tonganer gelten, wenngleich auch einzelne melanesische Merkmale (z. B. leicht krauses Haar) Eingang gefunden haben und sich in manchen Familien vererben. Die Samoaner (ihre vorzüglichsten Vertreter) sind von hoher, schön gewachsener Gestalt: Körpergrößen von 180 cm und darüber sind unter der männlichen Bevölkerung keine Seltenheit. Das männliche Geschlecht besitzt durchweg einen schönen, kraftvollen Wuchs und eine gerade Haltung (Abb. 147); die Anmut der Frauen beeinträchtigen oft genug zu kurze, dicke Beine. Die Hautfarbe ist hellbraun; das wellige oder feingelockte Haar zeigt eine schwarze bis braunschwarze Farbe. Die Augen sind dunkel und voll Leben. Der Schädel ist kurz. Das Gesicht pflegt zwar regelmäßige Formen aufzuweisen, verrät aber doch nur zu deutlich

malaiische Herkunft: leicht angedeutete Mongolenfalte, etwas breite Stumpfnase mit kleinen runden Nasenlöchern, vorspringende Lippen mit deutlichem Saum. Das weibliche Geschlecht fällt trotzdem nicht selten durch Anmut auf und kann selbst für schön gelten (Abb. 33 und 150), jedoch sind dessen Reize leicht vergänglich. — Die einheimische Bevölkerung Polynesiens ist leider mehr und mehr dem Untergange geweiht. Um ein paar Beispiele anzuführen: so hatte die Insel Hawaii 1823 noch 142 000 Eingeborene, Ende des vorigen Jahrhunderts nur noch 30 000; auf Neuseeland gab es 1852 noch 120 000 Maori, gegenwärtig höchstens noch 40 000; Tahiti zählte zu Cooks Zeiten mindestens 100 000 Eingeborene, zu Anfang dieses Jahrhunderts nur noch 9000; seitdem Australasier nach dem Weltkriege die Herrschaft auf Samoa ausüben, soll die Bevölkerung wie die Fliegen hinsterben.

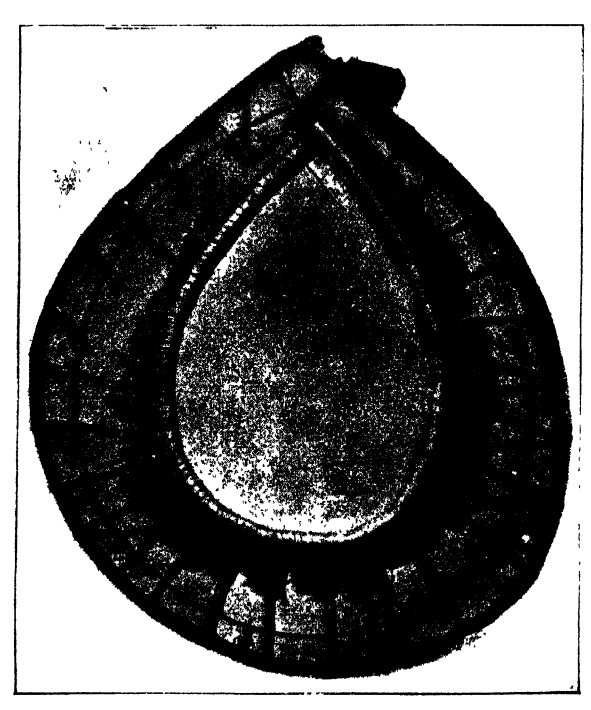


Abb 146. Tanzgurtel, Nauru
(Nach Kramer)

Die Polynesier bilden, wie schon erwähnt, die letzte der größeren Völkerwellen, die sich im Laufe der Zeiten über die Südsee ergossen haben (s. Seite 53). Im Gegensatz zu Leuten, die vor ihnen von den Inseln Besitz ergriffen hatten, waren sie Menschen, die mit der Schiffahrt vollauf vertraut waren und daher weite Reisen unternehmen konnten. Bei diesen Fahrten kamen ihnen die in den fraglichen Gegenden herrschenden Strom- und Windverhältnisse zustatten. Dadurch wurden die Einwanderer zunächst längs der Süd-

küste der Karolinen und dann weiter ostwärts längs des Nordrandes Polynesiens geleitet. Wie Finck auf Grund sprachlicher Studien festgestellt haben will, zweigte sich auf dieser Fahrt zunächst ein Teil nach den Ellice- und Tokelauinseln ab. Der Rest verblieb längere Zeit (wohl Generationen hindurch) auf Samoa, setzte sich dann aber weiter nach Tonga in Bewegung. — Von hier ging der Zug — dieses Mal aber schneller — wieder weiter, um zunächst Mangaia zu erreichen und hier auch längere Zeit haltzumachen. Von Mangaia gingen dann bedeutende Wanderungen nach verschiedenen Richtungen aus, zuerst wohl nach Neuseeland, dann nordöstlich nach Viti und von da nach den Paumotuinseln und Manihiki. Der Hauptstrom aber lenkte sich nach Südosten und weiter nach Osten nach Mangarewa und von da nach der Osterinsel.



Abb. 147. Samoanerhäuptling

a) Die Samoagruppe

Der Samoaarchipel liegt ziemlich im Mittelpunkte der ozeanischen Inselwelt; er wird vom 170. Grad westl. L. durchschnitten und reicht ungefähr vom 13. bis 15. Grad südl. Br. Er umfaßt etwa 2787 qkm und setzt sich aus fünf Inseln zusammen, deren wichtigste Upolu, Sawaii (die größte, aber weniger bedeutende), Tutuila und Manua, Manono und Apolima sind. Der geologische Aufbau der Inseln ist durch die Tätigkeit von Vulkanen entstanden, die bis in die neueste Zeit hinein noch zu spüren war. Die Berge erreichen eine Höhe bis zu etwa 1600 m.

Samoa ist erst ziemlich spat entdeckt worden. Der holländische Weltumsegler Roggeveen soll eine der Inseln zum ersten Male im Jahr 1722 aufgefunden und Boumannsinsel getauft haben. Sicheres über sie erfahren wir erst durch die Angaben des Franzosen de Bougainville, der auf seiner Fahrt

von Tahiti die Inselgruppe berührte und ihr den Namen Schifferinseln beilegte, weil in dieser Gegend sich die Linien durch die ozeanische Inselwelt vielfach kreuzten. Nachdem noch La Pérouse einen Landungsversuch gemacht und dabei einen Teil seiner Leute durch die Eingeborenen verloren hatte, blieb Samoa lange hindurch unbeachtet, bis im Anfange der vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts Londoner und wesleyanische Missionare wieder Fuß faßten und die ersten Nachrichten überbrachten. Später erwarb sich das Handelshaus Godeffroy aus Hamburg große Verdienste um die Erschließung der Inselgruppe. Als es 1879 in geldliche Schwierigkeiten geriet und den Deutschen Reichstag um Unterstützung anging, wurde traurigerweise die Vorlage abgelehnt, und erst zwanzig Jahre später, nachdem englischer Einfluß schon die Oberhand gewonnen hatte, kam Deutschland im Anfang des Jahres 1900 auf Grund eines Vertrages zwischen dem Reiche, Großbritannien und den Vereinigten Staaten in den Besitz eines Teils der Inseln. Durch den Versailler Vertrag ist auch dieser Teil Deutschland genommen worden.

Der Name Samoa wird auf verschiedene Art erklärt. Eine der Ableitungen bringt ihn mit dem Moa, dem Riesenvogel Neuseelands, in Zusammenhang; sie ist aber hinfällig, weil die Samoaner dieses Tier unmöglich kennen konnten, als sie auf Samoa anlangten. Eine zweite Erklärung will das Wort von sa = heilig, und moa = Wohnung ableiten; eine heilige Wohnung heißt aber nach v. Bülow, dem besten Kenner der samoanischen Sprache, o le moa sa. Eine dritte Lesart greift ebenfalls auf moa im Sinne von Pupille, Mittelpunkt des Auges, zurück und meint, daß die Samoaner ihre Insel als den Mittelpunkt der Erde betrachtet haben. Am meisten Wahrscheinlichkeit dürfte wohl die von v. Bülow gegebene Erklärung besitzen, wonach Samoa von Moa, dem Namen der ältesten Königsfamilie auf der Insel Manua und sa = zugehörig, abgeleitet wird, also Besitztum der Moafamilie bedeutet.

Von der körperlichen Beschaffenheit der Samoaner war bereits oben die Rede (Seite 221). Nach den eigenen Überlieferungen der Samoaner, die A. Krämer mit großer Sorgfalt gesammelt hat, geht die Einwanderung der Polynesier auf Samoa nicht weiter als fünf bis sechs Jahrhunderte zurück; sie gibt auch keine Auskunft über ihre Herkunft. Jedoch kann als sicher gelten, daß diese Einwanderung bereits eine geraume Zeit vor dem Jahre 1000 n. Chr. erfolgte.

Die Insulaner leben in zumeist in Küstennähe liegenden Ortschaften, deren Hütten sich zum Teil um das größere Gemeinde- oder Beratungshaus gruppieren. Die Hütten werden aus dem Holz des Brotfruchtbaumes hergestellt; auf 1—2 m hohen Pfosten ruht ein ziemlich hohes Dach, das dadurch charakteristisch ist, daß es sich in der Mitte aus einem Satteldach und an jeder Seite aus einem Rundteile zusammensetzt (Abb. 148). Es wird mit Blättern des Zuckerrohres oder Sumpfgrases gedeckt, die sorgfältig auf die

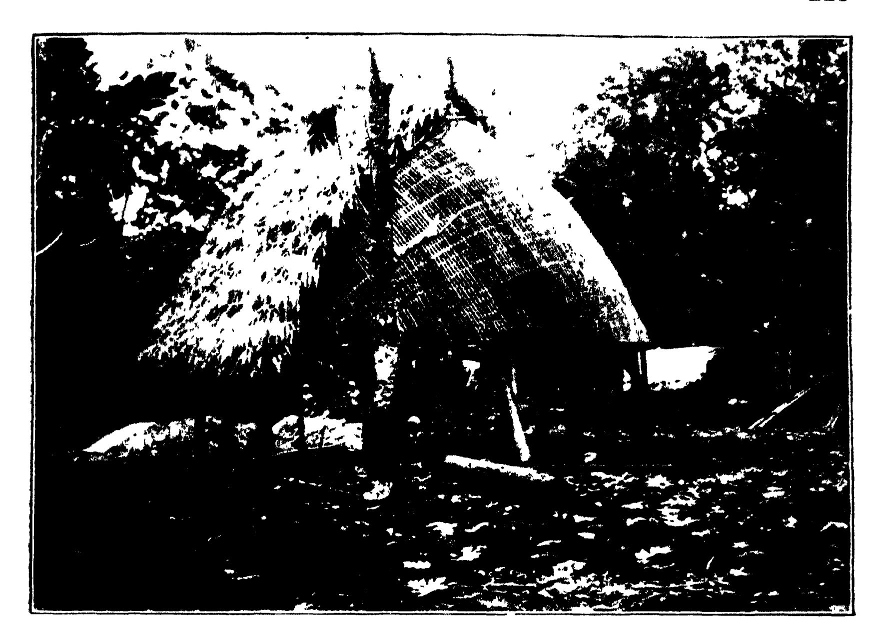


Abb. 148. Im Bau begriffene Hutte auf Samoa
(Phot Frommholz)

nur 3—5 cm voneinander entfernten Holzrippen durch Bindfaden aus Kokosfaser aufgebunden werden; zur Beschwerung werden noch Kokoswedel aufgelegt Die Inneneinrichtung der Häuser ist ziemlich bescheiden. Man ruht auf Matten; die Gebrauchsgegenstände werden ebenfalls in solche eingewickelt und auf die Querbalken des Hauses oder in Körben aus Kokosblättern verstaut. Das Haushaltungsgerät bilden Kopfstützen (Abb. 55, Fig. 2), Kokosnußschaber (Abb. 113, Fig 6), runde Holzschüsseln, oft mit Füßen versehen, steinerne Reibekeulen, halbe Kokosschalen als Trinkgefäße und ganze Kokosschalen als Aufbewahrungsgefäße für Wasser. Das Kochen der Speisen wird in besonderen Kochhäusern zwischen glühend gemachten Steinschichten vorgenommen, die zum besseren Festhalten der Hitze mit Erde bedeckt werden. Die Zubereitung und das Kochen der Speisen ist Sache der Männer, ebenso wie die Arbeit in den Pflanzungen.

Die Nahrung der Samoaner bilden die Früchte der Kokospalme — um das Mark der Frucht zu gewinnen, benutzt man einfache Schaber (Abb. 113, Fig. 6) —, des Brotfruchtbaumes, ferner Bananen,

Taro, Yams, Zuckerrohr, sowie Schweine, Hühner, Wildtauben und die reichen Erträge des Meeres: zahlreiche Fischarten, Krebse, Schildkröten, Tintenfische, Muscheln usw. Von den Genußmitteln ist ihnen der Tabak bekannt, den sie selbst anbauen. Er wird in Form von Zigaretten (von einem Bananenblatt umwickelt) geraucht; das Drehen und Anrauchen gehört zu den Obliegenheiten der Frauen des Hauses. Ein weiteres, eigenartiges, über ganz Polynesien verbreitetes



Abb. 149. Dorfjungfrauen (taupou) bei der Kawabereitung, Samoa

Genußmittel ist ein aus der Wurzel einer Pfefferart (Piper methysticum) gewonnenes Getränk, die Kawa. Sie wird stets vor den Augen desjenigen, dem sie dargereicht werden soll, zubereitet; dabei werden althergebrachte Förmlichkeiten beobachtet. Früher wurde die Wurzel von jungen Mädchen gekaut, jetzt aber wird sie vorwiegend zwischen Steinen zerrieben. Die Flüssigkeit wird in großen flachen Holzschüsseln mit vier oder noch mehr Füßen (Abb. 149), die mit der Schale aus einem einzigen Stück Holz geschnitzt sein müssen (tanoa), zubereitet und den Gästen in polierten Kokosnußschalen dargereicht.

Dieses Kredenzen geschieht unter großer Feierlichkeit. Vor Beginn klatschen die Festteilnehmer in die Hände, und ein Ausrufer verkündet, daß die Kawa fertig zum Austeilen sei; er reicht der den Ehrendienst versehenden Jungfrau die Schale, ruft, nachdem diese sie gefüllt hat, laut den Namen des

höchsten anwesenden Gastes auf und überreicht ihm mit Begrüßungsworten die Schale. Dieser hat nach althergebrachter Sitte die Pflicht, einige Tropfen des Trankes als Spende an die Götter auf die Erde zu gießen und eine Art Gebet vor sich herzusagen, indem er für die Familie des Gastgebers Glück, dem Volk Erfolge im Krieg und dem Lande Fruchtbarkeit wünscht; erst dann darf er den Becher leeren. In ähnlicher Weise werden dem Range nach die übrigen Gäste bewillkommnet, bis alle der Reihe nach ihre Schuldigkeit getan haben, worauf der Ausrufer die Festlichkeit schließt.



Abb. 150. Samoanerinnen mit Haarkamm, Blumenschmuck und Fächer, auf einer Tapamatte ruhend

Die Kleidung bestand früher in einem einfachen Lendenschurz (lava-lava) aus gefärbten Blattstreifen (Cordyline) oder aus Rindenstoff, auch in Matten; indessen wird jetzt zumeist dazu von den Männern eine weiße Jacke und von den Frauen ein langes hemdartiges Gewand getragen. — Der Pflege des Körpers lassen die Samoanerinnen besondere Sorgfalt angedeihen; täglich nehmen sie in der See ihr Bad und reiben sich mit wohlriechendem Öl ein. Ebenso ist bei beiden Geschlechtern der Sinn für Schmuck ausgebildet, wobei mit bescheidenen Mitteln große Wirkungen erzielt werden. Vorwiegend werden Ketten (ula) aus natürlichen, duftenden Blüten (Abb. 147), Blättern, Früchten (Taf II, Fig. 25) und Samen, sowie aus Muscheln (Abb. 134, Fig. 1) und Pottwalzähnen (letztere nur von Häuptlingen)

girlandenähnlich um den Hals, bis auf die Brust herabhängend, sowie um die Hüften, um Knie und Fußgelenke getragen (Abb. 150 und Taf. II, Fig. 18 und 25). Den Kopf zieren kunstvoll geschnitzte hohe Holzkämme (bis 40 cm Länge), mit denen man gleichzeitig das üppige Haar durcharbeitet (Abb. 45, Fig. 10). Beim Tanz und bei sonstigen festlichen Gelegenheiten wird ein eigenartiger Kopfputz (tuiga) getragen: ein fester hutartiger Aufsatz mit einem Stirngürtel aus Muscheln, darüber einen dichten Büschel Menschenhaare, aus dem drei Spieße mit bunten Papageienfedern hervorragen, vorn mit einer geschliffenen Perlmuttermuschel oder neuerdings auch mit einem Spiegel verziert. Zur Schonung der künstlichen Frisuren dienen einfache Kopfstützen aus Bambus (Abb. 55, Fig. 2).

Die Kunst des **T a t a u i e r e n s** steht auf Samoa in hohem Ansehen; beide Geschlechter unterwerfen sich diesem Verschönerungsmittel des Körpers. Der Name tatauieren stammt übrigens aus dem Samoanischen. Ursprünglich ließen sich nur die Männer tatauieren, und zwar nur von den Hüften bis über die Knie in fein geschwungenen, gitterartig durchbrochenen Linien (Abb. 151). Die Muster sind durch Alter und Gebrauch geheiligt.

In der Hauptsache setzen sich die Muster aus geraden Punktreihen, dachsparrenähnlich angeordneten Linien, Winkeln, Zickzack- („wie das Bein eines Regenpfeifers“) und Wellen- („wie ein Wurm“) Linien, auf einer Linie nebeneinander stehenden Dreiecken („Pandanusblüten“ oder „Trochusspitzen“), auf einer Linie aufgereihten offenen Halbkreisen („Kopfschemelfüße“), einzelnen Halbkreisen („Dorn des Pandanusblattes“) zu senkrechten Strichen, die oben nach beiden Seiten in einen halben Bogen auslaufen („Seeschwalben“), fünfzackigen Sternen („Seesterne“), achteckigen Sternen („Quallen“) u. a. m. zusammen. Beim männlichen Geschlecht erstreckt sich die Tatauierung von der Höhe der falschen Rippen bis unterhalb des Knies, beim weiblichen dagegen nimmt sie eine viel kleinere Ausdehnung auf der Körperoberfläche ein, dafür aber zeigen die Muster eine viel größere Abwechslung, die gleichsam der Mode unterworfen ist. Ihre Vornahme bildet einen Festakt für das ganze Dorf und wird durch Schmaus, Scheinkämpfe, kriegerische Übungen, Tanz usw. gefeiert. Beim männlichen Geschlecht findet die Tatauierung statt, wenn die Knaben mannbar werden; sie wird bei verschiedenen Gelegenheiten (im ganzen in fünf Abschnitten) vervollständigt. Das Tatauieren ruht in den Händen berufsmäßiger Künstler, die sich damit gleichsam als Spezialisten befassen. Das Handwerkzeug ist ähnlich wie das auf den Marshallinseln gebräuchliche (Abb. 140, Fig. 3, 7, 8).

K r i e g e kamen auf Samoa früher recht häufig vor; Anlaß dazu gaben in der Hauptsache Rangstreitigkeiten bei der Häuptlingswahl. Indessen spielten sich die Fehden mehr nach Art mittelalterlicher Turniere unter Beachtung althergebrachter Förmlich-

keiten ab. Die Führer traten vor der Schlacht vor ihre Krieger, die sich mit Blumen und Blättern festlich geschmückt und mit Ruß angemalt hatten, feuerten sie zur Tapferkeit an und forderten gleichsam durch Spottreden die Gegner heraus. Sobald einige Verluste vorgekommen waren, stürmten die Sieger unter dem Rufe der Muscheltrompeten (Abb. 60, Fig. 9) das feindliche Dorf, raubten es aus und zündeten es an; den gefallenen Feinden aber wurden die Köpfe abgeschlagen und dann unter Lobpreisungen ihrer Tapferkeit und Nennung ihres Namens dem Häuptling überreicht; später erhielten die Angehörigen der Gefallenen den Körper samt Kopf zur Beerdigung auf ihre Bitten wieder zurück. Große Festlichkeiten bildeten den Abschluß des Kampfes. Die einzigen Waffen, die die Samoaner früher benutzten, waren Speere (Abb. 49, Fig. 13), Keulen und Schleudern; Bogen und Pfeile dienten nicht zu Kriegszwecken, sondern fanden nur bei der Jagd und beim Fischfang Verwendung. Die Keulen (Taf. III, Fig. 32—35), die mit denen von Viti und Tonga viel Ähnlichkeit aufweisen, hatten recht mannigfache Formen, von den einfachsten glatten Stäben bis zu solchen, deren Rand mit scharfen langen Zacken besetzt war; auch solche mit ganz kurzem Stil und harter Kugel kamen vor.



Abb. 151 Tatauierung der Männer auf Samoa

Die Samoaner sind tüchtige Seeleute, dazu geschickte Schwimmer und Taucher. Als besonderen Wassersport pflegen sie das Wellenreiten. Sie schwimmen mit einem kleinen Brett weit in die See hinaus, tauchen unter die sich heranwälzenden Wogen, bis sie die äußere Linie der Sturzwellen erreicht haben, warten hier eine besonders große Welle ab und lassen sich von ihr, auf dem Brett

sitzend oder selbst stehend, mit großer Geschwindigkeit ans Land tragen.

Der **Bootsbau** stand früher in hoher Blüte.

Man kannte sechs verschiedene Bootsformen: leichte Ruderkanus (pa'opa'o), schwere derselben Art (soatau), beides Einbäume mit Auslegern, sodann besondere Boote für den Bonito- und Haifischfang (va'a-alu-atu), ebenfalls Ruderboote, aber keine Einbäume, weiter Boote ohne Ausleger, die entweder mit Segel oder Ruder fortbewegt werden konnten (taumualua), schnelle Kriegsschiffe mit Segel, die mit Plattform versehen und mit Brustwehr umgeben waren (amatasi), und große Reiseboote, eigentlich zwei aneinander befestigte und durch Plattform verbundene Boote (alia). Die beiden letztgenannten Arten sind heutigentags außer Gebrauch gekommen. Mit diesen Booten unternahmen die Samoaner früher weite Fahrten.

Der **Fischfang** wird in der üblichen Weise betrieben; jedoch werden verschiedene Fische nach besonderem Verfahren gefangen. Wie schon erwähnt, benutzte man für den Fang der Bonitos ein ganz besonderes Kanu, das so gebaut ist, daß es mit Leichtigkeit über die Riffe hinwegsetzen kann. Der Fang geht nach bestimmten, althergebrachten Regeln vor sich. Um die Seevögel, die diese Fische begleiten und dadurch deren Anwesenheit verraten, auf weite Entfernungen gut zu erkennen, setzen sich die Samoaner einen Augenschirm (zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen) auf: ein viereckiges Stück Kokospalmenblatt, das hinten in zwei Bänder endigt, mit denen der Schirm am Kopfe befestigt wird. Der Fang geschieht mit einer starken, am Bootsrand befestigten Angelleine, an der ein perlmutterner Angelhaken sitzt. Die Haifische werden mit Köder (dicke, kugelförmige Schiffstau- oder Kokosfaserenden) und Schlingen erlegt, die man den Tieren über die Kiemen schleudert, wenn sie sich an dem Köder festgebissen haben. Tintenfische werden durch eigenartige Angeln gefangen, die durch ihre eine Beute vortäuschende Form die Tiere anlocken sollen (Abb. 98, Fig. 11). Anderen Fischen geht man mit Bogen und Pfeil zu Leibe. Natürlich fehlt auch der Fang mit Netzen und Reusen nicht; auch Betäubung der Fische durch in das Wasser gebrachte Pflanzensäfte (z. B. aus der Fruchthülle der Barringtonia speciosa) kommt vor. Ein besonders freudiges Ereignis für die Samoaner bedeutet das Erscheinen des **Palolowurmes** (Eunice viridis) zu einem bestimmten Zeitpunkt des Jahres, wo er aus der Tiefe an die Oberfläche des Meeres aufsteigt und hier von alt und jung unter großem Jubel in ungeheuren Massen geschöpft und verspeist wird.

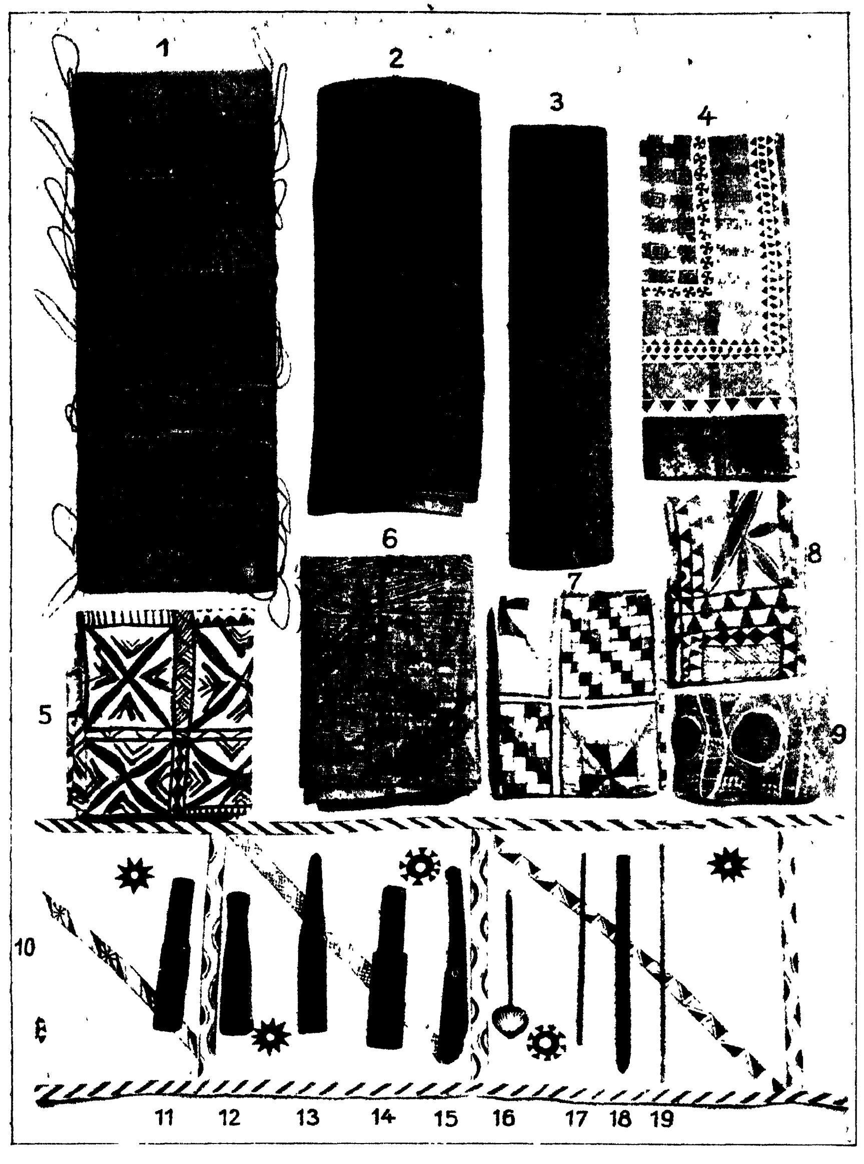


Abb 152 Rindenstoffe (Tapa) und die Geräte zu ihrer Herstellung: 1 Druckform (Matrize, aus Pandanusblättern, Samoa; 2 Druckform aus Holz, Samoa; 3 Klopfbrett, Samoa; 4 Tapa von den Tongainseln; 5 Bemalte Tapa, Samoa; 6 Bedruckte und bemalte Tapa, Samoa; 7 und 8 Bemalte Tapa Samoa; 9 Bemalter Rindenstoff, Baining, Neupommern; 10 Bemalte Tapa, Viti-Inseln; 11 Tapaschlegel mit ovalem Querschnitt, Viti-Inseln; 12 Tapaschlegel mit viereckigem Querschnitt, Samoa. 13 Tapaschlegel mit viereckigem Querschnitt und eingeschnittenen Ornamenten, Hawaii-Inseln; 14 Tapaschlegel mit ovalem Querschnitt, Gambierinseln; 15 Rindenstoffklopfer mit eingesetztem Fischgebiß, Hermitinseln; 16 Rindenstoffklopfer aus zwei Muschelschalen, Baining, Neupommern; 17 Stäbchen zum Bedrucken des Rindenstoffs, Hawaii; 18 Stäbchen zum Bemalen des Rindenstoffs, Hawaii; 19 Stäbchen zum Bedrucken des Rindenstoffs, Hawaii (Etwa 1/15 n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

Neben dem Bootsbau ist die Herstellung der Häuser die einzige hervorragende Leistung der Männer. Das dazu verwendete Handwerkzeug bestand früher in den schon anderwärts erwähnten primitiven Werkzeugen, wie scharfen Muscheln oder schneidenden Steinen, Steinäxten (Beilen mit Kniestiel und aufgebundener Klinge) und Drillbohrer; jetzt haben zumeist eiserne Werkzeuge Eingang gefunden. Auch die Herstellung der täglichen Gebrauchsgegenstände, u. a. der bowlenartigen Gefäße für die Kawabereitung und der Rednerstäbe ist Sache der Männer; besonders in der Schnitztechnik bekunden sie eine große Fertigkeit. Eine besondere Hausindustrie einiger weniger Fachleute ist die Anfertigung von Schildpattringen und das Einlegen ihrer Außenfläche mit kleinen Filberstückchen (Muscheln, Herz, Anker usw.). Wie schon erwähnt, fällt die Zubereitung und das Kochen der Speisen ebenfalls in den Bereich der männlichen Tätigkeit.

Die Frauen beschäftigen sich in erster Linie mit der Herstellung von Flechtarbeiten, wie Henkelkörbchen, Fächern (Abb. 150) und besonders Matten. Die Formen der Körbchen, die aus Kokosblättern (gröbere) und Pandanusstreifen (feinere) angefertigt werden, zeigen eine große Mannigfaltigkeit: bald sind sie rechteckig, bald rund oder oval, bald bauchig geformt, bald einfarbig gehalten oder aus verschiedenfarbigen Streifen zusammengesetzt. Auch an den Fächern fällt die ungemein reiche Abwechslung in der Form und den Farben auf. Körbchen sowohl wie Fächer bekunden einen ausgeprägten Schönheitssinn und große Farbenfreudigkeit ihrer Verfertigerinnen. — Unter den Matten lassen sich gröbere und feinere unterscheiden. Die ersteren (fala) dienen als Unterlagen auf dem Fußboden oder den Lagerstätten. Die feineren Matten ('ietoga) sind wertvolle Stücke, die sich von Generation zu Generation vererben und gleichsam den Familienschatz bilden: je älter eine solche kostbare Matte ist, um so höher wird sie eingeschätzt. Über einige besonders berühmte Matten, die mit roten Papageienfedern besetzt sind, wird ein wirklicher „Stammbaum" geführt und beim Besitzwechsel ihre Geschichte dem neuen Besitzer feierlich mitgeteilt. Die wertvollsten Matten befinden sich in dem Besitz der Oberhäuptlinge oder Könige.

Die Matten werden auch als Heiratsgut der Frauen abgegeben, von den Häuptlingen an bestimmte Personen für besondere Verdienste verliehen, als Zahlungsmittel verwendet u. a. m., kurz sie sind der Ausdruck des Wohlstandes.

Das Material dazu gibt eine kriechende Pandanacee (Freycinetia) ab. Die getrockneten Blätter der Pflanze werden ins Wasser gelegt, wodurch sich ihre Oberhaut durchweicht, so daß man sie in langen Streifen (etwa 50 cm) abziehen kann. Diese Streifen werden vor der Verarbeitung noch in schmale (1,5—3 mm) breite Streifchen gespalten. Die Herstellung solch feiner Matten erfordert sehr viel Zeit, unter Umständen Jahre und Jahrzehnte, daher erklärt sich auch ihr hoher Wert. Außerdem werden noch Matten ('iesina) aus dem gebleichten Bast eines Nesselgewächses (Cypholophus) hergestellt, die wie Eisbartelle aussehen. Da auch ihre Anfertigung äußerst mühsam ist, stellen sie ebenfalls einen hohen Wert dar.

Eine eigenartige Industrie auf Samoa, wie überhaupt auf den meisten polynesischen Inseln, ist die Herstellung von Rindenstoffen (tapa) aus dem Baste des Papiermaulbeerbaums (Broussonetia papyrifera) und verwandter Arten (Abb. 152, Fig. 5, 6, 7, 8). Der durch Aufweichen im Wasser von der Rinde losgelöste innere weiße Bast wird durch Kratzen mit einer Muschelschale von den anhaftenden holzigen und schleimigen Teilen befreit und mit gerieftem hölzernem Schlägel auf Brettern (Abb. 152, Fig. 3 und 12) dünngeklopft, darauf zu größeren Stücken durch Pfeilwurzmehl als Bindemittel zusammengeleimt und in der Sonne getrocknet. Der so erhaltene Stoff wird dann weiter mit Mustern bedeckt, indem man ihn auf eine Matritze aus Pandanusblättern mit aufgenähten Mustern aus Kokosblattrippen auflegt und an den Stellen, die durch die untergelegten Rippen in die Höhe gedrückt werden, mit Farbe einreibt, so daß die Muster auf dem Stoffe zum Vorschein kommen (Abb. 152, Fig. 1 und 2). Bei größeren Flächen wird die Farbe mit einem aus der Mittelrippe eines Palmenwedels angefertigten Pinsel aufgetragen (Abb. 152, Fig. 18). Als Farbe kommen in Frage weiß (Kalk), rot (Tonerde), gelb (Curcuma) und schwarz (Lichtnußruß), daneben noch braun, grün und grau. Als Sikkativ dient bei dem Auftragen der Farbe auf den Rindenstoff der Saft der Bischoffia. Die mit der Hand gemalten Muster bestehen vorwiegend in tierischen Motiven (Fledermaus, Seeigel, Qualle, Seestern v. a. m.).

Die Töpferei ist auf Samoa unbekannt.

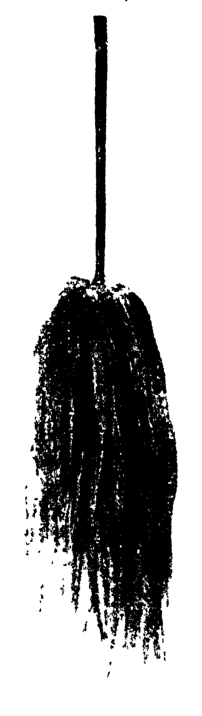
Die Grundlage der sozialen Verfassung auf Samoa bildet die Familie; ihr Oberhaupt (matai) nimmt eine achtunggebietende Machtstellung in ihr ein. Mehrere Familien bilden eine Dorfschaft mit einem Häuptling (ali'i) an der Spitze, mehrere Dörfer sind zu einem größeren Bezirk unter einem Oberhäuptling (tupu oder tui) vereinigt. Wenn ein Oberhäuptling mehrere Bezirke unter seinem

Zepter vereinigt, kommt ihm die Bezeichnung König (tuitana oder tuiaana) zu; Mata'afa ist der einzige König gewesen, dem es gelang, alle Bezirke und alle höchsten Würden in seiner Person zu vereinigen. Jede Insel besitzt eine Reihe solcher politischer Bezirke. In den Bezirken gibt es neben dem Oberhaupte eine beratende und beschließende Körperschaft, deren Mitglieder durch Tradition zu ihrer Würde gelangen. Jede Körperschaft wählt sich ihren Tupu, der wohl eine gewisse Macht besitzt, aber in wichtigen Angelegenheiten doch der Entscheidung der Körperschaft unterliegt. Ihm zur Seite stehen noch Sprecher (tulafale), die gleichsam eine Art Unterhaus, eine Vertretung der Bezirksortschaften und Sippen, vorstellen. Diese Tulafale, die als Abzeichen ihrer Würde einen Rednerstab führen, sind oft genug mächtiger als der Tupu, zum mindesten üben sie einen großen Einfluß in ihrer Gemeinde aus. Der Tupu führt als Rangabzeichen einen Fliegenwedel aus Kokosfasern, in neuerer Zeit auch aus Roßhaaren (Abb. 153). Bei den Versammlungen nehmen die Anwesenden dem Range nach ihre Plätze ein. Denn trotz des demokratischen Zuges, der die samoanische Verfassung bestimmt, gliedert sich die Gesellschaft doch in Klassen verschiedener Vornehmheit (abgestuftes Rangsystem), was auch in der würdevollen Haltung im Umgang und in bestimmten Förmlichkeiten bei allen festlichen Gelegenheiten zum Ausdruck kommt. Man unterscheidet in gesellschaftlicher Hinsicht Vornehme, Häuptlings- oder Adelssippen und Gemeine. Der samoanische Adel leitet seine Herkunft unmittelbar von den Göttern ab — seine Vorfahren sollen von dem obersten Gotte Tangaloa als Götter aus dem Felsen hervorgerufen oder später von Göttern erzeugt worden sein —, während das gemeine Volk aus Würmern durch Tangaloa geformt wurde. — Die Erbfolge ist durch feste Gesetze geregelt. Strafen werden durch Gemeinde- oder Familienbeschluß verhängt; besonders hoch fallen sie für Diebstahl und Ehebruch aus.

Die Ehe gilt bei den Samoanern für heilig: Verletzungen der ehelichen Treue werden daher schwer bestraft, früher sogar mit dem Tode. Die Vereinbarung zwischen den Eheleuten kam durch die Eltern zustande, von der männlichen Seite auch wohl durch Freunde. Umständlicher spielte sich die Sache ab, wenn ein Häuptling heiraten wollte. Dann traten zunächst die Tulafale zu einer Besprechung zusammen und einigten sich über die für ihn auszuwählende Braut, die von entsprechendem Range sein mußte;

die Entscheidung über die Annahme oder Verweigerung des Vorschlages lag sodann in den Händen des Tulafale des Stammes, dem das Mädchen angehörte. Wurde der Antrag abschlägig beschieden, trotzdem das Mädchen dem Antragsteller zugetan war, so ließ es sich von ihm entführen. Im anderen Falle, wenn es sich, obwohl der Tulafale seine Zustimmung gegeben hatte, weigern wollte, wurde es von ihm zu der Ehe gezwungen. Die Hochzeit ging in den vornehmen Kreisen unter gewissen Förmlichkeiten vor sich: dabei wurde auch die Jungfräulichkeit der Braut, auf die man großes Gewicht legte, in Gegenwart von Zeugen festgestellt. Das eheliche Leben der Samoaner kann trotz mancher unserer Auffassung nicht zusagenden Eigenarten als glückliches bezeichnet werden. Heutigentags bewerben sich die jungen Leute nach europäischer Art um ihre Auserwählte.

Das weibliche Geschlecht nimmt eine sehr geachtete Stellung bei den Samoanern ein. Schwere Arbeiten brauchen die Frauen nicht zu verrichten; sie beschäftigen sich, abgesehen von der Hausarbeit, mit der Pflege der Kinder, sowie mit der Herstellung von Rindenstoffen und dem Flechten von Matten.


Abb. 153. Häuptlingswedel aus Roßhaaren. Samoa

Die Samoaner zeichnen sich durch eine Reihe guter Eigenschaften aus. Sie sind rechtschaffene, friedliebende, äußerst liebenswürdige und gastfreie Leute von heiterem, stets fröhlichem Temperament; sie haben sich auch als besonders bildungsfähig erwiesen.

Sehr wichtige Persönlichkeiten im sozialen Leben der Samoaner stellen die Dorfjungfrauen (taupou) vor, deren jede Ortschaft mindestens eine besitzt. Sie genießen ein hohes Ansehen unter der Bevölkerung, gehören den allerersten Familien des Ortes an und müssen einen tadellosen Lebenswandel führen, solange sie im Amte sind. Dieses Amt besteht in Repräsentationspflichten nach außen hin; sie haben die Gäste und Besucher des Dorfes zu empfangen, beteiligen sich an der Zubereitung der Kawa (Abb. 149), sind die Leiterinnen und Vortänzerinnen der Siva (Nationaltanz) u. a. m.

Dafür sind sie auch von den üblichen Hauspflichten entbunden. Schon von Jugend auf werden sie für diesen ihren verantwortlichen Beruf vorbereitet.

Tanz und Gesang spielen eine große Rolle im samoanischen Leben. Es gibt eine Reihe Tänze, die Gelegenheit bieten, die anmutigen Körperbewegungen der Samoanerinnen zur Anschauung zu bringen. Der Nationaltanz heißt Siva. Die Tanzenden sitzen dabei im Kreise um die in ihrer Mitte befindliche Dorfjungfrau, die gleichsam die Vortänzerin vorstellt. Der Tanz besteht in rhythmisch ausgeführten graziösen Bewegungen der Hände und des Oberkörpers in sitzender Stellung, die in ähnliche Bewegungen der ganzen Person übergehen und schließlich in einer hübschen pantomimischen Darstellung gipfeln, die Züge aus dem Volksleben (wie Kanuwettrudern, Kawabereitung, Fischfang, Kriegsszenen usw.) widerspiegeln (Abb. 154). Am Schluß erhebt sich die Taupou und führt mit anmutigen Bewegungen der Füße und des Oberkörpers einen Solotanz auf. Hinter den Tanzenden sitzt die Musikkapelle, die entweder mit Holzstäben auf eine Matte oder Schlitztrommel (Abb. 60, Fig. 7a und b) im Takt schlägt oder, noch häufiger, die Tänze mit mehrstimmigem Gesang begleitet.

Außer mit Tanz bringen die Samoaner ihre freie Zeit mit allerlei Unterhaltungsspielen, die Männer auch mit sportmäßigen Belustigungen zu. Die letzteren bestehen in Wettkämpfen im Rudern, Fischen, Taubenfang, Speerwerfen, Ringen und Boxen, sowie in dem schon beschriebenen Wellenreiten. Sonstige Unterhaltungen sind Rätselraten, Reimen, Wetten, Geschichtenerzählen und andere Gesellschaftsspiele. Ein beliebtes Spiel der Häuptlinge ist das Lafo. Vier Spieler sitzen an den vier Ecken einer Matte, in deren Mitte auf einer kleineren ein rundes Stück Kokosnußschale zu liegen kommt; jeder Spieler erhält fünf große, flache Samen einer Lianenschote (Entada scandens), die sie auf die kleine Matte zu bringen suchen.

Die Samoaner zählten an den Fingern bis 5; das Wort für 10 bedeutete eine Feder oder ein Körperchen, 20 = 2 Federn oder Haare und so fort bis 100, wofür die Bezeichnung „Blatt“ (der Kokospalme) hieß.

Die heutigen Samoaner sind durchweg getaufte Christen, das hindert aber nicht, daß sie im stillen noch hier und da dem alten Götterglauben anhängen. Die altsamoanische Religion

kannte eine große Anzahl von Gottheiten (aitu), die man in verschiedene Gruppen schied, für den einzelnen Menschen, die Familie, das Dorf, den Distrikt und das ganze Volk. Natürlich erforderte diese Unmasse von Göttern eine große Anzahl von Priestern. Die Privatgötter des Einzelnen dachte man sich in irgendeinem Gegenstand, meistens in einem Tier oder einer Pflanze verkörpert;

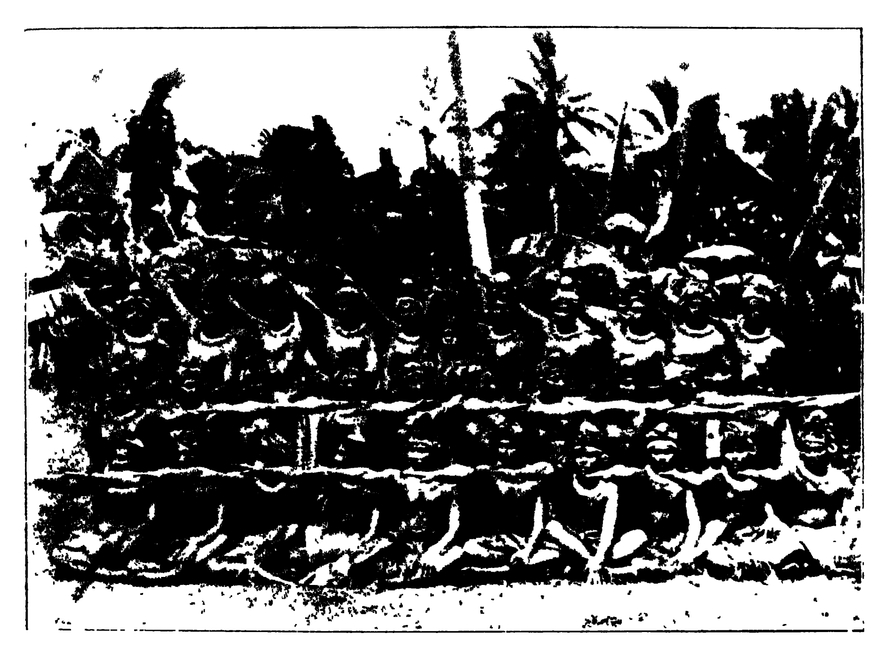


Abb 154. Tanz der Samoaner
(Phot. Frommholz)

diese durfte der Betreffende natürlich nicht vernichten oder genießen, denn sie waren für ihn heilig Die Dorfgottheiten ließ man in Vögeln ihren Wohnsitz nehmen; auch sie galten für heilig. Die Distriktsgötter wurden gleichfalls in Vögeln, ferner in Fischen, im Regenbogen, in Meteoren usw. verkörpert gedacht: man verehrte sie in heiligen Hainen, auch in besonderen Gotteshäusern und Grotten. Von den Volksgottheiten glaubte man, daß sie teils auf, teils unter der Erde, auch im Himmel und im Meere ihren Aufenthalt hätten. Man unterschied unter ihnen hohe Götter, die das Weltall erschufen und regierten, und solche niederen Ranges, gleichsam Schutzgottheiten für die verschiedenen Handwerke, denn auf Samoa blieben die meisten Berufe in bestimmten Familien.



Abb. 155. Beratungshaus der Maori
(Lindenmuseum, Stuttgart)

Als **allerhöchster Gott** galt der Schöpfer des Weltalls, Tangaloa; sein Name kehrt als höchstes Wesen auf Hawaii, Neuseeland und anderwärts wieder. Er hatte im Himmel seinen Thron. Eine andere große Gottheit, Mafuie, hatte ihren Wohnsitz im Innern der Erde; dieser Gott rief die Erdbeben, die Samoa so häufig erschüttern, hervor, indem er, wenn er ungnädig war, den Stiel der Erde, der ins Innere reichte, anfaßte und kräftig schüttelte. Gefürchtet war der Gott Moso, vergleichbar dem Teufel, dessen Vergnügen darin bestand, Leute, die ihm nicht gefielen, aufzufressen; daher war er der Kriegsgott der Samoaner, den man vor Beginn eines Kriegszuges anrief, auf daß er die Feinde vernichte. Le Sa war, der Ceres vergleichbar, die Göttin der Pflanzungen u. a. m. — Die Opfer, die man den Göttern darbrachte, bestanden in Nahrungsmitteln; Menschen sind von den Samoanern niemals geopfert worden, und der Kannibalismus scheint bei ihnen niemals bestanden zu haben. Das einzige, was sie sich an Roheiten leisteten, war das Köpfen der Feinde (s. o.).

Die samoanische **Schöpfungssage** ließ die Welt aus dem Nichts (Leai) hervorgehen. Aus Leai entstand als erster Begriff Nanamu (Geruch), der allmählich als Efuefu (Dunst, Rauch) den Raum erfüllte. Aus ihm entstanden dann weiter Ao (die Wolken) und Eleele (die Erde). Aus den Wolken bildete sich auch Tangaloa, der wieder Masina (den Mond), La (die Sonne), Sami (das Meer) und Vai (das Süßwasser) erschuf. Als einst eine große Katastrophe (Sintflut?) über die Erde ausgebrochen war, flohen Masina und La zum Himmel, wo sie jetzt noch stehen. Die Felsen wurden vom Meer verschlungen, und es entstand Mu (das Feuer), das sich mit dem Wasser vermählte und die Samoagruppe entstehen ließ. Die Schöpfungsgeschichte erklärt, wie man sieht, geschickt den vulkanischen Ursprung der Inseln; sie weist aber auch manche übereinstimmenden Züge mit der biblischen Überlieferung auf. Wie schon gesagt, sind die Samoaner heutigentags alle Christen, aber ihr Glaube an die Götter ihrer Vorfahren ist doch nicht ganz geschwunden, so auch nicht an ein Fortleben nach dem Tode auf Pulotu, der Insel der Seligen, die sie sich im Westen gelegen denken. Hier führen die Verstorbenen ein wirklich paradiesisches Dasein.

Wenn ein Samoaner gestorben war, wurde seine Leiche, nachdem sie mit wohlriechendem Öl gesalbt und, je nach dem Range, in Tapastoffe oder Matten eingewickelt war, in ein Boot als Sarg gebettet, und das Ganze noch einmal mit Rindenstoff oder Matten umwickelt und fest verschnürt. Die Hinterbliebenen hielten Trauerwache, mußten aber tagsüber fasten und durften erst in der Nacht außerhalb des Hauses Speisen zu sich nehmen, die von ihnen selbst aber nicht mit den Fingern zum Munde geführt, sondern ihnen von andern gegeben werden mußten. Die gewöhnlichen Samoaner wurden bereits am nächsten Tage begraben, Häuptlinge dagegen blieben zehn bis dreißig Tage über der Erde aufgebahrt. Während dieser Zeit wurden von den Frauen Klagelieder angestimmt, von den Männern die Taten des Verstorbenen in Gesängen gepriesen. Schließlich wurde die Leiche samt Matten und Tapastoffen innerhalb des Dorfes in der Nähe der Hütten bestattet. Über dem Grabe wurde ein Hügel in Gestalt eines Rechtecks aus sorgfältig zusammengefügten Steinen errichtet, darauf ausgebleichte Muscheln und weiße Kieselsteine gelegt und daneben Speere in den Boden gesteckt.

Abb. 156. Ein Pfeiler aus dem Beratungshaus der Maori (Lindenmuseum, Stuttgart)

b) Neuseeland

Neuseeland bildet mit den dazugehörigen Chatham-, Auckland- und anderen Inseln den westlichen Vorposten Polynesiens. Die beiden Hauptinseln erstrecken sich in nordöstlich-südwestlicher Richtung von 167—178° östl. L. und 34—46° südl. Br.

Die Bewohner heißen Maori und sind polynesischen Ursprunges. Der Überlieferung nach erfolgte die Einwanderung von dem sagenhaften Hawaiki her, worunter höchstwahrscheinlich Samoa oder Tonga zu verstehen ist. Im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert n. Chr. landeten die ersten Polynesier (Maori) unter ihrem Führer Ngahue in der Plentybai auf der Nordinsel und verbreiteten sich von hier aus weiter; im achtzehnten Jahrhundert soll noch eine zweite Einwanderung erfolgt sein. Die ersten Einwanderer stießen auf schwarze Elemente melanesischer Rasse. Im Jahre 1642 wurde Neuseeland von den Europäern (Tasman) entdeckt. Cook fand bei seiner Ankunft noch mindestens 120000 Köpfe vor, heutzutage dürfte die Anzahl der Maori kaum 40000 übersteigen. Seitdem im Jahre 1814 das Christentum eingeführt worden ist, haben die Maori mehr und mehr ihre völkischen Eigentümlichkeiten abgestreift und abendländische Kultur angenommen; vielfach sind sie auch Vermischung mit Europäern eingegangen.

Den polynesischen Ursprung verrät die hochgewachsene, muskulöse, harmonisch gebaute Gestalt sowie die helle Hautfarbe und das straffe, schwarze Haar der Maori. Neben diesem Typus, der für die höheren Gesellschaftsklassen bezeichnend ist, finden sich unter der neuseeländischen einheimischen Bevölkerung noch kleinere, unansehnliche Elemente, die durch ihre dunkle Färbung und ihr mehr gekräuseltes Kopfhaar abstechen und offenbar auf die Urbevölkerung zurückgehen, die die einwandernden Polynesier hier antrafen.

Die Maoris wohnten in rechteckigen Häusern mit Holzwänden und hohem steilabfallendem Satteldach, das die Hütten nach vorn überragte und dadurch eine Art Vorhalle bildete. Diese Vorhalle wurde nach vorn durch ein etwa fußhohes, geschnitztes Brett geschlossen gehalten und war hinten durch eine Wand mit Fenstern und Tür begrenzt, die sie von dem eigentlichen, ziemlich dunklen Wohnraume trennte. Die Vorderseite des Hauses, die Pfosten und

Fenster, sowie die Türe der Vorhalle waren mit Schnitzereien reichlich bedeckt (Abb. 155 und 156). Diese Schnitzereien waren ganz eigenartig. Bezeichnend für sie, wie überhaupt für alle Schnitzereien der Maoris, ist das Vorherrschen der Ornamentik (sich auflockernde Spiralen und Arabesken) vor den figuralen Darstellungen. Wo ausnahmsweise menschliche oder tierische Figuren sich dargestellt finden, da sind sie fast stets von solcher Ornamentik bedeckt und mehr oder weniger der Stilisierung verfallen, mit fratzenhaften Gesichtern, verzerrten Mäulern und heraushängenden langen Zungen, was als ein Zeichen sowohl der Verachtung als der Abwehr von Zauberei gedeutet wird, denn auch beim Aufführen von Kriegstänzen steckten die Maori die Zunge heraus (Abb. 156). An den menschlichen Darstellungen fällt außerdem noch auf, daß sie stets zwei Beine, dagegen oft nur drei bis vier Finger an den Händen tragen. Diese Schnitzarbeiten, mit denen alle möglichen Gebrauchsgegenstände, außer den Pfosten und Balken der Häuser noch die Fenster- und Bilderrahmen, Kriegskanus (Abb. 160), Waffen, Häuptlingsstäbe, Kasten für die Aufbewahrung von Schmuckfedern, Schöpfgefäße für die Boote, Griffe der Steinbeile (Abb. 92, Fig. 5) u. a. m. bedeckt wurden, fertigten die Maoris ausschließlich mit Nephritmeißeln, Obsidiansplittern und Muscheln an.



Abb. 157. Maorihäuptling

Eine größere Anzahl Häuser bildete ein Dorf, das mit Palisaden befestigt war.

Die Nahrung der Maoris bestand in Fischen, Wurzeln, Kräutern allerlei Art, Taro und Bataten.

Ihre Kleidung bildete eine lange, aus neuseeländischem Flachs (Phormium tenax) geflochtene, mit Federn und Muscheln auf der

Außenseite verzierte Matte, die um die Schultern gehängt wurde (Abb. 157). Das Haar wurde in einen Schopf oben auf dem Kopfe zusammengebunden und mit Federn (Rangabzeichen) und Muscheln geschmückt. Bei den Weibern fiel es dagegen glatt auf die Schultern herab, von Knaben und Mädchen wurde es kurz geschnitten getragen.

Die Männer der höheren Stände brachten es zu einer besonderen Fertigkeit, ihr Gesicht in staunenswerter Vollendung sich tatauieren zu lassen, die ihresgleichen auf dem Erdkreis suchen dürfte (Abb. 157). Die Muster (moko) zeigten eine edle Linienführung, eine Menge Arabesken, die in harmonischer Anordnung das ganze Gesicht bis zum Kinn herab bedeckten und sich in Spiralen auflösten. Heutzutage hat dieser Schmuck für das männliche Geschlecht zu bestehen aufgehört, dagegen zieren sich noch die Frauen mit Tatauierung, allerdings in ganz bescheidenem Umfange. Sie beschränkt sich hier auf die Oberlippe — rote Lippen gelten bei Frauen als große Schande — und das Kinn und wird an den Mädchen vorgenommen, sobald sie die Reife erreicht haben. Die Muster bestehen in einigen horizontal verlaufenden Linien. Auch der Raum zwischen den Augenbrauen wird gelegentlich tatauiert, selten der übrige Körper. Die zum Tatauieren benutzten Werkzeuge bestehen in einem hölzernen Handgriff mit einem am Ende aufsitzenden Querstab aus Albatrosknochen, dem wieder (wie an einer Harke) senkrecht kammartig Zähne aufsitzen. Dieselbe Form des Tatauierwerkzeuges kommt auf Tahiti vor.

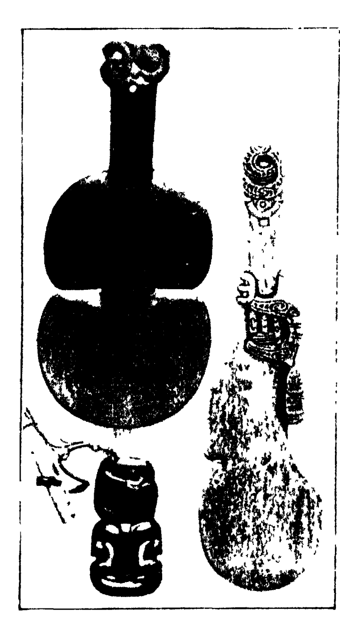


Abb 158. d Kriegskeule der Maori aus Basalt, e aus Walknochen; g Halsschmuck (heitiki) aus Nephrit
Museum fur Volkerkunde, Berlin)

Als Halsschmuck wird eine aus Nephrit geschnitzte menschliche Figur (heitiki) getragen, die angeblich den ältesten Vorfahren der Maoris vorstellen soll und sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt (Abb. 158 und Taf. I, Fig. 10). Sie zeigt immer die gleiche Darstellung: einen unverhältnismäßig großen, stets schief auf die Schulter geneigten kubischen Kopf mit riesigen Augenringen aus

eingelegten Haliotismuscheln (später rotem Siegelwachs), zwischen denen ein wulstiger, zu einer stilisierten Nase herabsteigender Stirngrad verläuft, einen gewaltigen Mund, in dessen Ecken je ein Zahn und in dessen Mitte eine dreieckige vorgestreckte Zunge sichtbar wird, ferner anliegende Arme, auf der Brust gekreuzte Hände mit drei Fingern und einwärts gekrümmte Beine. Nach v. d. Steinen soll sich das Heitiki aus einer figürlich skulpturierten Beilklinge entwickelt haben (?).

In früheren Zeiten waren die Maoris von kriegerischem Geiste beseelt und galten für ungemein grausam und rachsüchtig; die Köpfe der gefangenen Feinde wurden als Siegeszeichen getrocknet und aufbewahrt. Als Waffen bedienten sie sich der Keulen (Abb. 158 und 159) aus Basalt. Nephrit oder Pottwalknochen, hölzerner Spieße, des Schleuderstockes in Verbindung mit dem Schleuderstrick (kotaha), sowie der Steinäxte. Auf ihren kriegerischen Unternehmungen benutzten sie große Kriegskanus bis zu 20 m Länge (ohne Ausleger), die durch Ruder (bis zu 100 Mann) fortbewegt wurden (Abb. 160). Die Ruder hatten einen durchbrochen geschnitzten Griff, eine menschliche flache Figur darstellend. Menschenfresserei war früher an der Tagesordnung, aber nicht aus Mangel an Nahrungsmitteln, sondern aus abergläubischen Gründen. Die Ursache für ihre Vorliebe zum Kriegshandwerk dürfte in der grausamen Behandlung zu suchen sein, die die englischen Kolonisatoren den Maoris angedeihen ließen. Jetzt sind sie friedlich gesinnt und gegen Fremde sehr gastfreundlich sowie im Kreise ihrer Familie rücksichtsvoll.

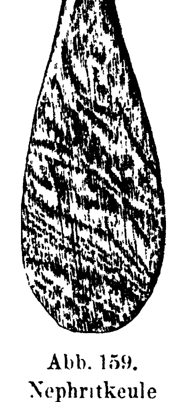


Abb. 159. Nephritkeule der Maori, Neuseeland

Die Verfassung der Maori war eine kommunistische und ist es zum Teil auch geblieben. Grund und Boden, sowie die Nahrungsmittel waren Eigentum des Stammes, der einem Häuptling oder Priester unterstand. Der Häuptling führte als Abzeichen seiner Würde einen Stab mit einem geschnitzten Menschenkopf, der in der üblichen Weise die Zunge hervorstreckte (hani oder taiaha). Neben den Freien gab es noch Sklaven; es waren dies die nicht abgeschlachteten Gefangenen; manchmal wurden diese aus Anlaß der feierlichen Bestattung vornehmer Personen getötet.

Die Religion der alten Maoris — heutzutage sind sie alle

Christen — kannte ein höchstes Wesen Po, dessen Name aber niemand nennen durfte. Im gewöhnlichen Leben hieß es das höchste Eins, der Große, der Mächtige, der Ewige u. a. m. Dieser Gott galt für ewig, denn er wurde niemals geboren; er hatte weder Weib noch Kinder. Er galt für den Weltschöpfer. Er formte aus Erde ein weibliches Wesen und pflanzte ihm seinen Geist und seine Seele ein. Po wohnte im höchsten der zwölf verschiedenen Himmelreiche und wurde hier von einigen höheren Geistern bedient. Auf einem großen Stein sah er alles, was auf der Welt vorging. Das Wissen über dieses höchste Wesen stand nur den Priestern zu, ebenso die Ausübung des Kultus. Die alten Maoris begruben ihre Toten, nahmen aber nach der Verwesung des Fleisches die Knochen wieder aus dem Grabe und setzten sie in Flachsmatten eingewickelt an unzugänglichen Orten endgültig bei. Dabei wurden die Heitiki den Leichen abgenommen und den nächsten Anverwandten als Erbstücke überlassen. Die Knochen von Königen oder Oberhäuptlingen wurden, nachdem man sie wieder ausgegraben hatte, in geschnitzten, mit rotem Ocker bemalten Kastchen in Höhlen beigesetzt. Diese Särge glichen Vogelgestalten mit Flügeln und Schwimmfüßen, hatten aber menschliche Gesichter (Abb. 161). — Die Maori glaubten an ein Fortleben nach dem Tode. Die Seelen der Verstorbenen wurden in das Reich der Geister geführt. Hier gab es keine Strafe für Schlechtigkeiten, noch eine Belohnung für gute Taten, denn der Kampf zwischen Gut und Böse ist auf der diesseitigen Welt bereits ausgefochten worden.

c) Die Viti-Inseln

Die Viti- (fälschlich Fidschi-) Inseln liegen zwischen 15° bis 21° südl. Br. und 176° bis 180° östl. L. und bestehen aus etwa zweihundert bis zweihundertfünfzig Inseln, von denen höchstens sechzig bewohnt sind. Die größeren von ihnen sind Viti Levu, Vanua Levu, Taviuni, Kandavu und Ovalau. Sie sind sämtlich vulkanischen Ursprunges; ihre Vulkane sind aber bereits erloschen. Ihre Berge erreichen höchstens 1200 m.

Die Viti-Inseln wurden bereits 1643 von dem Holländer Tasman gesichtet und von ihm Prinz-Wilhelms-Inseln genannt, aber sie blieben sehr lange unbeachtet. Der Reichtum an Sandelholz und der Ertrag der Trepangfischerei lockten zwar manchen Europäer dorthin, aber eine eigentliche Besiedlung ging erst vor sich, nachdem der Apostel Williams im Jahre 1820 die ersten Bekehrungs-

versuche anstellte, die übrigens einen guten Erfolg zu verzeichnen hatten. 1840 führte der Amerikaner Wilkes die erste Erforschung der Inseln aus. 1874 zwangen die Engländer den letzten König Thakombau zum Verzicht auf seinen Thron und nahmen von den Inseln Besitz.

Geographisch und anthropologisch zählt die Vitigruppe noch zu Melanesien, aber kulturell gehört sie dem polynesischen Kulturkreise an. Die einheimische Bevölkerung ist melanesischen Ursprunges; die Sage weist auf eine Einwanderung aus Nordwesten hin. Jedoch ist auch viel polynesisches Blut hinzugekommen, so daß der physische Typus der Eingeborenen von Insel zu Insel ziemlich schwankt. Am meisten tritt das polynesische Element (in körperlicher und auch kultureller Hinsicht) in dem östlichen Teile der Gruppe in die Erscheinung; auf Viti Levu und Vanua Levu herrscht das melanesische vor.

Die Wohnung der Vitileute ist ein rechteckiges Haus mit langem, grasbedecktem Firstdach. Oft steht es auf 1—2 m hohem Hügel, der um so größer ist, je höher der betreffende Bewohner im Ansehen und Range steht. Bei Wasserfahrten wird eine ähnliche Hütte auf den Flößen hergerichtet.

Die Kleidung der Männer

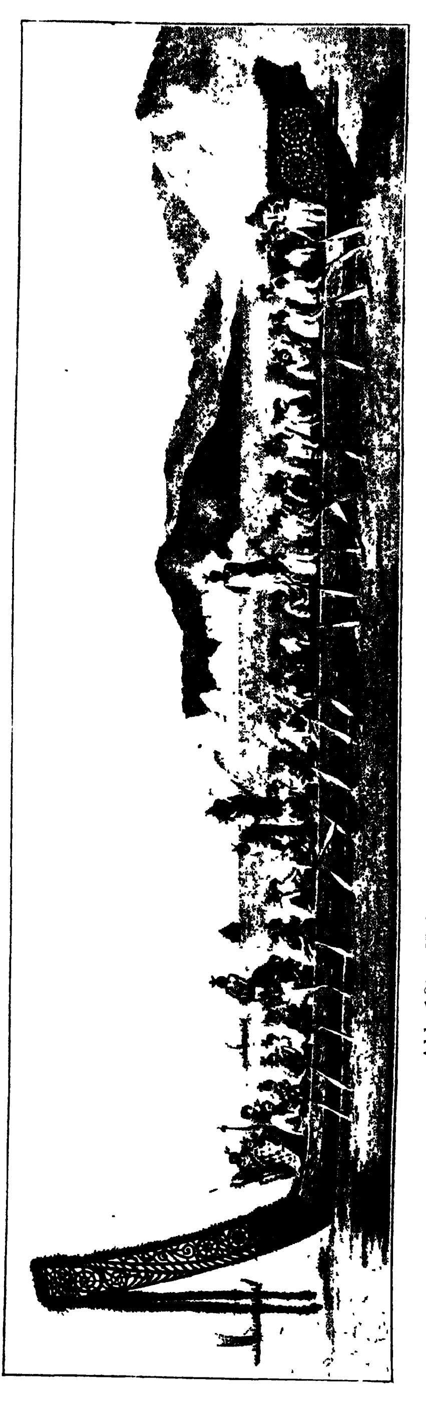


Abb. 160. Kriegsboot der Neuseeländer zu Zeiten Cooks. (Nach Cook)

bildet heutzutage ein Lendentuch aus europäischem Stoff und ein Hemd. Früher bestand sie in einem Gürtel aus langen Blättern oder aus Tapastoff, der für gewöhnlich 9 m lang war und um den Leib geschlungen wurde; bei wohlhabenderen Leuten und den Häuptlingen erreichte er eine Länge von 100 m und darüber. Die Frauen kleiden sich heute ebenfalls nach Europäerinnenart; nur in den abgelegeneren Dörfern ist die alte Tracht noch üblich, ein gefranster Gürtel aus Hibiscusfasern, denn Tapa zu tragen war dem weiblichen Geschlecht verboten. Bei unverheirateten Mädchen war dieser Rock ganz kurz; bei verheirateten jungen Frauen reichte er bis an die Knie, und bei solchen, die Mutter geworden waren, über die Knie hinunter.

Die Haartracht der Männer gleicht der der Melanesier. Wie diese, verwenden die Insulaner große Sorgfalt auf das Aufbauschen der Kopfhaare, so daß eine Perücke entsteht, die unter Umständen anderthalb Meter Umfang erreichen kann. Manche junge Stutzer bringen täglich mehrere Stunden mit der Behandlung ihrer Kopfhaare zu. Natürlich sind zur Schonung solcher umständlicher Frisuren auch Kopfstützen beim Schlafen in Gebrauch (Abb 55, Fig. 7). Die Häuptlinge tragen über das Haar eine turbanähnliche Kopfbedeckung (sala). Die jungen Mädchen trugen früher das Haar in langen Strähnen; bei der Hochzeit wurde es abgeschnitten. Auch heute ist dieser Brauch noch nicht ganz geschwunden. Die alte Sitte, das Haar mit Kalk zu bleichen, besteht noch, obgleich das Färben mit roter Farbe oder mit Ruß auch in Mode gekommen ist.

Auch Tatauierung war üblich (Abb. 140, Fig. 4 und 10). Die Mädchen wurden dieser Prozedur unterzogen, sobald sie zur Reife gelangten. Die eintatauierten Muster beschränkten sich großenteils auf die Körperteile, die der Rock bedeckte. Auch auf den Fingern wurden ein paar Zeichen angebracht. Außerdem schmückten sich die Frauen noch durch Anbringen von Narben auf Armen und Rücken, die durch glühende Kohlen hervorgebracht wurden. — Ein bezeichnender Schmuck der Viti-Insulaner sind Halsketten aus schlank geschnitzten oder ganzen Pottwalzähnen (Taf. II, Fig. 4 und 6).

Auf Viti wurde auch die Mikaoperation vorgenommen, das Aufschlitzen der männlichen Harnröhre, die nach der Behauptung der Eingeborenen den Zweck hatte, die unreinen Säfte aus dem Körper zu entfernen. Der Zeitpunkt für die Vornahme dieser Operation waren die Jahre zwischen dreißig und vierzig.

Die Nahrung ist die übliche wie auf den übrigen Inseln der

Nachbarschaft. Früher stand auch Menschenfleisch in hohem Ansehen. Bei Ankunft der ersten Europäer wurden die armen Opfer, in der Hauptsache gefangene Feinde, eine Zeitlang gemästet, und dann abgeschlachtet.

Wie beliebt Menschenfleisch damals war, geht aus der Bezeichnung hervor, die man ihm beilegte, nämlich „langes Schwein". Aus besonderen festlichen Anlässen wurden die gemästeten Gefangenen aus ihren Hütten herausgeholt, abgeschlachtet und in Erdöfen auf heißen Steinen gebraten. Vielfach sollen sie vorher noch gequält worden sein, um ihr Fleisch dadurch schmackhafter zu machen. Bei der Mahlzeit wurde der Braten auf flachen hölzernen Schüsseln herumgereicht und mit hölzernen Gabeln verspeist, denn ein Berühren des gerösteten Menschenfleisches mit den Fingern war nicht erlaubt (wohl aus Gründen der Zauberei) (Abb. 162). Solche Gabeln vererbten sich als altes Familienstück vom Vater auf den Sohn und erhielten wegen ihres hohen Alters Ehrennamen. Übrigens wurde beim Essen von Menschenfleisch eine gewisse Etikette beobachtet. Frauen, Jünglinge und Kinder, später auch das gewöhnliche Volk gingen dabei leer aus. In welchen Massen ehemals die Menschen verspeist wurden, geht aus dem Berichte eines englischen Missionars hervor, demzufolge ein Häuptling einen ganzen Menschen allein aufgegessen haben soll. Er habe auch gleichsam Buch über die verzehrten Menschen geführt, indem er für jeden Braten einen Stein auf einen Haufen gelegt hatte. Dem Berichterstatter wurde von dem Sohne des Betreffenden ein Haufen von achthundertzweiundsiebzig Steinen gezeigt, die ebensoviel verspeisten Menschen entsprachen.



Abb. 161. Geschnitzter Sarg eines Maorioberhäuptlings
(Nach Baßler)

Die alten Vitileute lebten wie die meisten Südseestämme mit ihren Nachbarn fast beständig in Fehde. Von Kriegswaffen waren Keulen, lange Speere (Abb. 49, Fig. 14), Schleudern und Äxte in Gebrauch.

Die wirksamsten Waffen waren die Keulen. Sie waren von recht mannigfacher Form, bald glichen sie dicken Knütteln (mit natürlicher Wurzel als Schlagteil), bald waren sie flach wie Ruder; bald wieder gebogen; manchmal besaßen sie einen glatten Kopf, dann wieder einen wie eine Morgensternhellebarde oder wie eine Lotosblume oder wie ein Gewehrkolben (wohl Nachbildung europäischer Gewehre) u. a. m. (Taf. III, Fig. 20, 22—24). Vielfach waren die Keulen auch mit Schnitzereien (ähnlich denen aus Samoa) bedeckt. Es gab auch kurze Wurfkeulen (Taf. III, Fig. 21), die bequem am Gürtel getragen wurden, wieder andere waren so schwer, daß ein Mann sie nur mit Mühe handhaben konnte. Auch in der Form der Speere herrschte eine ziemliche Mannigfaltigkeit; bald waren sie glatt, bald mit Widerhaken aus angeschnitztem Holz oder dem Schwanzstachel des Rochens besetzt, bald besaßen sie nur eine Spitze, bald deren mehrere (nicht aus einem Stück angefertigt, sondern zu mehreren nebeneinander in den Schaft eingelassen und mit Verschnürung befestigt). Bogen und Pfeile waren nur für Jagdzwecke bestimmt (Taf. IV, Fig. 23 und 26).

Von der einheimischen Handwerkskunst ist die Herstellung von Rindenstoffen, wie bereits von Samoa her geschildert (Abb. 152, Fig. 10, 11), und, was auffällig erscheint, die Herstellung von glasierten Tongefäßen bemerkenswert. Eine besondere Kaste befaßte sich mit dieser Industrie. Die Gefäße (Abb. 48, Fig. 11—13) wurden ohne Drehscheibe einfach mit der Hand hergestellt, indem man, wie oben beschrieben, einen Tonklumpen aushöhlte und ihm durch Entgegendrücken eines flachen Steines von innen an die Wand die gewünschte Form gab. In der Form herrschte eine ziemliche Abwechslung. Hervorzuheben sind Gefäße mit vier Öffnungen (behufs recht schneller Füllung und Entleerung), sowie Doppelgefäße, die außen an dem Punkte, wo beide Teile zusammenstoßen, noch mit einem Bügelhenkel miteinander verbunden sind, und schließlich noch solche mit Glasur, ein Verfahren, das man in der Südsee nur noch von Neukaledonien her kennt. Die Anfertigung von Tapa- und Topfarbeiten gehört in den Bereich der Frauentätigkeit.

Die Männer gaben sich mit dem Bau von Booten, zumeist Doppelkanus, ab. Auch hier war es wieder eine besondere Klasse, die diesem Handwerk nachging. Trotz der ziemlichen Vollendung, die der Bootsbau auf den Viti-Inseln erreichte, haben ihre Bewohner es doch nicht zu einer nennenswerten Leistung als Seefahrer gebracht.

Dafür aber sind sie ganz tüchtige Fischer, die unter anderem in recht geschickter Weise unter Wasser den großen Schildkröten zu Leibe gehen und sie einfangen.

Die gesellschaftliche Verfassung auf Viti hatte einen feudalen Anstrich, wie überhaupt in Polynesien. Es gab Oberhäuptlinge, die im Range von Königen standen und unter sich eine Reihe Häuptlinge hatten, die ihnen tributpflichtig waren und im Falle eines Krieges Mannschaften und Waffen stellen mußten. Sofern die Häuptlinge von einer Mutter hohen Ranges abstammten, hatten sie das Recht, aus dem Bezirk ihrer Mutter alles zu entnehmen, was ihnen beliebte. Es herrschte das Neffenrecht. -- Der Grundbesitz war Eigentum der Familie, deren Oberhaupt von den Mitgliedern ernährt werden mußte.

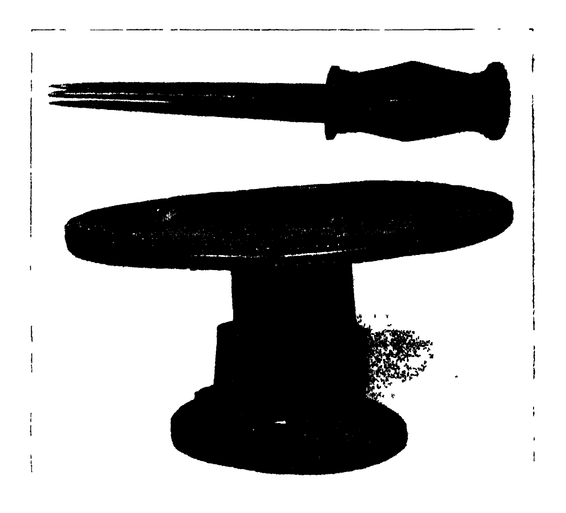


Abb. 162 Teller und Gabel zum Verspeisen von Menschenfleisch, Viti-Inseln

Es bestanden auf den Viti-Inseln früher eine Anzahl geheimer Gesellschaften (zum Teil bis in die neueste Zeit hinein), deren Mitglieder sich in einen Zustand von Hypnose versetzen konnten, in dem sie gegen Keulenschläge und Verwundungen der Speere unempfindlich waren. Am verbreitetsten über den ganzen Archipel waren die Kei Nekouvadra, deren Bund mindestens zehn Grade umfaßte.

Auf der Insel Mbengha (Bequa) sind die Mitglieder einer Sekte imstande, ohne Schmerzen zu verspüren, über glühende Steine zu laufen, über denen eine Temperatur bis zu 57° C festgestellt wurde. Ob etwa auch Hypnose oder nur Gewöhnung an hohe Temperaturgrade als Grund für diese Unempfindlichkeit anzunehmen ist, ist noch nicht festgestellt.

Unter den Unterhaltungen besitzt der Tanz die größte Anziehungskraft; daher fehlt er auch bei keiner festlichen Veranstaltung. Der Charakter der meisten Tänze ist polynesisch; es sind Sitztänze, wie wir sie von Samoa her kennen. Daneben aber kommen

auch richtige Tänze in unserem Sinne vor; die Tanzenden halten dabei lange Stoffstreifen (wie unsere Ballerinen) in den Händen und schwingen sie um sich, um dadurch das Wogen des Meeres anzudeuten, auch Tanzkeulen tragen sie (Taf. V, Fig. 21). Beliebte Tänze der Männer sind die Kriegstänze, die die Krieger mit Keulen und Speeren aufführen. — Auch für Spiele sind die Vitileute sehr eingenommen. Großer Verbreitung erfreut sich davon das Lafospiel und das Tika. Jenes ist von Samoa her bekannt, dieses besteht aus einem kugelförmigen polierten Knopf aus hartem Holz mit einem daran sitzenden langen Rohr (Taf. IV, Fig. 24); der Spieler stellt diesen Gegenstand auf den Mittelfinger und wirft ihn mit einer dem Kegeln ähnlichen Bewegung in die Luft. Wer am weitesten geworfen hat, ist der Sieger im Spiel. Beinahe ein jedes Dorf besitzt einen Tikaplatz, auf dem die Einwohner gegenseitig Wettspiele mit großer Begeisterung ausfechten.

Die Ehe wird auf den Viti-Inseln heutigentags nach christlicher Art geschlossen. Indessen bestehen für diejenigen, die eine Ehe eingehen wollen, immer noch alte Vorschriften. Die richtige Frau für einen Mann ist die Tochter seines Onkels mütterlicherseits (Überrest des Mutterrechts), die ihm zumeist schon bald nach der Geburt anverlobt wird. Jetzt sollen noch etwa 30 v. H. der Bevölkerung sich an diese Vorschrift gebunden halten. Wenn ein Mann sie nicht befolgt, dann stehen die Verwandten des für ihn in Betracht kommenden Mädchens zu ihm immer noch in dem gleichen Verhältnis, als wenn er es wirklich geheiratet hätte; die Kinder der beiden Parteien gelten als Geschwister, die einander nicht heiraten dürfen. Andererseits ist es einem Manne verboten, die Tochter seines Onkels väterlicherseits zu heiraten, denn diese gilt für seine Schwester. Es hängt dies mit dem vaterrechtlichen exogamen Totemismus zusammen. — Die Knaben werden mit Einsetzen der Reife beschnitten (Circumcisio).

Die Religion der Viti-Insulaner ist neuerdings die christliche; trotzdem haben sich im Volke noch mancherlei abergläubische Vorstellungen der heidnischen Religion seiner Vorfahren erhalten. Diese kannte einen höchsten Gott namens Ové, der für den Schöpfer des Weltalls galt und im Himmel oder auch auf dem Monde thronend gedacht wurde. Neben ihm gab es noch weitere Gottheiten; am nächsten im Range kam ihm Ndengei, vor dem die Seelen der Verstorbenen nach dem Tode erscheinen mußten, um ihr Urteil zu

empfangen. Nach der Anschauung der Insulaner besaß der Mensch zwei Seelen, die eine (yoladina) ging nach dem Tode an den Aufenthalt der Seligen, den sie sich im Westen am Ende der Welt auf einer einsamen Insel gelegen dachten. Ein Fährmann brachte sie dorthin, wo sie ein glückliches Dasein wie im Paradiese (Essen, Trinken, Singen, Tanzen und andere Vergnügungen) genoß. Auf ihrer Wanderung zum Paradies hatte die Seele mancherlei Mühsale durchzumachen. Schreckliche Ungeheuer lagen auf der Lauer, um sie mit Steinen oder einer Axt zu erschlagen, mit einem Rohr aufzuspießen u. dgl. War der Verstorbene ein Feigling gewesen, dann wurde seine Seele von zwei häßlichen weiblichen Wesen mit großen Zähnen gejagt; war er eines unnatürlichen Todes gestorben, dann konnte sie auf die Erde zurückgeschickt werden; machte die Seele aber alle Prüfungen durch, so erreichte sie den Fluß der Vergessenheit, der allen Schmerz über die Trennung von den Angehörigen von ihr nahm. Sehr ansprechend war die Auffassung von einem großen Baume, der den Weg, den die Seele nahm, an einer bestimmten Stelle beschattete und an dessen Zweigen die Seelen kleiner Kinder hingen, die vor ihren Eltern gestorben waren und hier auf ihre Väter und Mütter warteten. Sobald die Mutter sich ihm nahte, stieg das Seelchen herab und ging mit ihr nach den Gefilden der Seligen. — Die andere Seele (drau ni ivi) blieb an dem Orte zurück, wo sich der Mensch bei Lebzeiten aufgehalten oder wo er seine letzte Ruhestätte gefunden hatte. Man hielt sie aber nicht für bösartig, sondern behauptete von ihr, daß sie die Überlebenden belustige und mit ihnen scherze, auch Speise und Trank zu sich nehme wie bei Lebzeiten. Ein besonderer Kult wurde nur den Seelen des männlichen Geschlechtes zuteil.

Neben diesen Seelen der Ahnen gab es noch zahlreiche böse Geister (tevoro), phantastische Wesen, die bizarre menschliche und tierische Formen annehmen konnten und mehr oder weniger Macht auf die Menschen besaßen, daher von ihnen auch gefürchtet wurden. Sie beherrschten die Elemente der Natur, mischten sich in das Privatleben der Menschen ein, entschieden über Leben, Tod, Krankheit u. a. m. Der Kultus dieser bösen Geister sowie der gutgesinnten Ahnengeister bestand in dem Darbringen von Speisen, Getränken und Geschenken, früher auch von Menschenopfern durch die Priester.

Die Toten wurden begraben, die einfachen Leute ohne besondere Feierlichkeiten, den Häuptlingen wurde ein vornehmes Begräbnis zuteil.

d) Die Tongagruppe

Die Tongagruppe liegt im Osten von Viti zwischen dem 18. bis 21. Grad südl. Br. und dem 174.—176. Grad westl. L. Die meisten der Inseln sind flache Korallenbildungen, jedoch kommen auch solche mit Vulkanen vor, die vereinzelt noch in Tätigkeit sind. Die drei wichtigsten Inseln sind Tongatabu, Nomuka und Vavau.

Die Tongagruppe wurde 1643 durch Tasman entdeckt, aber erst 1775 bis 1777 von Cook näher erforscht. Er gab ihr die Bezeichnung Freundschaftsinseln, weil er bei seiner Ankunft durch reichliche Spenden und Freundschaftsbezeugungen der Eingeborenen sich besonders gerührt fühlte. 1797 wurde bereits das Christentum eingeführt.

Die Bevölkerung gleicht in körperlicher wie auch in kultureller Hinsicht der Samoas.

Die Häuser bestanden in länglichen, vorn und hinten offenen Hütten mit einem durch Kokospalmenblätter gedeckten Satteldach. Die Wände waren mit Matten bekleidet.

Aus früherer Zeit stammen noch zyklopenmauernähnliche Steinbauten, die bereits Cook vorfand. Es sind dies die Haamonga (im Osten Tongatabus), einige Reihen von moundähnlichen Hügeln (in verschiedenen Teilen der Insel) und die Langi oder Gräber einheimischer Könige. Die Haamonga sind zwei aufrechtstehende, etwa 4—4,5 m hohe, dolmenartige Steinpfeiler, die durch einen in ihr oberes Ende eingelassenen Querbalken miteinander verbunden sind (wie bei dem bekannten Stonehenge in England). Nach der Überlieferung soll sie ein Häuptling namens Tui-ta-Tui errichtet haben; Basil Thomson nimmt an, daß sie im vierzehnten Jahrhundert erbaut wurden. Die künstlichen Hügel, die Cook auch schon sah, bestehen ebenfalls aus Korallenkalkstein, etwa 4,5 m hoch; sie tragen auf ihrem Gipfel eine Plattform, die ursprünglich mit einem Steinwall umgeben war. Sie sollen von einem Oberhäuptling (Tui-Tonga) herrühren, der auf ihnen Festlichkeiten veranstaltet habe. Die Langigräber endlich sind terrassenförmige Bauten, aus mächtigen Kalksteinblöcken (5—6 m hoch und 2—3 m breit) errichtet, die in ihrer Mitte kammerartige, mit breiten Steinplatten geschlossene Königsgräber bergen. Oft steigen die Terrassen in mehreren (2—4) Stufen auf, so daß das Ganze wie eine Pyramide aussieht.

Die Bekleidung der Insulaner bestand in Rindenstoffen, die um die Hüfte geschlungen und wie ein Rock getragen wurden. Beide Geschlechter trugen kurz geschnittenes Kopfhaar, das zum Teil

aufwärts gekämmt war. Die Männer rasierten sich den Bart mit einer scharfen Muschel oder mit Bimsstein.

Männer und Weiber ließen sich auch tatauieren, diese nur auf der Hand, jene dagegen vom Nabel abwärts bis zur Mitte der Oberschenkel, auch auf der Eichel des Gliedes. Da es aber auf Tonga keine Tatauierer von Beruf gab, so gingen die jungen Leute alljährlich nach Samoa, um sich hier diesen Schmuck anbringen zu lassen. Er galt als Zeichen der erlangten Reife. — Der Schmuck besteht in Ketten aus Muscheln und Zähnen (Abb. 134, Fig. 7 und 9).

Unter den Waffen spielten Speere und besonders Keulen eine große Rolle; diese erinnerten ihrer Form nach sehr an die auf Samoa üblichen (Taf. III, Fig. 27 und 28). Außerdem kannten die Tongaleute Bogen und Pfeil, und zwar (abweichend von der sonstigen polynesischen Kultur) als Kampfwaffen. Jetzt ist beides nicht mehr im Gebrauch, auch nicht mehr zu Jagdzwecken (Vogel- und Rattenjagd).

Die Tapastoffbereitung (Abb. 152, Fig. 4) weicht insofern von der Behandlungsweise auf Samoa ab, als die Rinde nicht, wie hier, erst geschabt, sondern sogleich geklopft wird, wodurch der Rindenstoff dicker ausfällt, mehr gewellt erscheint und weniger haltbar ist. Matrizen und Klopfschlägel werden von Samoa eingeführt, weil es auf Tonga an hartem Holz fehlt.

Die Tongaleute gaben sich auch mit Bootsbau ab; hauptsächlich bauten sie Doppelkanus, auf denen sie Kriegszüge, zumeist gegen Neukaledonien, unternahmen.

Auf den Tonga-Inseln bestand ein ausgeprägtes Kastenwesen. An der Spitze des Staates stand ein König, der sich einer gewissen Heiligkeit erfreute, da er seinen Ursprung auf einen der Hauptgötter zurückführte, der Tui-Tonga. Ihm folgten im Range andere Personen gleichfalls göttlicher Abstammung, die Weatschi, und an dritter Stelle die Priester.

Die Religion der alten Tonganer bestand in dem Glauben an gute und böse Geister. Die ersteren, die Seelen der Verstorbenen, lebten im Paradies, das man sich im Nordwesten gelegen dachte; sie kamen des öfteren in Gestalt einer Eidechse, eines Delphins, einer Wasserschlange usw. nach der Stätte ihres Wirkens zurück, um hier ihre Anverwandten zu besuchen und ihnen beizustehen. Um diese Geister gut zu stimmen, wurden ihnen früher Kinder geopfert, später wurden diesen Finger abgehackt und ihnen dargebracht; daher kam es, daß den meisten Tonganern der eine oder

der andere Finger fehlte. — Beim Tode von Häuptlingen fanden Selbstpeinigungen und Selbstzerfleischungen statt; man schnitt sich Wunden, schlug sich auf den Kopf, geißelte die Gliedmaßen u. a. m.

e) Die Hawaiigruppe

Die Hawaii- oder Sandwichinseln bilden die nördlichste Gruppe der polynesischen Inselwelt, zwischen 19° und 23° nördl. Br. und 155° und 162° westl. L. Sie bestehen aus acht Inseln mit einem Gesamtflächeninhalt von 19760 qkm. Die wichtigsten sind: Hawaii, Maui, Molokai, Oahu, Kauai, Niihau und Kalulaui.

Im Gegensatz zu den übrigen nördlichen polynesischen Inseln des Stillen Ozeans setzt sich die Hawaiigruppe aus felsigen Inseln mit mächtigen hohen Bergen — der Haleakala auf Maui bis zu 3058, der Mauna Loa auf Hawaii bis 4168, der Mauna Kea auf der gleichen Insel sogar bis 4208 m —, früheren Vulkanen, die zum Teil noch in Tätigkeit sind, zusammen.

Die Inseln wurden bereits im sechzehnten Jahrhundert von spanischen Seefahrern gesichtet, aber erst von Cook 1778 näher erforscht, der vor Maui ankerte und von Kamehameha I., einem der zahlreichen Häuptlinge der Insel, begrüßt wurde. Auf Hawaii wurde Cook im nächsten Jahre meuchlings ermordet. Unter Cooks Beihilfe gelang es Kamehameha, sich zum Alleinherrscher der Insel aufzuwerfen und eine einflußreiche Dynastie zu gründen. Er zeigte sich der europäischen Kultur sehr zugänglich, förderte u. a. Missionare ein und knüpfte Verbindungen mit dem Auslande an. Er starb erst 1819. Unter seinen Nachfolgern büßte das Reich mehr und mehr an Selbständigkeit ein und kam schließlich 1900 unter amerikanische Herrschaft, unter der es sich zurzeit noch befindet. — Der Name Sandwichinseln rührt von Cook her, der die Gruppe nach seinem Vorgesetzten, dem Leiter der englischen Admiralität, Lord Sandwich, so benannte.

Die *einheimische Bevölkerung* (Kanaken nennen sie sich selbst) ist im Laufe der Zeiten starke Vermischung mit Europäern, Amerikanern und besonders auch Chinesen — 1890 wurden bereits 6000 Mischlinge gezählt — eingegangen.

Die *Wohnungen* der alten Hawaiier bestanden in rechteckigen Hütten mit langem Firstdach, die von oben bis unten wie die der Viti-Insulaner mit Gras bedeckt waren (Abb. 163).

Die *Nahrung* der alten Hawaiier war die gleiche wie auf den übrigen Inseln. Vorzugsweise wurde Taro angebaut; ihre höher gelegenen Pflanzungen wurden durch kunstvoll erdachte Anlagen bewässert. Eine besondere Verarbeitung der Tarowurzel zu dem Nahrungsmittel Poi verdient Erwähnung. Die Wurzel wurde in Erd-



Abb. 163. Grashütte auf Hawaii

öfen auf heißen Steinen gargekocht und zu einem Teige verstampft, den man, wenn er nach einigen Tagen angefangen hatte, in Säuerung überzugehen, verzehrte. Auch das Kawatrinken ist bekannt.

Die übliche Bekleidung bildeten Tapastoffe, deren Herstellung in der gleichen Weise wie auf den übrigen Inseln Polynesiens vor sich ging (Abb. 152, Fig. 13, 17, 18 und 19).

Unter der Bekleidung der Vornehmen verdienen kostbare Federarbeiten (Abb. 164) Beachtung. In kunstvoller Weise wurden von ihnen rote und gelbe feine Federn des Mamo (Drepanis pacifica) — jeder Vogel besitzt deren an jedem Flügel nur einige wenige — zu Mänteln (ahuula), die man besonders bei der Vornahme von Staatshandlungen trug, zu Helmen (mahiole), die nach Art der altklassischen europäischen Helme geformt waren, zu Darstellungen von grotesken menschlichen Köpfen (kukailimoku), die aus Korbgeflecht bestanden und wohl Gottheiten vorstellten (Abb. 165), u. a. m. verarbeitet. Überhaupt bekundeten die Hawaiier großen Sinn für geschmackvollen Schmuck. Die Frauenwelt legte sich duftende Kränze, Blumenschnüre aus Gräsern um Hals und Kopf, einen ansprechenden Putz, der heute leider mehr und mehr im Verschwinden begriffen ist. Den Hauptschmuck der Männer bildeten Binden von Federn des Tropikvogels (lei) im Haar oder um den Hals, als Rangabzeichen Wedel (kahili) aus dichten Federbüschen, die an Stäbchen befestigt waren. Für Häuptlinge war



Abb. 164. Sandwichinsulaner
(Nach einem alten Stich)

bezeichnend ein Halsschmuck aus geflochtenem Menschenhaar mit einem Anhänger aus Pottwalzahn (Abb. 134, Fig. 11). Als Cook die Inseln besuchte, war die Tatauierung noch allgemein verbreitet. Wie die Neuseeländer tatauierte man sich das Gesicht und verschonte selbst die Zungenspitze nicht. Im Gegensatz zu den Mustern jener, die in Spiralen bestanden, liebten die Hawaiier mehr rechtwinklig sich schneidende Linien. Häuptlinge wurden nach ihrem Tode noch weiter tatauiert, angeblich zum Zeichen des Schmerzes ihrer Angehörigen über diesen Verlust.

Die Waffen der Hawaiier bestanden in Keulen, Speeren, Steinschleudern und Dolchen, die mit Haifischzähnen besetzt waren.

Von der Kunstfertigkeit der Insulaner legen die schon erwähnten Federarbeiten, vor allem die prachtvollen Königsmäntel Zeugnis ab, die gegenwärtig zu den größten Seltenheiten unserer Museen zählen. Die Länge der Mäntel richtete sich nach dem Range des Trägers; es gab solche, die nur bis zu den Hüften reichten, und auch andere, die auf der Erde nachschleppten. Der berühmte Mantel des Königs Kamehameha maß $3^1/_3$ m in der Länge und $2—2^1/_2$ m in der Breite; er war vollständig mit den feinsten Federn besetzt. Die Unterlage für die Federn bildete ein Netz aus Bast, auf das man die gelben und roten Federn dachziegelartig neben- und übereinander befestigte, wodurch die Oberfläche ein weiches

samtähnliches Aussehen erhielt. Muster wurden durch bestimmte Anordnung der Federn erzielt.

Auch Boote wurden von den Hawaiiern früher gebaut, in der Form ähnlich den Alia der Samoaner, auf denen sie Kriegszüge bis nach den Marquesasinseln und nach Tahiti unternahmen. Auf die Anfertigung von Tapastoffen verstanden sich die Hawaiier ebenfalls.

Wie die übrigen Polynesier lieben die Hawaiileute Tanz und Spiel. Der Nationaltanz ist der Hula-Hula, bei dem die Tänzerinnen noch die alte Tracht, Blätterrock und Blumenkränze, tragen. Der Tanz besteht aus einer Reihe von bald langsam und feierlich, bald rascher und leidenschaftlich ausgeführten, oft ins Laszive übergehenden Bewegungen des Oberkörpers und der Arme (im Stehen), die von Trommellärm begleitet werden. Diese Trommeln sind große Kürbisflaschen, die Steine in ihrem Innern bergen und geschüttelt werden. Es kommen auf Hawaii auch Standtrommeln mit Fellbezug vor. Die große Liebe der Hawaiier für Musik kommt in ihren, Freude und Schmerz in abgestimmten Tönen wiedergebenden, Gesängen zum Ausdruck.

Wie anderwärts sind die Insulaner seit langem Christen, aber ihren alten Aberglauben haben sie bis in die heutige Zeit bewahrt. Die heidnischen Hawaiier verehrten eine Reihe Götter, als obersten auch Tangaloa (Kanaloa) und Maui. Am gefürchtetsten waren Rono (Lono) und seine Gattin Pele; ihren Wohnsitz hatten sie in dem brennenden Krater des Mauna Loa, wo auch andere Gottheiten hausend gedacht wurden. Wenn der Berg grollte, meinte man, daß dies die Musik sei, nach der die Götter tanzten. Die Tempelplätze (heiau) waren von lose, aber kunstvoll aufeinander geschichteten Steinblöcken, die wie Festungsmauern aussahen, umgeben. Außer diesen Hauptgottheiten hatte jede Insel noch ihre Sondergottheiten, ebenso jeder Häuptling seinen eigenen Gott. — Die Entstehung Hawaiis stellte man sich in der Weise vor, daß ein mit seinen mächtigen Schwingen die Sonne verfinsternder



Abb. 165. Gottheit (?) der Hawaiier (ein mit Federn überzogenes Gestell)

großer Vogel einst auf seinem Fluge über die weite Meeresfläche an der betreffenden Stelle habe ein Ei fallen lassen, das zerbarst und die Inselgruppe entstehen ließ.

Die Hawaiier zerfielen in vier Stände. Der erste Stand waren die Angehörigen der Königsfamilie und die vornehmsten Minister, den zweiten bildeten die Statthalter der verschiedenen Inseln, den dritten die Grundbesitzer und den vierten die arbeitende Bevölkerung. Die Vornehmsten hatten dem König als eine Art Lehnsleute Gefolgschaft zu leisten.

f) Die Tahiti-, Paumotu-, Marquesas- und Cookgruppe

Etwa in gleicher Höhe wie Viti, zwischen 16—18° südl. Br. und 155°—148° westl. L. liegt der Tahitiarchipel oder die Gesellschaftsinseln, zehn größere und einige kleinere Inseln, die in der Richtung von Nordwesten nach Südosten zueinander liegen, sämtlich Inseln vulkanischen Ursprunges, von denen die Hauptinsel Tahiti Höhen bis zu 2236 m aufweist. Östlich davon, zwischen 149° und 124° westl. L. sowie 14° und 24° südl. Br. liegen die Paumotuinseln, eine Unmasse (etwa achtzig) flache Laguneneilande mit unfruchtbarem, wasserarmem Boden, noch weiter nördlich, etwa auf dem 10. Breitengrad, die Marquesasgruppe und auf der anderen Seite, südwestlich von Tahiti, zwischen 163° und 157° westl. L, etwa auf dem 20. Breitengrad, die Cookgruppe.

Die Tahitigruppe wurde bereits 1606 von dem Spanier Quiros entdeckt und 1767 von dem englischen Kapitän Wallis für England mit Beschlag belegt. Die erste Erforschung fand durch Cook im Jahre 1769 statt; achtundzwanzig Jahre später wurde bereits das Christentum eingeführt. 1843 wurde die letzte einheimische Konigin Pomare von den Franzosen abgesetzt und der ganze Archipel als französische Kolonie erklart. Die französische Bezeichnung für die Inselgruppe ist Sozietäts- oder Gesellschaftsinseln, die Englander nennen sie Windward- und Leewardinseln (d. h. die Inseln über und unter dem Winde). — Die Inseln der Paumotugruppe wurden von verschiedenen Forschern zu verschiedenen Zeiten entdeckt, auch führen sie verschiedene Namen Die am meisten verbreitete Bezeichnung heißt Paumotu = Inselvolk, die die Tahitier der Gruppe gegeben haben; die Franzosen, denen die Inseln gehören, haben sie Tuamotu = entfernt gelegene Inseln getauft. — Die Marquesas setzen sich aus zwei Gruppen zusammen, einer südlichen, die bereits 1594 von dem Spanier Mendana aufgefunden und nach dem damaligen Vizegouverneur von Peru, Marqués de Mendoza, so benannt wurde, und einer nördlichen, die erst 1791 von dem Nordamerikaner Ingraham entdeckt und als Washingtoninseln getauft wurde. — Die Cookinseln endlich, die sich aus acht Eilanden zusammensetzen, faßte seinerzeit Krusenstern unter

diesem Namen nach Cook zusammen, der 1773 eine derselben, die Herveyinsel, als erster aufgefunden hatte. 1814 wurde eine andere, Rarotonga, durch ein englisches Kauffahrteischiff entdeckt; 1823 fand das Christentum auf der Gruppe Eingang.

Die einheimische Bevölkerung der Inseln ist polynesischen Ursprunges. Die Bewohner von Tahiti gelten wegen ihres vollendeten Körperbaus als schöner Menschenschlag; besonders die Tahitierinnen werden von den ersten Besuchern der Inseln als wirkliche Schönheiten geschildert, wozu nicht wenig die große Anmut in ihrem Wesen und ihre Gastfreundlichkeit beigetragen haben mag. Die starke Sinnlichkeit der Bewohner brachte bei den französischen Schriftstellern der Insel den Namen Neu-Cythere ein. Ansteckende Krankheiten und der starke Genuß berauschender, aus gärendem Orangensaft hergestellter Getränke, beides durch den langen Einfluß der Zivilisation hervorgerufen, haben viel zu dem Untergange der Bevölkerung Tahitis und der übrigen Inseln beigetragen.



Abb. 166. Festgewänder der Eingeborenen von Tahiti
(Lindenmuseum, Stuttgart)

Ein paar Worte verdient die Bevölkerung der Insel Pitcairn. Einst hatte hier eine anscheinend hohe Kultur bestanden, die aber vollständig schon mit ihren Vertretern verschwunden war, als der erste Entdecker der Insel, Carteret, 1767 hier eintraf; er fand sie unbewohnt vor. Aber 1791 landeten Meuterer des englischen Schiffes Bounty mit einer Anzahl tahitischer Eingeborener (im ganzen siebenundzwanzig Personen, darunter zwölf Frauen) auf der Insel und besiedelten sie. Infolge von Streitigkeiten gingen die Männer mit der Zeit zugrunde bis auf einen, einen gewissen Adams, der mit den noch vorhandenen weiblichen Wesen die Insel von neuem bevölkerte. So entstand unter englischer Herrschaft — die übrigen Paumotuinseln sind französisch — eine Art kommunistischer Staat, über dessen Wert die Ansichten geteilt sind.

Die Behausungen der Eingeborenen bestanden in länglichen einfachen Hütten, eigentlich in auf drei Reihen von Pfosten er-

bauten Dächern, die mit Pandanusblättern bedeckt waren; Wände besaßen sie nicht. Außerdem gab es Schuppen für die großen Kriegskanus. Auf Tahiti und den Marquesasinseln kamen auch Pfahlbauten vor. Auf Nukahiva (Marquesas) hat man die Überreste einer aus zyklopischen Steinen erbauten Treppe oder Terrasse von etwa 100 m Länge und 20 m Breite aufgefunden, über deren Alter, Ursprung und Bedeutung nichts bekannt ist. — Auch auf der Insel Pitcairn legen große Steinbilder (ähnlich den noch zu besprechenden der Osterinsel), rohe, aus Lava gehauene menschliche Figuren sowie in Stein geritzte menschliche und Vogeldarstellungen von dem Kunstverständnis der früheren Bewohner Zeugnis ab.

Die Nahrung der Insulaner bestand in der Hauptsache in Pflanzenkost und in den Erzeugnissen des Meeres; daneben wurden auf Tahiti auch noch Schweine, Hunde und Hühner gegessen.

Die Kleidung bildeten Rindenstoffe; für gewöhnlich wurde in ein Stück Rindenstoff ein Schlitz gemacht und durch diesen der Kopf gesteckt; das so entstandene Kleid hing hinten und vorn bis zu den Knien herab und wurde durch ein um den Körper bis zur Brust herauf gewickeltes breites Stück Stoff zusammengehalten. Bei feierlichen Anlässen wurde dieses in zahlreichen Lagen umgewickelt. Bei schlechtem Wetter auf See wurde der Körper mit Matten aus Hibiscusfasern, Gras, Binsen usw. behängt. Heutzutage ist überall die europäische Tracht eingeführt, für die Männer Beinkleid und Jacke, für die Frauen ein glatt (ohne Taille) herabhängendes Kleid aus Kattun oder Musseline. Bei den Festlichkeiten legten die tahitischen Frauen auch Gewänder an, an denen zur Verzierung hobelspänartige Baststreifen und aus dem gleichen Stoffe hergestellte knopfartige Zieraten saßen (Abb. 166). Der sonstige Schmuck ist der übliche wie auf den Nachbarinseln (Taf. I, Fig. 12, 14 und 16, Taf. II, Fig. 3, 5 und 22).

Das Tatauieren war früher bei den Insulanern sehr beliebt. Auf Tahiti erhielten die Mädchen die Tatauierung als Zeichen ihrer Reife und Heiratsfähigkeit. Die Priester nahmen dieselbe berufsmäßig vor. Am ausgiebigsten, wohl überhaupt auf der Erde, tatauierten sich die Marquesasleute. Jeder Körperteil, selbst Augenlider, Lippen, Zahnfleisch und Schädel nicht ausgenommen, wurden mit schönen Mustern bedeckt. Um den Kopf tatauieren zu können, schor man ihn bis auf zwei Büschel, die an jeder Seite stehengelassen und zusammengeflochten wurden, so daß sie wie zwei Hörner vom Kopfe abstanden (Abb. 167).



Abb 167. Tatauierter Marquesasinsulaner. Er hält in der linken Hand einen Fächer. in der rechten eine Streitkeule, die oben mit den Haaren eines erlegten Feindes geziert ist (Nach G H v. Langsdorff)

Die Tatauierungen, die berufsmäßig bestimmte Leute vornahmen (Abb. 140, Fig. 9), wurden nicht auf einmal ausgeführt, sondern geschahen absatzweise; jeder Abschnitt nahm etwa 3—6 Monate Zeit in Anspruch, so daß ein Mann vor seinem dreißigsten Lebensjahr kaum für vollständig tatauiert gelten konnte. Die Weiber der Marquesaner ließen sich nur vereinzelt Tatauierungen anbringen.

Überhaupt legten die Männer großen Wert auf die Verschönerung ihres Körpers. Sie ließen sich auch den Bart rasieren, nur

am Kinn ein kleines Büschel Haare stehen, sowie die Fingernägel ähnlich wie die Chinesen lang wachsen, sofern sie Leute von Rang waren. Als Kopfschmuck legten sie sich ein aus Kokosfasern geflochtenes Band an, das in der Mitte eine große, mit Schnitzwerk versehene Schale aus Perlmutter trug und mit einer Menge Federn besetzt war (Taf. I, Fig. 16); um den Hals trugen sie einen hufeisenförmigen, bis auf die Brust herabhängenden, hölzernen, dick mit Wachs überzogenen Kragen, in den schwarze und rote Samenkerne kunstvoll eingedrückt waren; in den Ohren saßen Pflöcke aus Pottwalzähnen.

Auch auf Tahiti schmückten sich die Männer an den Beinen, Armen und am Halse mit reichen Tatauierungen, die Frauen zumeist nur an den Armen und auf dem Nacken.

Die Waffen bestanden in Speeren, Keulen und Schleudern, auf Tahiti auch in Bogen (runde Stabbogen) und Pfeilen. — Für die Marquesasinseln sind Keulen typisch, die mit Gesichtszügen sorgfältig verziert werden (Taf. III, Fig. 26).

Die Industrie der Insulaner bestand in der Anfertigung von Rindenstoffen (Abb. 152, Fig. 14) und Matten, die teils als Bekleidung, teils als Bodenbelage dienten. Die Männer bauten Boote. Die einzigen Werkzeuge, die beim Häuser- und Kanubau benützt wurden, waren Steinäxte (Abb. 92, Fig. 10), Steinmeißel, ein Stück Korallengestein zum Glätten und ein Rochenschwanz zum Zersägen.

Besondere Sorgfalt verwandten die Tahitier auf die Herstellung von großen Kriegskanus, von denen Forster eines sah, das von hundertvierundvierzig Rudern und acht bis zehn Steuerleuten fortbewegt wurde und für dreißig Krieger Platz bot. Diese Kriegskanus waren Doppelboote, die üblichen Plankenboote (aus einem Einbaum als Kiel und darüber aufeinandergepaßten und mit Stricken wasserdicht verbundenen Bordwänden), die an dem Vorder- und dem sehr hohen Hinterteil mit Schnitzereien und darüber mit einer menschlichen Figur verziert waren und ein auf Pfeilern ruhendes, über beide Boote reichendes Gerüst zum Aufenthalt für die Krieger beim Angriff trugen. Die kleineren Boote mit Auslegern hatten, sofern sie auf Reisen gingen, auf dem Vorderteil eine kleine mit Blättern gedeckte Hütte, die außen mit Brettern oder Bambusstäben beschlagen und innen mit Matten behängt war. Diese, sowie die Kriegsboote führten einen Mast und ein in einem Rahmen ausgespanntes Segel. Die kleineren Boote dienten auch als Fischereifahrzeuge.

Das Fischereigerät bestand in Speeren aus Bambusrohr,

an denen eine mit Widerhaken versehene Spitze aus hartem Holz saß, Zugnetzen und Angelhaken aus Muschel mit Fäden, Federn und Haaren als Lockmittel; auch das Betäuben der Fische durch Köder, die aus kleinen Krebsen und einem giftigen Pflanzensaft bestanden, war den Insulanern bekannt.

Die Staatsverfassung der Tahitier war, ähnlich wie die der Tonganer, eine feudale; die Inseln standen unter den Königen,



Abb. 168. Tänzerinnen von Tahiti zu Zeiten Cooks
(Nach Cook)

denen die Adligen wie Lehnsleute unterstellt waren. Es gab drei Stände. Die Angehörigen der Königsfamilie machten den ersten Stand aus, dem außerdem noch die Großgrundbesitzer (Adlige) angehörten; die zweite Gesellschaftsklasse bildeten die kleinen Landeigentümer, und den dritten das gewöhnliche Volk. Die Könige galten für heilig.

Auf Tahiti stand ehemals das Geheimbundwesen in Blüte. Die angesehenste Gesellschaft waren die Areoi (Ehri), eine Vereinigung von Männern, die sich verpflichtet hatten, ehelos zu leben, sich dabei aber der Völlerei und Ausschweifungen hingaben und zu einer bestimmten Jahreszeit von Insel zu Insel reisten, um anderwärts ihre Schmausereien und geschlechtlichen Orgien fortzusetzen.

Wie alle Polynesier sind die Tahitier sehr für Tanz und Gesang eingenommen; ihre Tänze haben aber heutzutage viel an Frische und Schönheit eingebüßt. Es sind rhythmische Bewegungen, vorwiegend ein Spiel der Hände, die im Stehen ausgeführt werden, Ereignisse des täglichen Lebens mimisch zum Ausdruck bringen und von den Tanzenden gleichzeitig von Gesängen begleitet, bzw. unterbrochen werden (Abb. 168 und Taf. V, Fig. 15). Männer tanzen nur selten. Musikinstrumente sind die mit Haifischhaut bespannten Trommeln und Nasenflöten. Sehr gewandt sind die Tahitier im Anfertigen von Versen aus dem Stegreif.

Von den Belustigungen der Männer ist das von Samoa her schon bekannte Wellenreiten sehr beliebt; auf den Marquesasinseln bildet die Hauptunterhaltung das Stelzenlaufen, in deren Handhabung die Insulaner wirkliche Meister sind.

Die Tonganer zählten an den Fingern bis 10 und nahmen dann die Zehen bis 20 zu Hilfe; die Zahl 20 wurde ein Mann genannt, die Zahl 100 fünf Männer.

Die Marquesaner besaßen früher eine Geheimsprache, um den Europäern unverständlich zu bleiben; sie bestand in einem Vertauschen der Konsonanten.

Die Ehe kam bei den Tahitiern durch Kauf zustande. Die jungen Mädchen wurden bereits als Kinder verlobt und als Bräute dem Verkehr nach außen hin auf lange Zeit entrückt: sie mußten ihr Leben bis zur Hochzeit auf Plattformen zubringen. Die Stellung der Ehefrauen war eine verhältnismäßig geachtete.

Die Knaben wurden auf Tahiti beschnitten (Inzision).

Die Tahitier sind seit mehr als hundert Jahren Christen. Aber sie haben in ihrem täglichen Leben noch allerlei Aberglauben aus der heidnischen Religion bewahrt. Ihre Vorfahren glaubten an eine höchste Gottheit Taaroa (= Tangaloa) oder Eatua-rahai (= großer Gott) als den Schöpfer des Weltalls. Jede Insel hatte noch ihren besonderen Gott. Eatua-rahai erzeugte mit seiner Gattin O-te-papa, dem Felsen, die untergeordneten Götter beiderlei Geschlechtes, die ihrerseits die Sonne, den Mond, die Gestirne, das Meer, die Winde, die Fische usw. schufen.

Die Entstehung von Tahiti erklärten sich die Bewohner in der Weise, daß der oberste Gott sein Weib, den Felsen O-te-papa, von Osten nach Westen übers Meer geschleppt habe und daß bei dieser heftigen Bewegung verschiedene Stücke der großen Masse abgebrochen und so die Inseln hervorgebracht worden seien. Nachdem auf diese Weise Tahiti entstanden war, habe Eatua-rahai mit der gleichen Gattin einen Sohn und auch eine Tochter erzeugt; dies seien die ersten Menschen gewesen.

Außer den zahlreichen Gottheiten kannten die alten Tahitier noch eine Unmasse böser, den Menschen feindlich gesinnter Geister, die Seelen der Verstorbenen. Ein Teil von ihnen wurde in hölzernen Figuren hausend gedacht, die an den Begräbnisplätzen aufgestellt waren. Man nahm von diesen Ahnengeistern an, daß sie nachts in die Hütten der Überlebenden kröchen und den Schlafenden das Herz und die Eingeweide aus dem Leibe fräßen, worauf sie sterben müßten.

Die Verehrungsplätze der Gottheiten befanden sich am Strande oder auf den in die See hinausragenden Halbinseln; es waren rechteckige, von Mauern umschlossene Plätze, an deren einer Schmalseite sich eine Steinpyramide erhob (marae). Bisweilen staken innerhalb dieser Marae eine Anzahl Pfähle in der Erde, die durch Querbalken verbunden waren, auch auf Pfeilern ruhende Gerüste, auf denen die Opfer für die Götter (Schweine, Hunde, Hühner, Früchte) dargebracht wurden. Schließlich gab es noch in die Erde eingerammte, einzeln stehende Pfähle, die über und über mit Schnitzwerk (menschlichen Figuren beiderlei Geschlechtes) bedeckt waren. Die Opfer wurden durch die aus den vornehmen Familien stammenden Priester dargebracht. Die Priesterwürde war erblich. Cook wurde seinerzeit erzählt, daß man früher auch Menschen geopfert habe. — Von Raivavai (Australinseln) her kennt man Zeremonialruder und von Mangaia (Cookinseln) Zeremonialäxte, die beide über und über mit schönen Kerbschnitzereien bedeckt sind und beim Ahnenkultus Verwendung finden sollen (Abb. 169).

Abb. 169. Zeremonialbeil mit Schnitzereien, Mangaia, Cookinseln. (Lindenmuseum, Stuttgart)

Die Leichen der einfachen Leute wurden ohne Förmlichkeiten begraben, die der Vornehmen in weißes Zeug eingehüllt und auf einer Bahre unter einem Schutzdach in der Nähe eines Marae so lange liegen gelassen, bis die Knochen abgefault waren.

Die Frauen des Toten ritzten sich aus Trauer die Haut mit Haifischzähnen; die Lappen, mit denen das Blut aufgefangen war, wurden unter die Bahre geworfen. Die Angehörigen hatten eine bestimmte Trauerkleidung anzulegen. Wenn das Fleisch verwest war, wurden die Knochen gewaschen und in oder neben dem Marae begraben; der Schädel wurde in Zeug eingewickelt und in einem langen Kasten bestattet. — Auf den Marquesasinseln wurden die Leichen ausgesetzt und der Sonne zum Austrocknen überlassen, so daß sie schließlich wie Mumien aussahen.

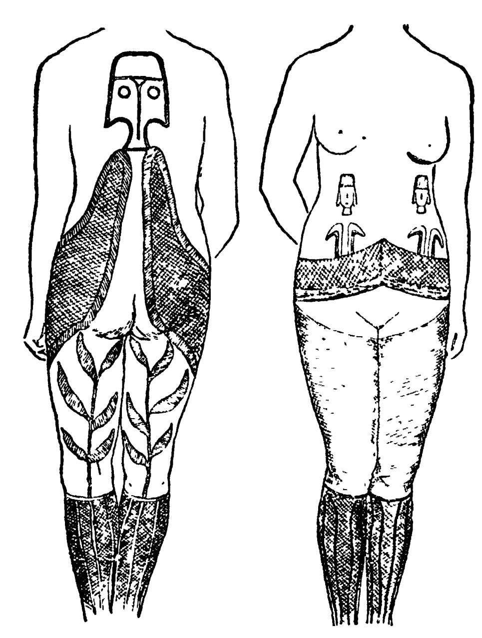


Abb. 170. Tatauierung des weiblichen Körpers auf der Osterinsel (Nach Thomson)

g) Die Osterinsel

Weit ab von den übrigen Inseln Polynesiens, mehr als dreihundert deutsche Meilen vom Paumotuarchipel und über vierhundert Meilen von der chilenischen Küste entfernt, liegt unter dem 27. Grad südl. Br. und dem 109. Grad westl. L. die Osterinsel, Rapanui von den Eingeborenen genannt. Es ist dies ein vulkanisches Eiland, das nur noch schwach bevölkert ist.

Die Insel wurde von dem holländischen Seefahrer Roggeveen am Osterfeste des Jahres 1722 entdeckt und nach dem Tage seiner Ankunft so benannt. Cook besuchte und erforschte sie 1774; eingehende Kunde brachte aber erst der Missionar Eyraud im Jahre 1864 nach Europa. 1885 wurde die Insel von der chilenischen Regierung in Besitz genommen. — Die Osterinsel ist die am weitesten nach Osten vorgeschobene bevölkerte Insel Polynesiens. Einige noch weiter östlich gelegene, noch kleinere Eilande, darunter das von Chamisso besungene Salas y Gomez, dienen nur Seevögeln zum Aufenthalt.

Der heutigen **Bevölkerung** kommt keine Bedeutung mehr zu, denn die ursprüngliche ist bis auf spärliche Reste verschwunden.

Teils wurde sie durch peruanische Seefahrer zu Tausenden seinerzeit fortgeschleppt und in die Sklaverei verkauft, teils ist sie in Strafgefangenen, die die chilenische Regierung dorthin verschickte, und in anderen Kolonisten aufgegangen. Dafür bieten aber die Überreste einer früheren Kultur ein um so höheres Interesse.

Die Vorfahren der heutigen Bevölkerung, die nach der Überlieferung von der Insel Oparo (Rapa-Iti) herkamen, fanden bei ihrer Ankunft (nach Knoches Berechnung etwa im achten Jahrhundert) auf der Insel Autochthonen vor, die die Sage als „Langohren" bezeichnet, worunter sicherlich zu verstehen ist, daß sie wohl infolge übermäßiger Ausdehnung ihrer Ohrläppchen durch Schmuck den Eindruck machten, auffällig lange Ohren zu besitzen; die Ankömmlinge wurden im Gegensatz dazu „Kurzohren" genannt. Unzweifelhaft dürfte es sich bei der bereits ansässigen Bevölkerung um melanesische Elemente gehandelt haben; darauf weisen einmal die den Melanesiern eigentümliche Verunstaltung der Ohren, und zum anderen die Berichte älterer Schriftsteller hin, die sie von dunklerer Hautfarbe schildern als die Ankömmlinge. Diese waren demnach Polynesier; dafür sprechen auch die kulturellen Verhältnisse der Einwanderer und die Verwandtschaft ihrer Sprache mit den Idiomen der Marquesasinseln und Neuseelands. Bis vor nicht zu langer Zeit wurde sie noch von alten Leuten gesprochen; heutzutage ist Spanisch die Verkehrssprache geworden. Da die Ankömmlinge von der einheimischen Bevölkerung zu Frondiensten herangezogen wurden, so kam es zu Streitigkeiten, aus denen die Einwanderer, zumal mit Hilfe von Zuzug, als Sieger hervorgingen; die melanesische Bevölkerung wurde dabei ausgerottet.

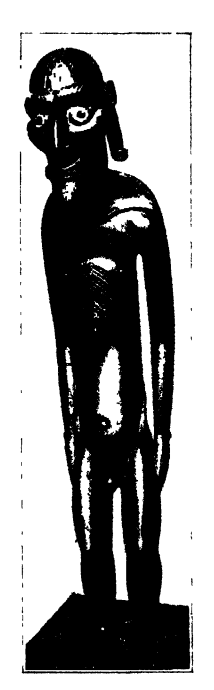


Abb. 171. Holzfigur (Hausgötze) von der Osterinsel (Berliner Museum für Völkerkunde)

Die Kultur auf der Osterinsel zeigt deutlich polynesischen Ursprung, sie weist aber doch auch wieder Besonderheiten auf. Die Mattenflechterei, die Zubereitung von Tapastoffen, die Keulen mit menschlichem Gesicht, Tanzruder u. a. m. sind polynesisches Kulturgut. Auffällig ist das Fehlen der Kawabereitung.

Bei Ankunft der Europäer bemalten sich die Männer den ganzen

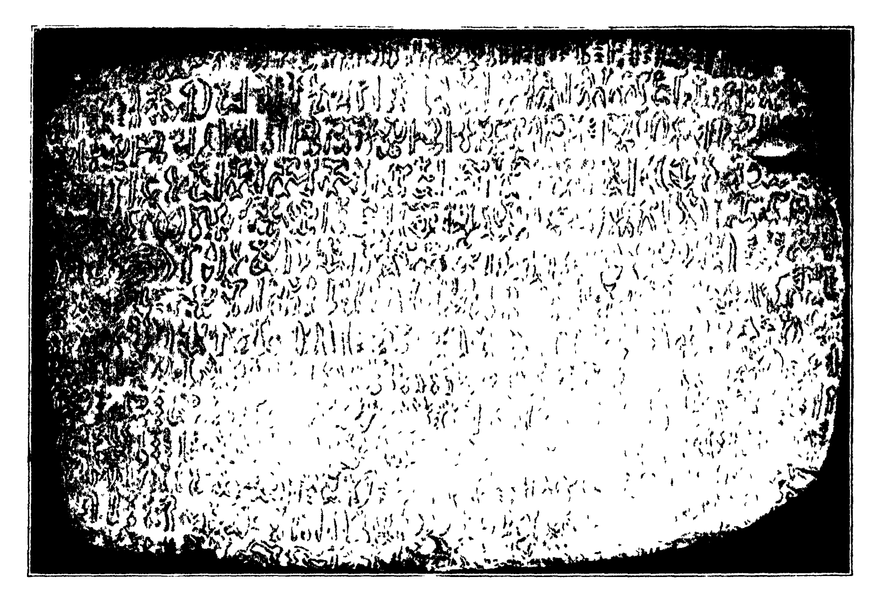


Abb. 172. Mit hieroglyphenartigen Zeichen bedeckte Holztafel (Hokau rongorongo) von der Osterinsel
(Museum fur Volkerkunde, Berlin)

Körper mit roter Farbe. Tatauieren war bei ihnen bereits außer Mode gekommen; hingegen ließen sich die Frauen noch Tatauierungen vom Gürtel abwärts anbringen (Abb. 170).

Die Kleinkunst der Osterinsulaner bietet einige Merkwürdigkeiten. Sie schnitzen mit Obsidianmessern — früher aus dem Holze des Toromirobaumes (Tophora tetraphira), des einzigen Baumes, der dort vorkam, jetzt, nach seiner Ausrottung, aus dem auf Schiffen mitgebrachten oder durch die Wellen angeschwemmten Holz, dessen Eintreffen vermöge der Strömungen und Winde zu bestimmten Jahreszeiten erfolgt und festlich (Treibholzfest) begangen wird, — groteske menschliche und tierische Figuren, (Fische, Eidechsen, Ratten, Vögel usw.) oder beide miteinander verquickt; zumeist ist ihre Stellung verzerrt, läßt aber anatomische Einzelheiten, wie die Skelettknochen, Gelenke, Geschlechtsteile, in naturgetreuer Wiedergabe erkennen. Auf dem Kopf tragen sie oft auch stilisierte Zeichnungen eingeritzt; sie stellen Hausgötzen (moi toromiro = Holzgötzen) vor. Man bewahrte sie in Baststoffe eingewickelt auf und holte sie nur bei festlichen Gelegenheiten zu Ehren des höchsten Gottes Make make hervor, wenn diesem Opfer in Gestalt von Früchten, Eiern oder Fischen

dargebracht wurden. Auch hängte man sie dabei um den Hals. Man dachte sich diese Figuren als die Vermittler der Gebete der Menschen zu den Göttern. Bei dem dreistimmigen Bittgesange nahm man die Figuren aus ihrer Umhüllung heraus und wiegte sie im Takte auf den Armen.

Eine zweite Merkwürdigkeit der Osterinsel sind Holztafeln (gegen zwanzig insgesamt noch erhalten) mit eingeritzten, in Reihen angeordneten Zeichen oder Figuren (Umrissen von Menschen, Tieren, und anderen Dingen), von denen die der ersten, dritten, fünften usw. Reihe richtig (d. h. mit dem Kopf nach oben), die der zweiten, vierten, sechsten usw. Reihe aber umgekehrt (auf dem Kopf) stehen (Abb. 172). Man nimmt an, daß das Schriftzeichen sind, die zu entziffern man sich bisher vergeblich bemüht hat — sie kehren übrigens auf den sogleich zu besprechenden Kolossalfiguren, dem Brustschild der letzten Könige (Abb 173), den Malereien an den Felsen und anderen Gegenständen wieder —, und daß die Inschriften die Genealogie der Herrscher der Insel, sowie die Überlieferungen und Gesänge ihrer Bewohner wiedergeben. Ebenso rätselhaft wie diese Holztafeln sind mächtige Steinbilder, die schon Cook und La Pérouse an verschiedenen Stellen der Insel vorfanden (Tafel X). Es sind dies mit Steinmeißeln aus grauer Lavamasse hergestellte Kolossalbüsten, die auf viereckigen Säulen stehen (von 1—25 m Höhe) und sich über die ganze Insel (von nur 120 qkm) zerstreut vorfinden, vor allem aber auf dem Südwesthang und der Innenseite des Rana-Roraka-Kraters. Sie lassen eine gewisse Gleichförmigkeit der Gesichtszüge (Familienähnlichkeit) erkennen, sind aber im übrigen ganz



Abb 173. Altes holzernes Tanzbrustschild (Re mure) der fruheren Konige der Osterinsel. Die Zeichen gehören der Bilderschrift der Osterinsel an (Nach J Weißer)

exakt ausgearbeitet. Auf den Säulen sitzt ein abgeflachter Kopf mit einer zylinderhutähnlichen Bedeckung; vielleicht sollten die Köpfe auch eine aus rotem Tuffstein gemeißelte Krone tragen, die man in einigen Meilen Entfernung in Massen an der Arbeitsstätte aufgefunden hat. Es scheint sich bei diesen Büsten um Darstellungen der Herrscher auf der Osterinsel zu handeln. Noch vor hundert Jahren soll die Bevölkerung ihnen eine gewisse Verehrung haben zuteil werden lassen, indem sie ihnen Opfer brachte. Die meisten Steinsäulen fand bereits Cook umgestürzt vor. Wie die Überlieferung berichtet, sollen die polynesischen Einwanderer von der einheimischen „langohrigen" Bevölkerung zum Ausbau der für diese Büsten nötigen Podeste und Terrassen herangezogen worden sein. Es scheint, daß sie ihrem Unwillen darüber Luft machten, indem sie, als sie die Oberhand gewannen, diese Verehrungsobjekte der Melanesier stürzten.

Außer diesen Kolossalbüsten gibt es auf der Osterinsel noch mächtige Terrassenbauten bis zu 100 m Länge, die aus gewaltigen flachen Steinen aufgeführt sind und Postamente (wohl für die noch aufzustellenden großen Büsten) tragen und schließlich noch sehr große Steinhäuser (von 30 m Länge) mit 2 m dicken Wänden (anscheinend Festungen), die einen engen Eingang haben (Abb. 175) und an den Innenwänden mit Malereien bedeckt sind (Abb. 174).

Die ursprünglich ansässige Bevölkerung begrub ihre Toten in der Nähe der großen Bildsäulen. Forster konnte feststellen, daß auf den Plattformen vor ihnen eine Menge Menschenknochen umherlagen. Die Polynesier dagegen bestatteten ihre Toten in Höhlen oder in Gruben, die mit Steinen zugedeckt wurden.

Schlußbetrachtungen

Wie die vorstehende Zusammenstellung gezeigt hat, wurde die Kultur der Südseeinseln von eingewanderten Völkern aus dem Westen dorthin gebracht. Als Ursprungsland derselben läßt sich zunächst der Malaiische Archipel nachweisen, aber es ist sicher, daß darüber hinaus Zusammenhänge, bis nach Vorderindien und China, bestehen und bei Fortschreiten unserer ethnologischen Kenntnisse anscheinend sich noch weitere ergeben werden. Die Tatsache, daß die Inselflur in der Südsee die letzten Überreste einer großen Landmasse vorstellt, die früher viel weiter nach Osten reichte und infolge periodischer Erschütterungen von Osten her nach Westen allmählich bis auf die

jetzt vorhandenen Reste versank, legt die Frage nahe, ob diese Wanderungen von Asien her und die von ihnen mitgebrachte Kultur sich nicht auch noch weiter fortgepflanzt haben mögen, mit anderen Worten, ob nicht ein genetischer Zusammenhang zwischen der Kultur Südamerikas und Ozeaniens besteht?





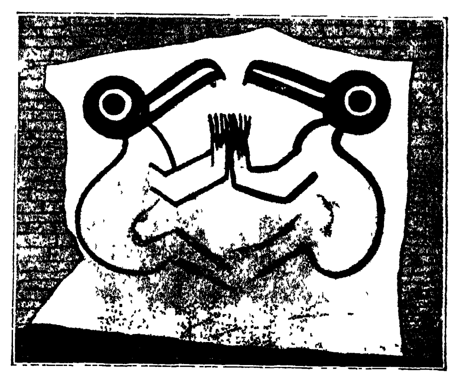


Abb. 174. Wandzeichnungen im Innern eines Steinhauses auf der Osterinsel (Nach J. Weißer)

Auf Grund seiner Untersuchungen über die Zusammensetzung und Herkunft der Pflanzendecke im Stillen Ozean, die eine Übereinstimmung einer großen Anzahl Pflanzen zwischen Polynesien und Amerika aufweist, kommt Hallier zu dem Ergebnis, daß seinerzeit eine einheitliche Festlandverbindung zwischen Asien und Amerika bestanden hat, deren Nordrand sich von Südjapan über die Sandwichinseln bis Niederkalifornien erstreckte, während der Südrand noch südlich von den Gesellschaftsinseln und der Paumotugruppe von Tasmanien über die Aucklandsinseln direkt nach der Osterinsel verlief. Durch das Versenken von Tieflandstreifen hatte sich dann diese weite Brücke in drei schmalere aufgelöst, nämlich eine von den Sandwich- und Paumotuinseln nach Südchile, eine zweite und dritte von den Sandwichinseln nach Columbien und nach Niederkalifornien, und schließlich waren auch diese drei Brücken in Inselreste abgebröckelt. Hallier hat ferner den Versuch gemacht, nachzuforschen, ob sich auch somatische, sprachliche und kulturelle Zusammenhänge zwischen Südamerika und Polynesien auffinden lassen, eine Vermutung, die bereits vor ihm von anderer Seite geäußert worden ist. Er weist u. a. auf die nicht zu verkennende Übereinstimmung gewisser Gesichtstypen von Indianern mit Malaien (Plattnasen) einerseits und Südseeinsulanern (schmale, kühn geschwungene Nasen) andererseits

hin und versteigt sich sogar zu der Behauptung, daß ein den Ägyptern verwandtes, schon vorher auf ziemlich hoher Kulturstufe angelangtes Volk von Asien aus mit der ostwärts gerichteten Völkerflut bis nach Süd- und Mittelamerika vorgedrungen sei und dort die amerikanischen Kulturreiche gegründet habe. Er beruft sich dabei u. a. auf die Übereinstimmung in der Form des Gottesdienstes (Sonnenkultus), der Kunst im allgemeinen und der Baukunst im besonderen. Besonders die Kultur der Inka lasse in vieler Hinsicht solche Ähnlichkeit mit der ägyptischen Kultur erkennen, z. B. ihre Tempelbauten (Tempel mit reich durch Skulptur verzierter Front von kurzen, dicken, glatten Saulen und mit geräumigem Vorhof, zu dem man durch mächtige monolithische Tore mit trapezförmiger Öffnung gelangte), die Konservierung der Toten, die Beisetzung der Vornehmen in mächtigen quadratischen Steinpyramiden mit treppenförmigen Seitenwänden, die Kleidung (im besonderen die Helme mit Befestigung durch ein Kinnband und die sonstigen Kopfbedeckungen mit einer die Ohren bedeckenden Nackenkappe), Vasen mit seitlichen Henkeln und mit zuweilen spitzem Boden, die Verwendung des Mäanderornamentes in der Weberei, monolithische Bauten u.a.m. Gleicherweise laßt sich eine Übereinstimmung der Inkakultur mit der malaiischen bzw. polynesischen nicht verkennen (Schmuck, Kleidung, Waffen, Stampfer, Feuerfacher, Mäntel aus Federn usw.). Auch Gräbner hat an zahlreichen Beispielen dargetan, daß ein Einfluß der polynesischen Kultur auf die Bildung der amerikanischen Hochkulturen nicht von der Hand zu weisen ist. Da Krickeberg an anderer Stelle (I 63) schon darauf eingegangen ist, so erübrigt sich hier eine Wiederholung.

An der Hand der von den genannten Autoren beigebrachten vielen Argumente kann als wahrscheinlich angenommen werden, daß bereits zur Zeit, als die frühgeschichtlichen Hochkulturen in Ägypten und Asien entstanden, diese ihre Verbreitung über den Stillen Ozean genommen und in Mittel- und Südamerika den Anstoß zu ähnlichen Hochkulturen gegeben haben.

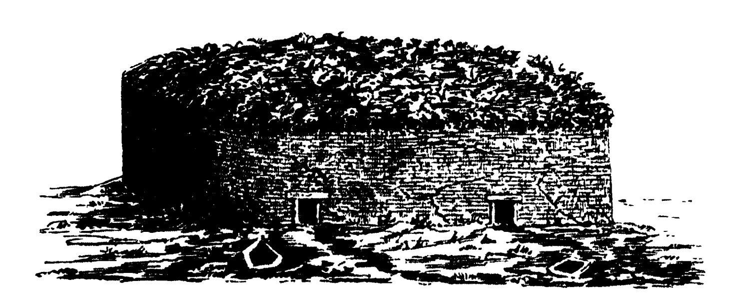


Abb. 175. Vorderansicht eines Steinhauses am Südwestabhang des Rana Káo auf der Osterinsel
(Nach J. Weißer)



Tafel XI — *Schamane, Altaigebiet*

(Nach E. W. Pfizenmayer)

Asien

Nord-, Mittel- und Westasien

Von Dr. A. Byhan

Geographische Verhältnisse

Asien ohne die Länder östlich und südlich des innerasiatischen Gebirgswalles läßt sich in vier Gebiete teilen, die sich in ihrer geographischen Beschaffenheit, in Klima, Pflanzen- und Tierwelt merklich voneinander unterscheiden. Zwischen dem Uralgebirge und dem Berings- und dem Ochotskischen Meere erstreckt sich die nördliche Zone, welche fast das ganze Sibirien in sich schließt, d. h. das arktische und das Übergangsgebiet längs des Amur und des Sajanischen Gebirges; im Süden liegen die Bergländer von Irân und Kleinasien, zwischen diesen beiden Zonen die mittelasiatischen Steppen und Wüsten und endlich im Südwesten die Wüsten Arabiens, Syriens und Mesopotamiens. Dieser geographischen Gliederung entspricht im großen und ganzen auch eine solche in vier charakteristische Völkergruppen — abgesehen von versprengten Stämmen —, obgleich gerade hier seit alter Zeit infolge von Wanderungen und Kriegen bedeutende Verschiebungen und Mischungen stattgefunden hatten. So finden wir im Südwesten Asiens die Semiten, in den südlichen Gebirgsländern meist arische Völker, in Mittelasien Turkvölker, im Norden altsibirische, altaiische und uralische Völker.

Die wasserreichste dieser vier Zonen umfaßt mit Ausnahme des äußersten Südwestens ganz Sibirien mit den großen Strömen Ob, Jenissej, Lena und Amur, die alle zahlreiche Nebenflüsse haben, und mit kleineren, in die angrenzenden Meere mündenden Küstenflüssen. Die nördliche Küste ist fast immer von Eis blockiert, und nur an wenigen Stellen zeigt sich zuweilen im Sommer offenes Wasser; sie ist deshalb in hohem Grade kulturfeindlich und wird von den Eingeborenen gemieden. Nur die östlichen Küsten des Berings- und des Ochotskischen Meeres werden einige Monate im Jahr eisfrei und ermöglichen ständige menschliche Siedlungen. Von der Küste des Eismeeres südwärts erstrecken sich auf dem dauernd gefrorenen Boden 600—700 km weit Moos- und Flechtentundren, die nicht nur die Ebenen bedecken, sondern auch die niedrigeren Bergketten überzogen haben. Längs

der Tundren zieht sich der sibirische Wald, die Taiga hin, deren Durchmesser zwischen Ural und Ochotskischem Meer etwa 4000 km, von der Baumgrenze südwärts bis zu 1000 km beträgt. Auf der Tschuktschen-Halbinsel schiebt sich zwischen Tundra und Taiga eine Krummholzzone ein. In Mittelsibirien geht die Taiga in die Bergwälder des Altai und des Sajanischen Gebirges über und im Südwesten zwischen Ob und Jenissej in die Baumsteppe.

Die für die Eingeborenen wichtigsten Nutzpflanzen der Tundren sind Flechten, Gräser, Beeren, Kräuter, Zwiebelgewächse, Zwergweiden. Die Taiga besteht hauptsächlich aus Zirbelkiefern, Lärchen, Tannen, Fichten, Birken, Espen, Erlen, Weiden, Pappeln; in Transbaikalien tritt der Ebereschenstrauch und der Apfelbaum auf. Hier und im Südwesten gibt es auch Wiesen und Weiden und wird Sommergetreide gebaut; Wintergetreide wird in günstigen Lagen auch noch in viel weiter nördlich gelegenen Gegenden gebaut, doch ist die Ernte wegen der nach kurzem Sommer oft plötzlich auftretenden Fröste häufig gefährdet.

Die wichtigsten Zuchttiere sind das Renntier und der Hund, und im Südwesten und an der mittleren Lena das Pferd. Nutztiere sind ferner an den östlichen Küsten Seehund, Walroß, Walfisch, Lachs, Weißfisch und andere Fischarten, Eisbär, Seeotter, Eidergänse, Polarenten usw.; in den Tundren Hase, Lemming, Vielfraß und Renntier; in den ausgedehnten Waldgebieten Bär, Wolf, Fuchs, Dachs, Eichhorn, Marder, Zobel, Hermelin, Hirsch und Reh; in den südlichen Gebirgen Argali (Bergschaf) und Moschustier. In den großen Strömen werden besonders Lachse, Hechte, Quappen, Store, Sterlette sowie Wasservögel gefangen.

Den wesentlichsten Einfluß auf Lebensweise und Kultur des Menschen im polaren Norden übt natürlich das Klima aus. Der Winter dauert hier von September bis Mai mit Kältegraden von —20 bis — 40° (in Jakutsk sogar bis — 60°), so daß der Boden nie ganz auftaut: so stieß man beispielsweise in Jakutsk erst in einer Tiefe von 200 m auf eisfreie Erde. Zum Glück ist aber die Luft in diesen Breiten meist recht trocken und ruhig, nur das Ochotskische Meer ist wegen seiner Nebel berüchtigt. In den kurzen Sommern ist dagegen die Wärme verhältnismäßig groß, durchschnittlich + 12°, bis + 25° und + 30°. Bedeutend abgeschwächt sind diese Gegensätze in den Übergangsgebieten.

Die zweite Zone, die der mittelasiatischen Steppen und Wüsten erstreckt sich vom südwestlichen Sibirien südlich bis ans iranische Randgebirge, östlich bis an den Altai und Alatau, westlich bis ans Kaspische Meer und über die europäische Grenze hinaus durch Südrußland bis an die Donau. Den Boden bedeckt meist Sand und loser Staub, und das macht die häufig ausbrechenden Stürme für Menschen und Tiere gefährlich, so daß oft ganze Herden und Karawanen darin umkommen. Außerdem ist die obere Erdschicht wie auch die meisten Seen (Aral, Balchasch, Kaspi) salzreich, so daß Brunnen mit süßem Wasser selten sind. Die Flüsse sind meist nur zur Regenzeit wasserreich, und viele von ihnen verlaufen im Sande. Diese ungünstigen Verhältnisse haben schon in alten Zeiten die Ackerbauer in den Flußebenen veranlaßt, weitverzweigte Kanäle von den Flüssen abzuleiten, um eine genügende Bewässerung der Felder und Gärten zu erzielen, und andererseits hat sich nur in diesen Oasen eine seß-

hafte Bevölkerung bilden können, wie z. B. am Amu Darja (Chiwa), Serafschan (Samarkand), Murghab (Merw), Syr Darja (Taschkent).

Das Klima dieser ungeschützten Weiten ist sehr gegensatzreich: im Sommer ist es drückend heiß und im Winter, besonders nach Norden zu, kalt. Regen fällt wenig und dann meist in Form von Platzregen. Die Vegetation ist spärlich, nur im Frühjahr wird die Steppe auf kurze Zeit grün; charakteristische Steppenpflanzen sind der Gerberstrauch und der Sassaúl, eine Tamariskenart. Die Tierwelt ist entsprechend arm; von Wild gibt es Gazellen, Hasen, Nagetiere, Raubvögel u. dgl., als Zuchttiere besonders Pferde, Kamele, Schafe, Rinder.



Abb. 176. Tschuktschenmädchen
(Nach D. Jochelson-Brodsky)

Die dritte Zone, Iran und Vorderasien, hat keinen so einheitlichen Charakter wie die anderen. Afghanistan und ein Teil von Belutschistan sind reine Gebirgsländer, in deren tieferen Talern südlicher Pflanzenwuchs herrscht, während die Vegetation der höher gelegenen sich der europäischen nähert, so wird z. B. bei Kabul Obst und Wein gebaut. Persien ist rings von breiten Gebirgszügen umgrenzt, zum Teil auch gegen Afghanistan und Belutschistan: die südlichen Ketten nehmen die Niederschläge auf, welche die Seewinde zuführen, deshalb herrscht im Innern ein trockenes, kontinentales Klima. Östlich von Teheran bis zum Hilmend und darüber hinaus ins südliche Afghanistan und ins nördliche Belutschistan erstrecken sich weite Wüsten mit Salzsumpfen, Dešt-i-Kewir, Dešt-i-Lut u. a., das Gebiet wandernder Tatarenstämme. Üppiger Pflanzenwuchs fast tropischer Art findet sich nur am Kaspischen Meer, in Gilan und Masenderan, ähnlich dem am unteren Rion (Reis, Tee, wilde Reben u. ä.). Auch Kleinasien bis nach Westpersien hinein ist gebirgig, und seine Sommer sind ebenfalls heiß, die Winter kalt und schneereich. Wohl gibt es üppige Gefilde, wo hinreichend Wasser oder Niederschläge vorhanden sind, wie an den Meeresküsten, deren südliche und westliche in ihren Wesenszügen, in der Pflanzenwelt, in den Grundlagen der Kultur u. a. zum Mittelmeergebiet gehören, während die Nordküste im Osten die Fortsetzung Kaukasiens und seiner Bevölkerung bildet. — Die wichtigeren Zucht- und wildlebenden Tiere, wie auch die Pflanzenwelt, sind im trockenen Binnenlande dieselben wie in Mittelasien; in wasserreichen Gegenden kommen dazu Büffel, Mais, Weizen, Obst und Gemüse. Im allgemeinen jedoch ist das Land trocken, die Randgebirge sind auf der Binnenseite kahl, und im Innern zwischen dem Kisil-Irmak und dem kilikischen Taurus gibt es ebenfalls ein — allerdings viel kleineres — Wüstengebiet mit Salzseen und -sümpfen.

Die vierte Zone, der Südwesten, hat Ähnlichkeit mit Mittelasien. Die Tage sind hier heiß, die Nächte kalt. Von den Winden ist der Südost gefürchtet, da er Hitze und Sand mit sich bringt, und noch mehr der kalte Nordwind, der allen Pflanzenwuchs vernichtet. Langer anhaltender Regen ist selten, häufig aber sind Wolkenbrüche, die Ebenen und Täler meilenweit überschwemmen und manchmal Menschen und Tieren den Tod durch Ertrinken bringen. Der Pflanzenwuchs ist sehr spärlich, nur an Flußufern und an Wasserstellen gedeihen Akazien, Feigen, Oleander, Palmen, Dornsträucher u. ä. Wälder gibt es bloß an der Westküste Arabiens, im Dscholân, Haurân und Libanon. Die Tierwelt ist vertreten durch Panther, Hyäne, Wolf, Schakal, Gazellen, Nager, Raubvögel usw.; Zuchttiere sind Pferde, Kamele, Schafe und Ziegen.



Abb. 177. Itälme
(Nach Pauly)

I. Nordasien

In Sibirien wohnen außer Russen ($4^1/_2$ Millionen), Ukrainern (250000), Juden, Deutschen, Mordwinen und Angehörigen anderer Völker des europäischen Rußlands, die zwangsweise dahin verschickt worden waren, oder die sich in den beiden letzten Jahrzehnten vor dem Weltkriege in beträchtlicher Zahl freiwillig angesiedelt hatten, und außer Chinesen, Koreanern, Mongolen, Mandschu, Japanern, die sich in den östlichen und südlichen Grenzstrichen ansässig gemacht haben, ungefähr 900000 Eingeborene. Als älteste Bewohner Sibiriens darf man wohl die Völker ansehen, welche zur sogenannten altasiatischen Gruppe — die man vielleicht besser altsibirische nennen sollte — gerechnet werden. Es sind dies die Tschuktschen (Abb. 176), die sich selbst als Tschautschu (= Renntierbesitzer) oder Orawelat (= Menschen) bezeichnen (13000), wohnhaft auf der nach ihnen benannten Halbinsel westlich bis zum Omolon, einem Nebenflusse der Kolyma, und in deren südlichem Ufergebiete bis zur Mitte der Halbinsel Kamtschatka, ferner in den Kreisen Gishiginsk und Petropawlowsk die Korjäken (8000), deren Name vom tschuktschischen chorana = Renntier abgeleitet wird. Von den alten Bewohnern der Halbinsel Kamtschatka, den Itälmen (Abb. 177), haben sich nur spärliche, stark mit Russen vermischte Reste (2000) erhalten.

Westlich von den Tschuktschen, längs des Eismeeres, zwischen der unteren Kolyma und der Janamündung, leben die Überbleibsel der im achtzehnten Jahrhundert in Kämpfen mit Tschuktschen und Russen und durch Seuchen fast aufgeriebenen Jukagiren (700) (Abb. 178) oder Odulja (= Menschen); ein Zweig von ihnen sind die mit Tschuktschen und Korjäken gemischten Tschuwanzen (570) zwischen der mittleren Kolyma und dem oberen Omolon. Getrennt von dieser nordöstlichen Abteilung der Altsibirier durch die Lamuten, die tungusisch sprechen, aber ursprünglich vielleicht ebenfalls wie andere Tungusenstämme am Amur altsibirischer Abstammung sind, sitzen an der Mündung des Amur und im nordwestlichen Teile Sachalins die Giljaken (4300) (Abb. 179 und 180) und im Süden dieser Insel (1500), sowie auf den nördlichen japanischen Inseln die Aino (s. Ostasien). Weit entfernt von diesen hausen als westlicher Zweig der Altsibirier die Jenissejer (1000) (Abb. 181) zwischen der Unteren und der Steinigen Tunguska, östlichen Nebenflüssen des mittleren Jenissej, und westlich davon bis zum oberen Tas.



Abb. 178. Jukagirin
(Nach D. Jochelson-Brodsky)

Die Altsibirier, die vermutlich einstmals das ganze Land östlich des Jenissej bis zum Stillen Ozean und südlich bis zu den mittelasiatischen Grenzgebirgen und vielleicht sogar westlich bis zum Ural innehatten, wurden zunächst durch die von Südosten her, von jenseits des Amur vordringenden Tungusen (Abb. 182) zum Teil versprengt, zum Teil überschichtet. Die Tungusen sind mit den Mandschu verwandt, und beide betrachten als gemeinsame Vorfahren das Volk der Jutschi oder Niutschi, das einst in den mandschurischen Bergen saß. Das Wandergebiet der eigentlichen Tungusen (66 000), Owöen oder Boja (= Menschen), erstreckt sich vom mittleren Jenissej und der unteren Chatanga ostwärts bis zum Omolon und zur Küste des



Abb. 179. Gruppe von Giljaken
(Nach Hutchinson)

Ochotskischen Meeres, südwärts bis zur Steinigen Tunguska, Angara, zum Baikalsee und ostwärts weiter bis südlich der Zuflüsse der Lena ins Amurgebiet hinein. Zu den Tungusen gehören ferner die Lamuten (—Leute am Meer) (Abb. 183) an der Küste des Ochotskischen Meeres, auf der Insel Sachalin die Oroken, an der Küste südlich des Amur die Orotschonen, am Unterlaufe des Amur die Orotschen (von Oro = Renntier), die Oltschen, Manegren, Solonen, Dauren, Samagiren, Negda, Biraren, Golden oder Chodso (Abb. 184) (zusammen etwa 10000). — Zu den altaiischen Völkern gehören außerdem die mongolischen Burjäten (400000), die erst im sechzehnten Jahrhundert ihr jetziges Gebiet besetzt haben. Sie wohnen westlich des Argun und der Schilka im Sabaikal- und im Apfelbaum- (Jablonovyj-) Gebirge bis zum Baikalsee und darüber hinaus bis zur Oka, einem Nebenflusse der oberen Tunguska oder Angara.

Wahrscheinlich nicht viel später als die Tungusen schoben sich türkische Stämme vom Altai her nordostwärts vor, von denen ein

Teil das Flußgebiet der mittleren und unteren Lena später, angeblich im vierzehnten Jahrhundert, durch die Burjäten bedrängt, in Besitz nahm. Diese führen jetzt den Namen Jakuten (250 000) (Abb. 185) oder Sochalár (= Menschen). Der größere Teil von ihnen in den südlichen Strichen ist seßhaft geworden, das Wandergebiet der übrigen reicht auf beiden Seiten der unteren Lena nordwärts bis ans Eismeer. Zu ihnen gehören nach Sprache und Kultur die Dulganen (1000) zwischen Chatanga und Anabara, die tungusischer Abstammung sind; ihren Namen haben sie von ihren zeltförmigen hölzernen Hütten (dulga). Die übrigen türkischen Völkerschaften haben sich nicht so weit von ihrer ursprünglichen Heimat entfernt wie die Jakuten. Die Steppengebiete im Südwesten nehmen die vier Gruppen der „sibirischen Tataren" ein: am Tjumen (12 000), am Tobol (28 000), an der Tara (14 300), in der Barabá (25 000), die sich mit zwangsweise verschickten Türken aus Mittelasien, Sarten, Bucharen, sowie mit Tataren, Tschuwaschen, Mordwinen und Syrjänen aus dem Wolgagebiet vermischt haben. Kleinere türkische Stämme wohnen im Sajanischen Gebirge und im Altai: Teléuten oder Telenget (6000), Beltiren (2500), Sagajer (2000), Katschinen (Abb. 186 und 187), Altajer (12 000), Ku-Kishi, Kumandinen (2200) u. a. Sie haben in sich Sippen samojedischer Herkunft aufgenommen, während andererseits samojedische Stämme mit türkischen verschmolzen sind, wie die Kojbalen (1700), Karagassen (400), Jysh-Kishi (3500), Schor (3300) und die Sojoten, Tuba oder Urjanchai (50 000), die das Flußgebiet des Ulu-Kem bis südlich zum Tannu-olu-Gebirge innehaben.



Abb 180. Giljakin
(Nach Hutchinson)

Die Samojeden (16 000) (Abb. 188) oder Chasovo (= Menschen) haben, wie diese türkischen Völkerschaften und die altsibirischen, ein Rückzugsgebiet inne in der Nordwest-

ecke Sibiriens, längs des Eismeeres von der Chatangabucht an und weiterhin jenseits des Uralgebirges im nördlichen Rußland bis zur Mündung des Mesen. Von hier aus sind eine Anzahl Familien nach der Halbinsel Kola hinübergewandert, wo sie die dortigen Lappen kulturell stark beeinflußt und sich wahrscheinlich auch mit ihnen vermischt haben. Die Samojeden scheiden sich nach kulturellen und sprachlichen Gesichtspunkten in vier Gruppen: 1. die Tawgy- und Awam-Samojeden auf der Taimyr-Halbinsel zwischen dem unteren Jenissej und der Chatanga-Bucht; 2. die Jenissej-Samojeden auf beiden Ufern des Unterlaufes dieses Flusses; 3. die sogenannten Ostjak-Samojeden südlich von diesen zwischen Jenissej und Tas-Bucht; 4. die Juraken auf der Halbinsel Jamal und weiter westlich längs der Küste bis zum Mesen in der sogenannten Großland-Tundra, an der Timanküste, auf der Insel Waigatsch und auf der Halbinsel Kanin.



Abb. 181. Jenissejerin
(Nach Karatanov)

Der Name der Samojeden scheint auf einer russischen Volksdeutung zu beruhen: samojed(etz) ist wörtlich = Selbstesser — neben älterem syrojädetz = Roh(fleisch)esser. Der Stamm, der in dem Namen Samojeden steckt, ist aber vermutlich derselbe wie der in dem Namen der Finnländer „Suomalaiset“ und in dem der Lappen „Samelats“.

Südlich von den Ostjak-Samojeden liegt das Wandergebiet der **Ostjaken** (19000) (Abb. 189) zwischen Ob, Irtysch und Jenissej, zwischen den Städten Obdorsk und Dudinskoje im Norden und Turuchansk und Narym im Süden, d. h. in den Kreisen Beresow, Surgut, Tobolsk, Tomsk.

Den Namen der Ostjaken haben die Russen wohl zunächst von den Tataren oder von den Tungusen übernommen, wo er Uschtak (= Sklave) und Ostaket lautet, und diese Wörter gehen ihrerseits wieder auf das ostjakische As-jakh = Leute vom Ob zurück.

Westlich von den Ostjaken endlich leben Verwandte von ihnen, die Wogulen (Abb. 190), die sich selbst wie auch die Ostjaken Mansi (6000) nennen, in den Gouvernements Tobolsk und Perm an den Nebenflüssen des Tobol: Konda, Tura und Tawda mit Loswa, Soswa, Pelymka.

Die Sprachen der eingeborenen Völkerschaften Sibiriens ge-



Abb. 182. Tungusen mit Renntier
(Nach Hutchinson)

hören zu drei Sprachstämmen (uralisch, altaiisch und altsibirisch). Der uralische Sprachstamm umfaßt das in vier Abarten gesprochene Samojedisch (s. oben) und die drei Zweige der finnischen, permischen und ugrischen Sprachen. Zu letzterem zählt hier das Ostjakische, Wogulische und in Europa das Magyarische; die Sprachen der beiden anderen Zweige werden nur in Nordeuropa (Bd. III) gesprochen. Beim altaiischen Sprachstamme werden



Abb. 183 Lamuten in der Taiga auf Renntieren
(Nach E. W. Pfitzenmayer)

fünf Zweige unterschieden: das Koreanische, das Japanische, die mongolischen Sprachen, die tungusischen und die türkischen. Mongolisch sprechen hier die Burjäten, außer ihnen die Kalmyken und die eigentlichen Mongolen. Das Tungusische gliedert sich in das Mandschurische und das eigentliche Tungusische mit seinen verschiedenen am Amur und am Ochotskischen Meere gesprochenen Abarten: Goldisch, Orotschonisch, Lamutisch, Orokisch usw. (s. oben S. 278). Die Zahl der türkischen Sprachen ist beträchtlich; in Sibirien werden solche gesprochen von den Jakuten, den vier Gruppen von Tataren und von den verschiedenen kleinen Völkerschaften, die im Altai und in den Sajanischen Bergen sitzen (die Namen s. oben S. 279).

Als altasiatische, paläoasiatische oder besser altsibirische Sprachen werden die der Tschuktschen, Korjäken, Jukagiren, Itälmen, Giljaken, Jenissejer zusammengefaßt; jedoch ist es mangels eingehender Untersuchungen bisher noch nicht möglich, bestimmt zu sagen, ob eine engere Verwandtschaft zwischen ihnen besteht.

Die übrigen Sprachen bezeichnet man — vielleicht mit Ausnahme des Burjätischen (des Mongolischen und des Mandschu), das man zu den isolierenden rechnet — als agglutinierende. Sämtlichen Wörtern liegen fest und unlöslich miteinander vereinigte Lautverbindungen zugrunde, die bei Trennung den ihnen anhaftenden Sinn verlieren würden. Die Lautverbindungen werden als Wörter verwendet oder als Stämme, aus denen durch Anfügung verschiedener Anhängesilben Wörter gebildet werden. Die Begriffe, die ausgedrückt werden sollen, sind nicht in allen Sprachen mit gleichen oder ähnlichen Wurzeln verbunden, es besteht also nicht eine durchgehende Übereinstimmung des Wurzelschatzes, dagegen eine solche im inneren Bau.

Das grammatische Geschlecht fehlt. Ding-, Eigenschafts- und Zeitwort sind noch nicht gründlich voneinander geschieden, es sind teilweise mehr oder weniger entwickelte Ansätze dazu vorhanden. Es kommt auf den mit dem Stamm verknüpften Begriff an, ob er mehr als Zeitwort oder als Dingwort gilt. Bei beiden werden zum Teil dieselben Anhängesilben gebraucht zur Bezeichnung der handelnden oder betroffenen Person, von räumlichen und anderen Beziehungen. Diese Anhängesilben sind mit dem Stamme nicht so innig verbunden, wie es in indogermanischen Sprachen geschieht, sie kommen teilweise auch als selbständige Wörter vor. Beim Dingwort können außer den Beziehungen, welche die Fälle und Zahlen indogermanischer Sprachen andeuten, eine große Reihe von anderen Beziehungen durch Anfügung solcher Anhängesilben ausgedrückt werden, wie z. B. Ruhe, Bewegung von und zu dem betreffenden Gegenstande in Verbindung mit den Begriffen des Innen, Außen, Oben, Unten; Besitzverhältnisse, wozu die persönlichen Fürwörter in mehr oder weniger erkennbarer Form genommen werden u. a. m. Gleiche und ähnliche Anhängesilben werden beim Zeitwort verwendet, um Zeit, Art und Weise, Ursache, Möglichkeit, Notwendigkeit der Handlung u. a. m. auszudrücken.

Ein anderer Wesenszug — wenigstens im Samojedischen und in manchen uralischen und türkischen Sprachen noch jetzt — ist die Vokalharmonie, d. h. eine gewisse Übereinstimmung des Vokals der Anhängesilbe mit dem des Stammes: es dürfen in jener nur harte (a, o, u, y) oder weiche Vokale (ä, ö, ü) folgen, je nachdem im Stamme oder in der letzten Silbe des Stammes harte oder weiche Vokale stehen.



Abb. 184. Goldenfrau mit Kind
(Museum, Petersburg)

Was die Körperbeschaffenheit und das Aussehen der Sibirier anbelangt, so zeigt sich darin — außer bei den Altsibiriern — im allgemeinen eine mehr oder minder große Ähnlichkeit mit den mongolischen Völkern Ostasiens.



Abb. 185. Jakutin in Festtracht: Silberschmuck, Mütze aus Bärenfell, Pelzrock mit Tuchüberzug und Otterfellverbrämung
(Nach Popow)

Am reinsten treten diese mongolischen Züge bei den Burjäten auf. Die sprachlich ihnen verwandten Tungusen haben ebenfalls gelbliche Hautfarbe, straffes, schwarzes Haar, schwachen Bartwuchs, dunkle, schräge Augen (Mongolenfalte), vorstehende Backenknochen, dabei hohen Schädel, langliches Gesicht, gerade, vorspringende Nase, spitzes Kinn.

Bei den tungusischen Stämmen am Amur treten mongolische Merkmale stärker hervor, offenbar sind hier Mischungen mit Mandschu, Japanern u. a. vorgekommen. Auch die Jakuten unterscheiden sich nicht wesentlich von anderen Ostasiaten, jedoch äußern sich öfters Abweichungen, die auf Mischung mit Tungusen hinweisen. Die Samojeden haben ebenfalls viele mongolische Züge an sich: gelbliche Hautfarbe, breites, flaches Gesicht mit vorspringenden Backenknochen, spärlichen Bartwuchs, schwarzes, seltener helles Haar, dunkle Augen mit schräger Spalte, runden Schädel, niedrigen Wuchs, kurze Beine, kleine Hände und Füße, dazu jedoch kleines, rundes Kinn, großen Mund mit hängender, wulstiger Unterlippe, kleine Nase, die an der Wurzel eingedrückt ist und vorn in einer runden Kuppe mit breiten Nasenflügeln endet. Die Forscher, welche sich eingehender mit den Samojeden beschäftigt haben (Virchow, Middendorf, Pallas, Finsch, Castrén), nehmen an, daß sie aus einer Mischung von mongolischen mit finnischen Stämmen hervorgegangen sind, und daß dadurch ihre körperliche Beschaffenheit erklärlich wird.

Mischvölker sind auch die türkischen Völkerschaften im Altai und im Sajanischen Gebirge. Bei den Sojoten z. B. zeigt sich oft große Ähnlichkeit mit den benachbarten eigentlichen Mongolen, andern ist Ähnlichkeit mit Lappen

aufgefallen Bei den nördlicheren Völkern, wie Katschinen, Sagajern, treten Züge hervor, die für die südlichen Altsibirier kennzeichnend sind. Dasselbe gilt auch für die Ostjaken, die daneben einen starken samojedischen Einschlag aufweisen, welcher sich am auffälligsten in der Nasenform kundgibt. Die sprachverwandten Wogulen dagegen sind sichtlich mit solchen Elementen weniger gemischt, sondern stehen den finnisch-ugrischen Völkern auf der Westseite des Ural nahe.

Unter den Altsibiriern finden sich ebenfalls mongolische Erscheinungen, besonders bei den Itälmen, Giljaken und Korjäken, die offenbar ostasiatischen Beimischungen zu verdanken sind; im allgemeinen aber unterscheiden sie sich merklich von den übrigen Eingeborenen. Dabei sind die wesentlichen Merkmale keine einheitlichen, jedoch lassen sich wenigstens zwei häufig vorkommende Typen erkennen, ein nordöstlicher und ein südlicher.



Abb 186. Katschinen aus dem Geschlechte Bir (Nach Ostrowskich)

Den nordöstlichen Typus weisen die Tschuktschen und Korjaken auf, die im allgemeinen von mittlerem Wuchs sind, breites Gesicht mit kräftigen Backenknochen haben, gerade Nase, gerade große Augen, straffe, schwarze Haare, geringen Bartwuchs, helle Hautfarbe, die bei Mädchen sogar weiß mit rötlichem Schimmer sein kann. Leute von hohem Wuchs mit Adlernase und tiefschwarzem Haar unter den Tschuktschen dürften indianisches Blut in sich haben, was nicht unwahrscheinlich ist, da die Tschuktschen in früheren Zeiten Handels- und Kriegsfahrten längs der Küste Alaskas bis zum Prince-William-Sund und zur Jakutatbucht unternahmen, von wo sie auch Sklaven mit nach Hause brachten.

Der andere Typus herrscht bei den Jenissejern vor und erscheint auch bei den benachbarten Ostjaken, weiter südlich bei den Beltiren, Sagajern, Katschinen und im Osten bei den Giljaken am Amur und auf Sachalin. Er zeichnet sich aus durch niederen Wuchs (150—160 cm hoch) und breites Gesicht mit hoher Stirn, kräftigen Backenknochen, gerader Nase, mittelstarken Lippen und geraden,



Abb. 187. Katschinenfrau als Brautwerberin (Nach Ostrowskich)

großen Augen; die Hautfarbe ist hell, das Haar lang und hellfarbig, zuweilen rötlich, der Bartwuchs mittelstark (Kinnbart), die Farbe der Augen hell (30 v. H. graue, 5—6 v. H. blaue). Neben diesem Typus kommen auch Leute von mongolischem Aussehen unter den Jenissejern und den anderen genannten Völkern vor.

Die russische Herrschaft, unter der Sibirien seit über 300 Jahren steht, hat nachhaltig auf die Eingeborenen eingewirkt. Überall haben sich Russen und Eingeborene vermischt, und dabei unterliegen die Eingeborenen begreiflicherweise der Verrussung, jedoch mit einer Ausnahme: die Jakuten erweisen sich in ihrer Wesensart als die stärkeren, und die Russen, die sich unter ihnen angesiedelt haben, gehen in ihnen auf. Daher finden sich unter den Eingeborenen öfters großgewachsene Leute mit hellfarbigen Augen, Haut und Haar, starkem Bartwuchs und länglichem Gesicht.

Andererseits haben, wie es stets bei der Berührung der Eingeborenen mit der europäischen Zivilisation zu geschehen pflegt, tiefgreifende Schädigungen stattgefunden infolge der Einfuhr von Alkohol, europäischen Kleiderstoffen u. a., infolge der Verschlechterung der Daseinsbedingungen durch starken Abschuß von Pelztieren, durch das Verdrängen der Eingeborenen aus ihren Jagd- und Fischgebieten, durch das Einschleppen von Seuchen (Masern, Pocken, Geschlechtskrankheiten), die auf die Eingeborenen verheerend wirkten. Deshalb ist anzunehmen, daß die Völkerschaften von geringerer Widerstandskraft, wie die Ostjaken, die kleineren türkischen Stämme, die Itälmen u. a., die solchen Einwirkungen am nächsten und am meisten ausgesetzt sind, in absehbarer Zeit ihrem Untergang entgegengehen. Nur auf den unabsehbaren öden Tundren und in den abgelegenen Wildnissen der Taiga, in denen dauernde Niederlassungen und Ausbreitung von Europäern schwer möglich sind, in derartigen Rückzugsgebieten werden sich Reste der alten Bevölkerung halten können. Ein Volk allein macht, wie bereits gesagt, eine bemerkenswerte Ausnahme: die Jakuten, die starke Widerstandskraft und die Fähigkeit, stammesfremde Elemente aufzusaugen, zeigen.

Der Wirtschaft dieser sibirischen Völker sind durch die klimatischen Verhältnisse ziemlich enge Grenzen gezogen.

Der Anbau von Getreide, Gemüse, Obst u. dgl. ist nur in wenigen begünstigteren Strichen möglich, hauptsächlich östlich des Baikalsees im Stromgebiet des Amur, des oberen Ob und Jenissej und stellenweise in dem der oberen Lena. Das Getreide reift hier sehr schnell, in zwei bis drei Monaten, doch werden die Erträge durch Witterungsumschläge häufig in Frage gestellt, besonders im Gebiete der Lena. Für die Beurteilung der ursprünglichen kulturellen Leistungen



Abb. 188 Samojedenfamilie
(Nach Hutchinson)

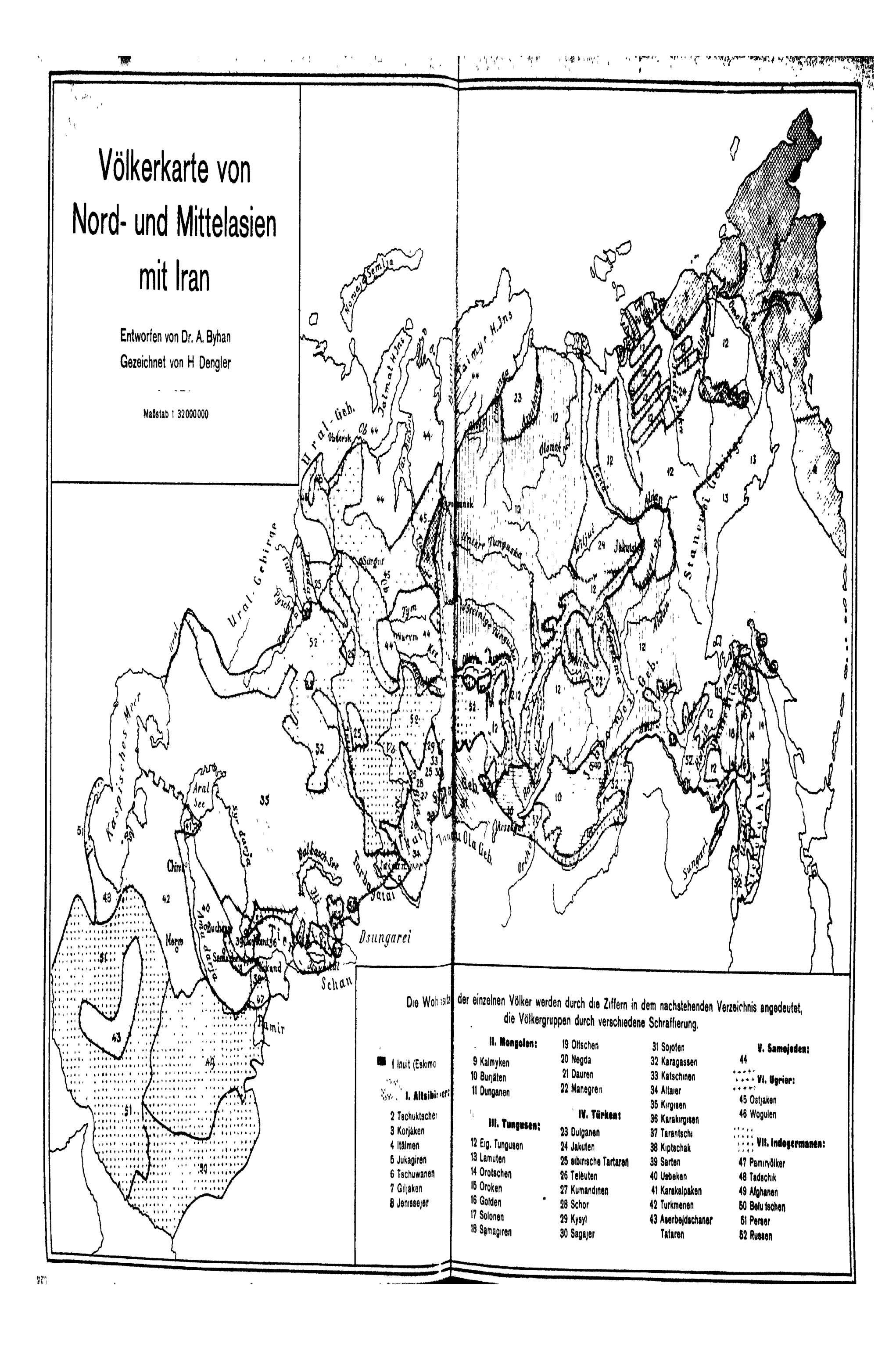
der Eingeborenen kommt der Ackerbau weniger in Betracht, da er in seiner jetzigen Entwicklung russischer Einwanderung seine Entstehung verdankt; im Osten und Süden mag er schon früher in beschränktem Maße betrieben und wahrscheinlich von der Mandschurei, Mongolei und China her eingeführt worden sein. Jedenfalls stellt er nirgends eine Errungenschaft der Eingeborenen dar, auch die dabei verwendeten Geräte sind fast überall russischer Art (s. Bd. III unter „Russen"), abgesehen vom Südosten, wo mandschurische vorkommen.



Abb. 189. 55jähriger Ostjake (Schamane) von der Tym-Karakon- oder Tas-Horde (Nach Ostrowskich)

Wenn auch die Daseinsbedingungen für die Sibirier im letzten Jahrhundert durch russische Einwanderung und russische kulturelle Einwirkung vielerorts wesentlich umgestaltet und eingeengt worden sind, so sind doch im größeren Teile des Landes infolge der Übermacht der Natur, besonders der klimatischen Verhältnisse die Grundlagen der Wirtschaft, in der Hauptsache Viehzucht, Jagd und Fischfang, die ursprünglichen geblieben.

Das wichtigste Zuchttier, an welches das Dasein des Menschen im nördlichen Binnenlande gebunden ist, ist das Renntier; es liefert ihm die notwendigsten Stoffe für Kleidung und Nahrung sowie auch für mancherlei Gerät; Fell, Sehnen, Fleisch, Milch, Blut, Hörner, Knochen, fast nichts von seinem Körper bleibt unverwertet. Außerdem dient es ihm als Zug-, Last- und Reittier. Deshalb ist das Bestreben der Eingeborenen darauf gerichtet, möglichst viele Renntiere zu erwerben; Herden von Hunderten von Renntieren sind keine Seltenheit. Dadurch wird auch die Unstetigkeit des größeren Teiles der Eingeborenen bedingt: hat eine Herde an einem Orte die Flechten und Moose abgeweidet, von denen die Tiere sich hauptsächlich nähren, so ist der Besitzer genötigt, einen anderen Weideplatz für sie aufzusuchen. Eine andere Ursache der Wanderungen ist die Mückenplage, die im Sommer in den Taigen und südlichen Tundren herrscht; wie die wilden Renntiere vor dieser Zeit die kühleren Niederungen am Eismeer und


Völkerkarte von
Nord- und Mittelasien
mit Iran
Entworfen von Dr. A. Byhan
Gezeichnet von H Dengler
Maßstab 1 32000000
Die Wohnsitze der einzelnen Völker werden durch die Ziffern in dem nachstehenden Verzeichnis angedeutet,
die Völkergruppen durch verschiedene Schraffierung.
1 Inuit (Eskimo
I. Altsibirier:
2 Tschuktschen
3 Korjäken
4 Itälmen
5 Jukagiren
6 Tschuwanen
7 Giljaken
8 Jenissejer
II. Mongolen:
9 Kalmyken
10 Burjäten
11 Dunganen
III. Tungusen:
12 Eig. Tungusen
13 Lamuten
14 Orotschen
15 Oroken
16 Golden
17 Solonen
18 Samagiren
19 Oltschen
20 Negda
21 Dauren
22 Manegren
IV. Türken:
23 Dulganen
24 Jakuten
25 sibirische Tartaren
26 Teleuten
27 Kumandinen
28 Schor
29 Kysyl
30 Sagajer
31 Sojoten
32 Karagassen
33 Katschinen
34 Altaier
35 Kirgisen
36 Karakirgisen
37 Tarantschi
38 Kiptschak
39 Sarten
40 Usbeken
41 Karakalpaken
42 Turkmenen
43 Aserbejdschaner Tataren
V. Samojeden:
44
VI. Ugrier:
45 Ostjaken
46 Wogulen
VII. Indogermanen:
47 Pamirvölker
48 Tadschik
49 Afghanen
50 Belutschen
51 Perser
52 Russen
Nowaja Semlja
Jalmal H. Ins
Taimyr H. Ins
Ural-Geb.
Ural-Gebirge
Obdorsk
Ob
Surgut
Tym
Narym
Untere Tunguska
Olonek
Lena
Aldan
Wiljui
Jakutsk
Stanowoi Gebirge
Kaspisches Meer
Aral See
Syr darja
Amu darja
Chiwa
Merw
Buchara
Samarkand
Kokand
Pamir
Balkasch-See
Dsungarei
Schan
Tangu Ola Geb.
Orchon
Kossogol
Sungari

an der Beringsee aufsuchen, so ziehen auch die Eingeborenen mit ihren Herden zahmer Renntiere dahin und kehren im Herbst ins Binnenland zurück. Das Renntier ist für das Leben im hohen Norden besonders geeignet: es erleidet trotz der starken Kälte geringe Verluste an Körperwärme, da es nicht durch die Haut, sondern durch die Zunge schwitzt und deshalb kein feuchtes Fell bekommt.

Ein einziges Volk des hohen Nordens, die Inuit (Eskimos), ist trotz seiner verhältnismäßig hoch entwickelten und den Anforderungen der Umwelt, den Daseinsbedingungen vorzüglich angepaßten Kultur nicht zur Zähmung des Renntiers gelangt; sie treiben nur Jagd auf das wilde Renntier, während die Lebensmöglichkeit der anderen Völker mehr oder weniger an den Besitz und das Gedeihen ihrer Renntierherden gebunden ist. Die Inuit stehen in die Hinsicht, wie auch überhaupt in bezug auf manche Einzelheiten ihres Kulturbesitzes, auf der Kulturhöhe der jüngeren Stufen der älteren Steinzeit, wo das Renntier wohl gejagt wurde, aber noch nicht Zuchttier war, wie die aufgefundenen bildlichen Darstellungen aus jenen Zeiten zeigen. Die Zähmung erfolgte also vermutlich in der jüngeren Steinzeit. Wo sie zuerst geschah, und welchem Volke oder welchen Völkern sie zu verdanken ist, steht nicht fest und läßt sich vielleicht nicht mehr ergründen, wenn auch vieles dafür spricht, daß die nördlichen Altsibirier und die wohl gleichfalls alteinheimischen Samojeden in der Verwendung des gezähmten Renntieres als Zugtier wesentliche eigene Fortschritte erzielt haben. Von den Samojeden scheinen die Ostjaken und Wogulen die Renntierzucht übernommen zu haben, die Tungusen und die später eingewanderten Jakuten von den östlichen Altsibiriern, die offenbar von jenen zum Teil ausgerottet, zum Teil aufgesogen worden sind. Tungusischen Ursprungs scheint auch die Benutzung des Rens als Reittier zu sein, wohl als Ersatz für das Pferd, das in ihrer Heimat als solches gedient hatte; vielleicht war der dortige Schlag so geartet, daß er in dem rauheren Norden nicht gedeihen konnte.



Abb. 190 Wogulenfrau

Dagegen ist es den Jakuten gelungen, das Pferd (Abb. 191), das sie aus dem Altaigebiet mitgebracht hatten, weiterzuzüchten, wozu vielleicht günstigere Umstände und sorgfältigere Pflege beitrugen. Später, seit dem siebzehnten Jahrhundert, ist in den südlichen

Gebieten russischer Besiedlung das Steppenpferd eingeführt und allgemein verwendetes Zugtier geworden, soweit es bei den Eingeborenen der südwestlichen Grenzgebiete nicht schon von jeher gezüchtet worden war.

Einer wesentlich älteren Schicht gehört die Verwendung des Hundes als Zugtier an, die vielleicht noch vor die Zeit der Zähmung des Renntieres zurückreicht. Bezeichnend in dieser Beziehung ist, daß der Hund das einzige Zugtier der Inuit ist, und daß er in Sibirien als solches außer dem Renntier fast ausschließlich von Altsibiriern gehalten wird, insbesondere im östlichen Grenzgebiete Sibiriens, wo stellenweise das Renntier überhaupt nicht als Zugtier verwendet wird, und bei den Samojeden (s. Karte nach S. 320).



Abb. 191. Jakutisches Pferd mit silberbeschlagenem Frauenreitzeug (Nach Popow)

Die Bewohner der flachen Küsten an der Beringsee und am Ochotskischen Meere bis südlich der Amurmündung, Giljaken, Itälmen, ein Teil der Korjäken und Tschuktschen sind mehr oder minder seßhaft, treiben keine oder nur geringe Renntierzucht, sondern leben von der Jagd auf Seesäuger und vom Fischfang. Diese Tschuktschen, Korjäken und Itälmen jagen Walfische, Walrosse, Seehunde, Seelöwen, Seeottern auf die gleiche Weise wie die Inuit (Bd. I, S. 83): sie harpunieren sie vom Kajak aus und stechen sie dann mit Lanzen tot. Die Giljaken benutzen dazu ebenfalls Harpunen, aber keine Kajaks, sondern hölzerne Boote. Wenn das Meer zugefroren ist, lauert man den Seehunden an ihren Luftlöchern im Eise auf und harpuniert sie beim Auftauchen. Außer Harpunen und Lanzen werden auch Netze aus Lederriemen zum Fang der Seehunde verwendet, die in den Luftlöchern oder im Sommer auf dem Grundeis nahe dem Strande ausgelegt werden. Diese Tiere bieten den Küstenbewohnern einen großen Teil von dem, was sie zum Lebensunterhalt brauchen: Fell, Sehnen und Knochen als Material für die Anfertigung der Kleidung, der Bezüge von Kajaks

und Segelbooten, zu Taschen, Geräten usw., Fleisch und Fett zur Nahrung, letzteres bei Tschuktschen und Korjäken auch zur Heizung und Beleuchtung mittels steinerner Lampen wie bei den Inuit (Bd. I, Taf. III, Fig. 17).

Fischfang wird in den Küstenflüssen getrieben, wenn die Fische zum Laichen aufwärts steigen, und zwar mit Fischlanzen, Wehren, Reusen, Netzen, im Winter auch mit Angeln in den Eislöchern.

Außerdem werden zu bestimmten Zeiten Landtiere gejagt; die Küstentschuktschen z. B. erlegen im Frühsommer oder im Herbst, wenn die wilden Renntiere zur Küste wandern, diese in Gebirgspässen oder an Flußfurten. Die Itälmen begeben sich im Winter ins Gebirge, um dort Bären, Bergschafe, kleinere Pelztiere usw. zu jagen.

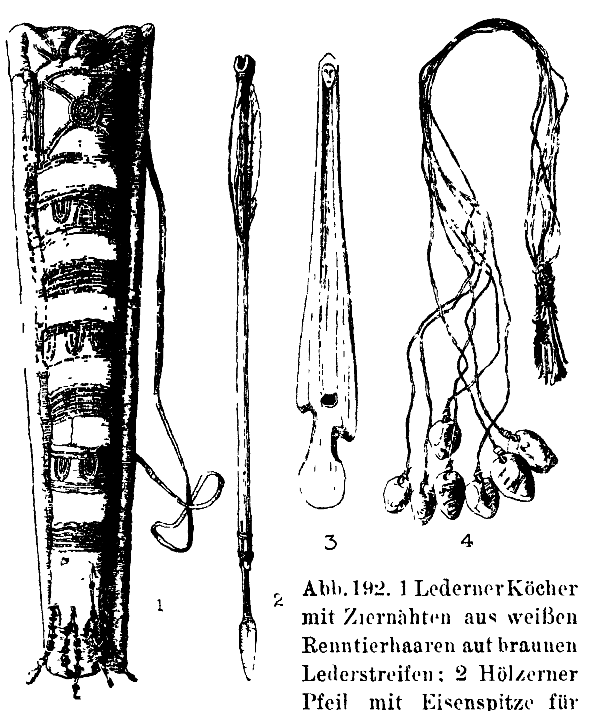


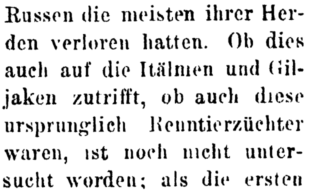
Abb. 192. 1 Lederner Köcher mit Ziernähten aus weißen Renntierhaaren auf braunen Lederstreifen; 2 Hölzerner Pfeil mit Eisenspitze für Großwild; 3 Wurfbrett für Harpunen und Schleuderpfeile; 4 Schleuderkugeln aus Knochen. Tschuktschen (1/9 n. Gr.)
(Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Von den übrigen Völkern leben nur die Golden, Jenisseier und ein Teil der Ostjaken vorwiegend vom Fischfang, die übrigen betreiben ihn nebenbei. Dazu werden Fischwehre, deren es eine Reihe verschiedener Arten, je nach der Größe des Gewässers und der Fischgattung, gibt, ferner Fischlanzen, Reusen, Hamen und andere Netze benützt. Die Netze sind aus Sehnen, bei den Jakuten und tungusischen Stämmen aus Pferdehaaren, bei den Itälmen und Ostjaken aus Nesselfaserschnur geknüpft; neuerdings werden sie vielfach aus eingeführtem russischen Garn mit hölzernen oder beinernen Netznadeln gestrickt.

Wenn die obengenannten Bewohner der östlichen Küsten jetzt auch vorwiegend vom Ertrag der Seesäugerjagd und — wie auch die Jenisséjer und ein Teil der Ostjaken — vom Fischfang leben, so scheint das doch nicht von alters her so gewesen zu sein. Schon der Name der Korjäken und Tschuktschen weist darauf hin, daß Renntierzucht für sie bezeichnend, das Ursprüngliche war Außerdem kommt es noch heute vor, daß Eingeborene, die durch Seuchen. Stürme oder andere Unglücksfälle ihre Herden eingebüßt haben, sich ausschließlich von Fischfang und Jagd ernähren. Ihr Bestreben ist dann aber darauf gerichtet, wieder Renntiere zu erwerben und das seßhafte mit dem Wanderleben zu vertauschen. Diese Erscheinung war u. a. bei den Jukagiren zu beobachten, die während der Kämpfe mit den Tschuktschen und den Russen die meisten ihrer Herden verloren hatten. Ob dies auch auf die Itälmen und Giljaken zutrifft, ob auch diese ursprünglich Renntierzüchter waren, ist noch nicht untersucht worden; als die ersten Europäer zu ihnen gelangten, waren sie bereits seßhafte Fischer.



Abb. 193 Jakutische Tabakpfeife aus Holz mit Lederumwicklung und Messingkopf ($^1/_8$ n. Gr.) (Museum für Völkerkunde, Hamburg)



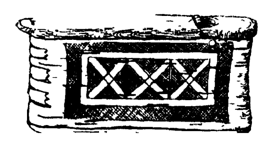


Abb. 194. Jakutische Tabakdose aus Birkenrinde mit hölzernem Deckel ($^1/_4$ n. Gr.) (Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Die günstigste Zeit für die Jagd im Binnenland ist vom Herbst bis zum Frühjahr. Die Eingeborenen begeben sich dann in die Wälder und Tundren auf Jagdfahrten, die sie oft weit weg von ihren Standorten führen. Sie schießen das Wild mit Steinschloßgewehren oder mit Bogen und Pfeilen (Abb. 200, Fig. 10 und 11, Abb. 192, Fig. 2, Abb. 201, Fig. 1), veranstalten, besonders im Frühjahr, wenn die Renntiere, Elche, Hirsche, Wölfe im Laufen durch die auftauende Schneekruste behindert sind, Hetzjagden, wobei sie sich, da Schnelligkeit notwendiges Erfordernis ist, der Schneeschuhe bedienen. Für Wiesel, Iltis, Hermelin, Eichhörnchen, Füchse, Schneehasen stellt man Quetschfallen (Abb. 200, Fig. 4) auf, für größeres Wild Selbstschießer (s. S. 304 unten), die aus einem armbrustähnlichen hölzernen Bügel mit Schaft, worauf der an die gespannte Sehne angelegte Pfeil ruht, und einer Abzugsvorrichtung bestehen; von dieser aus ist ein Faden über den Wechsel des Wildes gezogen, bei dessen Berührung die Abzugsvorrichtung ausgelöst wird. Renntiere treibt man auch in eingelappte Umzäunungen und erlegt sie dort. Der Bär wird mit einem kurzen Spieß mit einschneidiger Eisenklinge getötet (Abb. 202, Fig. 3); nur im östlichen Küstengebiet hat man

daneben langschäftige Lanzen mit zweischneidiger, oft mit Silber eingelegter Spitze, die chinesischer oder mandschurischer Herkunft sein dürfte (Abb. 202, Fig. 4). Enten, Gänse, Schwäne fängt man meist in aufgespannten Netzen, Schneehühner in Schlingen, oder man schießt sie mit Pfeilen.

Die Tschuktschen gebrauchen, wie die Inuit, zur Jagd auf Wasservögel an Riemen hängende Wurfkugeln (Abb. 192, Fig. 4; s. S. 304 unten), Schleudern, Bogen und Pfeile mit Knochenspitzen, sowie langschäftige Pfeile, die vorn eine glatte Spitze und am Schaft drei seitliche Spitzen aus Knochen mit Widerhaken tragen und mit dem Wurfholz (Abb. 192, Fig. 3) geschleudert werden. Derartige schwach gekrümmte, an einer Kante eingekerbte oder mit Widerhaken versehene Knochenspitzen kommen schon am Ausgange der älteren Steinzeit (Magdalénien) vor.



Abb. 195. Großer Kymyssack aus Pferdehaut mit Perlen- und Messingplättchenbehang und hölzernem Trichter, Jakuten ($^1/_{11}$ n. Gr.)
(Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Pflug- und Hackbau waren, wie oben erwähnt, ursprünglich unbekannt; jetzt wird Getreide im Süden in großen Mengen gebaut und zu Stämmen gebracht, die es früher nicht kannten. Die seit alters zur Ernährung benötigten Pflanzen werden nicht angebaut, sondern nur gesammelt, wie Engelwurz, Sauerampfer, Knoblauch, Lilienzwiebel, Wurzeln von allerlei Kräutern, Himbeeren, Moosbeeren, Rausch- und andere Beeren, Weidenzweige und Rinde. Zum Ausheben von Zwiebeln und Wurzeln gebraucht man einen kurzen Grabstock aus Rennhorn oder aus Holz mit eisenbeschlagener Spitze.

Die Nahrung besteht den Forderungen des Klimas entsprechend vorwiegend aus Fleisch und Fett, von denen bei festlichen Gelegenheiten große Mengen genossen werden. Jedoch werden vielen Gerichten auch pflanzliche Stoffe beigegeben, so z. B. mischt man Rogen, Milch, Fett mit gestoßener Rinde von Birken, Weiden, Lärchen; Blut mit Mehl, Tran mit Beeren. Ferner sind beliebt mit Zedernüssen gefüllter Eichhörnchenmagen oder Renntiermagen mit dem halbverdauten Inhalt. Tierische Nahrungsmittel werden vielfach roh ge-

nossen, wie z. B. Fleisch, Speck, Mark, Hirn, Leber. Fische ißt man im Osten auch gern nach begonnener Zersetzung, die man durch Eingraben und Lagern erzielt. Gewöhnlich wird das Fleisch über dem Herdfeuer — bei den Tschuktschen über der Steinlampe — geröstet oder mit Zusatz von Wasser, Blut, Fett, Pflanzenstoffen u. dgl. gekocht. Dazu werden jetzt überall eingeführte russische, chinesische oder japanische kupferne oder eiserne Kessel benutzt; von den Itälmen weiß man aber, daß sie früher mit erhitzten Steinen kochten, die sie in einen Holztrog mit Wasser warfen. Um Fleisch und Fische aufzubewahren, läßt man sie gefrieren, oder man dörrt sie an der Luft oder über Feuer; ebenso werden Beeren, Rinde, Kräuter getrocknet, um sie im Winter mit zur Ernährung zu verwenden. Die gefrorenen Nahrungsmittel werden so oder aufgetaut genossen, die getrockneten meist zerstampft und dann gekocht. Seitdem in Sibirien Mehl eingeführt und erzeugt wird, pflegen es die Eingeborenen vielen ihrer herkömmlichen Gerichte beizumengen; im Westen bäckt man auch dünne Fladenbrote nach russischer Art, vielfach mit Zusatz von zerstoßener Rinde, wie bei den Lappen u. a.

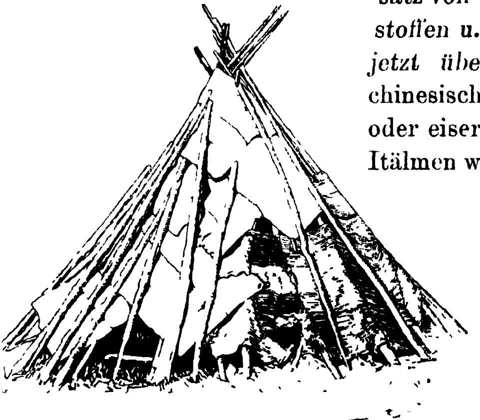


Abb. 196. Stangenzelt mit Birkenrindendecke. Karagassen

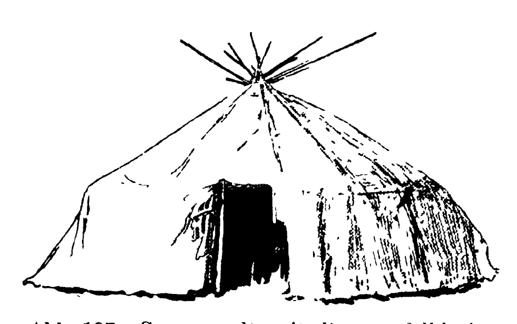


Abb. 197 Sommerzelt mit Renntierfelldecke, Tschuktschen (Nach Bogoras)

Zur Erzeugung von Feuer bedienen sich die Eingeborenen jetzt allgemein des von den Russen eingeführten Schlagfeuerzeuges aus Stahl, Feuerstein und Zunder; früher des Feuerbohrers, der bei Tschuktschen und Korjäken noch jetzt vorkommt. Zum Brennen und Heizen verwenden die östlichen Küstenbewohner, wie die Inuit,

Tran und Fett, das in flachen Schalen aus Stein oder Knochen mit Moosdocht (Bd. I, Taf. III, Fig. 17) brennt, die übrigen Eingeborenen Holz und Gestrüpp; in Gegenden, wo solches nicht vorhanden, pflegt man das Brennmaterial auf dem Schlitten mitzunehmen.

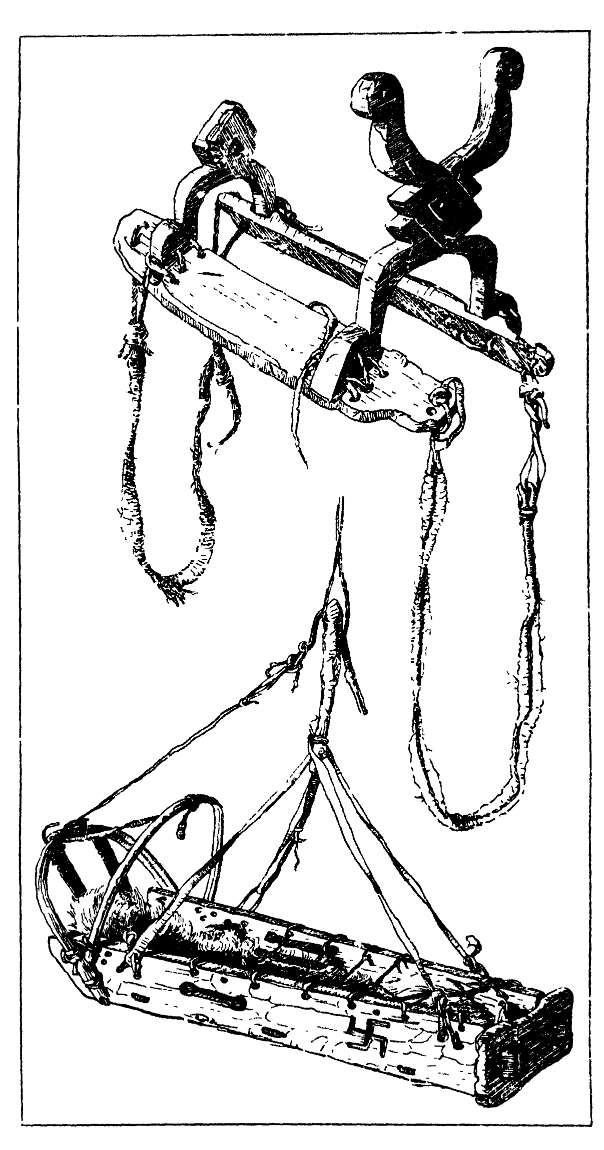
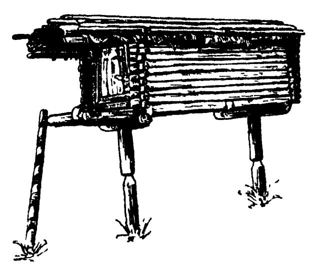


Abb. 198 Oben Renntierreitsattel, unten Wiege mit Felleinlage und Aufhangevorrichtung, Sojoten (1/9 n. Gr.) (Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Als Reizmittel sind jetzt überall russischer Schnaps und Tabak sehr begehrt; dieser letztere wird, vielfach mit Pflanzenfasern u. a. vermischt, aus hölzernen Pfeifen mit kleinem Kopf aus Holz, Knochen, Bein, Metall geraucht (Abb. 193). An der Ostküste sind die Pfeifen, wie bei den Inuit von Alaska, oft ganz aus Knochen oder Walroßbein gefertigt und mit figürlichen Schnitzereien verziert. Tabakschnupfen ist ebenfalls weit verbreitet; man nimmt dazu den russischen staubähnlichen Tabak und mischt ihn mit Birkenschwammasche. Aufbewahrt wird er in verzierten

Dosen aus Birkenrinde, Holz, Knochen oder Horn (Abb. 194). Im Süden trinkt man auch gern chinesischen Ziegeltee, während von den Itälmen, Korjäken, Jakuten, Tungusen Tee aus Beeren, Blättern oder Pflanzenstengeln bereitet wird. Gegorene Getränke werden von den Itälmen und Tungusen aus Birkensaft, von den Jakuten aus Pferdemilch (kymys) hergestellt (die dabei verwendeten Gefäße s. Abb. 195 und Taf. XII, Fig. 1). Das alteinheimische Berauschungsmittel lieferte den östlichen Küstenvölkern der Fliegenpilz, der entweder getrocknet verzehrt wurde, oder man kochte ihn und trank den Abguß.

Die Wohnung (vgl. die Karte nach S. 320) der Renntierzüchter ist das kegelförmige Zelt (tschum, bei den Jakuten urassa), dessen Gerüst aus Stangen, und dessen Bedeckung im Sommer aus zusammengenähten Birkenrindenstreifen, im Winter aus Renntierfelldecken besteht (Abb. 196). Nur im äußersten Westen und im äußersten Osten, bei den Lappen (Bd. III), den Tschuktschen und Korjäken treten andere Formen auf. Das Zelt der binnenländischen Tschuktschen und Korjäken (Abb. 197) ist rund, mit Kuppeldach versehen und mit Renntierfellen, seltener mit Häuten von Seesäugern bedeckt, das Gerüst aus Treibholz oder Walfischknochen hergestellt; im Innern ist eine kastenförmige Wohn- und Schlafkammer aus Renntierfellen eingebaut, die im Winter mit Tranlampen aus Stein geheizt wird (Jarángy). Im Südwesten, im Sajanischen Gebirge, haben die renntierzüchtenden Sojoten ebenfalls das kegelförmige Stangenzelt, dagegen die Sojoten-Sippen, die in die südlichen Niederungen vorgedrungen sind und mongolisches Wesen angenommen haben, auch deren Scherengatterzelt (Abb. 231) mit Kuppeldach und Filzdeckenbelag (Jurte).


Abb. 199. Vorratshütte auf Pfählen. Wogulen

Die Türöffnung wird bei den Stangenzelten mit einem Stück Felldecke geschlossen, bei den Gatterzelten mit einer viereckigen Filzdecke. In der Mitte des Zeltes befindet sich das Herdfeuer, über dem der Kessel mit Haken an einer Querstange hängt; rings an den Wänden sind Schlaflager, die aus einer Reisigschicht, Grasmatten, Fellen und Pelzen bestehen. An den Zeltstangen werden Kleidungsstücke, Felltaschen, Renntiergeschirr, Wiegen (Abb. 198) u. dgl. aufgehängt, Rindengefäße und anderer Hausrat in einem Winkel aufgestapelt. Der Rauch entweicht beim Stangenzelt durch die offene Spitze, beim Gatterzelt durch eine Öffnung im Kuppelbelag, die mit einer Filzdecke verschlossen werden kann.

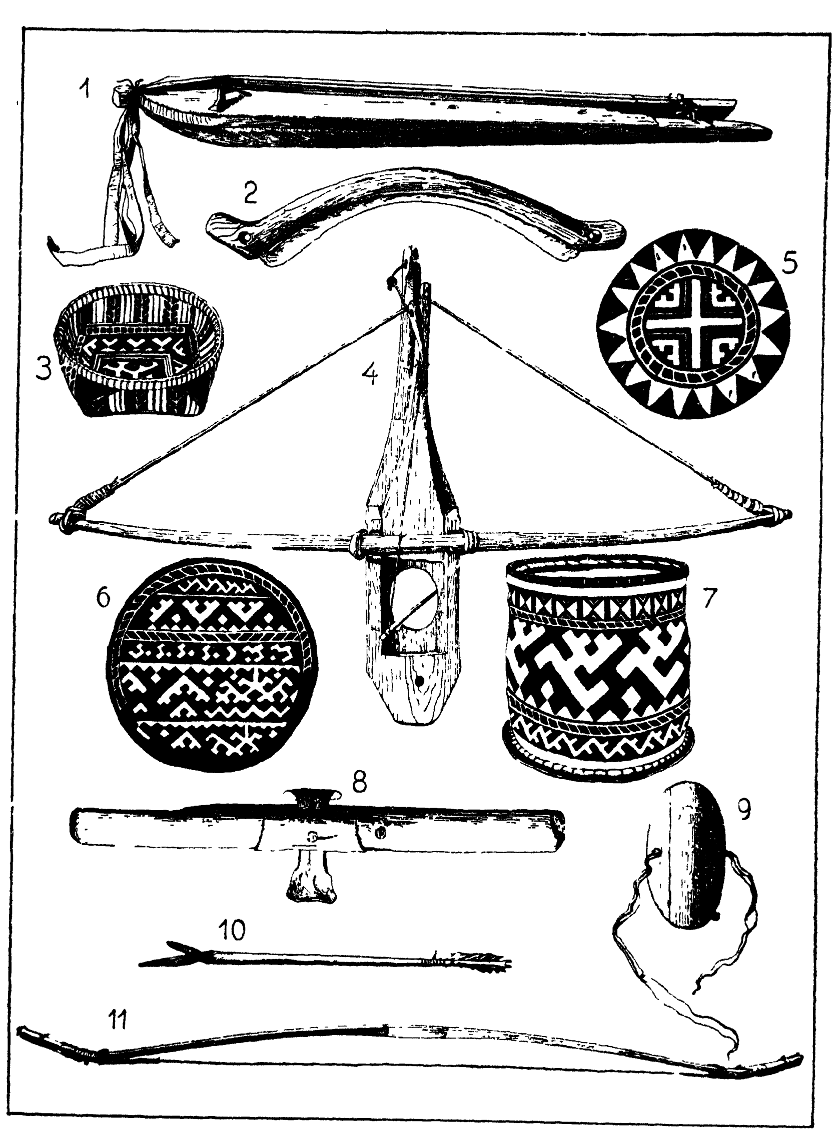


Abb. 200. 1 Leier mit Saiten aus Sehnenzwirn, Wasjugan (1/12 n. Gr.); 2 Werkzeug zum Abschaben und Quetschen der abgekratzten Innenseite von Fellen (s. Fig. 8), Kasym (1/8 n. Gr.): 3, 5, 6 und 7 Birkenrindenschachteln und -deckel, Ziermuster aus der braunrot gefarbten oberen Rindenschicht ausgeschnitten. Kasym (1/9 und 1/18 n. Gr.); 4 Quetschfalle für kleinere Pelztiere, Kasym (1/8 n. Gr.); 8 Werkzeug zum Abkratzen der Unterhaut von der zuvor geweichten und geglatteten Innenseite von Fellen (s. Fig. 2), Kasym (1/8 n. Gr.), 9 Gekrümmte Holzscheibe zum Schutze des Handgelenkes gegen den Ruckprall der Bogensehne, Kasym (1/6 n. Gr.); 10 Holzerner Pfeil mit Eisenspitze (1/16 n. Gr.); 11 Bogen mit Sehnenstrang, beide mit Birkenrinde beklebt. Ostjaken (1/17 n. Gr.)

(Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Eine altertümliche Behausungsart haben die Itälmen, Giljaken, die seßhaften Korjäken und Tschuktschen: viereckige Erdgruben (korjäkisch: jajangi, giljakisch: toryf) für den Winter, die innen mit Holz verkleidet sind und ein mit Gras und Erde bedecktes schräges Holzdach haben, das von Stützpfeilern getragen wird. Im Dach ist eine durch fellbespannten Rahmen verschließbare Einsteigluke ausgespart, in der eine bis auf den Boden reichende Leiter, ein mit Einschnitten versehener Baumstamm, angebracht ist; die Korjäken haben darüber noch einen weitausladenden trichterförmigen Aufsatz. Außerdem führt ein anderer Eingang durch einen kleinen angebauten Vorraum schräg zur Grube hinunter; er wird im Sommer benutzt und im Winter abgesperrt. An der Beringsküste haben die Tschuktschen statt dessen nach Art der Inuit viereckige Erdgruben mit einem kuppelförmigen Dache und einem Eingangsvorraum, der tiefer als der Boden der Hütte liegt. Auch bei den Ostjaken kommen halb unterirdische Winterhütten vor.

Die Amurvölker haben außer Stangenzelten und Lehmhütten mandschurischer Art auch viereckige Holzhäuser (giljakisch: käryf) mit einem Balkengerüst, Wänden und Satteldach aus Brettern oder Rinde, die zuweilen auf niedrigen Pfählen stehen. Im Inneren liegt die Feuerstelle in einem Balkenviereck, an einer Längswand ist eine Pritsche als Wohn- und Schlafplatz angebracht. Pfahlbauten, mit Gras oder Schilf bedeckte Stangenzelte auf einer Plattform, die auf hohen Pfosten ruhte, besaßen früher auch die Itälmen als Sommerwohnungen. Ähnliche kleinere Hütten oder Häuser, auf Pfahle oder Baumstümpfe gesetzt, um Raubzeug oder Hunde abzuwehren, sind überall zur Aufbewahrung von Vorräten in Gebrauch (Abb. 199). Außerdem pflegten die Itälmen Erdgruben auszuheben, um darin Fische aufzuspeichern und sich zersetzen zu lassen.

An vielen Orten haben die seßhaften Stämme das Blockhaus mit Tür, Fenster und Schornstein von den Russen übernommen. Nicht von diesen entlehnt scheint die Blockhütte der Jakuten zu sein, die keine liegenden Balken als Wände hat, sondern aufrechtstehende Pfosten; die Fugen werden mit Moos gedichtet und dann die Wände und das flache Dach mit einer Schicht von Dünger und Lehm überzogen. Statt des offenen Herdes befindet sich darin ein Kamin mit Rauchfang und Schornstein aus lehmbeschmierten Stangen In die Fensterlöcher dieser Blockhäuser werden Rahmen eingesetzt,

die mit Renntierblasen, Fischhäuten, zusammengenähten Marienglasstücken (Jakuten) u. dgl. bespannt sind.

Der Hausrat ist bei den Renntierzüchtern begreiflicherweise geringfügig, jedoch ebenso bei den seßhaften Stämmen. Außer den obengenannnten Rindenbüchsen und -körben, die zum Teil zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln dienen, Felltaschen und -beuteln, Kesseln, Felldecken, Wiegen, ferner aus Gras und Binsen geflochtenen Matten besitzen sie noch hölzerne und knöcherne Eß- und Schöpflöffel, runde und eckige Eßschalen, -näpfe und -schüsseln aus Holz, Mörser zum Stampfen getrockneten Fleisches und des Tabaks, hölzerne eisenbeschlagene, runde und eckige Truhen russischer Erzeugung, Beile — früher mit steinerner, jetzt mit eiserner Klinge —, Steinhämmer zum Zerschlagen von Knochen (Tschuktschen), Klopfer aus Knochen zum Abklopfen des Schnees von den Kleidern u. a. Kochtöpf aus Ton werden — abgesehen von eingeführten russischen und chinesischen Gefäßen aus Ton und Porzellan — nur von den Jakuten hergestellt (Taf. XII, Fig. 5); sie haben ein sehr altertümliches Gepräge und dürften ein Kulturgut sein, das die Jakuten aus dem Südwesten mitgebracht haben, wo schon bronzezeitliche Bodenfunde und Gräber der Bronze- und Eisenzeit Gefäße und Tonscherben ähnlicher Art aufweisen (Abb. 222, Fig. 9).

Die Kleidung fertigen die Eingeborenen aus Renntierfellen, die Bewohner der östlichen Küsten vorwiegend aus Renntier- und Seehundsfellen, Vogelbälgen und Därmen von Seesäugern, die Giljaken, Oroken, Golden u. a. auch aus Fischhäuten (Lachs, Karpfen). Die Jakuten nehmen dazu auch Pferde- und Rinderfelle. Mit Streifen von den Fellen von Bären und kleineren Tieren, wie z. B. Zobel, Eichhorn, Fuchs, Wolf, Hund, pflegt man gern Mütze und Oberkleid zu verbrämen. In neuerer Zeit tragen die Eingeborenen, insbesondere die des Südwestens, russische Kleidung oder solche einheimischen Schnittes aus russischen Stoffen, oder das Obergewand wird — so bei den Ostjaken und Samojeden — mit bunten Tuchstücken benäht (Taf. XIII, Fig. 3 und 4). Bei den Amurvölkern sind statt dessen mandschurische Kleidungsstücke üblich geworden, und auch der Schnitt der ursprünglichen Trachten ist durch diese beeinflußt.

Die Kleidung dient hier nicht so sehr zu Zwecken des Schmuckes oder der Auszeichnung, obwohl schön verzierte Festtrachten bei allen Völkern vorhanden sind (s. S. 300 unten), sondern vorzugsweise zum Schutze gegen die Unbilden des Klimas. Daher bedeckt sie,

wenigstens bei der Winterkleidung, den Körper möglichst vollständig und ist dabei doch bequem.

Am Unterkörper tragen beide Geschlechter Hosen, die bei Golden, Giljaken, Tungusen, Jakuten zweiteilig sind, aus Beinlingen und einer kurzen Rumpfhose bestehen. Die Füße und Unterschenkel stecken gewöhnlich bis zu den Knien in langen Pelzstiefeln und in Strümpfen, deren Haarseite nach innen gekehrt ist; im Sommer werden diese durch Einlagen aus Gras oder Spänen ersetzt. Den Oberkörper bedeckt ein Rock mit langen Ärmeln, der gewöhnlich bis zu den Knien oder bis zur Mitte der Unterschenkel reicht; bei den Tschuktschen und Korjäken ist er etwas kurzer. Die Männerröcke der Ostjaken, Samojeden, Tschuktschen, Korjaken sind sackähnlich, vorn geschlossen, bei den ersteren beiden Völkern die der Frauen vorn zum Schließen eingerichtet (Abb. 188). Der Rock der Tungusen ist frackähnlich geschnitten, und über der Brust hängt ein langer Latz herab; einen kürzeren Latz haben auch die Giljakinnen. Im Winter ziehen Samojeden und Ostjaken zwei Pelzröcke übereinander, den unteren mit der Haarseite nach innen, den oberen mit dieser nach außen. Daran ist eine Kapuze befestigt, während sonst allgemein Pelzmützen oder -hauben, die auch die Ohren bedecken, zum Teil mittels langer Fellstreifen, als Kopfbedeckung dienen (Abb. 179, 188 u. a.). Die Kopfbedeckung der Tschuktschen ist in der kalten Jahreszeit eine dicke Kapuze, die bis zu den Schultern reicht, wie die der westlichen Inuit. Golden und Giljaken schützen dann die Ohren durch Tuch- oder Pelzklappen, und im Sommer tragen sie statt der Pelzmützen bemalte Hüte aus Birkenrinde von flachkegelförmiger Form (Abb. 184), wie die ostasiatischen, und auch die Itälmen sollen früher Hüte aus Holz, Rinde oder Federkielen gehabt haben. Neuerdings pflegen die Frauen russische Kattuntücher über den Kopf zu binden, bei den Jenissejern und Golden auch die Männer. Um den Hals legt man im Winter Wickel (Boas) aus Eichhornschwänzen (Abb. 185), die bei allen nördlichen Völkern von den Giljaken bis zu den Lappen im Gebrauch sind. Über die Hände zieht man im Sommer leichtere, im Winter dickere Fausthandschuhe, zuweilen sind sie mit den Ärmeln verbunden, dann ist am Handgelenk unten ein Einschnitt angebracht, um die Hand herausstrecken zu können, so bei Samojeden und Ostjaken. Im warmen Zelt oder in der Hütte gehen beide Geschlechter bei den Völkern des nördlichen Sibiriens fast nackt bis auf eine kurze Rumpfhose. Der Rock wird mit einem ledernen Gürtel zusammengeschnürt, an dem Messer (Abb. 177, 182), Tabaksbeutel, Nähzeugtäschchen u. a. hängen; bei den Frauen besteht er vielfach aus buntem Stoff oder gewebtem Band.

Zum Schutze der Augen gegen die Sonnenstrahlung auf dem Schnee oder auf dem Wasser trägt man Brillen aus Holz, Fell oder Pferdehaargeflecht (Abb. 201, Fig. 5); die Itälmen hatten statt dessen bunt bemalte und verzierte Augenschirme aus Holz wie die Aleuten und die westlichen Inuit.

Die alltags getragenen Kleidungsstücke sind meist schmucklos und mehr oder minder abgeschabt oder geflickt, die bei festlichen Anlässen gebrauchten dagegen kunstvoll genäht und verziert, besonders die der Frauen. Die Samojedinnen nähen den Rock aus schwarzen oder braunen und weißen Fellstücken in Zickzackmustern und verschiedenen langen Parallelstreifen zusammen oder auch aus weißem Renntierfell und grünen und roten Tuchstücken.

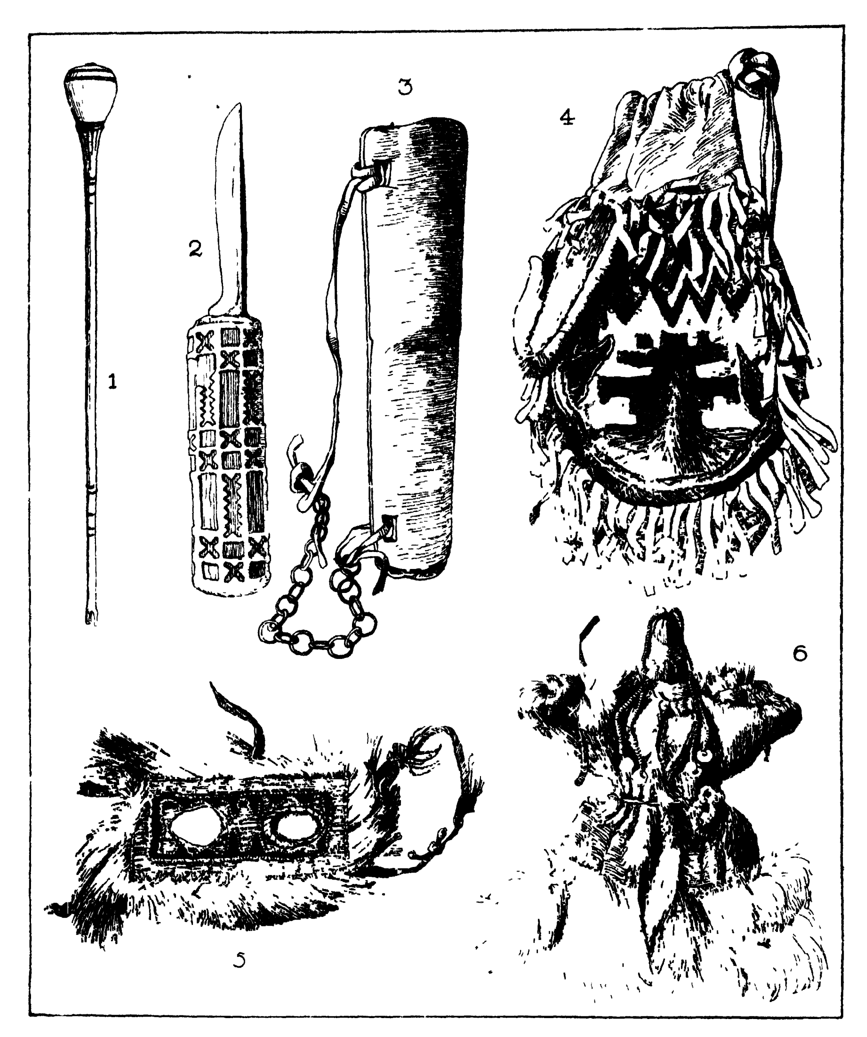


Abb. 201. 1 Pfeil mit Kolbenspitze aus Knochen (1/10 n. Gr.); 2 und 3 Messer mit zinnbelegtem Griff und lederner Scheide (2/9 n. Gr.); 4 Frauennahtäschchen aus rotbraun gefärbtem Leder mit Verzierungen aus weißem und braunem Renntierfell und rotem und blauem Tuch (1/8 n. Gr.); 5 Schneebrille aus rotem und schwarzem Tuch mit Renntierhaarnahten und -besatz (2/9 n. Gr.); 6 Puppe mit pelzbesetztem Kleid und einem Entenschnabel als Kopf. Samojeden (1/4 n. Gr.)
(Museum fur Volkerkunde, Hamburg)

An den Pelzhauben hängen hinten Stoffstreifen und Schnüre mit bunten Glasperlen und eigenartigen runden Bronzescheiben, die meist figürliche Darstellungen (Hirsch, Mensch u. ä.) zum Teil in Durchbruchsarbeit aufweisen (Abb. 188). Diese eigenartigen Scheiben scheinen verhältnismäßig alten Ursprungs zu sein und aus

einem Herstellungsgebiet an der mittleren Wolga zu stammen; einige Figuren zeigen Verwandtschaft mit solchen des Südens (Persien). Ähnliche Scheiben *kommen auch bei den Lappen vor. Die Ostjakinnen arbeiten ihre Kleidungsstücke in gleicher Weise aus, jedoch sind die Verzierungen geometrische Umformungen* von Vorbildern aus der Umwelt und noch reicher wirkend als die der Samojeden. Die Kleider der Tungusen weisen einfache Linienmuster auf aus Fellstückchen, weißen, schwarzen und blauen Glasperlen. Verhältnismäßig einfach sind die Festgewänder der Jakutinnen, aus verschiedenen Pelzarten (Wolf, Bär, Hund, Otter u. a.) zusammengesetzt, die Schmuckwirkung wird durch aufgenähte kleine, verzierte Silberplatten auf Rock und Stiefeln hervorgebracht. Über die Spitze der großen Pelzhaube wird eine seidengestickte kurze Stoffhaube gezogen, oder es sind verzierte runde Silberplatten aufgenäht (Abb. 185).

Linienmuster aus aufgenähten kleinen verschiedenfarbigen Fellstückchen zieren die Festgewänder und die Totenkleider der Tschuktschen und Korjaken. Ganz anders ist die Ausschmückung der Kleidungsstücke bei Giljaken und Golden: figürliche Darstellungen (ein hahnenähnlicher Vogel, seltener Fische, Vierfüßler), meist in Rankenwerk aufgelöst, ähnlich der chinesischen Ornamentik; sie werden rot, blau, weiß gefärbt, ausgeschnitten und aufgenäht (Taf. XIII, Fig. 2). Die Stämme im Altai und im Sajanischen Gebirge haben vielfach den mongolischen ähnliche Festtrachten (Abb. 187).

Anderer Schmuck ist begreiflicherweise im allgemeinen spärlich; nur die Jakutinnen tragen zum Festgewand reichen Silberschmuck: breite Armreifen, Halsring, lange Gehänge an Brust, Rücken und Ohren, Fingerringe (Abb. 185), die Männer Halsketten mit Kreuzen. Silberne Ohrringe finden sich bei Jakutinnen, Ohrgehänge aus Glasperlen bei Tschuktschinnen, Ostjakinnen u. a. Bei den Tschuktschen und Korjäken kommen Armspangen aus Metall vor, im übrigen sind nur Halsketten aus bunten Glasperlen allgemeiner üblich, sowie Ausschmückung der Zöpfe mit eingeflochtenen Bändern, Perlenschnüren, Metallzieraten und Kettchen, besonders bei Samojedinnen, Wogulinnen und Ostjakinnen, welche die Zöpfe dadurch verdicken und verlängern. Das Haar flechten die Frauen sonst gewöhnlich in zwei Zöpfen, die sie am Rücken herabhängen lassen; die Tschuktschinnen legen die Flechten um die Ohren. Die Männer lassen ihr Haar meist lang wachsen; Tschuktschen und Korjäken pflegen es kurz zu scheren bis auf einen schmalen Kranz aus etwas längerem Haar. Der Bartwuchs ist im allgemeinen gering, und dieser wird sehr oft durch Auszupfen beseitigt; kräftigerer Bartwuchs tritt bei Tatarenstämmen im Sajanischen Gebirge (Abb. 186), bei Jenissejern, Giljaken (Abb. 179) und Ostjaken auf. Tatauierung im Gesicht und auf den Armen war früher weitverbreitet; sie wurde durch Ein-

stechen oder durch Einnähen, d. h. Durchziehen eines geschwärzten Fadens durch die Haut bewirkt.

Waffen zu Kriegszwecken sind heute kaum noch im Gebrauch. Die östlichen Küstenvölker benutzten früher im Kampfe lange Lanzen mit eisernen Spitzen, die oft mit eingelegten Ornamenten aus Messing verziert waren; Armschienen, kegelförmige Helme mit Ohrenklappen und Panzerhemden, die aus kleinen Bein-, Knochen-, Leder- oder Eisenplatten zusammengenäht waren und die Beine und den Leib schützten (s. Bd. I, S. 73, Abb. 2), während dreiteilige Schilde aus Leder oder Holz (Tschuktschen, Korjäken) den Oberkörper deckten. Diese Waffen waren vermutlich entweder aus Ostasien eingeführt oder nach ostasiatischen Vorbildern gearbeitet; die Überlieferung berichtet allerdings, daß Schmiede der Lamuten sie angefertigt hätten. Jakuten und Tungusen sollen früher Ring- und Plattenpanzer mit Knie- und Kopfschutz gehabt haben, die wohl mongolischer und tatarischer Herkunft waren. Mit Säbeln ohne Handschutz haben die Tungusen früher angeblich bei Zweikämpfen gefochten.

Außerdem sind im Kriege sicherlich auch Messer, Bogen und Pfeile verwendet worden, die jetzt nur noch auf der Jagd benützt werden. Die Pfeile sind meist mit dreiteiliger Klebfiederung zur Sicherung des Fluges ausgestattet — Pfeile ohne Fiederung werden bei den Selbstschießern aufgelegt — und haben Spitzen aus Knochen, Stein oder Eisen verschiedener Form: stärkere, oft gegabelt, für großes, einfache oder mit Widerhaken versehene für mittelgroßes Wild (Hase, Fuchs, Seevögel), und solche mit kegelförmigem, stumpfem Aufsatz. Von Bogen gibt es drei Arten: den einfachen, den zusammengesetzten und den verstärkten. Der verstärkte Bogen, auf dessen Rücken eine starke Sehnenschnur aufgebunden wird, ist fremden Ursprungs und von den westlichen Inuit zu den Tschuktschen und Korjäken gekommen. Am weitesten verbreitet ist der zusammengesetzte Bogen, der aus zwei aufeinandergeleimten Holzstäben mit Sehneneinlage und Rindenumwicklung besteht. Neben ihm kommt überall der einfache Bogen, wohl die älteste Form, vor, vielfach allerdings nur bei Selbstschießern und als Kinderspielzeug gebraucht, während der zusammengesetzte Bogen aus dem Süden, aus dem Bereich der Turkvölker eingedrungen ist. — Die Pfeile werden in Köchern (Abb. 192, Fig. 1) aus Leder aufbewahrt, die oft mit Linienmustern zierlich benäht und bestickt sind (Tschuktschen u. a.), oder in solchen aus Holz, die auf der Vorderseite

mit Rankenmustern reich beschnitzt sind (Giljaken, Golden u. a.). Zum Schutze der Hand gegen Verletzungen durch die zurückprallende Sehne beim Schießen bindet man an die Innenseite des Handgelenks — bisweilen auch auf den Handrücken — kleine gekrümmte Scheiben aus Holz, Horn oder Knochen. Die Tschuktschen und Korjäken haben stulpförmige Handschützer aus kleinen Metall- oder Lederplättchen, ähnlich den japanischen. Bei den Tschuktschen kommt als weitere Entlehnung aus Ostasien die Armbrust vor.

Bogen und Pfeil sind heute in den Gegenden, die leichter zugänglich sind, und wo die Eingeborenen in dauerndem Verkehr mit den Russen stehen, selten geworden und werden nur noch für bestimmte Zwecke benutzt; so werden z. B. Pfeile mit dickem Kopf für die Jagd auf kleine Pelztiere, deren Fell nicht verletzt werden soll, bevorzugt. Seit Anfang des vorigen Jahrhunderts ist der Bogen durch die Flinte verdrängt worden, d. h. durch alte Steinschloßgewehre mit kleinem Kolben und Stützgabel, welche die Regierung den Eingeborenen verkaufte. Der Kolben und sogar das Schloß werden manchmal von ihnen selbst angefertigt (Turkvölker).

Statt des Bogens benützen die östlichen Küstenbewohner, wie die Eskimo und die nordwestlichen Indianer bei der Jagd auf Seesäuger Harpunen und Lanzen mit Bein- oder Eisenspitzen, für Seevögel Wurfpfeile (s. Bd. I, S. 83). Die Harpunen und Lanzen der Tschuktschen und Korjäken gleichen denen der westlichen Inuit, während die im Mündungsgebiet des Amur und auf Sachalin einfacher und plumper sind. Die Wurfbretter der Tschuktschen, mit denen Harpunen und Pfeile geworfen werden, haben dieselbe Form wie die der Inuit im nördlichsten Alaska.

Die Tschuktschen erlegen Vögel und kleinere Pelztiere auch mit Steinen, die sie mit der aus einem Lederstück und zwei Riemen bestehenden Schleuder werfen. Vögel jagen sie außerdem mit Wurfkugeln, die wie die von den westlichen Inuit und den Patagoniern gebrauchten gestaltet sind: Knochenkugeln an Riemen befestigt, die am Riemenende zu sechs bis acht Stück zusammengebunden sind und so in einem Bündel miteinander geschleudert werden.

Der einfache hölzerne Bogen wird auch zur Herstellung von Fallen, wie z. B. Quetschfallen für kleinere Pelztiere, und zu Selbstschießern verwendet. Er ist beim Selbstschießer wie bei der Armbrust an einer eingekerbten Stange befestigt, auf die der Pfeil aufgelegt wird. Dieser wird je nach der Größe des Jagdtiers verschieden hoch, und zwar genau auf die Stelle am Körper des Tieres eingestellt, die getroffen werden muß, damit es tödlich verwundet wird. Die Abzugsvorrichtung wird durch die Berührung eines über den Wildwechsel



Tafel XII *Gefäße der Jakuten*

1 Beschnitzter Kymysbecher aus Holz; 2 Schachtel aus Birkenrinde mit Pferdehaarbenähung; 3 Hölzerne Büchse mit eingeritzten Verzierungen; 4 Holzgefäß mit eingeschnittenen Verzierungen; 5 Kochtopf aus grauem Ton

(Museum für Völkerkunde, Hamburg)



Tafel XIII *Kleidungsstücke, Nordasien*

1 Männerrock mit Saumverzierung aus weißen, rötlichen, braunen und schwarzen Fellstücken, Korjaken: 2 Frauenrock aus Tuch, blau und orange, Golden 3 Frauenrock mit weißen und braunen Verzierungen, unten z. T. mit rotem und grünem Tuch überzogen, Samojeden; 4 Frauenrock mit weiß-braunen Zierstreifen, Ostjaken

(Museum für Völkerkunde, Hamburg)

gespannten Fadens ausgelöst. Zur Bärenjagd wird überall im Norden, von den Lappen bis zu den Tungusen, ein Spieß (Abb. 202, Fig. 3) mit verhältnismäßig langer einschneidiger, messerförmiger Klinge und einem Holzschaft benützt, der meist auffallend kurz (etwa 1¼ m), selten länger ist (bei den Jenissejern 2½ m lang).

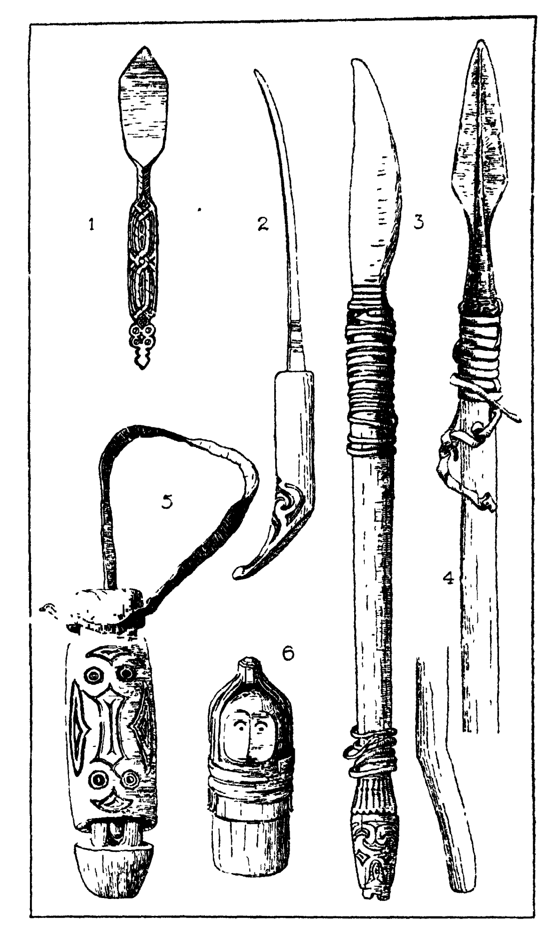


Abb. 202. 1 Beschnitzter Holzlöffel; 2 Fischmesser für Frauen, mit Eisenklinge und beschnitztem Holzgriff; 3 Bärenspieß mit beschnitztem Schaftende; 4 Lanze; 5 Beschnitzte Nadelbüchse aus Knochen; 6 „Beschützer des Hauses“, hölzerner Götze mit Schilfumwicklung, Giljaken
(1, 2 und 4 1/6 n. Gr.; 3 1/9 n. Gr.; 5 und 6 1/3 n. Gr.)
(Museum für Volkerkunde, Hamburg)

Kleidung, Werkzeuge, Geräte werden im allgemeinen nur für den eigenen Bedarf hergestellt. Die Männer befassen sich mit der Anfertigung dieser beiden letzteren (Schnitzen, Metall- und Sattlerarbeiten), während die Frauen Kleider, Stiefel, Decken, Matten, Taschen u. a. nähen, verzieren und instandhalten.

Die dazu verwendeten Felle trocknet man zunächst an der Luft. Größere werden zu diesem Zwecke im Winter auf dem sonnenbestrahlten Schnee ausgebreitet, im Sommer mit Spreizstäben gespannt; kleinere, nicht aufgeschnittene Bälge über hölzerne Gabeln oder kurze schmale Bretter gezogen. Nach dem Trocknen werden die Felle erweicht oder mit einem kleinen Rundeisen, das in einen Holzgriff eingelassen ist, und darauf mit dem Kratzeisen (Abb. 200, Fig. 8) bearbeitet, um die Unterhaut zu beseitigen, dann gewalkt und mit Fischfett eingeschmiert und endlich gründlich mit dem Schabeisen (Abb. 200, Fig. 2) gesäubert und durchgeknetet.

Zwirn und Garn werden aus Elch-, Seehunds- und Walroßsehnen, Pferde- und

Renntierhaaren, Nesseln, Flachs, Hanf usw. gefertigt. Spinnen und Weben scheinen ursprünglich unbekannt gewesen zu sein; die Ostjaken und Wogulen haben es von den Tataren, die Herstellung von Bändern mittels Webegattern von ihren westlichen Nachbarn, den Syrjänen, gelernt. Dagegen ist das Flechten von Sitz- und Schlafmatten, Beuteln und Taschen (Korjäken) aus Gräsern, Binsen und Baststreifen, von Körben und Schachteln aus Wurzeln, Zweigen oder Rindenstreifen alteinheimische Fertigkeit. Ebenso die Herstellung von Gefäßen, Zeltdecken u. dgl. aus Birkenrinde. Farbstoffe zum Farben von Leder und Garn werden aus Lärchen- und Erlenrinde, Birkenknollen, Lehm, Labkrautwurzeln (rot), Barlapp, Windenrinde, Zwiebeln (gelb), Kalk (weiß), Ruß (schwarz) gewonnen. Leim kocht man aus Renntierhorn und -sehnen, sowie aus Blasen, Schuppen, Augen und Rogen von Fischen.

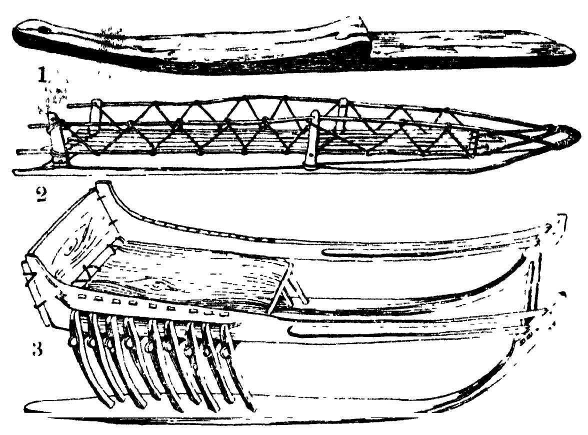


Abb. 203. 1 Schiebschlitten, Pielisjarvi, Finnen; 2 Hundeschlitten, Syrjänen; 3 Renntierschlitten, Juraken (Nach Sirelius)

Zu Handwerken und Gewerben finden sich meist nur schwache Ansätze. So fertigen die seßhaften Tschuktschen Lederkleider für die Korjäken an, und von diesen wieder ein Stamm, der mit Russen vermischt ist, solche von tungusischem Schnitt und Auszier, und Ostjaken verkaufen Pelzröcke an Samojeden. Wirkliche Handwerker gibt es nur bei den Burjäten, bei den tungusischen Völkerschaften, bei den Jakuten und den anderen türkischen Stämmen des Südwestens, und zwar hauptsächlich Schmiede.

Das Eisen gewannen diese Grobschmiede früher selbst aus Erz oder aus Raseneisenstein. Ausgeschmolzen wurde das Eisen in einem Loch in der Erde, über das man einen Tondeckel stülpte; die Glut wurde durch ein Gebläse angefacht, das aus zwei Lederschläuchen bestand. Die Erzeugnisse dieser Schmiede waren Pfeil- und Lanzenspitzen, Messer. Götzenbilder u. a., später nach russischen Vorbildern auch Äxte, Sicheln, Scheren, Feuerschläger, Flintenläufe und -schlösser. Manche Jakuten befassen sich auch mit Silberarbeiten, sie fertigen Schmucksachen, Pferdezeugbeschläge (Abb. 191), russische Teekessel, Samoware u. dgl. an. Die Kunst, Gegenstände aus Metall, Knochen, Holz mit Silberfäden einzulegen, haben sie wohl von den Russen erlernt, sowie auch die sogenannte Tulaarbeit. Das Schmiedehandwerk wird teils von ansässigen Leuten betrieben,

so vor allem die Anfertigung von Silberarbeiten, teils im Umherziehen, wie es die tungusischen Schmiede zu tun pflegen.

Die Schnitzkunst üben alle Eingeborenen mit mehr oder minder großem Geschick für ihre eigenen Zwecke aus, handwerksmäßig nur einige Jakuten, die ihre Erzeugnisse: Löffel, Quirle, Mörser u. dgl. in die Städte zum Verkauf bringen. Außerdem gibt es bei den Jakuten im Gegensatz zu allen andern Völkerschaften, Töpfer, die aus rötlichem Ton Kochgefäße (Taf. XII, Fig. 5) herstellen, in Form und Verzierung an Gefäße der jüngeren Steinzeit Nordeuropas erinnernd. Diese Fertigkeiten dürften die Tungusen und Jakuten aus ihrer alten Heimat mitgebracht und, soweit es die Verhältnisse in den nördlicheren Gegenden zuließen, bewahrt haben. Diese und noch andere Handwerke üben auch die Burjäten aus, die, in engem Zusammenhang mit der mongolischen Kultur, wenig Neues angenommen haben, und ebenso die türkischen Stämme, die in den Bannkreis dieser Kultur getreten sind (Sojoten u. a.).

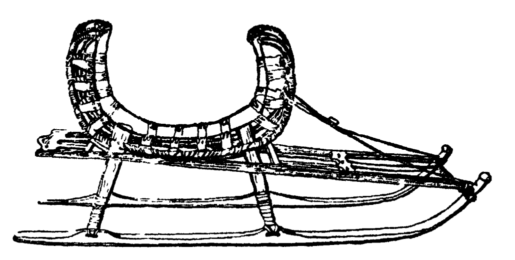


Abb. 204. Hundeschlitten, Itälmen
(Nach Bogoras)

Die Erträgnisse der Jagd, soweit sie sie nicht selbst gebrauchen, bringen die Eingeborenen auf die Märkte, die zu bestimmten Zeiten an einigen Orten Sibiriens abgehalten werden, im östlichen Küstengebiet z. B. am Anadyr, am Anjuj, an der Kolyma, im Westen in Obdorsk, in Chabarovo.

Sie verkaufen da hauptsächlich wertvollere Felle, Vogelfedern, Mammut- und Walroßbein, Tran, Fische u. a. und holen sich dafür russische Waren. In den südlicheren Strichen sind die Märkte für sie insofern von geringerer Bedeutung, als sie mit den dort ansässigen Kaufleuten jederzeit Handel treiben können. Als Händler betätigen sich außer Russen nur wenige Eingeborene mit Ausnahme von Jakuten, die als schlau und gewandt gelten.

Der Handel war vor der Ankunft der Russen Tauschhandel, daher war besonderes Geld nicht nötig. Da die Russen jedoch bald nach der Eroberung Sibiriens begannen, von den Eingeborenen Abgaben in Gestalt von Fellen, besonders von Zobelfellen, zu erheben, so wurden diese schließlich als allgemein gültige Wertmesser angenommen. Im Osten dienten statt dessen Tabakblätter als Geld.

Das Verkehrsmittel der nordöstlichen Küste ist das große

Fellboot (s. Bd. I, S. 84), das mit einem Segel aus Därmen und Schwimmern aus aufgeblasenen Seehundsbälgen an den Seiten ausgerüstet ist, während das Kajak wie bei den Eskimo zu Jagdzwecken dient. An der Amurmündung werden lange, breitgebaute Kähne aus Holz mit spitzen Enden gebraucht, und im Binnenlande zwei altertümliche Arten von Booten: im gebirgigen Osten das für schnellfließende, stromschnellenreiche Flüsse geeignete Rindenboot mit spitzen Enden (s. Bd. I, S. 75/76) und im Westen der Einbaum, der stellenweise auch weiter im Osten bis zum Ochotskischen Meere vorkommt. Bei den Ostjaken und Samojeden sind die Bordwände durch aufgesetzte, am Einbaum mit Wurzelschnüren befestigte Bretter erhöht. Wo richtige Plankenboote vorkommen, mögen sie nun genäht, mit Holznägeln gefügt oder verzahnt sein, da sind sie neuerer, russischer Herkunft oder Entlehnung. Schon früh wurden von den Jenissejern die russischen Wohnboote mit Holz- oder Rindendach, Steuerruder und großem Mast übernommen, an welchem meist eine Wetterfahne und ein Dreizack als Abwehrzauber angebracht sind.

Die wichtigsten Verkehrsmittel des Binnenlandes sind Schneeschuhe und Schlitten. Letztere werden von Renntieren, deren man eines bis zu vier vorspannt, oder in einigen Gegenden von Hunden gezogen (siehe Karte nach S. 320). In flacheren Strichen bindet man die Hunde, wenn ihre Zahl gering ist, zuweilen in einer Reihe an das Vorderteil des Schlittens an, im allgemeinen aber, besonders im Waldgebirge paarweise an eine lange Zugleine; die Zahl der Hunde beträgt gewöhnlich zwölf oder vierzehn, ausnahmsweise für schwierige Fahrten zwanzig und mehr. Zum Antreiben der Hunde, zum Hemmen beim Fahren, zum Ordnen verwirrter Zugstränge bedient man sich einer Stange mit eiserner Spitze und einer Rassel aus Ringen. Der Treibstock für Renntiere ist 1½—2 m, bei den Samojeden und Ostjaken 3 m lang und trägt vorn eine kleine Holzscheibe oder eine Art Hammer aus Knochen.

Im Gegensatz zu den einkufigen Bootsschlitten der Lappen sind die sibirischen wie die der Inuit zweikufig, unterscheiden sich von diesen aber wieder dadurch, daß die Sitzfläche nicht durch Querleisten gebildet wird, die zwischen den Kufen befestigt sind, sondern daß sie auf Stützen ruht, die in die Kufen eingelassen sind. Unter den sibirischen Schlitten gibt es drei verschiedene Arten. Der samojedisch-ostjakische ist plump und schwerfällig gebaut, die fünf bis zehn seitlichen Stützen sind ziemlich hoch (etwa 60—80 cm), die Kufen sind vorn aufgebogen und durch eine Querstange verbunden; als Sitz dient ein flacher Bretterkasten mit niedriger Rückenlehne, der die halbe Länge des Schlittens

einnimmt, und dessen Seiten sich nach vorn in Stangen fortsetzen, deren Spitzen in die Kufenenden eingelassen sind (Abb. 203, Fig. 3). Die Schlitten der Ostküste unterscheiden sich von diesen darin, daß der Sitz aus gekreuzten Stäben besteht und eine Rückenlehne hat, und daß die Kufen mit den Seitenstangen des Sitzes im Bogen zusammenlaufen und nicht durch eine Querstange vorn verbunden sind. Der alte itälmische Schlitten hatte statt einer Rückenlehne oder eines Verdeckes (s. u. S. 310) einen muschelförmigen Aufbau (Abb. 204). Bei der dritten Art, die fast nur für Hundeanspann verwendet wird, sind, wie bei den samojedischen, die aufwärtsgebogenen vorderen Kufenenden mit den Verbindungsstangen der zwei bis vier seitlichen Stützen verbunden, aber zwischen ihnen ist keine wagrechte Stange befestigt, sondern ein mehr oder weniger weit vorspringendes Bogenholz. Das wesentlichste Merkmal dieser Schlittenart ist jedoch, daß die Sitz- oder Tragfläche, welche aus parallelen, bis an die Kufenenden

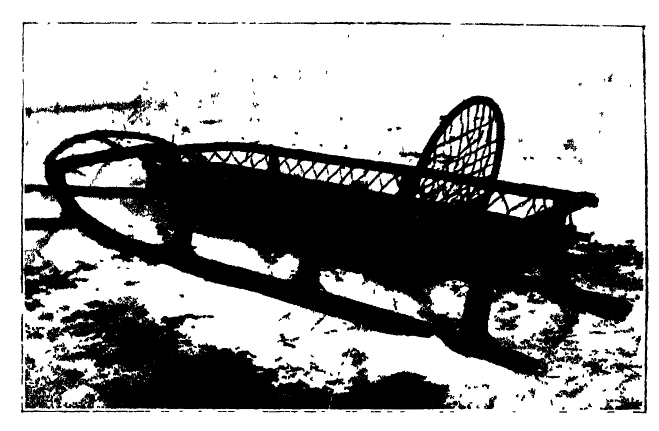


Abb. 205 Jakutischer Schlitten. Ulus Botur, Kreis Jakutsk (Nach Popow)

reichenden Stäben besteht, nicht auf den oberen Verbindungsstangen der Stützen, sondern in halber Höhe der 40—60 cm langen Stützen auf Querstangen ruht und außerdem an den Verbindungsstangen mit Riemen befestigt ist (Abb. 203, Fig. 2). Beim jakutischen Schlitten sind die oberen Verbindungsstangen vorn und hinten durch Querhölzer verbunden, die Stäbe der Sitzfläche durch Riemengeflecht ersetzt; im hinteren Drittel ist eine halbkreisförmige Rückenlehne angebracht (Abb. 205).

Die sibirischen Schlitten zeichnen sich mit Ausnahme der samojedischen im allgemeinen vor anderen, z. B. vor denen der Lappen, Inuit u. a., durch zierlichen Bau und dabei doch große Widerstandsfähigkeit aus; sie sind elastisch, gleiten leicht über Unebenheiten der Schneedecke hinweg und zerbrechen nicht beim Anprall an Steine oder Bäume. Diese Vorzüge werden dadurch erzielt, daß die Schlitten aus biegsamen Stangen gebaut, und diese nicht durch Nagelung oder Verzapfung aneinandergefügt, sondern an den Stellen, wo sich Stangen kreuzen oder in andere eingelassen sind, mit Riemen aneinandergebunden werden (Abb. 204, 207). Der samojedische Schlitten dagegen (Abb. 203, Fig. 3) ist schwerfällig und steht in seinem Bau

dem russischen nahe; er hat meist keine Bindungen, sondern die einzelnen Teile sind ineinander verzapft. Besondere Geschmeidigkeit ist auf den Tundren, wo die Samojeden leben, für ihre Schlitten nicht so vonnöten wie für die übrigen sibirischen Schlitten, die nicht nur für das Fahren über ebene Schneeflächen, sondern auch in der Taiga, im Waldgebirge bestimmt und geeignet sind.

Die Schlitten weichen nicht nur von Volk zu Volk in ihrer Gestalt mehr oder weniger voneinander ab, sondern sind auch je nach der Verwendung verschieden gebaut. Wie bereits erwähnt, sind die Hundeschlitten niedriger, leichter und haben meist einen Schlittenkorb, während die für Renntierbespannung bestimmten stärker und höher gebaut sind, besonders im Westen. Die Jakuten, wie auch die Bevölkerung im Südwesten (Tataren u.a.), wo der russische Kastenschlitten üblich ist, verwenden als Zugtiere statt der Renntiere gerne Pferde.

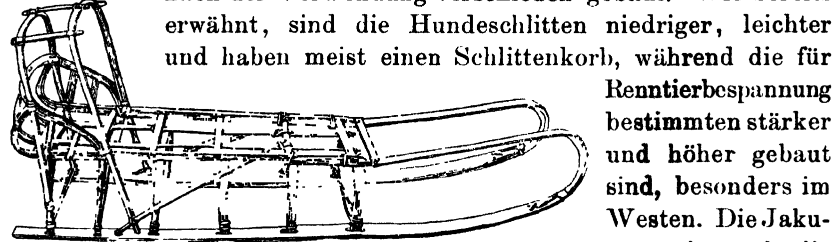


Abb. 206. Tschuktschischer Schlitten
(Nach Bogoras)

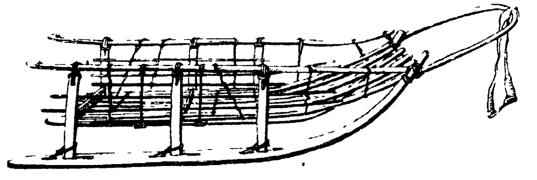


Abb. 207. Last- und Frauenschlitten, Jenisseјer
(1/30 n. Gr.)
(Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Die Personenschlitten sind fast immer mit einer Rückenlehne versehen; die Tschuktschen bauen darüber, wenn kleinere Kinder mitgenommen werden, noch ein Halb- oder Ganzverdeck (Abb. 206), über welches eine reich verzierte Decke geschnürt wird. Die Lastschlitten, welche zur Beförderung von größeren Gepäckstücken, Zeltstangen und -decken dienen, haben eine glatte Tragfläche oder sind, wenn Seitenwände vorhanden, hinten offen (Abb. 207). Für kleinere und wertvollere Sachen hat man Schlitten mit einem geschlossenen Korb oder Kasten (Samojeden).

Durch seine sinnvolle, den Anforderungen der Umwelt ausgezeichnet angepaßte Bauweise übertrifft der sibirische Schlitten die in den westlichen und östlichen Randgebieten der arktischen Völker vorkommenden primitiven Schlitten bei weitem: den zweikufigen, stützenlosen Schlitten der Inuit und den einkufigen, bootförmigen der Lappen. Die Entwicklung dieses letzteren (s. Bd. III) wird durch

Schlitten ähnlicher und verwandter Art, die in Nordrußland, bei Finnen und bei den Wolgavölkern vorkommen, ziemlich sichergestellt: er ist wohl aus der *Balkenschleife, wie sie noch heute in Finnland zum Befördern von schweren Lasten benutzt wird* (Abb. 203, Fig. 1), hervorgegangen und von den Lappen bzw. ihren Vorfahren selbständig herausgebildet worden, vielleicht in Anlehnung oder durch Vereinigung mit dem genähten Plankenboot. Von dem niedrigen, zweikufigen Schlitten der Inuit mag man vermuten, daß er auf zwei miteinander durch Querhölzer verbundene Schleifbalken zurückgeht. Jedenfalls stellen beide Arten von Schlitten einfache, wenig verfeinerte oder weiterentwickelte Formen dar, während die von ihnen in Bau und Gestalt völlig verschiedenen sibirischen Schlitten wegen ihrer Durchdachtheit und Zweckmäßigkeit und wegen der Ausbildung verschiedener Formen und Arten eine lange Zeit der Entwicklung voraussetzen, deren Gang und Ursprung nicht einmal vermutungsweise darzulegen ist. Ob der sibirische Schlitten mit dem Renntiernomadismus, so wie er jetzt sich äußert, in Verbindung zu bringen ist, erscheint doch fraglich; mancherlei spricht dagegen, und es ist im Hinblick auf die übrigen kulturellen Zustände auch schwer zu sagen, in welchem zeitlichen Verhältnis diese Schlittenformen zueinander stehen.

Die Renntiere werden nicht nur zum Ziehen von Schlitten, sondern auch als Last- und Reittiere benutzt, jedoch nicht überall, sondern hauptsächlich von Tungusen, Jakuten und einigen Altaistämmen, bei denen zu gleichen Zwecken auch das Pferd dient (Abb. 183).

Die Tragfähigkeit des Rens ist wegen seines schwachen Rückgrats nicht groß, zum Reiten nimmt man die stärksten Tiere. Die Sättel (Abb. 198) bestehen aus zwei durch Gabeln zusammengehaltenen Brettern, über die beim Reiten ein Polster gelegt wird. Kleinere Gegenstände werden in überflochtene Reifen oder fellbezogene Behälter verpackt, und diese am Lastsattel befestigt.

Ein anderes Beförderungsmittel, das auf den hohen Norden Eurasiens beschränkt ist, sind die Schneeschuhe, die nicht nur, wie die Schneeteller, welche im Nordosten vorkommen, das Einsinken des Trägers in den Schnee verhindern, sondern hauptsächlich schnelles Laufen ermöglichen sollen. Sie sind mehr oder minder breit, 20—30 cm, und 1—2 $^{1}/_{3}$ m lang, auf der Unterseite mit Renntier-, seltener mit Seehundsfell bezogen. Der Fuß wird in der Mitte des Schuhs mit Riemen festgeschnallt, und zwar entweder auf einer Birkenrindenunterlage oder auf einer Erhöhung (Abb. 208), oder, wenn diese fehlt, laufen niedrige Randleisten längs des Fußes. Zum Schieben dient dem Führer ein Stock mit eiserner oder knöcherner Spitze, über der ein kleiner Reifen mit Querschnüren angebracht ist.

Der lappische Schneeschuh ist schmäler und dicker und hat keinen Fellbezug auf der Unterseite; dergestalt ist er von den Skandinaviern und Finnländern übernommen worden. Es scheint hier also, wie auch beim Schlitten, eine Sonderentwicklung stattgefunden zu haben, während er im übrigen Eurasien überall von wesentlich gleicher Art ist.



Abb. 208. Schneeschuhe mit Renntierfellbezug auf der Unterseite, Kasym-Ostjaken. (1/15 n. Gr.) (Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Der Schneeschuh ist sicherlich eine uralte Erfindung, wenn er auch erst in der Bronzezeit Finnlands nachgewiesen ist. Ob man die Erfindung des Schneeschuhes mit dem Renntiernomadismus in ursächliche Verbindung bringen darf, ist unsicher, obwohl das Fehlen beider bei den Inuit dafür zu sprechen scheint. Der Schneeschuh kommt auch weit südlich der Grenze der Verbreitung des Renntieres vor, jedoch braucht man diesem Umstand nicht so viel Gewicht beizulegen, er mag dort vom Norden her eingeführt sein; also würde auch dies scheinbar der obigen Annahme nicht im Wege sein. Ältere Funde als die erwähnten aus der Bronzezeit, aus denen sich weitere Schlüsse ziehen ließen, sind nicht bekannt. Soviel laßt sich aber jedenfalls mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten: der Schneeschuh ist für die Renntierzucht kein unbedingtes Erfordernis, dagegen ist er dem sibirischen Jäger von großem Nutzen, nicht bloß bei der Verfolgung flüchtigen Wildes, was übrigens gar nicht so häufig vorkommt, sondern vor allem zur Überwindung der riesigen Entfernungen, die er zurücklegen muß, um die günstigsten oder die ihm zustehenden Jagdgebiete zu erreichen, um die über weite Strecken verteilten Fallen und Schlingen nachzusehen u. ä.

Auf ihren Fahrten haben die Eingeborenen unter zweierlei Plagen zu leiden: in der warmen Jahreszeit unter zahllosen Mücken und Fliegen und im Winter unter dem blendenden Glanz des Schnees. Gegen erstere schützen sie sich durch Gesichtsnetze (Tungusen) oder Wedel aus Pferdehaaren (Jakuten) u. ä. Mittel, gegen den Schneeglanz stellenweise durch Stirnbinden aus langhaarigem Fell, meistens jedoch durch Brillen aus Holz, Birkenrinde, Pferdehaargeflecht, Blech, Stoff (Abb. 201, Fig. 5).

Zur Kundbarmachung des Eigentumsrechtes an den Renntieren ist es in West- und Mittelsibirien allgemein üblich, diese mit bestimmten Zeichen, der Familien- oder Sippenmarke des Besitzers zu versehen. Insbesondere pflegt man die Ohren einzukerben, oder auch die Marke an den Schenkeln einzubrennen (Samojeden).

Dieselben Marken werden jetzt auch bei der Unterzeichnung von Verträgen, Urkunden u. dgl. angewendet, während früher beim Abschluß von Vereinbarungen, Käufen u. ä. Kerbstöcke benutzt wurden, von denen beide Parteien je eine Hälfte behielten (Samojeden).

Eine Art Bilderschrift soll bei den Jukagiren vorkommen: auf Birkenrinde eingeritzte Figuren, zwecks Übermittlung von Nachrichten. Die Küstentschuktschen schneiden figürliche Darstellungen auf Knochenstäben von Feuerbohrern und anderen Geräten aus, welche

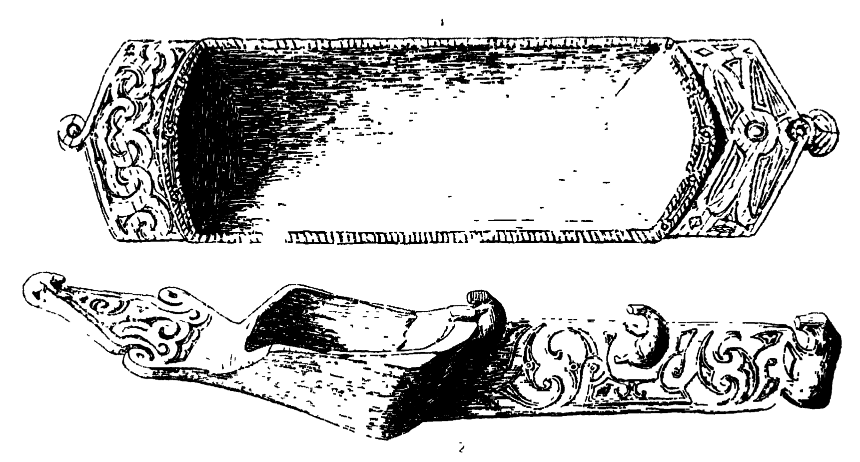


Abb. 209. 1 Fischschüssel (1/5 n. Gr.); 2 Eßnapf für Bärenfleisch (1/7 n. Gr.), Giljaken (Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Ereignisse aus ihrem Leben veranschaulichen sollen, ganz wie ihre östlichen Nachbarn, die Inuit, es zu tun pflegen. Mit Bildern von Menschen, Pflanzen, Tieren beschnitzen auch die Jakuten gern ihre beinernen Kämme. Westliche Völker bedienen sich der Bilderschrift zu kultischen Zwecken; so malen die Schamanen von Altaistämmen auf ihre Trommeln mit Blut oder roter Farbe, zuweilen auch mit Weiß aus Kalk oder Schwarz aus Ruß Figuren von Tieren und Menschen als Abbilder ihrer dienstbaren Hilfsgeister, von Sonne, Mond und Sternen u. ä. (Abb. 220), und die Jenissejer-Schamanen schnitzen und malen ähnliche Sinnbilder auf kleine Bretter. Einfachere Zeichen werden bei den binnenländischen Völkerschaften auf vier- oder sechskantigen Stäben eingekerbt, die Kalender vorstellen; diese dürften ebenso, wenn auch in älterer Zeit, von jenseits des Ural übernommen sein, wie die andere Art, die Einsteckkalender für Woche und Jahr, Scheiben aus Holz oder Bein mit

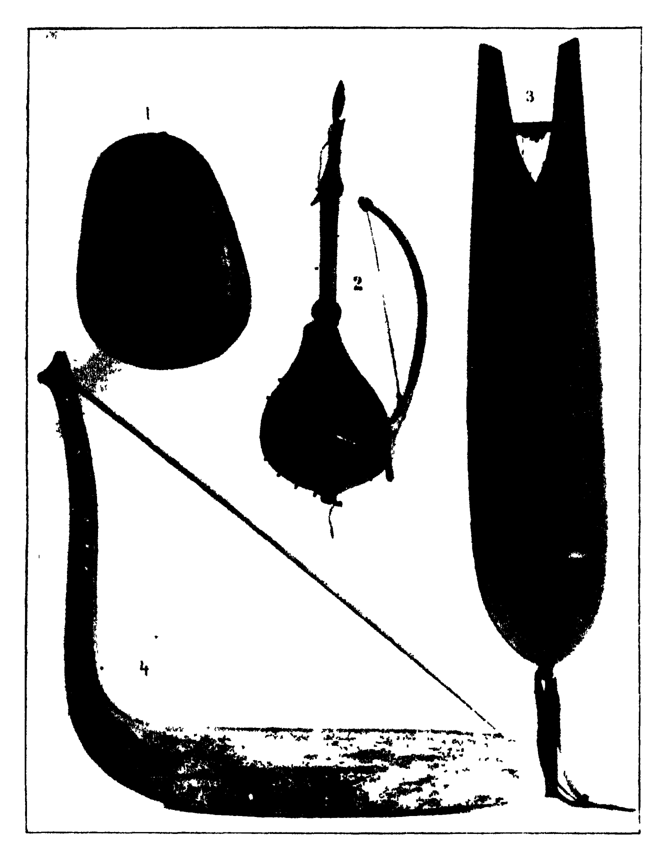


Abb. 210. 1 Zaubertrommel, Lappen; 2 Geige, Golden; 3 Leier, Ostjaken; 4 Harfe, „Schwan“, Ostjaken. (1/12 n. Gr.) (Museum für Völkerkunde, Hamburg)

sieben Löchern und viereckige Bretter mit dreihundertfünfundsechzig Löchern (Jakuten u. a.). Statt dieser Zeitrechnung fremder Herkunft hatten die Eingeborenen früher eine Zeiteinteilung und -benennung nach den für sie wichtigsten, jährlich wiederkehrenden Geschehnissen in der Umwelt (Wechsel von Kälte und Wärme, Kalben der Rennkühe und ähnliches). Neben diesen verhältnismäßig selten vorkommenden figürlichen Darstellungen spielt die geometrische Ornamentik eine bei weitem größere Rolle; in ihr werden Strichgruppen, Zickzackbänder, Vierecke und stilisierte Darstellungen von Erscheinungen der Umwelt verwendet.

Auf Gegenständen aus Holz werden sie meist in Kerbschnitt angebracht (Abb. 202), seltener durch Einritzen (Taf. XII, Fig. 3); diese Art ist häufiger bei Rindengefäßen (Abb. 194). Die Jakuten bringen statt dessen auf Rindengefäßen Ornamente durch Näherei mit Pferdehaaren hervor (Taf. XII, Fig. 2). Die Ostjaken schneiden die Schichten der Rinde verschieden tief aus, so daß die geometrisch stilisierten Figuren (Renntiergeweih, springender Zobel, Sonne u. dgl.) gelblich-weiß auf braun erscheinen oder umgekehrt (Abb. 200, Fig. 3, 5—7). Daneben kommen noch einige andere Verzierungsarten vor: man bemalt die hellfarbigen Rindengefäße

mit rotbrauner Farbe derart, daß die Ornamente ausgespart bleiben; oder die Verzierungen werden aus Rinde ausgeschnitten und mit Holzstiften an den Gefäßen befestigt. Auch die Verwendung von Stempeln aus Holz, Horn und Bein und das Einpressen von Ornamenten mit Hilfe von diesen kommt vor. Mit denselben Mustern wie die Gefäße und teilweise auf gleiche Weise verziert man die Kleidungsstücke, Taschen, Beutel, Schlitten- und Renntierdecken. Die Ostjaken malen Ornamente mit brauner Farbe auch auf Taschen aus glattem Leder, sowie auf Aalraupenhautstücke, die auf Handschuhe, Stiefel und Bänder genäht werden.

Das Aufnähen von ausgeschnittenen Ornamenten aus Fell oder buntgefärbtem Leder ist ebenfalls üblich und bei den an der Ostküste wohnenden Völkern vorzugsweise angewendet. Die Jakutinnen nehmen dazu verschiedenfarbiges Fell, jetzt aber daneben auch gern rotes und schwarzes oder auch braunes und blaues Tuch. Tschuktschinnen, Korjäkinnen und andere nähen kleine viereckige Fell- und Lederstücke von verschiedener Farbe in mosaikartiger Anordnung auf. Die Giljakinnen schneiden meist rot und blau gefärbte Muster aus Stoff, Birkenrinde oder Fischhaut aus und nähen oder kleben sie auf Kleidungsstücke, auf ihre Hüte aus Birkenrinde, die Röcke aus Fischhaut oder Leder u. a.; als Verzierungen werden dabei Bilder von Tieren, besonders von Vögeln verwendet, die vielfach stilisiert und in Rankenwerk aufgelöst sind (Taf. XIII). Dieselben Rankenmuster werden auch in Holzschalen, Löffeln, Nadelbüchsen u. a. eingeschnitzt (Abb. 202 und 209). Ausschmückung durch Sticken ist mehr in den südlichen Grenzgebieten üblich, wo chinesisches buntes Seiden- und Baumwollgarn eingeführt wird (Abb. 187).

Die Ornamentik der von westlichen Einflüssen wenig berührten Eingeborenen zeichnet sich durch geschmackvolle Anordnung, Farben- und Stilgefühl aus, aber auch ihre plastischen Arbeiten sind zum Teil vortrefflich. So schnitzen Tschuktschen, Korjäken u. a. Bären, Seetiere, Vögel aus Knochen und Bein, die die wesentlichen Züge dieser Tiere recht naturgetreu wiedergeben. Die Giljaken beschränken sich fast nur auf das Schnitzen von Bären an den beim Bärenfest gebrauchten Geräten (Abb. 209). Plump und schematisch ausgeführt sind dagegen alle anderen zu Kultzwecken verwendeten Bildwerke von Menschen und auch von Tieren (Abb. 202, Fig. 6 und Abb. 220), eine Erscheinung, die sowohl bei anderen primitiven

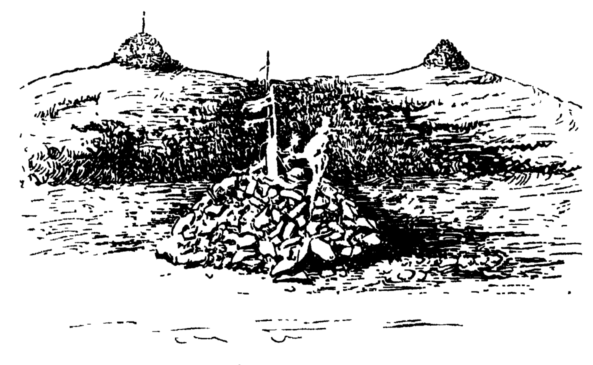


Abb. 211. „Obo“ aus Steinen beim See Kossogol, Sojoten
(Nach Ostrowskich)

Völkern wie auch in der vorgeschichtlichen Kunst Europas zu beobachten ist.

Es sind das die in den Behausungen aufbewahrten und verehrten Ahnenbilder (Abb. 216, Fig. 2), die an Kultstätten aufgestellten Götzen (Abb. 217), die ebenda und an Gräbern auf Stangen steckenden Vögel (Abb. 216, Fig. 1), die zu Heilzwecken benutzten giljakischen Abbilder von Hilfsgeistern, die aus Eisenblech oder Holz geschnittenen oder aus Stoff gefertigten Figuren von Hilfsgeistern an den Gewändern von Schamanen (Abb. 218). Ebenso roh sind die Gesichter bei Puppen ausgearbeitet, oder sie sind überhaupt nur angedeutet, wie z. B. bei den Ostjaken und Samojeden, wogegen die Bekleidung dieser Puppen die Tracht der Erwachsenen möglichst getreu nachahmt (Abb. 216, Fig. 3).

Eine andere Kunst, die Musik, ist weniger entwickelt. Von Instrumenten kommen Maultrommeln aus Holz, die vermutlich von den Russen übernommen sind, sowie Flöten und Pfeifen vor. Sojoten, Golden u. a. besitzen Saiteninstrumente mongolischer Art (Abb. 210, Fig. 2). Die Schädeltrommeln, Posaunen usw. der Burjäten und Sojoten sind lamaistische Kultgeräte. Alteinheimisch sind nur die Saiteninstrumente der Ostjaken — abgesehen von der von den Russen entlehnten Geige —: die Dombra oder Narasjuch, die eine Art Leier vorstellt (Abb. 210, Fig. 3), und die Harfe, Kranich oder Schwan genannt (Abb. 210, Fig. 4), sowie die Trommeln oder Pauken der Schamanen, die kleiner oder größer, rund oder oval, auf einer Seite mit Leder oder Fischhaut bespannt (Abb. 220) und auf der offenen Rückseite mit einem Holzgriff versehen sind. Über die Vokalmusik ist nicht viel bekannt, die nördlichen Völker pflegen selten zu singen; die Hauptsache ist dabei der Rhythmus, während die Melodie nur wenige Töne umfaßt. Dagegen scheint die Volksliteratur verhältnismäßig reichhaltig zu sein: Märchen, Sagen, kleine lyrische Lieder findet man bei allen, epische Lieder und Stammessagen besonders bei den türkischen und tungusischen Völkern.

Der Tanz wird bei allen diesen Völkern gern geübt, insbesondere Reigentanz mit Fuß- und Körperbewegungen, aber auch Einzeltänze von Männern und Frauen sind beliebt. Sie sind zum Teil mimischer Art: Vorgänge aus dem Tierleben, Fischfang, Vogeljagd, Liebeswerben u. ä. werden dargestellt. Beim Bärenfest ahmt man das Gebaren des Bären nach; die Ostjaken und Wogulen setzen dabei Masken aus Birkenrinde auf und halten Reden an den Geist des getöteten Bären. Dieser Tanz ist also kultischer Art, und ähnliche Tänze werden von den Anwohnern der östlichen Küsten nach der Erlegung eines Walfisches oder bei anderen wichtigen Gescheh-

nissen ausgeführt, ebenfalls mit Benutzung von roh geschnitzten Masken.

Spiele sind hier nicht so verbreitet und so zahlreich wie anderswo. Kraftspiele, wie Ringen, Laufen und Springen, pflegen die Tschuktschen, Tungusen und Jakuten, Geduldspiele die Ostjaken (Klötzchenspiel). Das Brettspiel ist von Süden her bis zum äußersten Norden vorgedrungen; bei den Sojoten verwendet man dabei Figuren mongolischer Art (Reiter, zweirädrige Wagen, Kamele, Löwen usw.),

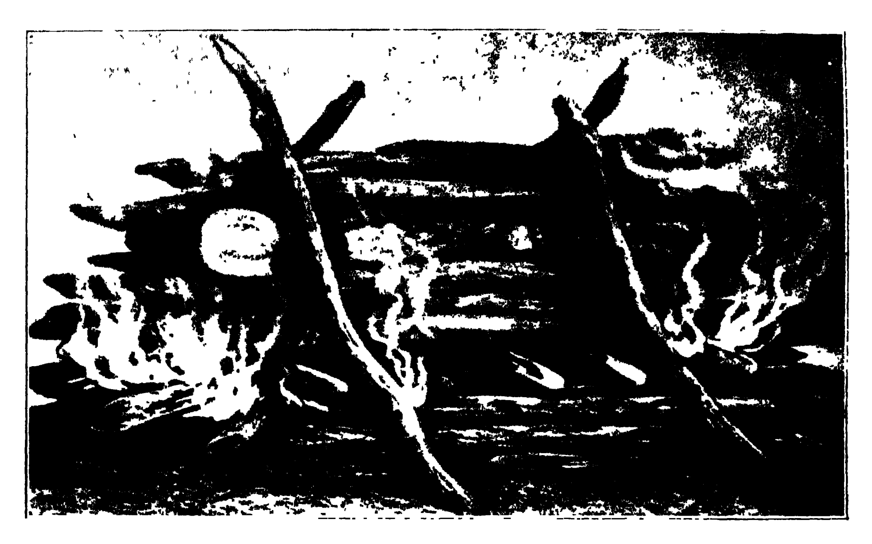


Abb. 212. Leichenverbrennung bei den Korjaken

bei den Ostjaken zweizipfelige Figuren, die Renntiere darstellen sollen. Kinder treiben Ball- und Kreiselspiele, haben Puppen und anderes Spielzeug: Wiegen, Renntiere und Kühe aus Holz; mit Bogenschießen, Bootfahren und ähnlichem ahmen sie die Beschäftigungen der Erwachsenen nach.

Die ursprüngliche Religion der Altsibirier, der Mongolen, der türkischen, ugrischen und wohl auch der finnischen Völker ist der Schamanismus, der in Naturgeisterdienst und Ahnenverehrung wurzelt. Von den Wesen und Dingen der nach ihrem Glauben allbeseelten Umwelt waren die, welche eine Hauptrolle in ihrem Dasein spielten, welche für ihr Leben am wichtigsten waren oder am meisten auf ihre Einbildungskraft wirkten, hauptsächlich Gegenstände der Verehrung, der Mythologie und kultischer Übung.

Wesentlich für das Dasein im hohen Norden sind Licht und Wärme; daher erfahren ihre Spender Verehrung. Dem Herdfeuer, d. h. dem Herrn des Feuers, der auch die Behausung schützt (ein auch bei den Russen herrschender Glaube), werden Opfer an Fleisch, Blut und Fett dargebracht. Bei den Giljaken wird der Herr des Feuers auch figürlich dargestellt (Abb. 202, Fig. 6), und die Korjäken schnitzen das Bohrbrett des heiligen Feuerbohrers in Menschengestalt, da darin der Herr des Feuers wohne. Auch den Herrn des himmlischen Feuers, des Blitzes, der mit Getöse und Verderben bringend auf die Erde fällt, sucht man durch Opfer günstig zu stimmen. Die Sonne, die nicht wie im heißen Süden Unheil stiften kann, sondern, wenn sie erscheint, nur Gutes bringt, braucht man nicht zu fürchten und durch Opfer zu beschwichtigen, aber sie gilt in der Mythologie der meisten nördlichen Völker als die oberste Gottheit, die über allem thront und die himmlischen Gefilde beherrscht.

In den Bergen, Wäldern, Flüssen und Seen wohnen Geister, die den Wandernden gefährlich werden können und denen deshalb Gaben gespendet werden, die man besonders an Furten und Pässen (Abb. 211) niederlegt, an Bäumen aufhängt, in Gestalt von Speisen, Fellen, Haaren, Stoffetzen u. dgl.

Von den Tieren trennt den Eingeborenen keine breite Kluft; er mißt ihnen ähnliche Gefühle und Bestrebungen bei, wie er und seinesgleichen hegen. Daher fürchtet er, wenn er ihnen zu nahe tritt oder sie tötet, die Rache ihrer Seelen und sucht diese zu besänftigen durch Worte und Spenden.

Vor allem scheut man natürlich die Rache der großen, schon bei Lebzeiten den Menschen gefährlichen Tiere: an der Küste die des Wales und des Schwertfisches, im Binnenlande die des Bären. Ostjaken und Wogulen z. B. bitten den getöteten Bären in Liedern um Verzeihung, tanzen vor seiner Haut mit Masken, wobei sie seine Bewegungen nachahmen. Die Giljaken und Ainu veranstalten ihm zu Ehren zuweilen ein großes Fest; dabei wird ein Bär, der jung gefangen und zwei bis drei Jahre lang aufgezogen wurde, durch Pfeilschüsse getötet, seine Haut und Schädel aufgehängt, Opfer dargebracht und fröhliche Gelage abgehalten, wobei besonders schön geschnitzte, mit Bärenbildern verzierte Schalen und Löffel gebraucht werden (Abb. 209). Der Bär, der in einem Dorf gehalten wird, verschafft diesem Schutz gegen böse Geister, denn er ist der Diener des „Herrn des Waldes", und seine Seele kehrt nach seinem Tode zu diesem zurück. Das Verzehren von Bärenfleisch verschafft die Eigenschaften des Bären. Nicht ausgeschlossen ist, daß in dieser Tierverehrung Reste oder Anklänge an Totemismus stecken,

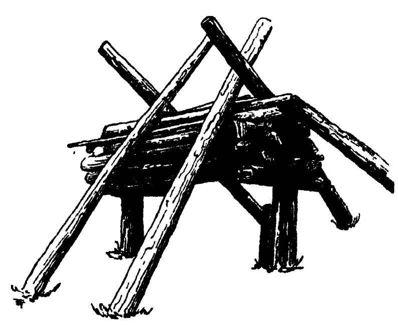


Abb. 213. Sarg aus Stämmen, auf Pfahlen, Karagassen



Abb. 214. Grab mit Bohlendach, Totenbeigaben und Renntieropfer. Ostjaken
(Nach Nowitzkij)

worauf auch das Vorkommen von Tiernamen als Bezeichnung von Familien bei türkischen und anderen Stämmen hinweist.

Noch mehr werden die umherirrenden Seelen verstorbener Menschen gefürchtet, und man sucht sie auf mannigfache Weise zu versöhnen, sie günstig zu stimmen oder auch sie von den Lebenden fernzuhalten und von der Rückkehr zu ihren Angehörigen abzuschrecken. Diese letztere Empfindung herrscht bei weitem vor und äußert sich deutlich in der Art der Bestattung und Unterbringung der Leichen.

Manche Tschuktschen- und Samojedenstämme schaffen ihre Toten in die Tundra und lassen sie dort unbedeckt liegen; die ersteren umgeben sie dort zum Teil mit ovalen oder viereckigen Steinsetzungen. Die Itälmen überließen die Leichen den Hunden zum Fraß in der Annahme, die Rache der Verstorbenen dadurch auf diese abzulenken. Giljaken, Korjäken und ein Teil der Tschuktschen verbrennen die Leichen, um völlige Vernichtung der Körperhülle und damit der Wohnung der Seele und vielleicht dieser selbst zu bewirken (Abb. 212). Völlige Absperrung soll durch Überhäufen mit Steinen, die früher bei Tungusen und türkischen Stämmen vorkam, oder durch Beisetzung in Särgen erzielt werden. Diese haben die Gestalt einer Kiste aus dicken Bohlen (Samojeden), oder eines kleinen Häuschens über der Totenasche oder der Leiche (Amurvölker, Ostjaken), oder es werden Boote (Ostjaken), auch ausgehöhlte Baumstämme (Tungusen, Jakuten) dazu benützt. Die Särge stehen auf dem Boden, durch Pfähle festgehalten (Samojeden), oder sie sind in flache Gruben versenkt (Ostjaken, Abb. 214). Tungusen, Jakuten und andere türkische Völkerschaften stellen die Baumsärge auf Gerüste (Abb. 213) oder hängen sie zwischen zwei Bäumen auf (Abb. 215).

Die Leichen werden auf dem Rücken liegend beigesetzt, liegende Hocker finden sich selten (Tschuktschen). Die Gräber finden sich meist einzeln, verstreut in der Tundra oder Taiga, doch gibt es auch Friedhöfe, z. B. bei den Ostjaken und Samojeden im Walde (Abb. 214), oder auf Höhen in der Tundra, wie z. B. auf der heiligen Insel Waigatsch, wohin die Samojeden ihre Toten gern bringen.

Dem Toten gibt man seine Habe: seine Kleider und Waffen, teilweise auch Schlitten, Boot, Geräte mit ins Grab oder auf den Scheiterhaufen, oder legt sie zerbrochen darauf. Am Grab werden die Renntiere oder Hunde, die den Toten brachten, geopfert und Geweih, Schädel oder Balge darauf gelegt oder auf Stangen daneben oder an nahen Bäumen aufgehängt (Abb. 214). Speisen als Zehrung auf der Fahrt ins Totenreich geben Ostjaken, Tungusen, Giljaken u. a. ins Grab oder darauf.

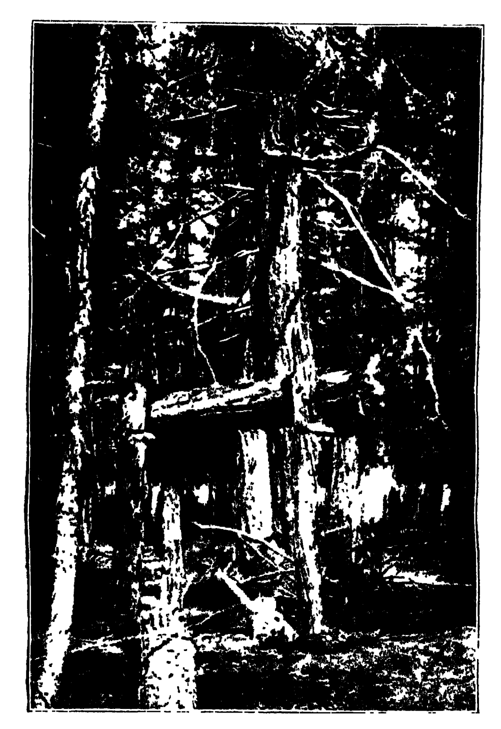


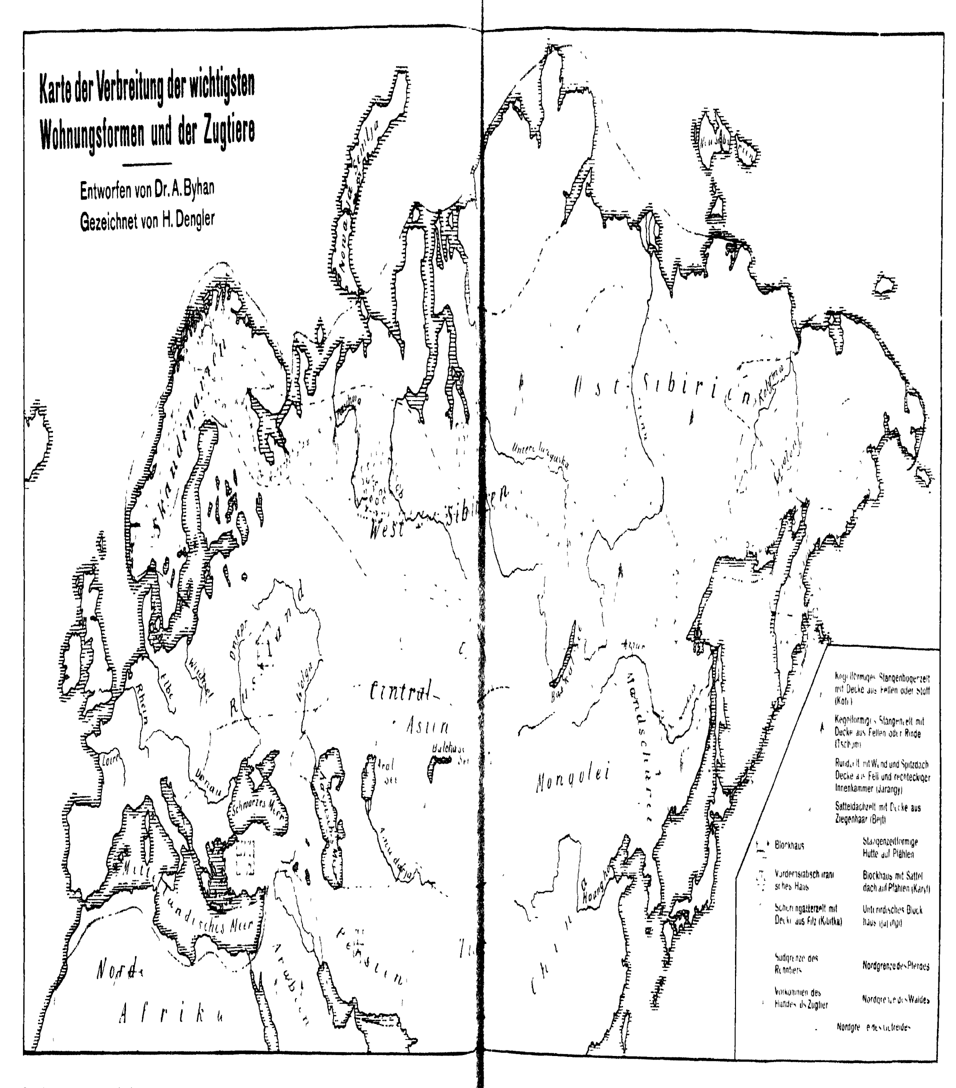
Abb. 215. Baumsarg, Jakuten
(Nach Popow)

Die Altaistämme begraben ihre Toten ohne Sarg in der Erde, geben ihnen aber ihre Kleider und Speisen mit. Am Grabe wird das Lieblingspferd des Verstorbenen geopfert, die Haut auf einem Pfahl daneben aufgesteckt und das Fleisch von den Angehörigen verzehrt.

Die Leute, welche die Leiche wegtrugen oder -fuhren, suchen sich gegen den Groll der Seele des Verstorbenen zu schützen, indem sie zwischen zwei Stöcke (Tschuktschen) oder durch einen Reifen kriechen (Italmen). Den Rückweg versperrt man den Seelen durch Schnee und Stämme; die Tungusen beseitigen aus denselben Gründen die unteren Äste an den Bäumen, in denen der Sarg steckt (Abb. 215).

Vielfach wird der Tote nicht durch die Tür ins Freie gebracht, sondern durch ein Loch, das man in die Wand der Hütte oder in die Zeltbedeckung schneidet und sofort wieder abdichtet, sobald der Leichnam hindurchgeschoben ist. Auch die Hütte selbst verlassen oft die Hinterbliebenen, oder sie brechen das Zelt ab und verlassen den Platz, wo der Todesfall geschah.

Bei den Golden wird der Tote durchs Fenster aus der Hütte gebracht, über seinem Sarge ein hölzernes Häuschen gebaut, worin die Habe des Toten



Buschan, Illustrierte Völkerkunde II

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

niedergelegt wird. Daneben zünden die Frauen ein Feuer an, ein Hund wird geopfert und an einem Baume aufgehängt, und danach findet noch Räucherung und ein Opfermahl statt. Die Seele des Verstorbenen, die vor der Geburt als Vogel auf dem heiligen Baume im Himmel gesessen hat (vgl. S. 316), weilt einige Monate noch nach dem Tode in einem Kissen, das man zeitweilig mit den Kleidern des Verstorbenen bedeckt und mit Speiseopfern versieht, und wird schließlich vom Schamanen ins Seelenland geführt. Darauf wird das Kissen zerrissen, und die Witwe darf eine neue Ehe eingehen.

Wie auch anderswo, nennt man den Toten nicht bei seinem richtigen Namen, damit seine Seele nicht veranlaßt werde, wieder zu kommen. Andererseits nehmen die Lebenden bei einem Todesfall neue Namen an, um sich dadurch dem Toten unkenntlich zu machen. Demselben Zwecke dient das Anlegen von Trauer, Vernachlässigung der Kleidung, des Haares u. dgl.

Eine weitere Sicherung sucht man durch Aufstellung von Ahnenbildern zu erzielen, die den umherirrenden Seelen einen ihrem früheren Körper ähnlichen Aufenthaltsort bieten sollen.

Diese Bilder, die man im Zelt oder Haus aufstellt und bei jedem Wechsel des Wohnsitzes mit sich führt, sind aus Holz roh geschnitzt, mit Fell bekleidet und mit Federn, Haaren, Perlen u. dgl. geschmückt. Als Augen sind oft Glasperlen eingesetzt, und das Gesicht ist zuweilen aus Kupferblech geschnitten (Abb. 216, Fig. 2). Bei den Samojeden stellt den Körper manchmal ein Stein dar, und bei den türkischen Stämmen kommen Ahnenbilder aus Filz vor. Samojeden, Ostjaken und Jenissejer pflegen auch große, flachgeschnitzte Ahnenbilder, in Gruppen vereinigt, an Opferstätten im Walde und an heiligen Stellen in der Tundra zu errichten (Abb. 217).

Diesen Bildern bringt man Gaben dar, stellt ihnen Speise und Getränke hin, beschmiert ihren Mund mit Blut und Fett, räuchert ihnen, um die Gunst und Hilfe der Seelen zu gewinnen. Diese denkt man sich in Gestalt von Tieren und Menschen, die tagsüber im Grabe ruhen und nachts umherwandern; jedoch bleiben sie nicht dauernd darin, sondern nach einer bestimmten Zeit fahren sie auf mehr oder minder schwierigem Wege ins unterirdische Totenreich, nebst ihrer mit ins Grab gegebenen Habe, und mit ihnen die Seelen der am Grabe geopferten Renntiere und Hunde. Eine besondere Rolle spielen in der Vorstellung der Giljaken die Seelen der vom Blitz oder vom Bären Getöteten und der im Meere Ertrunkenen: sie sind von dem Herrn des Himmels, des Waldes, des Meeres auserwählt und werden zu ihren dienstbaren Geistern in Form von Bären, Walen u. dgl. Diese Tiere gelten dann als Verwandte der Stammesgenossen der Verunglückten, also als ihre Totems, und sie dürfen deshalb weder getötet noch verzehrt werden.

In schwierigen Lagen, wo die Hilfe der von ihm angerufenen

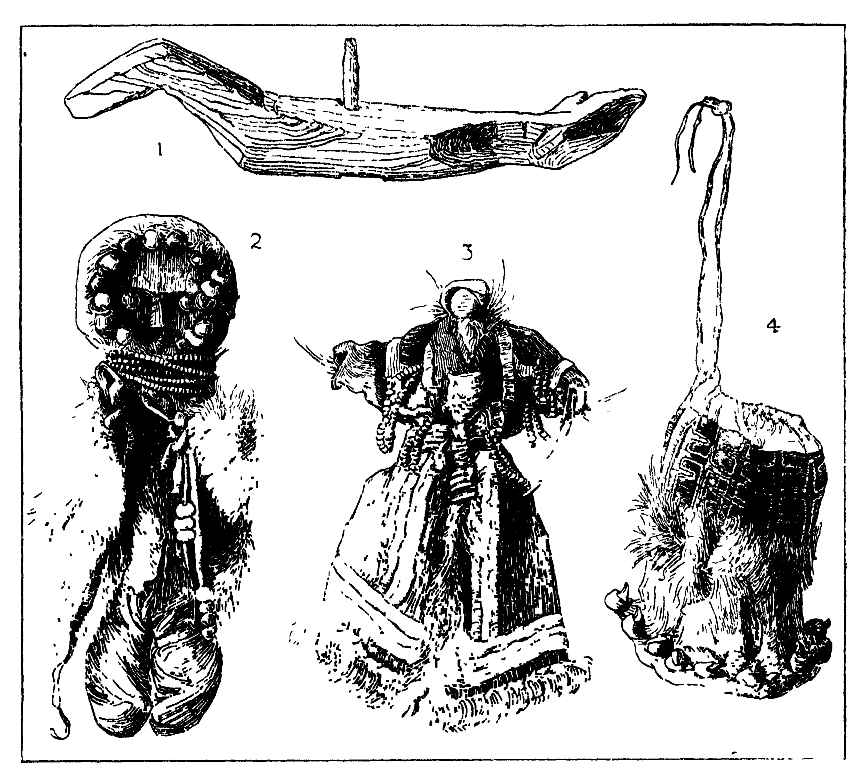


Abb. 216. 1 Hölzerner Seelenvogel von einer Opferstätte; 2 „Beschützer der Ehe“, Götze aus Holz, mit Fellkleidung und Glasperlenschmuck; 3 Puppe aus Tuch mit Pelzbesatz; 4 Täschchen aus einem Fischotterfuß, mit Ziernähten aus weißen Renntierhaaren, Jenissejer. (1 1/4 n. Gr., 2–4 1/8 n. Gr.)
(Museum für Volkerkunde, Hamburg)

Geister ausbleibt, wendet sich der Eingeborene an den **Schamanen**, der mit übernatürlichen Kräften ausgestattet ist und zahlreiche Geister als hilfreiche Diener zu seiner Verfügung hat oder herbeizurufen vermag. Schamanen sind gewöhnlich Männer, nur ausnahmsweise Frauen. Der Beruf vererbt sich vom Vater auf den Sohn, der einige Zeit von einem alten Schamanen in den Erfordernissen und Aufgaben dieses Amtes unterwiesen wird. Bei den Giljaken wird einer dann Schamane, wenn ihm im Traum ein Geist erschienen ist, der ihn dazu aufforderte; es sind immer Leute, die der Hypnose und Autohypnose leicht erliegen.

Bei Ausübung ihres Berufes tragen sie meist eine besondere Tracht, mit Ausnahme der samojedischen, korjäkischen und tschuktschischen Schamanen.

Im Norden besteht sie aus Fellrock, Fellstiefeln und einem Kopfschmuck aus Fellen oder aus Eisen in Gestalt eines Geweihes; der Rock ist behängt mit Lederstreifen, Adlerfedern, Klauen, Messingglocken, Figuren aus Eisenblech, die ihre Hilfsgeister darstellen (Abb. 218). Die giljakischen Schamanen ziehen eine kurze Lederjacke und einen Schurz aus Fell an, der dem schottischen Kilt gleicht; darüber einen mit Schellen behangenen Gürtel, und den Kopf bedecken sie mit einer Bärenfellkappe, auf welcher ein geweihähnlicher eiserner Aufsatz angebracht ist. Bei den Altaivölkern ist der Rock aus Stoff gefertigt und ebenfalls mit Blechfiguren, hauptsächlich aber mit Streifen und Schlangen aus Stoff, mit Menschenfiguren aus Filz und ähnlichem behängt (Abb. 219). Die Figuren stellen ebenfalls Hilfsgeister vor, während die Streifen Zeichen der von dem Schamanen bei Krankheit und anderen Fährnissen und Vorfällen erfolgreich geleisteten Hilfe sind. Den Kopf schmückt eine Stoffkappe, in die Adler- und Eulenfedern gesteckt sind und die, wie auch das Gewand, zum Teil mit Näherei aus weißem Renntierhaar verziert ist.

Das hauptsächlichste Hilfsmittel des Schamanen ist seine Trommel.

Diese ist im Westen rund, bei den Jakuten und den anderen nordöstlichen Völkern oval und hat einen Durchmesser von 50—90 cm; die Höhe beträgt 6—15 cm. Der Reifen besteht aus Holz und ist oft mit Buckeln versehen; darüber ist Renntierhaut gespannt, bei den Jakuten und den Altaivölkern wird statt deren auch Pferde- oder Kalbshaut genommen. Im Innern ist ein Querstab oder ein Kreuz oder ein Dreieck aus Holz angebracht, woran Glöckchen, eiserne Figürchen, Stoffstreifen u. dgl. hängen (Abb. 220); bei den Jakuten ist das Griffkreuz gewöhnlich aus Eisen gefertigt und mit Riemen lose angebunden (Abb. 218). Die Trommel der Tschuktschen ist wie die der Inuit gestaltet: der kurze Holzgriff ist außen an den Reifen angebunden, der Überzug besteht aus dünner Walroßmagenhaut, und der Schlägel ist ein 40—70 cm langes Stäbchen aus Holz oder Fischbein. Die korjakischen Schamanen schlagen die Trommel mit einem breiten, mit einem Wolfschwanz überzogenen Fischbeinstück, während bei den übrigen Völkern der Schlägel aus einer Holzplatte mit kurzem, stabförmigem Griff besteht (30 bis 50 cm lang), die unten mit Renntierfell beklebt, oben beschnitzt, mit Beinbelag, Metallplättchen u. dgl. verziert ist (Abb. 221). Das Trommelfell wird bei den Altaivölkern außen mit Bildern von Sonne, Mond und Sternen, heiligen Bäumen, Pferden, Vögeln u. dgl. in Rot, zuweilen auch in Weiß und Schwarz bemalt.



Abb. 217. Hölzerne Götzen bei einer Opferstätte. Jenisseier (Nach Anutschin)

Die Hilfe des Schamanen nimmt der Eingeborene bei Todesfällen, bei Geburten, beim Auszug auf Jagd- und Fischfang und anderen Unternehmungen in Anspruch, hauptsächlich aber bei

Schädigungen, die ihm durch Diebstahl, Plündern der Vorratshäuser, Fallen und Schlingen und durch Erkrankungen entstehen Auf seinen Fahrten z. B. soll ihm der Schamane seine Geister aus dem Bereiche des Waldes, der Luft und des Meeres gegen Gefahren zu Hilfe schicken, und die Seele eines Verstorbenen soll er durch die unterirdischen Geister, die dem Befehle des Schamanen gehorchen, sicher geleiten lassen.

Abb. 218 Schamane Jakuten (Nach Popow)

Alle Unbill und Krankheit schreibt der Eingeborene der Wirksamkeit böser Geister zu, und diese vermag der Schamane nach seiner Meinung durch seine Hilfsgeister zu vertreiben. Zwecks Heilung von Kranken fragt der Schamane seine Geister im Traum um Rat, oder er sucht den bösen Geist, der in den Körper des Kranken eingedrungen ist, durch Anblasen, Anspucken, Schlagen, Einschneiden in schmerzende Stellen unter Hersagen von Zaubersprüchen zu vertreiben. Er läßt dem bösen Geist Opfer von Renntieren, Hunden oder Pferden bringen; solche geopferten Hunde hängen die Korjäken an ihren Hütten auf, türkische Völker im Altai die Häute der Pferde an Stangen oder Bäumen, während sie das Fleisch verzehren. Nützt das alles nichts, dann veranstaltet er bei dem Kranken eine Beschwörung, ruft seine Hilfsgeister gegen die Bösen zu Hilfe. Er schlägt die Trommel, tanzt, springt, schreit, singt Zaubersprüche und -lieder, bis er in einen Zustand der Verzückung gerät und seine hilfreichen Geister zu sehen glaubt, mit ihnen verhandelt, ihnen Befehle erteilt und sie ausschickt, die Seele des Kranken, wenn sie ins Totenreich entflohen ist, zurückzubringen. Oder wenn er selbst bewußtlos zu Boden gestürzt ist, fliegt seine eigene Seele fort, um seine Geister im Walde, in der Luft, im Gebirge aufzusuchen und mit ihnen zusammen gegen die bösen Geister zu kämpfen.

Außerdem befassen sich die Schamanen noch mit Wetterzauber, Wahrsagen, Fernzauber, Herstellung von Amuletten und Zauberkunststückchen. Sie wahrsagen aus den Sprüngen des Schulterblatts eines Renntieres — eines Schafes bei den Turkvölkern und Tungusen —, das zuvor im Feuer gewesen, aus dem Schwirren eines Pfeils oder der Bogensehne oder aus den Handlinien. Amulette fertigt der Schamane aus verschiedenem Material in Gestalt von Menschen und Tieren als Abbilder seiner Hilfsgeister, die der Behausung oder den Trägern Schutz gewähren sollen. Andere Amulette, die guten Fang oder Jagdglück verschaffen sollen, sind in Gestalt der Tiere geschnitzt, denen der Eingeborene jeweils nachstellt. Teile von Tieren trägt man bei sich, um deren gute Eigenschaften (Stärke, Klugheit u. dgl.) zu erwerben. Zauberkunststücke vollführt der Schamane, um seine Macht und Kunst zu beweisen: er befreit sich aus Fesseln, ißt Feuer, stößt sich scheinbar Messer in den Leib u. ä.



Abb. 219. Schamane. Sojoten, Steppe Tolbo

Im Aufbau der Familie tritt die mutterrechtliche Grundlage bei den Itälmen deutlich zutage; bei anderen Völkern zeigen sich nur Spuren davon, wie z. B. bei den Ostjaken und Samojeden, wo die eben vermählte Frau nochmals auf kurze Zeit zu den Eltern zurückkehrt. Bei den Itälmen erwarb der Mann ein Mädchen durch Dienst bei dessen Vater und wohnte nach der Heirat im Hause des Schwiegervaters bis zu dessen und der Schwiegermutter Tode. Nach dem Tode des Mannes wurde die Frau wieder in ihre alte Sippe aufgenommen. Sonst herrscht überall das Vaterrecht, besonders ausgeprägt bei den Tungusen und den türkischen Völkerschaften. Hier bleiben die Söhne mit ihren Frauen aus anderer

Sippe beim Vater wohnen, der für sie sorgt und der Gebieter über alle Angehörigen und über den Besitz der Familie ist. — Frauenraub *kam bei Itälmen, Korjäken und Tschuktschen vor, die die* Weiber der besiegten Feinde sich aneigneten. Die Tschuktschen übten Weiberraub, besonders auf Kriegszügen, die sie früher gegen die Inuit in Alaska unternahmen. Bei den übrigen Völkern ist Kauf der Braut der herrschende Brauch; dabei wird der Kaufpreis in Gestalt von Renntieren, Fellen, Kleidern u. dgl. bezahlt, bei den südlicheren Stämmen mit Pferden, Schafen, Stoffen, Gewändern usw. und neuerdings auch mit Geld, Tee und Schnaps.

Der Vater der Braut ist dagegen verpflichtet, sie mit einer Mitgift auszustatten, die aus Kleidern und Geräten besteht, wozu im Norden außerdem noch Schlitten, Decken u. dgl. kommen.

Ist der Mann mit dem Verhalten der Frau nicht einverstanden, so darf er sie ihrem Vater zurückschicken, muß aber auf den bezahlten Kaufpreis zum Teil oder ganz verzichten. Wenn jedoch die Frau den Mann verläßt und zu ihrem Vater zurückkehrt, ist dieser genötigt, den erhaltenen Kaufpreis dem Schwiegersohne wieder zu erstatten.

Vielweiberei herrschte vor der Einführung des Christentums überall bei den vaterrechtlich organisierten Stämmen, soweit es die wirtschaftlichen Verhältnisse zuließen.

Weibertausch kam früher vielfach vor, und bei den Korjäken war es Sitte, daß die Frau von ihrem Mann an einen oder mehrere auf gewisse Zeit abgetreten wurde. Beim Tode des Mannes ging die Witwe in den Besitz der Erben über und konnte von diesen weiterverkauft werden (Tungusen).

Schwangere Frauen, die vor der Geburt stehen, beziehen ein besonderes Zelt oder eine von den übrigen abgesondert stehende Hütte. Nach der Niederkunft gilt die Wöchnerin auf einige Zeit für unrein und muß Zurückhaltung anderen gegenüber zeigen, gewisse Speisen vermeiden und schließlich sich durch Räuchern reinigen. Die Rückkehr in die Wohnung erfolgt nicht durch die Tür, sondern durch eine andere Öffnung. Der Grund für diese Maßnahmen ist der Glaube, daß die Gebärende und Wöchnerin krank, von einem Geiste besessen sei, der vertrieben und von den Angehörigen ferngehalten werden müsse.

Einen Namen erhält das Kind gewöhnlich sofort, und zwar meist gleich nach der Geburt, wobei die Wahl willkürlich erfolgt,

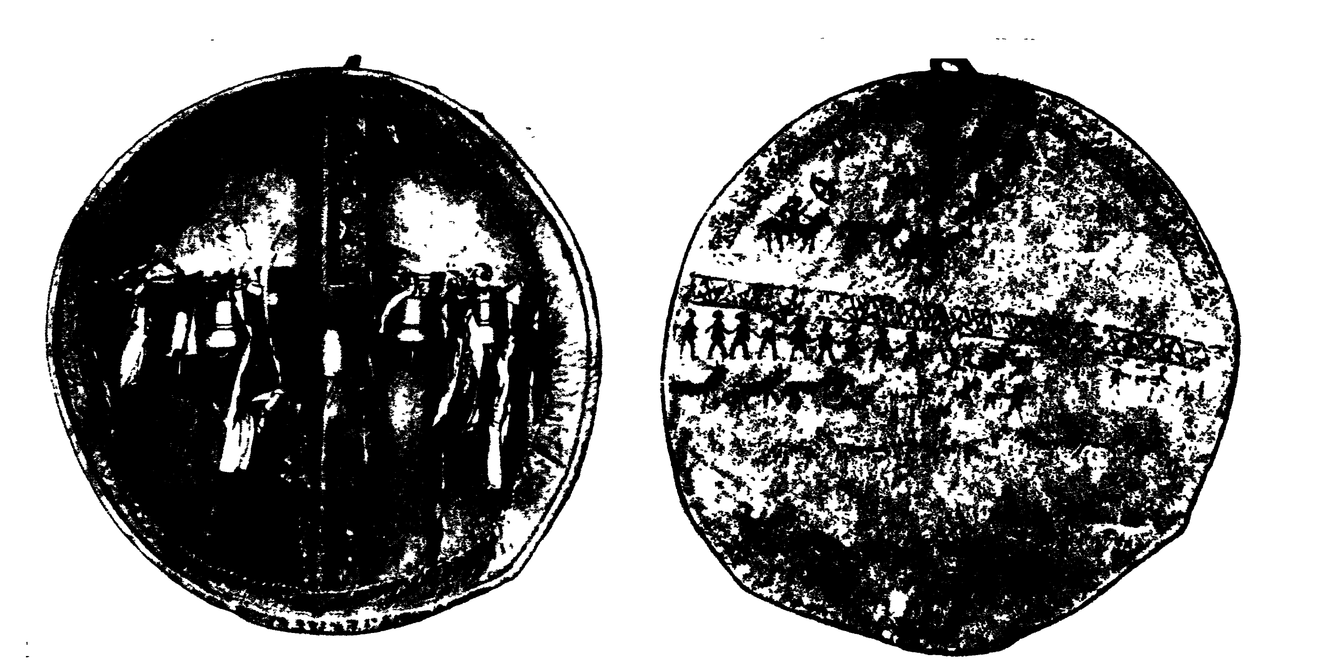


Abb. 220. Schamanentrommel mit schwarz-weiß-roter Bemalung, sechs Buckeln am Reifen und Behang von Eisenschellen und -rundmessern, Messingglocken und bunten Lappen am Griff. Beltiren. Kreis Atschinsk, Gouv. Jenissejsk
($^1/_{10}$ n. G.)
(Museum fur Volkerkunde, Hamburg)

nach einem Tier, einem Menschen u. a.; bei vaterrechtlichen Stämmen greift man gern auf den Namen eines Vorfahren zurück. In beiden Fällen bezweckt man dabei, dem Kinde die Eigenschaften dessen, von dem der Name entlehnt wird, zu verschaffen. Namenwechsel geschieht bei Erkrankung oder beim Tode eines Angehörigen, um die bösen Geister irrezuführen. Auch bei Beginn der Mannbarkeit soll Namenwechsel stattfinden (Samojeden).

Die Kinder trägt man im Osten wie bei den Inuit auf dem Rücken, gewöhnlich werden sie aber in Wiegen gelegt und darin festgeschnürt. Diese sind, ähnlich den russischen, in Form eines viereckigen oder länglich-runden Kastens aus Holz oder Rinde gefertigt (Abb. 198) und mit Moos, Holzspänen, auch Fellstücken ausgefüttert. Bei den samojedischen Wiegen ist am Kopfe ein Bügel, bei den ostjakischen eine hohe Rückenlehne angebracht, um eine Decke überspannen zu können. An den Wiegen sind Schnüre befestigt, um sie im Zelt aufzuhängen oder bei Wanderungen an das Renntier zu binden. Die Tschuktschen haben dafür besondere Schlitten mit ganzem oder halbem Verdeck (s. o. S. 206), in denen die kleinen Kinder, in Felldecken verpackt, warm und sicher untergebracht werden.

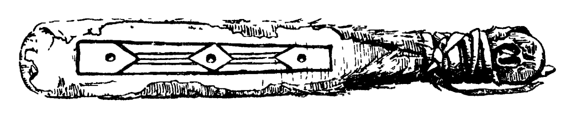


Abb. 221 Schamanentrommelschlägel aus Holz mit Mammutzahnbelag, Dulganen (1/5 n. Gr.)
(Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Über Familie und Sippe hinaus findet sich eine weitere Gliederung oder vielmehr Zusammenfassung zu größeren Verbänden nur bei vaterrechtlichen Völkern, wo die Überlieferung der alten Heimat nachwirkt: bei tungusischen und türkischen Stämmen. Die geringe Menschenzahl der einzelnen Völker, die Verstreuung der Familien und Sippen über weite Strecken standen dem bei den andern von vornherein im Wege. Bei Jakuten, Tungusen und Burjäten, die ja auch der Zahl nach die größten Völker in Sibirien sind, gehört eine Anzahl von Sippen zu einem Geschlecht, und von diesen wieder verschiedene zu einem Stamme. An der Spitze des Stammes stand ein gewählter Führer, an der des Geschlechtes und der Sippe der Älteste.

Als persönliches Eigentum gelten im allgemeinen nur Kleidung und Waffen; Zelt oder Hütte, Schlitten, Zugtiere, Geräte usw. gehören der Familie, Jagd- und Weidegründe der Sippe. Jagd-

beute fällt zum größeren Teil dieser zu; über den Anteil, den der Jäger selbst zu beanspruchen hat, bestehen fast überall bestimmte Rechtsgrundsätze. Die Kargheit der Umwelt, die Schwierigkeiten der Nahrungsbeschaffung fordern die Ausscheidung und Beseitigung schädlicher und unnützer Elemente; daher wurden bei den Itälmen, Tschuktschen u. a. unfähige Greise getötet.

Die Rechtsanschauungen sind wenig ausgebildet, da bei der geringen gesellschaftlichen Entwicklung kein dringendes, weitergehendes Bedürfnis dafür vorhanden war, außer bei den von größeren außersibirischen Volksgemeinschaften abgetrennten Stämmen. Mord erfordert die Tötung des Täters; Blutrache soll gleich wie bei Albanern, Arabern u. a. bei den Itälmen geherrscht haben. Ehebruch gilt als geringes Vergehen gegen den Besitzer der Frau; Diebstahl kann nur wenig vorkommen, da die meiste Habe sich im Gemeinbesitz befindet. Gruß und Dank, die auch ins Gebiet des Rechtes fallen, sind wenig ausgebildet und geübt. Dank für die Aufnahme als Gast, die jedem gewährt wird, wird nicht ausgedrückt, da sie als selbstverständlich gilt und nur den Anschauungen des Gemeinbesitzes entspricht. Bei Samojeden, Tschuktschen u. a. soll früher der Nasengruß üblich gewesen sein: gegenseitiges Andrücken der Nasen und Beriechen.

Eine Ausnahmestellung unter den Völkerschaften Sibiriens nehmen die Burjäten ein, die im dreizehnten Jahrhundert von der nördlichen Mongolei aus bis zum Baikalsee vorgedrungen sind und im sechzehnten Jahrhundert ihr heutiges Gebiet in Besitz genommen haben. Sie sind lamaistische Buddhisten und haben das ihnen aus der Heimat überkommene Kulturerbe im ganzen und großen bewahrt.

Wie einst dort, so führen sie auch in ihrem jetzigen Wohngebiet ein Wanderleben und gewinnen die Befriedigung ihrer Daseinsbedürfnisse aus den Erträgnissen der Viehzucht. Sie befassen sich mit der Zucht von Pferden, Kamelen, Schafen und Rindern, und nur in der Nähe von Städten, wo sie teilweise seßhaft geworden sind und in Blockhäusern russischer Art wohnen, treiben sie auch etwas Ackerbau. Sonst hausen sie in filzgedeckten Scherengatterzelten (Abb. 231), die in Bauart und Ausstattung den Zelten der Mongolen und der türkischen Steppenvölker gleichen. Die linke Seite des Innenraums ist den Männern, die rechte den Frauen vorbehalten; in der Mitte des Zeltes steht der große eiserne

Kessel auf Steinen und dem Eingang gegenüber der Altar mit Buddhafiguren und anderen Bildnissen, mit wohlriechenden Kerzen und Räucherwerk, mit heiligen Schriften und Musikgeräten.

Die Kleidung der Männer besteht aus Hosen, einem langen Rock von chinesischem Stoff und Schnitt, einem baumwollenen Gürtel, an dem das mongolische Messer, Feuerzeug u. dgl. hängt. Als Kopfbedeckung dient ein kegelförmiger Filzhut mit hoher Krempe und einem Büschel roter Seide in der Mitte. Die Frauen tragen ebenfalls Hosen und einen langen Rock aus Baumwolle oder Seide, dazu viel Schmuck aus Münzen, blauen Steinen (Lapis lazuli), Korallen, Bernstein auf dem Kopf, auf dem Rücken und vorn auf der Brust. *Ihr Haar flechten die Frauen in zwei, Mädchen in sieben* und Bräute in noch zahlreichere Zöpfe, die über hölzerne Flügel hinter den Ohren geschlungen werden (vgl. Bd. II bei „Mongolen").

Die Hauptbestandteile der Nahrung sind bei den Burjäten, wie auch sonst in der Steppe, Milch, Käse und Hammelfleisch in verschiedener Zubereitung. Als Genußmittel haben sie Tabak, der aus kleinen chinesischen Pfeifen geraucht wird, Milchschnaps und Ziegeltee, den sie mit Milch, Butter und Salz zusammenkochen (s. u. S. 349).

Zum Reiten benützen sie Pferde, während sie Zelte und schwere Lasten auf Kamele und Rinder laden, die auch die zweirädrigen Karren mit den kleineren und wertvolleren Sachen ziehen.

Das Volk der Burjäten gliedert sich wie die anderen asiatischen Steppenvölker in Stämme, Geschlechter, Sippen und Familien auf vaterrechtlicher Grundlage. Vielweiberei ist erlaubt, aber wenig üblich.

Ihre Religion, der Lamaismus (s. Bd. II bei „Tibet"), ist nicht frei von Überbleibseln älteren Glaubens und Kultes, und auch christliche Elemente sind eingedrungen. So wird z. B. — wie auch in Westsibirien und bei Wolgavölkern — der heilige Nikolaus verehrt und mit Kerzen und anderen Opfergaben beschenkt, da er nach der Meinung der Burjäten mit ihrem Gott des Regens wesensgleich ist. Lamaistische Klöster sind zahlreich vorhanden und haben kulturfördernd gewirkt; ihre Insassen befassen sich außer mit Kultübungen, Lesen und Abschreiben heiliger Schriften auch mit Wissenschaft und Kunst, mit Medizin, Astrologie, mit Musik, Malerei und Schnitzkunst, mit dem Studium des Mongolischen, Tibetischen und Sanskrit.

Über **vorgeschichtliche Funde** in Sibirien ist im allgemeinen wenig Zuverlässiges bekannt geworden, und das ist begreiflich, da die Altsibirier noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit in steinzeitlichen oder noch älteren Verhältnissen lebten. Steinhämmer und -äxte sind noch jetzt bei Tschuktschen und Korjäken im Gebrauch. Nur eine Gegend ist reich an Denkmälern und Zeugnissen des Wirkens und Schaffens vergangener Geschlechter: Südwestsibirien zwischen dem südlichen Uralgebirge und dem Altai und den Sajanischen Bergen.

Aus der Steinzeit dürften kleine Pfeilspitzen und Absplisse aus Feuerstein Quarz u. ä Gesteines (Abb. 222, Fig. 6 und 7) herrühren: letztere, die meist nur etwa 2 cm lang und 1/2 cm breit sind, darf man schwerlich für mikrolithische Messer ansehen, sondern vermutlich sind sie zur Herstellung von Schneiden benutzt worden, in ähnlicher Weise wie sie die Australier an Speerspitzen einkitten. Die Ostjaken sollen in früherer Zeit in die Fellkratzer (s. o. S. 305), welche aus einem gekrümmten Holzstab bestanden, solche Steinsplitter eingesetzt haben.

Zahlreiche Grabhügel (türkisch kurgan = Erhöhung), Bildsteine, Felsinschriften finden sich hier und auch weiter südlich, jenseits der Gebirge, in der nordwestlichen Mongolei bis zur Nordgrenze der Wüste Gobi. Am Abakan und südlich von Krasnojarsk gibt es Gräberfelder von zehn bis zweihundert Hügeln. Die Hügel sind quadratisch oder rechteckig, 3/4—2 m hoch, 8—50 m lang, 4—30 m breit und mit 1—3 m hohen Steinplatten umstellt. Runde Grabhügel sind hier selten, dagegen häufig am oberen Irtysch; die in der westlichen Mongolei bestehen aus einem äußeren Steinkreise von 8—12 m Durchmesser und einer 1—1 1/2 m hohen Aufschüttung von Feldsteinen in der Mitte. Außer diesen gibt es überall einfache Grabhügel, die in humusreichen Strichen gewöhnlich aus Erde aufgeschüttet sind. Die Gräber der ersten Art (mit Steinsetzungen) stammen aus der Kupfer-Bronzezeit, die Hügelgräber aus Rollsteinen in der östlichen Kirgisensteppe und im südwestlichen Sibirien aus der älteren Eisenzeit, die kleinen Hügelgräber in der Abakansteppe aus deren jüngerer Hälfte.

In den bronzezeitlichen Hügeln liegt das Grab selbst 1—2 m unter der Erdoberfläche und ist 1 3/4—2 m lang. Die Zahl der Leichen beträgt eine bis drei, selten mehr; sie liegen ausgestreckt mit dem Kopf gegen Osten auf dem festgestampften oder mit Steinplatten bedeckten Boden des Grabes und sind mit Holz oder Steinplatten bedeckt. Als Beigaben der Toten finden sich darin: Dolche, Messer, Pfeil- und Lanzenspitzen; Sicheln, Axtklingen,

Meißel, Bohrer, Spitzhämmer, Ahlen, Nadeln, Spiegel, Becher; Schnallen, Steigbügel, Gebisse; Schmucksachen, wie Armreifen, Ringe, Schnallen, Knöpfe, Amulette verschiedener Art — ausschließlich aus Kupfer oder Bronze, abgesehen von den Schmucksachen, zu denen auch vielfach Gold verwendet worden war. Dieses Gold wurde in den Flüssen der Sajanischen Berge und im Altaigebirge durch Waschen gewonnen, und dort finden sich noch zahlreiche Reste von Schächten der „Tschuden“, in denen die Leute dieser Bronzezeit mit Steinkeilen und -hämmern das Erz losbrachen. Solche Steinwerkzeuge, Ledersäcke mit Erz und Skelette wurden in eingestürzten Schächten entdeckt. Kupfer wurde offenbar so viel gefördert, daß es nicht nur für den eigenen Gebrauch ausreichte, sondern auch noch zu Handelszwecken benutzt und ausgeführt werden konnte.

Die Bronze stimmt in der Legierung (6—10 v. H. Zinn) mit der der europäischen Vorgeschichte überein; nur bei Schmucksachen wurde dem Kupfer zuweilen mehr Zinn (bis zu einem Viertel) beigemischt, und diese zeigen im Gegensatz zu den sonst grün bis schwarz patinierten Gegenständen eine hellere, graue Farbe. Der Guß wurde offenbar sauber ausgeführt, da fehlerhafte Stücke sich selten finden, und nach dem Guß wurden die Sachen sorgfältig geglättet und geschliffen.

Die häufigsten Beigaben sind in einem Stück gegossene zweischneidige Dolche, einschneidige Messer, Hohläxte (Kelte) und Spitzhammer. Die Dolche (Abb. 222, Fig. 1 und 2) haben gewöhnlich einen flachen Knauf, glatten oder gerieften Griff und zwischen Klinge und Griff ein geschweiftes oder rechteckiges, beiderseits vorstehendes Zwischenstück (Stichblatt), das auf der hölzernen oder ledernen Scheide aufsaß. Die Messer (Abb. 222, Fig. 3) sind am Griff fast immer mit einem Ring oder Loch versehen, an dem sie wohl mit einem Riemen am Gürtel befestigt wurden; oft sind sie nicht gerade, sondern Klinge und Griff bilden einen stumpfen Winkel. Die Hohläxte (Abb. 222, Fig. 12), die den europäischen recht ähnlich sind, haben entweder zu beiden Seiten oder in der Mitte ein Öhr; durch dieses wurde der Riemen gezogen, mit dem sie an den knieförmigen Stiel gebunden wurden. Kleinere Hohläxte haben in der Mitte der Breitseiten ein Loch, sie waren also mit einer Niete am Stiel befestigt. Die Öffnungen der Hohläxte sind viereckig; seltener sind Äxte mit rundem Loch, die unseren Dechselklingen entsprechen. Sehr häufig kommen dagegen Spitzhammer (Abb. 222, Fig. 8) von verschiedener Größe vor; sie haben in der Mitte ein rundes Loch oder einen zuweilen mit Schnurösen versehenen Hohlzylinder, in den der Stock gesteckt wurde. Sie zeigen also große Ähnlichkeit mit den Beilstöcken der Magyaren, Huzulen u. a., und es ist nicht ausgeschlossen, daß zwischen ihnen ein Zusammenhang besteht, wofür auch noch andere Dinge sprechen (Kessel, Pferdegebisse usw.) Selten sind dagegen Lanzen- und Pfeilspitzen (Abb. 222, Fig 4 und 5) aus Kupfer

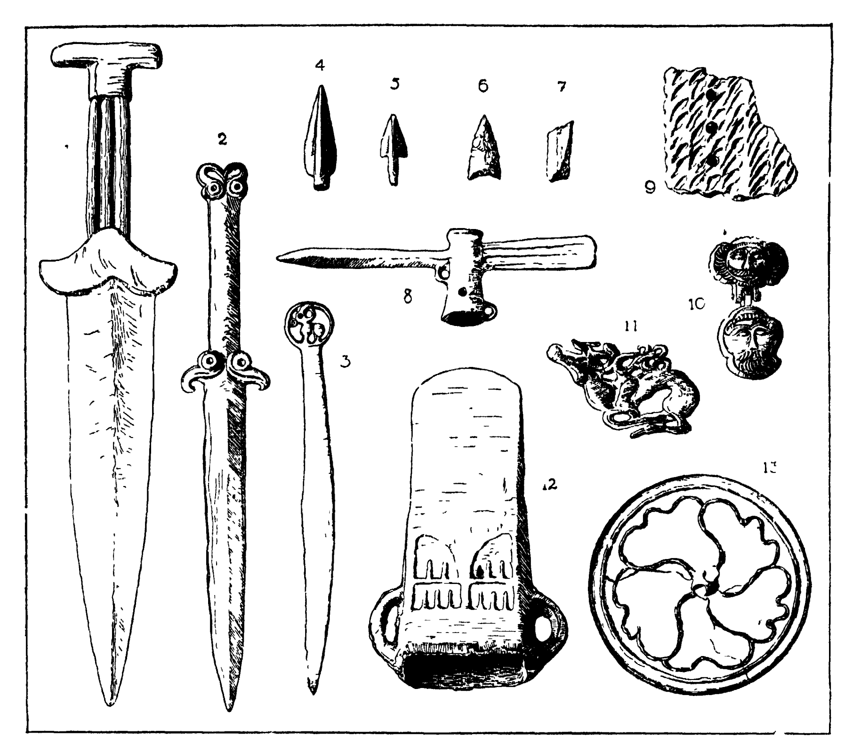


Abb. 222. Vorgeschichtliche Funde: 1 und 2 Dolche aus Bronze; 3 Messer aus Bronze; 4 und 5 Pfeilspitzen aus Bronze; 6 Pfeilspitze aus Quarz; 7 Messer aus Feuerstein; 8 Spitzhacke aus Bronze; 9 Tonscherbe: 10 Gürtelschließe aus Bronze, vergoldet; 11 Hirsch aus Bronze; 12 Hohlaxt aus Bronze; 13 Spiegel aus Bronze. Kreis Minussinsk, Südwestsibirien. (8/10 n. Gr.)
(Museum für Volkerkunde, Hamburg)

oder Knochen und ebenso Pferdegeschirr (Abb. 224). Außerdem kommen hohle Spitzen mit breitem, abgeflachtem Ende vor, die als Lanzenschuhe bezeichnet werden; wahrscheinlich aber waren sie an Grabstocken befestigt gewesen Die Spiegel (Abb. 222, Fig. 13) haben entweder am Rande oder in der Mitte der Rückseite eine Öse oder auch einen auf drei oder vier Beinen stehenden Knopf, der zuweilen zu einem Schaf oder dem Kopf eines solchen ausgearbeitet ist. Andere kleinere flache oder gewölbte Scheiben mit Öse oder Steg dienten wohl als Knöpfe und Gürtelschmuck. An Gurteln und Riemen waren außerdem Schnallen (Abb. 222, Fig. 10) und Zungen, Zierate in Gestalt von Hirschen (Abb. 222, Fig. 11), Bergschafen, Vögeln u. ä. angebracht, und Nadeln und Gewandschnallen (Fibeln) waren in gleicher Weise verziert. Die Amulette und Anhängsel weisen die verschiedensten Formen auf: Menschen- und Tierfiguren, Nachbildungen von Gebrauchsgeräten, Symbole u. a. m Außer diesen Grabbeigaben kommen auch im freien Lande zuweilen Bronzegeräte zutage, besonders Kessel (Abb. 223),

die einen hohlen Fuß und am oberen Rande zwei Henkel haben; ähnliche Kessel sind im Wolgagebiet und in Ungarn öfters gefunden worden.

Die Verzierungen dieser Gegenstände sind entweder — wie bereits erwähnt — figürliche oder geometrische. Letztere bestehen aus parallelen oder sich schneidenden Linien, Kreisen oder Teilen von solchen, Zackenreihen u. ä. Die figürlichen Ornamente zeigen Menschenköpfe (Abb. 223), gehörnte Tiere, Vogelköpfe und -schnäbel. Die Widder, Hirsche und Menschenköpfe sind meist recht naturgetreu ausgeführt, die Vogelköpfe und -schnäbel dagegen zeigen wechselnde Formen, und dieser Umstand weist darauf hin, daß nicht Nachahmung eines natürlichen Vorbildes vorliegt, sondern Stilisierung einer überlieferten Form. Wenn man unter diesem Gesichtspunkt Reihen von solchen Verzierungen vergleicht, so wird man zu der Vermutung gedrängt, daß diese Vogelkopfe und -schnabel aus der Umgestaltung des Bildes eines Bergschafes oder Widders, bzw. seines Gehörnes, hervorgegangen sind. Und diese Urform liegt auch der kirgisischen Ornamentik zugrunde, die sie zu Doppelspiralen und Schneckenlinien weiterentwickelt hat. Ob und in welchem Zusammenhang die Ornamentik gotischer Schnallen damit steht, ist noch nicht ersichtlich; ohne weiteres ist er nicht von der Hand zu weisen, da auch andere Erscheinungen einer früheren Zeit in Sudrußland auf einen solchen hindeuten. Eine andere Verbindung mit dem Westen laßt sich aus der Weinblattverzierung des Spiegels (Abb. 222, Fig. 13) erschließen, die an ahnliche Ornamentik griechischer Spiegel erinnert, und diese läßt sich über Persien bis nach Gandhâra verfolgen. Andererseits scheint der Bereich des Einflusses dieser Kultur weit nach Osten gereicht und auf die chinesische eingewirkt, vielleicht sogar die Grundlage für die spater so reich entwickelte Bronzetechnik der Chinesen und ihre Grundformen geliefert zu haben. So ist z. B. das sog. Messergeld aus den oben (s. S. 332) erwahnten Messern hervorgegangen, das Spatengeld vermutlich aus den Dolchen, die alten Vasen und andere Ziergefäße aus Bronze aus dem sibirischen Kessel.

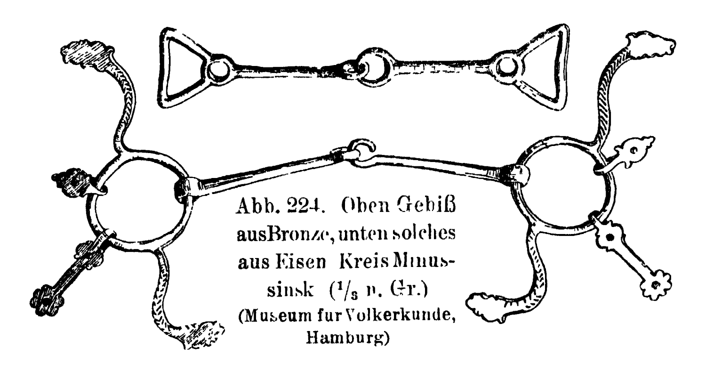


Abb. 223. Bronzekessel, mit zwei menschlichen Gesichtern am oberen Rande. Kreis Minussinsk, Sudwestsibirien. ($^1/_8$ n. Gr.)
(Museum fur Volkerkunde Hamburg)

Außer solchen metallenen Beigaben enthalten die Gräber stets noch Tongefäße. Sie sind dunkelgrau, aus körnigem Ton schlecht gebrannt wie die der deutschen Bronzezeit, und haben die Form eines Topfes mit schwacher Ausbauchung und flachem oder spitzem Boden. Der obere Rand ist mit eingedrückten oder eingekratzten

Reihen von Strichen, Punkten, Zacken u. ä. verziert (Abb. 222, Fig. 9). — Auch kleine Stoffreste sind gefunden worden; sie beweisen, daß Weberei mit einfachsten Hilfsmitteln betrieben wurde.

An einer Anzahl der Umfassungssteine der Hügelgräber finden sich roh eingeklopfte Darstellungen von Menschen, Tieren, Bäumen, Sonne, Mond, und auf oder bei einigen Gräbern Steinsäulen, von denen manche mit einfachen Ornamenten verziert, andere in Form von Menschen ausgearbeitet sind. Solche Steinbilder (koša-taši=Heldenstein) kommen auch in der Mongolei, Mittelasien und zahlreich in Süd-


Abb. 224. Oben Gebiß aus Bronze, unten solches aus Eisen Kreis Minussinsk (1/3 n. Gr.) (Museum für Völkerkunde, Hamburg)

rußland vor (Abb. 246). Sie stellen Männer und Frauen dar, die z. T. einen Rock, Gürtel, Mütze und in der Hand ein Gefäß tragen. Sie zeigen in vielen Einzelheiten eine auffallende Ähnlichkeit mit den altslawischen Steinbildern, die in Deutschland erhalten sind, so daß ein Zusammenhang zwischen beiden Gruppen vermutet werden darf, zumal wenn man noch weitere Umstände berücksichtigt, die auf eine Berührung und Beeinflussung der Slawen in ihrer ursprünglichen Heimat durch östliche Völker in alter Zeit hindeuten.

Aus den Funden ergibt sich, daß dieses bronzezeitliche Volk seßhaft war, Bergbau, Viehzucht (Pferde, Schafe) und vermutlich Hackbau betrieb. Die Spärlichkeit der Kriegswaffen und der Pferdegeschirre spricht dafür, daß es kein kampfgewohntes Reitervolk war, sondern Bogen, Pfeile, Lanzen und Messer hauptsächlich zur Jagd auf Bären, Hirsche, Bergschafe und Steinböcke gebrauchte, deren Bilder (s. o.) zur Auszier von Waffen, Werkzeugen, Geräten und Schmucksachen dienten. Welcher Völkergruppe es angehörte, ist noch nicht festgestellt; nur soviel läßt sich behaupten, daß keines der jetzt dort wohnenden oder benachbarten Völker, weder türkische noch ugrische, samojedische oder altsibirische in Betracht kommen,

da in deren jetzigem Kulturbesitz nichts zu finden ist, was auf irgendwelchen Zusammenhang mit den bronzezeitlichen Funden hinwiese. Dagegen sind, wie schon erwähnt, Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten mit westlichen, auch europäischen Formen erkennbar, die vermuten lassen, daß die Herkunft der Träger der bronzezeitlichen Kultur in dieser Richtung zu suchen ist. Eine Bestärkung solcher Annahme darf man vielleicht aus den Ergebnissen der Untersuchungen der reichen Funde entnehmen, die man in Ostturkestan gemacht hat (s. u. S. 345); sie haben das Vorhandensein westlicher Kultur- und Völkerelemente in diesem Gebiete auch noch in späterer Zeit dargetan.

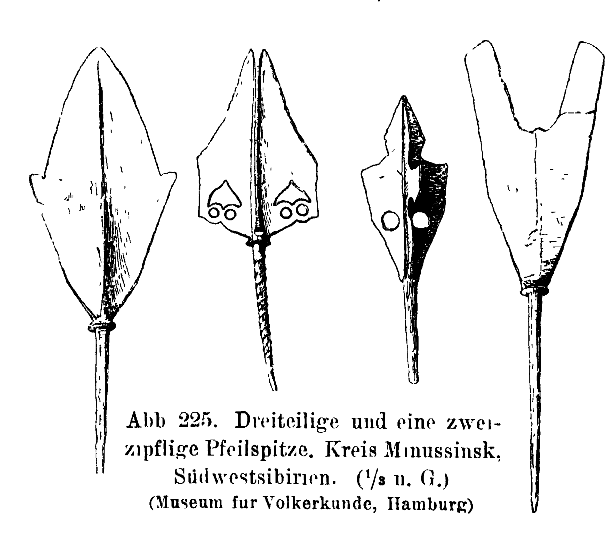


Abb 225. Dreiteilige und eine zweizipflige Pfeilspitze. Kreis Minussinsk, Südwestsibirien. ($^1/_3$ n. G.) (Museum fur Volkerkunde, Hamburg)

Die Gräber der älteren Eisenzeit am oberen Irtysch und in der östlichen Kirgisensteppe sind anders angelegt als die bronzezeitlichen. Unter einer flachen Schüttung (meist 1—2 m hoch und 2—10 m im Durchmesser) von kleinen Steinen — doch kommen auch größere Kurgane (bis 30 m Durchmesser) vor — befindet sich ein Schacht von 5—6 m Tiefe, $1^1/_2$—4 m Breite und 2—5 m Länge. Der Schacht ist oben mit Steinen und Erde ausgefüllt, und das eigentliche Grab, welches das untere Drittel des Schachtes einnimmt, ist zuweilen mit behauenen Balken und Birkenrinde umkleidet und bedeckt. Darüber liegen die oft zahlreichen Skelette von geopferten Reitpferden und im Grabe die ausgestreckten Menschenskelette zusammen mit einzelnen Knochen von Schafen.

Grabhügel von etwas abweichender Art in der Barabasteppe und bei Barnaul sind aus Erde aufgeschüttet; über das eigentliche Grab im Schacht sind Bohlen und Birkenrinde gedeckt, und darüber liegt eine Schicht Holzkohle. Pferdeskelette sind selten, und solche finden sich nicht uber dem Grab, sondern zusammen mit den menschlichen Skeletten.

Die Hügelgräber der jüngeren Eisenzeit am Abakan und am oberen Jenissej sind ganz anders geartet als die früheren. Sie liegen gewöhnlich nicht einzeln, sondern, wie unsere eisenzeitlichen Urnengräber, in größerer Anzahl zu Friedhöfen vereint beieinander.

Der Durchmesser der Hügel beträgt nur etwa 3 m, und zwei von ihnen gehören stets zusammen: ein runder und ein ovaler. Letzterer enthält das Skelett, der runde die Beigaben. Die Leichen waren scheinbar ohne Kleidung, nur ½ m tief eingegraben, und ebenso tief in dem anderen Hügel ein Tongefäß, das in Männergräbern vasenförmig und mit Bändern aus Fischgräten oder quadratischen Mustern verziert ist, in Frauengräbern die Form eines henkellosen Topfes hat oder einer gehenkelten Urne, zuweilen mit Verzierungen aus hängenden Dreiecken Darunter liegt eine Schicht verbrannter und unverbrannter Knochen von Schafen, seltener von Pferden oder Rindern, dazwischen eiserne Messer, Pferdegebisse, Steigbügel, Beile, Pfeilspitzen und Randäxte. Auch hier besteht, wie z. T. auf unseren Urnenfeldern, eine Scheidung in Friedhöfe für Männer und in davon getrennte für Frauen.

Noch jünger sind Gräberfelder östlich von Tomsk im Flußgebiet des Tschulym und der Kija, die im siebzehnten Jahrhundert angelegt sind, wie darin gefundene Münzen bezeugen. Die Hügel sind ¾—2 m hoch und 2—4 m im Durchmesser, aus Erde aufgeschüttet. Die Skelette, denen Kleider, Waffen, Geräte, ein kupferner oder eiserner Kessel oder ein Tongefäß beigegeben sind, liegen hier nicht in einem Schacht, sondern auf dem gewachsenen Boden, bedeckt mit Birkenrinde und Bohlen.

Beigaben in diesen eisenzeitlichen Gräbern sind: Dolche, Messer, Schwerter, Lanzen- und Pfeilspitzen, Schuppenpanzer, Pferdereitzeug (Gebisse, Riemen- und Sattelbeschläge, Steigbügel); Beile, Dechsel, Meißel, Bohrer, Sicheln, Pflugschare, Feuerschläger, Schmucksachen, Spiegel, Kleider, Holz- und Knochengeräte und -schnitzereien usw.

Waffen und Werkzeuge der Eisenzeit sind meist aus Eisen gefertigt, doch verwendete man auch Kupfer, Silber und Gold, besonders zu Schmuck. Gold wurde in der älteren Eisenzeit zu dünnem Blech gehämmert und die Griffe von Messern und Dolchen, Knöpfe, Schmucksachen, aus Birkenrinde geschnittene Ornamente u. a. damit überzogen; kleine Goldplättchen waren auf den Saum von Kleidungsstücken genäht, und auch Figuren von Menschen und Tieren aus solchem Blech geschnitten. In der jüngeren Eisenzeit erscheint an Stelle dieser Technik die Tauschierung.

Die eisernen Dolche und Messer aus den ältesten Gräbern haben dieselben Formen wie die der Bronzezeit; in den jüngeren fehlen Dolche, statt deren einschneidige Schwerter mit Knauf und schwachgekrümmter Klinge und gerade Messer mit Griffstachel, an denen Hefte aus Holz, Horn oder Knochen gesessen hatten, häufig vorkommen. Die Hohläxte und Spitzhämmer sind verschwunden,

und die Dechsel (s. o. S. 332) haben keine geschlossene Tülle, sondern es sind auf der Rückseite nur schmale Ränder zur Befestigung des Stieles umgebogen. Die Klinge verbreitert sich entweder vorn zur Schneide, oder es ist eine besondere rechteckige Eisenplatte als Schneide angesetzt. Lanzenspitzen sind ebensowenig häufig wie in der Bronzekupferzeit, dagegen finden sich zahlreiche Pfeilspitzen mit Schaftstachel, deren ältere Arten lanzettlich, blattförmig, bolzenartig, zweiteilig oder vierkantig sind. Für die jüngere Eisenzeit sind charakteristisch die japanischen Formen ähnlichen Spitzen mit drei radialen Blättern, die meist mit je einem runden Loch oder halbmond-, herzförmigem u. ä. Ausschnitt — seltener zwei oder drei — versehen und teilweise in der Mitte ausgezackt sind (Abb. 225). Die Löcher erzeugten beim Flug des Pfeiles einen sausenden Ton, wie chinesische Schriftsteller berichten, wohl um den Feind zu schrecken. Die zu Jagdzwecken gebrauchten Pfeile waren wie die jetzt noch in Sibirien gebräuchlichen gestaltet: für größere Tiere hatten sie größere bolzenartige, breitschneidige, drei- oder vierkantige Spitzen aus Eisen oder Knochen, für kleinere Tiere, deren Fell wenig beschädigt werden sollte, kleine metallene oder kolbenförmige Spitzen aus Holz oder Knochen (vgl. o. S. 304). — Die Spiegel sind jetzt aus einer anderen Legierung (mit mehr Zinn und Blei, gegen 20 v. H.) gegossen, deshalb von weißgrauer Farbe; sie sind rund, auf der Rückseite mit erhabenen Ornamenten verziert und mit einer knopfartigen Öse versehen. Seltener sind quadratische Spiegelplatten; auf einer von diesen sind türkische Runen eingekratzt. In den jüngeren Gräbern kommen häufig chinesische Bronzespiegel vor.

Schmucksachen aus Kupfer, Bronze, Gold und Silber werden in eisenzeitlichen Gräbern nicht so oft wie in den bronzezeitlichen gefunden; es sind Knöpfe, Gürtelschnallen und -beschläge, Ringe, kleine Glocken u. a. Dagegen enthalten die Gräber gewöhnlich Zierstücke aus Knochen und Holz, besonders Gürtelschnallen und -beschläge, die mit phantastischen Tierfiguren (Verbindungen von Vogel- und Tigerköpfen, Pferden, Schlangen, Hirschen u. dgl.) beschnitzt sind, zuweilen auch Figuren von Pferden mit vergoldeten Hufeisen.

Auch das Zaumzeug der Pferde war mit Zierplatten aus Kupfer, Silber oder Gold benäht und mit kleinen Schellen und Amuletten behängt. In den späteren Gräbern finden sich auch eiserne Beschläge, die wie die kirgisischen mit Gold und Silber eingelegt

sind. Die Sattelbretter waren in ähnlicher Weise verziert. Die Gebißstangen unterscheiden sich von den bronzezeitlichen durch die großen seitlichen Ringe mit Ansätzen und Beschlägen für die Riemen (Abb. 224). Die Steigbügel haben einen einfachen Bügel und eine gerade oder gekrümmte breite Fußplatte.

Vereinzelt sind in den älteren Gräbern der Eisenzeit Kleidungs-





Abb. 226. Puppe (Vorder- und Rückseite), einen Schamanen darstellend, Jakuten (Nach E. W. Pfitzenmayer)

stücke zutage gekommen, wie z. B. ein Mantel mit engen Zierärmeln aus rotgefärbten Hermelinfellen mit Zobelfutter, grüngefärbten Pelzverzierungen und zahlreichen vergoldeten Holzknöpfen, sodann ein frackartiger Rock und Brustlatz in der Art der tungusischen (s. o. S. 300) aus Zobelfellen mit Seidenbezug, mit Lederstreifen und Goldzacken benäht. Auch Reste von Filzstiefeln, gewebten Wollhosen und einem Pelzmantel fanden sich.

Die Tongefäße der älteren Eisenzeit sind aus gutgeschlämmtem grauen Ton hergestellt, hart gebrannt und sorgfältig verziert (s. o. S. 299).

Aus den Beigaben an Waffen und Reitzeug, sowie aus den zahlreichen Skeletten von geopferten Pferden geht hervor, daß die Leute der älteren Eisenzeit ein kriegerisches Reitervolk waren, und chinesische Quellen geben Beschreibungen, die den Ergebnissen der Grabungen entsprechen, von Völkerschaften, die zu jener Zeit im nördlichen und westlichen Vorlande des Altai und südlich davon saßen, und die sie Haka (türkischsprechende Mongolen?), Tukiu, Tu-Küe (Türken) und Kao-tsche, Kao-Kü (Uiguren) nennen. Darnach waren die Tukiu mit Bogen aus Horn, pfeifenden Pfeilen, Schwertern und Lanzen bewaffnet; sie führten ein Wanderleben und besaßen Herden von Pferden, Schafen, Ziegen, Kamelen und Rindern. Von den Uiguren wird außerdem berichtet, daß sie — wie Kirgisen und Kalmyken — hohe zweirädrige Wagen hatten. Auch die Leute der älteren Eisenzeit gebrauchten solche Wagen und züchteten dieselben Tiere, wie die Felszeichnungen am Jenissej und am Jüs zeigen. Sie trieben daneben, wie die heutigen türkischen Wandervölker, in der Nähe ihrer Winterlager etwas Ackerbau mit Hacken und Hakenpflügen, (s. u. S. 347). Bei diesen Feldern, auf denen von Sklaven und Hörigen Gerste, Weizen und Hirse angebaut und geerntet wurde, errichteten die Haka nach chinesischen Berichten Hütten aus Birkenrinde, während sie im Sommer in Filzzelten wohnten. Die Körner wurden auf Handmühlen gemahlen und das Mehl als Brei verzehrt oder als Zusatz zu anderen Speisen verwendet (vgl. u. S. 349), im allgemeinen jedoch nährten sich die Haka von Fleisch und Stutenmilch.

Die spätesten Gräber am Tschulym, die wohl aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert stammen, zeigen eine Kultur, die der noch heute in Südwestsibirien herrschenden entspricht. Die Stämme, die diese Gräber hinterlassen haben, scheinen hauptsächlich von der Jagd gelebt zu haben, darauf weisen die zahlreich gefundenen Pfeilspitzen aus Knochen und Eisen hin. Reitpferde besaßen sie, aber scheinbar keine anderen Zuchttiere; auch Ackerbau trieben sie nicht, sondern nur Sammelwirtschaft, wobei sie Grabstöcke zum Ausheben von Wurzeln und Zwiebeln benützten. Metalle gewannen sie nicht selbst, sondern kauften sie, wie auch daraus gefertigte Schmucksachen, Glasperlen u. dgl., von fremden Händlern (Russen?); nur wenige Gegenstände, wie Messer, Pfeilspitzen, Kessel, scheinen sie selbst geschmiedet zu haben, ähnlich den Ostjaken und Jenissejern. Ihre Kleidung bestand aus Rehfellmütze, Pelzrock, langen Fell- oder Lederstiefeln; die Männer trugen

dazu einen Ledergürtel, der zuweilen mit Metallbeschlägen verziert war, und daran ein Messer mit Holzscheide, die Frauen Ringe an Fingern und Ohren, Perlenschnüre, Zopfschmuck und Nähzeugtäschchen (vgl. die Tracht der Ostjaken, S. 300).

Was die völkische Zugehörigkeit der Träger dieser Kultur anbelangt, so kommen dafür die Vorfahren der heutigen Jenissejer in Betracht und Angehörige samojedischer Stämme, die sich früher weiter nach Süden bis in den Altai hinein ausdehnten.

Die Kultur der älteren und jüngeren Eisenzeit ist, wie oben wiederholt angedeutet, zweifellos türkischen Völkerschaften zuzuweisen; die Ergebnisse der Grabungen und chinesische Berichte offenbaren deutlich die weitgehende Ähnlichkeit, die mit den kulturellen Verhältnissen der jetzigen türkischen Wandervölker bestand. Ferner geht aus dem Umstande, daß die Formen der ältesten eisernen Dolche, Messer usw. dieselben sind wie die der bronzezeitlichen, hervor, daß die Leute der Eisenzeit sie von der ansässigen Bevölkerung übernommen haben dürften, welche von ihnen unterworfen und allmählich aufgesogen wurde.

II. Mittelasien

Mittelasien mit Einschluß des Steppengebietes Südwestsibiriens wird fast ausschließlich von Turkvölkern bewohnt, nur in den östlichen Grenzgebirgen schieben sich mongolische Stämme und in den südlichen Randgebieten Iranier u. a. ein. Im nördlichen und östlichen Mittelasien wohnen zwei Turkvölker, die beide den Namen Kirgisen führen (= Feldwanderer). Die Kara-Kirgisen, schwarze oder wilde Kirgisen, von den Chinesen Burut, von den Russen Dikokamennyje Kirgisy (= Kirgisen der wilden Felsgebirge) genannt (600000), hausen in den zentralasiatischen Grenzgebirgen, vom Issik-kul an südwärts in den Tälern des Tienschan, des Altai und des nördlichen Pamir, besonders am Narym, Tschuj und am Oberlauf des Amu- und Syr-Darja, also in Kaschgarien, in Fergana und Semiretschensk. Sie zerfallen in einen linken Flügel (Sol) mit sieben Geschlechtern am Talas, und einen rechten (Ong) mit ebenfalls sieben Geschlechtern zwischen dem Issik-kul und Kaschgarien. Zu den Kara-Kirgisen rechnet man auch die halbnomadischen Kiptschaken (60000) östlich von Chokand, die einer der fünf ältesten Stämme des Türkenvolkes sind.

Die Kasak-Kirgisen (4000000) haben das ganze weite Steppenland zwischen der Wolga und den turkestanischen Grenzgebirgen im Osten, von Südwestsibirien bis zum Kaspischen Meere, dem Aralsee, Syr. Das Wandergebiet der großen Horde (ulu dschüs, etwa 2000000) befindet sich an den Flüssen Tschuj, Talas und Tschirtschik, in Semiretschensk südlich des Balchasch-Sees und in Turkestan; das der kleinen Horde (kitschi dschüs, etwa 1000000) in der oberen Bergsteppe zwischen dem Aralsee und der unteren Wolga, und das der mittleren Horde (orta dschüs, rund 900000) in Akmolinsk und Semipalatinsk an den Flüssen Tobol, Irtysch, Ischim, Turgaj bis zum Syr-Darja hin. Von der kleinen Horde hat sich die innere oder Bukejsche (200000) nördlich des Kaspischen Meeres abgesondert, und eine besondere Gruppe bilden auch die Kasak von Chinesisch-Turkestan. Diese Horden gliedern sich wieder in Völker, Stämme, Geschlechter und Sippen; so zerfällt die große Horde in 19 Stämme und 5 Völker, die mittlere in 37 Stämme und 4 Völker, die kleine in 25 Stämme und 3 Völker.

Aus verschiedenen Turkvölkern sind die Usbeken (600000) zusammengewürfelt, die ihren Namen von einem Fürsten der Goldenen Horde (um 1340) haben; sie sind teils halbnomadisch, teils ansässig und bilden die herrschende Klasse in den Chanaten Chiwa, Buchara und Chokand. Auch im nördlichen Afghanistan und im westlichen Ostturkestan sind einige Striche von ihnen bewohnt. — Die Kara-Kalpaken (Schwarzmützen, 140000) am unteren Amu-Darja, am Serafschan und am oberen Syr-Darja im Norden des Chanates Chiwa sind seßhafte Ackerbauer, Viehzüchter, Fischer und Gewerbetreibende.

Die Turkmenen, zu denen auch die im Mittelalter bekannten Usen (Gus, Oghus = grob, unzivilisiert) und Kumanen gehörten, die ursprünglich das ganze Land gegen Iran hin beherrschten, waren bis vor kurzem völlige Nomaden und berüchtigte Räuber, aber seit ihrer Unterwerfung durch die Russen sind sie in der Mehrzahl und ziemlich rasch seßhaft geworden. Sie bewohnen das Gebiet zwischen dem Kaspischen Meere und Balch und vom linken Ufer des Amu-Darja bis Herat in Nordwestafghanistan und Astrabad an der Südostecke des Kaspischen Meeres im nördlichen Persien. Sie zerfallen in sieben größere Völker: die Tschauduren (12000) zwischen dem Kaspischen Meere und Chiwa, und südlich von ihnen die Jomuden (40000) zwischen dem Kara Bogas und dem Flusse Gürgen, die

Göklen oder Goklan (10000) in Persien zwischen dem oberen Gürgen und dem Atrek, die Achal-Tekke (80000) vom Kubet-Dagh bis zum Tedschen, die Salor (50000), die vom Keschef-Rud bis gegen Merw schweifen, die Merw-Tekke, die Saryk und die Ersari am mittleren Amu und am Mittellaufe des Murghab. Die drei letzteren Völker werden auch unter dem Namen Kara-Turkmenen (130000) zusammengefaßt. Die Gesamtzahl der Turkmenen dürfte mit Einschluß kleinerer Stämme, wie der Alieli, die zwischen den Ersari und den Saryk sitzen, rund 350000 betragen.



Abb. 227. Kirgise (Nach Dudin)

Kleinere, zum Ackerbau übergegangene Stämme sind: die Tarantschi (90000), von China im Ilitale angesiedelte, mit Iraniern gemischte Nachkommen der alten Uiguren aus Ostturkestan: die Tschala-Kasak (Halb-Kasaken) bei Taschkent; die Kurama (50000) am Tschirtschik und Angrens, welche durch Mischung aus verarmten Kirgisen mit anderen Türken und Sarten hervorgegangen sind. Endlich lebt im chinesischen Ostturkestan eine türkische Bevölkerung, Nachkommen der Uiguren, die mit arischen und verschiedenen mongolischen Elementen gekreuzt sind; sie nennen sich Jerlik (Einheimische). Kaschgarlyk und Jetischehrlik (Siebenstädteleute) und dürften etwa 200000 Köpfe zählen.

In anthropologischer Beziehung stehen diese Turkvölker den Mongolen nahe. Die Kirgisen sind im allgemeinen mittelgroß, starkknochig, kurzköpfig, von weißer bis gelber Hautfarbe, an unbedeckten Körperstellen braun, Füße und Hände sind klein, das Haar straff, schwarz bis braun, der Bartwuchs an der Oberlippe, und am Kinn schütter, die Augen braun, die Lidspalte schmal und schräg, die Stirne flach und niedrig, die Lippen dick, das Kinn viereckig, die Nase stumpf und breit, die Backenknochen vortretend, die Ohren groß und abstehend. Bei den Usbeken äußert sich die Beimischung iranischer Urbevölkerung in verschiedenem Grade; meist aber ist der Kopf nicht so breit wie bei den Kirgisen, das Gesicht länglichrund, der Haarwuchs stärker, die Nase dick, das Kinn runder, die Backenknochen weniger vorstehend. die Hautfarbe hell, der Wuchs höher und der ganze Körper zarter gebaut. Noch deutlicher zeigt sich iranischer Einfluß bei den Turkmenen infolge der massenhaften Einschleppung von Sklaven aus Persien, am meisten bei den südlichen Tekke und den Jomuden, wo man fast

europäische Typen finden kann. Die Kara-Kalpaken haben einen Teil russischen Blutes in sich: sie sind daher höher, plumper, haben starken Haarwuchs, volles Gesicht mit großen, geraden Augen, spitzes, flaches Kinn und auffallend lange Arme und breite Hände. Die Tarantschi sind von Wuchs mittelgroß, ihre Hautfarbe ist hell, das Haar dunkel und weich. der Bartwuchs spärlich; die Stirn hoch und breit, die Nase gebogen, die Backenknochen wenig vorstehend. das Gesicht viereckig.

Ihrem Charakter nach sind die echten Türken gutmütig, fügsam, redlich, ernst, gastfreundlich, dabei etwas rauh, rachsüchtig und hitzig. Der ackerbauende Usbeke ist ziemlich schwerfällig, dabei fromm und kriegstüchtig, während der arme Kara-Kalpak friedfertig und unterwürfig ist.

Die türkischen Sprachen stehen den finnischen und ugrischen Sprachen und den samojedischen nahe (s. o. S. 283). Die Unterschiede zwischen den einzelnen Turksprachen sind so gering, daß man sie richtiger als Mundarten bezeichnen könnte. Von ihnen reiht sich das Kara- und Kasak-Kirgisische an das Teleutische (s. S. 279) an; sie zeichnen sich, wie auch das Jakutische, durch ihre Reinheit von fremden Elementen aus, die in die südlichen und westlichen Turksprachen durch kulturelle Beziehungen und vor allem durch den Islam massenhaft eingeführt wurden. Das ostturkestanische Türkisch steht zwischen dem alten Uigurischen und dem Usbekischen oder Tschagatajischen, während das Kara-Kalpakische wieder Beziehungen zu diesem, dem Kirgisischen und dem Wolga-Türkischen aufweist, und das Turkmenische sich eng an das Osmanische, Aserbejdschanische und Kumanische anschließt.

Als Schrift wird heute von allen Turkvölkern (außer den Jakuten) die arabische gebraucht. Im alten Reiche Uigurien, welches das heutige Ostturkestan bis zum oberen Jenissej umfaßte, hatte man früher eine eigene Schrift, die von der im fünften Jahrhundert von nestorianischen Mönchen eingeführten syrischen Schrift abstammte, sich von da aus auch zu anderen Turkvölkern verbreitete und noch im fünfzehnten Jahrhundert an der Wolga und in Buchara angewendet worden ist. Außerdem hat man am oberen Jenissej türkische Inschriften in einer eigentümlichen, an Runen erinnernden Schrift gefunden; sie sollen z. T. die Namen von Stämmen enthalten. welche dort Weiderecht hatten, z. T. sind es Grabschriften.

Die wichtigste uigurische Handschrift war bisher das Kudatku Bilik, d. h. das Buch des Wissens, welches ein Bild der damaligen uigurischen Kultur gab (geschrieben 1067). In den letzten Jahren sind aber große Funde an uigurischen und anderen Schriften gemacht worden, die unser Wissen von den früheren innerasiatischen Verhältnissen wesentlich bereichtert haben. In Chotan hat Stein neben Bildwerken und allerlei Geräten, die auf die griechisch-indische (Gandhâra-) Kunst zurückgehen, eine Menge chinesischer Handschriften aus dem dritten bis achten Jahrhundert, in Brâhmîschrift

abgefaßte Sanskrittexte, solche in einem bisher unbekannten ostiranischen Dialekt und zahlreiche Dokumente, Briefe u. a. in einer dem Prakrit verwandten Sprache und in Kharosthischrift aus dem dritten Jahrhundert entdeckt, und ferner (1900—1904) gelang es — besonders Grünwedel und v. Lecoq — in Turfan eine Menge von Handschriften, Bildern und Geräten aus den Ruinen verschütteter Städte ans Tageslicht zu fördern. Es zeigte sich, daß da Buddhisten, Manichäer und nestorianische Christen (wozu später noch Moham-

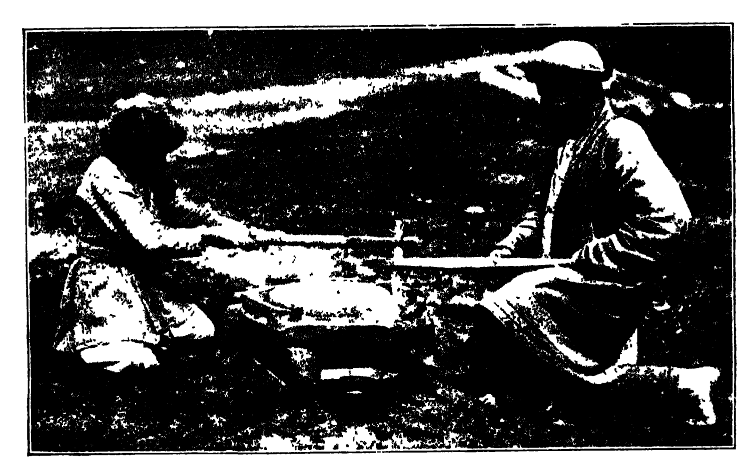


Abb. 228. Handmuhle, Kirgisen
(Nach Dudin)

medaner kamen) friedlich nebeneinander gelebt haben, und daß in dieser Kultur, die in der einheimischen Bronzezeit wurzelt (vgl. S. 330 ff.), die bildende Kunst von der sassanidisch-persischen beeinflußt und in der Mitte zwischen der Gandhârakunst und der kirchlichen Chinas und Japans stand.

Die Untersuchung der Handschriften, die in vierzehn Sprachen und zahlreichen Schriftarten abgefaßt waren, lieferte unerwartet wertvolle Ergebnisse, deren wichtigste sind: die Auffindung eines bisher unbekannten Sanskritkanons, auf den die heiligen Texte der chinesischen und tibetanischen Buddhisten zurückgehen, zahlreiche Reste der verloren geglaubten manichäischen Literatur in Estrangelo-Schrift, christliche nestorianische Texte, die Entdeckung eines neuen mittelpersischen Dialektes, des Soghdischen, und vor allem die einer ganz neuen indogermanischen Sprache, des Tocharischen oder Indo-



Abb. 229. Sarten von Schugnan (rechts zwei Tadschiks), Westpamir
(Nach Dr. A. Schultz)

skythischen, die, wie es scheint, merkwürdigerweise nicht den östlichen, den iranischen und indischen Sprachen, sondern den westlichen nähersteht.

Bildliche Darstellung scheinen die Träger dieser Sprache, die Tocharer, auf einigen der in großer Zahl entdeckten Wandgemälde gefunden zu haben, wo blauäugige Männer mit rotem Haar und Bart neben anderen Völkertypen: Ostasiaten, Uiguren, Ostiraniern, aramäisierten Persern, Syrern auftreten.

Die Grundlage der Wirtschaft der türkischen Steppenvölker bildet fast ausschließlich die Viehzucht, und ihre hauptsächlichsten Zuchttiere sind Pferde, Schafe, Kamele, Rinder, bei den östlichen Kirgisen auch Yaks; nur in wasserreichen Gegenden, an den größeren Flüssen und Seen wurde von jeher Ackerbau getrieben. Das Pferd der Türken stammt vom Tarpan ab, bei den Turkmenen ist es mit dem arabischen gekreuzt. Es gilt ihnen für wertvoller als das Kamel, und man pflegt gute Rosse bei den Tekke mit wollenen oder seidenen Schabracken zu schmücken, bei den Kirgisen, Usbeken u. a. mit Zaumzeug, das mit Türkisen, silbernen Plättchen u. dgl. besetzt ist. Mädchen und Knaben werden von klein auf ans Reiten gewöhnt und bringen es deshalb zu großer Fertigkeit darin. Das Schaf ist das

wichtigste Nutztier, es liefert ihnen das hauptsächlichste Material für Kleidung und Nahrung und außerdem einen Leckerbissen *in seinem* Fettschwanz. Bekannt ist die Benützung der Felle von schwarzen Lämmern zur Anfertigung von Mützen, wie sie von Tataren, kaukasischen Völkern u. a. getragen werden. Das Rind züchtet man weniger wegen seiner Milch, der die von Pferden, Schafen und Kamelen vorgezogen wird, als behufs seiner Verwendung als Last- und Reittier; es ist auch nicht so widerstandsfähig wie diese gegen Dürre und Kälte: es kann Wasser schwer entbehren und vermag nicht, wie die anderen Tiere, im Winter sich Futter unter dem Schnee hervorzuscharren. Esel und Maultiere kommen im Süden vor, wo sie aus Persien eingeführt sind; sie werden zum Tragen von Lasten benutzt. Das Kamel ist weniger Reit- als Lasttier und wird auch vor die kleinen, zweirädrigen Wagen gespannt. Außerdem liefert es Milch, Haare, Wolle, Fleisch, Sehnen und andere Nutzstoffe.

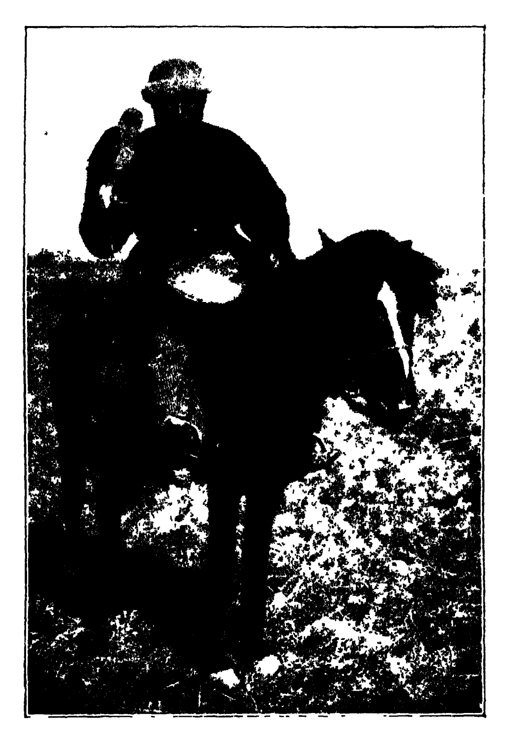


Abb. 230. Falkenjäger, Kirgisen
(Nach Dudin)

Seit ihrer Unterwerfung durch die Russen ist in der Lebensweise der Nomaden eine starke Veränderung eingetreten, die Turkmenen sind zum größten Teil halbansässig geworden, und bei den Kirgisen ist auch schon der Anfang davon gemacht, während die Tarantschi, die Kurama u. a. seit längerer Zeit seßhaft sind. Die Halbnomaden sitzen im Winter an einem bestimmten Orte, wo sie feste Hütten haben, besonders gern an einem See. Da säen sie im Frühling Hirse oder Weizen, dann ziehen sie auf die Weidegründe, von wo sie im Herbste zurückkehren, um die Felder abzuernten, deren Obhut und künstliche Bewässerung sie inzwischen gewöhnlich Leuten eines ärmeren Stammes anvertraut hatten.

Ausschließlich Ackerbauer sind die Ostturkestaner östlich vom Aksu und die Kirgisen von Kuldscha, wo viel Baumwolle erzeugt wird, und auch der Usbeke ist teilweise zum Ackerbau übergegangen; *ebenso die Turkmenen an der persischen Grenze,* wie überhaupt bei den Turkmenen schon eine Sonderung in seßhafte (Tschomur) und wandernde (Tscharva) stattgefunden hat. Ertragreicher Ackerbau ist in der Ebene nur bei künstlicher Bewässerung möglich, die in der Nähe der größeren Flüsse in ausgedehntem Maße erfolgt, so am Syr- und Amu-Darja, am Atrek, am Serafschan und in Kaschgarien.

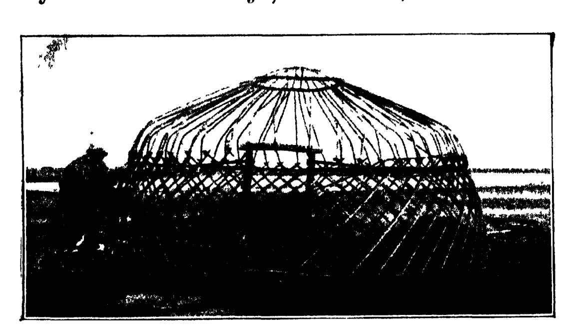


Abb. 231. Holzgerüst einer Jurte. Kara-Kirgisen, Zentralpamir
(Nach A. v. Schultz)

Jagd wird von den türkischen Steppenbewohnern auch betrieben, aber nicht zwecks Nahrungsgewinnung, sondern mehr als Liebhaberei. Gazellen, Wölfe, Füchse, Hasen jagt man mit gezähmten Geparden und Adlern, Vögel mit Falken, (Abb. 230), Sperbern und Habichten. Die Turkmenen verwenden auch Windhunde, die aus Persien eingeführt sind. Wo größere Raubtiere vorkommen, wie z. B. an einigen Stellen der Tiger, fängt man sie in Fallen. Auf die den Herden verderblichen Wölfe veranstalten Kirgisen und Turkmenen Treibjagden zu Pferd, wobei sie die Wölfe hetzen und mit langen Peitschen totschlagen.

Fischfang wird von den Wanderstämmen fast gar nicht ausgeübt, dagegen bringt er den seßhaften große wirtschaftliche Vorteile, wie z. B. den Kara-Kalpaken am Aral-See und am Syr-Darja, den Jomuden am Kaspischen Meere, den Anwohnern des Issik-kul und des Saissan-nor. Fanggeräte sind Netze, Angeln, Reusen, Harpunen.

Eine Lieblingsbeschäftigung der Kirgisen waren früher die Baranta, nächtliche Raubzüge ins Gebiet feindlicher Nachbarn, hauptsächlich um Vieh wegzutreiben, an denen jeder, der als Held (batyr) gelten wollte, wenigstens einmal teilgenommen haben mußte. Die Turkmenen hatten statt dessen die Alaman, räuberische Einfälle in Nordpersien, wo sie sich vor allem Sklaven holten.

Den Frauen liegt die meiste Arbeit ob, sie müssen für Brennmaterial, wozu

gewöhnlich Viehdünger genommen wird, fü· Essen und Trinken sorgen, Filz walken, Stricke drehen, Kleider, Teppiche, Stoffe weben und nähen, melken, Kymys bereiten, Kase machen, die Gerate und Waffen in Ordn ng halten, während den Mannern die Sorge um das Vieh obliegt.

Zur täglichen Nahrung wird wenig Fleisch verwendet, es sei denn von geraubtem oder gefallenem Vieh oder bei Festen, beim Einschlachten des Wintervorrats.

Bestimmte Tagesstunden für die Mahlzeiten werden nicht eingehalten, man ißt je nach Bedürfnis und Laune und im allgemeinen sehr mäßig, nur bei festlichen Gelegenheiten wird ein übriges an Essen und Trinken vertilgt.



Abb. 232. Jurte mit Filzdecke. Kara-Kirgisen, Zentralpamir
(Nach A. v. Schultz)

Gebratenes Fleisch kennt man fast gar nicht, man kocht, rauchert, dörrt oder dunstet es; beliebte Fleischgerichte sind: toramá, eine Art Zwiebelgulasch, kaurmá, gerauchertes, mit Hirse gekochtes Fleisch, plau (turkmenisch), Reis mit Kamel- oder Schaffleisch, bulamik, getrocknete Buttermilchkügelchen mit Fleischstückchen gemischt. Meist begnügt man sich mit Speisen aus Schaf-, Kamel- und Pferdemilch: airan, gesauerte Milch, jogurt, gestockte Milch, kurut, getrocknete Buttermilch, die auch zum Genießbarmachen bitteren Wassers gebraucht wird, Butter, irimtschik, Kase aus Kuh- und Schafmilch.

Von pflanzlichen Stoffen wird besonders Hirse als Brei oder geröstet genossen und sie dient in solcher Zubereitung auch als Mundvorrat auf Wanderungen, sodann Brei aus roten Rüben mit Sesamöl, Brotfladen (Turkmenen), Baursak, Weizenmehlnudeln (kirgisisch). Von anregenden Getranken ist bei den Kirgisen und anderen Völkerschaften im Osten (s. o. S. 296) der aus Stutenmilch bereitete Kymys in täglichem Gebrauch; die seßhafteren Turken haben dafur die aus Hirse oder aus Reis erzeugte Busá, die Turkmenen den Tschal, ein leicht alkoholisches Getrank aus Kamel- oder Kuhmilch. Beliebt ist auch der Ziegeltee, der mit Salz, Butter und Hirsemehl zusammengekocht wird. Von Reizmitteln kennt man in Ostturkestan das Opium, das auch die Derwische gern nehmen, um sich in Rauschzustand zu versetzen, sonst überall den Tabak, der aus kleinen Pfeifen, von den Turkmenen und in den Chanaten aus der Wasserpfeife (Tschilim, persisch Nargile) geraucht wird. Geschnupft wird der Tabak von Geistlichen, denen das Rauchen verboten ist, und gegessen wird der Schnupftabak in Buchara und Afghanistan.

Abb. 233. Inneres einer Jurte, Kirgisen
(Nach Dudin)

Die **Wohnung** des Nomaden ist das Zelt (kibitka, kirgisisch kascha, kalmykisch jurta), welches hier aus einem aus 6—10 Teilen zusammengesetzten Scherengatter als unterer Wand, aus 30—50 Dachstäben, aus dem mit gekrümmten Querstöcken versehenen oberen Dachreifen, in dessen Löcher die Dachstäbe eingesteckt werden, aus einem äußeren Belag von Filzdecken und der inneren Wandverkleidung mit Grasmatten besteht; die einzelnen Teile werden mit wollenen Stricken und Bändern aneinander gebunden (Abb. 231 und 232).

In der Hütte befindet sich der heilig gehaltene Herd, an den Seiten Kymysgefäße, Eimer, Truhen, Bettlager, Wiege u. dgl., an den Scherengattern werden die kleineren Geräte, Pferdegeschirr, Kleider, Taschen, Tücher usw. aufgehängt (Abb. 233 und 234).

Die Turkmenen legen sich teilweise im Winter unterirdische Hütten an, Erdgruben, die überdacht und im Inneren mit Filz und Teppichen ausgekleidet sind. Die städtischen Häuser sind nach persischer Art gebaut, wie ja die ganze höhere Kultur der Chanate persischen Ursprunges ist, insbesondere die berühmten Moscheen, Medresseen und Grabbauten von Samarkand, Chokand, Buchara u. a.

Städte finden sich nur bei den seßhaft gewordenen Wandervölkern; sie sind nach persischer Art angelegt, meist von Iraniern selbst, daher führen sie selten türkische Namen. Ihre bleibenden Bewohner sind Handwerker, gewerbetreibende Kaufleute und Geistliche; andere Einwohner sind nur zeitweilig darin ansässig.

Auch Befestigungen haben die Wandervölker in einigen Orten errichtet, so z. B. die Kalmyken auf einem Hügel an der Mündung der Tschela, die Turkmenen eine Festung nach persischem Vorbild auf dem Gök-tepe. An wichtigen Gebirgsübergängen, Landengen u. dgl. sind Mauern und Wälle zu Verteidigungszwecken angelegt.

Zur Kleidung wird Leder oder Fell jetzt seltener verwendet, statt dessen meist gewebte wollene, baumwollene, seidene Stoffe. Bei den Wanderstämmen sind die Kleidungsstücke im allgemeinen eng geschnitten, bei den ansässigen weiter und bauschig. Von fremden Einflüssen äußert sich im Osten — wie in Südsibirien — der chinesisch-mongolische, im Süden der persische und neuerdings daneben überall der russische.

Die Kirgisen trugen früher aus Füllen- oder Schaffellen oder auch aus Kamelhaartuchstreifen genähte lange Röcke (Chalat); jetzt werden sie aus buntem Baumwollen- oder Seidenstoff gemacht nach Art der in den Chanaten gebräuchlichen und sind wie diese mit Ornamenten aus bunter Seide, Baumwolle, Silber- und Goldfäden reich bestickt (Abb. 235). Darunter haben sie wie die Turkmenen ein Kattunhemd und Hosen aus Stoff oder dünnem Leder, die an den Unterschenkeln eng anliegen und mit Filz umwickelt sind, an den Füßen Stiefeln aus rotem oder schwarzem Leder, z. T. buntbestickt, mit hohen, eisenbeschlagenen Absätzen. Auf dem rasierten Kopfe



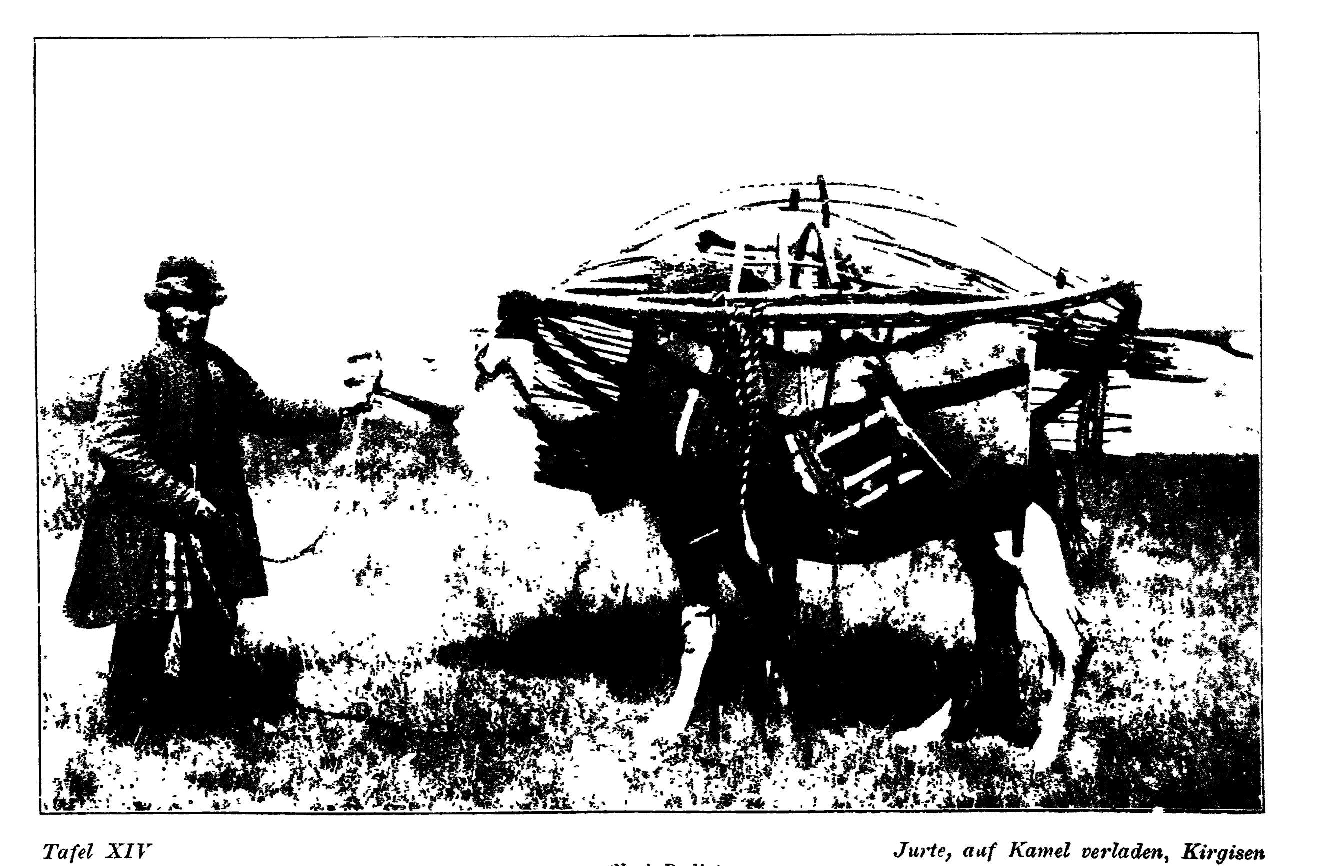
Abb. 234. Wiege, Kirgisen
(Nach Dudin)

trägt man die bucharische bunte, mit Stickerei und Flittern verzierte Kappe und darüber bei den Kirgisen einen kegelförmigen Filzhut mit zwei Schlitzen in der hochgeklappten Krempe, bei den übrigen meist eine Mütze (kalpak) aus Schaffell. Der Chalat wird durch einen Gürtel zusammengehalten, der mit einem silbernen, manchmal mit Türkisen oder Lapislazuli besetzten Schlosse versehen ist. Im Winter werden mehrere Chalate übereinander oder ein Pelzmantel über die gewöhnliche Kleidung gezogen.



Abb. 235. Brauttracht, Kirgisen
(Nach Dudin)

Die Tracht der Frauen unterscheidet sich wenig von der der Männer, nur ist das Hemd vorn offen, und der Chalat, dessen Stelle öfters ein ärmelloses langes Gewand vertritt, wird gewöhnlich nicht durch einen Gürtel zusammengehalten; selten kommen Gürtel mit Buckelschlössern vor. Als Stoff ist buntgestreifte Seide, Samt oder golddurchwirkte Baumwolle gebräuchlich. Den Kopf bedecken die kirgisischen Mädchen mit einem turbanartig umgeschlungenen Tuch, die Frauen mit einem weißen Tuch, das unter dem Kinn durchgezogen wird und das Gesicht umrahmt (Abb. 234). Die turkmenischen Mädchen setzen runde Kappen mit spitzzulaufendem Deckel auf, die Frauen eine ähnliche Kappe mit silberverziertem Stirnband und hinten herabfallendem Schleier oder auch einen höheren, oben beiderseits ausladenden Zylinder mit Schleier. In den Chanaten und in Turkestan tragen die Frauen kleine Mützen und einen Roßhaarschleier, während die Frauen sonst das Gesicht mit dem Gewandzipfel verdecken. Die kirgisische Braut hat auf dem Kopfe das Scheökele, einen zuckerhutförmigen Aufbau, der mit Münzen, Steinen, Quasten, langen Schnüren und Perlenketten verziert ist (Abb. 235). Das Scheökele der Turkmeninnen verbreitert sich nach oben zu, ist aus Leder gefertigt und mit rotem oder gelbem Tuch bezogen,



Tafel XIV — *Jurte, auf Kamel verladen, Kirgisen*

(Nach Dudin)



Tafel XV *Händler mit Ölkuchen vor einer Teestube in Chodschent*

(Nach Krafft, Turkestan)

am oberen Rande mit Zacken und Silberscheiben verziert. Das Haar flechten Mädchen in einen, Frauen in zwei oder mehr Zöpfe, die durch Pferdehaar verlängert werden. Die Kirgisinnen befestigen daran allerlei Münzen, Perlen, Knöpfe u. a. Als Schmuck haben die Frauen außerdem Münzgehänge auf der Brust, Arm-, Hals-, Fuß-, Finger-, Ohrringe, die Ostturkistanerinnen auch Nasenringe; die Ohrringe der Turkmeninnen sind von beträchtlicher Größe. Auch Amulette aus Leder oder Silber werden vielfach auf der Brust getragen.



Abb. 236. Mattenflechten, Kirgisen
(Nach Dudin)

Zum Färben der Hände nehmen die Frauen Bleiweiß, für die Nägel Henna, für die Augenbrauen Gall-äpfel-Schminke oder Kohol (Antimon).

Bogen und Pfeil sind heute als Waffen nicht mehr im Gebrauch, sondern werden nur noch gelegentlich zu Jagd- und Spielzwecken benützt. An ihre Stelle ist das Steinschloß- und Luntengewehr (vgl. o. S. 304) getreten. Die richtige Waffe der Steppenbewohner ist wie auch in andern Landschaften ähnlicher Art die Lanze (najta) mit langem, dünnem, aber festem Rohr; sie wird besonders von Kirgisen und Turkmenen geführt. Die Kirgisen haben außer ihr noch Keulen oder Knüppel (batyk), Messer und kurze Peitschen mit dicker, geflochtener Riemenschnur, während die Turkmenen von den Persern krumme Säbel, kleine einschneidige Dolche und Streitäxte mit beil- oder pickelförmiger Klinge übernommen haben.

Als Hausgewerbe sind besonders Weberei und Fellverarbeitung entwickelt. Die Frauen verstehen, ausgezeichnetes Leder aus Kamel-, Schaf-, Rinder- und Pferdehäuten zu erzeugen, sowohl zum eigenen Gebrauche für Kleider, Schläuche, Säcke, Sattelzeug, Pferde-

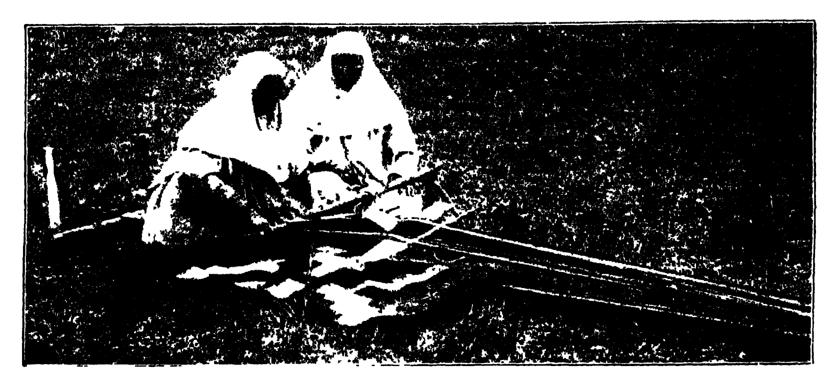


Abb. 237. Teppichwebende Kirgisenfrauen
(Nach Dudin)

geschirr u. dgl., wie zur Ausfuhr nach Rußland und den Chanaten, wo das Leder dann weiter verarbeitet wird. Das Leder wird dazu in einer Lauge mit Salz, Käse, Mehl geweicht, dann geschabt und mit den Händen gerieben oder mit einer Breche gewalkt. Jede Lederart findet ihre besondere Verwendung: Ziegenleder für Wasserschläuche, Pferdeleder für Kymysschläuche (zu einem Kymysgärbottich gehören vier Häute), glattes Schaf-, Pferde- und Kamelfüllenleder für Kleider usw. Bänder und Stricke für die Zelte, zum Festbinden der Lasten auf den Pferden und Kamelen fertigen sie aus Kamelwolle. Aus einer Mischung von Schaf-, Pferde- und Ziegenhaaren stellen sie Filz her; die Wolle wird dazu geschichtet, befeuchtet, mit den Händen gerollt und endlich mit den Füßen gewalkt. Ferner weben sie gröbere Lodenstoffe, aus Kamelfüllenhaar seidenartigen Agaristoff und lose, feine Baumwollstoffe. Sie stricken Handschuhe, nähen Steppdecken und wattierte Röcke, knüpfen und weben Teppiche (Abb. 237) und Matten (Abb. 236).

In den Basaren der Städte kommen außer diesen Erzeugnissen des Hausfleißes der Frauen gewerbsmäßig von Handwerkern hergestellte Dinge: Töpfereien, Kupfergeschirr, Silberarbeiten, Sattel- und Zaumzeug (Abb. 238), Sattelgestelle, Zeltstäbe, Löffel und andere Holzgeräte, Schmiedearbeiten u. dgl. zum Verkauf. Die Handwerker sind meist Sarten, und ihre Arbeiten schließen sich in Gestalt und Ausführung an iranische Vorbilder an, folgen altherkömmlicher Überlieferung mit Ausnahme der für die besonderen Bedürfnisse der Steppenwanderer bestimmten Sachen, wie Sättel, Zeltstäbe u. dgl., die alttürkischen Ursprungs sind.

Die Schmiede der Kirgisen arbeiten mit einem Stein als Amboß, einfachen Hämmern und Zangen aus Eisen, einem Blasebalg aus zwei Schläuchen und einer Esse aus lehmbeschmierten Brettern. Sie stehen in einem besonderen Rufe und sind oft Gehilfen von Schamanen.

Der Handel war bis vor kurzem noch reiner Tauschhandel; Ergebnisse der Viehzucht, der Jagd, des Wurzelgrabens, des Steinsuchens, des Hausgewerbes der Frauen wurden gegen Salz, Tabak, Ziegeltee, Getreide, Mehl, Waffen u. dgl. verhandelt. Die Zwischenhändler waren meist Sarten und in geringerer Zahl Tataren, Araber, Inder, die den Handelsverkehr durch Mittelasien bis zu den Karakirgisen und den Bewohnern der Hochtäler des Pamir vermittelten.

Zur Beförderung der Waren, der Zelte und des Hausrates werden Kamele, Pferde und Rinder benützt; andere Verkehrsmittel kamen bis vor kurzem dafür kaum in Betracht. Die zweirädrigen kleinen Wagen der Kirgisen, Kalmyken u. a. dienen, wenn sie mit einem kastenförmigen Aufbau versehen sind, zur Unterbringung wertvoller Sachen auf den Wanderungen; sie werden von Kamelen und Rindern gezogen. Steppenvölker des Altertums, die skythischen Agathyrsen und Sauromaten, sollen Wohnwagen besessen haben, und von einem Tatarenstamm wird berichtet, daß er noch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts kleine Filzzelte von $2^1/_2$–3 m Durchmesser hatte, die beim Aufbruch von einem Lagerplatz auf zweirädrige, von kleinwüchsigen Rindern gezogene Wagen verladen wurden. — Die Boote auf den Seen und Flüssen sind nur für den örtlichen Verkehr bestimmt und nicht für weitere Fahrten geeignet; es sind Einbäume, wie z. B. auf dem Tarym, oder lange Kähne mit



Abb. 238. Pferdereitsattel, Kirgisen
(Nach Dudin)

aufgesetzten Bordbrettern nach russischer Art bei den Kirgisen. Von den Tadschik der östlichen Täler werden Schwimmsäcke und Schlauchflöße zum Durchqueren und Befahren der Gebirgsflüsse benutzt (s. S. 376 und 415).

Im geistigen Leben spielt die Dichtkunst eine große Rolle, besonders bei den Kirgisen; bei jeder Gelegenheit werden Lieder gesungen, am Herdfeuer Geschichten erzählt, oder man hört dem Baksa, dem berufsmäßigen Sänger, zu, der unter Begleitung des

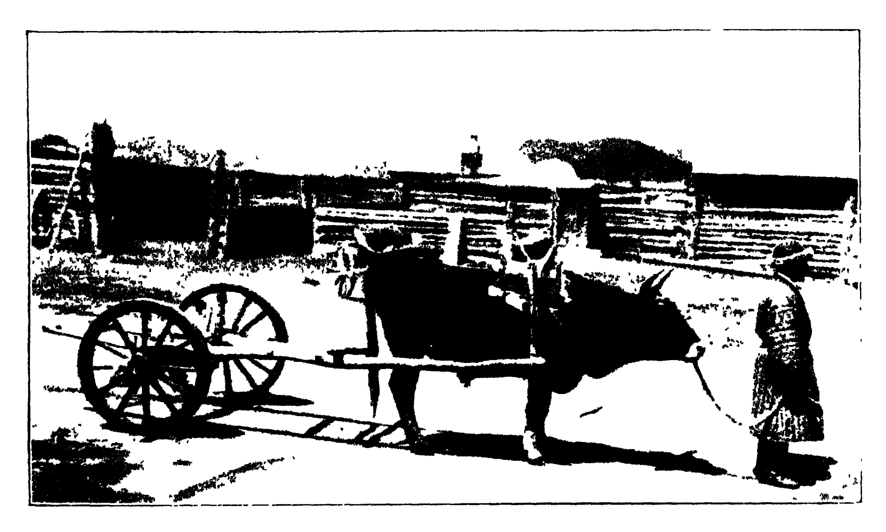


Abb. 239. Zweirädriger Ochsenwagen, Kirgisen
(Nach Dudin)

Kobys Märchen, Erzählungen und epische Gedichte vorträgt. Dieser Kobys ist ein Streichinstrument mit schalenförmigem, aus einem Stück geschnitztem Körper und zwei dicken Roßhaarsträhnen und wird mit den Fingern gezupft oder mit einem Roßhaarbogen gestrichen (Abb. 241). Andere Musikinstrumente der Kirgisen sind: die zweisaitige Gitarre (persisch dutar) mit trapezförmigem Schallkörper und langem Hals, die Querflöte aus Rohr mit vier Löchern (komus), die Maultrommel (qowus) aus Holz oder Eisen, Tonpfeifen, die bei den Kirgisen eiförmig sind, in Ostturkestan die Gestalt kleiner fünfsaitiger Pyramiden haben, und endlich noch die Schalmei (siposcha) und die hölzerne Posaune (persisch karnai). Die Posaune, die sonst aus Kupfer oder Bronze hergestellt ist, dürfte aus Ostasien, zunächst aus Tibet, stammen, während die Schalmei

und die Gitarre iranischen Ursprungs sein werden, ebenso wie das bei Sarten und Turkmenen beliebte Tamburin (dap, tschilmandi).

Die Tanzkunst wird wenig gepflegt, weder in der Steppe, wo man zwar Reigen-, Einzel- und mimische Tänze kennt, aber Spiele vorzieht, noch in den Städten; wesentlich mag in den Städten die scharfe Trennung der Geschlechter dazu beitragen, die bei den Wandervölkern nicht vorhanden ist. In den Städten, besonders bei den Sarten und seßhaft gewordenen Stämmen, hat man statt dessen Tanzknaben (batscha) persischer Art, die bei Festen und Gelagen auftreten.



Abb. 240. Schleife zur Beförderung schwerer Lasten, Kirgisen (Nach Dudin)

Beliebte Spiele bei Kirgisen und Turkmenen sind: Wettrennen, die sogenannte Mädchenjagd, wobei die Burschen die Mädchen aus dem Sattel heben müssen; der grüne Wolf (kök-böru) oder das Lammreißen, wobei ein einzelnes Mädchen oder ein Bursche zu Pferd verfolgt und ihm im Vorbeisausen ein im Schoße gehaltenes Lamm oder Teile davon entrissen werden sollen. Außerdem veranstaltet man Wettläufe, Ringkämpfe, Bogenschießen, Zweikämpfe, wobei die Fechter hölzerne Lanzen führen und mit Panzerhemden oder mit mehreren Anzügen bekleidet sind. Ruhigere Spiele sind Aschik, eine Art Würfelspiel mit bemalten Schafknöcheln, ein Brettspiel mit achtzehn Löchern, Schach. Kinder spielen mit Pferdchen aus Stein, Kamelen aus Schafunterkiefern, Puppen, Kreiseln, Bogen und Pfeilen, Knöcheln, üben Wettlaufen, Fangen, Ringen, Fadenspiele u. a.

Als **Religion** herrscht heute in Mittelasien, abgesehen von *den Kalmyken, die Lamaisten sind,* der Islam. Seine *fanatischsten Vertreter sind hier die Bucharen, während bei den von den südlichen Kulturzentren, den großen Oasenstädten, entfernter wohnenden* Stämmen der Islam minder tief eingedrungen ist, und nur die Äußerlichkeiten des Kults mehr oder minder streng beobachtet werden. Daneben lebt der alte Schamanenglaube weiter, beeinflußt und leitet den Eingeborenen bei allen seinen Handlungen. Der Mulla, der islamische Geistliche, hat noch nicht das Übergewicht über den Baksa der Kirgisen, den Kaldun der Turkmenen, erlangt, sondern kommt, wie auch anderwärts die Vertreter der anerkannten Glaubensbekenntnisse, dem Aberglauben entgegen, tut Dinge, die sonst der Zauberer betreibt. Er fertigt Amulette an, schreibt Koransprüche, die in Ledertäschchen gesteckt und aufgehängt werden, weiht Knochen und Lappen als Schutz von Menschen und Tieren gegen den bösen Blick und gegen Krankheiten, heilt Kranke durch wirkliche oder vorgebliche Arzneien, durch Besprechen u. ä. — Der Baksa der östlichen Kirgisen übt noch alle Tätigkeiten eines Schamanen aus (s. oben S. 322 ff.); er gebraucht jedoch bei Krankenheilungen usw. nicht die Trommel, um seine Hilfsgeister zu beschwören, sondern er arbeitet mit Geschrei und Lärm, Spiel der Gitarre und dem Rasselstab (Abb. 242), um die bösen Geister, die Schaitane, die Menschen und Tiere bedrohen und quälen, zu verscheuchen. Dabei fordert er oft das Opfer eines



Abb. 241. Geige mit zwei Saiten und Bogen mit Roßhaarstrang, Kirgisen (1/18 n. Gr.) (Museum für Volkerkunde, Hamburg)

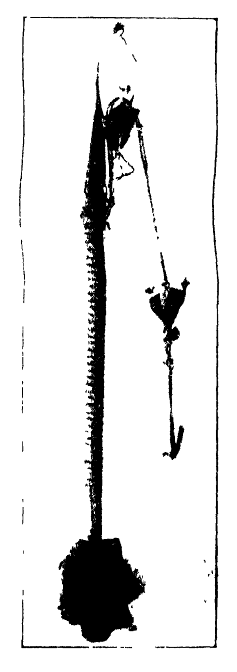


Abb. 242 Schamanenstock mit Messingblechbeschlag und Behang von blauen Glasperlen, Schellen, Stoffstreifen, Kirgisen (1/22 n. Gr.)

Pferdes, um auf dessen Seele ins Geisterreich zu reiten und die Krankheitsgeister wegzuschaffen (vgl. oben S. 324). Andere Zauberer befassen sich nur mit Zukunftdeuten, wie der Rimschi, der aus der Flamme, dem Blöken der Schafe, dem Zischen des Wassers u. a. wahrsagt, der Dschaurundschi, der dazu ein Schaftschulterblatt be nutzt, und der Palschi, welcher Kügelchen dabei verwendet.

Das weitverbreitete Wahrsagen aus den Sprüngen eines Schulterblattes vom Schaf, das im Feuer gewesen war, wird auch hier überall geübt, und aus Erscheinungen in der Natur sucht man ebenfalls Deutung der Zukunft zu erhalten, sie mit dem eigenen Schicksal in Verbindung zu bringen, von ihnen Weisungen zu erhalten in bezug auf Handlungen und Unternehmungen, die man beabsichtigt, wie z. B. aus dem Fall von Sternschnuppen, aus dem Blitz, aus Vorgängen in der Tierwelt, aus Träumen, Zuckungen des Körpers u. ä. Auch der Glaube an gute und böse Zahlen und Tage, an glück- oder unglückbringende Tiere besteht. Als Heilmittel wird vielfach Blut, Kot und Urin verwendet, Körperteile von Schafen, Schlangen, Eulen, Wölfen und andern Tieren auf Wunden oder schmerzende Stellen gelegt. Statt der Donnerkeile, die man in Europa als Schutzmittel gegen Blitzschlag gebraucht, bewahrt der Kirgise vorgeschichtliche kupferne Pfeilspitzen auf, die der Gott des Himmels glühend auf die Erde schießt, wo sie der Mensch dann findet.

Reste alten Naturdienstes, des Glaubens an die Macht der Naturgeister, finden sich ebenfalls: bei den Kirgisen mußte die Neuvermählte am ersten Morgen die Sonne feierlich begrüßen, beim Einzug ins Zelt des Mannes dem Feuer ein Opfer von Fleisch und Fett darbringen.

Die Exogamie ist bei den Turkvölkern streng durchgeführt; da die Angehörigen eines Auls (s. S. 364), einer Sippe und auch eines Geschlechtes für blutsverwandt gelten, so ist eine Eheschließung zwischen ihnen verboten; sie darf nur zwischen Burschen und Mädchen aus verschiedenen Sippen geschehen. Sie beruht auch hier auf Kauf der Braut, der Preis wird in Vieh, neuerdings auch in Geld durch den Vater des Werbers entrichtet. Die Braut wird ihrerseits mit



Abb. 243. Knabe mit Amulett gegen den bösen Blick, Kirgisen
(Nach Dudin)

Kleidern und häuslichen Dingen ausgestattet. Die Verlobung wird frühzeitig, oft schon in der ersten Kindheit vorgenommen, vielfach sind auch Braut und Bräutigam im Alter stark verschieden. Die Heirat selbst ist mit zahllosen Förmlichkeiten und Feiern verknüpft und zieht sich lange Zeit hin. Bei einer von diesen Feiern treten Anzeichen des einstigen Bestehens der Raubehe, die bei den Kalmyken ja noch vorkommt, hervor: zwischen den Angehörigen der Braut und denen

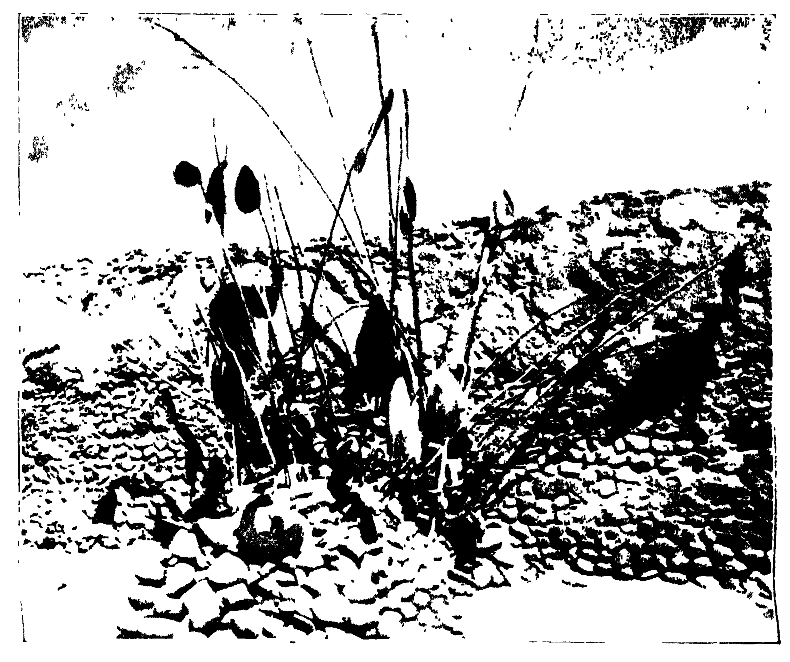


Abb. 244. Grab eines Heiligen in Tasch-Kurgan, Ostpamir. Kara-Kirgisen (Nach Dr. A. Schultz)

des Bräutigams finden wiederholt Kämpfe statt, bei denen die Braut heftig und erfolgreich verteidigt wird.

Dem Türken ist Vielweiberei erlaubt, jedoch ist der Kaufpreis (kalym) meist sehr hoch, und ferner sind die wirtschaftlichen Verhältnisse für die Steppenvölker ungünstiger geworden, so daß er sich meist mit einer oder höchstens zwei Frauen begnügt.

Stirbt der Mann, so zieht die Witwe, da die Frau Eigentum von dessen Sippe geworden war, zum Bruder des Mannes, der sie oftmals heiratet. Die Trauerzeit dauert ein halbes bis zu einem Jahr, eine besondere Trauertracht ist nicht üblich.

Die Stellung der Frau ist bei den Wanderstämmen freier als in den Städten und im näheren Orient. Das Gesicht wird fast nirgends verschleiert, höchstens wird der Gewandzipfel darübergedeckt und dann auch nur aus Furcht vor Ungewohntem, dem bösen Blick u. a. Jedoch hat die Frau eine große Arbeitslast zu tragen: außer den häuslichen Verrichtungen muß sie stricken, weben, Heizmaterial aus Dünger bereiten, den größten Teil der Arbeit beim Abbrechen und Wiederaufbauen der Zelte besorgen, oft auch das Reitzeug im Stand halten, die Pferde zäumen und satteln und, wo Ackerbau getrieben wird, säen, pflügen oder hacken, sicheln oder mähen.

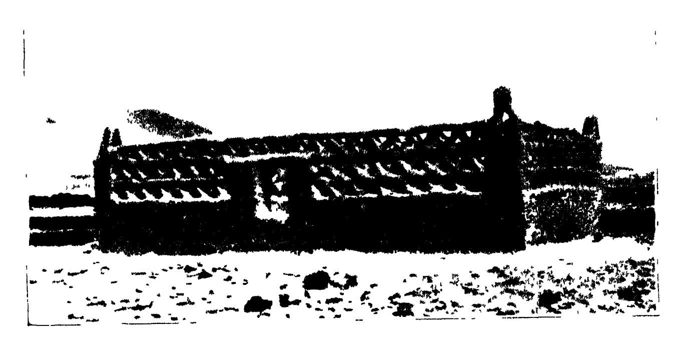


Abb. 245. Grab bei Tasch-Kurgan. Sarikol. Ostpamir
(Nach Dr. A. Schultz)

Bei der Geburt glauben die Kirgisen das Walten feindlicher Mächte verhindern zu müssen: man opfert ihnen Schaffleisch, das man nach dem Kochen ins Feuer wirft. Die Brühe davon bekommt die Wöchnerin; das Neugeborene wird im Suppenschaum gebadet und in das noch warme Tierfell gewickelt. Drei Tage später legt man das Kind in die Wiege, ein zwischen vier Pfählen aufgehängtes Tuch mit Kamelhaareinlage oder ein kastenförmiges Gestell aus Stäben oder Ruten, das an einer Längsstange oder an einem Bügel auch aufs Pferd genommen werden kann (Abb. 234). (Diese Wiegenform herrscht auf dem ganzen türkischen Gebiete bis nach Makedonien und Bosnien.) Den Halswirbel des Schafes hängt man über dem Kinde auf, damit es stark werde, und in das Badewasser wirft man Münzen, damit das Kind Glück habe. Das Tuch, in welches das Kind nach dem Baden gewickelt wird, wirft man schließlich den Hunden vor, damit alles Böse auf

diese übergehe. Im dritten oder vierten Jahre hängt man ihm dann Amulette mit Koransprüchen um und sucht es beständig gegen das Wirken böser Geister und schädlicher Gewalten zu schützen. Der Name wird dem Kinde vom Mulla gegeben, ein persischer oder arabischer; in Gegenden, wo man sich nur äußerlich zum Islam bekennt, sind die Namen noch echt türkisch, geben Eigenschaften *und Wesenszüge kund, die dem Türken besonders löblich erscheinen (Kraft, Löwe, Gold, Eisen, Blitz; bei Mädchen: Rose, Mondschein).*

Tote *wurden früher unter hohen Hügeln begraben, und daneben* bei Männern Lanzen (Abb. 244), bei Frauen Zeltpfähle, bei Kindern die Wiege aufgestellt. Seit dem Vordringen des Islam pflegt man nach dessen Weise über den Gräbern von angesehenen Leuten viereckige Bauten, kleine Moscheen, Kapellen u. dgl. zu errichten (Abb. 245). Vor dem Begräbnis werden bei der Leiche Klagelieder gesungen, wird geseufzt und gejammert; ein Jahr darauf findet eine mehrere Tage dauernde Gedächtnisfeier statt, verbunden mit Festessen, Wettrennen, -schießen und anderen Spielen.

Die gesellschaftliche Gliederung ist durchweg vaterrechtlich. Aus der Vermehrung einer Familie erwächst die Sippe, daraus ein Geschlecht, mehrere von diesen bilden einen Stamm, und die Angehörigen dieses gelten ursprünglich alle als blutsverwandt, als Nachkommen eines Ahnherren, dessen Namen der Stamm meist führt.

Der Vater ist unumschränkter Gebieter über seine Familie und deren Besitz. Die Sippe hat als Führer einen „Weißbart" (aksakal), und das Geschlecht einen Bej, Bi oder Serdar, bei den Kara-Kirgisen einen erblichen Manap. Während der Bi meist nur als Führer bei Fehden Ansehen genießt, ist der Manap oberster Gebieter und Richter. In wichtigen Angelegenheiten befragt er die „Weißbärte", die als Vertreter der Allgemeinheit, als Aufseher über die Bewässerung und die Benutzung des Fruchtbodens gewählt werden, und bei Anlässen, die das ganze Volk angehen, treten die Manap mit dem Aga-Manap zusammen, welcher dem Chan oder Sultan anderer Turkvölker entspricht.

Bei den Türken scheint der Adel früher von großer Bedeutung gewesen zu sein; bei den Turkmenen und den Kara-Kalpaken tritt er nicht mehr hervor, dagegen erheben sich bei den Kirgisen und Kalmyken die „Weißknochigen" (ak sök), die mindestens „sieben Väter" haben und von einem Bej oder Batyr (Helden) abstammen

müssen, über das gemeine Volk der „Schwarzknochigen“ (kara sök), die offenbar die Nachkommen unterworfener Völkerschaften oder von Sklaven sind. Als neuer Adel sind die Chodschas, die mohammedanischen Schriftgelehrten, dazugekommen.

Die Sippen, Geschlechter und Stämme wurden gewöhnlich nach ihren Führern oder Ahnherren benannt. Schied aus einer zu zahlreich gewordenen Sippe oder einem Geschlechte ein Teil aus, so wählte diese neue Gruppe als Bezeichnung den Namen ihres neuen Oberhauptes (wie z. B die Tschagatajer, Osmanen, Seldschuken) oder des Wohnortes (z. B. kök-dscharly = vom grünen Abhang) oder irgendeines Merkmales (kosé = die Bartlosen, kara-sakal = die Schwarzbärte u. dgl.). Durch kriegerische Umwalzungen wurde aber diese klare Ordnung vielfach gestort, Geschlechter auseinandergerissen, so daß sich dieselben Namen bei verschiedenen Volkern wiederfinden (wie Kungrat, Matschin bis in die Dobrudscha). Großere Gruppen, die aus der Zusammenfassung verschiedener Stämme und Stammesverbände hervorgegangen sind, tragen ungeschichtliche Namen, wie z. B. die Kirgisen, Tataren, Nogaier, und unter ihnen finden sich neben echt türkischen Geschlechternamen auch mongolische und iranische, was ebenfalls ein Zeichen dafür ist, daß irgendwelche gewaltsame Verschiebungen und Umwalzungen Geschlechter und Stämme verschiedener Herkunft und Heimat zusammengeführt und infolge gemeinsamer Nöte oder Ziele zu Einheiten verschmolzen haben. Bei den ansassigen Stammen haben sich diese Verhaltnisse gelockert, und bei den Osmanen und westlichen Tataren sind nicht einmal mehr die Namen der alten Geschlechter bekannt.

Die Rechtssitten sind bei den einzelnen Volkern etwas verschieden. Im allgemeinen wird keine Blutrache geübt, Mord wird mit Geld gesühnt seitens des Taters oder, wenn er nicht zu ermitteln ist, seitens der Sippe. Dagegen wird begreiflicherweise Diebstahl streng geahndet, früher durch Abhauen der Hände oder auch der Füße.



Abb. 246 Steinbild von einem Grabhügel (jetzt in Jekaterinoslav) (Nach Dr. Byhan)

Zum Schlusse seien die kleineren Gruppen nichttürkischer Herkunft in Mittelasien erwähnt. Im Ilitale sitzen außer Kirgisen

und Tarantschi noch Chinesen, Mandschuren, Dunganen (20000), chinesisch gewordene Uiguren, tungusische Schibä und Solonen (8000 Familien) und endlich die östlichen Kalmyken (25000) oder Torgoten.

Die Kalmyken waren 1630 aus den Gebirgen der westlichen Mongolei fortgezogen und wanderten dann in dem Steppengebiet südöstlich des Kaspischen Meeres. Auf die Aufforderung der chinesischen Regierung kehrte die Mehrzahl von ihnen 1771 zurück, jedoch wurde der größte Teil von ihnen unterwegs von russischen Truppen vernichtet; die Überreste gelangten nach Ostturkestan zurück, und ihre Nachkommen wohnen jetzt in der Nähe des Issikkul, westlich von Kuldscha.

In körperlicher Hinsicht gleichen die Kalmyken den übrigen Mongolen: an Wuchs sind sie unter mittelgroß; das Gesicht ist flach, die Backenknochen stehen vor, die Augen sind schräg (Mongolenfalte), die Ohren groß und abstehend; die Nase ist kurz, platt, in der Wurzel eingedrückt, die Stirn breit und niedrig, das Haar schwarz und straff, der Bartwuchs sehr spärlich, die Hautfarbe gelblich.

Die Kleidung der Männer besteht aus Stiefeln, weiten Kniehosen, schwarzem Leibrock, der an den Hüften in Falten genäht ist; darüber wird bei kaltem Wetter ein langer Mantel oder Pelzrock gezogen, und den Kopf bedeckt eine viereckige Mütze. Die Frauen tragen ein blaues, an der Brust mit Silberschnur benähtes Hemd, weite Hosen, weites Überkleid, darüber noch eine Jacke, viereckige Mütze; das Haar flechten sie in zwei Zöpfe, die vorn über die Schultern herabhängen.

Ihre Wohnung ist die Kibitka (kirgisisch kascha) wie bei den Kirgisen. Jede Sippe siedelt mit ihren Familienzelten an einem Ort beieinander und bildet einen Sumul (bei den Kirgisen aul), an dessen Spitze der Sippenälteste (dang) steht. Auch die übrigen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse sind denen der Kirgisen ähnlich.

Ebenso hat die Eheschließung Ähnlichkeit mit der kirgisischen: das Mädchen wird von dem Freier und seinen Genossen gewaltsam fortgeschleppt, jetzt allerdings meist nach vorausgegangener Vereinbarung mit den Eltern oder mit Zustimmung des Mädchens.

Ihre Religion ist der Lamaismus. Als Kultstätte dient ein

hölzerner, buntbemalter Tempel oder das Zelt des Priesters (gelung oder bakscha). Der Gelung trägt ein gelbes Gewand mit weiten Ärmeln und auf dem rasierten Kopfe eine spitze gelbe Mütze mit rotem Rand. Er darf nicht heiraten, keinen Tabak und keinen Wein genießen, muß am achten, dreizehnten und zwanzigsten Tage des Monats fasten. Als Gehilfen stehen ihm die Getsul und die Mandscha, Geistliche der niedrigsten Stufe, zur Seite, und außer ihm gibt es noch Lamas (s. S. 445 ff.) und Zauberpriester; diese letzteren halten die vorlamaistischen schamanistischen Überlieferungen aufrecht. Außer mit den Obliegenheiten des Kultes befaßt sich der Gelung, wie der Schamane, mit der Heilung von Kranken, Bereitung von Arzneien, Anfertigung von Amuletten und Idolen.

Die Dunganen ähneln in ihrem Äußern den Sarten und Usbeken, sind aber wohl auch mit mongolischen und tibetanischen Elementen gemischt; sie haben vorstehende Backenknochen, kleine Ohren, schwarzes, straffes Haar, aber spärlichen Bartwuchs. Sie sind eifrige Mohammedaner wie die türkische Bevölkerung von Chotan, die früher dem Buddhismus anhing, wovon zahlreiche Tempel und Stupas noch Zeugen sind; sie üben Beschneidung und richten sich ganz nach den Vorschriften des Korans. Über Gräbern pflegt man Hügel oder kleine moscheenartige Bauten (vgl. Abb. 245) zu errichten. Witwen dürfen nach neunzig Tagen wieder heiraten; sie erben den Nachlaß ihres Mannes nur, wenn der älteste Bruder des Toten und vor ihm schon ihre Schwiegermutter verstorben ist, die das Vorrecht haben. In wirtschaftlicher Beziehung unterscheiden sie sich wenig von den Tadschiks und den Kaschgariern. Eigenartig sind ihre von drei bis vier Pferden gezogenen großen Wagen, deren Räder bis zu achtzehn Speichen haben.

Im Serafschantale wohnen auch 2000—3000 im neunten Jahrhundert eingedrungene, jetzt türkisierte Araber (s. S. 417). Sehr zahlreich ist die Bevölkerung iranischer Abstammung, die Tadschik (350000) und die türkisch redenden Sarten (Abb. 229), die in der Mehrzahl am Aralsee, Amu, Syr, am mittleren Serafschan und im nördlichen Afghanistan leben. In ihrem Äußeren wie im Charakter gleichen sie den Persern; auf dem Lande liegt der Ackerbau im wesentlichen in ihren Händen und in den Städten Handel und Gewerbe, so daß das wirtschaftliche Leben im südlichen Mittelasien fast ganz von ihnen aufrechterhalten wird.

III. Südwestasien

Die heutige Bevölkerung des südwestlichen Asiens besteht fast ganz aus Arabern, deren Kultur manche ähnliche Züge wie die der Turkvölker aufweist.

Ihr Gebiet umfaßt die Halbinsel Arabien mit den Landschaften Hadhramaut, Jemen, Omân, Assyr, Hedschas, das innere oder steinige Arabien, Syrien mit Palästina und das Zweistromland (Mesopotamien, Babylonien, Assyrien oder das Irâk und El Dschesire). Außer durch ganz Nordafrika, wo sie ja heute noch wohnen, waren die Araber einst durch Südasien bis nach Nordindien vorgedrungen, jedoch bald wieder bis zu ihren Wüsten zurückgedrängt worden. Dem Namen nach standen sie in Asien bis zum Weltkrieg alle unter türkischer Herrschaft tatsächlich aber waren die Stämme des inneren Arabien unabhängig.

Von Wuchs sind die Araber mittelgroß, schlank und sehnig. Das Gesicht ist oval, die Nase gerade mit abgeplatteter Spitze, öfters etwas gebogen; die Stirn ist breit und hoch, das Kinn spitz, die Ohren etwas abstehend, die Augen schwarz und lebhaft, das Haar schwarz und gewellt, der Bartwuchs ziemlich stark. Die Hautfarbe schwankt zwischen weiß bis bräunlich, im Süden ist sie infolge Beimischung von Neger- und abessinischem Blut dunkler

Der echte Araber, der Nomade, ist seinem Charakter nach verschlossen, ernst, stolz, geistig geweckt, dabei neugierig, rachsüchtig, scharfsinnig beobachtend, widerspenstig, gegen Fremde mißtrauisch, unehrlich, bettelhaft, lügenhaft. Die Armut der Wüste hat seinen Charakter geformt, ohne höchste Selbstsucht und Mitleidlosigkeit gegen andere würde er selbst zugrunde gehen. Wer aber sein Vertrauen gewonnen hat, der kann sich auf sein Wort verlassen, und wen er als Gast aufnimmt, den schützt er unter allen Umständen, selbst mit Gefahr seines Lebens. Bei den Ansässigen paaren sich diese Eigenschaften mit Verschlagenheit, Hinterlist, Unehrlichkeit und religiöser Heuchelei.

Die Zahl der asiatischen Araber anzugeben, ist unmöglich, die Schätzungen sind außerordentlich verschieden; so berechnete z. B. ein älterer Forscher einen großen Stamm in Innerarabien auf 40 000 Köpfe, ein anderer aber auf 300 000 bis 350 000, und ein neuerer, zuverlässiger Gelehrter schätzt die gesamte Bevölkerung des inneren Arabien auf nur 70000 Menschen. Im Zweistromlande sollen 2000000, in Syrien 2400000 und in Arabien 2200000 Menschen wohnen.

In sprachlicher Beziehung wie auch in wirtschaftlicher Hinsicht zerfallen alle Araber in zwei Gruppen: in die Badawî, deren Mundarten unbedeutende Abweichungen voneinander zeigen, und in die Chaḍarî (= Ansässige), deren Dialekte infolge der stärkeren leiblichen wie geistigen Verquickung mit fremden Elementen durchgreifenderen Veränderungen unterworfen wurden. Die hauptsächlichsten Mundarten dieser letzteren sind: in Asien das syrische Arabisch und der Irâkdialekt, die südarabische und die von Omân (und von Sansibar); in Afrika das Ägyptische und das Maghrebinische in Tripolis, Tunis, Algerien und Marokko.

Von den semitischen Sprachen hat sich bis heute im lebendigen Gebrauch — außer dem Tigre, Tigrinja und Amharischen in Ostafrika — fast nur das Arabische erhalten, das sich von seiner Heimat aus bis weit nach Norden und Westen, bis über das Zweistromland und Marokko ausgebreitet und die genannten verschiedenen Mundarten entwickelt hat. Ihre gemeinsame Vorstufe, das klassische Arabisch des siebenten bis zehnten Jahrhunderts, ist Literatur- und Kirchensprache geblieben.

Vor der Ankunft der Semiten wurde im Zweistromlande das Sumerische und das Akkadische gesprochen; von ihnen sind zahlreiche Texte in Keilschrift aufgefunden worden, jedoch ist es bisher nicht gelungen, verwandtschaftliche Beziehungen jener Sprache zu anderen festzustellen. Einige Forscher glaubten Übereinstimmungen mit ural-altaiischen Sprachen feststellen zu können, doch reichen diese zur Begründung einer Verwandtschaft nicht aus (s. S. 380).

Der ersten Wanderung semitischer Stämme verdankt das Ostsemitische in Babylonien und Assyrien seinen Ursprung; eine große Menge von Keilschrifttexten sind in dieser Sprache geschrieben. Sie wurde schließlich durch das vordringende Aramäische ersetzt, welches seine Schriftzeichen von dem altkanaanäischen Alphabet abgeleitet hatte.

Die hauptsächlichste Eigentümlichkeit der semitischen Sprachen besteht darin, daß die Grundbestandteile der Wörter die Konsonanten sind — und zwar sind es bei den meisten drei —, während durch die Vokale die verschiedenen Bedeutungen angezeigt werden, z. B. kataba = er hat geschrieben, katib = Schreiber, kitab = Buch. Beim Zeitwort gab es ursprünglich keine besonderen Zeitformen für Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, sondern nur für die vollendete oder unvollendete Handlung; durch Konsonantenverdoppelung und -einschub und durch Vorsilben wird die Grundbedeutung abgeändert, und Zweck, Grund, Verstärkung, Leideform, Rückbezüglichkeit der Handlung angezeigt. Anhängesilben



Abb. 247. Arabische Beduinen vom Stamme Schammar, Mesopotamien (Nach Dr. L. Kohl)

werden wenige gebraucht: beim Hauptwort zur Bildung der Fälle, der Zwei- und der Mehrzahl, und der Personen beim Zeitwort, andere (Pronomina possessiva) zur Bezeichnung der Zugehörigkeit beim Hauptwort und beim Zeitwort zur Angabe des Objektes. Eine so enge Verknüpfung von Sätzen und Satzteilen, wie sie in den uralaltaiischen Sprachen herrscht, kommt nicht vor, sie werden einfach beigeordnet oder nebeneinandergestellt; dagegen war die Wortstellung im Satze ursprünglich fest geregelt.



Abb. 248. Araberin vom Stamme Aneset, Syrische Wüste
(Nach Dr L. Kohl)

Die bekannte arabische Schrift, neben der noch für gewisse Zwecke die ältere kufische als Zierschrift verwendet wird, entspricht dem erwähnten Charakter der Sprache, indem nur die Konsonanten geschrieben, die Vokale aber unterdrückt werden; nur ausnahmsweise werden diese, z. B. in Koran (qur'an) -Handschriften, durch Beisetzung von Häkchen und Strichen angedeutet

Arabien gleicht auch darin Innerasien, daß es wie dieses eine Völkerquelle gewesen ist, aus der sich verheerende Ströme über die benachbarten Länder ergossen. Abessinien wurde von südlichen Arabern unterjocht, und nach Norden zu haben semitische Völker seit undenklichen Zeiten gedrängt.

In dieser Bewegung unterscheidet man vier geschichtlich bekannte Wanderungen oder richtiger Zeiträume. Der früheste Vorstoß ging bis ins Zweistromland, wo die Reiche der kulturell hochstehenden Akkadier und Sumerier vernichtet und an ihrer Stelle das babylonische Reich gegründet wurde. Von der Mitte des dritten Jahrtausends an rückte die kanaanäische Gruppe, die Amurru, vor, welche sich als herrschende Schicht über die eingeborene und die früher eingewanderte Bevölkerung setzten, das assyrische Reich errichteten und einen Zweig, die Phönikier, an die nach diesen benannte Küste und darüber hinaus bis nach Nordafrika und Spanien vorschoben. Die letzten Stämme, die sich dieser Bewegung anschlossen, mit einem zusammenfasssenden Namen Chabiru

genannt, waren die Moabiter, Ammoniter, Edomiter und die Stämme, aus denen das Volk Israel (von Chabiru wohl der Name der Hebräer) erwuchs. Im fünfzehnten Jahrhundert setzte ein neuer Vorstoß ein: die Aramäer eroberten Syrien und das Zweistromland, wo ihre Sprache allmählich zur herrschenden wurde, während die Meder 606 Assyrien einnahmen, und die Perser 538 sich Babylonien unterwarfen. Die letzte und gewaltigste Flut ist die arabische, verursacht durch das Entstehen und die Ausbreitung des Islam; sie überschwemmte Nordafrika, Spanien und Süditalien und im Osten das ganze Hochland von Iran bis nach Nordindien hinein.



Abb. 219. Araberin von Maskat
(Nach S. M Zwenser, aus Buschan, Sitten der Völker)

Diese Umwälzungen wirkten auf Arabien zurück und ließen auch hier Reiche entstehen und vergehen. Neben kleineren, wie Moab, Assur (die Heimat der Assyrier), Eber (= Edom) u. a. erhob sich im Süden, im Dschôf, Ma'in, der mächtige Staat der Minäer (vierzehntes bis siebentes Jahrhundert). An seine Stelle trat dann Saba im Jemen, später Kataban und das Reich der Himjâren (115 v. Chr. bis 300 n. Chr.), das durch rückwandernde Scharen aus Hâbesch (= Abessinien) zerstört wurde. In diesen politischen Gebilden hatte sich unter der Rückwirkung von Babylonien her eine eigene Kultur entwickelt, als deren deutlichste Äußerung zahlreiche Inschriften auf uns gekommen sind, alle in südarabischer Sprache und in einem Alphabet, das aus dem altkanaanäischen abgeleitet ist.

Die Araber zerfallen in zahlreiche größere und kleinere Stämme, von denen jeder seine besondere Marke (wasm) besitzt, die den Pferden, Kamelen, Schafen usw. aufgebrannt wird. Die Stämme gliedern sich wieder in Geschlechter, Sippen und Familien, welche alle miteinander blutsverwandt sind und ihre Herkunft von einem gemeinsamen Ahnherrn ableiten. Der größte Stamm in Nordarabien sind die Aneset oder Ennesi, und einer der mächtigsten Stammesbünde sind die

Schammar auf dem Hochlande von Nedschd und im nördlichen Zweistromland. Eine Art Adel bilden die Aschrâf (Einzahl Scharîf), die Nachkommen des Propheten, und die Mitglieder des herrschenden Geschlechtes.

In wirtschaftlicher *Hinsicht unterscheidet man echte* Nomaden (Abb. 247), denen einzig und allein der Name al-ʿArab zusteht (Beduine, d. i. badw, badawîj, bduj, gilt mehr als Spitzname), sodann seßhafte Bauern (fallâchûn = Fellachen, d. h. Bauern, oder Chadarîjûna, Chuddâr = seßhaft) und endlich zwei Zwischenstufen: nicht seßhafte Halbfellachen und die Maʿâz oder Muʿʿâz (= Ziegenhirten). Die ʿArab beschäftigen sich mit Kamelzucht und können deshalb leicht von Ort zu Ort ziehen, ohne besondere Rücksicht auf die Wasserverhältnisse nehmen zu müssen. Das Klima macht ohnehin in jedem Jahre zwei größere Wanderungen nötig: nach den Winter- und Frühjahrsregen weilen die ʿArab im Süden, wo es ein bis zwei Monate lang gras- und kräuterreiche Weiden und gefüllte Wasserlöcher gibt, und mit dem Beginn der sommerlichen Hitze ziehen sie gegen Norden; im Winter wandern sie dann in entgegengesetzter Richtung zurück. Um diese Wanderungen durchführen zu können und um für ihre Tiere stets genügendes Futter zu finden, müssen sie daher ausgedehnte Weidegebiete beherrschen; eine Beschränkung oder der Verlust dieser bedroht ihre Herden und damit ihr eigenes Dasein. Die Maʿâz dagegen sind gezwungen, sich in der Nähe von Wasserplätzen zu halten, da ihre Schaf- und Ziegenherden regelmäßiges Tränken verlangen; sie sind deshalb auch in der Lage, an solchen Orten Felder für Gerste, Weizen, Durra und Tabak anzulegen, die sie durch mehr oder minder weit verzweigte Gräben von den Brunnen oder Wasserläufen aus bewässern. Die Fellachen, zu denen auch die Städter zu rechnen sind, obwohl sie die eigentlichen Fellachen verachten, haben feste Häuser, nur zur Ernte- und Saatzeit wohnen sie bei ihren Feldern in Zelten. Händler und Handwerker gehören auch zu den Fellachen und wohnen meist in den Städten. Wollen sie bei einem Stamme Handel treiben, so müssen sie sich dazu die Erlaubnis vom Häuptling, dem Schejch, erkaufen. Die Halbfellachen haben ebenfalls dauernde Wohnsitze, aber keine Häuser, sondern Zelte; neben dem Ackerbau treiben sie noch Rindviehzucht. Die Kamelzüchter sind die Oberherren der anderen Klassen, sie lassen sich von diesen liefern, was sie brauchen; sie legen Beschlag auf die besten Felder und lassen sie für sich von

den Fellachen bebauen, oder zur Erntezeit kommen sie zu den Tennen, um sich ihren Anteil zu holen. Eine Lieblingsbeschäftigung der ʿArab ist es, Raubzüge (ghazu, ghazija) gegen andere Stämme im Frühjahr, wenn Weide und Wasser genügend vorhanden sind, zu unternehmen, und zwar suchen sie weit entfernt wohnende auf Eilritten heim, damit sie durch die Stämme, welche zwischen ihnen und dem überfallenen Stamm hausen, vor dessen unmittelbarer Rache einigermaßen geschützt sind. Dabei kann es vorkommen, daß ein Stamm, durch dessen Gebiet sie nachts ohne Erlaubnis reiten, ihrer auf der Rückkehr gewahr wird und ihnen die eben erkämpfte Beute wieder abnimmt. Noch lieber überfallen sie Handelskarawanen, die sich, um sich gegen solche Plünderungen zu sichern, den Schutz eines Stammes erkaufen, dessen Angehörige die Karawane dann gegen Angriffe verteidigen und sie unversehrt, wenn auch mit Bedauern, dadurch um schöne Beute zu kommen, ans Ziel zu bringen suchen.

Wie bei anderen Nomadenvölkern, so werden auch in Arabien Sklaven gehalten, welche Angehörige anderer arabischer Stämme, Ägypter oder Neger sind. Gar häufig werden ihnen nach einiger Zeit Vergünstigungen eingeräumt: sie weiden die Herden, ziehen mit auf Raub und Krieg, dürfen Sklavinnen heiraten und werden nicht selten nach einiger Zeit freigelassen.

Das wichtigste Zuchttier für den ʿArab ist das Kamel, denn es liefert ihm alles, was er zum Leben braucht. Milch und Fleisch zur Nahrung, Haut und Haare zu Kleidern, Säcken, Taschen, Decken usw., Mist als Brennmaterial, und es dient ihm überdies als schnelles und genügsames Reit- und Lasttier. Es ist mit den Wüstenpflanzen zufrieden und kann je nach der Jahreszeit einige Tage des Trankens entbehren. Das Zaumzeug für die Reitpferde, aus dünnen Schnüren gefertigt, ist mit Muscheln und Silberbeschlag verziert; der Sattel ist dem für Kamele ähnlich und besteht aus einem hölzernen Gestell mit hohen Knöpfen, einer weichen Unterlage und einem Polster. Beschlagen werden die Pferde mit dünnen, in der Mitte durchlochten Eisenplatten, und die Steigbügel sind sehr breit und scharfkantig. Das Pferd ist nach Ansicht der Araber nicht in Arabien heimisch, es soll erst kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung aus Iran über das Zweistromland eingeführt worden sein; es kann auch nur mit Mühe ernährt werden, und statt seiner bedienen sich die Fellachen lieber des Esels. Nächst den Kamelen sind die wichtigsten Zuchttiere kleine Ziegen mit feinhaarigem Vlies; sie liefern das Material für Zeltdecken, Teppiche, Säcke u. dgl. Die Fellachen halten Schafe und wenige Rinder, daneben auch Hühner, Maultiere und Esel, von denen manche teurer sind als Pferde. Gelbe, zottige Hunde treiben sich in allen Dörfern und Zeltlagern umher, gezüchtet werden nur die großen Windhunde.

Die Felder der Fellachen sind meist Stammeseigentum, sie werden jedes Jahr unter die einzelnen Häuser und Zelte verlost; Felder in Privatbesitz gibt es nur bei neugegründeten Dörfern. Im übrigen unterscheidet man drei Arten von Landbesitz: Privatbesitz (arḍ mulk); Stiftungsland von Moscheen, Schulen, Kirchen (arḍ waqfi); Staatsland (arḍ mîri), das gegen Entrichtung des Zehnten an Gemeinden verpachtet wird. Geackert wird mit einem einfachen, von Maultieren, Eseln oder Kamelen gezogenen Hakenpflug, gemäht mit einer glatten oder gezähnten Sichel oder einem langen, krummen Messer. Zum Ausdreschen benutzt man das Dreschbrett, das etwa 2 m lang, $^3/_4$ m breit und an der Unterseite mit scharfen Steinen oder Eisenspitzen besetzt ist (Abb. 257), oder man läßt das Getreide vom Vieh austreten. Nach dem Dreschen wird das zerschnittene Getreide geworfelt und die dadurch von der Spreu gereinigten Körner unter Beobachtung von mancherlei Zeremonien gemessen. Außer Gerste, Weizen, Durra, Tabak baut man Kürbisse, Melonen, Linsen, Bohnen, Erbsen, Mais, Tomaten, Gurken. Von Fruchtbäumen gibt es Dattelpalmen, Johannisbrotbäume Oliven-, Feigen-, Aprikosen-, Mandel-, Maulbeerbäume, und in Syrien betreibt man auch Weinbau.



Abb. 250. Kochtopf, südwestliche Araber ($^1/_6$ n. Gr.) (Museum für Volkerkunde, Hamburg)

Das wichtigste Nahrungsmittel der ʿArab ist die Milch von Kamelen, bei den Fellachen die von Schafen und Ziegen; außer ihnen sind Buttermilch, Quarkkäse und Süßkäse wesentliche Bestandteile ihrer Nahrung.

Gebuttert wird in einem aufgeblasenen Ziegenbalg, der an drei Pfählen über einem schwachen Feuer hängt und hin- und hergeschwenkt wird; die Butter wird dann mit Zwiebeln, Salz, Safran und vielen anderen Zutaten zusammen in einem Kessel zerlassen. Mehl wird mit einem einfachen Reibstein oder einer Handmühle aus Weizen, Gerste, Mais oder Linsen gewonnen; daraus werden in der Asche oder in einer eisernen Schüssel Brotfladen gebacken, die den ʿArab als Leckerbissen gelten. Ferner ißt man, wenn auch seltener, Fleisch von Haustieren, ja sogar Schlangen, Eidechsen und Heuschrecken. Das Fleisch wird mit Milch oder Käse gekocht oder in einem heiß gemachten hutförmigen Ofen aus Lehm und Steinen geröstet. Die inneren Teile und das Blut werden weggeworfen. Pflanzliche Zusätze zu den Speisen verwendet der ʿArab nur wenige, um so mehr versteht der Fellache eine ganze Reihe schmackhafter Gerichte aus Gemüsen und anderen Kräutern herzustellen.

Die Wohnung des ʿArab, das rechteckige Zelt in Satteldachform, besteht aus einer großen Decke, die aus vielen schmalen, von schwarzem Ziegenhaar gewebten Bahnen zusammengenäht ist, aus drei bis neun Reihen von je drei Pfählen und den *Halfepflöcken* für die Zeltstricke. Die Schmalseiten sind gewöhnlich offen und werden nur bei Kälte mit Teppichen und Matten zugehängt. Im Innern wird eine Decke als Scheidewand zwischen Gast- und Frauenraum angebracht. Im Zelt bewahrt der ʿArab seine geringe Habe: Kleider, Decken, Sättel, Wasserschläuche, Vorratssäcke, Koch- und Kaffeetöpfe (Abb. 250 und 251), hölzerne Teig- und Rührmulden, Kochkessel u. a. Die Häuser der nördlichen Fellachen in Syrien sind aus Lehmziegeln oder rohen Steinen gebaut und mit einem flachen Dach aus Knüppelhölzern und Lehmbelag versehen; sie enthalten nur einen Raum, in dem ... Vieh und Ackergeräte stehen, während eine erhöhte Plattform als Wohn- und Schlafplatz und als Standort für Getreidebehälter, Wassergefäße, Fellsäcke, Vorräte usw. dient. Die Häuser der arabischen Fellachen haben Wände und Pfeiler aus Gußwerk und Steinbögen, die das flache Dach tragen. Die innere Einrichtung ist ähnlich wie die bei den nördlichen Fellachen, jedoch stehen die Häuser hier in ummauerten Höfen, worin sich noch ein Backofen, Sommergrube und Winterstall für das Vieh, Wassergrube, Bank und Vorratskammer für Kleider und Vorräte befinden.

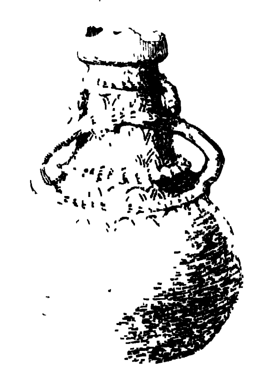


Abb. 251 Kaffeetopf, südwestliche Araber (1/6 n. Gr.) (Museum für Völkerkunde Hamburg)

Die Kleidung des ʿArab besteht aus einem langen, weißen Hemd mit weiten Ärmeln, einem wollenen oder ledernen Gürtel, einem wollenen Mantel und einem farbigen baumwollenen oder seidenen Kopftuch, das durch einen Wulst aus Kamelhaarfäden festgehalten wird (Abb. 247). Reichere tragen dazu einen kürzeren seidenen oder wollenen Rock, und die Fellachen blaue Weste und blauen Rock. Die Füße sind nackt, nur in der Wüste trägt man Sandalen, in den Städten gelbe oder rote Schuhe, während die Schejchs hohe Reitstiefel von gleicher Farbe haben. Als Kopfbedeckung ist in Syrien der Tarbusch, die rote Kappe mit langer Troddel, und das Turbantuch üblich. Die Frauen in Arabien haben

ein langes Hemd aus festem, blauem Baumwollgewebe, einen weißen und einen roten Gürtel, eine Haube aus roter oder grüner Wolle und darüber ein langes Kopftuch, an den Füßen Sandalen oder rote Schuhe; bei festlichen Gelegenheiten kommen dazu eine rote oder schwarze Bluse und ein Überwurf. In der syrischen Wüste (und in Nordafrika) besteht die Frauentracht aus dem blauen ärmellosen Gewand, dunklem, um den Kopf gewickeltem Tuch, dunklem, rotweiß durchwirktem, schmalem Gürtel, Sandalen oder Schuhen (Abb. 248). In den Städten und an den Küsten des Nordens ist auch die bekannte orientalische Tracht üblich.

Den Bart rasieren sich die Männer unter dem Kinn weg und das Haar am Hinterkopf; dazu tragen sie Zöpfe, die manche im fünfunddreißigsten Jahre abschneiden. Mädchen und Frauen schneiden das Haar an der Stirne ab, das Scheitelhaar flechten sie in zwei bis vier, auf dem Rücken lang herabhängende oder um die Ohren geschlungene Zöpfe. Tatauierung mit Indigo auf Gesicht, Händen, Armen, Brust und Waden ist bei den Frauen allgemein üblich. Henna benutzen sie zum Gelbrotfärben von Händen, Füßen und Haaren, und Kichl (Kohol) zum Schwärzen der Lider. Zum Waschen der Haare verwenden die Frauen wegen des Mangels an Wasser Kamel-, Schaf- und Ziegenharn, und die Füße werden ebenfalls damit gesäubert. Als Schmuck tragen sie bei festlichen Gelegenheiten Stirnbinden, deren Enden von den Schläfen bis zur Brust herunterhängen und mit Gold- und Silbermünzen dicht benäht sind; Kinn- und Halsbänder mit blauen und roten Steinen, die Schutz gegen den bösen Blick gewähren sollen, ferner Ringe, Armbänder, Fußspangen und allerlei Hängeschmuck.

Abb. 252. Wasserpfeife, südwestliche Araber (1/6 n. Gr.) (Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Als Waffen führen die 'Arab heute Lunten- und Steinschloßflinten oder moderne Mehrladegewehre, Revolver, Pistolen, krumme Dolche, Keulen mit Köpfen aus Holz, Stein, Metall oder Asphalt, Lanzen mit 3—6 m langem Rohrschaft und langer, breiter

oder kurzer, schmaler Eisenspitze, zuweilen auch alte Panzerhemden, Sturmhauben, Streitäxte persischer Art und türkische krumme Säbel. Die Kriegszüge und Fehden zwischen den einzelnen Stämmen dauern bis in die jüngste Zeit unvermindert fort, und noch in den letzten Jahren sind blutige Schlachten zwischen ihnen geschlagen worden. Sehr oft ist der Anlaß zu diesen die Blutrache. Zu solcher Rache sind alle Verwandten eines Erschlagenen bis zum fünften Grade verpflichtet, und die entsprechenden Verwandten des Mörders sind mit Tod und Plünderung bedroht. Doch können drei Tage nach dem Morde Verhandlungen zur Festsetzung eines Blutpreises angebahnt werden, der dann in Vieh, Land, Waffen und Mädchen gezahlt wird.

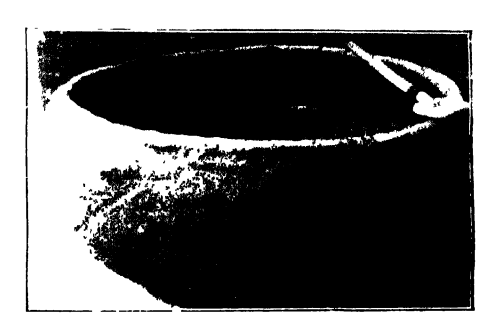


Abb. 253. Rundboot, Tigris

Die Eheschließung beruht auf Kauf, jedoch ist das vorherige Einvernehmen des Mädchens mit dem Burschen erforderlich. Bei den Fellachen werden schon kleine Kinder miteinander verlobt, und bei der Feier der Verlobung wird gleich ein Teil des Brautpreises ausgezahlt. Auch Nachklänge von dem einstmals üblichen Mädchenraub sind noch vorhanden: die Braut flieht mit ihren Gefährtinnen und verteidigt sich gegen die nachstürmenden Burschen mit Steinwürfen, bis sie der Bräutigam schließlich überwältigt. Bei einigen Stämmen entweicht die Braut bei der Hochzeit in die Wüste, der Bräutigam muß sie dort suchen und dann sechs Tage mit ihr draußen bleiben; bei anderen Stämmen tut das die junge Frau drei bis sechs Monate lang jeden Abend. — Der Muslim, ʿArab oder Fellache, darf vier Frauen nehmen, doch begnügt man sich aus Mangel an Mitteln in der Regel mit einer. Die Ehegesetze sind sehr streng, Verfehlungen gegen die Sittlichkeit werden gewöhnlich mit dem Tode bestraft. Wird die Frau vom Manne verstoßen, nimmt sie ihr persönliches Eigentum mit; wieviel dem Manne vom Brautpreise zurückerstattet wird, darüber wird dann je nach seiner Schuld entschieden. — Neugeborene erhalten am vierzigsten Tage einen Namen, und die Beschneidung, die an Knaben und Mädchen

vorgenommen wird, findet meist im dritten Jahre statt. Werden die Kinder größer, so helfen sie der Mutter bei der Arbeit; geschlagen werden sie — wie auch bei anderen Naturvölkern — niemals, und doch folgen sie aufs Wort. Von Spielen sind bei ihnen Stock- und Steinschleudern beliebt, Reigentänze u. dgl.; sie verstehen auch bald auf der Rbâb, einer einsaitigen, mit Roßhaarbogen gestrichenen Geige, und dem Maqrûn, einer Doppelflöte aus zwei Schilfrohren mit sechs bis acht Löchern, zu musizieren.

Der Verkehr zu Lande wird durch Kamele, Pferde, Esel und Maultiere vermittelt. Wagen sind wenig gebräuchlich, nur in den nördlichen Gegenden, in der Nähe größerer Städte, und zwar zweirädrige Arabas kleinasiatischer Art.

Auch die Wasserfahrzeuge sind sicherlich nicht arabischer Erfindung, sondern größtenteils wohl Kulturerbe aus dem Zweistromlande. Während an den Küsten Ostafrikas und Arabiens fast nur die schwerfälligen, breitgebauten Daus und Paddelboote verwendet werden, sind außer zahlreichen Arten von größeren und kleineren Segelschiffen und Ruder- und Paddelbooten mit mehr oder minder glattem Plankenbelag, von denen einige Arten einen Überzug aus Asphalt haben, fünf andere eigenartige Wasserfahrzeuge auf dem Euphrat und dem Tigris im Gebrauch. Auf dem unteren Tigris benutzt man Flöße aus zusammengebundenem Schilf, und bei den Moor-Arabern, wie auch auf dem unteren Euphrat zur Jagd und zum Fischfang kleine Boote aus Rohr- oder Reisiggeflecht mit Asphaltüberzug. Zum Durchschwimmen der Flüsse bindet sich der Eingeborene einen luftgefüllten Ziegenbalg (burdjuk) unter. Zum Übersetzen, zur Beförderung von schweren Lasten und als Beiboot für Segelschiffe bedient man sich des in drei Größen vorkommenden Rundbootes (kuffa, guffa), welches kreisrund aus Schilfgras mit Palmblattstreifen geflochten, durch Rippen aus Granatapfelzweigen versteift und mit Asphalt überzogen ist. Den Tigris abwärts bis Bagdad pflegt man Menschen und Lasten auf dem Schlauchfloß (kelek) zu befördern; es besteht aus verschiedenen Lagen von Stangen und dazwischen einer Schicht zweiteiliger Rohrbündel, und unter diesen sind 100 bis 400 aufgeblasene Ziegenbälge befestigt.

Nach der Ankunft am Bestimmungsort wird das Floß zerschlagen, die Stangen, Bretter und Balken als Brennholz verkauft, und die ausgeblasenen und getrockneten Schläuche nehmen die Schiffsleute mit sich nach Hause zurück. Diese drei letzteren Arten wurden bereits von griechischen und römischen Schriftstellern beschrieben und vorher schon von Assyriern auf Steinbildern dargestellt. Es ist anzunehmen, daß sie vor der Zeit der Assyrier bereits von den Sumeriern und Akkadiern gebraucht wurden und daß sie durch diese mit den Schwimmsäcken und Schlauchflößen Turkestans, Afghanistans, des Pamir und Nordwestindiens in Verbindung stehen.

Der Islam wird meist als die Religion betrachtet, die den Arabern eigen, aus ihrem innersten Wesen erwachsen ist, jedoch ist es durchaus nicht an dem: in seiner ausgebildeten Form ist er im Innern fast gar nicht bekannt. Vor der Entstehung des Islam wurden außer den Naturgeistern und Ahnen besonders Mond (järach) und Sonne (schams) verehrt, ein Kult, der von den Semiten durch ihre Wanderungen weit verbreitet wurde, und Spuren davon haben sich im Volksglauben der heutigen Araber erhalten. Sie glauben an Allah, daneben aber an himmlische und irdische Geister, an Heilige und Ahnen. Diesen bringen sie Opfer, um ihre Gunst und Hilfe zu erlangen. Von den Opfertieren wird gewöhnlich nur das Blut geopfert, das Fleisch verzehren die dabei Anwesenden selbst. Von der Seele glaubt man, daß sie sich während des Schlafes vom Körper trenne; deshalb darf ein Schlafender nicht plötzlich aufgeweckt werden, sonst könnte seine Seele draußen bleiben. Sehr gefürchtet ist der böse Blick, welchen besonders Menschen mit blauen Augen an sich haben, daher sucht man sich gegen ihn durch die mannigfaltigsten Amulette zu schützen. Natürlich gibt es auch hier Leute, die mit den Geistern und Ahnen in direkter Verbindung zu stehen vorgeben; sie wahrsagen die Zukunft, wissen Gestohlenes und Verlorenes zu erkunden usw.



Abb 254. Drusenbraut
(Nach Hutchinson)

Tote werden in der Nähe ihrer Ahnen oder neben großen Steinen begraben, und zwar am liebsten in alten Ruinen, da der Boden an solchen Stellen leichter auszuheben ist. Sie werden im Grab auf den Rücken oder auf die Seite gelegt und ein Krug mit

Wasser neben ihren Kopf gestellt. Die älteren Kleider des Verstorbenen breitet man über sein Grab und stellt davor einen länglichen Stein auf, über den man bei Opferungen das Blut des Tieres fließen läßt. Zum Zeichen der Trauer bestreut man sich den Kopf *mit Staub und Asche*, die Männer zerreißen sich das Gewand und *zerraufen sich das Haar*; die Töchter, die Witwe und die Schwestern zerkratzen sich das Gesicht, schneiden sich die Zöpfe ab und legen sie aufs Grab, während die anderen Frauen der Sippe heulen und Klagelieder singen.

In den Städten und deren Bannkreis sind die Gräber zu Friedhöfen vereinigt; über den Gräbern ist ein niedriger Hügel aufgeschüttet, oder ein rechteckiger Kasten oder ein liegender Halbzylinder aus Mauer- oder Gußwerk aufgebaut, und am Kopfende eine roh behauene oder geglättete und mit einer Inschrift versehene Steinplatte aufgestellt.

Nach der Meinung der Araber entweicht die Seele des Toten durch die Nasenlöcher und fliegt nach Jerusalem, wo sie durch den Geisterbrunnen in die Unterwelt fährt, in der die Seelen von Juden, Christen, Mohammedanern und ʿArab einträchtig beisammen hausen. Die Seelen können von da auf die Erde zurückkehren und den Lebenden Schaden zufügen; deshalb bringt man ihnen, um sie zufriedenzustellen, an bestimmten Tagen, dem ersten, dritten, achten, dreißigsten u. a. nach dem Tode Opfer dar, schlachtet ein Schaf, eine Ziege oder ein Kamel, besprengt mit dem Blut das Grab, während das Fleisch gekocht und verzehrt wird, und verteilt Spenden an die Armen.

Neben der einheimischen Bevölkerung sind in Arabien nur wenige fremde Elemente vorhanden, hauptsächlich jüdische Handwerker und Gewerbetreibende. Früher waren diese sehr zahlreich, denn nach der Zerstörung des jüdischen Reiches durch die Römer hatten sich viele nach Arabien gewendet, so daß hier sogar ein jüdisch-sabäisches Reich entstehen konnte (525 zerstört). Auch auf den Islam haben sie in seinen Anfängen großen Einfluß ausgeübt, so war z. B. die ursprüngliche Gebetsrichtung nicht auf Mekka, sondern auf Jerusalem, ferner sind die jüdischen Erzväter übernommen worden u. a. m.

In Palästina ist von der alten Bevölkerung nur ein Rest der alten Samaritaner (200) in Nablûs erhalten geblieben. Erst vor kurzem sind hier eingewandert Tscherkessen, Turkmenen, Juden aus Europa, Rußland, Mittelasien und Jemen; auch einige deutsche Bauernkolonien (Schwaben) gibt es bei Jaffa, Haifa und an anderen Orten.

Von den alten aramäischen Syrern leben einige Reste am Urmiasee und in Nordmesopotamien, sie zählen sich zur christlichen Sekte der Nestorianer. Die in Syrien selbst wohnenden sprechen heute arabisch, mit Ausnahme der Bewohner von Ma'lula, die noch westsyrisch reden, und bekennen sich zur griechisch-orthodoxen Kirche (die sogenannten Melchiten) oder zur (griechisch-) katholischen. Andere christliche Sekten sind die Jakobiten, Reste der alten Monophysiten, und die Maroniten (*250000*) *im Libanon*, welche ihren Gottesdienst in altsyrischer Sprache abhalten, eine organisierte Hierarchie, Kirchen. Schulen und Klöster haben, sich aber in der Lebensweise von den anderen Bewohner Syriens wenig unterscheiden.

Zwei andere eigenartige Völkchen sind die Drusen (Abb. 254) im Libanon und im Haurân (75000) und die Noßairier oder Anßairije in den nordwestsyrischen Bergen von der Mündung des Nahr Kadischa bei Tripolis bis zu der des Orontes (etwa 150000). Beide weichen in ihrem Aussehen von den Syrern ziemlich ab, und es gibt unter ihnen ziemlich viele Blonde mit blauen Augen; die Frauen haben oft helles Haar und dunkle Augen. Die syrisch-arabisch sprechenden Noßairier nennen sich selbst Al-Chussaibija nach ihrem bedeutendsten Lehrer Abu Abdallah al Hussain ibn Hamdan-al-Chussaibi, während ihnen der Name Noßairier, eine Ableitung von Naṣrâni (= Christen), von ihren Gegnern gegeben wird. Sie sind Ackerbauer und Viehzüchter, nur wenige leben als Händler in Ladakija und Antiochia. Sie bekennen sich äußerlich zum Islam, üben dessen Gebräuche, Waschungen und Beschneidung, und erkennen wie die schiitische Sekte der Drusen einen Mahdi an, haben verschiedene Grade der Initiation und halten ihre Lehre, die ein Gemisch von mohammedanischen mit christlichen, altiranischen und philosophischen Lehrsätzen darstellt, sehr geheim. Wie andere Schiiten verehren sie den Ali ibn Abî Tâlib als Verkörperung Gottes, bezeichnen ihn als „Herr der Bienen“, der sich in Naturerscheinungen offenbart. Himmel, Sonne und Mond spielen in ihrem Glauben eine große Rolle und werden mit Ali, Mohammed und Selmân identifiziert. In ihrem Kult ist als christliches Element die Weihung von Speisen und Wein bemerkenswert, ältere Überlebsel zeigen sich in der Verehrung von heiligen Orten und Heiligen. Die Schejche stehen als Adel dem Volke gegenüber; sie zerfallen in weltliche und geistliche und können allein die höheren mystischen Grade erreichen. Vielweiberei ist erlaubt, bis zu vier Frauen dürfen gekauft werden;

Scheidung ist verboten. Auf Tapferkeit wird von den Noßairiern, die als Räuber gefürchtet sind, großer Wert gelegt, gern werden Waffentänze und Kriegsspiele veranstaltet. Mordtaten werden nicht durch Geldbußen gesühnt, sondern durch Blutrache, an deren Ausübung sie festhalten. Ähnliche Geheimlehren haben die Drusen, Jesiden (s. S. 403) und andere kleine Völkerschaften Vorderasiens.

IV. Kleinasien und Iran

Zwischen dem Hochlande von Iran im Osten und Kleinasien im Westen schiebt sich die Ebene des Zweistromlandes ein, El Dschesire und das Irâk, das, heute verwahrlost, früher das wichtigste Kulturzentrum des Orients bildete, dessen Einfluß über die angrenzenden Länder weit hinaus bis nach Griechenland, Ägypten und Indien strahlte. Die Sumerier und Akkadier waren die ersten bekannten Bewohner dieses Landes und die Schöpfer seiner Kultur. Die Akkadier gehören zu den Semiten, während die Sumerier angeblich uralaltaiischen Stammes gewesen sein sollen, wie man aus gewissen Erscheinungen in ihrer Sprache erschließen wollte; aber diese kommen in ähnlicher Weise auch anderswo vor und ergeben keine ausschlaggebenden Beweise für eine solche Schlußfolgerung. An ihre Stelle traten später andere semitische Völker, von denen schon die Rede war (s. S. 367), und zu verschiedenen Zeiten errangen auch andere Völker auf einige Zeit die Oberherrschaft. Die vier bekanntesten Reiche, welche in diesen Gebieten lagen, waren Babylonien am Unterlaufe des Tigris und des Euphrat, am Oberlauf dieser Ströme Mittanni, im Osten Elam und am mittleren Tigris Assur.

Eine der bekanntesten Erscheinungen dieser Kultur ist die sogenannte Keilschrift. Sie war wohl ursprünglich eine Bilderschrift wie die hieroglyphische; später dürften sich die Abbilder der Dinge zu konventionellen, nur aus Strichen zusammengesetzten Zeichen umgewandelt haben, und von ihnen verloren manche die anfänglich sinnvolle Bedeutung, wurden einfache Silbenzeichen. Von den Sumeriern übernahmen die Babylonier und Assyrer die Keilschrift und paßten sie ihren Sprachen an, daneben pflegten sie aber die sumerische Sprache als heilige und Literatursprache noch lange Zeit. Von den Babyloniern erhielten die Elamiten diese Schrift, und nach ihrem Vorbilde schufen sich die Perser ein eigenes System, dessen Zeichen Silben- und Buchstabenwert haben. Als Schreib-

material benutzte man tönerne Tafeln und Zylinder, die nach Einkratzung der Schrift gebrannt wurden. Die riesigen Lager von solchen Tafeln, die Bibliotheken und Archive, welche die Ausgrabungen in den Ruinenstätten von Babili (Babylon), Ninuva (Ninive), Susa und besonders Assur ans Licht gezogen haben, enthalten äußerst wertvolle Beiträge zur Geschichte der Völker des alten Orients und ihrer kulturellen Beziehungen. Bis ins erste Jahrhundert v. Chr. erhielt sich die Kenntnis der Keilschrift, doch herrschten vom fünften Jahrhundert allgemein aramäische Sprache und Schrift, die ihrerseits wieder später von der arabischen verdrängt wurden.

Andere für die Nachbarvölker vorbildliche Leistungen dieser Kultur waren die großartigen Bauwerke, die fast ganz aus Ziegeln und Backsteinen, seltener — und dann nur zum Teil, in den Grundmauern — aus Natursteinen errichtet waren: Paläste, Tempel, Grabbauten, Festungen mit ein- und mehrfachen, zinnenbewehrten Mauern, Stufentürme (darunter der bekannte „Turm zu Babel“ in Borsippa), sodann gewaltige Wasserbauten, wie Kanäle, Dämme und Wasserleitungen, ferner die schönen Bildhauerarbeiten (besonders Säulen mit Kapitälen, Reliefs u. ä.), Malereien, Glasarbeiten, Metallgeräte und -waffen, Stoffe und Gewänder, die glasierten Ziegel, die später bei den mohammedanischen Bauten eine so große Rolle spielen, u. a. m. In wissenschaftlicher Beziehung haben die Babylonier in der Mathematik und Astronomie Hervorragendes geleistet, das klassische Altertum fußt darauf, und von ihm aus ist vieles ins Abendland gedrungen.

Die wirtschaftliche Grundlage des Staates waren der Ackerbau, der durch eine wohlgeordnete Bewässerung mittels zahlreicher, weitverzweigter Kanäle ermöglicht und ertragreich gestaltet wurde, und ein umfangreicher Gewerbebetrieb, der stark auf Ausfuhr eingestellt war. Die wichtigste Errungenschaft in der Viehzucht ist die Zähmung des Bos primigenius und dessen Züchtung als Hausrind; neben ihm hatte man nach Aussagen von Texten des vierten Jahrhunderts v. Chr. noch andere Zuchttiere, wie Ziegen, Schafe und Hunde. Das Pferd dagegen ist wahrscheinlich durch indogermanische Stämme eingeführt worden, die von Norden, aus Iran, kamen; es diente hier, wie in Ägypten, wo es seit dem Einfall der Hyksos vorhanden und vermutlich durch Charrier aus Nordsyrien dahin gebracht wurde, nicht zum Reiten, sondern nur zum Ziehen von Kriegswagen.

In den Bergländern rings um diese große Ebene saßen im Altertum zahlreiche Völker, über deren zeitliche und örtliche Stellung Klarheit zu schaffen bis vor kurzem unmöglich war; erst in neuerer Zeit ist es besonders durch Forschungen und Grabungen, welche zur Entdeckung von Inschriften, Gräbern, Stadtanlagen, Archiven führten, gelungen, den Wirrwarr von Namen etwas zu klären und in die völkischen Verhältnisse einigen Einblick zu gewinnen. In den ältesten Zeiten scheint zwischen dem Kaukasus und dem Persischen Golf und in Kleinasien, mindestens in seinen östlichen Gebieten, eine Bevölkerung gesessen zu haben, die mit den Vorfahren der heutigen Südkaukasier verwandt war. Der Urbevölkerung Kleinasiens entstammen auch die vielumstrittenen Etrusker, und ebenfalls mit ihr verwandt waren vielleicht die Iberer, die schon früh nach Westen hinausgedrängt wurden. Das größte Volk oder die umfassendste Völkergemeinschaft in Kleinasien waren die Chatti oder Cheta oder Hettiter, welche um 2000 v. Chr. auf dessen innerem Hochland, im Flußgebiet des Halys, ein Reich gründeten und zu einer gewaltigen Macht erwuchsen, so daß sie 1926 v. Chr. Babylonien angreifen und unterwerfen konnten. Im vierzehnten und dreizehnten Jahrhundert v. Chr. breiteten sie ihr Reich westlich fast über ganz Kleinasien und südwärts bis nach Syrien und Palästina aus. Hier stießen sie mit den Ägyptern zusammen, die nach dem Einfall der Hyksos um 1800 v. Chr. allmählich wieder erstarkt und nun ihrerseits nordwärts vorgestoßen waren. Dieser Einfall der Hyksos stand vermutlich im Zusammenhang mit der Ausbreitung der kaukasischen Völker; er war vielleicht eine andere Völkerwelle, die vor den Chatti von Norden her aus dem nordsyrischen Charrier-Reich die Länder bis nach Nubien überflutete und außer Charriern auch Luvier und Semiten dahin führte. Syrien ging den Chatti im elften Jahrhundert an die Aramäer verloren.

Das Reich der Chatti mit der Hauptstadt Chattusas umfaßte außer dem eigentlichen Chatti-Lande auf der Hochebene im Innern Kleinasiens im Südwesten die Lugga-Länder, östlich von ihnen im späteren Kilikien Luvia oder die Arzava-Länder, im späteren Kappadokien die Gasga-Länder und nördlich davon am Schwarzen Meere Kizzuvadna, südlich von diesem das Oberland mit Tegarama und weiterhin zwischen Euphrat und Libanon Amurru, und von da bis zum Taurus die Charri-Länder. Zwischen den Oberläufen des Euphrat und des Tigris schloß sich das Reich Mittanni an.

Im chattischen Reiche lassen sich fünf Sprachgruppen oder -schichten feststellen: das Ur-Chattische in der Mitte, das Luvische in Kilikien und nördlich davon bis nach Kizzuvadna, das Bala in Pa(ph)lagonien, das Charrische im Osten und das Kanisische als Staatssprache. Das Ur-Chattische hat keine Ähnlichkeit mit indogermanischen, semitischen oder uralaltaiischen Sprachen; das Balaische scheint mit ihm verwandt zu sein. Jedenfalls dürften die Chatti die älteste Schicht der Bevölkerung Kleinasiens und Syriens sein. — Die Kanisier sind in der Mitte des dritten Jahrtausends v. Chr. von der Balkanhalbinsel gekommen und haben sich bis westlich des Antitaurus vorgeschoben, wo ihre Stadt Kanis lag. Sie haben das Chatti-Reich geschaffen und gefestigt, und in ihrer Sprache sind fast alle Aufzeichnungen des Archives von Chattusas geschrieben, welches 1907 bei Boghasköj entdeckt wurde. Es hat sich bei der Entzifferung und Bearbeitung dieser Sprachdenkmäler ergeben, daß das Kanisische, von dem man eine ältere und jüngere Stufe unterscheiden kann, im Wortschatz, in Formen- und Wortbildung sich an das Indogermanische anschließt und neben den west- und ostindogermanischen Sprachen einen dritten besonderen Zweig davon bildet. Dasselbe gilt für das Luvische, jedoch müssen die Luvier viel früher, vor dem vierten Jahrtausend v. Chr. eingewandert und ansässig gewesen sein, da viele Orts- und Personennamen in Kleinasien luvisch sind. Die Charri sind einige Zeit vor den Kanisiern aus dem nordöstlichen Iran vorgedrungen und mit diesen am Antitaurus zusammengestoßen. Über das Wesen des Charrischen ist man noch nicht im klaren; es ist, soweit bisher ersichtlich, mit den anderen Gruppen in Kleinasien und sonstigen, eurasischen Sprachen nicht in Verbindung zu bringen.

In den iranischen Grenzgebirgen saßen die Elamiten und nördlich davon ihre nächsten Verwandten, die Kaspier, westlich von ihnen in der Landschaft Urartu die Chalder und in Mesopotamien die Mittanni; ihre Sprachen stehen dem Charrischen nahe, das sich in den kaukasischen Sprachen mit dem Ur-Chattischen gekreuzt hat.

In den chattischen Städten hatte sich in Anlehnung an die babylonische eine ziemlich hohe Kultur entwickelt. An der Spitze des Reichs stand der Großkönig, ihm gehorchten drei Arten abhängiger Staaten: Lehnsfürstentümer, Städtebünde, Priesterherrschaften. Das Reich hatte ein stehendes Heer, zu dem im Kriegsfalle das Aufgebot der einzelnen Länder stieß. Es gab Kaufleute, die den Verkehr im Inlande und mit dem Auslande vermittelten, zahlreiche Handwerker und Gewerbetreibende verschiedener Art, Priester und Schriftgelehrte, und über

die Rechte und Pflichten der einzelnen Stände und Berufe waren genaue Vorschriften und Gesetze erlassen. Diese sind auf den Tontafeln von Boghasköj erhalten geblieben, die außer ihnen ein überaus reiches Material von Urkunden, Briefen, Verträgen, Heereslisten, Wörterbüchern, Orakelbüchern und geistlichen Schriften, sowie auch Liedertexte und Sagen überliefert haben.

Die Religion scheint auf der Verehrung von Naturgöttern, auf Animismus, beruht zu haben: den Geistern im Wasser und auf den Bergen, Sonne und Mond, brachte man Opfer und Gebete dar und hatte ihnen in den Ortschaften Denksteine und Heiligtümer errichtet. Die Namen zahlreicher Götter gehören teils den einheimischen Sprachen, teils dem Sumerischen und Babylonischen an, ein Zeichen für die sich kreuzenden und mischenden Kulturströmungen. In den Sprachdenkmälern sind neben den babylonischen und anderen Götternamen, welche, wie z. B. der charrische Teschub, der einheimischen Bevölkerung zuzuschreiben sind, Namen wie Varuna, Indra und Mithra auf den Tontafeln entziffert worden. Es ist daraus der Schluß gezogen worden, daß ursprünglich die Inder oder ein Teil von ihnen hier ansässig gewesen und von hier dann ostwärts gewandert seien. Jedoch dürfte diese Annahme etwas kühn und zu wenig gestützt sein; diese Namen sind vielmehr, wie Forrer nachweist, medisch.

Über diese kaukasischen Völker schoben sich in der ersten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends von Südrußland und den nordkaspischen Steppen vordringende arische Stämme, welche sich die Eingeborenen unterwarfen, eine Herrenschicht bildeten und die in der Geschichte auftauchenden Reiche schufen. Die bekanntesten von ihnen sind die Parsua und Mada (Perser und Meder). Daraus erklärt es sich möglicherweise, daß das Armenische, das dieser Einwanderung indogermanischer Stämme, die die einheimische Bevölkerung unterwarfen, als Herren überschichteten und allmählich in ihr aufgingen, nicht, wie man erwarten sollte, zunächst mit den benachbarten iranischen und weiterhin mit den indischen Sprachen, sondern vielleicht eher — doch ist diese Frage noch nicht geklärt — mit den europäischen näher verwandt ist.

In Babylonien drangen sodann um 1750 v. Chr. die Kassu oder Kassier aus dem Zagrosgebirge ein, die es fünfhundert Jahre beherrschten, aber dann bis zum zwölften Jahrhundert v. Chr. in den Babyloniern aufgegangen waren. Im fünfzehnten Jahrhundert v. Chr. griffen die den Chatti verwandten Mittanni Assyrien an und unterwarfen es, aber bald traten wieder selbständige Könige von Assur auf, welche die Mittanni vertrieben und ihrerseits das Mittanni-Reich eroberten.

Ein zweiter indogermanischer Vorstoß nach der Einwanderung der Kanisier geschah um 1200 v. Chr. von Westen her, aus Thrakien; sein Ergebnis war die Entstehung der Staaten der Phrygier, Bithynier und Mysier, welche dem Reiche der Chatti ein Ende bereiteten.

Vorderasien
im
14. Jahrh. v. Chr.
(nach E. Forrer)

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Zu den genannten thrakischen Eindringlingen des zwölften Jahrhunderts v. Chr., den Phrygiern u. a., gesellten sich seit dem sechsten Jahrhundert v. Chr. im westlichen und nördlichen Kleinasien Griechen, dann Kelten, die im Jahre 280 den Bundesstaat der Galater gründeten, und Römer (Italer).

Von all den Völkern Vorderasiens, deren Namen zum Teil nicht sicher, zum Teil vielleicht noch nicht lokalisiert sind, haben sich nur die Perser und Armenier bis heute erhalten, die anderen sind ihrem Volkstum nach in späteren Kriegsstürmen von Griechen, Römern, Arabern und Türken vernichtet worden. Ganz verschwunden ist die alte Bevölkerung trotzdem nicht, ihr körperlicher Typus (der kaukasische, hettitische, protoarmenoide, vorderasiatische: kurze, hohe Schädel, dunkle Haare und Augen, gebogene Nase) lebt heute noch unter den Armeniern, Juden, Kurden, Osmanen u. a. (was aus dem Obigen erklärlich).

Das westlichste der Turkvölker sind die Osmanen.

Schon im elften Jahrhundert waren turkmenische Scharen unter Seldschuk im westlichen Persien und in Armenien eingefallen, und 1071 wurde der byzantinische Kaiser Romanos von Alp Arslan besiegt, wodurch Kleinasien in den Besitz der Seldschuken gelangte. Ein anderer kleinerer Stamm von den oben erwähnten Oghus oder Gusen zwischen dem Kaspischen Meere und Balch war vor den anstürmenden Mongolen Dschingis-Chans unter Sulejman aus Chorassan nach Armenien gezogen und hatte sich unter Ertogrul in Phrygien festgesetzt. Ertogruls Sohn Othman oder Osman und sein Enkel Orchan dehnten ihre Macht weiter aus, eroberten die ganze Halbinsel und vereinigten die anatolischen Türkenstämme zu dem Volke der Osmanen. Der Sohn Osmans überschritt den Bosporus, sein Nachfolger Murad machte 1356 Adrianopel zur Hauptstadt, und Murad II. nahm endlich 1453 Konstantinopel ein.

Das heutige Verbreitungsgebiet der Osmanen umfaßt fast ganz Kleinasien, in Europa den größeren Teil Thrakiens und mehr oder minder umfangreiche Striche längs der Küste des Ägäischen Meeres bis zur Chalkidike, zwischen dem Ostrowosee und der Wistriza in Thessalien, östlich des Wardar, im nordöstlichen Bulgarien und in der Dobrudscha. Aus diesen beiden letzteren, wo sie früher zusammen mit Tataren zahlreich ansässig waren, sind viele seit dem russisch-türkischen Kriege (1877—78) ausgewandert und haben sich in Anatolien als Muhadschir (Flüchtlinge) niedergelassen. In den übrigen Ländern des türkischen Reiches wohnen sie nur in kleineren, vereinzelten Gruppen. Die Gesamtzahl der Osmanen wird auf 10—15 000 000 geschätzt.

Dem Wanderleben sind die Jürüken oder Götschebé

(= Wanderer) treu geblieben, die in ihrem Aussehen und in ihrer Lebensweise den östlichen Türken ähneln und wahrscheinlich turkmenischer Abstammung sind, oder, was wahrscheinlicher und wofür auch einiges von ihrem Kulturbesitz spricht, sie sind die Nachkommen einer den Vorfahren der Kurden nahestehenden Völkerschaft, die sich mit Turkmenen gemischt und deren Sprache angenommen hatten. Sie sind im ganzen südlichen und westlichen Kleinasien zu finden, von der kilikischen Ebene bei Adana bis nach Mysien westlich von Kutahia und in Paphlagonien südlich von Kastamuni, und zwar hauptsächlich in den gebirgigen Gegenden, wo sie im Sommer die Bergweiden (jaila) aufsuchen, während sie zu Beginn der kalten Jahreszeit nach ihren Winterdörfern (kyschla) in tiefer gelegenen Gegenden übersiedeln. Sie beschäftigen sich mit der Zucht von Schafen, Rindern, Pferden und Kamelen, und die Frauen fertigen vortreffliche Teppiche an. Ein Teil von ihnen ist in den letzten Jahrzehnten seßhaft geworden und treibt Ackerbau und etwas Viehzucht; diese wohnen in kleinen Hütten mit flachen Dächern, die Nomaden dagegen in schwarzen Filzzelten.

Zelte gleicher Art haben meist auch die Tachtadschy (= Brettschneider) oder Ali-Allahi, die in den einsamen Waldgebirgen Kilikiens, Lykiens und Lydiens hausen und sich als Holzfäller betätigen. Sie scheinen aber wie die Jürüken ein Rest der Urbevölkerung zu sein, sprechen türkisch und wollen wie die Jesiden, Nossairier u. a. eine besondere Glaubenslehre haben, die sie geheimhalten.

Außer den Jürüken schweifen in Kleinasien, und zwar vornehmlich in den Steppenlandschaften **Turkmenen**, zumeist in kleinen Horden mit zweihöckerigen Kamelen und Gatterzelten; in manchen Gegenden, besonders in Kappadokien, haben sie sich als Halbnomaden oder als Ackerbauer seßhaft gemacht. Im Gegensatz zu den Osmanen zeigen sie im Aussehen und Körperbau mongolische Züge.

Der ursprüngliche türkische Typus ist bei den seßhaften Osmanen nur wenig mehr zu finden, was ihrer Vermischung mit der alteinheimischen Bevölkerung und der Einführung von großen Mengen von Sklaven und Sklavinnen zuzuschreiben ist, wie auch von gefangenen Christenknaben, aus denen die bekannten Janitscharentruppen hauptsächlich gebildet wurden. Schon vor der Einwanderung in Kleinasien hatten die Osmanen zahlreiche iranische und armenische Elemente aufgenommen, und nach der Gründung des Reiches gesellten sich kaukasische, arabische, syrische, nordafrikanische und besonders balkanische: griechische, südslawische, rumänische, albanische dazu. Was die Charaktereigenschaften des Osmanen anbelangt, so unterscheidet er sich darin vorteilhaft

von seinen christlichen Mitbürgern: er ist ernsthaft, würdevoll, höflich, ehrlich, fleißig, gastfrei, tapfer.

Die völkische Mischung äußert sich in der Sprache der Osmanli, sie ist mit fremden Elementen stark durchsetzt; außer arabischen und persischen Wörtern, welche in der literarischen und in der Sprache der Gebildeten sogar das Türkische völlig überwuchern, sind noch italienische, französische, spanische, slawische, griechische u. a. in den Wortschatz aufgenommen worden. Formen- und Satzbildung, der innere Aufbau der Umgangssprache ist von fremden Einflüssen weniger berührt worden; nur in der literarischen Sprache gilt der Gebrauch von arabischen und noch mehr von persischen Wendungen und Ausdrücken als Zeichen besonderer Bildung.



Abb. 255. Osmane

Die Kleidung der Osmanen besteht aus weichen Lederpantoffeln, Strümpfen, weiten Pluderhosen, die an den Unterschenkeln eng anliegen, baumwollenem oder seidenem Hemd, kurzer, wattierter Jacke (entarí) oder Weste, einer weiteren Jacke (saltá), darüber einem langen Rock (dschubá) und dem Turban, an dessen Stelle jetzt meist der Fes getragen wird. Die Frauentracht weicht nicht wesentlich von der der Männer ab, sie setzt sich zusammen aus ledernen Pantoffeln, weiten Pluderhosen (bis 5 m oberer Umfang) aus bunter Seide oder Kattun, kurzem seidenen oder baumwollenen, vorn offenem Hemd, Weste, Jäckchen oder Mantel, die früher aus blauem oder rotem Tuch oder Samt mit reicher Gold- oder Silberstickerei gefertigt waren, auf dem Kopf eine kleine Kappe oder einen Kopfputz aus Schleiertuch; außerhalb des Hauses hüllen sie sich in ein langes, dunkelfarbiges, mantelartiges Tuch, dessen oberes Ende über den Kopf geschlagen wird und kragenartig bis zu den Hüften herabhängt (feredsché); das Gesicht bedecken sie mit einem Schleier.

Erläuterung der Abb. 256

1 Zusammengesetzter Bogen mit Samtbelag am Griff und mit Knochenspitzen, Osmanen; 2 Lederner Köcher mit rotem Stoffüberzug und Silberstickerei, Aserbejdschaner Tataren: 3 Holzkrug mit Trinkrohr, Osmanen; 4a und b Geflochtener Schild mit Eisenbuckel, Osmanen; 5 Puppe, Sarybasch, Kaukasus, Tataren; 6 Tonlampe, Sarybasch, Kaukasus, Tataren

(1, 3, 4a und 6 1/9 n. Gr.; 2 1/12 n. Gr; 4b 1/15 n. Gr.; 5 1/6 n. Gr.)

(Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Als Waffen führten die Osmanen früher einen geflochtenen Rundschild und den zusammengesetzten Bogen (Abb. 256, Fig. 1, 4a und 4b), der zusammen mit den Pfeilen in einen ledernen Köcher von breiter flacher Form (Abb. 256, Fig. 2), wie sie auch die Darstellungen auf skythischen Gefäßen und Münzen zeigen, gesteckt werden konnte. Sodann gab es vier Arten von Schwertern: die eine mit gekrümmter, nach vorn zu verjüngter Klinge (sejf), die andere vorn breit und nach oben zu schmaler werdend (pala), die dritte mit leicht gebogener Klinge und der Schneide auf der Innenseite, aber ohne Stichblatt (jatagan), wie auch die vierte Art mit gespaltenem Knauf und breitem Rücken (handschar); außerdem Streitkolben und Hammeräxte, und in späterer Zeit Pistolen und Flinten, deren Läufe, wie auch die Schwertklingen, oft mit Silber- und Goldfäden eingelegt, während die Schäfte und Griffe mit Korallen, Edelsteinen, Edelmetall verziert, und die Scheiden der wertvolleren Hiebwaffen aus Silber, Gold, Elfenbein, Samt, die der einfacheren aus Leder gefertigt waren.

Die Häuser sind je nach der Gegend aus Holz, Steinen oder Lehm gebaut und enthalten mindestens zwei Räume: das Frauen- (harém) und das Männergemach (selamlýk). Im Innern und im Osten und Süden Kleinasiens haben sie flache Dächer, im nördlichen und westlichen Anatolien und in der europäischen Türkei flache Walmdächer; hier sind sie auch meist zweistöckig. Die Wohnräume befinden sich im Obergeschoß und sind auf einer äußeren Treppe erreichbar, die zu der an der Hofseite des Hauses angebrachten offenen Veranda hinaufführt. Auf dem Lande stehen gegenüber dem Hause, dessen Längsseite nach der Straße gerichtet ist, aus Ruten geflochtene oder aus Balken oder Trockenziegeln gebaute Speicher für Getreide (Mais, Weizen) und Ställe, und der ganze Hof ist mit einem dichten Flechtzaun oder mit einer Mauer aus Lehm oder Trockenziegeln umgeben. In den größeren Orten sind die Häuser dicht aneinander gereiht, ohne daß die innere Anordnung der Häuser und Gehöfte wesentlich

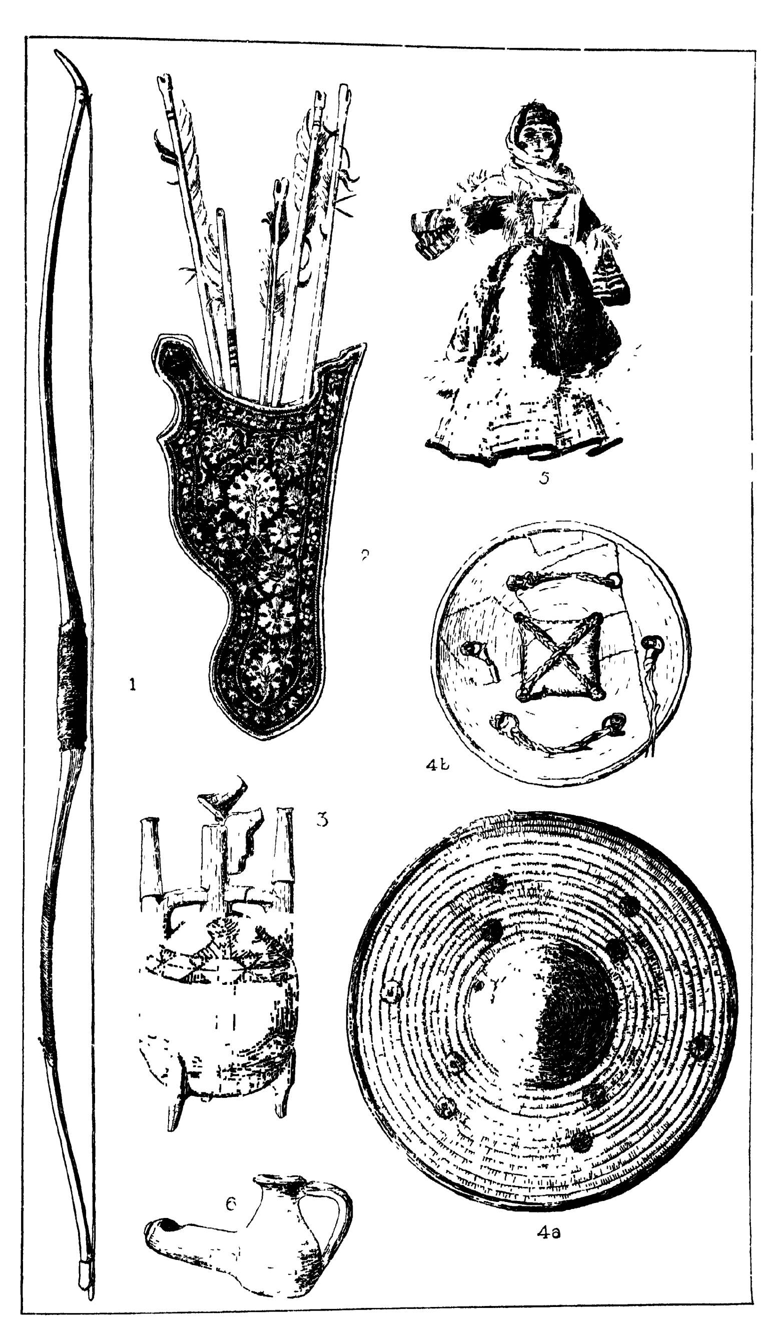


Abb. 256 (Erläuterung S. 388)

verändert ist. An der Stelle der geflochtenen Tür oder des hölzernen Tores auf dem Lande steht in der Stadt meist eine Mauer mit kleinem Satteldach, worin entweder ein Tor und daneben eine besondere Tür eingebaut ist, oder die Tür ist in das Tor selbst eingeschnitten; an der Tür ist ein Klopfer mit Schlagplatte. Die zweistöckigen Häuser haben gewöhnlich je zwei Räume im Ober- und im Erdgeschoß; diese dienen als Vorratsräume und als Stall, das eine obere Zimmer als Männer-, das andere als Frauengemach, die Veranda und die offene Halle darunter als Arbeits- und Schlafplätze in der warmen Jahreszeit. In den Häusern der reicheren Leute, die meist mit einem weit ausladenden Dache bedeckt sind, ist die Treppe im Innern eingebaut und mündet oben in der Mitte des Hauses auf einen Flur, an dessen Ende eine nach dem Hof oder Garten hinausschauende runde Glasveranda angesetzt ist; darunter befindet sich eine ähnliche offene Laube. Die oberen Zimmer sind für die Frauen, die unteren für die Männer bestimmt. In solchen Häusern, besonders in Städten, sind die Wände getäfelt, und die Decke ist mit geometrischen Mustern in Holzmosaik verziert. Die innere Einrichtung der Zimmer besteht im wesentlichen aus Decken und Teppichen, die Boden und Wände bedecken. Als Sitz- und Schlafplatz dient eine 2 m breite Lehmschwelle gegenüber der Tür, die mit Polstern, Kissen und Schlafdecken belegt wird, oder statt deren ist in besseren Häusern längs einer oder zweier Wände ein breiter Diwan angebracht. Die Polster und Kissen werden tagsüber in Wandschränken aufbewahrt, neben denen sich gewöhnlich ein schrankartiger Raum zum Waschen und Baden befindet. Bei kaltem Wetter bedient man sich zum Heizen eines offenen Kohlenbeckens (mangál), in nördlicheren Gegenden mit strengeren Wintern sind offene Kamine in den Zimmern eingebaut, die gleichzeitig zum Kochen benutzt werden. Sonst hat man im Sommer offene Kochhütten aus Reisiggeflecht, Brettern u. dgl., oder gemauerte Küchen, die gleichzeitig für die Mägde als Wohnraum bestimmt sind.

In Küche und Haus werden an Gefäßen und Geräten verwendet: Tontöpfe und kupferne, verzinnte Töpfe und Kessel zum Kochen, Tiegel und Pfannen zum Schmoren und zum Backen von Brotfladen und Kuchen, hölzerne, tönerne und kupferne Wasserkannen (Abb. 256, Fig. 3), hölzerne Löffel, Quirle aus Astkreuzen, Seiher, Löffelkästen, Fleischhackmesser mit bogenförmiger, schmaler Eisenklinge, hölzerne Mulden, Waschbecken usw.

Die Wirtschaft der Osmanen ist fast ganz auf Acker- und Gartenbau eingestellt; hauptsächlich Mais, Weizen, Durrah, Hirse, Gerste werden angebaut, im westlichen Kleinasien Mohn, in den feuchteren Gegenden des Südens (um Adana und andere Orte) Reis und Baumwolle. In den Gärten der regenreicheren Küstenlandschaften werden Pfirsiche, Aprikosen, Mandeln, Feigen, Nüsse, Trauben, Äpfel, Birnen, verschiedene Arten von Melonen und Kürbissen, Tomaten, Eierfrüchte, Paprika u. a. erzeugt. Als Arbeitsgeräte benutzt man Hacke, Rechen, Karst, Hakenpflug, Egge aus Dornen.

Gedroschen wird mit dem Dreschbrett, einem dicken, ungefähr 2 m langen, 80—100 cm breiten Brett, das auf der Unterseite mit Quarzsplittern (oder auch mit Eisenstücken) dicht besetzt ist; es wird von einem Pferd oder Rind über das auf der runden, festgestampften, offenen Tenne ausgebreitete Getreide gezogen, der Drescher steht zur Beschwerung darauf (Abb. 7). In anderen Gegenden verwendet man für denselben Zweck die Dreschwalze, die ein schweres, mit Steinsplittern besetztes Säulenstück entweder aus Stein oder aus Holz ist, oder den Dreschschlitten (s. Bd. III). Dieser besteht aus einem viereckigen Rahmen, auf dem vier Stützen mit geflochtenem Sitz für den Fahrer befestigt sind; zwischen den Kufen sind zwei Walzen mit vier oder fünf gezähnten oder ungezähnten Eisenscheiben an Zapfen eingelassen, die das Getreide zerschneiden. Die einfachste Art des Dreschens, das Austreten der Ähren durch Pferde oder Rinder, die an einem Pfahl in der Mitte der Tenne mit einem langen Seil angebunden sind und daran im Kreise herumgetrieben werden, ist daneben in allen Gegenden üblich. Nach dem Dreschen wird das zerschnittene Getreide mit hölzernen Gabeln und Schaufeln geworfelt, und dann werden die Körner aus der Spreu herausgesiebt. Diese werden in Wasser- oder in hölzernen Windmühlen oder von den Frauen auf Handmühlen gemahlen; das Mehl wird vor dem Gebrauch mit Sieben gereinigt, die innen ein gröberes oder feineres Geflecht aus Leder oder Sehnen oder einen durchlochten Lederbezug haben.

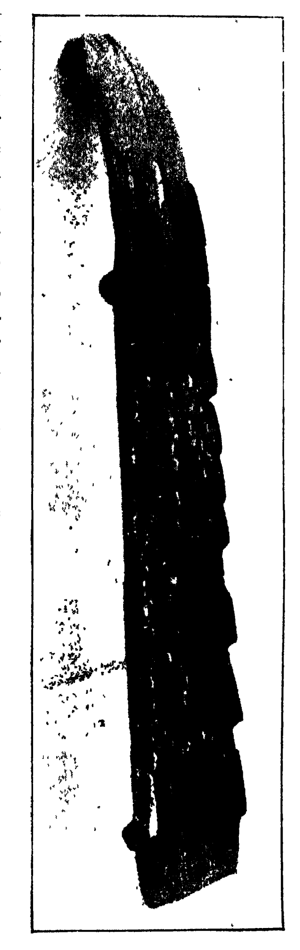


Abb. 257. Dreschbrett
(Mus. f. Völkerkunde, Hamburg)

Diese Geräte sind ebensowenig osmanische oder türkische Errungenschaften, da sie ja im ganzen Bereich des Mittelländischen Meeres verbreitet sind, wie die

von den Iraniern übernommene künstliche Bewässerung, die meist geschickt und sorgfältig angelegt und deren Benutzung durch Gewohnheitsrecht genau geregelt ist.

Hölzerne Geräte und einfache Werkzeuge pflegt sich der Bauer selbst anzufertigen und nur zu einem geringen Teile auf den Wochenmärkten zu kaufen, wohin er die Erzeugnisse seines Haushaltes, seiner Äcker und Gärten bringt. Ihm liegt die Bearbeitung dieser ob und die Pflege des wenigen Viehes, das er besitzt (Pferde, Schafe, Ziegen, Esel, Rinder, Hühner). Die Frauen besorgen den Haushalt, flechten Körbe, spinnen, weben wollene Teppiche und Decken, baumwollene und seidene Stoffe, weben oder stricken Strümpfe und fertigen Stickereien an.

Die Ernährung des Bauern ist einfach und kärglich: Fladenbrot aus Mais und Gerste, dazu Schafkäse, Zwiebeln, Gurken, Melonen, Paprika, Früchte, ferner Brei aus Reis oder Hirse, die früher das hauptsächlichste Getreide der türkischen Völker war; selten wird Fleisch von Schafen oder Hühnern gegessen. Als Getränke hat er Milch, Tee, Kaffee, Hirsebier (buza) und Quellwasser. Überall sind Brunnen mit fließendem Wasser zu finden, auf deren Anlage die Osmanen großen Wert legen: die Errichtung eines Kiosks oder einer verzierten Steinplatte für einen Brunnen gilt als frommes Werk. Die Nahrung des Städters und der Wohlhabenden ist viel reichhaltiger und sehr wohlschmeckend und nahrhaft: Reis, Hühner- und Hammelfleisch in verschiedener Zubereitung, gefüllte Gemüse; getrocknete, gebratene, gekochte Fische, Eier-, Milch- und Mehlspeisen, viele Arten von Backwerk und Süßigkeiten, Obst u. a. Bei festlichen Gelegenheiten wird eine lange Reihe von Gerichten (zwanzig bis dreißig) in bestimmter Folge gereicht. Gästen werden Kaffee, Wasser und Süßigkeiten (Rosenblätter, Nüsse, Obst in Zucker eingekocht) geboten. — Das notwendigste Genußmittel ist dem Osmanen der Tabak, den er aus der Wasserpfeife (nargilé) oder der langen Pfeife mit kleinem Ton- oder Meerschaumkopf (tschibuk) raucht, deren dickes Mundstück bei reichen Leuten aus Bernstein, Edelstein, Gold und anderem wertvollen Material gearbeitet ist; neuerdings hat die Zigarette den Gebrauch von Pfeifen vielfach verdrängt.

Die hauptsächlichsten Handwerke und Gewerbe, die in den Basaren der größeren Städte besondere Viertel oder Gassen einnehmen, sind: Kupfer-, Silber-, Grob- und Waffenschmiede, Ver-

zinner, Schuhmacher, Seiler, Ziegenhaarstoffweber, Drechsler, Korb- und Bürstenmacher, Schneider, Schnurdreher und -näher, Mützenmacher u. a. Außer ihnen gibt es dort Geldwechsler, Garköche, Obst- und Gemüseläden, Stoff- und Kleiderhändler. Verkäufer von Scherbet (s. S. 409), Kuchen, Süßigkeiten, Gewürzen u. dgl. Die Basare sind seltener in festen Gebäuden untergebracht, meistens sind es Reihen von kleinen Holzbuden, deren Innenraum erhöht ist und dem Inhaber als Sitz- und Arbeitsplatz dient; die Vorderseite wird mit einer Quertür verschlossen, die tagsüber herausgeklappt und als Warenauslage benutzt wird. Die Basare, ihre Unterbringung und Anordnung sind offenbar römisch-byzantinisches Erbe, von Osmanen und Arabern übernommen und im südlichen Mittelmeergebiet weiter verbreitet worden. In den Landstädten gibt es ebenfalls ständige Basare geringeren Umfangs, daneben werden Wochenmärkte abgehalten, zu denen die Bauern der Umgegend ihre Erzeugnisse bringen und ihre wenigen Bedürfnisse an einheimischen und europäischen Waren decken.

Der Verkehr zu Lande wird durch Pferde, Esel und Kamele als Trag- und Reittiere vermittelt, sowie durch kleine, zweirädrige Karren mit Holzscheiben als Rädern, die von Büffeln oder Ochsen gezogen werden. Zum Einfahren von Getreide wird der Wagenkasten, der aus Bohlen oder Zweiggeflecht besteht, durch aufgesteckte Stöcke erhöht. Auf dem Meere fährt man in schlanken Plankenbooten und schwerfälligen, dickbauchigen Segelschiffen, auf den Landseen und Flüssen mit Einbäumen, Flößen und plumpen Kähnen.

Das Familienleben wird nach vaterrechtlichen Anschauungen und Gewohnheiten, sowie durch die Vorschriften des Islam geregelt. Die Eheschließung erfolgt im frühen Alter auf Grund von Verabredung zwischen den Vätern. Frauen sind bis zu vier erlaubt, jedoch hat der Osmane gewöhnlich nur eine. Die Frau hat persönliches Eigentum, über das sie nach dem genau geordneten Ehe- und Erbrecht verfügen darf; auch über Scheidung bestehen bestimmte Vorschriften.

Als Religion herrscht der sunnitische Islam, neben dem aber alte Überlieferungen, Gebräuche und Aberglauben der Urbevölkerung fortleben. Amulette, Opfer, Zaubersprüche und -handlungen spielen eine große Rolle als Mittel gegen den bösen Blick, gegen Krankheiten, Behexungen, bei Geburten, Hochzeiten, Todesfällen usw.

Neben der Geistlichkeit, den schriftgelehrten Ulemas, den geistlichen Imamen, den lehrenden Hodschas, neben dem offiziellen Kult besteht ein Mönchstum, das Derwischwesen, das den Türken von den Iraniern überkommen ist und sich bei ihnen weiterentwickelt hat. Es enthält neben schiitischen Dingen, wie der Verehrung Alis u. ä., offenbar Elemente, die nicht im Islam begründet sind, sondern auf ältere Anschauungen zurückgehen, wie die Selbstpeinigung, die Ekstase, die Verehrung von Sonne und Mond. In der Türkei gibt es zwölf große Orden, von denen die bekanntesten die tanzenden Mehlewi und die sich mit eisernen spitzen Stäben und Nadeln peinigenden Rufaî sind. Die Tracht der Derwische, von denen mit Ausnahme der Vorsteher (schejch) nur wenige dauernd in den Klöstern (tekke) leben, besteht aus einem braunen Mantel und einer Mütze, die je nach dem Orden verschiedene Form und Farbe hat.



Abb. 258 Schattenspielfiguren: Karagös und Hadschi-Ewad im Boot. Osmanen (1/6 n. Gr.) (Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Der äußere Kult der Sunniten besteht in der Hauptsache aus dem dreimaligen Gebet mit vorausgehender Waschung von Gesicht, Händen und Füßen und anderen Verpflichtungen, wie Almosengeben, Pilgerfahrt nach Mekka usw. Die Religion umfaßt und bestimmt die ganze Lebensführung der Gläubigen, obwohl die Geistlichkeit in die des einzelnen wenig eingreift, hauptsächlich bei der Geburt, der Eheschließung und beim Begräbnis.

Verstorbene werden von Männern auf einer Bahre zum Friedhofe getragen und dort ohne Sarg beigesetzt. Auf dem Grabe eines Mannes wird ein flacher Stein oder eine Säule mit Inschrift errichtet, deren Kopf zu einem Turban oder Fes ausgemeißelt ist; der Grabstein einer Frau trägt eine Blume oder ein ähnliches Symbol. Über den Gräbern von angesehenen Leuten und von Geistlichen werden Steinsärge mit Gedenkplatten, kleine Kioske, Kapellen erbaut, und Derwisch-Schejchs setzt man in Särgen bei, die in den Klöstern aufgestellt werden, geschmückt mit den Abzeichen ihres Ordens und ihrer Würde.

Bei der strengen Trennung der Geschlechter haben sich **Tanz und Spiel** wenig entwickeln können. Man kennt fast überall nur den Reigentanz mit Gesang- und Musikbegleitung (Flöte, Trommel, Dudelsack). Bewegungsspiele beschränken sich auf Ballwerfen, Wettlaufen, Ringen u. ä., und ältere Leute spielen Schach, Domino, Tricktrack. Dagegen ist eine Art von Schauspiel allgemein beliebt: das Schattenspiel, bei dem bewegliche Figuren aus buntgefärbter, durchscheinender Haut hinter einer gespannten Leinwand, durch



Abb. 259. Schattenspielfiguren: 1 Zigeunerin (Tanzerin); 2 Diener mit Aussteuerstücken (Wiege); 3 Perser (Derwisch). Osmanen (1/6 n. Gr.)
(Museum fur Volkerkunde, Hamburg)

eine Lichtquelle von hinten beleuchtet, mit Stäbchen von dem Vorführenden hin und her bewegt werden (Abb. 258 und 259). Die Hauptrolle spielt in den Stücken Karagös, der unserem Hanswurst und Till Eulenspiegel mit seinen teils witzigen, teils groben und unflätigen Reden und Einfällen entspricht; ihm steht Hadschi-Ewad gegenüber, der sich feinerer Umgangsformen und literarischer Sprache befleißigt. Die Stücke selbst enthalten wenig Handlung, sondern mehr die Wiedergabe von Vorfällen, Gewohnheiten und Eigenheiten des Volkslebens in übertreibender und verspottender Darstellung.

Das Schattenspiel dürfte ebenfalls aus Iran stammen, es hat sich von da ostwärts bis nach China und westwärts bis nach Ägypten und Tunis verbreitet.

Neben kaukasischen und neben indogermanisch sprechenden Völkern wohnen Teile der weitverbreiteten türkischen Völkerfamilie,

Turkmenen (s. o. S. 342), die Aserbejdschaner und andere Turktataren, im russischen Transkaukasien und im westlichen Iran, d. h. in den persischen Landschaften Fârßistan, Chorassan, Kermân und Aserbejdschan bis gegen Teheran hin. Ihre Zahl mag etwa vier Millionen betragen. Die Aserbejdschaner siedeln in Persien nord-

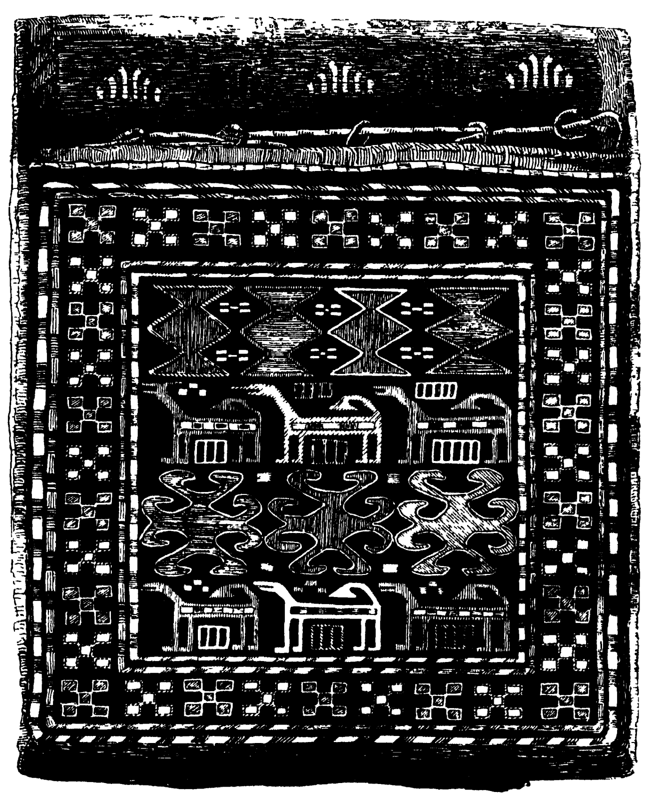


Abb 260. Satteltasche (Sumacharbeit), Schuscha. Aserbejdschaner Tataren (1/6 n. Gr.)
(Museum fur Volkerkunde, Hamburg)

westlich der Linie Kaswin—Hamaden bis zum Urmiasee, in Transkaukasien westlich bis zum Tschaldyrsee, und nördlich bis zu den Vorbergen des Kaukasus. Die übrigen zerfallen in zahlreiche Stämme, von denen die bedeutendsten die Awscharen südlich von Kermân am Kuh-i-Chabr, die Karakojunlu, die Schahsewen (1 500 000) und die Kadscharen zwischen Masenderan und Teheran sind, aus denen die jetzige persische Herrscherfamilie hervorgegangen ist. Reste

von Mongolen finden sich südöstlich von Ißfahan und südöstlich von Jäsd und Kermân, die ebenso mehr oder minder türkische Sprache und Wesen angenommen haben wie der große Stamm der Kaschkai am Kara-Agatsch-Flusse südlich von Schiras. Die Mehrheit der aserbejdschaner Geschlechter sind turkmenischer Herkunft; zu ihnen hatten sich durch die Mongolen- und andere Kriege nach Iran verschlagene türkische Horden gesellt. Schon zur Zeit der Parther sind wahrscheinlich türkische Scharen nach Iran gekommen und haben sich mit diesen vermischt.

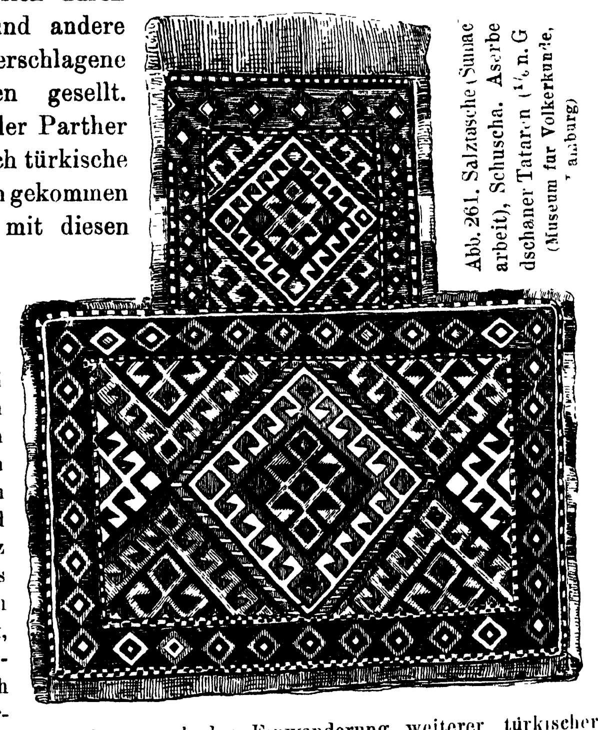


Abb. 261. Salztasche (Sumacarbeit), Schuscha. Aserbedschaner Tataren (1/6 n. G (Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Seit dem zweiten Jahrhundert n. Chr., seit den Yuetschi, machten türkische und mongolische Horden beständig Einfälle in Iran, und 1040 drangen die Seldschuken in Chorassan ein und eroberten bald ganz Persien. Dschingis Chan vernichtete um 1225 ihre Herrschaft, aber in seinem Gefolge setzten sich Turkmenen in Aserbejdschan und Kurdistan fest, und der Einwanderung weiterer türkischer Stämme war auch die Eroberung Persiens durch Timur-Lenk (1392) nicht hinderlich, sondern schuf ihr vielmehr Bahn infolge Unterdrückung und Ausrottung iranischer Bevolkerungsteile.

Der ursprüngliche anthropologische Typus dieser Türken ist durch andauernde Vermischung mit Kaukasiern und Iraniern stark verwischt worden; sprachlich stehen sie den anatolischen Osmanen am nächsten. In den nördlichen Teilen ihres Gebietes sind sie seßhaft geworden, beschäftigen sich mit Ackerbau, Handel und Gewerbe. Die wandernden Stämme (Ilat) züchten besonders Schafe, weniger Kamele und Pferde. Auf die Ansässigen hat die persische Kultur stark eingewirkt, während die Nomaden, welche im Ver-

gleich mit den zentralasiatischen Türken ziemlich arm sind, wenig davon angenommen haben und trotz sechshundertjähriger Trennung von ihren östlichen Verwandten doch altes Türkentum in Familienleben, Sitten und Anschauungen treu genug bewahrt haben. Sie haben auch nicht zuviel von der früheren Kriegstüchtigkeit eingebüßt und liefern noch heute den persischen Herrschern die besten Soldaten.



Abb. 262. Armenier, Transkaukasien (Nach Lalâjan)

Die Armenier wohnen in Kurdistan, Iran, Kaukasien und Kleinasien und eingesprengt zwischen Kurden, Tataren, Georgiern und Persern in den angrenzenden Teilen des nach ihnen benannten Hochlandes. Sie sind hervorgegangen aus einer Mischung von Indogermanen, welche um 1200 v. Chr. aus Thrakien in Kleinasien eindrangen, und der Urbevölkerung der Chalder (s. S. 383), deren Land von den Assyrern Urartu (davon der Name des Berges Ararat) genannt wurde. Der Herkunft von Westen entsprechend schließt sich die an Kehllauten reiche Sprache der Armenier nicht an die benachbarten iranischen an, sondern ihre nächsten Verwandten sind wahrscheinlich das alte Phrygische und Kilikische. Sie besitzen eine eigene Schrift von sechsunddreißig Buchstaben, die im fünften Jahrhundert n. Chr. von einem armenischen Gelehrten nach dem Muster der griechischen Buchstaben erfunden worden sein soll; dieser soll danach auch das dem armenischen ähnliche georgische Alphabet geschaffen haben.

Während die alte Urbevölkerung sich sprachlich der eingewanderten Herrenschicht angepaßt hat, scheint diese körperlich in jener aufgegangen zu sein und der alte Typus wieder die Oberherrschaft erlangt

zu haben. Die heutigen Armenier sind meist groß und stämmig; charakteristisch sind an ihnen die Adlernase, der reiche, schwarze Haar- und Bartwuchs, die großen, dunklen Augen. Sie sind geistig aufgeweckt, fleißig, strebsam und friedfertig; bei den nach dem Westen ausgewanderten Kaufleuten artet der zähe Erwerbssinn oft aus, so daß sie dort als listige Wucherer und Betrüger verschrieen sind. Infolge der vielen Bedrückungen, denen sie von ihren Nachbarn und Herren ausgesetzt sind, wanderten viele aus, und Kolonien von ihnen finden sich bis weit nach Osten und Westen verstreut. Ihre Zahl beträgt im russischen Armenien, in Transkaukasien, 1100000, insgesamt sind es vielleicht 5000000.



Abb. 263. Armenische Bauernfrau in Manaschit, Transkaukasien (Nach Pfitzenmayer.)

In ihrer Tracht unterscheiden sie sich nicht wesentlich von den Nachbarvölkern, und ihre Hütten sind den kurdischen ähnlich aus Steinen gebaut. In ihrer Heimat sind sie Ackerbauer, in der Fremde aber beschäftigen sie sich nur an wenigen Orten damit (wie in Südrußland, Ungarn, Galizien), meist sind sie da Kaufleute, Wechsler, Makler, auch Goldschmiede, Handwerker, Diener, Lastträger. — Die Gesellschaftsordnung ist bei ihnen vaterrechtlich, der Familienvater ist der Herr über die Familienglieder und das gemeinsame Vermögen; bei seinem Tode tritt zunächst die Familienmutter, später der älteste Sohn an seine Stelle. Während die armenischen Mädchen keinem so strengen Zwange wie die mohammedanischen unterworfen sind, tragen hier die jungen Frauen den Schleier und müssen einige Jahre in schweigender Unterwürfigkeit verharren, ehe sie als vollwertige Mitglieder der Familie erachtet werden. — Von Religion sind die Armenier monophysitische Christen, die trotz aller Verfolgungen treu an ihrem Glauben hängen; das



Abb. 264. Reiche Armenierin im Festkleid, Ardanutsch
(Nach Pfitzenmayer)

Oberhaupt ihrer Kirche ist der Katholikos in Etschmiadsin. Von ihrer Bildungsfähigkeit zeugen außer literarischen Leistungen die zahlreichen Schulen, Druckereien, Zeitungen, welche sie im Auslande gegründet haben.

Feindliche Nachbarn der Armenier sind die Kurden, die

Nachkommen der alten Karduchen und Kassier, Kassu (s. oben S. 384). Sie hausen im Süden des armenischen Hochlandes, in den Gebirgen östlich vom Tigris und nördlich über den Wan- und den Urmiasee hinaus bis jenseits des Araxes im russischen Transkaukasien. Ihre Zahl beträgt auf russischem Gebiet 100000 Köpfe, während die türkischen auf 1500000 und die persischen Kurden auf 1 000 000 geschätzt werden. Sie zerfallen in zahlreiche Stämme, die in sprachlicher Hinsicht in zwei Hauptgruppen zusammengefaßt werden: in eine östliche zwischen Luristan und dem Urmiasee im Zagrosgebirge, und eine westliche, die Kurmandsche, Sassak und einige kleinere Stämme in Transkaukasien, in der Provinz Wan und westlich bis Diarbekr und Mardin; letztere sind im Norden von Armeniern und syrischen Christen, im Süden von Arabern durchsetzt. Auch eine Gegend von Chorassan ist mit Kurden besiedelt.

Eine Abzweigung der Kurden sind die südöstlich von ihnen hausenden Luri oder Luren in Luristan und Chusistan, im Puscht-i-Kuh und südöstlich davon. Sie scheiden sich ebenfalls in zwei Gruppen: die Großluren oder Bachtijaren (etwa 200000) und die Kleinluren oder Fejli.

Anthropologisch weisen die Kurden keinen einheitlichen Typus auf, sie sind offenbar ein Mischvolk. Einige Forscher (Duhousset, Chantre) behaupten, daß sie vorwiegend breitköpfig seien, ein anderer (v. Luschan) bezeichnet sie dagegen als typische Langköpfe. Im allgemeinen sind sie hochgewachsen und stämmig; die Hautfarbe ist verhältnismäßig hell, das Haar braun, die Augen braun bis schwarz, jedoch soll es in Persien und östlich von Diarbekr ziemlich viel Blonde mit grauen oder blauen Augen geben.

Ihre Sprache gehört zu den iranischen, stammt aber nicht direkt vom Altpersischen, dem Westiranischen, sondern von einer diesem verwandten Mundart ab und zeigt manche Anklänge an das Elamitische.

Abb. 265. Votivfigur, Armenier (Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Die Kurden gelten als das wildeste Volk des näheren Orients, und der türkischen Regierung ist es bisher nicht gelungen, sie in ihren rauhen, schwer zugänglichen Bergen zu dauernder Botmäßigkeit zu zwingen. Sie sind gefürchtete Räuber und die Plage ihrer friedlichen Nachbarn, der Perser und vor allem der Armenier; auf offenen Kampf lassen sie sich nicht ein, sondern ziehen es vor, aus dem Hinterhalte

Karawanen und kleinere Truppenabteilungen unvermutet zu überfallen.

Die Tracht der wandernden Kurden besteht aus weiten, an den Unterschenkeln nicht anliegenden Hosen, Rock, weitärmeliger, mit Goldborten und Schnüren verzierter Jacke von rotem Tuche, roten Lederstiefeln und zylindrischer Filzmütze mit Turbantuch. Als Waffen führen sie Gewehr, lange Rohrlanze, Säbel, Rundschild, im bunten Schalgürtel Messer und Pistolen. Die ärmeren Hirten und die ansässigen Bauern kleiden sich einfacher und weniger bunt. Die Tracht der südlichen Kurden um Urfa, Weranschehr, im Puscht-i-Kuh ist der arabischen ähnlich. Von den genannten zwei Klassen, den halbnomadischen Stämmen und den Bauern, die ziemlich scharf getrennt bleiben, sind erstere die mächtigeren und angeseheneren, sie treiben Viehzucht und überwiegen im Westen und Norden, während die Mehrzahl der Bauern im südlichen Kurdistan in ärmlichen Verhältnissen lebt. Die Wohnung des Nomaden ist ein Satteldachzelt mit schwarzer Ziegenhaardecke, die des Ansässigen gewöhnlich eine viereckige Hütte aus rohen Steinen mit flachem Dache.

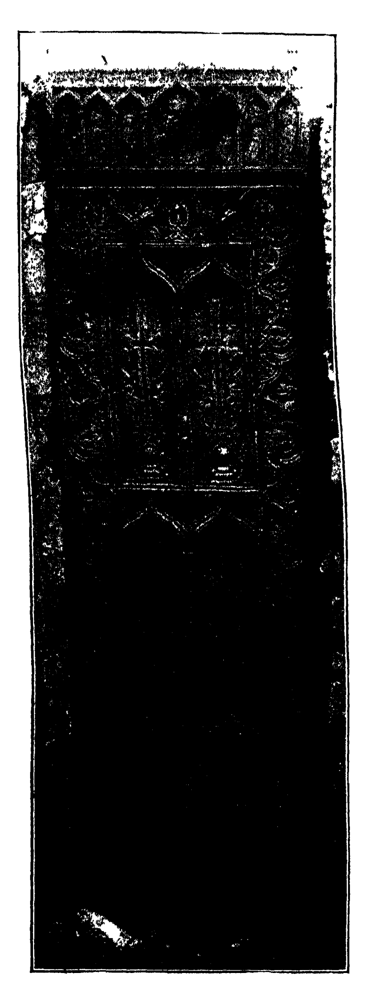


Abb. 266. Altarmenischer Grabstein mit reicher Ornamentik, Alt-Dschulfa, Gouv. Eriwan (Nach E. W. Pfitzenmayer)

Gesellschaftlich zerfallen die Kurden in zahlreiche Stämme, Geschlechter und Familien mit vaterrechtlicher Ordnung. Die Ehen werden in frühem Alter geschlossen und beruhen auf Brautkauf. Die Frauen sind bessergestellt als bei den Persern und Türken, sie sind nicht in Harems eingesperrt, und nur die vornehmeren Frauen tragen Schleier. Vielweiberei ist wenig verbreitet, wenn auch erlaubt. In ihrer

Lebensweise unterscheiden sich die Kurden fast gar nicht von ihren Nachbarn, und wirtschaftlich stehen sie gegen diese zurück. Gewerbe und Handel gedeihen bei ihnen nicht, nicht einmal die schönen seidenen und wollenen Teppiche, welche die Frauen weben, werden ausgeführt, sondern nur für den eigenen Bedarf hergestellt.

Der Religion nach sind sie größtenteils schiitische Mohammedaner; stellenweise finden sich noch Reste von Ahnenverehrung und Anklänge an die altpersische Religion und an das Christentum, das ja vor dem Eindringen des Islam weiter verbreitet war. 2—300000 sind Anhänger der eigenartigen Sekte der Jesiden oder Teufelsanbeter, deren Gebräuche und Anschauungen denen der Nosairier (s. S. 379) ähneln.



Abb. 267. Kurde, Ramasankent am Ararat
(Nach E W. Pfitzenmayer)

Die Jesiden (Abb. 270), von den Armeniern auch Thondrakier und Polichäer genannt, wohnen im Sindkhargebirge in Mesopotamien und in geringer Anzahl im südlichen Kaukasien. Der Stifter ihrer Sekte war der Schejch Jesid (neuntes Jahrhundert), der mit dem Sohne des Moâwija, dem Omajjadenkalifen Jesid, gleichgesetzt wird; ihr oberster Heiliger ist der Schejch Adi, an dessen Grabe jährlich ein großes Wallfahrtsfest stattfindet. In ihrem Haupttheiligtum in Lalesch steht auf einem Kandelaber ihr heiligstes Symbol, der Melek Taus (Engel-Pfau), den sie auch als Satan bezeichnen. Sie beten die auf- und untergehende Sonne an, verehren das Feuer, Bäume und Felsen, opfern an Quellen, haben Taufe und Abendmahl, trinken Wein und essen Schweinefleisch.



Abb. 268. Kurdenzelt, Ramasankent am Ararat

Sie halten die Lehren und Gebräuche ihres Glaubens sehr geheim, aber es ist doch genügend darüber bekannt geworden, und vor einigen Jahren sind auch Aufzeichnungen über ihre Glaubenssätze und Anschauungen aufgefunden und veröffentlicht worden. Wahrscheinlich waren die Gründer und ersten Anhänger dieser Sekte Christen, die noch vieles von ihrem altheidnischen Glauben bewahrten, deshalb nicht zur anerkannten christlichen Kirche gehörten (es soll die armenische gewesen sein) und später, wie auch die Noßairier, äußerlich zum Islam schiitischer Richtung übertraten. Die Kisilbasch dagegen, die vom oberen Mesopotamien bis an das Taurusgebirge, eingezwängt zwischen Kurden und Arabern, und im westlichen Kleinasien zwischen Angora und Kara-Hissar hausen, bilden keinen besonderen religiösen Geheimbund, sondern sie sind Türken schiitischen Glaubens, die nach 1500 aus Aserbejdschan dahin verpflanzt wurden. Mit dem Namen Kisilbasch (Rotkopf) bezeichnen die Türken auch den schiitischen Perser und den Schiiten überhaupt, während der Ausdruck Jeschilbasch (Grünkopf) für die sunnitischen Bewohner der turkestanischen Chanate gebraucht wurde. Der Name rührt von der roten, nach oben ausladenden, mit radialen Einkerbungen und einem Stangenknopf auf dem flachen Deckel versehenen Kappe her, welche die Kisilbasch (und früher auch die Aserbejdschaner) tragen.

Eine andere Sekte, die aus Syrien stammt, sind die Nestorianer oder Chaldäer, vom Patriarchen Nestor (428—431) ins Leben gerufen; sie wurden 485 aus Syrien vertrieben und setzten sich 498 in Nisib in Persien fest, von wo aus sie ihre Lehre nach Arabien,



Abb. 269. Wohnhütten aus Schilf, östliches Mesopotamien. Luren
(Pressebüro, Leipzig)

China und Indien (Thomaschristen) verbreiteten. Sie zerfallen in unierte Chaldäer mit dem Mar-Josef in Mosul als Oberhaupt (etwa 160000), die den Papst anerkennen, und die unabhängigen Chaldäer (etwa 150000) mit dem Mar-Simeon in Kotschannes bei Dschulamerg in Kurdistan als oberstem Priester.

Die Hochländer östlich vom Zweistromlande bis zum Sulejmangebirge werden überwiegend von ostindogermanisch-iranisch sprechenden Völkern (800000) bewohnt, und zwar von den Persern, Afghanen, Belutschen und Tadschik, welche aber keine reinblütigen Arier sind.

Die Perser sind, wie oben gesagt, aus der Verschmelzung der eingewanderten Arier mit den Ureinwohnern, welche mit den Südkaukasiern (Charri u. a.) verwandt gewesen sein dürften, hervorgegangen, und die östlichen Stämme von ihnen noch mit anderen dort alteinheimischen, die vielleicht Beziehungen zu den Drawida oder den Tibetern hatten; später kamen dazu noch Mongolen, Türken, Araber u.a. Verhältnismäßig reine Iranier sind nur die persischen Stämme in den Gebirgsgegenden von Talysch, Gilan, Masenderan und Seïstân, die Läkk in Fârßistan und Kermân, sowie die Parsi oder Gebr, die nicht den Islam annahmen, sondern den altiranischen Lichtkult in abgeschwächter Form als Feuerverehrung bewahrten; in Persien gibt es nur noch wenige Gemeinden von ihnen (Jäsd, Kermân), die meisten wohnen in Vorderindien.



Abb. 270. Jesidin, Dilber
(Nach E. W. Pfitzenmayer)

Die Perser oder Irâni sind über mittelgroß, von brauner Hautfarbe; ihre Haare sind dunkelbraun und *schlicht*, der Bartwuchs *reichlich*, die Augen hellbraun, der Schädel länglichrund, die Stirne nicht hoch, die Nase gerade und vorstehend. Von Charakter sind sie unkriegerisch, habgierig, geduldig, schmiegsam, witzig, wenig fanatisch, aber zu religiösen Spekulationen geneigt.

Großen Wert legt der Perser auf seine Kleidung, für deren wichtigstes Stück er die Kopfbedeckung hält; diese war früher der Turban, der jetzt in weißer Farbe nur von den Priestern und Lehrern, in grüner von den Abkömmlingen des Propheten getragen wird (wie auch bei den anderen Mohammedanern). Durch die Kadscharen ist die tatarische Lammfellmütze eingeführt worden; jedoch ist sie nicht so niedrig wie bei den Krimtataren u. a., sondern bedeutend höher. Die übrige Kleidung besteht aus einem sehr kurzen, rechts geschlitzten Hemd, buntgemustertem Wams, dem schwarzen, blauen oder buntgestickten bis zum Knie reichenden Rock, Gürtel, dunklen weiten Hosen, Socken, Pantoffeln, dazu kommt bei kühlem Wetter ein dickerer Rock und für Besuche ein weiter Mantel mit langen Ärmeln. Pelzfutter und -verbrämung ist allgemein beliebt. Die Frau trägt im Haus ein leichtes Käppchen, ganz kurzes Hemd aus dünnem Flor, kurzes Leibchen, Jacke, mehrere enganliegende Unterhosen aus Seide, und Pantoffeln; auf der Straße

eine längere grüne oder blaue Überhose, ein langes blaues Übergewand und ein weißes Gesichtstuch mit Augenausschnitten. Als Schmuck hat sie Ohrringe, Arm- und Fußspangen, Schleiernadeln u. dgl.

Die Häuser werden meist aus luftgetrockneten Lehmziegeln gebaut. In den Dörfern, die gewöhnlich auf künstlichen Aufschüttungen liegen und mit einer Mauer umgeben sind, haben die Häuser in der Mitte ein offenes Küchenzimmer, daneben Männer- und Frauengemach; an der Vorderseite ist eine offene Veranda angebracht, unter der Getreide und Vorräte in Körben aufbewahrt werden, die mit Ton und Kuhmist gedichtet sind. Den Hof schließen beiderseits Pferdeställe und Scheunen ab, und das Heu und das Winterfutter wird auf deren flachen Dächern aufgestapelt. — Die Häuser in den Städten haben gegen die Straße kein Fenster; der Eingang führt durch das nägelbeschlagene Tor in einen Hof mit Blumenbeeten und einem Wasserbecken. Gegenüber dem Tor erhebt sich der Empfangssaal, welcher mit bunten Glasfenstern, geschnitzten und bemalten Wänden und Decken ausgestattet ist. Rechts und links von ihm liegen Zimmer, ein jedes mit besonderem Eingang; Männer- und Frauengemächer sind natürlich ganz getrennt. Unter dem Saale befindet sich ein unterirdischer Raum, der als Sommerzimmer dient, und dem ein über das Dach hinausragender Schacht frische Luft zuführt. Als Wärmespender hat man offene Kamine oder Kohlenbecken. Von öffentlichen Gebäuden gibt es, wie in anderen mohammedanischen Ländern, in den Städten Karawansereien, Bäder, gemauerte und überwölbte Basare, worin jedes Handwerk und Gewerbe seine besondere Gasse hat, Moscheen, Koranschulen (medressé) und aus festem Mauerwerk aufgeführte



Abb. 271. Persische Frauen in Haustracht

Schaubühnen, wo im Monat Muharrem schiitische Passionsspiele beim Feste der Erinnerung an den Tod von Hassan und Hussejn aufgeführt werden. Während dieses Festes finden auch Umzüge statt, bei denen sich besonders begeisterte Gläubige mit Schwertern und Messern Kopf, Brust und Rücken zerfleischen. Die erwähnten Gebäude sind oft reich mit Marmorplatten und zierlichen geometrischen oder stilisierten Schriftmustern aus bunten glasierten Fliesen geschmückt.

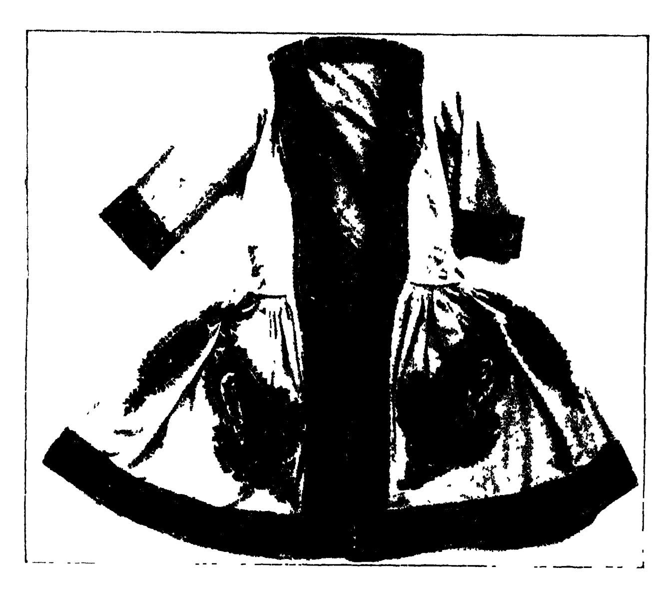


Abb. 272. Männerrock aus weißem Baumwollstoff mit bunter Seidenstickerei (rot, grün) Perser
(Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Ackerbau ist im größten Teile des Landes nur mit Hilfe künstlicher Bewässerung möglich, die durch unterirdische Leitungen, Kanäle, Dämme, Schleusen und Schöpfbrunnen bewirkt wird; sie stammt zum Teil noch aus alter Zeit oder ist nach alten Mustern angelegt. Der Feldbau liegt hier dem Manne ob, während die Frau die Küche und die Milchwirtschaft besorgt, Filz, Teppiche, Stoffe anfertigt usw. Geackert wird mit dem am Ochsenjoch befestigten Hakenpflug; darauf eggt man, glättet nach der Aussaat den Boden mit einer steinernen Walze und furcht sodann das Feld in kleine Beete, um es besser bewässern zu können. Gedroschen wird mit einem Schlitten, an dessen Kufen sich vier bis fünf drehbare

eiserne Scheiben befinden. Die hauptsächlichsten Nutzpflanzen sind Weizen, Gerste, Roggen, Hirse, Reis, Erbsen, Linsen, Bohnen, Rüben, Zwiebeln, Gurken, Eierpflanzen, allerlei Obstbäume, Feigen, Dattelpalmen, Maulbeerbäume, Melonen, Reben, Oliven, Rizinus, Safran, Indigo. Das Hauptnahrungsmittel sind Linsen, am Kaspischen Meere Reis. Beliebte Gerichte sind Tschillan (in Wasser gekochter Reis), Pillau (Reis mit Butter und pflanzlichen Zutaten), Asch (dicke Reissuppe mit Gemüse und Fruchtzusätzen). Fladenbrot wird nur von den unteren Klassen verzehrt, es wird in der Asche oder auf einer eisernen Platte oder in einer Tonschüssel gebacken. Als Getränke bevorzugt man Scherbet, Eiswasser mit Fruchtsaft, sauere und Buttermilch; auch Wein wird viel getrunken, besonders bei Gelagen, bei denen Tänzerinnen, Musik und Würfelspiel eine große Rolle spielen. Tabak wird fast nur in der Wasserpfeife (nargilé), geraucht; das Hanfnarkotikum Beng mischt man in den Tabak oder ißt es als Pillen.

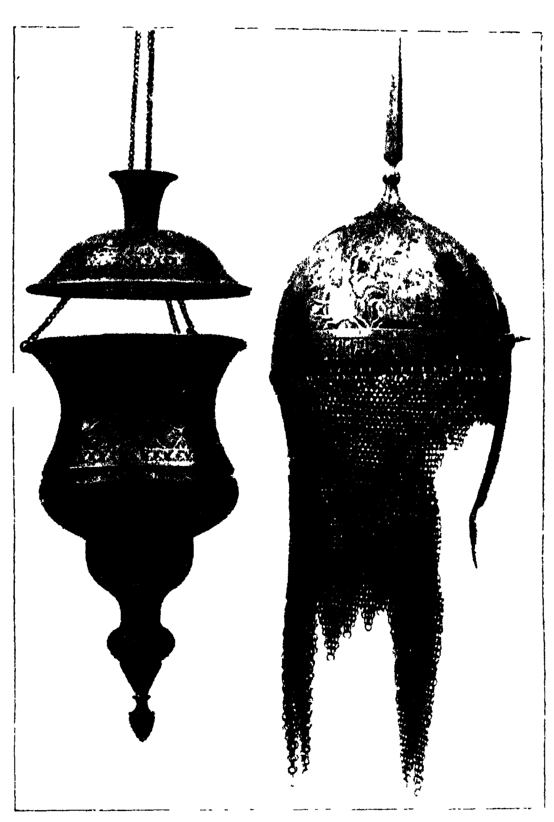


Abb. 273. 1 Lampe in Durchbruchsarbeit aus Messing; 2 Ziselierter eiserner Helm. Perser (2/5 n. Gr.) (Museum für Volkerkunde, Hamburg.)

Was die kulturellen Leistungen der Perser anbelangt, so darf man behaupten, daß „die Perser das einzige Kulturvolk des Islam in Asien geblieben sind, die Träger der Blütezeit des Kalifats wie



Abb. 274. Persischer Derwisch
(Nach Hutchinson)

der Mongolen, die einzige überhaupt kulturfähige Nation des heutigen Vorderasiens ... Von den ‚Arabesken' an bis zur Moschee von Cordoba, von der ‚arabischen' Geographie an bis zu den verschiedenen Formen der Dichtung, alles, was der islamitische Orient in Kunst und Wissenschaft, in Technik und Organisation besessen hat und besitzt, ist persisches Kulturgut, zum letztenmal von Persern geprägt, auch wenn es aus altersgrauer Zeit herübergenommen war" (Hüsing, Der Zagros, S. 34).

Afghanistan ist nur zur Hälfte von den eigentlichen Afghanen oder Paschtu bewohnt, ihr Hauptsitz ist die Hochebene zwischen Herat und dem Sulejmangebirge. In dem übrigen Lande sitzen Usbeken (etwa 400 000) im afghanischen Turkestan, Tadschik (etwa 100 000) in der Nähe der größeren Städte Kabul, Herat, Kandahar, Gharin und in Badakschan, mohammedanische Inder in Peschaur und Batschaur. Die Afghanen, die als ihren Stammvater Kais Abdul Reschid, den Sohn Ismaïls, bezeichnen, zerfallen in zahlreiche Stämme und Geschlechter. Der größte Stamm sind die Duranai im Westen, die kulturell von den Persern stark beeinflußt sind; ferner die Ghildschije, die Charoti, im Osten die Tarkolani, Chaiber, Afridi, Mohmand, Esâ u. a.

Die Afghanen sind im allgemeinen von hohem, schlankem Wuchs, die Hautfarbe ist bei den westlichen Stämmen hell, bei den östlichen dunkler; das Gesicht ist länglich rund, die Jochbeine treten wenig hervor, die Nase springt vor und ist gebogen (Adlernase); die Augen sind braun bis schwarz, das Haar ist schwarz und gewellt, der Bart braun bis schwarz und dicht.

Die städtischen Häuser sind nach persischem Vorbilde gebaut, die der Bauern meist einräumig, aus Steinen, Lehm oder Trockenziegeln aufgeführt und haben ein flaches Dach oder, wenn größere Tragbalken nicht beschafft werden können, mehrere kleine Kuppeln, zwischen denen sich das Rauchloch befindet. Die innere Einrichtung beschränkt sich, wie überall im Orient, auf Decken, Matten, Teppiche, welche die Sitz- und Schlafplätze bedecken, Koch- und Eßgeschirr, das meist in kleinen Nischen in den Wänden aufbewahrt wird, Kohlenbecken, Truhen u. dgl.

Die Kleidung der Männer ist in den östlichen Gegenden der indischen, im Westen der persischen ähnlich; im Innern besteht sie aus einem langen Hemd, weiten Hosen aus schwarzem Baumwollstoff, Schnürstiefeln, eckiger Mütze aus Samt, Seide, Tuch oder Brokat und einem Schaffellmantel. Das Haar wird in der Mitte des Kopfes rasiert und hängt an den Schläfen in Locken herab. Die Tracht der Frauen setzt sich zusammen aus einem langen, bunten Hemd, weiten Hosen, einer kleinen, seidenen Mütze mit Schleier und Pantoffeln. Die Mädchen tragen das Haar offen, die Frauen flechten es in zwei Zöpfe, die mit Schnüren aus Münzen verziert werden. Um den Kopf tragen sie als Schmuck goldene und silberne Ketten, in den Ohren, an den Fingern und in der Nase Ringe, an den Handgelenken Reifen.



Abb. 275. Tadschiks von Badakschan, östliches Afghanistan (Nach Dr. A. Schultz)

Der Ackerbau ruht meist in den Händen der Hörigen, die überwiegend Tadschiks sind; der Afghane beschäftigt sich lieber mit Viehzucht (Schafe, Ziegen, Pferde, Büffel, Kamele, Esel, Rinder) und führt

teilweise ein Wanderleben, wobei er, ähnlich den Arabern, schwarze Zelte verwendet. Die Frauen sind nicht so streng von der Außenwelt abgesperrt wie im vorderen Orient. Die Eheschließung beruht auf Brautkauf; Vielweiberei ist wenig üblich. Beim Tode des Mannes verbleibt die Frau in dessen Familie und wird gewöhnlich vom Schwager geheiratet.

Die Tadschik (Abb. 275), die Nachkommen der alten Baktrer,



Abb. 276. Getreidedreschen bei den Tadschiks. Wachan, Westpamir
(Nach Dr. A. Schultz)

hervorgegangen aus der mit eingedrungenen Ariern vermischten Urbevölkerung, wohnen im Tale des oberen Serafschan, im bucharischen Karategin, im afghanischen Badakschan, im westlichen Pamir in den Ländern Ruschan, Schugnan, Garan, Wachan und Ischkaschim.

Die Urbevölkerung, über die sich die eingewanderten Arier als Herrenschicht gelagert haben, und mit der sie im Laufe der Zeit sonst völlig verschmolzen sind, ist hier teilweise erkennbar geblieben und wird im Süden als Siahposch, im Westen als Galtscha, im nördlichen Vorlande des Pamir mit dem Namen Muk bezeichnet.

Sie sind von Gestalt übermittelgroß, haben kleine Hände und Füße; das Gesicht ist länglichrund, die Nase gerade bis gebogen; die Augen sind dunkelbraun, bei einigen graublau, das Haar ist schwarzbraun, öfters blond, die Haut, wenn unbedeckt, braun. Die Frauen sind klein bis mittelgroß. Zwischen den Angehörigen alter Geschlechter und den Leuten niederen Standes treten bedeutende

Unterschiede auf, wodurch die Überlieferungen von dem um 1500 v. Chr. eingedrungenen iranischen Herrenvolk und einer alten Urbevölkerung sich zu bestätigen scheinen.

Während der mittlere Pamir, wo jeglicher Fruchtbau unmöglich ist, den wandernden Kirgisen gehört, treibt der Tadschik in den westlichen Tälern des Pändsch mit seinen Nebenflüssen, des Wachsch und des Serafschan, Getreide- und Obstbau. Geackert wird wie überall im Osten mit dem einfachen Hakenpflug, und gedroschen wird ebenso durch Austreten, indem Ochsen und Esel über die auf der Tenne liegenden Ährenbündel getrieben werden (Abb. 276). Die Häuser werden aus Steinen mit Lehmverband errichtet, das Dach ist flach und mit Rauchloch versehen, die Wände sind meist fensterlos; charakteristisch sind die offenen Terrassen, an die ein bis zwei Stuben und die Küche angebaut sind. — Zuchttiere sind Rinder, Yaks, Fettschwanzschafe und Ziegen, die dem Tadschik Wolle und Milch liefern. Als Reittiere werden Esel und Pferde gehalten, und von diesen gibt es zwei Arten: den arabischen Schlag aus Badakschan und das kirgisische Steppenpferd.



Abb. 277. Tadschik mit Kugelbogen und Schleuder auf einem kleinen Wachturm im Feld. Schugnan, Westpamir (Nach Dr. A. Schultz)

Die Nahrung besteht hauptsächlich aus Bohnen, Erbsensuppe und Brotfladen; Fleisch wird selten gegessen. Wichtige Nahrungsmittel sind in den tieferen Tälern Aprikosen und Maulbeeren, von denen man im Sommer hauptsächlich lebt. Sie werden auch getrocknet, und die Maulbeeren zu Mehl zerrieben. Das andere Obst:

Äpfel, Birnen, Kirschen, Pfirsiche, Trauben, sowie Melonen und Kürbisse sind von geringerer Bedeutung für allgemeine Nahrungszwecke. Reizmittel sind Tabak, Haschisch und Opium. Geraucht wird aus kleinen Pfeifen, der Wasserpfeife oder aus einem rechtwinklig gekrümmten Erdloch. Feingestoßenen Tabak essen sie wie die Sarten (s. S. 365).

Die Kleidung der Männer besteht aus einem Mantel und weiten, an den Unterschenkeln eng anliegenden Hosen von grobem weißen oder dunklen Wollstoff, Hemd und Unterhosen aus dünnerem Woll- oder Baumwollstoff, dicken Wollstrümpfen und hohen, meist roten Stiefeln aus weichem Ziegen- oder Steinbockleder, über die bei Kälte Holzschuhe gezogen werden. Statt Stiefeln begnügen sich Ärmere mit Holzpantoffeln oder -sandalen. Den Kopf bedecken sie mit einer buntgestickten Kappe, um die das Turbantuch gewickelt wird. Die Frauen tragen ein langes Hemd, weite Hosen, Mantel, Kappe, Kopftuch, Pantoffeln, dazu zwei Zöpfe, die durch Pferdehaare, Wollfäden, Schellen, Troddeln verlängert und verziert werden. Als Schmuck dienen Arm- und Fingerringe, Halsketten, Brustscheiben aus Horn, Holz und Silberfiligran.

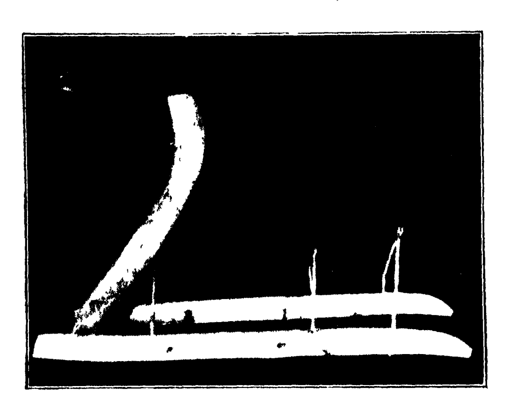


Abb. 278. Holzgestell für die Maske des Pferdereiters. Schugnan, Westpamir (Nach Dr. A. Schultz)

Selbstverfertigte Luntenflinten mit bucharischem oder afghanischem Lauf werden bei der Jagd auf Steinböcke, Wildschafe, Bären, Wölfe, Luchse, Ibisse und Berghühner benutzt. Pelztiere fängt man in eisernen Bügelfallen, und kleinere Vögel jagt man mit Falken. Der Kugelbogen aus Apfelbaumholz und Sehnen wird nur noch von Knaben als Spielzeug oder zum Verscheuchen von Vögeln, welche die Pflanzungen heimsuchen, gehandhabt.

Das Hausgerät wird in der rauchigen Küche auf den Lehmbänken und in den Wandnischen untergebracht: Teppiche zum Ruhen, Kessel, Holzteller und -löffel, Besen, Tonkrüge, Spinnrad, Wiege, Aschemulden, Milcheimer, Butterfaß und Truhen. In den unheizbaren Kammern bewahrt man Pflüge, Hacken, Schaufeln,

Gabeln, Körbe, rechtwinklige Sicheln auf. Die hölzernen Geräte schnitzen sich die Tadschik selbst, und die Tongefäße formen und brennen die Frauen, auch flechten sie Deckelkörbchen, spitze Transportkörbe u. dgl. Auf dem Webstuhl, der kein Gestell besitzt, sondern an der Decke aufgehängt wird, werden von Männern schmale Streifen von gröberen und leichteren Stoffen aus Schaf-, Ziegen- und Steinbockwolle, Halbseide, seltener aus Kamel- oder Yakhaar gewebt, und Streifen von solchem Haargewebe werden zu Teppichen zusammengenäht. Die Wolle wird zuvor mit der auch im näheren Osten und in Europa gebrauchten Wollharfe gezupft und auf dem Spinnrad oder mit der Handspindel gesponnen.

Gewerblich betätigt sich der Tadschik in der Goldwäscherei und als Filigranarbeiter. Der Handel beruht hauptsächlich auf Tausch von Mehl gegen den von den Kirgisen hergestellten Filz, der früher gegen Stoffe, Salz und Eisenwaren aus Badakschan, Kupfergeräte aus Tschitral, Holzgeschirre aus Sebak in Afghanistan weiter verhandelt wurde. Der Verkehr ist durch natürliche Hindernisse sehr erschwert und geht auf schmalen Saumpfaden, an steilen Bergwänden auf Leitern und Stegen, die aus Birkenzweigen geflochten sind, vor sich. In den Tälern werden z. T. Packpferde verwendet, auf den Bergflüssen Schlauchflöße mit sechs bis zwölf aufgeblasenen Ziegenbälgen für ein bis zwei Menschen (Turßuk). Zum Durchqueren von Flüssen bedient man sich wie im Zweistromlande eines aufgeblasenen Ziegenbalges als Schwimmsack. Im Winter bindet man geflochtene Schneeteller unter die Füße, und über die Augen tüllenförmige Schutzbrillen aus Holz oder Lederstreifen.

Musik und Dichtung sind schwermütig, sie spiegeln den Druck der übermächtigen Umwelt wider; im Gegensatz dazu sind die Tänze voll Humor. Als Musikinstrumente werden gebraucht fünf Arten von Gitarren: der Tambúr mit sieben und der Rabób mit sechs Saiten, beide mit Schallkörpern aus Leder, der Sitár mit langem Hals und sechs Messingdrahtsaiten, seltener der bucharische Dutár mit zwei Saiten, und der afghanische Rabób mit bauchigem Schallkörper und kurzem gebogenen Griff; ferner Geigen mit zwei und vier Saiten (Ritschjan), Tamburin (Daf) als Träger des Rhythmus und die Flöten (Surmé) der Hirten und Wanderer.

Der gewöhnliche Tanz besteht aus kurzen Körper-, Arm- und Beinbewegungen. Außerdem gibt es einen Schwerter- und Stocktanz, sowie verschiedene mimische Tänze, zu denen teilweise Masken getragen

werden, mit Darstellung von Vorkommnissen auf der Jagd, bei der Feld- und Hausarbeit, wobei Löffel als Kastagnetten benutzt werden; ferner einen Hahnen-, Vogel-, Kamelreiter-, Pferdereitertanz, Teufels- und Weibstanz. *Der Pferdereitertanz (Abb. 278) erinnert an den* deutschen Schimmelreiter, ein Zusammenhang damit dürfte nicht ohne weiteres abzulehnen sein, wie auch die Maske des Teufels aus Schaffell und Hörnern den Masken der Alpenländer gleicht. Kinder spielen Schlagball, mit Steckenpferden, mit Kugeln und Knöcheln, sowie mit dem Kugelbogen. Bei den Erwachsenen sind Pferderennen und Hammelreißen (s. S. 357) beliebt; es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Vorliebe nicht von den benachbarten Kirgisen übernommen, sondern altiranisches Erbe ist.



Abb. 279. Heiligtum der Tadschik, Zentralpamir (Nach Dr. A. Schultz)

Die Tadschik sind Ismaeliten, müridische (glaubenseifrige) Schiiten, deren Oberhaupt, der Aga-Chan, in Bombay wohnt. Sie haben keine Moscheen, sondern halten ihre Kultübungen beim Geistlichen ab. Trotz des Islam wurzelt jedoch der alte Glaube an die Naturgeister und die Ahnenseelen noch fest unter ihnen. Gegen diese Geister, die Krankheiten, Schaden und Tod bringen können, gegen den bösen Blick u. a. schützt man sich durch Amulette: Büchsen mit geistlichen Sprüchen auf Papierstreifen, Bärengalle (wie bei den Lappen), Kügelchen aus Kürbisschale u. dgl. Bei heiligen Steinen, die mit Heiligen, Drachen u. ä. in Verbindung gebracht werden, legt man Steine oder Zweige nieder, berührt sie, opfert Öl, Mehl, Getreide und Maulbeeren. Über Gräbern von Heiligen oder Reliquien von ihnen errichtet man kleine viereckige Häuschen mit flachem oder Kuppeldach und bringt als Opfergaben Stangen mit Yakschwänzen, bunte Lappen, Hörner von Steinböcken und Wildschafen dar (Abb. 279 und 280).

Die Eheschließung erfolgt sehr früh, bei Knaben oft schon mit zehn, bei Mädchen mit sieben Jahren. Bei der Verlobung erhält der Vater der Braut Geschenke; vor der Hochzeit wird der

Kalim oder nau-nau, d. i. neun Stück von jeder Art (Hemden, Stoffen u. dgl.) an ihn und an die Mutter der Braut. die meisten davon jedoch an ihren Onkel übergeben. Bei der Trauung, die der Gehilfe des Geistlichen (Chalifa) oder ein altangesehener Mann vornimmt, trinken Braut und Bräutigam aus einer Schale, in der sich Wasser, Brot, Butter und Fleischstücke befinden. Die Rolle, die der Oheim der Braut spielt, weist auf altes Mutterrecht hin, die Fleischstücke vielleicht auf ehemalige blutige Opfer und die Zahl „neun" auf indisch-iranische religiöse Begriffe. Den Knaben werden nach einem Jahr die Haare abgeschoren, außer an den Schläfen und am Hinterkopf (ähnlich wie bei den Albanern), wo sie erst nach Eintritt der Mannbarkeit, mit fünfzehn Jahren, abrasiert werden. Die Beschneidung erfolgt während des fünften oder sechsten Jahres.



Abb. 280. Heiligtum mit heiligen Steinen, Schugnan, Westpamir. Tadschik
(Nach D. A. Schultz)

Nächst den Angehörigen türkischer Völkerschaften sind die Araber der stärkste Bevölkerungsbestandteil fremder Herkunft in den iranischen Ländern. Sie sind teils freiwillig eingewandert, teils angesiedelt worden; sie stammen aus Südarabien und von dessen Nordostküste, sowie aus dem Innern, aus Nedschd. Die meisten von ihnen sind Nomaden, nur ein Teil hat sich in den Städten seßhaft gemacht. Die Ausbreitung des Islam gab den ersten Anstoß zu ihrem Eindringen im neunten Jahrhundert und führte arabische Scharen bis nach Ostturkestan, wo noch jetzt 2000—3000 als Halbnomaden in der Gegend von Samarkand und Katte-Kurgan vorhanden sind, und nach Indien. Reste dieser ersten Einwanderer sind auch in Afghanistan und Belutschistan zu finden, die meisten Araber aber schweifen in den südpersischen

Landschaften Arabistan, Fârßistan, Laristan, Kermân und im östlichen Seïstân. Letztere sind nicht alle schon beim ersten Vorstoß eingedrungen, sondern im Laufe der folgenden Jahrhunderte allmählich eingewandert. Die Gesamtzahl der iranischen Araber dürfte sich auf etwa 200000 belaufen.

Endlich fehlen in Iran die Zigeuner nicht, von denen vereinzelte Horden auch in Arabien, Syrien und Kleinasien zu treffen sind. Sie zerfallen in zwei Stämme: die Ljuli und Masangen (angeblich etwa 100000), wohnen in weißen Zelten, wahrsagen und quacksalbern, beschäftigen sich mit Korbflechten, sind Musikanten, Tänzer, Schlangenbändiger, Bärenführer, Siebmacher, Löffelschnitzer, Tatauierer, Viehhändler, Schmiede u. a. Die Ljuli sprechen ihre alte Sprache, die Masangen türkisch und persisch.

Wie eingangs dargelegt, treten in Asien nördlich und westlich der innerasiatischen Hochgebirge vier Gebiete von ausgeprägter Eigenart in Klima, Pflanzen- und Tierwelt hervor, und in diesen Gebieten haben sich unter der Einwirkung der Umwelt, infolge von Völkerverschiebungen und von mehr oder minder ungehemmten Verbindungen mit den angrenzenden Landschaften bestimmte Kulturformen herausgebildet.

Das nördlichste Gebiet, Sibirien, das fast ganz dem arktischen Bereiche angehört, hat durch die Übermacht seiner klimatischen Verhältnisse die Daseinsmöglichkeiten seiner Bewohner stark eingeschränkt und einer Kultursteigerung enge Grenzen gezogen, so daß Völkerschaften, die, aus fortgeschritteneren Gemeinschaften stammend, einwanderten, gezwungen waren, manche Kulturerrungenschaften aufzugeben und sich in wesentlichen Dingen den neuen Verhältnissen anzupassen. Die Eingeborenen sind, wie im ersten Abschnitt geschildert, schweifende Renntierzüchter, Jäger, Fischer und Sammler. Der Südwesten Sibiriens, der nicht durch verkehrhemmende Gebirge gegen Süden gesperrt ist, fällt schon in den Bereich des nächsten Gebietes.

Dieses umfaßt die mittelasiatischen Steppen und Wüsten und wird fast ganz von nomadischen Viehzüchtern eingenommen. Hack- und Pflugbau wird nur in beschränktem Maße betrieben unter der Einwirkung der in den südlichen Randstrichen eingestreuten iranischen Kulturinseln.

Das iranische Hochland und Vorderasien hat im Innern trockene Hochebenen und ausgedehnte Wüsten und Steppen, wo schweifende Viehzüchter hausen, in der Mehrzahl den mittelasiatischen und den südwestlichen stammesverwandt und wesensgleich. Die Tallandschaften dagegen und die Flußniederungen sind von alters her von seßhaften Ackerbauern besiedelt gewesen, die unter günstigen Daseinsbedingungen und im Zusammenwirken mit eingedrungenen Fremdvölkern bedeutende Fortschritte erzielten und Grundlagen einer Hochkultur schufen (östliches Kleinasien, Zweistromland, West- und Ostiran).

Das südwestliche Asien gehört ebenfalls in den Bereich der Viehzüchter; nur in Syrien und Palästina wird etwas Ackerbau getrieben, und hier hatten sich im Laufe der Zeiten Kulturzentren gebildet, jedoch nicht von den Eingeborenen aus eigener Kraft geschaffen, sondern durch Einwanderer aus dem Mittelmeergebiet.

Aus obigem ergibt sich, daß auf diesem asiatischen Raum drei Daseinsarten oder „Lebenskreise" vorhanden sind: im Norden renntierzüchtende Jäger und Sammler, in den Wüsten und Steppen schweifende Viehzüchter, in den südlichen Tallandschaften und Niederungen seßhafte Ackerbauer.

Kennzeichnende Erscheinungen des erstgenannten Lebenskreises sind: die anschließende, den ganzen Körper bedeckende Kleidung, das Überwiegen von Fleisch und Fett in der Nahrung, die Sammelwirtschaft der Frau, die nirgends zum Hackbau geführt hat, die Verwendung des Renntieres als Zugtier, der Gebrauch von Schlitten und Schneeschuhen, das Stangenzelt, gewisse Jagdmethoden (Bärenspieß), die Fellbearbeitungsgeräte, die Schamanenausrüstung, die Verehrung des Bären mit totemistischen Anklängen, die oberirdische Leichenbestattung. Sonderformen von Wohnungen kommen im Osten vor (Rundzelt mit Kegeldach, Erdgruben, Pfahlbauten), der sich auch in manch anderer Hinsicht als Rückzugsgebiet kundgibt (Spuren von Promiskuität und von Mutterrecht, Leichenverbrennung und aussetzung, Vorratsgruben, Steinwerkzeuge, Hund als Zugtier).

Die Kultur dieses Lebenskreises ist scheinbar ziemlich einheitlich, doch lassen sich eine Anzahl Güter aussondern, die sicher jüngeren Schichten angehören. Russischer Art sind die Ackerbaugeräte, Wagen, Karren, Schlitten u. a. Ostasiatischen Ursprungs sind Panzer, Schild und Lanze, Stoff und Schnitt von Kleidern, Hausformen und vielerlei Inuitisches (Kajak, Wurfbrett, Schleuderkugeln u. a.) ist von den Tschuktschen übernommen worden. Mongolisches Wesen haben die Burjaten bewahrt, und der südliche Teil der Sojoten hat es sich angeeignet. Dem alttürkischen Bereich entstammen: die Verwendung des Pferdes als Reit- und Zugtier und zu kultischen Zwecken, die Verwertung seines Fleisches, seiner Haut und seiner Haare zur Nahrung und als Arbeitsmaterial, Verarbeitung der Stutenmilch zu Kymys, die Gewinnung und Verarbeitung von Metallen (im Osten von Tungusen eingeführt) und die Töpferei.

Diese jungen Überschichtungen sind örtlich beschränkt und leicht erkennbar, während die Zergliederung des übrigen Kulturbesitzes schwieriger und nur eine vorläufige sein kann. Finnisch-ugrischer Herkunft scheinen zu sein: Harfe und Leier der Ostjaken, die westsibirischen Fellkratzer und -schaber, die Ornamentik der Ostjaken, gewisse Arten des Fischfanges, viereckige Rindenhütten, Wiege.

Im übrigen scheinen zwei Schichten vorhanden zu sein. Die jüngere dürfte die Kultur der renntierzüchtenden Jäger und Sammler sein mit Stangenzelt, Fellkleidung (während des ganzen Jahres), Schneeschuhen, zusammengesetztem Bogen, Felltaschen, Kufenschlitten mit hohen Stützen, besonderer Art der Lederbereitung, gewissen Jagd- und Fangmethoden, Vaterrecht, Ahnenkult, oberirdischer Bestattung.

Diese Kulturschicht hatte die andere, die der halbseßhaften Fischer, überlagert; sie ist im Osten noch sichtbar, im Westen in Spuren vorhanden. Ihr waren eigentümlich: der Hund als Zugtier, der elastische Kufenschlitten mit

niedrigen Stützen und Korb, Wohngruben, Pfahlhäuser, Vorratsgruben, Kleider und Taschen aus Fischhaut, Behälter aus pflanzlichem Geflecht, Nesselgarn, einfacher Bogen, Harpunen, Leichenverbrennung, Animismus, Bärenverehrung, Maskentänze.

Die bezeichnendsten Erscheinungen im Gebiete der Viehzüchter sind: vaterrechtliche Großfamilie, Exogamie, Vielweiberei; straffe Gesellschaftsordnung, welche die Bildung größerer, kriegstüchtiger Verbande durch tatkräftige Stammeshäuptlinge ermöglichte; Schafe oder Ziegen, Kamele, Pferde als hauptsächlichste Zuchttiere; zur Nahrung vorwiegend Milchprodukte; Kleidermaterial ursprünglich Leder und Wolle; Hauptwaffen: Lanze, Keule, Bogen; Weberei und Lederbereitung; Animismus, Ahnenverehrung. Als Wohnung im Osten das mit Filz bedeckte Scherengatterzelt mit Kuppeldach, im Westen das Satteldachzelt mit Wollbedeckung. Menschenüberschuß veranlaßte Einbrüche in die angrenzenden Ackerbauländer, die sie sich wiederholt unterwarfen und dort mächtige Staatsgebilde von kürzerer oder längerer Dauer schufen. Als Rückwirkung drangen Elemente aus diesen Gebieten höherer Kultur ein, im Osten iranische (Kleidung, Waffen, Kultbauten, Hausrat).

Für den Lebenskreis der seßhaften Ackerbauer sind charakteristisch: viereckige Häuser mit flachem Dach und Vorhalle oder Veranda; zweiradriger Wagen, Hakenpflug, Dreschen des Getreides durch Austreten, künstliche Bewässerung der Felder, Garten- und Obstbau, Herausbildung zahlreicher Handwerke und Gewerbe, ständige Markte, Wegebau.

Die Talschaften und Niederungen sind meist schon seit den ältesten Zeiten besiedelt gewesen, und mancherlei Kulturstromungen haben Niederschläge hinterlassen, deren Schichtung oft noch nicht erkennbar ist. Überbleibsel frühester Art sind z. B. die bienenkorbförmige Hutte aus Lehmziegeln in Nordsyrien, der Schwimmsack, das Schlauchfloß, das Rundboot des Zweistromlandes, der Hakenpflug, das Dreschen, während die künstliche Bewasserung einer folgenden Periode entstammt. Fremder Herkunft dürfte im Zweistromland der ursprünglich nur zu Kriegszwecken verwendete vielleicht aus dem Nordosten gekommene zweiradrige Wagen und die Pferdezucht sein. In die westlichen Randländer sind in geschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit beständig Kulturgüter aus dem Mittelmeergebiet eingedrungen.

Süd- und Ostasien

Von Dr. A. Haberlandt, Hofrat Professor Dr. M. Haberlandt,
Dr. R. Heine-Geldern, Geheimrat Professor Dr. W. Volz

Die natürlichen Grundlagen der Besiedlung Süd- und Ostasiens

Von Geheimrat Professor Dr. W. Volz, Leipzig

Mehr als vier Fünftel der Menschheit wohnt in Großasien, und zwar ist diese ungeheure Menschenmasse fast nur auf die großen Glieder des kontinentalen Rumpfes beschränkt, Europa im Westen, die beiden Indien und China mit Japan im Osten — zwei Welten! Beide haben sich vollständig unabhängig voneinander entwickelt. Wie der Westen unter nachdrücklichster gegenseitiger Beeinflussung seiner Völker seine Höhe erreicht hat, so ist auch das Bild des südöstlichen Asiens nur zu begreifen unter steter Berücksichtigung der kräftigen gegenseitigen Beeinflussung seiner Völker. Unter diesem großen Gesichtspunkte muß es gemeinsam betrachtet werden, so verschiedenartig auch die einzelnen Glieder zu sein scheinen.

Von maßgebender Bedeutung für die Ausbreitung des Menschen ist der Bau und Verlauf der innerasiatischen Hochgebirge geworden.

Mächtige Gebirgssysteme, die sich durch Tausende von Kilometern Länge hinziehen, die Höhen von 5—6000 m erreichen, ja gelegentlich zu 8000 und fast 9000 m Höhe anschwellen, bilden einen Gebirgsknoten, der an Großartigkeit auf der Erde seinesgleichen nicht hat. Vier Systeme lassen sich unterscheiden, die, zu verschiedenen Zeiten der Erdgeschichte emporgerichtet, in verschiedener Richtung ihre nach Länge und Breite und Höhe imposanten Ketten entsenden, die gewaltige Dämme quer durch den Kontinent errichteten und so auch von einschneidender Bedeutung für die Verbreitung des Menschengeschlechtes werden mußten. Hochgebirge sind Verkehrsschranken; sie setzen der Bewegung des Menschen oft unüberwindliche Hindernisse entgegen, sie bestimmen durch ihre Entwicklung den Verlauf der Ausbreitung des Menschengeschlechtes, und nur zu oft bilden Durchbruchstäler die einzige Möglichkeit zur Querung eines Hochgebirges. Aus der Vielzahl gewaltiger Gebirgssysteme, die in verschiedener Richtung sich erstrecken, gewaltig sich gegeneinander aufstauend, muß sich notwendigerweise eine Komplikation des Völkerbildes ergeben, weil gerade die

Vielzahl der Systeme wieder eine reichere Bewegungsmöglichkeit schafft. Der gegen Süden sich vordrängende Himalayabogen grenzt die vorderindische *Halbinsel gegen den Stamm von Innerasien scharf ab. Er stößt im Osten gegen* das nordsüd streichende hinterindische System, welches in zahlreichen langen Ketten die hinterindische Halbinsel erfüllt und zur malaiischen Inselwelt hinüberleitet. Dem hinterindischen System legt sich im Norden ostwest streichend das Kwenlunsystem an, das, aus dem Innern Asiens kommend, quer durch das eigentliche China bis nahe zur Küste sich erstreckt. Als viertes erfüllt das sinische System in südwest-nordostlicher Streichrichtung das gewaltige Dreieck, das zwischen dem Kwenlun und dem hinterindischen System im Südosten gelegen ist, und setzt sich noch jenseits des Kwenlun bis in die Mandschurei und Korea hin fort. So ist der Osten (China) vom Süden (Vorderindien) scharf getrennt durch ein breites, fremdes Mittelstück (Hinterindien), und gerade dort, wo diese drei Stücke am nächsten aneinander grenzen, ist der Abschluß durch Hochgebirge auch gegen das Innere Asiens am gewaltigsten. Auf der Gebirgsrichtung beruht die Trennung der gewaltigen Völkergruppen, die man kurz als indische, chinesische, tibetische und malaiische bezeichnen kann; auf die Gliederung der Hochgebirgszüge und die Entwicklung der Flußsysteme gründen sich die Beziehungen dieser Völkerkreise zueinander, Beziehungen, hervorgerufen durch Volkerbewegungen und -wanderungen, welche Völker, von hinten gedrängt, auf wenngleich beschwerlichen, so doch natürlichen Straßen in die Nachbargebiete schoben. Das Durchbruchtal des Brahmaputra öffnet Vorderindien im Nordosten gegen Tibet. der Yangtsekiang erschließt das südliche China und bildet eine Zugangspforte zum hinterindischen System. Die gewaltigen hinterindischen Ströme, die zwar dem Streichen des Gebirges folgen. aber wieder und wieder die Längsketten durchbrechend ins Nachbartal übersetzen, eröffnen auch Hinterindien dem Rassenaustausche. — Der Kwenlun im Norden bildet eine gewaltige ostwest ziehende Mauer, an der sich Völker der gelben Rasse entlang schieben. Sie drängen ostwärts nach Nordchina, und hier nahe der Küste findet sich uber die Verflachung des Kwenlun die Zugangspforte zum Suden. Westwärts geht es nach Vorderasien, und als der Weg nach China hinein von den Chinesen geschlossen wurde, werden die Wandervölker nach Westen gedrückt und brechen in Vorderasien und Europa ein, kommen auch, das innerasiatische Hochgebirge westlich umgehend, von Nordwesten her nach Vorderindien.

Ein glückliches Klima herrscht im gesamten südlichen und östlichen Asien, reiche Niederschläge geben dem Lande Fruchtbarkeit und Üppigkeit; mächtige Ströme haben breite Talniederungen geschaffen und mächtige Mündungsniederungen ins Meer hinausgeschoben. So sind in allen drei gekennzeichneten Völkergebieten gewaltige Ebenen von größter Fruchtbarkeit entstanden, Ebenen, die imstande sind, eine eminent dichte Bevölkerung zu ernähren, und wenn irgendwo auf der Erde, so trafen hier alle Faktoren zusammen, um die Entwicklung hoher Kulturen zu befördern.

Wenn wir uns die gegenwärtige Verteilung des Menschengeschlechtes vor Augen führen, so erhalten wir für Süd- und Ostasien etwa folgende Zahlen:

		Fläche		Einwohner		Dichte
I	Vorderindien	3¹/₃ Mill. qkm		290 Mill. Einw.		85 Einw. auf 1 qkm
II.	China	3³/₄ „ „		320		84 „ „ 1 „
	Japan	²/₅ „		56 „		148 „ „ 1 „
	Korea	¹/₅ „ „		17 „		78 „ „ 1 „
III.	Indo-China	¹/₄ „ „		16 „		52 „ 1 „
IV.	Malaiischer Archipel	[2 „ „		48 „		25 „ „ 1 „]
	Davon Java	131 000		34 „		260 „ „ 1 „
Zum Vergleich:						
	Deutschland (1914)	541 000		68		128 „ „ 1 „

Auf einem Raume von 8 Millionen qkm (6 v. H. der bewohnten Erdoberfläche oder ungefähr fünfzehnmal so groß wie Deutschland) wohnen etwa 740 Millionen Menschen, d. h. fast die Hälfte der gesamten Menschheit.

Vorderindien ist ein Hochland, eine Tafel, die dem asiatischen Typus fremd, als ein Schollen... nd wie Afrika dem asiatischen Erdteil angegliedert ist. Sie besteht aus mehreren, auch geologisch recht verschiedenen Stücken; so ist es keine geschlossene Hochebene, sondern ein durch Flüsse gegliedertes, durch aufgesetzte Gebirge ziemlich verwickeltes Gebirgsland, in dem der Plateaucharakter allerdings eine bedeutende Rolle spielt. Seine mittlere Höhe ist 400—1000 m, in seinen Randgebirgen aber steigt es erheblich an. Dies große Dreieck, welches sich durch fünfzehn Längengrade und ebensoviel Breitengrade erstreckt, dacht sich nach Osten zu leidlich ab, und so gehen die es entwässernden Flüsse nach Osten. Unregelmäßige Gebirgsketten und Hügelländer bilden den nördlichen Abschluß (Arawalligebirge, Vhindyagebirge, Kaimurkette usw.). Zur Westküste bricht die Gebirgstafel, der eigentliche Dekkan, steil ab; Hügelzüge sind dem Westrand aufgesetzt, die die Tafel nur um wenige hundert Meter überhöhen, die West-Ghats; aber bei der ohnehin beträchtlichen Höhe dieses Westrandes bilden die West-Ghats, von der Küste her gesehen, einen imponierenden, steilen Wall. Im Südwest erheben sie sich zu schroffen Hochgebirgen, den Nilgiri- und Anaimallaibergen, die fast 2700 m Höhe erreichen. So ist ein schroffer Gegensatz der schmalen Küstenstriche zum gebirgigen Innern vorhanden, der sich auch in der Besiedlung ausdrückt. Im Osten ist der Übergang minder schroff; die Dekkantafel ist zu geringerer Höhe gesunken, die niedrigeren Randberge, die Ost-Ghats, sind weniger geschlossen; so schieben sich breitere Ebenen in das Höhenland ein und bieten Raum zu dichterer Besiedlung.

Breite, junge Niederungen trennen diese vorderindische Tafel von der nördlichen Gebirgsumwallung, das Punjab oder Fünfstromland im Nordwesten und das mächtige Tal des Ganges sowie das des Brahmaputra im Norden und Nordosten. Auf diese fruchtbaren Ebenen ist denn auch die Hauptmasse der Bevölkerung beschränkt. Aber nicht das gesamte Flachland ist für starke Besiedlung geeignet. Der südwestliche Teil und die angrenzenden Gebiete (Belutschistan) sind infolge ihrer Lage trocken, die jährliche Regenmenge ist unregelmäßig und sehr gering (noch nicht 100 mm), so daß hier selbst ausgedehnte

Wüstengebiete vorhanden sind (Wüste Tharr) und eine Besiedlung nur dort möglich ist, wo künstliche Bewässerung statthaben kann. — Das den feuchten Südrand des Himalaya entwässernde Gangestal ist weitaus am dichtesten bevölkert (über 150 Seelen auf 1 qkm); es folgen die Meereskusten mit durchschnittlich etwa 100 Seelen; Südindien und die Nordostküste weisen immerhin 60—75 Einwohner auf, das innere Tafelland nur noch die Hälfte davon, während das trockene Hindustan und Belutschistan weniger als 10 Einwohner auf 1 qkm haben.

Im Norden ist Vorderindien ganz durch Gebirge vom asiatischen Rumpf abgeschlossen. Das schroffe und zerrissene Sulejmangebirge, welches Höhen von mehr als 3000 m erreicht, trennt Vorderindien vom Hochlande von Iran und bildet in seiner Verkarstung und Wustenei eine Scheide von erheblicher Schärfe; in früheren Zeiten, vielleicht Jahrtausende zurück, muß Belutschistan freilich in hoher Blüte gestanden haben, vielleicht selbst fruchtbarer gewesen sein, wie es sich aus alten Ruinen erweisen läßt. Jedenfalls haben wir hier eine der Einfallspforten nach Vorderindien vor uns. Der Paß vom Punjab über Kabul nach dem Aralo-Kaspi-Gebiet im Nordwesten bildet einen zweiten, wenn auch recht beschwerlichen Zugang.

Vom Durchbruche des Indus bis zu jenem des Brahmaputra ist in einer Länge von fast 2500 km der Himalaya mit seinen mächtigen Ketten die Grenze gegen den Stamm von Asien. In gewaltiger Steilheit steigt das mächtige Hochgebirge unvermittelt aus der Ebene zu den größten Gebirgshöhen, die wir auf der Erde kennen, empor, und wenn die Kämme auch tief zerschnitten sind, so bleiben die Paßhöhen doch fast alle über Montblanc-Höhe, und so hat sich der Himalaya als eine Schranke für Volkerwanderungen erwiesen. Erst ganz im Osten andern sich die Verhältnisse; hier lehnt sich der ostlich verlaufende Himalayabogen an die nordsüd streichenden Züge des hinterindischen Systems an. Hier durchbricht der Brahmaputra die gewaltige Mauer, hier wird Tibet zugänglich. Als ein gewaltiges Bundel mächtiger Hochketten ziehen die hinterindischen Gebirge aus Innerasien heraus und öffnen sich fächerförmig gegen Süden. So wird in den westlichen Zügen, den Gebirgen von Birma, ein Zutritt nach Vorderindien geschaffen Die mittleren und östlichen Ketten setzen sich weit nach Süden hin fort und erfüllen die hinterindische Halbinsel mit zahlreichen nordsüd streichenden Parallelketten Als gedrängtes Bundel von Hochgebirgen treten sie aus dem Stamm Asiens heraus, je weiter nach Süden und Südosten, desto mehr gehen sie auseinander, desto mehr aber auch wird das gesamte Erdenstück versenkt, so daß die malaiische Inselwelt als das geöffnete, zerstückte und größtenteils bis unter den Meeresspiegel versenkte Ende dieses hinterindischen Gebirgssystems erscheint. Je mehr die Ketten auseinandertreten, desto breiterer Platz bleibt für eingeschobene Niederungen; in den regenfeuchten Hochgebirgsgebieten entwickeln sich zahlreiche und großartige Ströme mit breiten Tälern, Strome, die, reich an Sinkstoffen, gewaltige Mundungsebenen sich aufschütteten und so eine Reihe großer, fruchtbarer Niederungen geschaffen haben (Irrawaddy, Salwin, Menam, Mekong, Songka). Ihnen verdanken die Staatenbildungen ihre Entstehung, und ähnlich wie in Vorderindien sehen wir auch hier wieder den Kontrast, das enge Nebeneinander fruchtbarer, ausgedehnter Niederungen, Stätten, geeignet zur Kultur, und schroffer Hochgebirge, der Zuflucht der Naturstämme. Da in diesem gewaltigen, durch etwa vierzig Breiten-

grade sich erstreckenden Gebirgssystem die wesentliche Richtung der Gebirgsketten und der Flußtäler nordsüd ist, so wurden auch die wesentlichsten Völkerbewegungen nach Süden gedrängt.

Die Inselflur des **Malaiischen Archipels** liegt ganz in der Tropenzone zwischen 10° südlicher Breite und etwa 10° nördlicher Breite. An die vier großen Sundainseln Sumatra, Java, Borneo und Celebes schließt sich im Osten und Nordosten eine große Zahl kleinerer und kleinster Inseln an; jede von ihnen ist ein alter Festlandsrest, ist doch die malaiische Inselwelt das versenkte Südostende von Hinterindien. Sie liegt ganz im Monsungebiete, reichliche Niederschläge, die mehr oder weniger gleichmäßig über das ganze Jahr verteilt sind, verleihen dem Gebiet eine Üppigkeit und Fruchtbarkeit, die es zu einem der schönsten Teile der Erde machen. Trotzdem ist es nicht gar reichlich bewohnt; sind doch Tropengebiete überhaupt für menschliche Siedlung weniger geeignet. So kommen auch hier, wenn wir von Java absehen, auf 1 qkm durchschnittlich nur 9 Einwohner.

Sumatra, annähernd so groß wie Deutschland, ist wesentlich ein Hochgebirgsland, gekrönt von zahlreichen Vulkanen; ihm ist im Osten eine Küstenniederung vorgelagert, welche eine Breite von mehr als 200 km erreicht; üppiger Urwald erfüllt alles. So niedrig ist dieses junge Schwemmland gelegen, daß es oft Dutzende von Meilen landeinwärts überflutet wird, und weite Moräste sind bezeichnend für diesen Küstengürtel; daher ist es denn auch für eine Besiedlung wenig verlockend. Die seefahrenden Malaien sind die Flüsse hinaufgegangen und haben sich an den schiffbaren Flüssen angesiedelt, von der Ostküste her sind sie über das Quellgebiet der Flüsse zur Westküste gekommen, die großen Flüsse bildeten die Wanderstraßen. Die weiten Urwaldgebiete dazwischen sind jungfräulich; hierher sind die Urstämme zurückgedrängt. Größere Reste älterer Bevölkerung finden sich auf den gebirgsumrahmten Hochflächen des Innern und in den breiten Hochtälern des zentralen Hochgebirges. Viele Tagereisen breite Urwaldstreifen, die im Hochgebirge nur mühselig zu passieren sind, trennen die Wohngebiete voneinander. Es erscheint wahrscheinlich, daß ein Völkerstamm hier den anderen vor sich her drängte. Sumatra taucht zum erstenmal in der Geographie des Ptolemäus aus dem Dunkel und seit dieser Zeit scheinen die Grundzüge der Besiedlung ähnliche zu sein, und Gebiete dichterer Besiedlung finden sich, abgesehen von einigen Stücken des zentralen Bataklandes, nur an der Atjehischen Küste, im Plantagengebiet der Ostküste, im Gebiet der Stadt Palembang und im Padanger Hochlande an der Westküste Sumatras.

Bei Borneo finden wir ähnliche Verhältnisse wie in Sumatra. Ausgedehntes, unzugängliches Gebirge erfüllt das Innere der Deutschland an Größe übertreffenden Insel. Breite Schwemmlandniederungen, reich an Morästen, greifen zum Teil tief hinein; auch hier finden wir ältere Bevölkerung (Dayak) im Inneren, die jüngere (Malaien) an den großen, schiffbaren Flüssen.

Celebes ist ein reichgegliedertes, zerrissenes Gebirgsland; nur schmale Flachlandsgürtel legen sich dem Gebirge an, und so ist die Zersplitterung seiner Bewohner im Bau der Insel begründet. Der vulkanische Nordarm der Insel mit der Minahassa ist dichter besiedelt, sonst beschränkt sich die Besiedlung zumeist auf die Talflächen zwischen den Hochgebirgsketten, und auch hier wieder sind die höheren Lagen gegenüber den Küstenniederungen bevorzugt. Aller-

dings mit der Grenze des Reisbaues, welche für den Wasserreis bei 1200 m, für den Bergreis bei etwa 1400 m liegt, hört auch hier, wie allenthalben im Malaiischen Archipel, die Besiedlung auf.

Weitaus am günstigsten gestellt ist Java, das etwa ein Viertel der Größe Deutschlands erreicht. Es ist eigentlich eine durch Flachland aneinander geschlossene Kette hoher Vulkane; die flachen Vulkansockel eignen sich durch ihre hervorragende Fruchtbarkeit, durch die Leichtigkeit künstlicher Bewässerung usw. ganz besonders zur Besiedlung. Bauen sich in Sumatra die Vulkane häufig auf höheren Gebirgen auf, so daß ihre Sockel durch die erhebliche Höhenlage aus der Zone glücklicher Fruchtbarkeit herausgerückt werden, so wachsen die javanischen Vulkane größtenteils aus dem Flachlande empor, eng aneinandergereiht stehen sie da, und es bilden ihre Sockel einen breiten fruchtbaren Gürtel, in seiner Ausgedehntheit befähigt zur Entwicklung höherer Kultur. So sehen wir denn auch auf Java — unter indischem Einflusse — sich im Mittelalter eine hohe Kultur entwickeln, und jetzt noch bildet Java eines der reichstbevölkerten Gebiete der Erde, noch einmal so dicht besiedelt wie Deutschland. Besonders dicht ist die Bevölkerung von Mitteljava, den sogenannten „Vorstenlanden"; es kommen hier auf den Quadratkilometer etwa 450 - 500 Menschen · das ganze Land ist vergleichbar einem großen Garten mit zahllosen verstreuten größeren und kleineren und kleinsten Siedlungen, auf den weitgedehnten, aneinander gereihten Sockelflächen mächtiger Vulkane, deren fruchtbarer Boden höchste Üppigkeit bietet. So lebt dieser dichte Menschenhaufen nicht nur von der eigenen Scholle, sondern produziert noch Plantagengüter zur Ausfuhr. Wohl kein Fleck der Erde, der sich so hoher natürlicher Gunst erfreute.

Auf den kleinen Sundainseln und Molukken usw. nimmt die Besiedlungsdichte nach Osten rasch ab; immer deutlicher sondert sich die primitivere Unterschicht älterer Bevölkerung von den reisbauenden Küstenmalaien. Bei der Unterschicht treten neben dem Reis und zum Teil an der Stelle des Reises andere anspruchslosere Zerealien, wie der Mais, als Hauptnahrungsmittel auf; dazu gesellen sich Knollenfrüchte, die man gern unter dem Namen „süße Kartoffeln" zusammenfaßt, und damit werden die Menschen von der oberen Reisgrenze (1400 m) unabhängiger und ihre Siedlungen ziehen sich gelegentlich ein paar hundert Meter hoher die Gebirge hinauf. Aber unendlich dürftig ist der Urwald des Innern besiedelt, nur drei bis fünf Menschen auf den Quadratkilometer beherbergend. Bevolkerter sind im ferneren Osten nur einige kleinere Inseln wie Amboina oder Banda, die Hauptplätze des Gewurzmarktes.

Von der gesamten übrigen Inselwelt verdienen die Philippinen nähere Beachtung. Ihre Lage kann man derjenigen Sumatras vergleichen; bildet dieses den geschlossenen Südwestrand der großen malaiischen Inselflur, so sind die Philippinen der zerschlissene Nordostrand, der den Übergang zu Ostasien vermittelt. Zwischen den beiden großen Inseln Luzon und Mindanao im Norden und im Süden liegen mehr denn siebentausend Inseln und Inselchen, von denen die größere Hälfte keinen Namen hat und kaum ein Viertel bewohnt ist. Maßgebend fur die Besiedlung ist Klima und Bodengestalt; der Osten der ganzen Inselflur ist Gebirge, klimatisch minder günstig gestellt, so ist er arm an Menschen. Die Bevölkerung konzentriert sich auf den Westen und Südwesten der Insel Luzon, die zum Teil dichter bevölkert ist wie Deutschland. Dicht bevölkert

sind daneben einige Inseln von mittlerer Größe im Westen des mittleren Teiles der Philippinen gelegen, wie Cebu, Panay usw.; auch hier steigt die Bevölkerungsdichte besonders in größerer Nähe der Küste auf 150—200 Menschen pro Quadratkilometer, so daß man fast schon von einer Übervölkerung reden kann. Auf diesen Inseln und auf Luzon wohnen etwa drei Viertel der zehn Millionen Einwohner der Philippinen. Auch hier der Gegensatz zwischen den jungen malaiischen Fluten an den Küsten und den spärlichen Resten zurückgedrängter älterer Bevölkerung in den Urwäldern des Innern. Eine glückliche Natur verspricht auch aus den Philippinen ein Paradies zu machen.

Die mächtigen Hochgebirgszüge Südostasiens, die solchermaßen im Süden auf den Meeresgrund abgesunken sind, erstrecken sich, nach Norden sich immer höher und gewaltiger auftürmend und immer näher aneinander drängend, mit großartigen Hochgebirgslandschaften weit nach Zentralasien hinein bis an das ostwest verlaufende Kwenlunsystem. So ist der Stamm von Asien auch hier wieder gegen die Küstenglieder scharf abgeschlossen; das Gebirgssystem wechselt, die unüberwindliche Mauer bleibt! Der Kwenlun ist eine gewaltige Hochgebirgsmasse, die dem Himalaya nur wenig nachgibt; in wesentlicher Westostrichtung durchschneidet sie das ganze Innerasien und tritt, erst nach ihrer innigen Berührung mit dem hinterindischen System allmählich abflachend, in das eigentliche **China** ein, dieses gewaltige Gebiet in zwei Teile zerschneidend. Es ist die deutlichste Grenze, die es im Reiche der achtzehn Provinzen gibt: Nordchina und Südchina ist nach jeder Beziehung deutlich verschieden. Der Norden ist reich an Löß und infolgedessen mehr ausgeebnet, der Süden ist frei davon und hat infolgedessen mehr das Gepräge eines Gebirgslandes; letzteres ist subtropisch, reich ist seine Vegetation; auch in der Bodenkultur kommt der subtropische Charakter zum Ausdruck: Reis, Tee und Zuckerrohr gedeihen vortrefflich und geben dem Lande Wohlstand. Der Norden hat gemäßigtes Klima. Dem entspricht die Art der angebauten Früchte (vor allem Weizen, Gerste, Bohnen usw.), wie auch die erhebliche Kahlheit der Gebirge. Durch seinen vorherrschenden Gebirgscharakter ist wiederum Südchina dem Landverkehr ungünstiger, dafür ist der Wasserverkehr von um so größerer Wichtigkeit, während der Norden für den Landverkehr günstig gestellt ist, wenn auch der Mensch hierbei das Beste getan hat.

Ein geringerer Gegensatz besteht aber auch zwischen Ost- und Westchina. In gewaltigen Staffeln bricht der asiatische Erdteil gegen den Großen Ozean ab, und dem hochgelegenen Innerasien ist als niedrigere Stufe das westliche China vorgelagert (wie weiter im Norden die Mandschurei); wiederum um etwa 1500 m niedriger ist das östliche China, das sich nicht sehr bedeutend über das Meer erhebt. Steile Absätze, unbequem für den Verkehr, trennen diese Stufen voneinander. So ist das westliche China im wesentlichen Gebirgsland, dem Verkehr ungünstiger erschlossen, mit rauherem Klima; ihm gegenüber ist das östliche China nach jeder Beziehung bevorzugt.

Das aber, was ganz China zu einer geographischen Einheit zusammenfaßt, ist der Gegensatz von innen und außen, der Gegensatz des zur Bodenkultur hervorragend geeigneten Landes im Osten gegen die weiten, trockenen und öden Steppengebiete und Gebirgsländer Innerasiens im Westen. China ist das fruchtbare Land; daher der Neid der westlichen Nomadenstämme, daher ihr

Drängen nach Osten und Süden. Diesen Drang nach Osten sehen wir durchgehends seit der grauen Vorzeit, bis China erstarkte und den andrängenden Horden durch den Bau der chinesischen Mauer den Weg verlegte, ja seinerseits mit kraftiger Hand eingriff und sich die Oberhoheit uber die ewig unruhigen Gebiete sicherte; da wurde der Strom nach Westen, also gegen Europa (Hunnen, Mongolen usw.) abgelenkt.

Ganz China wird in zahllosen Parallelketten von einem alten Gebirge erfullt, dem südwest-nordost streichenden sinischen System. Aber nur im Westen erreichen diese Ketten, die, obwohl durch den Kwenlun getrennt, doch in Nord- und Südchina dieselbe Richtung beibehalten, größere Hohen. Im Osten sind die Züge im Laufe unermeßlicher Zeiten zum großen Teil mehr oder weniger abgetragen, und Mittelgebirgs- oder Hügellandschaften walten vor, nur der Küste folgen noch höhere Züge. Jüngere Sedimente haben sich vielfach dazwischen abgelagert und geholfen das Relief auszugleichen, aber doch beherrscht diese Südwest-Nordost-Richtung das Land, sie beherrscht den Verlauf der Flüsse und erweist sich auch für die Art der Verbreitung des Menschen als wichtig: die Ausbreitung der Chinesen folgt ihr und geht vor allem nach Südwesten. Der kältere Nordosten erscheint nicht so anziehend.

Wie in den beiden Indien, so sind auch in China die Flüsse von größter Bedeutung für das Land. Das östliche Nordchina ist im wesentlichen ein Erzeugnis des Hoangho, der sich hier im Norden und Suden der Halbinsel Schantung eine Mündungsniederung von ungeheurer Größe geschaffen hat: hier liegt das alte Zentrum von China. Zwar ist er jetzt keineswegs nur ein Segenspender; beladen mit den feinen Sinkstoffen aus den weiten Lößgebieten (daher der Name Hoangho, d h. gelber Fluß), hat er sein Bett derart aufgehoht, daß er eine beständige Gefahr für die Umgebung bedeutet, haben doch wiederholt Dammdurchbrüche zu gewaltigen Verheerungen geführt. So ist der Beiname, den er führt, „die Sorge Chinas", nicht unbegründet.

Die Niederung des Yangtsekiang in Sudchina ist nicht so groß, so erhebliche Ausdehnung sie erreicht, aber die Bedeutung des Flusses als Verkehrsader ist hervorragend. Er entspringt in dem nordlichsten Teile des hinterindischen Systems, dem er als Parallelfluß des Mekong, Salwin, Irrawaddy usw. auf weite Erstreckung nach Süden folgt, um dann in scharfem Knicke nach Nordosten abzubiegen und dann, zumeist den Ketten des sinischen Systems folgend, aber immer und immer wieder eine nach der anderen nach Osten durchbrechend und in Nachbartaler ubersetzend, dem Meere zuzueilen. So erschließt er das Gebirge und gewinnt dadurch die größte Bedeutung für Südchina, zumal er fast durch ganz China hin schiffbar ist. Neben diesen beiden großen Flüssen spielen die Küstenflüsse, so bedeutend sie auch sein mögen, natürlich nur eine geringe Rolle.

So ist China beinahe schachbrettartig viergeteilt: das nordwestliche Bergland der Provinzen Schansi, Schensi und Kansu, alte Gebirgsketten und Rumpfschollen, durch mächtige Lößhochflachen eingeglichen; je weiter nach Westen und Norden desto spärlicher bewohnt, 30—40 Einwohner im Westen, 50—60 Einwohner pro Quadratkilometer im Osten Demgegenüber steigt die Bewohnerzahl im nordöstlichen Flachland, der Niederung des Hoangho, auf 140—190 Einwohner pro Quadratkilometer, ja auf der glücklichen Schantung-

halbinsel auf 260 Einwohner (das ist die doppelte Besiedlungsdichte Deutschlands). Ähnlich, aber noch ausgesprochener im Gegensatz liegen die Verhältnisse in Südchina. Das *südwestliche Gebirgsland* ist ein Wechsel breiter hoher Ketten, hoher Rümpfe und verkarsteter Plateaus; so nimmt auch in diesem unfreundlichen Gebiet nach Westen und Süden die Besiedlung stark ab; Yunnan hat nur 32 Einwohner, Kwangsi gar nur 26 Einwohner pro Quadratkilometer. Nur die große, am Mittellauf des Yangtsekiang eingelagerte Senke, das sogenannte Rote Becken von Ssetschuan, ernährt eine dichte Bevölkerung; ein Gebiet so groß wie Deutschland, mit 120 Einwohnern pro Quadratkilometer fast so dicht besiedelt wie Deutschland; auch in ihm das Zentrum besser besiedelt als der ungünstigere Westen und Norden. Das *östliche China*, das Land des unteren Yangtsekiang und seiner großen Nebenadern, mit seiner Fülle breiter Niederungen zwischen den trennenden Gebirgskämmen — darum ist hier der Wasserverkehr zu so gewaltiger Entwicklung gediehen! — weist allenthalben dichte Besiedlung auf, am dichtesten in den breiten Mündungsniederungen der großen Nebenflüsse des Yangtsekiang mit dem Tungting-, dem Pojangsee (150—190 Einwohner pro Quadratkilometer). Hier liegen auch die Millionenstädte.

Wir sehen also in China das äußere Geschick der Völker mit der Gestaltung der Oberfläche aufs innigste verbunden. Die fruchtbaren Niederungen von Nordchina haben einst, vor fünf Jahrtausenden, die Chinesen angezogen, und fortdauernd ziehen sie die Völkerschwärme aus den benachbarten Hochsteppen an. Die hohe Gebirgsmauer des Kwenlun treibt sie nach Osten, nach Nordchina; die unausbleiblich notwendige Ausbreitung aus den weiten, dicht bevölkerten Niederungen Nordchinas erfolgt in die durch Natur und Klima besonders begünstigten Gebiete im Südlande, so daß die Urbevölkerung in diesen Gebieten ihrerseits wieder in das Gebirge weiter nach Westen und Süden zurückgedrängt wurde. Die Niederungen des Hoangho und Yangtsekiang nebst der Küste des mittleren China, etwas mehr als ein Viertel des Riesenreiches, beherbergen die Hälfte aller Bewohner, über 140 Einwohner kommen hier auf 1 qkm; demgegenüber haben die südwestlichen Provinzen, die ein Fünftel von China einnehmen, nur ein Sechzehntel der Gesamtbewohnerschaft, nur 30 Einwohner auf 1 qkm.

Japan ist durch seine Lage ein glückliches Land: es liegt etwa unter derselben Breite wie Nordchina, hat aber durch seine Inselnatur ein milderes Klima, so daß Reisbau, Teekultur und Seidenraupenzucht einen weiten Umfang haben. Nur die nördlichste Insel Yesso ist infolge der kalten Bering-Strömung, die von Norden her kommend das Klima rauh und unwirtlich macht, weniger günstig gestellt, infolgedessen auch erheblich dünner bevölkert. Verwickelte Gebirgssysteme, die im allgemeinen keine allzu große Höhen erreichen, durchziehen die Inseln; breite, fruchtbare Ebenen sind angelagert, und mächtige Vulkane, deren breite Sockel fruchtbare Kulturgründe bieten, sind in großer Zahl den Inseln aufgesetzt; so sind alle Voraussetzungen für eine hohe Kultur vereinigt. Eine schmale Straße nur trennt im Südwesten die Inseln vom Festland und bot die Möglichkeit leichter Besiedlung vom Festlande her, während die gedrängte Reihe der Liukiuinseln zur malaiischen Welt hinüberleitet. Der warme Kuroschiostrom, der vom Süden her kommend die südjapanischen Gestade bespült, erleichtert den Verkehr, so daß die japanische Kultur von

malaiischen Einflüssen nicht unberührt geblieben ist; so wird z. B. der Pfahlbaustil der japanischen Häuser auf malaiischen Einfluß zurückgeführt.

Die Landesnatur, die Gunst oder Ungunst der Lage und der natürlichen Verkehrswege kommt in der Besiedlung des Inselreiches zu deutlichem Ausdruck. Das ganze Inselreich hat mit 417 000 qkm etwa vier Fünftel der Größe Deutschlands mit 52 Millionen Einwohnern. Die beiden kleineren, zum Festland hinüberleitenden Inseln Shikoko und Kiushiu sind am dichtesten besiedelt (160 Einwohner pro Quadratkilometer); der Süden und die Mitte der Hauptinsel Nippon stehen dem wenig nach; aber nach Norden nimmt die Bevölkerungsdichte merklich ab, und die Nordinsel Yesso (ein Fünftel des Inselreiches; so groß wie Bayern) hat nur 6 Einwohner pro Quadratkilometer. In Südsachalin geht dann die Bevölkerungsdichte auf 1 Einwohner pro Quadratkilometer herab.

Wir haben wichtige Beziehungen zwischen den Wandlungen und der Oberflächengestaltung des Landes kennengelernt. Eröffnen sich auch Ausblicke auf die Ausbreitung des Menschengeschlechts in der geologischen Vorzeit? Es ist unwahrscheinlich, daß bei Vorderindien wie bei China seit dem jüngeren Tertiär — denn das wäre der Zeitraum, der nur in Betracht kommen kann — größere Verschiebungen in der Verteilung von Land und Meer eingetreten sind; wohl mag Ceylon mit dem Festland in Verbindung gestanden haben, wohl mag für Japan dasselbe angenommen werden, aber großere Veränderungen sind nicht eingetreten Dagegen spricht alles dafür, daß am Ende des Tertiars die malaiische Inselwelt mindestens in seinem westlichen Teil in fester Landverbindung mit Hinterindien stand, und zwar kann es sich hierbei nicht etwa um schmale Landbrücken handeln, sondern klimatologische Erwägungen führen notwendig zur Annahme, daß das südchinesische Meer ganz oder doch größtenteils im oberen Tertiär trocken lag. Aber diese Landverbindung wurde im frühen Diluvium mindestens zum größten Teil wieder aufgehoben. Schmale Landbrücken nach Sumatra und Borneo hinüber mögen länger ausgedauert haben. Die feste, breite jungtertiäre Landverbindung mag sich vielleicht bis zu den Andamanen und Nikobaren ausgedehnt haben, aber es fehlt jeder Grund zu der Annahme, daß ein beträchtlicher Teil des nördlichen Indischen Ozeans im Quartar Festland gewesen sei. Wohl bestand hier zur Zeit der Steinkohlenperiode und noch früher eine gewaltige Landmasse, die Australien und Vorderindien verband, das sogenannte Gondwanaland, aber dies verschwand im Laufe der mesozoischen Zeit mehr und mehr, und wir durfen annehmen, daß bereits in der älteren Tertiärzeit der Indische Ozean in ähnlicher Ausdehnung bestanden hat wie heutzutage. Daß hingegen über Java und die Philippinen Landverbindung nach Neuguinea und auch Australien hin im Tertiär bestand und in schmalen Stücken auch in das Quartär andauerte, ist höchst wahrscheinlich, wenn schon wir über Zeit und Art dieser Verbindungen noch nicht genauer unterrichtet sind. Diese Tatsachen über die alten Landverbände sind natürlich für unsere Anschauungen von der Ausbreitung der Menschenrassen von höchster Wichtigkeit; wir dürfen — wenn wir von Ceylon und Japan absehen — nur nach dem Südosten mit Landbrücken rechnen, und die Vorstellung eines „lemurischen" Festlandes zwischen Australien, Sumatra und Vorderindien als Urheimat einer autochthonen Rasse widerspricht den geologischen Tatsachen.

I. Hochasien und Vorderindien

Von Dr. Arthur Haberlandt, Wien

A. Der hochasiatische Gebirgswall

1. Die Kultur im allgemeinen

Schon lange vor der Zeit der Menschwerdung stellten Mittel- und Südasien zwei durchaus voneinander geschiedene Erdgebiete dar; kein Wunder, wenn in der geschichtlichen Menschheitsentwicklung dieser übergewaltige Naturgegensatz nicht überbrückt worden ist. Immerhin wurde schon in frühester geschichtlicher Zeit Vorderindien mit den Völkerschicksalen Hoch- und Westasiens durch die Einwanderung der Inder verknüpft und hat seinerseits wieder auf geistigem Gebiet Tibet und Ostasien nachhaltig beeinflußt. Über der Betrachtung dieses weltgeschichtlichen Kulturverkehrs hat man dem Eigenleben der Gebirgsvölker des hochasiatischen Gebirgswalls (Pamir, Tibet-Himalaya und westchinesische Gebirgsländer), über die hinweg er sich vollzog, naturgemäß geringere Beachtung geschenkt, zumal sich Völker verschiedenster Rassen und Sprachenzugehörigkeit in diese Rückzugsgebiete eines altertümlichen und im Banne einer übergewaltigen Natur sehr eigenartig und einheitlich entwickelten „alpinen" Lebens teilen. Sie verdienen gerade darum hier erhöhte Beachtung.

Der Kulturaufbau der im vorstehenden umschriebenen Gebirgsländer weist vielfache und bemerkenswerte Übereinstimmungen auf. In naturgebotene Formen gebannt sind Wirtschaft und Siedlung (Almleben, Baustoffe, Viehzucht), Zersplitterung der Stämme und manche Lebensgewohnheit der freiheitsliebenden, unabhängigen und räuberischen Gebirgler. Bis in Einzelheiten beeinflußt das Klima Leben und Arbeit, so wenn man in schneereichen Gebieten den flach eingedeckten Häusern abnehmbare Giebeldächer aufsetzt, Heutrockengestelle wie in Westchina errichtet, Schneebrillen erfunden hat u. dgl. Zäh hat aber auch dieser Boden dazu beigetragen, alte Kulturformen zu erhalten: im Wohnwesen neben dem vorderasiatischen flachdachigen Terrassenbau (in Westasien bzw. Kreta schon aus der Bronzezeit belegbar) Wehrtürme und Wehrburgen; im Trachtenwesen etwa Verwendung von Schafwollkleidern, Gamaschen, Hemden, kurzen Hosen, Plaids, Röck-

chen usw., die je mehr gegen Westen um so ähnlicher ostmittelländischem Kulturgut scheinen, wogegen im Norden (Tibet) wiederum die Hinneigung zum osteuropäischen Besitz (Kopfschmuck der Frauen, Textiltechnik und Textilmuster) um so deutlicher wird. In Sitte und Brauch lassen sich Beziehungen zum primitiven Volksglauben nach allen Weltrichtungen anknüpfen, wobei in breitester Erstreckung eine Brücke zwischen dem alteuropäischen (indogermanischen) Festjahr mit allen seinen Riten und dem ostasiatischen Festkalender geschlagen erscheint. Die auf Tieren, namentlich dem Stier, stehenden oder thronenden Göttergestalten Tibets samt ihren Attributen lassen auf vielfache Beziehungen des religiösen Lebens zu den vorderasiatischen Religionsbildungen schon im Altertum schließen (man vergleiche etwa die hellenistischen südrussischen Silberschalen mit tibetanischen Darstellungen); vollends offenbar sind sie, wie erwähnt, gegenüber deren Philosophien und Sekten wie auch in der Liturgie seit der Ausgestaltung des Christentums. Nicht vergessen sei endlich der Einfluß der hellenistisch-baktrischen Kunst Vorderasiens auf Tibet und die religiöse Holzschnitzerei der Kafirs, und der des Islam, wohl von Persien her, in allen Zweigen namentlich der Kunstindustrien, so daß tatsächlich alle Länder, abgesehen von den unzugänglichsten Winkeln, vorzüglich als Durchzugsgebiete der höheren Kultur anzusehen sind, die sie von allen Seiten umströmt hat.

Nordtibet ist zu allen Zeiten der Bereich nomadischer Stämme geblieben, denen mit der Zucht des schwerfälligen Yak trotz politischen Einflusses hier und dort Stoßkraft nach außen versagt war; das südliche Tibet und die Himalayaländer dagegen verdanken ihre höheren Gesittungsformen (Gerstenbau usw.) dem offen vor ihnen liegenden indischen Kulturbereich und der Staatenbildung des Buddhismus in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten.



Abb. 281. Tangutenzelt
(Nach Futterer, Quer durch Asien)



Tafel XVI *Sikh aus Lahore im Punjab, Vorderindien (vgl. Abb. 316)*

(Nach Dr. J. Weninger; Anthrop. Universitätsinstitut, Wien)

2. Die Bevölkerung Tibets

Mit einer Einwohnerzahl von etwa sechseinhalb Millionen Köpfen stellt sich das ungeheure Gebirgshochland von Tibet als ein außerordentlich dünn bevölkertes Gebiet dar, wofür — abgesehen von der Unwohnlichkeit der ringsum aufragenden Gebirge — das Vorwiegen großer Stein-, Salz- und Schneewüsten auch in den ebenen Strecken maßgebend erscheint. Nur die an den Rändern, namentlich im Süden und Südosten, auftretenden Lößgebiete haben kulturfähigen Charakter; sie erweisen sich ebenso wie die Grenzlandschaften gegen China, Tsaidam, Kukunor, Kham und Si-Fan dem Anbau von Hirse, Gerste, Weizen, Bohnen, Rüben usw., bei Lhassa sogar von Reis, Aprikosen usw. zugänglich. Hier verdichtet sich darum auch seit alter Zeit die seßhafte Bevölkerung, während die übrigen Strecken das Bereich nomadischer Stämme sind, die nur ausnahmsweise, wie die Tanguten des Karakorum, zum Ackerbau greifen. An der Südabdachung des Himalaya finden wir in den höchsten Lagen, wo nur noch spärlicher Graswuchs gedeiht, gleichfalls eine dürftige Hirtenbevölkerung, tiefer unten setzt der Ackerbau mit Weizen und Gerstenkultur ein, dem sich dann sehr bald in den Vorbergen der riesigen Gebirgskette der Anbau von Mais, Hirse, Reis, Zuckerrohr nebst üppigem Obst- und Gartenbau, im Westen auch Weinbau gesellt.

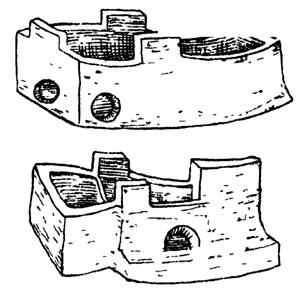


Abb. 282. Tangutische Herde, Nordosttibet (Nach Futterer)

Das Charaktertier der tibetanischen Viehzucht ist der Yak oder Grunzochse, der vor allem als Karawanentier wertvolle Dienste leistet, Wollhaar liefert usw., nächst ihm sind die hier gleichfalls zum Lasttragen verwendeten Schafe sowie die kleinen Wildpferde (im Osten) zu nennen.

Bis hieher, ins obere Industal, nach Ladakh, Spiti, Nepal, Sikkim, Bhutan und bis zum nördlichen Gebirgsrand Assams erstrecken sich mongolische Bevölkerungselemente, deren Hauptgruppe, die Tibeter, im Norden bis zum Grenzgebirge des Tarimbeckens und bis nach Tsaidam und Kukunor reicht. Der Name „Tanguten" wurde von den Chinesen seinerzeit für die Reiche gründenden -Nordtibetaner gebraucht.

In Kansu und Kukunor bestand vom zehnten bis dreizehnten Jahrhundert ein großes Reich Hsia-Hsia mit einer eigenen, der chinesischen ähnlichen, jedoch weniger ausgeglichenen und uneinheitlichen Schrift.

„Si-Fan“ ist eine chinesische Bezeichnung für die nomadisierenden Stämme des Sudens und Ostens. Die in Kansu sitzenden Dalden sind bereits eine Mischung aus Turken („Salaren“), Mongolen und Tibetanern. Mit Ariern vermischt sind die Balti im Indusgebiet, weniger die Ladakhi, rein tibetisch sind die Champa, nomadisierende Hirten in den Hochtalern des Himalaya. In Nepal haben die einst herrschenden Newar mongolischen Einschlag; ursprünglich rein mongolisch sind die Lepcha in Sikkim, die Limbu- und Bhutiya-

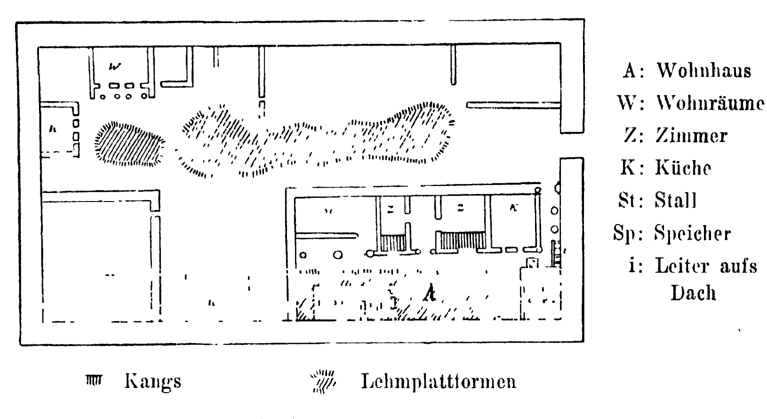


Abb 283. Befestigter Bauernhof, Gegend von Kumbum
(Nach Futterer)

volker in Bhutan. Die Abor, Akha, Mishmi, Dafla usw. gehören sprachlich und körperlich gleichfalls zu dieser Gruppe, werden jedoch bei den Assamesen besprochen werden.

Gegen Sudosten sind die Verhaltnisse noch vielfach ungeklärt. In Kham, Kintschuan (oberstes Salween- und Mekonggebiet) und Ssetschuan schließen sich die sprachlich verwandten Kachin, sowie die Mosso, Lolo, Miaotse u.a. an.

Sprachlich rechnet man die Tibeter zur tibeto-birmanischen Gruppe der indochinesischen Sprachen. Gegenüber der fruher ziemlich allgemein herrschenden Meinung, daß das Chinesische mit seinen einsilbigen Wurzeln der Grundform dieser Sprachen am nächsten stehe, wird heute (Erkes u. a.) das Tibetische als dem alten Sprachtypus am meisten entsprechend angesehen. Es ist charakterisiert durch mehrsilbige Wortwurzeln, die in der Art ihrer Aneinanderreihung (Agglutination) die Logik der Phrase ergeben, wobei auch Abwandlung (Flexion) der Haupt- und Tatigkeitsworte eintritt. Die Schrift indessen ist alphabetisch, d.h. indischen Zeichen (dem Devanagari) nachgebildet.

In anthropologischer Hinsicht sind die Tibeter bisher noch recht wenig untersucht, doch sind den Reisenden bisher zwei Typen besonders

aufgefallen: Die Ackerbauer im Süden sind nach A. Tafel manchmal auffallend klein, haben breite, flache Gesichtsbildung und stark ausgeprägte Lidfalte (d. h. „geschlitzte“ schiefe) Augen. Ihr Typus setzt sich durch die Himalayaländer einerseits bis ins obere Indusgebiet, andererseits nach Südwestchina und Hinterindien fort. Dagegen sind die nomadisierenden Gruppen in Kukunor wie im Westen schlanke, elastische Gestalten, im Mittel etwa 1,65 m groß, manche Individuen erreichen sogar 1,80 m. Charakteristisch ist für sie ein mehr langgezogenes Gesicht, im Westen (Grenard) eine hohe schmale, manchmal fliehende Stirn. Der Kopf ist kurz, die Haare sind schwarz, dunkler als bei den Nordchinesen (Tafel) mit Neigung zur Wellung, die Männer haben im Alter starke Bärte. Die Lidfalte ist allgemein schwach entwickelt, die Nase ist auch an der Wurzel meist hoch und oft sehr scharf geschnitten, so daß sie geradezu Adlernase genannt werden muß. Dabei setzt sie aber stets breit an. Grenard betont für den Westen die fast immer geblähten Flügel. Das Vorspringen der Mundpartie ist im allgemeinen geringer als bei den Chinesen Die Wangen sind dick und fleischig, die Lippen dünn. Allgemein erwähnt wird die rotbraune Hautfarbe in dieser Höhenluft, die namentlich den Frauen und Mädchen das Ansehen besonderer Frische gibt; sie ist nach Tafel im Abblassen tatsächlich mehr hell als gelblich wird jedoch unter dem Einfluß des Klimas zur dunklen Bronzefarbe.

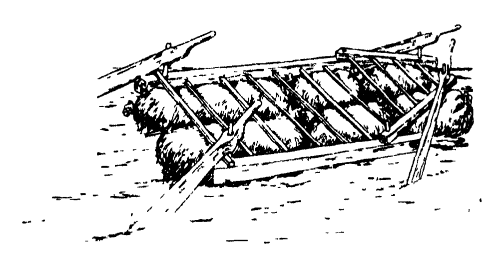


Abb. 281. Fahrboot aus aufgeblasenen Yakhäuten auf dem Hoangho (Nach Futterer)

Hände und Füße werden als zierlich beschrieben, auch wird die Länge der Finger hervorgehoben. In vieler Hinsicht ähnelt dieser Typus offenbar den „Vorderasiaten“ aber auch gewissen Ausprägungen der nordamerikanischen Indianer. Ganz ausnahmsweise kommen nach Tafel in Osttibet Blondheit und blaue Augen vor, doch gelten diese Leute als abschreckend häßlich und können sich niemals verheiraten. Diese Nachricht ist bemerkenswert mit Rücksicht auf die alten chinesischen Berichte von blonden, hellhäutigen Barbarenvölkern im Westen („Usun“ usw.), wie sie im Pamirgebiet auch heute einen ansehnlichen Hundertsatz der Bevölkerung bilden. Unter diesen Umständen wird ihr „Aussterben“ im Umkreis des heutigen Tibet durchaus erklärlich.

Ausdauernd und schmiegsam, einem freien Wander- und Räuberleben huldigend, sind namentlich die viehhaltenden Gruppen eine zähe Gebirgsrasse geworden. Früh schon, so in der Hanzeit (770 v. Chr.), wissen die chinesischen Annalen von diesen Stämmen zu erzählen, die heute in verschieden benannte Gruppen, „Königreiche“ und Gaufürstentümer zerfallen, zum Teil unter geistlicher Führung. Im sechsten Jahrhundert n. Chr erscheinen sie als „Tuku-hun“ mit fast den gleichen Lebensgewohnheiten wie heute (Frauentracht, Wohnweise, Nahrung usw). Die chinesische Oberherrschaft schreibt sich aus der Tangzeit (siebentes bis zehntes Jahrhundert) her.



Abb. 285. Hochzeit zu Tibet
(Aus „Mann und Weib")

Wo Haue und Pflug in Tibet dem Ackerbau dienen, sind sie teils indischen, teils chinesischen Ursprungs (Hakenpflug). Oft ist der Pflug freilich nur ein krummer Ast mit seitlich angenagelter Sterze und einer vorne angebrachten Querstange als Joch (Kaschmir). Die Bhutiya verwenden zur Feldbestellung nur Hauen und Keulen aus Eichenholz. Den Ertrag der kümmerlichen, vom Sand verwehten Felder Tibets müssen namentlich für den Bedarf der Klöster eingesammelte eßbare Beeren, Wurzelknoten, wildwachsende Gemüse, Brennesseln usw. ergänzen. Die Jagd ist durch den Buddhismus auf weite Strecken unterdrückt und wird nur im Norden und in den westlichen Gebirgsländern auf Yaks, wilde Esel, Antilopen usw. betrieben. Als Hauptnahrungsmittel dienen im allgemeinen Milch und ihre Produkte, getrocknete Milchkugeln, Käse, ferner Kumys (gegorene Stutenmilch), manchmal (wie bei Herodot) mit gesammelten Beeren versetzt, ferner die „Tsamba", ein steifer Teig aus gerösteten, grob gemahlenen und mit Tee und Butter gekneteten Gerstenkörnern und besonders Tee, in Ziegelform aus China eingeführt, der, mit Butter und Salz dick angerührt, zu jeder Tageszeit genossen wird. Als Brot kennt man, wie in ganz

Hochasien, nur ungesäuerte, in der Asche gebackene Ringel. Fleisch (von Hammeln) ißt man nur zu Festzeiten. Für Reise und Wanderungen wird das Fleisch luftgetrocknet und kann so jahrelang aufbewahrt werden. Auch läßt man es im Winter einfrieren, um es bei Gelegenheit zu essen. Geistige Getränke gewinnt man aus Milch und Gerste; überall gesuchte Narkotika sind auch Kautabak und Opium.

Die einfachsten Behausungen in Tibet sind die der nomadischen Viehzüchter: viereckige Zelte, wie in Vorderasien, aus einem Gerüst von zwei senkrechten Ständern mit einem Querbalken bestehend, über das dachförmig eine schwarze, aus Yakhaaren gefertigte Filzdecke gespannt wird. Rings um den Lagerplatz errichtet man eine Lehm- oder Steinmauer. Die eine Hälfte dient als Männer- (Empfangs-), die andere als Frauen- (Familien-) raum. Ganz im Osten gibt es nach Huc sechseckige, nach anderen Berichten achteckige Filzzelte; die Decke wird hier glockenförmig mit Seilen emporgehalten, die zunächst über aufrechte lange Stangen gespannt und dann erst zum Boden geführt werden, so daß das Ganze einer riesigen Spinne gleicht. Merkwürdig sind aufgemauerte Öfen im Innern, die nach Huc auf Wanderungen mitgenommen, nach anderen Beobachtungen stehen bleiben und immer wieder „überbaut" werden (Abb. 281 und 282).

Die Häuser der seßhaften Bevölkerung sind viereckig und wie in ganz Vorder- und Zentralasien flach bedacht, aus Lehmziegeln oder Bruchsteinen und Erde erbaut, vielfach mit Nebengebäuden und Ställen um Höfe gruppiert und rings von Düngerhaufen umgeben. Sie enthalten oft zahlreiche kleine, lichtlose Wohnräume, manchmal in mehreren Stockwerken stufenförmig übereinander gelagert; die jeweils vordersten Räume bilden offene Veranden. Fensteröffnungen sind sehr unregelmäßig angebracht, die oberen Stock-

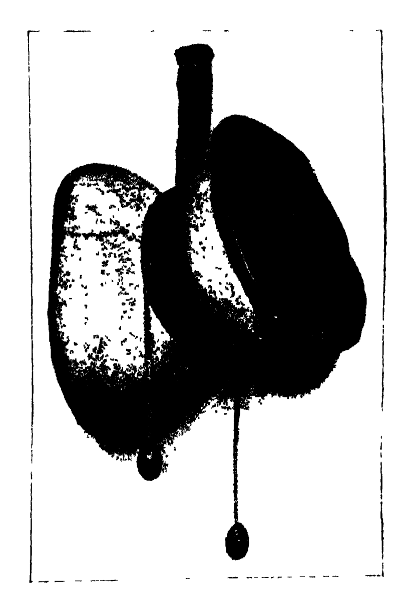


Abb. 286. Schädeltrommel, Tibet
(Naturhistorisches Museum, Wien)

werke sind nur durch Leitern zugänglich. Das flache Dach dient u a. zur Aufbewahrung der Ernte Auch diese Häuser sind oft in den chinesischen Grenzgebieten burgenartig umwallt (Abb. 283). Abgesehen von der vertieften Herdstelle dienen zur Heizung tönerne Glühbecken in persischer Art oder, wie in China, „K'angs", d. h. riesige gemauerte Plattformen mit zahlreichen Heizkanälen, auf denen man wohnt, sitzt und schläft. Getrockneter Mist der Herdentiere bildet das Brennmaterial („Argols"). Beim Speisen verwenden Vermögende niedrige Tischchen; auf Lederpolstern sitzen meist nur die Frauen. Eine Holz- oder Kupferschale für Tee trägt der Tibetaner bei Besuchen immer bei sich. Aus dem Wurzelholz von Bäumen aus dem vollen geschnitzt, sind diese Schalen zu den „Maser"-Bechern Mittel- und Nordeuropas in früherer Zeit zu stellen, mit denen sie giftabwehrende Kräfte gemein haben. Den Küchenhausrat bilden Kupferkrüge und altertümliche, ihre Metallform jedoch nachahmende Holzkannen, Teeseiher, ein paar Holzgefäße und eine Art Butterfaß zum Mischen des Tees usw. Krüge und Beutel werden auch aus Leder hergestellt. Holztruhen und Kästen nach chinesischem Muster sowie Lederbehälter nehmen die Habseligkeiten auf.

Die Kleidung wird, dem rauhen Klima entsprechend, fast durchweg aus dicken Schafwollstoffen und Pelzwerk hergestellt. Beide Geschlechter tragen im Süden einen langen, mit Ärmeln versehenen Mantelrock, der vielfach in Nachahmung der Tracht Buddhas nicht über den rechten Arm gezogen wird. Er wird für den Sommer aus Wolle, für den Winter aus Schafpelz gefertigt und ist bisweilen mit Seide oder Stoff bezogen. Außerdem dient ihm Applikationsstickerei in Mustern, ähnlich denen der Nordasiaten, als Verzierung. Besatz mit Leoparden- oder Zobelpelz

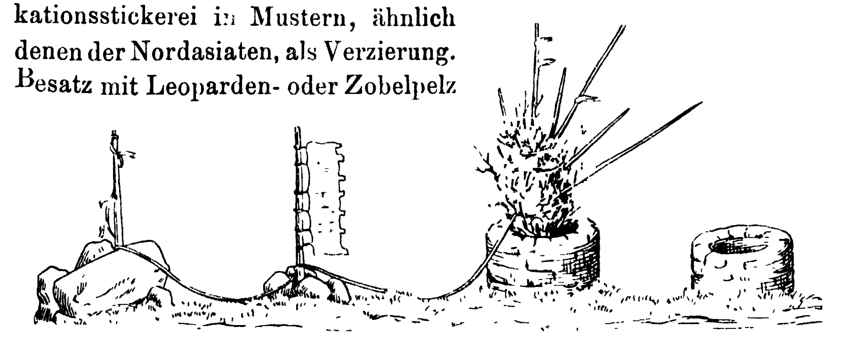


Abb 287. „Obo" im oberen Taohotal, Osttibet (die einzelnen Teile können auch getrennt vorkommen)
(Nach Futterer)

ist eine Rangauszeichnung chinesischen Ursprungs. An der Brust wird er mit einer bronzenen Schnalle geschlossen, um die Mitte hält ihn ein mit Schließen aus Nephrit, Bronze oder Silber versehener Gürtel aus Wolle, farbigem Leder u. dgl. zusammen. Aus Lhassa werden Hosen nach chinesischem Muster erwähnt. Im Süden treten zwei



Abb. 288. Tibetisches Priesterbrustschild. „Gau". Darstellung des Buddha Amitabha, d. h. Buddha des unermeßlichen Glanzes. Im Strahlenkranz zwei Drachen. Kupfer, getriebene, dann teilweise überziselierte Arbeit aus zwei Schalen, die deckelartig ineinander passen, aber fest verbunden sind. Inwendig kleine Steinchen und andere Votivgaben (Größe $8^1/_2$: 11 cm)
(Sammlung Dr. Leonhard Adam, Berlin)

Schenkelstücke aus Schafwolle — das Urbild des „Paar Hosen" — an ihre Stelle, ein Trachtenstück, das ebenso in der Unterkleidung der Chinesen wie bei den Stämmen vom Pamir bis Hinterindien vorkommt. Die Füße stecken in hohen, ledergesohlten Woll- oder Lederstiefeln, gleichfalls mit Applikationsstickerei geziert. Den Kopf schützt eine auch die Ohren- und Halspartie umfassende Fellkappe; auch gibt es Kopfbinden aus rotem Tuch; auf Reisen trägt

man auch Schneebrillen aus Roßhaargeflecht. Hutförmige, z. T. umgeschlagene Mützen aus schwarzem Samt mit roter Quaste, Samtstiefel, Röcke aus Seide und Samt, wie man sie in Lhassa sieht, beweisen zusammen mit der von männlichen Stickern hergestellten Trachtenzier die vielfältige Wirksamkeit chinesischen Einflusses in der Kleidung der Vornehmeren. Schmückenden Charakter besitzen die am Halse getragenen metallenen Amulettbüchsen, ebenso die Gürtelanhänger, Feuerzeuge, Messer, Schnupftabakdosen, Pfeifen, Federpennale, Siegel usw. Die Kleidung der zu einem Großteil aus Lamas bestehenden Bevölkerung der Klostersiedlungen ist einfarbig gelb, rot oder schwarz, je nach ihrem religiösen Bekenntnis. Sie besteht aus einer Jacke, zwei meist dünnen Hemdröcken und einem halbrunden Mantel; die Beine bedecken Hose und Filzschuhe, auf dem Kopfe tragen sie einen spitzen Hut aus Filz oder Stroh, am Arm oder Hals fehlt nie ein Rosenkranz. Sie gehen geschoren einher, ebenso die ganz unabhängigen Stämme, während die Tibeter sonst wie die Chinesen im Süden einen, im Norden mehrere Zöpfe tragen.



Abb. 289. Lamaistische Bronze einer Kinnari (halb weibliche, halb vogelgestaltige Gottheit), dem Garuda ähnlich (Museum für Völkerkunde, Berlin)

Die Frauen tragen zur angegebenen Kleidung bisweilen noch einen Überwurf, als Kopfbedeckung kleine Mützen, auch kronenartigen Haarputz aus Perlen, außerdem Ohr- und Fingerringe. Das Haar wird in zwei oder mehrere Zöpfe geflochten und mit allerhand eingeknüpftem Schmuck verziert. Merkwürdig ist die schon von Marco Polo erwähnte Verunstaltung des Gesichtes, die die Tibetanerinnen außer Hause anlegen, indem sie sich mit roten Erdfarben, Ruß, Sirup oder Firnis bestreichen, bisweilen auch noch Grassamen aufkleben (Tibet, Sikkim). Vermutlich sollte dies abenteuerlustige Lamas vor Seitensprüngen abschrecken.

An Waffen finden wir bei den Hirten noch überall Schleudern aus Ziegenwolle, zur Jagd verwendet man zusammengesetzte Bögen und breitschneidige Pfeile; zweischneidige Schwerter, Lanzen, Luntengewehre, Topfhelme entstammen einem höheren Kulturbereich; landes-

üblich sind auch runde Schilde aus Yakleder oder einfachere halbrunde aus Geflechtwerk.

Spinnen und Weben sind meist Männerarbeit, die Textilkünste sind dabei vielfach noch Hausindustrie; im übrigen vererben sich die Gewerbe meist vom Vater auf den Sohn. Die Töpfer arbeiten noch ohne Scheibe, jedoch ist Glasur bekannt.

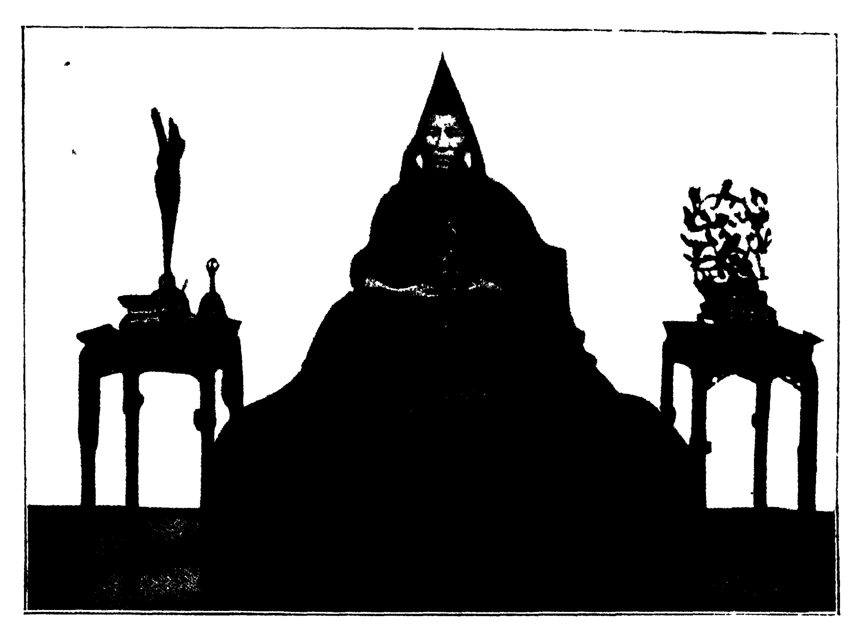


Abb. 290. Lamapriester in Tibet
(Nach Hellwald)

Das Leder wird einfach mit Steinen geschabt und gegerbt, ist aber von ausgezeichneter Beschaffenheit. Gerühmt werden auch die lackierten Schalen aus Wurzelholz. Silber- und Kupferarbeiten sind oft vorzüglich, verraten jedoch meist persisch-indischen Einfluß; die Metallarbeiter kommen hauptsächlich aus Bhutan und Nepal („Pebun"), ebenso die Edelsteinarbeiter. Die Werkstätten liegen, halb unter der Erde versenkt, in eigenen Vierteln der Städte beisammen. In Lhassa gibt es auch eine eigene Gruppe von mohammedanischen Metall- und Waffenläden (Katschi), die ihren eigenen Gouverneur haben; die „türkischen Salaren" gegen Westchina zu sind als Filigranarbeiter hervorzuheben. Die höheren Künste, Malerei, Bronzeguß, Buchdruck usw., sämtlich von erlesener Vollendung,

sind zumeist auf die Klöster beschränkt und stehen in enger Beziehung zu den ihnen entsprechenden indischen und chinesischen Techniken. In der hohen Kunst (Malerei und Plastik) wirkt vor allem griechischer und älterer vorderasiatischer Einfluß nach, ebendaher hat die Schmucktechnik manche Anregung erfahren.

Handel und Verkehr vollziehen sich auf den uralten Karawanenstraßen, oft nur unter großen Schwierigkeiten; die Überschreitung der unglaublich hohen Pässe erfordert bergsteigerische Fähig-

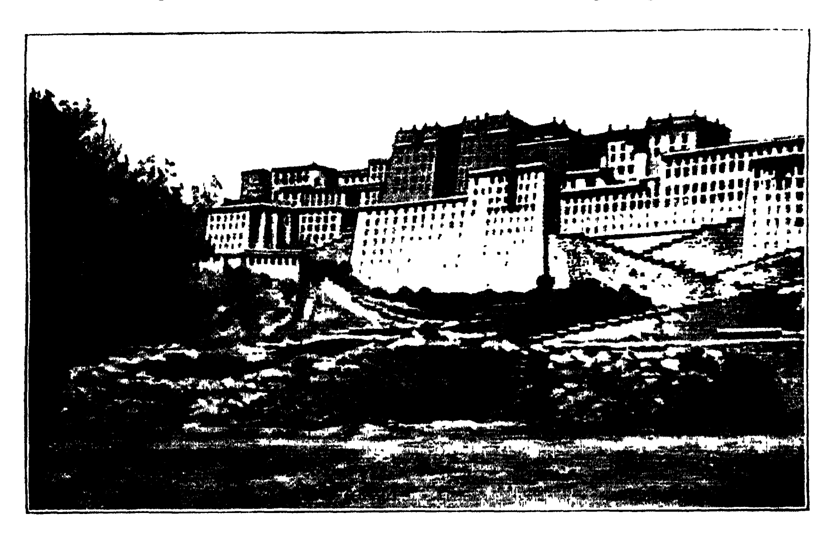


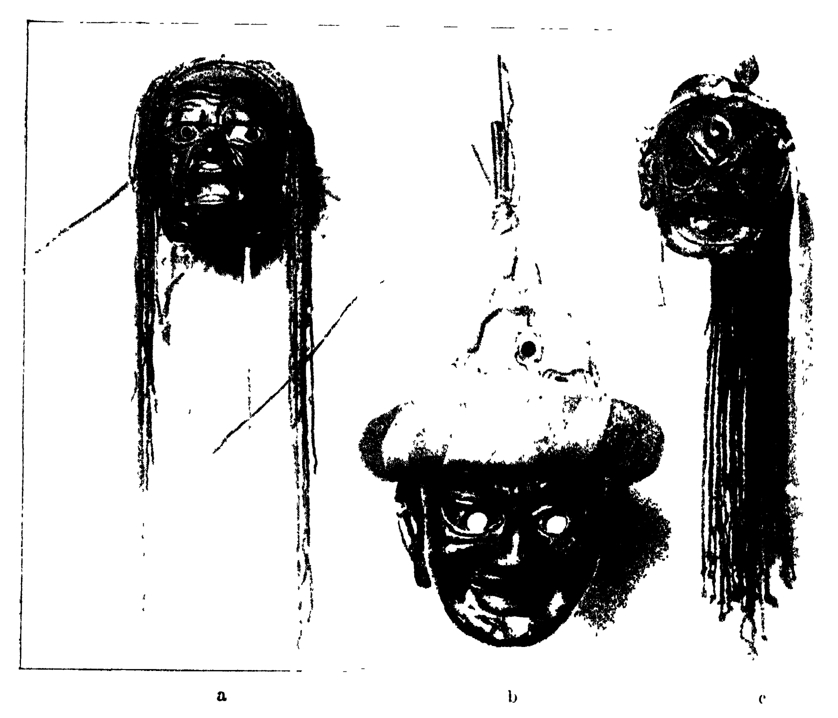
Abb. 291. Kloster Potala bei Lhassa, Tibet
(Nach Lauterer)

keiten und Vorkehrungen wie in unseren Hochgebirgen. Bedeutende Städte und Klostersiedlungen sind die Richtpunkte der Straßen.

Als Beförderungsmittel auf den Strömen Südtibets verdient ein rundes Lederboot Erwähnung. Mit einem Gerüst aus Fichtenzweigen und Überzug aus Yakleder entspricht es durchaus den altmesopotamischen Fellbooten; in Westchina baut man mehrere solcher Schläuche unter einem Gerüst zu großen Flußfähren zusammen (Abb. 284). Die Flüsse in den unwegsamen Schluchten des Südwestens werden ebenso wie in Hinterindien mit Seilbrücken überspannt.

Ihrer sozialen Gliederung nach zerfällt die Bevölkerung Tibets in die Geistlichkeit, die Adeligen oder Freien, zugleich die Besitzer der Ländereien, und in Hörige oder Bauern. Politisch sind diese „Freien“ in eine Anzahl kleiner Stämme zersplittert,

die miteinander in blutiger Fehde leben. In Zentraltibet ist diese Gliederung durch die Klosterorganisationen stark zurückgedrängt, dagegen bestanden in Kintschuan bis 1776 noch achtzehn unabhängige Bergfürstentümer. Zur Zeit der Besitzergreifung durch die Chinesen, in der Tangperiode, soll Tibet von Frauen regiert worden sein; bei einigen Tibeter-Resten in Ssetschuan soll das heute



a b c

Abb. 292. a Gelbe Maske des Gottes Lhachen, b Grüne Maske des Spaßmachers, c Maske des Lhamo, Hemis, Ladakh
(Museum für Völkerkunde, Berlin)

noch der Fall sein, und Conrady meint, daß eines der „Weiberreiche" des alten Geschichtswerkes „Shan-hai-king" etwa im vierten Jahrhundert v. Chr. auf dieses Land zu beziehen sei.

Schon 1825 hat Klaproth einige der chinesischen Geschichtsquellen zugänglich gemacht, die von einem westlichen Weiberreich in der Gegend des Kaspischen Meeres und einem östlichen zu erzählen wissen, das von Ssetschuan im Süden bis zu den Pelang (Palaung?), im Norden bis Khotan (?) sich erstreckte und von einem Stamm der Khiang oder Tibeter bewohnt war. „Eine Frau regiert sie; . . . der Ehrentitel der Königin ist Piu-tsieu, die, die voran schreitet . . . Sie



Abb. 293. Sandsteinplatten mit Gebeten und Gebetsformeln im Sarkoh'tschütale
(Nach A. Tafel, Meine Tibetreise)

ist von mehreren hundert Frauen umgeben, alle fünf Tage hält sie Gericht . . . Man wählt eine schone Frau, die man für die königliche Würde erzieht: auch hat man eine Unterkönigin, die nach ihrem Tode ihre Nachfolgerin wird . . . Mit den Männern macht man nicht viel Geschichten, die Frauen allein sind hochgeachtet, derart daß der Mann den Namen von der Mutter erbt . . ." — In den Jahren 690—741 kam die betreffende Konigin wiederholt mit ihrem Sohn an den chinesischen Hof, wo sie verschiedene Ehrentitel erhielten. Im Hinblick darauf, daß bei den Khasi in der Nachbarschaft des oben abgesteckten Gebietes heute noch die Konigin eine ganz ähnliche Stellung einnimmt, scheint die Darstellung durchaus glaubwürdig.

Die Familienverfassung ist heute nicht ganz einheitlich. Heiratet bei den ansässigen Gruppen ein Mann (der älteste Sohn), so sind seine jüngeren Brüder gleichfalls Ehegatten seiner Frau (Polyandrie), wie in Tibet, Ladakh, Kulu, Spiti, Lahul und bei den Bhutiyas, nicht aber bei den Lepchas. Alte Reisende (Marco Polo u. a.) berichten von einer Überlassung der Mädchen an Durchreisende zu Zwecken der Deflorierung und zur Erwerbung eigener Aussteuer; auch Überlassung der Frauen im Sinne nordasiatischer Gastfreundschaft kam vor. Zufolge der „Geschichte der späteren Han" diente damals der Clanname der Mutter mit dem Rufnamen des Vaters zur Bezeichnung der Kinder. Heute wird, wie Forke schreibt, der Vater durch die Ähnlichkeit, die Erklärung der Mutter oder durch ein Machtwort der Großmutter bestimmt. Meist bleibt die Frage aber unentschieden. Man spricht von Kindern dieser oder jener Familie wie in alten Zeiten. Schon K. Ritter hat diese

polyandrischen Sitten als die ältesten Spuren bezeichnet, die Hochtibet mit dem Hochdekkan Indiens verbinden. Die Nomaden leben in Vielweiberei, doch oft auch monogam. Aus dem Kukunor wird von Scheinraub der Frauen und Begleichung durch ein Lösegeld berichtet (Abb. 285).

Sehr altertümliche Grundlagen zeigen die Begräbnisgebräuche. Die Armen werfen die Toten meist in Flüsse, die Reichen üben eine Art mehrstufiger Bestattung, indem sie den verschnürten Leichnam an Bäumen aufhängen, bis die Vögel die Knochen abgefressen haben. Die Knochen werden in Flusse versenkt. Auch werden die Leichen zerhackt und den Vögeln auf den Bergeshöhen überantwortet (worauf wohl auch der mißverständliche Bericht Hucs vom Aufzehren durch Hunde zurückgeht), wie auch der altchinesische Totenkult diese Form kennt. Im Osten werden die Toten auch nackt in hockender Stellung begraben. Niedere Priester (Schamanen) veranstalten dabei eine Geistervertreibung. Endlich werden die Toten hier auch „ausgestellt“, dann nach chinesischer Art in Kisten (Särge) gegeben, mit denen man wie mit den Leichen selbst verfährt. Die Lamas werden auf Scheiterhaufen verbrannt und ihre Asche in Urnen gesammelt, wobei besondere Festlichkeiten stattfinden. Hohe geistliche Würdenträger werden mumifiziert, eine ähnliche Abstufung wie bei vielen Menschheitsgruppen.

An schamanistische Gebräuche gemahnen die mit Räucherung, betäubender Musik, ekstatischen Tänzen einhergehenden Beschwörungen von Krankheitsdämonen, die als Puppen verbrannt werden, sowie manche andere Züge des das soziale und religiöse Leben des Landes tief beeinflussenden Lamaismus. Hierher gehört die Verwendung von Menschenknochen zu Flöten und von Schädeln zu Trinkgefäßen, Trommeln usw. (Abb. 286). In jedem Kloster Osttibets findet sich ferner ein eigenes Heiligtum der Lokalgötter, mit Tausenden von Menschenschädeln, Menschenhäuten, ausgestopften Bälgen von Tigern, Bären, Yaks, Hirschen, Hunden ausgestattet;

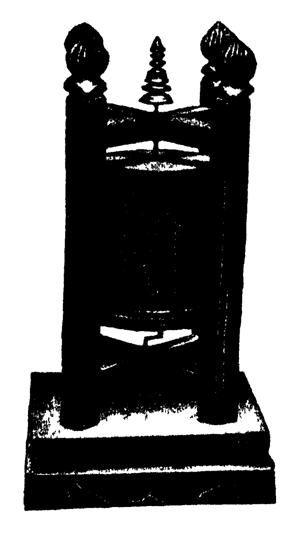


Abb. 294. Gebetmühle in Tibet
(Nach Lauterer)

von der Decke baumeln Schlangen, Adler, Geier usw., was sehr an hinterindische Verhältnisse erinnert. Volkstümlich sind auch die Stangen mit Gebetswimpeln, oft zu ganzen Mastenwaldungen bei Häusern und Klöstern vereinigt, „Lappenbäume“ und Steinhaufen („obo“) auf Weg und Steg, manchmal mit Fähnchen und Fäden mit Wollbäuschen geschmückt, was wieder sowohl an antiken Volkskult wie an die *hinterindischen* Gebräuche erinnert (Abb. 287). Abgesehen davon hat der **Buddhismus** in Tibet auch seinem Lehrgebäude nach eine wesentliche Aus- und Umgestaltung erfahren, eingeführt durch Sron-btsan-sgam-po im siebenten, „kanonisiert“ von Padmasambhava im achten Jahrhundert.

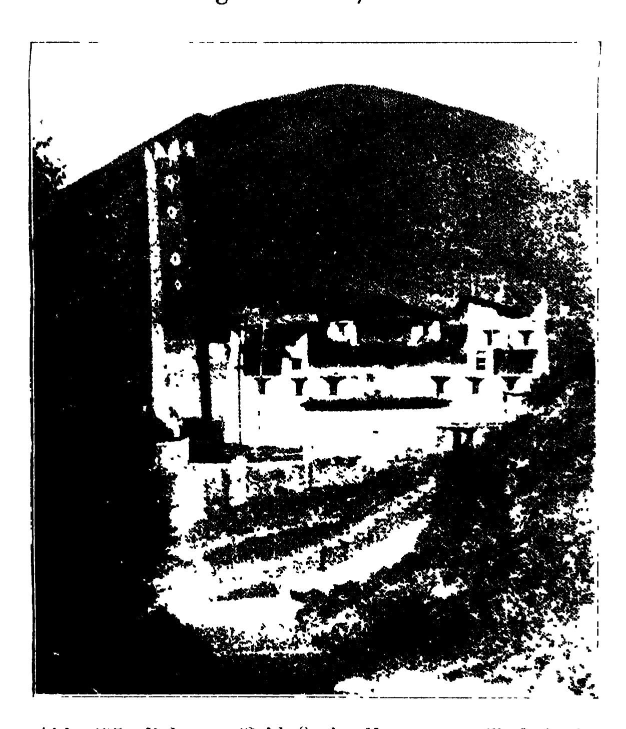


Abb. 295. Pobrang (Schloß) des Königs von Tschoktsi. Abgesehen vom „Schweizerhausstil“ ist der sechskantige Wehrturm sehr charakteristisch
(Nach A. Tafel, Meine Tibetreise)

Schamanistische Anschauungen wie auch gnostische, manichaische und christliche Einflüsse aus Vorderasien durften hiebei maßgebend geworden sein. Letztere haben vielleicht auf Einzelheiten der von dem großen Reformator Tsonkhapa (1357) eingeführten Liturgie gewirkt. Dem Geiste der Gnostiker folgte die spiritualistische Ausbildung der Lehre mit der Annahme einer Reihe von Weltaltern, denen ebenso viele Buddhas sowie ihre Vergeistigungen (Dhyani-Buddhas) mit ihren korperlichen Erscheinungsformen (Bodhisatvas) entsprechen. Besonderes Ansehen genießen Gautamas „Dhyani-Buddha“ Amitabha und „Bodhisatva“, Padmapani-Avalokiteçvara, ferner Maitreya, der kommende Buddha, Manjuçri der Liebreiche und Vajrapani der Donnerkeilträger, in unzähligen Darstellungen wiederholt und durch Verschiedenheiten der Attribute, Stellung usw. gekennzeichnet (Abb. 288).

Außerdem begegnen wir einer ganzen Reihe lokal gefärbter Gestalten (Abb. 289). Das Oberhaupt der lamaistischen Kirche ist der Dalai Lama, die irdische Verkörperung Padmapanis, seit 1419 zugleich der weltliche Herrscher Tibets. Da er ebenso wie der Taschi Lama oder Pan-tschhen in Taschi-Lum-po (Verkörperung des Amitabha) und andere geistige Oberhäupter (Schaberu) zuweilen durch ein ganz kleines Kind repräsentiert wird, liegt aber die entscheidende Macht in Händen der Geistlichkeit (Abb. 290).



Abb. 296. Turenfrau, Westchina
(Nach A. Tafel, Meine Tibetreise)

Die klösterliche und kirchliche Organisation umfaßt ähnliche Grade wie die christliche Hierarchie; der geistliche Lehrbetrieb ist in mehrere Fakultäten geteilt, Kloster und Tempel sind meist im Besitze erlesener Kunstschätze und wachsen zu imposanten Bauten an; in ihrer gesamten Anlage und inneren Ausstattung aber weichen die Tempel nicht wesentlich von denen anderer buddhistischer Länder ab. Doch ist das Überwuchern der mönchisch-asketischen und klösterlich-beschaulichen Richtung wohl vor allem auf indischen Einfluß zurückzuführen. Der Zusammendrängung großer Menschenmassen in einzelnen fruchtbaren Oasen hat dabei das Land selbst wesentlichen Vorschub geleistet (Abb. 291).

Die Feste weisen manche Ähnlichkeit mit europäischen Bräuchen auf.

Zu Neujahr werden Maskentänze vollführt: eine Prozession trägt ein aus Tsamba geformtes Skelett auf einen Scheiterhaufen (vgl. unser „Winter- und Todaustragen“). Kinder gehen mit Schellen von Haus zu Haus, um Gaben bettelnd; dreißig Tage danach werden die Hauser gereinigt usw.; es folgen Feste bei der Aussaat, der Jochauflegung usw. wie bei unseren Bauern; und hier wie dort produzieren sich Feuerfresser, Messerschlucker, Seiltänzer, wozu die Lamas gleichfalls Befähigung besitzen. Anderwärts tritt ein weißes altes Männlein auf, Tänzer mit befransten Spitzmützen, unseren Zottlern vergleichbar, tanzen feierlich rundum, „Drachen“ werden durch junge Männer wie unsere „Habergeißen“ dargestellt u. dgl.

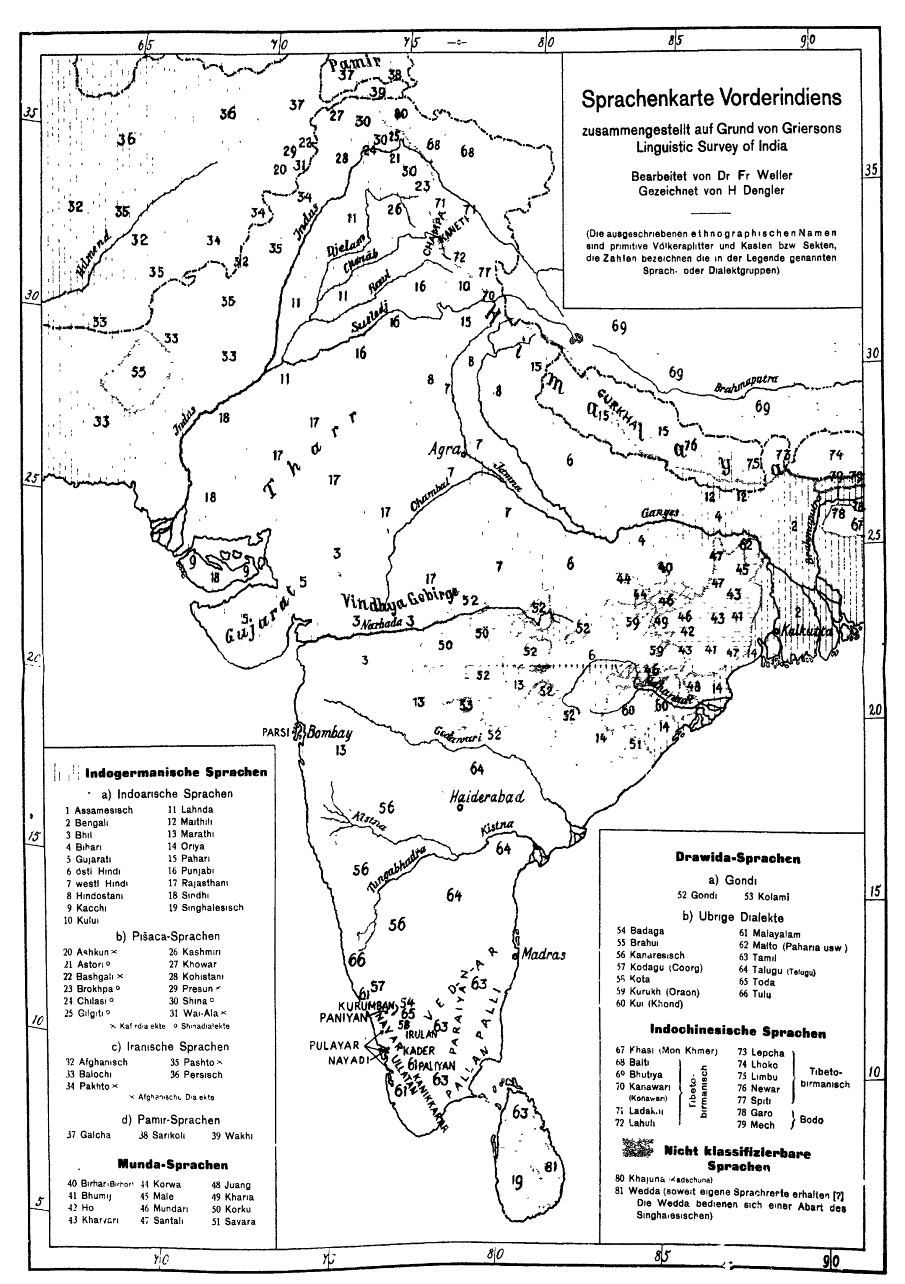


Abb. 297. Schmuckgehange einer Tangutin im Kuku-nor (Nach Futterer)

Hierher gehören auch die mit abenteuerlichen Masken (hauptsächlich Tiermasken) und Anzügen vorgeführten klösterlichen Schauspiele, denen man, von Süden kommend, schon in Ladakh begegnet (Abb. 292). Zu ihrer Begleitung dient ein barbarisches Orchester, aus Saiteninstrumenten (Gitarren), Rohr- und Knochenflöten, Hoboen, Posaunen, Seemuschelhörnern, Glocken, Tamburins, Kesselpauken usw. zusammengesetzt.

Die zur Ableierung von Gebeten dienenden Gebetmühlen für Hand- und Wasserbetrieb, sowie die mit Gebeten beschriebenen Mauern zum Abschreiten durch die Gläubigen verdanken wohl theologischer Spitzfindigkeit ihre Entstehung (Abb. 293 und 294). Nicht buddhistischen Ursprungs sind die etwa auf frühe christliche bzw. westasiatische Einflüsse zurückgehenden gottesdienstlichen Einrichtungen, Priesterornat, Rezitationen und Wechselgesänge. Auf ältere Gemeinsamkeiten deuten vielleicht auch Reliquienverehrung, Bergwallfahrten und die „krippenartigen“ figurenreichen Schaustellungen legendarischen Inhalts aus Butterteig an Festtagen in den Klöstern, ferner die figuralen Gebildbrote usw. (Sonnenringel, Hasenbrote, Mondbrote u. dgl.).

Mit besonderer Deutlichkeit haben sich Zustände, die an alteuropäische bzw. mittelalterliche osteuropäische Kulturformen erinnern, in den Grenzgebirgen gegen China



Buschan, Illustrierte Volkerkunde II

Verlag von Strecker und Schroder in Stuttgart

hin erhalten (Provinz Kham, Kintschuan, oberster Salween-Yangtse und Provinz Kansu). Hier, im Gebiet alter unabhängiger Bergstämme, die reich an Goldschätzen sind und ihre Herrschaft in zähen Kämpfen gegen die Chinesen und andere Nachbarn behaupten („Rardan-Reich“, seit dem sechsten Jahrhundert bekannt), findet man meist burgenartige Häuser. So hat man in Kintschuan und Kham vier- bis achteckige schornsteinartige hohe Wehrtürme zur Verteidigung, ähnlich wie in Afghanistan und im Kaukasus (Abb. 295). Die zugehörigen Häuser zeigen ein meist roh gemauertes Erdgeschoß als Stall; darüber liegen ein bis zwei Wohngeschosse aus Blockwerk mit holzvertäfelten Räumen, manche mit Jagdszenen und Blumen in feurigen Farben (nach persischer Art?) ausgemalt. Zu oberst findet man Zinnenkrönungen, auch werden den flachgedeckten Häusern „südostasiatische“ Satteldächer mit Legschindeln und Steinbeschwerung gegen Schnee vorübergehend aufgesetzt. Zum Trocknen des Heues hat man harfenartige Gestelle wie in Nordeuropa. Eine ähnliche Bauart findet man auch noch in der südlichen Mongolei. Das Getreide wird mit Stöcken (Flegeln) ausgedroschen.

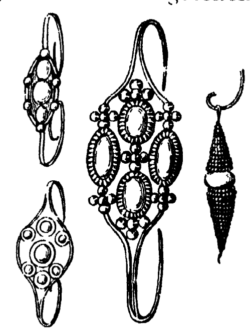


Abb. 298. Ohrringe der Tangutenfrauen im Ku-ku-nor (Nach Futterer)

Das Überwurfkleid in diesen Gebieten, eine „Toga“, besteht oft nur aus einem langen, rechteckig gewebten Tuch, ähnlich gewissen europäischen Formen („Plaid“); man trägt Schenkelbinden wie in Südasien, die Frauen als Fest- und Feiertracht neben Hosen auch einen bald schürzenartig verkümmerten, bald reich entwickelten Faltenrock, manche (Kintschuan) auch noch eine viereckige Schürze darüber, wie die Man, Miaotse usw. Über Zentralasien nach Osteuropa weisen hörnerartige Hauben mit Rückenbehängen, große Hauben mit Flügelansätzen in Kintschuan, Amdo, ebenso der reiche Zopfbehang mit Perlen, Muscheln, Korallen, Bernstein usw. (Abb. 296—298). Verblüffend sind die Übereinstimmungen in der streifigen Musterung der Schärpen und Handtücher, die man als Geschenk und Glückstücher wie als Gürtelschmuck usw. verwendet, mit der osteuropäischen Überlieferung. Die Weiber haben alljährlich ihr „Spinnstubenfest“ in unterirdischen Webekellern (Kansu), das neue Jahr wird mit hasenförmigen Gebildbroten usw. gefeiert, auf Bergen finden im Früh-

jahr Hagelbeschwörung und Felderweihe statt, ebenso eine Sonnwendfeier mit Reiterfest, Wettlaufen usw.

Als Festtrank saugt man mit Bambusrohr den Aufguß von gegorener Gerste aus Steinkrügen.

Die Mosso, ein kleiner Volksstamm im Gebiet des obersten Mekong und Yangtsekiang, leiten aus dem geschilderten Völker- und Kulturkreis bereits zum südchinesischen über. Nach ihrer eigenen Überlieferung würde ihr kleines Königtum bis ins siebente Jahrhundert zurückreichen. Heute leben sie teils zurückgezogen auf einem Hauptort (Likiang), eine andere Gruppe ist nach Indochina ausgewandert.

Nach Wohnweise und Bodenbebauung ebenso wie nach der Tracht sind sie bereits überwiegend dem südchinesischen Kulturgebiet zuzurechnen; bemerkenswert ist im Schmuck mancherlei Filigrannachahmung, die nach Westen weist. Ihre Toten verbrennen sie, und in ihrer Religion haben sie uralten vorbuddhistischen Zauberglauben („Pönbö“glaube), wie schon geschildert, erhalten. Ihr bemerkenswertester geistiger Besitz ist eine „illustrative“ Hieroglyphenschrift zur Veranschaulichung mythischer Überlieferungen mit teils naturgegebenen, teils der altorientalischen Symbolik entsprechenden Bildzeichen, sowie eine (manchmal auch phonetisch verwendete) Silbenschrift, die größere Durchbildung aufweist.



Abb 299. Haus in Mikila, Kumaon, Himalaya: davor stehen getreideworfelnde Mädchen
(Nach K. Boeck, Indische Gletscherfahrten)

3. Die Himalayaländer

In den Himalayaländern gehen Acker-, Garten- und Weinbau in ihrer Technik auf indische Einflüsse zurück. terrassierte und berieselte Felder reichen bis Cham (s. o.). Buchweizenfelder trifft man selbst bei den höchsten Siedlungen, doch müssen kartoffelartige Wurzelknollen, das Mark großer Disteln, Sauerampfer, Rhabarber außer Butter, Milch und Honig ihren Ertrag ergänzen. In Kumaon und wohl auch anderwärts gewinnen die Hirten den Honig der wilden Bienen, indem sie an einem Bastseil pendelnd sich an den Felsen herunterlassen und ihn in Fellbeutel einheimsen wie in Hinter- oder Südindien. Aus der Morwahirse (Eleusine coracana) wird durch Kauen, Einmaischen in Körben, die man dem Hüttenrauch aussetzt, und Aufgießen ein Bier hergestellt, das man aus Bambuszylindern mit einem Rohrhalm aufsaugt, wie dies im Altertum Xenophon aus Armenien berichtet hat. Nachtschattenwurzeln werden als Pfeilgift nach Indien verhandelt. Das Getreide wird wie dort von Tieren ausgetreten; Wachthäuser und Klapperhäuser und Klappergeräte auf den Feldern gibt es bei den Lepcha wie in den Niederungen von Indien. Der aus Körnern gewonnene Teig wird wie im Hindukusch an Zweige gelehnt und am Feuer zu Fladenbrot gebacken (Ladakh).

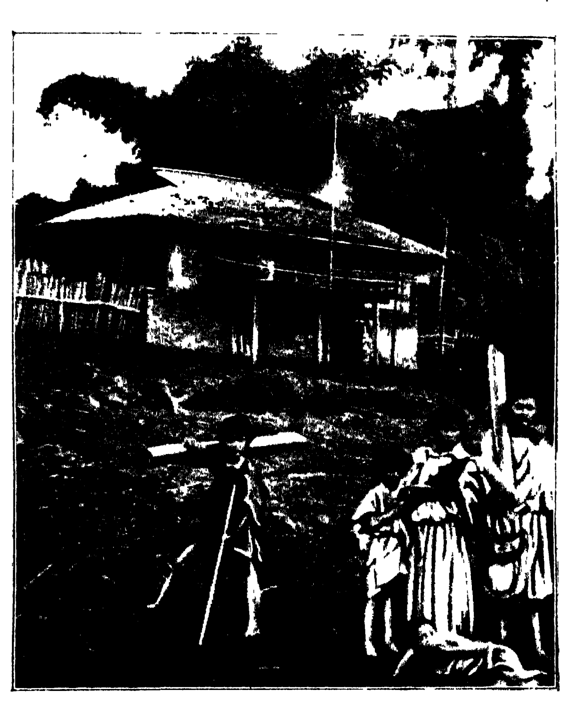


Abb. 300. Haus in Yak-Sun, Sikkim, Himalaya; vorn eine Gruppe Lepchas in weißen, blaugestreiften Tüchern mit Bambusgefäßen
(Nach K. Boeck, Indische Gletscherfahrten)

Dem Tschampa und anderen gestattet die rauhe Hochgebirgsnatur nur die Errichtung ärmlichster Almhütten aus zusammengetragenen Steinen oder Erde und Lehm. Die Pult- oder Satteldächer besitzen Stroh- oder Schieferplattenbelag. Meist findet sich hier ein offener Vor- bzw. Mittelraum mit kleinen Seitengelassen (Abb. 299). Mit einer Umzäunung aus rohem Trockenmauerwerk und Zweigen wird vor dem Hause ein Raum für die Schafe und Ziegen abgefriedet. Kerbpfosten dienen als Überstieg wie bei unseren Almen.



Abb. 301. Bhutiya aus dem nördl. Vorderindien (Nach Crooke)

Kaum erkennbare Hirtenpfade führen durch die unwegsamen Gebirgsschluchten; an steilen Abhängen werden in eingemeißelte Löcher wagrechte Balkensprossen eingepflockt, auf denen man sich mühsam vorwärts balancieren muß. Brücken worden aus Bambusrohren hergestellt, oft wird auch nur ein aus Yakhaaren oder Schlingpflanzen zusammengedrehtes Tau von einem Baumwipfel zum anderen über einen Fluß gespannt; daran hängt an Stricken oder einer Schlinge ein Bambusstock oder Sitzkorb u. dgl., an dem man sich hinüberziehen läßt. Zum Tragen von Lasten werden meist trichterförmige Körbe aus Hexagonalgeflecht verwendet, die man an einem Stirnband auf dem Rücken trägt. Bis in die höchsten Täler bewahren die Siedlungen in der Regel, von Rastplätzen abgesehen, geschlossenen Charakter, besitzen auch offene Beratungsschuppen, Menstruationshäuser u. dgl. In größeren Siedlungen findet man einstockige Häuser mit offenem Untergeschoß, das als Webraum

dient, die Turbinenmühle aufnimmt usw. In Nepal und Sikkim sind Tür- und Fensterrahmen in Anlehnung an indische Kunstfertigkeit reich mit Schnitzereien verziert. Sommerdörfer und Sommerplätze mit einfachsten Unterkünften dienen auch hier dem Almbetrieb. Die ganze Einrichtung besteht aus ein paar Stein- und Holzgefäßen. Die Balti bauen bloß ebenerdige Häuser aus Rollsteinen und Strohlehm; dagegen findet man in den Städten von Kaschmir bis gegen Ssetschuan zwei-, drei-, oft viergeschossige Häuser nach Art unserer alpenländischen Bauten, zum Teil aus Blockwerk (Kaschmir), zumeist aber aus Ständerwerk mit Lehm- und Steinfüllung (Nepal, Sikkim, Bhutan) oder aus Flechtwerk aufgebaut. Geschützte Veranden schmücken das Obergeschoß. In Kulu haben diese Bauten wehrburgartigen Charakter (Abb. 308 und 309).



Abb. 302. Bhutiya-Prinzessin mit Muschelarmband und Kopfkranz (Nach K. Boeck, Indische Gletscherfahrten)

Die Dächer dieser Bauten sind im Westen flach, in Kaschmir und östlich gesattelt, oft mit steinbeschwerten Legschindeln aus Föhrenholz eingedeckt. Im Hausrate treten hier Bambusgeräte auf, doch bleibt die Einrichtung auch in den kultivierten Gebieten stets einfach. Das Erdgeschoß ist für das Vieh bestimmt. In Sikkim treten bereits Bambuspfahlbauten nach hinterindischer Art auf, ebenso schildkrötenförmige Dächer mit Giebelluken (Abb. 300), auch gibt es hier bereits gemeinsame Schlafhäuser für die jungen Leute (Bhutiyas).

Männer und Weiber tragen außer weiten Schafwollröcken häufig auch Schenkelhosen oder Gamaschen aus Schaffellen (auch im Pamir verbreitet), die Männer nehmen um die Schultern einen „Plaid“ bzw. Schal (Spiti, Bhutan), ähnlich wie in Westchina und bei den Assamesen (Abb. 301). Im Osten trägt man runde geflochtene Bambushüte und als Regendächer Bambusmatten über den Kopf gestülpt. Eine Leder-



Abb. 303. Webende Hirtenfrau in Milam, Kumāon, Himalaya; rechts ihr Sohn, eine Wasserpfeife rauchend, dahinter trommelnder Knabe und singendes Mädchen (Nach K. Boeck, Indische Gletscherfahrten)

tasche nimmt auf Reisen die Habseligkeiten auf. Baumwollstoffe (Ladakh), Wickeltracht der Weiber (Kulu), Turbantücher beweisen indischen Einfluß, der sich besonders im Schmuckwesen äußert; bemerkenswert darunter sind die mit Türkisen und Korallen besetzten Scheitelgehänge der Weiber in Sikkim (Abb. 302). Haarknoten und Haarbeutel gehören ebenfalls hierher.

Vielfach spinnen hier die Männer. Fäden werden gedreht, indem man den Knäuel im Kreis um den Kopf wirbelt; dickere Schnüre werden erzeugt, indem man vier Fäden durch ein Stäbchenkreuz auseinanderspreizt, wonach ein Gehilfe die Enden wie ein Seiler zusammendreht. Allgemein findet man hier wie bei den Zelttibetern den wagrechten Webstuhl in Verwendung, wogegen in Westchina wie in Kaschmir usw. zur Herstellung der berühmten Schaltücher und Musterwebereien Trittwebstühle gleich unseren europäischen gebraucht werden (Abb. 303). Polyandrie ist, wie erwähnt, allgemein verbreitet. Bei den Bhutiyas findet man vielfach schon Frühlingsfeste der jungen Burschen und Mädchen, die an hinterindische Verhältnisse erinnern.

Die ursprüngliche Organisation in Stämme ist besonders im Osten deutlich erhalten (Limbu), sehr verbreitet ist Milch- bzw. Adoptivbrüderschaft. Die Toten werden verbrannt oder begraben; in Sikkim wird der Tote in feierlicher Prozession zur Begräbnisstätte gebracht und in einer mit Steinen ausgelegten Grube bestattet. Der Geist des Toten wird dann am nächsten Kreuzweg

bei der Heimkehr unter Entzündung eines Opferfeuers in einen von einem Stein beschwerten Laubzweig gebannt. Auch wird ein als „Seelenweg“ beim Hause des Toten eigens gespannter Faden unter lärmenden Festlichkeiten symbolisch zerrissen.

Das Aufhäufen von Steinen mit einem eingesteckten Flaggenpfahl auf dem Grab (bei den Lepchas und anderen) entspricht tibetischer Sitte; eigenartig sind die Bräuche bei der Totenverbrennung, die in höheren Kreisen bei den Lepchas üblich ist. Nachdem die Knochenasche wie in Nordindien in den Fluß gestreut wurde, findet die Speisung einer Lehmfigur statt, von der alle Bekannten nochmals rührenden Abschied nehmen; der Geist des Toten wird dann unter sehr großem Gelärm hinausgeleitet.



Abb. 304 Messingner Lampen- oder Schalenträger mit Figur eines vorderindischen Garuda. Schon vermenschlichter Typus, doch mit deutlicher Vogelschnabelbildung der Nase beiderseits stilisierte Pfauen oder Phönixe mit je einer Schlange im Schnabel, Nepal (Museum für Völkerkunde, Berlin)



Abb. 305 Durga, auf dem Löwen reitend, Messingfigur aus Nepal. (Höhe 11 cm) (Museum für Völkerkunde, Berlin)

(Vgl. ähnliche Bräuche bei den Mundagruppen S. 488.) Ferner errichtet man Verstorbenen zu Ehren an den Wegen Steinhaufen oder Raststellen; Tempel fehlen vielerorts; Stammespriester und bettelnde Zauberpriester bilden die einzigen geistlichen Würdenträger der in stolzer Unabhängigkeit in ihren Bergen wohnenden Völkchen.

In religiöser Hinsicht bekennen sie sich meistens zum Buddhismus, doch finden in Nachbarschaft von Hindus sich auch andere, meist çivaitische Vorstellungen verbreitet (Abb. 304—306). Tibetische Lamas leiten die offiziellen Zeremonien, doch wird Verehrung in der Regel ohnehin nur den erwähnten Steinmalen und der einen oder anderen Berggottheit gezollt.

Abgesehen davon hat der Glaube der Inder wie der Tibeter die weithinschimmernden Schneeberge stets als höchsten Sitz der Götter aufgefaßt; so begegnen wir hier in weltfernen Hochtälern am Fuße der Gletscher weitberühmten Wallfahrtsorten hinduischen Glaubens, wie auch buddhistisch-lamaistischen Bergklöstern, die von Gläubigen aus den fernsten Ländern in Scharen heimgesucht werden. So gibt es Büßer, die den Weg von Südindien mit ihres Leibes Länge messen, indem sie sich auf den Boden werfen, zwei Längen vorwärts und eine zurück, andere, die auf dem Wege sich niemals niedersetzen; manche bringen ihr Leben auf einem Lager von Eisenstacheln zu, bleiben auf einem Fuße stehen oder strecken ständig ihre Hände empor; hin und wieder taucht ein Agori auf, der einen Menschenschädel benagt oder das gereinigte Schädeldach als Trinkschale benützt.



Abb. 306. Tibeter, die mit Goldsand, Edelsteinen, Gebirgskräutern und Harz zu Rauchopfern handeln, vor dem Kolossalbilde der Cholera-Göttin Kala Bhairab, d. i. der „Kali". Die Göttin hält Schwert und Schild, Dreizack, sowie eine Schädel-(?)schale. Sie steht auf einer liegenden Menschengestalt, um den Hals trägt sie, wie viele tibetische Gottheiten, einen Kranz von Menschenschädeln. Katmandu, Nepal (Nach K. Boeck, Durch Indien)

Altehrwürdiger indischer Lebensregel entspricht das Einsiedlerwesen; in weltferner Bergeinsamkeit, umgeben von zutraulich sich nähernden Tieren, Hirschen, Affen usw., und genährt von den Gaben der gläubigen Dorfbewohner, findet mancher Inder hier seine Zuflucht.

4. Die Bevölkerung des Pamir und Hindukusch[1]

Ethnographische Besonderheiten in Übereinstimmung mit der sprachlichen Klassifizierung nötigen uns, auch den Bewohnern des Hindukusch, des Pamirhochlandes und der angrenzenden Gebirgsländer eine gesonderte Besprechung zuteil werden zu lassen. Die hierher gehörigen Gruppen sind zum Teil den Ariern zuzurechnen, zum Teil gehören sie der ältesten indoarischen Einwandererschicht an.

Iranischen Ursprungs sind die Galchasprachen in Serafschan, Pamir, Wakhan und Sarikol, das in Afghanistan und bis an das rechte Indusufer gesprochene Pashto und das Baloch in Belutschistan. Indoarischen Ursprungs, jedoch nicht aus dem Sanskrit abgeleitet, sind die Sprachen der Shin und Brokhpa (Hochgebirgsbewohner), sowie der Khowar in Gilgit, Astor, Chitral und Yasin, früher fälschlich unter dem Namen der Darden zusammengefaßt, ferner die Sprachen der Kafir (mohammedanische Bezeichnung für Heiden, vgl. Kaffer) oder Siah-posh d. h. der Schwarzgekleideten im Hindukusch, darunter die der Bashgul Kafir, die der Wai, Presun Kalash und Ashkun oder Safid-posh, d. h. Weißgekleidete, die in ihrer materiellen Kultur, sozialer und religiösen Organisation vielfach von den übrigen Stämmen abweichen.

Andere Sprachen, wie das Jaghnobi, stehen dem Sakischen (Skythischen) nahe oder nehmen eine vorläufig ungeklärte („isolierte") Stellung ein, so das „Kadschuna" usw.

Als Durchzugsgebiet für Völkerschübe aus Hochasien haben die Pamirländer vielfach Anteil an den geschichtlichen Bewegungen in Nordindien und sind auch Rückzugsgebiete alten Kulturlebens geworden (Buddhismus in Kaschmir usw.).

Auch anthropologisch ist diese vermittelnde Stellung erkennbar.

Vielfach findet man unter den Galchas und anderen „vorderasiatische" Rassenmerkmale: Kurzköpfigkeit bei stark fliehender Stirn, mäßig dunkles Haar, hochrückige geschwungene Nase, hohen Wuchs. Daneben gibt es langschädelige Gruppen mit feinerem Gliederbau wie in Nordindien, in denen viele Beobachter den alten „arischen" Typus der Bevölkerung erkennen wollten. Die hellhäutigen Brahmanen Kaschmirs gelten sogar als die reinsten arischen Typen Indiens überhaupt. Östlich bei den Ladakhi treten schon die mongolischen Rassenmerkmale in den Vordergrund: breite, stumpfe Nase, vorspringende Jochbogen, gelbe Hautfarbe usw. Bemerkenswert erscheint im Hinblick auf die uralte chinesische

[1] In der Schreibung der Sprach- und Volkernamen wurde grundsätzlich die englische Schreibweise der Quellen beibehalten (ç lies wie sch); Sanskritwörter sind deutsch gegeben.

Überlieferung von den blonden „Usun“ und auf Grund der neueren Auffindung westindogermanischer Sprachreste (des „Tocharischen“) in Hochasien das Vorkommen blonder, helläugiger Elemente (2—12 v. H. bei den Darden, bis zu 8,67 v. H. bei den Galchas) in diesen Bergländern.

Die Unwegsamkeit des Gebirges, die Zerfurchung in zahlreiche, durch hohe Gebirge voneinander geschiedene Täler haben zu einer weitgehenden Zersplitterung der Bevölkerung in politischer und kultureller Hinsicht geführt, haben sie aber auch alte Lebensgewohnheiten treu bewahren lassen, welche sie einerseits mit den iranischen Gruppen aus Vorderasien aufs engste verknüpft erscheinen lassen, andererseits sie vielfach als die Erben des Besitzes der arischen Einwanderer kennzeichnen, den diese vor alters nach Vorderindien mitbrachten.

In den höchsten Lagen wird der Anbau von Gerste, Bohnen, Erbsen usw. nur sehr kärglich betrieben. Der Notdurft des Lebens dient hier vor allem die Viehzucht, die im Hindukusch vielfach in Form unserer Almwirtschaft geübt wird. Menschen und Tiere (hauptsächlich Buckelrinder und Schafe) wohnen hier vereint jahraus jahrein oft nur unter Zweigdächern, die man an Höhlen anlehnt, manchmal auch in wahrhaftigen Blockhütten oder Bauten aus Trockenmauerwerk mit Pultdächern usw. Auch die Viehzüchter Belutschistans wohnen halbnomadisch in flüchtig zusammengebauten Stein- und Lehmhäusern, von denen nur die Dächer auf ihren Wanderungen mitgenommen werden. In Astor, Wakhan usw. werden hauptsächlich Pferde gezüchtet. In den tiefer gelegenen Tälern macht die rauhe Hochgebirgslandschaft üppigerem Pflanzenwuchs Platz. An den sanfter geneigten Hängen liegen terrassierte und nach iranischem Muster reichlich bewässerte Felder und Gärten, in denen Baumwolle, Weizen, Wein, Granatäpfel, Nuß- und Maulbeerbäume vielfältig Frucht tragen. Die landwirtschaftlichen Geräte sind einfachster Art, zumeist indischer Konstruktion, die Pflüge, oft nur aus Holz gefertigt, werden von Weibern geführt (Kafiristan, Abb. 307). Die Schollen zerklopft man mit krummen Stöcken oder Eisenhämmern (Kafiristan), in Kaschmir hat man dafur auch brettförmige Ackerschleifen und rechenartige Eggen. Der Schnitt erfolgt mit Sicheln, ausgedroschen wird das Getreide bei den Kafirs mit krummgriffigen Stöcken, sonst läßt man es meist von Ochsen auf lehmbeschlagenen Tennen austreten. Der Wein wird in großen gemauerten Behältern unter einem als einarmiger Hebel auf die Preßklötze wirkenden

Hebebaum mit Handkraft gekeltert und in Schläuchen oder großen urnenförmigen Vorratsgefäßen aus Ton aufbewahrt, ganz wie im vorderen Orient.

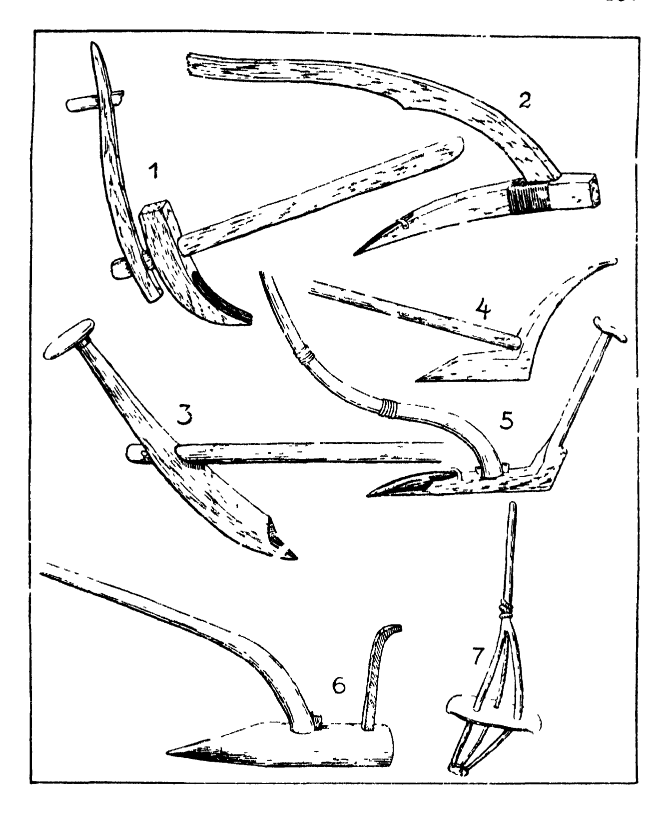


Abb. 307. 1 Pflug, Conava, Gangesländer; 2 Pflug der Sikh, Punjab; 3 und 4 Pflüge, Ceylon; 5 Leichter Pflug, Tibet; 6 Sohlenpflug, Allabain, Kaschmir; 7 Ackerschleife, Ceylon
(Nach R. Braungart)

Die Siedlungen liegen in den Hochtälern oft in weiter Entfernung voneinander an geeigneten Punkten hoch oben am Bergeshang, dorfweise ängstlich zusammengehalten, im Schutze hoher Felsabstürze und auch dann noch durch Palisaden, Steinmauern, Wachtürme gegen feindliche Überfälle gesichert. Vielfach baut man die Häuser terrassenförmig übereinander wie etwa im Kaukasus; meist stehen sie dabei eng um einen Hof oder Dorfplatz gruppiert beisammen. In Wakhan schließen Wohngebäude, Stall und Scheuer, alles Lehmbauten, einen kleinen Hof ein (Abb. 308); anderwärts liegen diese Räume übereinander in einem Hause (Kafiristan); die Ställe befinden sich in dem kellerartig vertieften Erdgeschoß. Als Baumaterial dienen Holz, Steine, Lehm usw., technisch am vollendetsten in den oft mehrstöckigen Häusern Kafiristans usw. miteinander in Verbindung gebracht. Veranden, Galerien schmücken oft die

oberen Geschosse, die hier wie in allen Berggegenden bis Nepal aus Blockwerk hergestellt werden.

Im holzreichen Kafiristan kommen auch ganz aus Holz gebaute Blockhäuser vor (Abb. 310). Das durchgängig flache Dach ruht hier wie in Badakschan auf zwei durchlaufenden Balken, die von vier Holzsäulen um die Herdstelle gestützt werden, eine Bauart, die in ähnlicher Form schon den alten Indern bekannt gewesen sein muß. Bemerkenswert sind auch die aus Holz gezimmerten

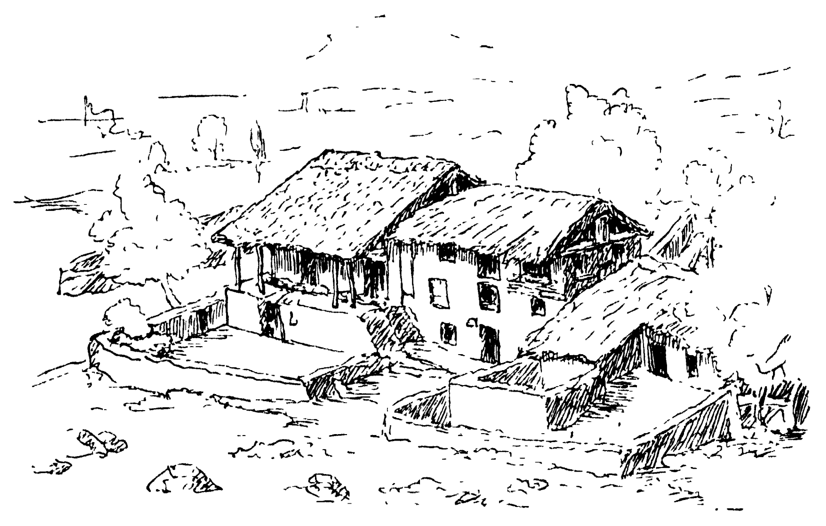


Abb. 308. Haus eines wohlhabenden Landmannes in Kaschmir (Nach F. Jagor)

Tanzhäuser der Kafirs, vor denen der Boden des öffentlichen Versammlungsplatzes oft erst durch Abgraben ausgeebnet werden muß, ebenso ihre an griechische Vorbilder gemahnenden Tempelbauten. Außerdem hat man außerhalb des Dorfes Rasthäuser für Fremde und eigene Hütten für menstruierende Frauen. Im obersten Indusgebiet kommen auch wie in Afghanistan Wehrtürme als ein durch Blutrache und kriegerische Bedrohung erhaltener Wohntypus vor.

Am besten sind wir durch die Forschungen Robertsons über das Wohnwesen der Kafir im Hindukusch unterrichtet (Abb. 310).

Bei den Wehrdörfern stehen eine Reihe von Blockhäusern in malerischem Durcheinander der Stockwerke in geschlossener Masse rings um einen mehr oder minder viereckigen Platz, der teilweise von Tanzhaus und Tanzboden eingenommen wird; die

Ecken sind durch drei bis vier Stock hohe Wehrtürme geschützt. Das Balkenwerk dieser Häuser ist roh mit der Axt behauen; die Pfosten im Inneren, namentlich die Herdsäulen, auch die Trägersäulen der Verlauben sind reich mit Geflechtmustern beschnitzt, manchmal auch zu plumpen Trägerfiguren mit fratzenhaften riesigen Gesichtern und kurzen Beinen, Reiterfiguren wie an indischen Tempeln usw., umgeformt (Abb. 311).

Die flachen Dächer dienen als Dreschtenne, zum Trocknen von Früchten, Maulbeeren, im Sommer auch zum Schlafen.



Abb. 309. Haus eines einfachen Landmannes in Kaschmir (Nach F. Jagor)

In den höheren Gebirgslagen sind die ganzen Bauten bis über das Obergeschoß vertieft in den Hang eingegraben; zum Blockwerk verwendet man nur unbehauene Rundbalken. Während sonst über dem Feuer ein einfaches viereckiges Rauchloch mit einer an langer Hebelstange beweglichen Rauchklappe, ähnlich wie früher auch in Norddeutschland, sich findet, besitzt man hier hölzerne viereckige Feuerhüte, die durch das Dach als Schornsteine durchragen und in der Regel ein seitliches Loch zum Rauchabzug aufweisen.

Die mehrstockigen Wehrtürme ragen im Obergeschoß in der Regel über den Unterbau vor; die Tür befindet sich in Stockhöhe und ist nur durch einen Steigbaum erreichbar; die nächsten Geschosse sind immer nur durch eine viereckige Öffnung in der Mitte des Fußbodens mit solchen Steigleitern — ganz wie in den ältesten europäischen Bergfrieden — zu erreichen.



Abb. 310. Kafirdorf, Hindukusch; im Vordergrund einige Wehrturme, im Oberstock aus Holzblockwerk erbaut (Nach Robertson)

Die Tanzhäuser sind als *Riegel- und* Ständerbauten mit unverschalten Wänden ausgeführt; die Pfeiler sind auch hier meist beschnitzt. Entlang den Wänden sind Bretterbänke in mehreren Reihen hintereinander angebracht. Auf dem davor befindlichen Tanzplatz ist in der Regel aus drei Steinen ein einfacher Altartisch errichtet.

Die ständig benutzten Almhütten, die man auch als Winterställe beim Dorf baut, entsprechen etwa unseren einfachsten alpenländischen Bauten; sie enthalten hauptsächlich einige erhöhte große Schlafbühnen für die Hirten und Sennerinnen, ein paar gleichfalls erhöhte Hürden für die Lämmer und Zicklein. Das Feuer wird auf dem Boden in einer Ecke unterhalten; im übrigen Raum drängen sich Schafe und Ziegen eng zusammen.

An Hausrat finden wir zum Schlafen und Sitzen einfache Holzbänke (Wakhan), aber auch mit Riemen bespannte Bettgestelle und Schemel; als Ehrensitz für Vornehme dienen in Kaschmir Lehnstühle, ganz wie im Kaukasus und in Osteuropa. Hölzerne Blocktruhen dienen zur Aufbewahrung von Vorräten und zuletzt als Sarg (Kafiristan). Auf Stellbrettern liegen und stehen hier noch Fellsäcke, Schläuche, Tröge, Mulden, Becher und altertümlich aus dem vollen geschnitzte, mit Öl geglättete Gefäße aus Nußholz mit symmetrischen Widderköpfen, ähnlich den russischen „Kwaß“behältern, sowie rohe Tongefäße und selbst steinerne Schüsseln, die der Stadtbewohner längst durch Metallgeschirr ersetzt hat. Gebuttert wird in Schläuchen.

Zwischen den primitiven Gebirgsstämmen des Hindukusch und der städtischen Bevölkerung in Kaschmir herrscht im Wohnwesen naturgemäß derselbe Abstand

wie etwa zwischen den primitiven Almhütten und einem bürgerlichen Wohnhaus in den Alpenländern.

Bei den Kafirs finden wir eine Rauchküche, in der am offenen Herdfeuer gekocht wird, das Licht und Wärme zugleich spendet. Eiserne Dreifüße oder drei in Hundeform geschnittene Steinuntersätze dienen den Töpfen als Unterlage. Gegessen wird auf niedrigen Tischchen, die man sanduhrförmig aus schief gebundenen Rohrstäben herstellt, ähnlich wie im Himalaya. Eiserne Dreifüße von klassisch-griechischer Form, die Schalen aus Nußholz tragen, und die noch altertümlicheren, mehr oder minder zylindrischen Gefäße mit Doppelhenkeln, die in Widderkopfform ausgeschnitzt sind, bilden vereinzelte Zeugen alten Kulturverkehrs mit dem Westen, der auch diese weltabgeschiedenen Gebirgstäler umbrandet hat.

In den städtischen Häusern Kaschmirs usw., wie sie Hügel schildert, befindet sich demgegenüber im ersten Stock ein Saal, dessen Fußboden mit dicken Wollzeugen bedeckt ist; darüber wird weißer Musselin ausgespannt.

In der Mitte des Zimmers stehen im Kreise Lehnsessel für die Hauptpersonen, wogegen alle anderen, Freunde, Verwandte usw., sich auf dem Boden niederlassen. In der Mitte der Gesellschaft steht in kalter Jahreszeit eine große eiserne Schüssel mit Kohlen, manchmal brennt auch in einem Kamin ein Feuer. Man findet solche Kamine (nach persischem Vorbild) in ganz Kaschmir. Leuchter mit Talgkerzen oder Öllampen auf Ständern dienen der Erhellung des Raumes, wogegen große Präsentierteller mit einer endlosen Anzahl von größeren und kleineren Schüsseln zum Auftragen der Speisen verwendet werden.



Abb. 311. Inneres eines Kafirdorfes. Hindukusch, Blockhäuser mit flachen Dächern, terrassenförmig durcheinander gebaut; vornen links Plattform für Versammlungen und Tänze

(Nach Robertson)

Bei den Ärmeren verwendet man anstatt einer anderen Beheizung Glühtöpfe, die demjenigen, der sich wärmen will, unter das Hemd auf den Boden gesetzt werden. In der Nacht legen sich alle, Männer, Frauen und Kinder, mit der Brust über solche Glühtöpfe zur Warmhaltung. Ganz ähnliche Wohnbräuche herrschen westlich bis Armenien wie andererseits im Norden Indiens.

Die Bereitungsmethoden für die tägliche Nahrung unterscheiden sich nicht von denen der persischen oder indischen Bauern; die Brotbereitung ist

nicht über das Backen niedriger Fladen auf eisernen Platten hinausgediehen.

Die ursprüngliche Tracht der Gebirgsstämme, aus Fellen, Filz und Schafwolle hergestellt, hat durch iranischen, bzw. zentralasiatischen Einfluß heute schon manche Veränderung erfahren. Die Kleidung der primitivsten Kafirstämme besteht nur aus einem ärmellosen, durch einen Lederriemen um die Lenden festgehaltenen schwarzen Ziegenfell; nur bei besonderer Kälte treten hiezu flüchtig eingenähte Ärmel, eine Kapuze, außerdem Gamaschen und Schuhe aus Ziegenhaar, ähnlich wie in den ländlichen Trachten der antiken Welt im Mittelmeergebiet.

Bei den meisten Kafirs tragen beide Geschlechter einen schwarzen, dicken wollenen Überrock mit Achselklappen, bisweilen auch mit Ärmeln, von den Frauen mit einer Holz- oder Zinnadel und einem Fransengürtel zusammengehalten, auch tragen letztere Wollgamaschen und rote weiche Lederschuhe.

Der Name des meist ärmellosen Rockes „budzun“ erweist ihn deutlich als einen Verwandten des osteuropäischen „Žubun“, wie diese Bezeichnungen sich ja auch bei den Ortsnamen (dschubá, S. 387) und in Tibet tschu-ba verfolgen lassen.

Aus Wakhan, Chitral, Kaschmir und Kulu wird uns von einem dicken, mit Ärmeln versehenen Schafwollrocke der Männer, aber auch von Hemden, kurzen Beinkleidern, Gamaschen und einer Art Schurzrock (kilt) berichtet; das gebräuchlichste Trachtstück der Frauen ist ein langer Hemdrock, vielfach an Brust, Ärmeln und Saum mit farbiger Stickerei verziert und am Halse mit einer scheibenförmigen oder dreieckigen Schnalle zusammengehalten. Mehr noch als bei den Kafirs befindet sich hier die alte Gebirgstracht im Rückgang gegenüber baumwollenen weiten Kleidungsstücken, weiten zentralasiatischen Mänteln, Hemden, Pluderhosen mohammedanischer Mode, die auch wohl den Turban, Lederschuhe usw. gebracht hat. Dicke, oft am Rande eingerollte Wollkappen, einfache Strohsandalen sind alteinheimisch; die Kafirfrauen tragen bei festlichen Gelegenheiten auch Kappen mit schwarzen Stoffhörnern, gewonnen aus den aufgerollten Seitenteilen des Stoffes, wie sie chinesische Schriftsteller in Kundus, Chitral, Hunsa schon im sechsten und siebenten Jahrhundert beobachteten. Kaurimuscheln dienen als Verzierung an den Kappen der Kalashfrauen und als Schärpenbesatz bei den Kafirs.

Die erwähnte Haube wird von den Kafirweibern erst im Alter der Reife angelegt, dient also denselben geisterabwehrenden Zwecken wie die Haar-

verhüllung bzw. „Haubung“ der Frauen in Europa. Allerhand eiserner Klapperschmuck, Kauribesatz u. dgl. erinnert an zentralasiatische Schmucktracht.

Die Grundlage der Haube bildet ein netzartiger, geflochtener Stoff, der die Augen auch gegen Schneeblindheit zu schützen vermag; er wird von den weiblichen Sklaven auf einem Flechtrahmen hergestellt, den man auf die Knie stützt; die mit den Fingern aufgenommenen Maschen werden mit Rohrstäben festgehalten. All das entspricht durchaus alteuropäischer Flechttechnik, die — schon an den Trachten der Eisenzeit belegbar — bis heute in abgelegenen Gebirgswinkeln fortlebt.

Der Schmuck ist, abgesehen von Hals- und Armbändern aus Muscheln und Korallen, größtenteils aus Metall hergestellt und zum überwiegenden Teil in den Städten zu finden, wo auch Stirn- und Schläfengehänge, Ohrringe und Schmuckplatten für Kappen und Kleider, Armreife und breite Spangen in reicher Fülle vorkommen. Soweit hierbei Filigrantechnik angewandt wird, geht ihre Herstellung auf „türkische“ Silberschmiede Turkestans zurück. Das Haar tragen die Frauen überall lang, die älteren Männer scheren es, soweit mohammedanisch beeinflußt, kurz; die jüngeren lassen seitlich je einen Streif stehen; die Kafirs beobachten keine derartigen Rücksichten. Schmuck tragen die Männer nur bei festlichen Gelegenheiten, so die Dorfhäuptlinge der Kafirs bei ihrer feierlichen Einsetzung einen Kopfring mit Zweigschmuck, Ohrringe, ein Silbergehänge auf der Brust usw.

An Waffen finden wir Pfeil und Bogen, im Hindukusch und in Kaschmir aus zusammengeschnürten Streifen von Ibexhorn hergestellt, ferner ganz allgemein Streitäxte (Abb. 312), Dolche, Musketen, bei den Kafirs auch noch Speere; der Verteidigung dienen runde Lederschilde

Von Hausgewerben seien namentlich Holzschnitzerei, Textilkünste, Weben, Wirken, Flechten genannt. Schnitzerei wird auch im großen für Architekturteile verwendet (Kafiristan, Kaschmir) und verleugnet hiebei nirgends ihre Abhängigkeit von persischen und überhaupt islamischen Kunstformen. Die Weberei erzeugt Schaltücher und Schärpen hier wie im ganzen Gebiet von Ostrußland bis Hinterindien. Sie hat ihre höchste Ausbildung in Kaschmir erfahren in der Herstellung der weltberühmten Kaschmirschale aus den Haaren der Kaschmirziege. Gesponnen wird zu Hause. Die stäbchenförmigen Spindeln zum Drehen gröberer Schnüre tragen ein Holzkreuz als Wirtel, ganz wie in Südosteuropa. Auch Teppicherzeugung blüht hier. Ebenso hat sich die Metallindustrie Kaschmirs,

die *getriebene, ziselierte, mit Metalleinlagen und Schmelz verzierte Messing- und Kupfergefäße, Kannen, Becher und Schalen erzeugt,* einen vorzüglichen Ruf verschafft.

Dem Karawanenverkehr nach Zentralasien und Indien dienen mühsam in den Fels gehauene Stege und in schwindelnder Höhe Hängebrücken aus Pflanzenseilen; große Teile des Gebietes bleiben von jedem Verkehr unberührt.

Die Grundlage der sozialen Organisation bildete bei den Gebirgsstämmen ursprünglich überall das Sippenwesen; jede Sippe war eine exogame Gruppe, zugleich ein Blutracheverband, bei den Kafirstämmen wie bei den Afghanen, Baloch usw. vaterrechtlich organisiert. Die Sippen bilden bei den iranischen Gruppen die Grundlage für den endogamen, national aber oft durchaus nicht einheitlichen Stamm; im oberen Industal tritt das Prinzip der Kaste immer deutlicher an die Stelle des Stammes unter Übernahme der alten Heiratsgebote. Blutrache wird dabei vielfach zu einer rein persönlichen Angelegenheit und kann vom Häuptling zum Stillstand gebracht werden. Die politische Führung haben überall die gewählten Dorf- oder Sippenhäuptlinge, von einem Rat der Ältesten unterstützt; dasselbe Prinzip gilt bei der Stammesorganisation. Reste einer Altersklasseneinteilung findet man in den Verwandtschaftsbezeichnungen der Stämme des Hindukusch, vielleicht auch in den Jünglingsweihen und Einsetzungszeremonien der Dorfhäuptlinge („Jast") und Ältesten im Stammesrat bei den Kafirs. Jast zu werden ist meist ein recht kostspieliges Vergnügen: er muß nicht bloß ein anerkannt guter Sprecher sein, sondern ist zugleich auch der Vortänzer und Leiter aller Festlichkeiten, für die er während seiner ganzen Amtszeit die Kosten zu tragen hat. Ihm liegt auch die Bewirtung durchreisender Gäste ob. Dafür kann er sich als Wein- und Flurhüter schadlos halten, weil er darüber zu wachen hat, daß niemand vor der Reife Walnüsse und Trauben stiehlt, wogegen er selbst über beliebige Zubußen verfügt. Auch regelt er die Wasserverteilung bei der Berieselung der Felder.

Polygamie ist weit verbreitet; ein Rest von Polyandrie ist es, wenn im Hindukusch die Frau nach dem Tode ihres Gatten Eigentum des jeweils ältesten Bruders wird, ebenso in Kulu (auch Kaschmir); bei vielen Stämmen steht sie heute noch in voller Blüte wie zu Marco Polos Zeiten. Die Ehegebräuche fallen allgemein in

den Kreis der hierher gehörigen indogermanischen Riten; interessant sind alte Züge wie die Verkleidung der Begleiter des Bräutigams als Weiber, Bewerfen des Bräutigams mit Kot (Gilgit) und rituelle Schimpfreden (Kaschmir). Großer Wert wird wie im Kaukasus auf Milchbrüderschaft gelegt, die auch von Erwachsenen erworben werden kann, was jede Blutrache aufhebt.

Die Toten wurden im Indusgebiet früher verbrannt, die Gebeine in Aschenkrügen oder Schreinen gesammelt; in Kaschmir werden die Toten ausgesetzt wie in Tibet und ihre Gebeine dann

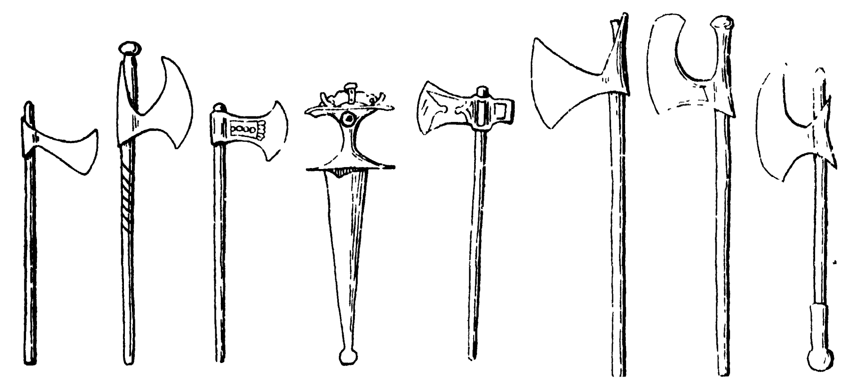


Abb. 312. Verschiedene Streitaxte und zweischneidiger Dolch, Hindukusch (Nach Biddulph)

in ein Grab gelegt; im Indusgebiet herrscht heute Erdbestattung; die Kafirs begraben ihre Toten in offenen Särgen; ein Jahr nach der Bestattung stellt man in den Häusern Totenfiguren aus Holz auf. Gekerbte Pfähle auf einem Holzblockunterbau, Steinsäulen wie die europäischen Menhirs oder Torbauten mit hohen Holzaufsätzen zu beiden Seiten dienen als Erinnerungsmonumente. Die mohammedanische Bevölkerung behandelt ihre Toten nach den Vorschriften ihrer Religion. Beim Tode eines Kafirs wird der Leichnam reich gekleidet in der Sargtruhe (s. o.) ausgestellt, manchmal schmückt sie auch eine Krone aus Zedernzweigen und federartig gebundenen Lappenbüscheln. Auf dem Tanzplatz wird dann die Bahre mit Lobpreisungen und Wehklagen, Grüßen und Abschiednehmen umtanzt und der Sarg hierauf auf einem eigenen Begräbnisplatz beigesetzt. Ein Sarg dient in der Regel für mehrere Bestattungen. Der Tanz wird später noch mit einer Strohfigur wiederholt, die auf den Friedhof getragen und verbrannt wird.

Auch bei der Errichtung der erwähnten **hölzernen Standbilder** finden wieder tagelang verschiedene Tänze und Feierlichkeiten statt, sowohl beim Tod von Männern wie von angesehenen Frauen.

Die je nach dem Ansehen des Verstorbenen überlebensgroßen Figuren werden festlich angezogen, von Sklaven gestützt und vollführen zum Takt der Musik tanzende Bewegungen. Um die Figur bilden die Frauen und Mädchen der Familie, in abgerissenen Kleidern, ungekämmt und schmutzig, einen Kreis, wobei sie sich vor der Figur verbeugen usw. Außen tanzen die männlichen Angehörigen in voller Festtracht mit Tanzäxten in der Hand, bald vollführen sie Kniebeugen, bald ausfallartige Bewegungen gegen die Mitte zu, stampfen mit den Füßen auf usw., wobei sich je ein Paar um Hüften und Schulter hält.

Die viereckigen Steinwürfel mit einem in der Mitte eingesteckten Pfeiler, auf dem zuoberst eine Holzfigur angebracht ist, die man hervorragenden Kriegern errichtet, bilden eine deutliche Entsprechung zu den griechischen Hermen, ursprünglich Denksäulen ähnlicher Art, wogegen die Ehrenpforten eher an die chinesischen Ehrenpforten gemahnen (Abb. 313).

Zahlreiche Inschriften und Felsskulpturen im oberen Industal sind stumme Zeugen des einst hier verbreiteten **Buddhismus**. Vom dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert wurde er vom **Islam** verdrängt, der zum größten Teil bis heute herrschend geblieben ist; nur die Kafirs besitzen, soviel wir wissen, ein viel älteres **religiöses System**, das an griechische Vorstellungen erinnert. Neben dem Haupthimmelsgott (Imra) ragen vor allem ein Gott des Krieges und der Herden (Gish) und eine Fruchtbarkeitsgöttin (Dizane), aus der Brust des Himmelsgottes entsprossen, hervor, während andere Gestalten mehr den Charakter von Wald- und Flurgöttern besitzen. **Imra** wird als Schöpfer des Himmels und der Erde verehrt. Aus seinem Atem entsprangen alle Götter und Lebewesen, ebenso die Waldgeister und Dämonen, darunter eine in der Siebenzahl gedachte Gruppe böser Geister, sowie sieben Töchter, die Hüterinnen des Feldbaus. Vornehmlich werden ihm Kühe geopfert.

Gish, der Gott der Herden, ist verschiedenenorts noch volkstümlicher. Allgemein verehrt ist auch Dizane, die Fruchtbarkeitsgöttin, die in einem Baume wohnend gedacht wird. Von einem Dämon überrascht und später von ihm in menschlicher Gestalt überwältigt, schenkte sie dem Gott Bagisht das Leben. Dem

Himmelsgotte ist ein gewaltiger, mit Säulen und fratzenhaften Holzskulpturen geschnitzter Tempel geweiht, die anderen werden in kleinen Heiligtümern mit ihren Holzbildnissen, auch bei Steinhaufen oder großen Steinen in der Nähe des Dorfes durch Ziegeropfer, Verbrennung von Zederzweigen oft gemeinsam verehrt. Zederzweige dienen gottesdienstlicher Verwendung übrigens auch bei den Völkern Dardistans. Jedes Dorf besitzt seinen Priester zur Vollziehung der Opfer, Anrufungen usw.; daneben finden wir bei allen primitiven Stämmen Zauberpriester mit schamanistischen Künsten.

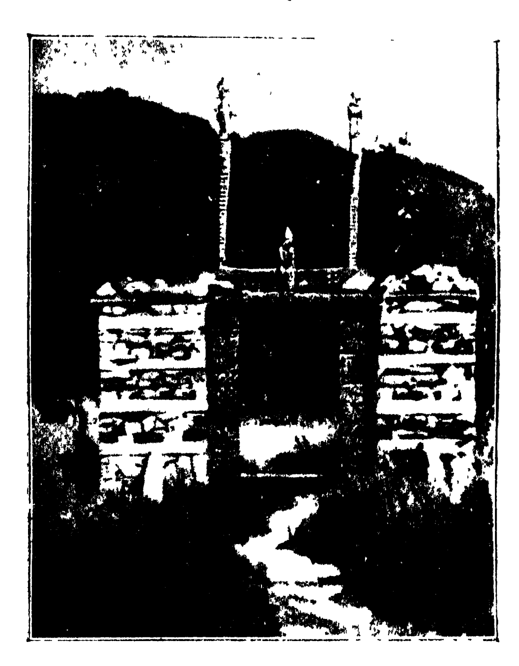


Abb. 313. Ehrenpforte fur gefallene Krieger, Hindukusch
(Nach Robertson)

Der eben erwähnte große Imratempel der Kafirs in Presungul ist architektonisch das weitaus bedeutendste und eigenartigste Bauwerk in diesen Gebirgsländern. Er mißt etwa 20 m im Geviert bei einer Höhe von etwa 7 m.

An seiner Ostseite ist ihm eine viereckige Säulenhalle vom Umfang des Tempels selbst vorgelagert; an der Nordseite ist er verschalt. Die tragenden Säulen der Halle sind aus Holz wie der ganze Bau und mit verschiedenen Darstellungen beschnitzt.

Die eine Gruppe zeigt vorne und hinten von unten bis oben je eine Reihe von übereinandergestellten Widderköpfen. Eine andere Gruppe zeigt nur an der Basis einen solchen Kopf; die Hörner sind ineinandergeschlungen und überziehen nach Art eines Geflechtbandes den ganzen Körper der Säule; die Hörnerspitzen werden von einem Fratzengesicht mit kurzen Armstummeln festgehalten. Auf einer dritten Gruppe erscheint nur ein einfaches Geflechtmuster, so daß Architektur und Ziermuster ein merkwürdiges Gemisch antiker

und islamisch-persischer Elemente zeigen. In der Säulenhalle steht ein steinerner Opferaltar; die Tempelwand dahinter zeigt sieben Tornischen, davon zwei wirkliche Eingänge. Vor ihnen und in einer Zwischenfüllung stehen acht Hochreliefs von Imra, über 2 m hoch, die den Gott in hockender Stellung mit einem Butterschlauch zeigen; die Zwischenfüllungen sind mit Reihen von Widderköpfen geschmückt. An der Nordseite wird das Dach von fünf kolossalen Trägerfiguren gestützt. Auch an der Südseite sind Schnitzereien angebracht. Im Inneren befindet sich in der Mitte ein Feuerplatz, mit vier fratzengeschmückten Holzpfeilern in den Ecken, die das Dach stützen. Gegenüber dem Eingang ist der Altar errichtet, eine Lehmbank mit einem Stellbrett aus Holz. Die Wände sind mit Tierfiguren usw. bemalt, ein Holzbildnis Imras steht in einer Ecke des Tempels. An der Südwand des Tempels ist ein viereckiger Untersatz aus Balken und Steinblöcken erbaut, von dem an den Ecken Holzstangen mit aufgesteckten Widderschädeln aufragen; darauf liegen Konglomeratstücke, deren Oberflächenzeichnung als heilige Schriftzüge von Imras Hand gedeutet wird; in der Nähe wird auch ein wundertätiger Eisenblock gezeigt (vgl. auch unten das Werfen eiserner Kugeln) usw. Auch ein Höhlenschlund befindet sich in der Nähe, bei dem alle Jahre einmal ein Pferdeopfer dargebracht wird. Es scheinen hier die verschiedensten Züge an einem Platz vereinigt, die im Kult der Iranier und Inder sowie im volkstümlichen Glauben Hochasiens ihren Platz haben.

Auch der Gott der Herden, Gish, hat meist einen Schrein, wogegen sonst drei oder mehr zugleich in einem Tempelchen Verehrung finden, wobei die Idole in Nischen an der Vorderwand aufgestellt werden.

Tänze und Lustbarkeiten, zu deren Begleitung bei den Kafirs nur Flöten und sanduhrförmige Holztrommeln, sonst auch Pauken, Klarinetten aus Birnholz u. dgl. verwendet werden, gehen vielfach mit religiösen Festen einher. Die Tänze sind zumeist Gruppentänze, wobei jeder radial gerichtete Schritte oder halbkreisförmige Drehungen bei langsamer Fortbewegung im Kreise ausführt. Die Feste finden zur Zeit der Wintersonnenwende, des Frühlings, der Aussaat und Ernte statt. Bei den Kafirs wird das Neujahrsfest (im Januar) der Göttin Dizane zu Ehren gefeiert. Es findet ein Fackelzug zu ihrem Tempel statt, wo alle Dorfbewohner ihre lodernden Brände auf einen Haufen zusammenwerfen. Wem im

Vorjahr ein Sohn geboren wurde, der opfert ihr eine Ziege. Sie schützt außerdem die Weizensaaten

Im Festkalender der Kafirs folgen dann eine ganze Reihe von Gebräuchen ähnlichen Inhalts wie in Europa. Im Februar etwa treten die Knaben den Erwachsenen gegenüber mit Schimpfreden auf; man wirft Schneeballen und übt zu Ehren Imras den Wurf eiserner Kugeln. Im März findet eine feierliche Speisung der Ahnenbilder mit Butter und Wein statt. Die Frauen feiern unter sich mit Lärmen und Gelächter ein Fest im Menstruationshause; auf dem Heimweg werden Schimpfreden mit den Männern getauscht, und das Ahnenopfer wird vor jedem Hause wiederholt.

Ende März findet die Wahl des Dorfschulzen statt und wird mit einem großen Fest zu Ehren aller Götter gefeiert. Er muß dann in seinem Hause ein kleines Weizenfeld pflegen, um unter Anrufung aller Götter und mit Brandopfern den Feldern die Fruchtbarkeit zu erhalten

Später veranstalten die Burschen dann auch einen Wettlauf durch ein Weizenfeld. Bei Maibeginn wird zu Ehren des Herdengottes Gish nächtelang getrommelt, der Zauberpriester läßt die dem Gott geweihte Eisenklapper (aus Platten, die an einem Ring befestigt sind) von Haus zu Haus umgehen, dann wieder schellt er damit durch die Gassen, begleitet von Knaben, die er mit Wallnüssen beschenkt und dann vor sich her jagt, wobei sie das Meckern der Ziegen nachahmen.

Später folgen Opfertage für Imra, dem man rosettenförmige Brote darbringt; dazu wird mit Bogen um die Wette geschossen usw. Im Juli findet die Darbringung der ausgereiften Käse vor dem Tempel des Gish statt; die Rassel wird feierlich wieder am Tempeltor angebracht.

Im Anschluß daran wird ein großes Tanzfest, ferner ein Scheinkampf mit grünen Zweigen abgehalten; die Weiber haben das Recht, die Männer ins Wasser zu tauchen.

Im Herbst wird dann noch von der unerwachsenen Jugend ein Fest gefeiert.

Das Jahr teilen die Kafirs nach urindogermanischer Art nur in drei Jahreszeiten: Sommer, Herbst und Winter.

Die feierliche Aussaatzeremonie der Fürsten im Industal entspricht ganz den gleichartigen Festen Vorder- und Hinterindiens. wogegen die Pferderennen zwischen Jünglingen und Mädchen in Dardistan sich an zentralasiatische Bräuche anschließen.

B. Vorderindien

1. Naturausstattung — Kulturpflanzen und Haustiere

Vorderindien gehört seiner Naturausstattung nach zu den meistbegünstigten Gebieten der Erde, ein Vorzug, den es in erster Linie seinem morphologischen Aufbau verdankt (vgl. Einleitung). Wie eine schützende Mauer dehnt sich der ungeheure Gebirgswall des Pamir und Himalaya zwischen den kalten, unwirtlichen Steppen Hochasiens und den fruchtbaren, gegen Süden offenen Flußebenen Nordindiens, alle bedrohenden Einflüsse des Nordens abwehrend und selbst in seiner südlichen Abdachung der Wohltaten subtropischer Lage an Klima und üppigem Pflanzenwuchs in Höhen teilhaftig, die in unseren Gebirgen dem Menschen jede Siedlungsmöglichkeit verwehren. Nie versiegende Ströme und jahreszeitlich wiederkehrende Regengüsse sichern den vorgelagerten Niederungen reichliche Fruchtbarkeit, allerdings nicht überall in gleichem Maße. Ist das Mündungsgebiet des Ganges, überflutet von himmlischen und irdischen Wassern, geradezu eine Sumpflandschaft zu nennen, so nehmen die Regenmengen nach Osten hin gegen Delhi rasch ab; schon bei Agra lastet vom Frühling an monatelang staubige Dürre über der vertrockneten Landschaft, die an der Wasserscheide gegen den Sutledj den Charakter einer Sand- und Felswüste annimmt. Furchtbare Hungersnöte bedrohen hier oft weite Landstriche, wenn, wie dies ab und zu der Fall ist, die Regengüsse des Sommers (Juli bis September) später einsetzen, als es die Aussaat verträgt. Nördlich der Wüste Tharr spenden die Ströme des Punjab (Fünfstromland) dem Boden wieder reichliche Fruchtbarkeit.

Diese breiten und weiten Ackerebenen sind das Ziel und gleichsam das Staubecken der gewaltigen Wanderungen und Heereszüge gewesen, welche sich vom Pamir herab in unwiderstehlicher Flut über Indien ergossen.

Keineswegs so günstig von der Natur bedacht ist das gewaltige Hochplateau des Dekkan, das eigentliche Halbinselgebiet. Im Norden von den waldigen Höhen des Vindhyagebirges begrenzt, weist es meist steinigen Charakter auf; hügeliges Gelände mit zahlreichen eingestreuten Tümpeln und wenig Baumwuchs stellt den

Typus der Landschaft über weite Strecken hin dar (Parklandschaft); für den Nordosten ist Dschungelreichtum, Gestrüpp und Röhricht charakteristisch. Die höheren Aufragungen des Südens, die Ost- und namentlich die Westghats, die, von der Küste gesehen, in imponierender Masse zum Tafellande des Inneren ansteigen, zeigen infolge der regenbringenden Meereswinde (Monsune) reichliche und selbst üppige Bewaldung. Gegen das Meer zu sind dem Hochlande nur verhältnismäßig schmale lehmige oder sandige, meist aber fruchtbare Küstenstreifen vorgelagert, die sich stellenweise in Laguren und Schwemmland auflösen. Handel und Verkehr hat die Küste frühzeitig mit dem Norden in Beziehung gebracht, das Hochland des Inneren dagegen ist seiner Natur nach ganz von selbst das Rückzugsgebiet der primitiveren dunkelhäutigen Bevölkerungsgruppen geworden, die sich einst wohl auch weit über die Flußebenen des Nordens verbreitet hatten.

Zu den schönsten Naturgebieten der Tropen gehört die Insel Ceylon, zum großen Teil Parklandschaft, in den Bergen des Inneren auch dichtere Waldbestände mit Resten uralter Menschheitsgruppen aufweisend.

Große Schätze an edlen Metallen, Gold, Silber, an Eisen und Kupfer, Edelsteinen, Perlen usw. haben im Verein mit der an fremdartigen Gestalten reichen Pflanzen- und Tierwelt schon im Altertume Indien den Ruhm eines Wunderlandes eingetragen und ihm bis heute eine erste Rolle auf dem Weltmarkte gesichert. Verwertung im Lande selbst finden von den Kulturpflanzen vor allem außer den Getreidearten das Zuckerrohr, die Baumwollstaude, Sesam, Indigo, von Bäumen der Zimtbaum, im Süden Kokos-, Areca- und Borassuspalme, Bananen, der Brotfruchtbaum, Mango, Salbaum (Bassia latifolia), in Bluten, Früchten und Holzteilen nützlich, Ebenholz und Sandelholz, der Teakbaum. Feigenbäume (Ficus indica, F. religiosa), in einzelnen Exemplaren zu den ältesten Baumindividuen der Welt zählend. Von Haustieren wurde das Pferd von den Ariern aus Zentralasien mitgebracht, nach Süden (Madras) ist es erst in später Zeit gedrungen. Auf die nordwestlichen Landstriche des Nordens beschränkt sind Esel und Dromedare, letztere als geschätzte Karawanentiere für Zentralasien. In Indien heimisch ist das Zeburind, außerdem leben hier auch noch Wildrinder, der Gayal im Nordosten Bengalens und der in Waldungen weit verbreitete Gaur. Vom Wildbüffel („Arni“ oder „Bain“), der nächst dem Tiger zu den gefährlichsten Gegnern auf der Jagd gehören soll, stammt der weit verbreitete zahme Büffel ab. Der indische Elefant ist bekanntlich in gezähmtem Zustande eines der nützlichsten und gelehrigsten Haustiere. Das Schwein wird zumeist nur von Drawidastämmen gezüchtet, allgemein verbreitet sind Ziegen und Schafe, von denen das Merinoschaf, die Schraubenziege (Capra Falconeri) der Himalayaländer, die bis nach Bengalen verbreitete Kaschmir-

ziege besonders bekannt geworden sind. Allgemein verbreitet ist die Hühnerzucht. Hunde sind hier ebensowenig wie anderswo im Orient reinrassig gezüchtet worden.

Die Ziffer von etwa 12000 Todesfällen im Jahr infolge Schlangenbisses zeigt, wie wenig gebändigt in mancher Hinsicht die Natur Indiens den Kulturwerken seiner Bewohner noch immer gegenübersteht.

2. Vorgeschichte und Geschichte

Wie in den meisten Erdgebieten ist auch in Vorderindien die Anwesenheit des Menschen schon für die paläolithische Periode sichergestellt. Wir finden auf der ganzen Halbinsel jene roh zubehauenen, bald runden, bald lanzenspitzförmigen oder breitschneidigen Faustkeiltypen vor, die hier wie überall als erste Werkzeugbildungen des Menschen angesprochen werden können. Für ihr hohes Alter sprechen die Fundumstände, so ihre Einbettung tief im Laterit, der etwa unseren quartären Bildungen entspricht, in den Ostghats (Prov. Madras) oder in den Flußterrassen am Sabarmati-River in Gujarat, wo man sie 200 Fuß tief unter den oberflächlich liegenden neolithischen Werkzeugen gefunden hat. Typen dieser Art sind bisher in Flußschottern und an den Talwänden am unteren Indus, in Gujarat, im Singrauli-Becken bei Mirzapur, an der Jamna (Raipur), im Süden von Cuddopah am Pennarfluß, Tripaty und anderen Punkten der Präsidentschaft Madras bekannt geworden (Abb. 314).

Vorderhand ohne jede erkennbare Überleitung folgt auf der ganzen Halbinsel auf die paläolithische Besiedlung, von deren Trägern wir wegen des Fehlens aller Skelettreste leider gar nichts Näheres wissen, eine neolithische Stufe. Unter den teils behauenen, teils geschliffenen Steinwerkzeugen finden wir Klingen und Schaber (namentlich im Nordwesten), Stößel, Steinäxte und Steinhämmer, zum Teil mit Stielloch, zum Teil mit quer überlaufender Rille zum Aufbinden auf einen Stiel versehen, dann schwere Steinringe, ähnlich den Beschwersteinen der Buschmänner, im Vindhyagebirge ganz kleine splitterförmige Geräte (pygmy implements) u. dgl. m. Dazu kommen Tongefäßscherben und Reste befestigter Ansiedlungen, die in der Regel auf Anhöhen (Granithügel des Dekkan) angetroffen werden, wie dies auch für die prähistorischen Ansiedlungen Europas charakteristisch ist. Auch die in Indien eingewanderten Arier haben zum Schutze ihrer Ackerdörfer auf Höhen „Burgwälle“ errichtet, wie der altindische Name für Stadt beweist. Abfälle, Kernstücke

zum Abschlagen von Klingen bezeugen, daß sich vielerorts lokale Industrien zur Herstellung von Steingeräten gebildet hatten (Jaspisklingen von Jabalpur usw.). Unter den Funden fehlen Pfeil und Lanzenspitzen aus Stein, doch ist die Verwendung solcher durch Malereien in den Höhlen und Zufluchtsorten des Vindhyagebirges wahrscheinlich gemacht, die, in Hämatit ausgeführt, die Erlegung des Bos primigenius und Sambharhirsches durch Dschungelstämme ganz deutlich darstellen. Für das Alter der Malereien bestehen leider keine weiteren Anhaltspunkte; sicher liegt der Gebrauch von Steingeräten in Indien schon sehr weit zurück; das indische Landvolk von heute bewahrt die Reste jener Vergangenheit ganz verständnislos als Donnersteine mit abergläubischer Scheu in den Wurzeln des heiligen Dorfbaumes auf. An größeren Fundstellen haben bisher die Nordwest-Provinzen, die Gegend von Allahabad, das Kaimurgebiet in Zentralindien, die Vindhyaberge bei Jabalpur, endlich wieder Südindien (Madras) die meisten Aufschlüsse geboten.



Abb 314. Steingeräte (mandelförmige Faustkeile) aus braunem Quarzit am Atrampakkam Nullah (Nach E. Schmidt)

Sehr altertümlichen Charakter besitzen die von den Vettern Sarasin in Höhlen des Nilgalagebietes ausgegrabenen und auch auf grasigen Höhenkuppen aufgelesenen Steinwerkzeuge der Insel Ceylon. Sämtliche Stücke sind lediglich durch Behauung roh geformt und stehen am ehesten den in Europa am Ausgange der älteren Steinzeit (Magdalénien) gebräuchlichen Typen, Klingen, Messerchen, Schabern, Spitzen (für Pfeile?), gekrümmten Bohrern usw. nahe. Zu ihnen gehören bearbeitete Muscheln und Knochen, die, rezenten Tiergattungen angehörig, keine allzuhohe Altersbegrenzung der Funde zulassen. Als Träger dieser hochaltertümlichen Werkzeugtechnik hätten nach den Vettern Sarasin die Wedda zu gelten, und in der Tat stimmt die Bewahrung solchen urzeitlichen Besitzes bis in späte Zeit am besten zu den übrigen Lebensgewohnheiten dieses primitiven Völkchens.

Auf die neolithische Zeit folgt auf dem Festland eine ausgesprochene Metallzeit, und zwar scheint in Indien zunächst das Kupfer bekannt geworden zu sein. Aus den Nordwestprovinzen

und Mainpur sind hauptsächlich breite Lanzenspitzen mit Widerhaken und Armbänder aus Kupfer bekannt geworden, die Zentralprovinzen lieferten einen Depotfund von 424 Kupfermeißeln und Flachäxten und 102 Silberstücken für Schmuckzwecke, das Gebiet des Sindhflusses Flachäxte und Kupferkelte. Auch Schwerter sind bekannt geworden. Die weitere Entwicklung der Metalltechnik läßt sich an den Bodenfunden leider nicht verfolgen; wir wissen nur aus den ältesten Überlieferungen der Arier (Rigveda), daß bei diesen schon Panzer, Helme und Schwerter, wahrscheinlich aus Erz (Bronze), etwa um 1000 v. Chr. bekannt waren.

Die nachsteinzeitlichen prähistorischen Denkmäler sind meist Begräbnisstätten u. dgl. Im oberen Indusgebiet (Dardistan) hat man dieserart Steinkreise ganz wie auf dem Halbinselgebiet entdeckt; auf dem Plateau des Dekkan sind zahlreiche Tumulusgräber mit und ohne Steinkistenausstattung (namentlich in Chota Nagpur), Menhirs, Dolmen und die sogenannten Steinkreise (rund mit Steinen umlegte Gräber) im Süden (Mysore, Madras) in dem Sinne als „prähistorisch" anzusprechen, daß eine Beziehung zu historisch bekannten Völkern und Zuständen in diesem Gebiete nicht hergestellt werden kann. Die Bestattungsform, die uns durch sie überliefert ist, war im Norden Skelettbestattung, im Süden Leichenbrand, dessen Reste man in schön geglätteten Urnen aufbewahrte. Altertümlichen Charakter zeigt im Norden nur die Keramik (Drehscheibengefäße, von den heutigen Formen durchaus abweichend), dagegen stimmen die in den Hügeln gefundenen Eisengeräte (eine Pflugschar, eiserne Spatel, Messer, Löffel, eine Bratpfanne u. dgl.) durchaus mit den heute gebräuchlichen Geräten überein. Kupfer ist durch Schalen vertreten, die mit Tierreliefs, Vögeln u. dgl. geschmückt sind. Bronze ist nicht vorhanden; es stimmt dies zu den Berichten des Nearchos und Kleistarchos aus früher historischer Zeit, daß die Inder Gefäße aus Kupfer (nicht Bronze) verfertigten und dieses Metall auch für Tische, Sessel, Becher ausschließlich in Verwendung hätten. Eine gut erhaltene Kokosnußschale deutet auf Handelsverkehr mit den südlichen Gebieten hin. Im Süden tritt Bronze unter den Funden hauptsächlich in Form von Luxusgeräten, z. B. gerippten Armbändern, Schalen usw., auf, die sich nach Form und Ausschmückung — ein Schalendeckel ist mit einer plastischen Tierfigur verziert — etwa ins dreizehnte bis siebzehnte Jahrhundert datieren lassen. Auch Kuhschellen kommen vor, wie sie die Toda noch heute benutzen.

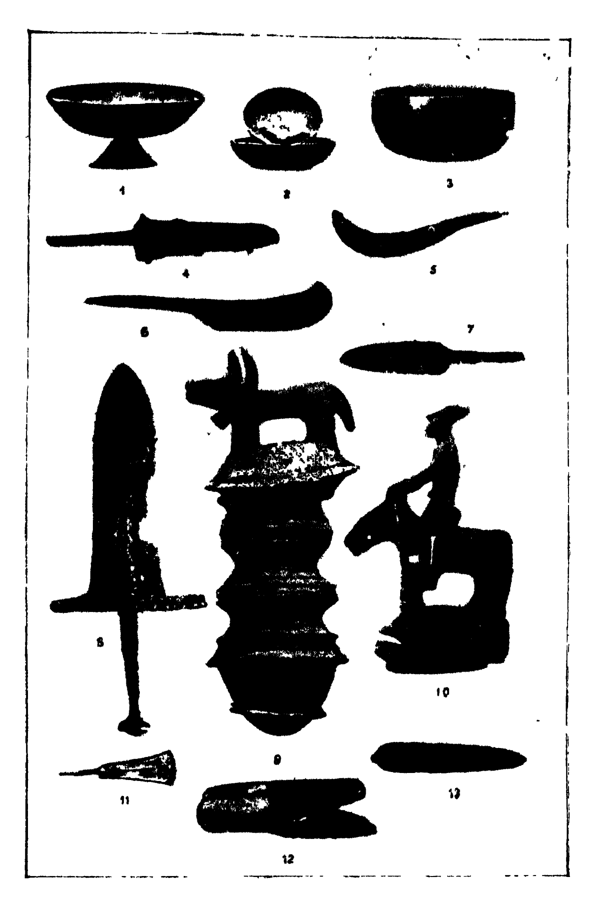


Abb. 315. „Prähistorische“ Funde aus Steingräbern in den Nilgiribergen. 1 - 3 Verschiedene Schalen aus Bronze; 4 Lanzenspitze; 5 Sichel; 6 Gartenmesser; 7 und 13 Speerblätter aus Eisen; 8 Eisendolch; 9 Drehscheibengefäß mit Deckel, auf diesem ein Büffel mit Halsschelle; 10 Reiterfigur (Deckelverzierung?) aus Ton; 11 Bronzene Schelle; 12 Schafschere aus Eisen (Nach Rivers)

An Eisenfunden sind ihnen vereint Schwertteile, Lanzen und Speerspitzen, Dreifüße, Lampen usw., rasiermesserartige Klingen, auch eine Schafschere ist dabei. Sehr vielgestaltig sind die keramischen Funde, reich profilierte und gekehlte Gefäße, schwarz und rot gefärbte polierte Urnen mit angesetzten Füßen, Flaschen, Gefäße, auf deren Deckel Tierfiguren aufgesetzt sind, darunter der Sambharhirsch, Leopard, Elefant, das Pferd, das Schaf, Büffel mit verzierten Hörnern, wie letztere noch heute von den Tamil zum Neujahrsfest geschmückt werden (Abb. 315). Daneben kommen auch freiplastische Darstellungen vor, Reiter, Frauen usw., die stark an die heute dem Ayenar geopferten Tonvotive erinnern. Damit rücken diese runden Steingräber (cairns), bei oder in denen die Funde gemacht wurden, in eine Linie mit den im Nilgirigebiet und den Anaimallaibergen verbreiteten Dolmengräbern, von denen manche gewiß sehr alten Ursprungs sind, während andere die Reliefverzierung der

Wände (Abbildungen von Çivas Stier, Witwenverbrennungen usw.) als späteren Datums kennzeichnet; in ihrem gesamten Aufbau als einfache oder unterteilte und mit Zugängen versehene Kammeranlagen aus großen monolithischen Platten erinnern auch sie durchaus an die prähistorischen Denkmäler Europas. Abweichend von hier bekannten Erscheinungen sind pilzförmige Steintische mit Mittelpfeiler in Malabar usw., ebenso die Steinkreise und Menhirs. Die Steinkreise entsprechen sowohl den Viehpferchen als auch den Verbrennungsstätten der heutigen Toda, so daß ihre Zeitstellung wohl immer unsicher bleiben wird, die Menhirs sind an gegenwärtige Vorkommnisse anzugliedern. Im Gebiete der primitiven Ho, Munda und anderen Gruppen des Nordens errichtet man noch heute Menhirs zum Gedächtnis Verstorbener und setzt die Aschenurne wie in prähistorischen Zeiten unter niedrigen Steindolmen bei. Reichen solchermaßen typisch prähistorische Kulturdenkmäler in Südindien in späte Zeiten, ja bis in die Gegenwart herein, ohne daß wir für dieselben einen sicheren Anschluß an die geschichtlichen Daten zu finden vermögen, so geben uns diese andererseits schon seit sehr früher Zeit Aufschluß über die Entwicklung des Völkerbildes der Halbinsel.

Das bedeutendste historische Ereignis aller Zeiten stellt die Einwanderung der Arier etwa um 1000 v. Chr. dar, die über die Pässe des Westens ihren Weg nahm und zunächst das Fünfstromland (Punjab), dann auch die Gebiete am Oberlaufe des Ganges und der Jamna zum Ziele hatte. Im Süden bildete die Wüste, im Norden der Himalaya zunächst eine natürliche Schranke; Kaschmir ist vielleicht gleichfalls schon seit ältester Zeit Sitz der einwandernden Arier gewesen.

Burgwallartige Verteidigungsanlagen auf Höhen mit anschließenden Ackersiedlungen bildeten die ersten Wohnstätten der neben der Viehzucht (Rinder, Schafe, Ziegen, Pferde) auch schon Anbau treibenden Stämme, die mit Bewässerung und Düngung der Felder wohlvertraut waren. Die Kleider wurden wie heute noch bei den Bergstämmen aus gesponnener Schafwolle erzeugt. Die Häuser waren aus einem Holzgerippe mit Rohrbelag hergestellt; die Tiere wurden in umzäunten Höfen zusammengetrieben; zweirädrige Wagen dienten Handel und Wandel. Aber nicht friedliche Künste, sondern Krieg bildete noch immer die hauptsächlichste Beschäftigung der Männer und Fürsten, die auf Streitwagen mit blinkender Rüstung, Lanzen und Bogen, aber auch Keulen, Äxten, Schwertern, wie die homerischen Helden gegen die schwarzhäutigen Ureinwohner und gar oft auch gegeneinander zu Felde zogen. Eine Kastenordnung erscheint noch kaum angedeutet, doch bilden die damaligen Lebensgewohnheiten auch auf diesem Gebiete und dem der religiösen Erscheinungen die Grundlagen für die heutige kulturelle Beschaffenheit der Bevölkerung.

Die weitere Ausbreitung der Arier über den ganzen Norden der Halbinsel vollzog sich unter mannigfachen Kämpfen mit den Drawida und Munda, die nach dem Zeugnisse der großen Epen des Mahabharata und Ramayana im letzten Jahrtausend v. Chr. gleichfalls schon zu staatlicher Organisation fortgeschritten waren.

Auch ganz im Süden bestanden nach dem Zeugnisse des Megasthenes etwa 300 v. Chr. schon mächtige Reiche, die einen regen Handelsverkehr mit Vorderasien unterhielten. Missionierende Tätigkeit brahmanischer Einsiedler scheint das Vordringen der Arier hieher und nach Osten vielfach erleichtert und gefördert zu haben, zu welthistorischer Bedeutung ist aber nur der Norden gelangt, dessen westliche Länderteile (Indusgebiet) zunächst allerdings dem Achamenidenreiche unter Dareios und Artaxerxes tributpflichtig waren und Truppen stellten, während Magadha und andere Staaten der Gangesebene, damals und auch zur Zeit der Eroberung des Punjab durch Alexander den Großen unabhängig blieben. Einem Emporkömmling in Magadha, Chandragupta, gelang es, auch die Indusprovinzen dem syrischen Reiche unter Seleukos wieder abzujagen. Im dritten Jahrhundert machte sich auch der Osten Persiens als griechisch-baktrisches Reich von diesem selbständig, dehnte nun aber seine Herrschaft bis Gujarat aus. Bald machen auch diesem Reiche zentralasiatische Völker, die Skythen („Saken"), ursprünglich im Oxusgebiet ansässig und von hier durch ihre Verwandten, die „Yuetschi" (Tocharer?) und die Hunnen in ihrem Rücken verdrängt, ein Ende (etwa 140 v. Chr.). Ein Menschenalter vor Christi Geburt setzen sich ihre Horden auch im Nordwesten Indiens fest. Hatte sich der persische und vorderasiatisch-griechische Einfluß in erster Linie in Bildhauerei und Architektur der Induslander geltend gemacht, so bedeutet die Festsetzung der Indoskythen auch eine historisch-politische Umbildung der bestehenden Zustände. Die gewaltige Ausdehnung ihrer Herrschaft wirkte mächtig anregend auf die Entwicklung des von ihnen geförderten Buddhismus, der mit ihrer Verdrängung vom dritten bis sechsten Jahrhundert freilich wieder viel an Boden einbüßt. Nach 435 setzt der Einsturm mongolischer Völker ein, der dann durch Jahrhunderte alle beglaubigte Geschichte schweigen heißt. Das wichtigste Ereignis für die geistige Entwicklung Indiens ist die Neubelebung des Brahmanismus in dieser Periode; politisch tritt Indien in eine neue Ära erst durch die Eroberung des Punjab durch die Ghasneviden, eine afghanische Dynastie, die 1206 Delhi zur Hauptstadt ihres nunmehr bis Bengalen sich erstreckenden Reiches machte. Ganz Nordindien wurde damals mohammedanisiert. Bedeutet ihr Regiment für Indien auch die Zeit einer verhaßten Gewaltherrschaft, so verdankt es ihm doch eine Anzahl befruchtender Einflüsse durch die Übertragung arabisch-persischer Künste nach ganz Indien, was sich namentlich in der Miniaturmalerei, Keramik, Schmuck- und Waffenwesen, Metallarbeiten aller Art geltend machte.

Raub und Verwüstung kennzeichnet dagegen die seit Timurs Zeiten sich stetig wiederholenden Einfälle der Mongolen, die mit der Gründung des Reiches des Großmoguls (1526) enden. Seine Herrschaft erstreckte sich weit bis ins Innere des Dekkan.

Erst um 1700 erwacht der Selbständigkeitsdrang der einheimischen Kriegergeschlechter wieder. Sikh und Rajputen im Norden machen sich unabhängig, während die Maratha mit den Afghanen um die Herrschaft über Bombay und Gujarat streiten. Inzwischen arbeiteten schon seit langem die englischen Gesellschaften zielbewußt an der Unterwerfung Indiens unter europäische Kolonialpolitik, ein Vorgang, der im neunzehnten Jahrhundert, nicht ohne bedeutende Volkserhebungen, nach außen hin erfolgreich beendet wird. Die noch zahlreichen indischen Regentschaften sind nur in ihrer inneren Verwaltung selbständig; für den Kulturforscher bewahren sie, namentlich in der Erhaltung prunkvollen Besitzes und zeremoniöser Hofsitten, ein bedeutendes Interesse.

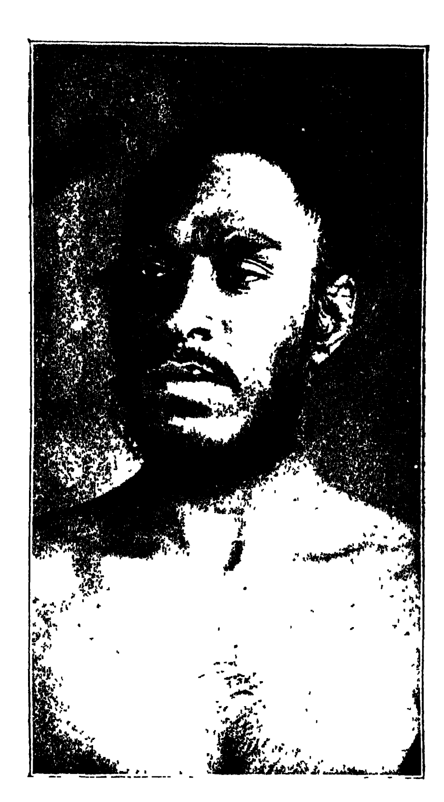


Abb. 316. Sikh aus Lahore im Punjab, Vorderindien
(Nach Dr. J. Weninger)

3. Anthropologie und sprachliche Verhältnisse

In anthropologischer Beziehung ist für die Bevölkerung Indiens eine unglaublich kompliziert abgestufte Blut- und Rassenmischung, gleichsam das Widerspiel der reichen Kastengliederung, charakteristisch. Nur einige im Dschungel lebende Stämme der Zentralprovinzen, einige Gruppen in den Gebirgswäldern Südindiens und auf Ceylon sind in ihrem sozialen und rassenhaften Bestande so gut wie unangetastet geblieben, während auf dem welthistorischen Boden Nordindiens dieser Ruhmestitel nur von einigen Priestergilden und adeligen Kriegergeschlechtern, und auch da nicht unbefleckt, behauptet werden konnte. Immerhin laufen die im einzelnen gar nicht mehr zu verfolgenden Blutmischungen wieder zu großen Gruppen zusammen, die sich hauptsächlich als Ergebnis der großen historisch verfolgbaren Einfälle fremder Völker darstellen, denen Indien seit dem Eindringen der Arier immer wieder ausgesetzt war. Nehmen

wir hiezu die bodenständigen Gruppen, so lassen sich in der Bevölkerung Indiens folgende Typen als wesentlich unterscheiden.

1. Der „iranische“ bzw vorderasiatische Typus, bei den Baloch, Brahui, Afghanen usw. im Nordwesten anzutreffen, mit übermittelgroßem Wuchs, oft lichter Haarfarbe, dunklen, bisweilen auch grauen Augen, reichlichem Bartwuchs, breitem Kopf, fliehender Stirn, hochrückiger, manchmal geschwungener langer, nicht übermäßig breiter Nase (Abb. 316 und Taf. XVI).

2. Der indoarische Typus, ausgezeichnet durch Hochwüchsigkeit, sehr grazile Glieder, dunkle Komplexion, wobei die Hautfarbe allerdings eine sehr reiche Abstufung bis zu den folgenden Typen durchlaufen kann; die Augen sind dunkel; Bartwuchs ist reichlich und dunkel, das Kopfhaar schwarz, wellig oder lockig, das Gesicht ist schmal mit wohlentwickelter Stirn und feinen Zügen. Der Kopf ist lang, die Nase schmal und hochrückig. Am reinsten findet er sich bei den Brahmanen, Rajputen, Jetri und Jat, teilweise auch bei den Toda, Singhalesen usw. (Abb. 317 und 318).



Abb. 317. Singhalese mit Haarkamm, Ceylon (Naturhistorisches Museum, Wien)

3. Der mongolische Typus mit kleiner Statur, dunkler Haar- und gelblicher Hautfarbe, spärlichem Bartwuchs, meist mittelbreitem Kopf. Charakteristischer als die Nasenform ist das Vorspringen der

Jochbogen und die Schiefstellung der Lidspalte (Kanet in Lahul, Spiti, Lepcha, Limbu, Bodo usw.).

Mongolische Einflüsse sind auch bei den Mundavölkern im Norden erkennbar. Neben diesen gleichsam als Charakterformen in der Bevölkerung hervortretenden Typen kommen naturgemäß alle möglichen Kreuzungen und Zwischenformen vor, wobei bezüglich des „iranischen“ wie auch des „arischen Typus“ bemerkt werden muß, daß sie einer weiteren Klärung gleichfalls noch sehr bedürftig erscheinen (Abb. 319).



Abb. 318. Todamann, Nilgiris (Nach Riebeck)

4. Der drawidische Typus, charakterisiert durch kleinen bis mittelhohen schlanken Wuchs, dunkle Hautfarbe, tiefschwarze Haare, wellig oder gelockt, mäßig starken Bartwuchs, tiefliegende tiefdunkle Augen, einen kleinen schmalen und langen Kopf, jedoch breites und niedriges Gesicht, die Nase auffällig breit, an der Wurzel oft tief eingesattelt. Seine reinsten Vertreter bilden die Paniyans in Südindien und die Santal von Chota Nagpur (Abb. 320).

5. Als die vielleicht älteste Schicht die weddalen Elemente, denen außer den Wedda auf Ceylon (etwa 12000 Köpfe zählend) auch noch ein paar Stämme der Nilgiri- und Palni-Hills in Südindien angehören; ihre Blutzumischung ist indes noch bei zahlreichen Primitivstämmen bis weit in die Zentralprovinzen erkennbar (Abb. 321 und 322).

Charakteristisch ist für die Wedda ihre Kleinwüchsigkeit (etwa 157 cm bei Männern, 147 cm bei den Frauen) und grazile Bauart, die schon durch das Skelett deutlich vorgebildet ist. Der Schädel ist zumeist lang geformt, die Stirn fliehend; die Nase ist tief eingesattelt und breit; die Mundpartie springt einigermaßen, jedoch nicht besonders stark vor; die Lippen sind nicht gewulstet. Die Augen sind groß; Behaarung ist im Gesichte spärlich; das Kopfhaar ist wellig bis gelockt. Die Haarfarbe ist dunkel, die Haut lichter gefärbt als bei den Drawidas. Die Extremitäten sind ziemlich lang; Hände und Füße sind klein, letztere zum Greifen sehr geschickt. Ganz außerordentlich ist ihre Geschmeidigkeit im Durchstreifen des Waldes, dem sie durch ihren Körperbau offenbar von

Urzeiten her angepaßt sind. Mäßige Lippenwulstung, in einigen Fällen spärlicher Bartwuchs, schlanker Körperbau bedeuten auch bei den genannten südindischen Stämmen wohl die Erhaltung uralter Merkmale, um so mehr als dieselben auch rein äußerlich uralten Lebensgewohnheiten treu geblieben sind.

Hierher zählen auch die Pulayar in Malabar, Cochin und Travancore mit 150,5 bis 153 cm (herunter bis 143,1 cm) Körperhöhe, die Paliyan in Tinnevelly und Madura mit 150,9 die Malay-Vedar in Travancore mit 154,2 cm (herunter bis 140,8 cm), die Kanikkarar und Nayadi-Mar in Süd-Malabar mit 155 cm und mehr, die Paniyan in Malabar, die Kader in den Anaimallaibergen mit etwas über 157 cm Durchschnittsgröße, die sich damit bereits mehr und mehr dem drawidischen Typus angliedern.

* * *

Wie fast überall auf der Erde mit Ausnahme des weltgeschichtlich so bewegten Europa können wir in Indien, die großen Massen der Bevölkerung betrachtet, eine weitgehende Übereinstimmung zwischen rassenhafter und sprachlicher Zugehörigkeit feststellen, eine Übereinstimmung, die freilich auf den Schwerpunkt, nicht aber auf die Umgrenzung der betreffenden Gruppen bezogen werden muß.



Abb. 319. Todafrau, Nilgiris
(Nach Riebeck)

Als iranisches Gebiet auch in sprachlicher Hinsicht charakterisiert sich wiederum der Nordwesten Indiens, östlich etwa bis zum Indus. Aus dem im östlichen Persien seinerzeit herrschenden Medischen (der Sprache des Zend-Avesta) sind hier das Baloch in Belutschistan, das Pashto westlich des Indus und die Galchasprachen des Pamir hervorgegangen, welch letztere grammatikalisch bereits starke Hinneigung zu den indo-arischen Sprachen zeigen.

Die Sprachen im oberen Indusgebiet (Shina, Khowar, Kafir) stehen im Wortschatz, im Beibehalten der Infinitivendung k den iranischen Sprachen noch sehr nahe, die übrigen indo-arischen Sprachen fußen auf den in den ältesten priesterlichen Hymnen des Veda bereits niedergelegten Sprachformen, aus denen sich einerseits im Gebrauch der Priesterschaft die klassische Literatursprache des



Abb. 320. Tamilmann
(Nach Hagen)

Indischen, das Sanskrit, entwickelt hat (höchste Blüte etwa 300 v. Chr.), während andererseits auch die im täglichen Gebrauch stärker abgewandelten arischen Volkssprachen bzw. Mundarten daraus entsprungen sind, als Prakrits dem Sanskrit zu allen Zeiten gegenübergestellt.

Innerhalb dieser Prakrits finden wir eine ältere und reinere Gruppe in dem als Kernland der eingewanderten Arier anzusprechenden Gebiete zwischen Himalaya, Vindhya-Gebirge, Sarhend und dem Zusammenfluß von Ganges und Jamna und eine sie im Dreiviertelkreis umgebende Mischgruppe, die wohl durch Zumischung fremden Blutes zustandegekommen ist. Sie unterscheidet sich von der reineren Gruppe durch Erweichung der S-Laute, Eigentümlichkeiten der Deklination, Personalendungen usw.

Zu den reinen Dialekten gehört das Hindi (zum Teil) in Hindustan, das Punjabi, Gujarati, zu letzteren das Kaschmiri, Kohistani, Sindhi, Marathi, Oriya, Bihari, Bengali und Assamesische in den betreffenden Landschaften.

Beide Gruppen, iranische und indoarische gehören bekanntlich der großen Gemeinschaft der indogermanischen Sprachen an, die durch Bildung bestimmter Wortklassen neben Haupt- und Zeitwörtern, namentlich Für- und Umstandswörter, Flexion, vielseitige Wortbildung überhaupt, besondere Vielseitigkeit des Ausdrucks erlangt haben.

Einen ganz anderen Bau weisen die Drawidasprachen auf und ebenso die Mundasprachen. Erstere erstrecken sich über den Süden und Westen der Halbinsel, wogegen letztere in den Zentralprovinzen gesprochen werden und ihre Verwandten in Hinterindien besitzen (austroasiatische Sprachen nach P. W. Schmidt).

Beiden gemeinsam ist der reichliche Gebrauch von Suffixen (angehängten Silben zur Wortprägung), wogegen nur die Mundasprachen Infixe (eingefügte Silben) kennen. Die Drawidasprachen unterscheiden im Genus vernünftige und unvernünftige Wesen, die Mundagruppe dagegen belebte und unbelebte usw. Wesentlich verschieden ist die Zahlweise (Dezimalsystem der Drawida- [illegible] Vigesimalsystem der Mundasprachen), so daß jeder Gruppe, trotz mancher Gemeinsamkeiten, eine Sonderentwicklung zugebilligt werden muß.

Als letzter Außenposten der Drawidasprachen im Norden ist das Brahui in Belutschistan anzusehen.

Von den **Drawidasprachen** des Südens seien erwähnt das **Malayalam** der Malabarküste, das **Kanaresische** in Mysore, das **Tamil** in ganz Südindien von Madras und Mysore bis Ceylon, im Osten das **Telugu**, die Sprachen der **Toda** und **Kota**, Badaga und Kurumban, im Norden die der Kui (Khond), Gond, Oraon (Kurukh). Es unterlaufen hier indes so zahlreiche Mischungen, andererseits sind die Verhältnisse bei den einzelnen kleineren und weniger kultivierten Gruppen noch so ungeklärt, daß sich eine Darstellung der für den Kulturbesitz ja nicht ausschlaggebenden Verhältnisse erübrigt.

Die Mundagruppen werden, da Sprach- und Stammesbezeichnung bzw. Volksgruppen sich vielfach noch decken, in der ethnographischen Aufzählung angeführt (S. 537).

4. Die Kultur im allgemeinen

a) Kulturprovinzen

Natürliche Beschaffenheit des Landes wie verschiedener Ursprung der Bevölkerung haben in Vorderindien deutlich voneinander unterscheidbare **Kulturprovinzen** geschaffen, wenngleich es ganz unmöglich erscheint, reinliche Grenzen für sie anzugeben.

Eine Betrachtung, die auf den Schwerpunkt der verschiedenen Kulturerscheinungen eingestellt ist, führt indes von selbst dazu, zugleich mit der Aussonderung charakteristisch verschiedener **Lebensräume** auch die Unterschiede des Erbes äußerer und innerer Art in den Lebensformen der **arischen Einwanderer** und der **Ureinwohner** hervortreten zu lassen.

Als besonderen Lebensraum sondern wir zunächst die **Stromebenen Nordindiens** aus mit einer fast ausschließlich arische Sprachen gebrauchenden Bevölkerung, die am meisten von der **Kultur der Einwanderer** und von den Errungenschaften aus **westasiatischem Kulturschoß** angenommen hat. Hieran schließen sich kulturell die **Küstenstrecken der Halbinsel** selbst, wo gegenüber diesen auch hier sehr fühlbaren Einflüssen doch schon die **alten** Kulturüberlieferungen, die **drawidischen** alteinheimischen **Gruppen** überwiegen.

In das Innere der Halbinsel, das wieder einen Lebensraum für sich darstellt, sind von hier aus gleichfalls schon Kulturmittel höherer Art eingedrungen, aber nur bei den zu „Völkern“ zusammengewachsenen Gruppen des Nordens baut sich aus der Ausgestaltung alter eigener Kulturmittel und höherer Zivilisation ein halbkultiviertes Dasein auf.

Die übrigen „Stämme“ offenbaren, abgesehen von dem wirtschaftlich schwachen Pariadasein mancher Splitter, Primitivformen der Rodungskultur und erster Seßhaftigkeit, während manche sogar noch ein durchaus ursprüngliches Jäger- und Sammlerdasein führen, das auf Ceylon bei den Wedda in fast unverfälschter Reinheit erhalten ist. Der sprachlichen und geschichtlichen Sonderstellung der Mundastämme geht die Bewahrung mancher nach Osten weisender Besonderheiten der Kultur bei diesen Völkern parallel, wenn auch der Lebensraum als solcher ihnen vielfach die gleichen Lebensunterlagen aufgenötigt hat wie den Drawidas.



Abb. 321. Weddamann
(Naturhistorisches Museum, Wien)

b) Der Kulturaufbau

Daß in den geschilderten Lebensräumen ein recht verwickelter Kulturaufbau besteht, dem eine Scheidung der Kulturprovinzen nur zu einem Teil gerecht zu werden vermag, ist klar. Eine Aussonderung einheitlicher Kulturschichten ist in Anbetracht der weitgehenden Kulturmischung im Bereich einer verhältnismäßig hoch entwickelten Zivilisation und einer weitläufigen Geschichte, wie im vorstehenden geschildert, kaum möglich.

Alte indogermanische Überlieferung in weitgehender Umschichtung ist eigentlich nur noch in Sitte und Brauch und dem Gerüst des religiösen Rituales (Hochzeit usw.) in Nord- und abgeschwächt in Südindien, vielleicht auch bei den Mundagruppen erhalten. Am klarsten sind Übereinstimmungen mit dem vorderasiatisch-mittelländischen Kulturkreis erkennbar. Wir erwähnen die Landwirtschaft (Anbaugeräte, Bewässerung, Dreschmethoden, „Silos“ usw.), das Hauswesen (Hofhaus samt aller Einrichtung) — nur die Satteldachform entspricht einheimischer Überlieferung —, die Tracht (Wickeltracht und genähte Kleider), den Schmuck, dessen Grundtypen von Marokko bis Hinterindien die gleichen sind, Speisenbereitung, Handel und Wandel und die Technologie in allen ihren Zügen, wobei zum Teil anderwärts zurückgedrängte oder aufgegebene Typen hier noch ein Fortleben finden (Alte Pflugformen, Bohrer Textilgeräte usw.)



Abb. 322 Kurumban, Mysore
(Nach Kauffmann, Marburg)

Alle diese Dinge sind aber durchaus nicht einheitlich, etwa nur der Ausbreitung nordischer Erobererwellen zu danken, vielmehr hat ein reger Kultur- und Handelsverkehr schon in weit vorchristlicher Zeit auch das drawidische Südindien mit Persien und Mesopotamien verbunden und dementsprechend einen Austausch der Kulturmittel eingeleitet, der durch Jahrtausende angehalten hat.

Unter all dem liegt im ganzen Gebiet, wenn auch vorzugsweise im Süden, der Untergrund einer altertümlichen und wohl bodenständigen Gesellschaftsordnung, die bezeichnenderweise viel schwerer auszumerzen war als der materielle Besitz.

Es ist dies das Mutterrecht, das auch das Erbrecht der nördlichen Gebiete tiefgehend beeinflußt hat, die Polyandrie, das Weiberleihen und insgesamt die „laxe Geschlechtsmoral“, Züge, die sich gegen Zentralasien hin verfolgen lassen. Sie sind wohl aus mangelhaft ausgebildetem ehelichen und Sippenleben in ältester Vorzeit hervorgegangen, das aber wohl eher zeitlich beschränkte Paarung als Promiskuität schlechtweg bedeutet haben wird, und ist durch kriegerische Volksbedrohung wohl noch gesteigert worden.

Wirkliche Primitivzustände begegnen uns bei den kulturfernen Jäger- und Sammlergruppen in den Waldgebirgen und Dschungeln der Halbinsel sowie auf Ceylon. Es ist bezeichnend, daß keine dieser Gruppen, mit Ausnahme der Wedda, etwa als reinrassig angesehen werden kann, auch keine eine eigene Sprache spricht,

vielmehr überall auf dem Festland altertümliche Drawida- und Mundasprachen bei ihnen gebräuchlich sind, so wie die zentralafrikanischen Pygmäen sich altertümlicher, von den Negern zum Teil aufgegebener Wortformen bedienen, und daß sie trotz des Aufgehens der Reinheit der Urrasse und der Ursprache in dem Völkerwerden des Landes die urtümlichste *Wirtschaftsstufe* überall beibehalten haben. Dagegen haben außer den *Jagdbehelfen* und den auf Jagdzügen benutzten *Behausungen* fast alle *Kulturmittel* eine geschichtliche Auflösung und Umgestaltung mitgemacht, wobei uns die der Umwelt entnommenen *Bekleidungs- und Schmuckstücke* (Rinde, Blätter, Blumen) ebenso wie die trophäengeschmückten Primitivhäuser etwa noch den Zustand der ersten bodenständig, d. h. seßhaft gewordenen Bevölkerungsteile Indiens vor dem Eindringen der Arier vor Augen stellen mögen.

Das *Mutterrecht*, hier wahrhaft der ruhende Pol in lockerem Ehewesen, ist vor allem bei den Drawidastämmen des Südens zur Entwicklung gelangt. *Totemismus* ist unabhängig davon fast über die ganze Halbinsel verbreitet, scheint aber auf der untersten Stufe kaum noch entwickelt (Wedda).

Religiös-künstlerische Auswirkung des Jägerlebens in *Tänzen* usw. knüpft überall an diese Wirtschaftsform an, ebenso Zeitsetzung der Feste und anderes.

Das Kulturleben der *Mundagruppen* im besonderen baut sich gleichfalls auf den Grundlagen eines urtümlichen Jäger- und Sammlerdaseins auf; das Schwergewicht ihres kulturellen Eigenlebens scheint jedoch nicht aus diesen Zuständen heraus gewonnen. Vielmehr ist hier wohl an andersartige Kulturbeziehungen zu denken, als bei den Drawida. Sehr bezeichnend ist Abtrennung von Jünglingen und Mädchen in eigenen Häusern, ihre Vereinigung zu Festen, Liebesspielen usw. Dazu treten religiöse Erscheinungen; Steinverehrung, Menschenopfer, Schädelkult sind Gebräuche, die sämtlich nach Hinterindien weisen, wogegen der Erdmutterdienst als solcher auch den Drawidastämmen alteigentümlich ist, darüber hinaus vielleicht sogar mit dem vorderasiatischen Götterglauben zusammenfällt. Ebenso sind aber auch viele *Festbräuche* (Frühlingskämpfe, Lichtbräuche usw.) der Mundastämme wie nach Hinterindien so auch nach Westen bis zu den *Indogermanen* in Europa und Asien zu verfolgen.

Die Tatsachen bieten hier eine Parallele zu der gleichen Erscheinung im Norden des Himalaya von Europa bis China hin, und ähnliche Umschichtungen älteren Kulturgutes, das bei weniger fortgeschrittenen Gruppen länger fortlebt als bei seinen Schöpfern, können wir auch in Europa noch feststellen.

Die Munda erscheinen solchermaßen vor allem auch als eine *Mittlergruppe* zwischen den arischen Kulturträgern aus dem Nordwesten und den älteren Kulturgruppen Hinterindiens, mit denen altartige Kulturübereinstimmungen

sie noch heute verknüpfen, wogegen sie, abgedrängt in verkehrsarme Gebiete, heute gegenüber dem weitaus höher zivilisierten Ariertum recht altertümlich erscheinen, ein Abstand, der in den altindischen Epen zweifellos aber übertrieben dargestellt wurde.

So lassen sich die Wesenszüge des indischen Kultur- und Völkerlebens wohl jeweils mit bestimmten größeren Kulturprovinzen, auch mit Kulturkreisen (vorderasiatischen und „hinterindischen") in Beziehung setzen, auch stellenweise in der Schichtung der Einzelelemente genauer festlegen; indes zeigt sich hier meist eine ungeheure zeitliche Tiefe, die nur überbrückt wird von den dauernd durch die Natur gebotenen anthropogeographischen bzw. Verkehrsbeziehungen. Jahrtausende hat es gebraucht, bis die auf verschiedenste Art (s. o.) aus Westasien hierher zusammengeströmten Kulturelemente Indien in diesen scheinbar so einheitlichen Kulturkreis hineinwachsen ließen, und wohl nicht viel anders müssen wir uns das Verhältnis zu Hinterindien und Tibet vorstellen.

Derlei Untersuchungen deduktiv den bisherigen Aufstellungen der „Kulturkreistheoretiker" einfach anzugliedern, haben wir schon in einem anderen Abschnitt abgelehnt. Indes hat sich diese Schule wie die gesamte vergleichende Ethnologie bislang so wenig mit dem wirklich volkstümlichen Leben Indiens beschäftigt, daß mit einer wirklich volkskundlichen Quellenforschung gerade hier im Lande geschichtlich lebendiger Kulturgliederung eine voraussetzungslose Kulturkreisforschung zu fruchtbarerer wissenschaftlicher Betrachtung gelangen kann als irgendwo anders.

Das wesentlichste, was objektive Betrachtung vorläufig lehrt, ist die ungeheure Gegensätzlichkeit im kulturellen und Geistesleben dieses Wunderlandes, gebannt in die charakteristisch verschiedenen Lebensräume und getragen von einem wundersam abschattierten Rassengemenge, und dann wieder — im höherentwickelten Kulturleben — das Ineinanderwachsen verschiedenartigster Kulturelemente zu einem besonderen schöpferischen neuen Ganzen, als das sich die indische Kultur, wie auf geistig-philosophischem und ethisch-religiösem Gebiet so auch vielfach im Bereich der Kunst, erwiesen hat. Es ist dies wohl vor allem eine Leistung des in tropischer Lebensfülle zu phantasievoller Blüte entfalteten Geistes des indoarischen bzw. vorderasiatischen Menschentums, nicht zu denken jedoch ohne das Hinzutreten tropischer Menschwerdung im Lande selbst.

5. Die Bevölkerung Nordindiens

Eine die gesamte Bevölkerung Nordindiens in ihrer Zusammensetzung erklärende ethnographische Gliederung wird wohl zu allen Zeiten ein Ding der Unmöglichkeit sein; wir müssen uns darauf beschränken, die wichtigsten Kasten auszusondern, innerhalb deren verhältnismäßig reine, im Laufe der Geschichte feststehende Gruppen der Bevölkerung sich erhalten haben.

Die völkische Geschichte dieser Gruppen ist noch recht ungeklärt. Wohl setzen manche die Lebensweise der schon in der altindischen Zeit bekannten Stände der Arier fort, indes ist kein Zweifel, daß wir es eher mit einem öfteren wellenartigen Heranfluten von Volksgruppen — das sich vom Altertum bis zu den Zügen der Indoskythen und Hunnen fortsetzte — zu tun haben, als mit einer rein bodenständigen Geschlechterfolge. Skythen, Hunnen und Muslims haben diese vielfach verschoben und ihr Blut namentlich in den nordwestlichen Gebieten der einheimischen Bevölkerung zugemengt.



Abb 323. Zwei Sikh. An dem erhobenen Unterarm des einen Mannes sichtbar der eiserne Armring, eines der Abzeichen der Sikh
(Nach Dr. Leonhard Adam)

So führt z. B. kein Rajpute — an sich der ständische Erbe des „kschatriya" (siehe unten) — seinen Stammbaum vor das fünfte Jahrhundert zurück. Die „nationale" Bewegung, die damals auf die Zerstörung des Buddhismus abzielte, dürfte eine Quelle der Machtentfaltung einer kleineren örtlichen Gruppe in ihrem Stammland gewesen sein. Ein weiterer Umstand, der den neu erstarkten Stand seiner Kopfzahl nach mächtig förderte und ihn sich vom Punjab bis nach Kaschmir, Oudh, Gujarat und in die nördlichen Zentralprovinzen ausdehnen ließ, war die bodenständige

Verwurzelung der Skythenherrschaft; nicht wenige Saken selber dürften in der neuen Kriegerkaste aufgegangen sein. Mit dem Niedergang der Hunnenherrschaft im sechsten und siebten Jahrhundert scheint der Höhepunkt ihrer Machtstellung erreicht.



Abb 324. Bereitung der Dschapati (ungesäuerter Weizenmehlfladen) durch die Sikh (Nach Dr Leonhard Adam)

Die Gujar auf der nach ihnen benannten Halbinsel bringt man mit den Gujara in Zusammenhang, die seinerzeit in der Nachbarschaft der Kaspier saßen; zweifellos ist hier sehr viel sakisch Blut in allen Stämmen aufgegangen.

Die Abhira (heutigen „Ahir") waren einst mächtig als Rinderzüchter in Satpura, dem südlichen Gangestal und dem Hügelland von Nepal. Sie gründeten dort mehrere Dynastien, bis sie von den Gond und Kiratastämmen verdrängt wurden. Auch sie sind nordwestlichen Ursprungs und erst spät nach der vedischen Zeit mit ihren Herden nach Indien herabgewandert.

Altansässig gewordene indoarische Ackerbauer sind die Jat; östlich von Bihar nehmen die Koch und Ahom eine ähnliche Stellung, aber mit einer rassenhaft nach dem Osten weisenden Artung ein. Bei den Maratha und Nayar findet man zwar noch manche nach dem arischen Norden weisende Überlieferungen, indes ist im eigentlichen Dekkan eine stärkere Blutzumischung nirgends erfolgt; nach der Bereicherung des drawidischen Wortschatzes mit Hinduworten und Besonderheiten des Brahmanismus und der Gesellschaftsordnung des Südens zu schließen, besaß der arische Einfluß Missions-, nicht politischen oder militärischen Charakter.

Auf Grund der verschiedenartigsten Umstände und der Ausgleichung hergebrachter Überlieferungen ist bei der Verschmelzung des indoarischen Volkstums mit den Ureinwohnern an die Stelle der alten völkischen Zusammenhänge die indische Kastenordnung

getreten, die in der peinlichen Regelung der Lebensgewohnheiten der einzelnen Stände und ihrem vielstufigen Bau nicht ihresgleichen hat.

Diese Entwicklung des Kastenwesens ist aber auch in Indien selbst in verschiedenen Gebieten eine recht verschiedene gewesen. Zwischen Jamna und Ghogra im Norden haben wir vielleicht seine Geburtsstätte zu suchen; hier ist seine Gliederung am folgerichtigsten durchgeführt; dagegen zeigen im Nordwesten die Pathan, Baloch, Rajputen und Jat noch stammhaftes Gefüge. In Niederbengalen usw., am allermeisten in den Zentralprovinzen, steht das Kastenwesen der alten Völkerschichtung nur äußerlich gegenüber, auch im Süden (Madras usw.) ist es der Bevölkerung spät und oberflächlich aufgepfropft worden.

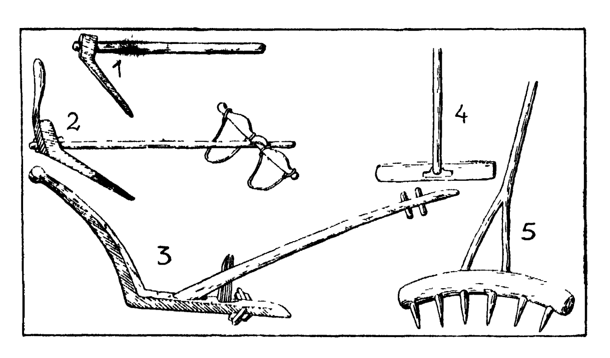


Abb. 325. Ackerbaugeräte aus Indien: 1 Feldhaue; 2 Hakenpflug mit Joch, Bihar; 3 Pflug mit Ohren, römische Form; 4 Ackerschleife aus Holz, Ceylon; 5 Egge, rechenförmig
(Nach R. Braungart)

Die „Paraiyan“ z. B., unter dem Namen „Paria“ als Typus der „verächtlichsten“ Kaste Indiens jedem europäischen Gebildeten geläufig, werden tatsächlich in verschiedenen Rechtsformen und bei der einheimischen Kultur mit Aufgaben bedacht, wie sie nur den Herren des Landes zukommen. Im folgenden seien kurz die wichtigsten in Nordindien in Frage kommenden Kasten der Gegenwart mit ihren besonderen Beschäftigungen erwähnt.

Als der obersten Schichte der Bevölkerung begegnen wir in Nordindien der Kaste der Brahmanen, ursprünglich wahrscheinlich unter den Ariern am oberen Ganges entstanden, heute aber in verschiedenen Graden der Blutmischung so gut wie überall verbreitet; ihr reinster Typus begegnet uns in Kaschmir. Die in Bombay verbreiteten Deshasth-Brahmanen gehören hingegen anthropologisch mehr zu den „Vorderasiaten“, sprechen dabei aber fast reines Sanskrit, sind strenge Vegetarier und üben ausschließlich religiöse Funktionen aus. Andere Gruppen widmen sich heute auch vielfach der literarischen Tätigkeit oder treiben Ackerbau wie niedrige Kasten. Im weiteren Bereiche des nach ihnen benannten Gebietes heimisch sind die Rajputen, ursprünglich eine Adels-

und Kriegerkaste, als feudale Landbesitzer bloß dem Jagdvergnügen und kriegerischen Spielen huldigend. Mit ihrer Verdrängung durch die Indoskythen und allmählichen Ausbreitung über ganz Nordindien haben sie gleichfalls manches von ihren vornehmen Gewohnheiten eingebüßt. Eine ähnliche Stellung, wie sie selber früher, nehmen die vielfach mit ihnen in Beziehung gebrachten Gurkhas in Nepal ein, der herrschende Stamm dortselbst; ähnlich auch bis zu ihrer Unterwerfung durch die Engländer die Sikh im oberen Indusgebiet (Abb. 323).

Als fleißigste Farmer und Bauersleute von Afghanistan bis Bihar sind die Jat berühmt, vielleicht sozial minder bevorrechtete Verwandte der Rajputen; ihnen gesellen sich als ländliche Arbeiter die Ahir, in Nepal, den United Provinces usw., die Kurmi ostwärts von Oudh und Bihar bei. Höher als die landbebauenden Kasten stehen die Kaufleute, Banianen, die Schreiber, Kayasth. Die Kumhar (Töpfer), Teli (Ölpresser) dagegen leiten schon zu den niedrigsten Bevölkerungsschichten über, so den Chamar (Gerbern, Lederarbeitern usw.), den Dom (Schindern, Abfallsammlern), bei denen die Zumengung dunkelhäutiger Elemente immer stärker wird, die ethnographische Zugehörigkeit der einzelnen aber zugleich immer fragwürdiger. Ein landfremdes Element sind die im achten Jahrhundert aus Iran eingewanderten Parsi in Gujarat und Bombay, die sich nach Kleidung, Sitten und Religion vielfach von den als Hindu zusammengefaßten indischen Gruppen abheben, ebenso die zahlreichen Afghanen usw.

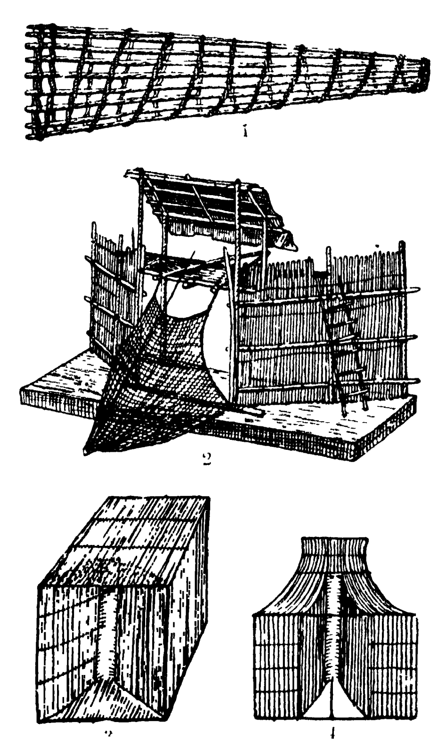


Abb. 326. Fischereigeräte, Indien. 1 Trompetenreuse; 2 Sacknetz mit Fanggerüst, Banka, Bengalen; 3 und 4 Fangkasten, Bengalen. (Nach U. T. Sirelius)

Nutz- und Nährpflanzen sind in Nordindien in reicher Fülle vertreten, so Weizen, Gerste, Mais, Hirse, Reis, Bohnen und Erbsen; ferner werden Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak, Opium, Betel, Erdäpfel, Yams, Bataten, Arum, Colocasien, Artischocken, Melonen, Kürbisarten neben anderen Gemüsen und Gewürzen in Gärten gezogen, auch der Anbau an Ölpflanzen, Sesam, Lein, Raps, Rizinus ist ein sehr reichlicher.

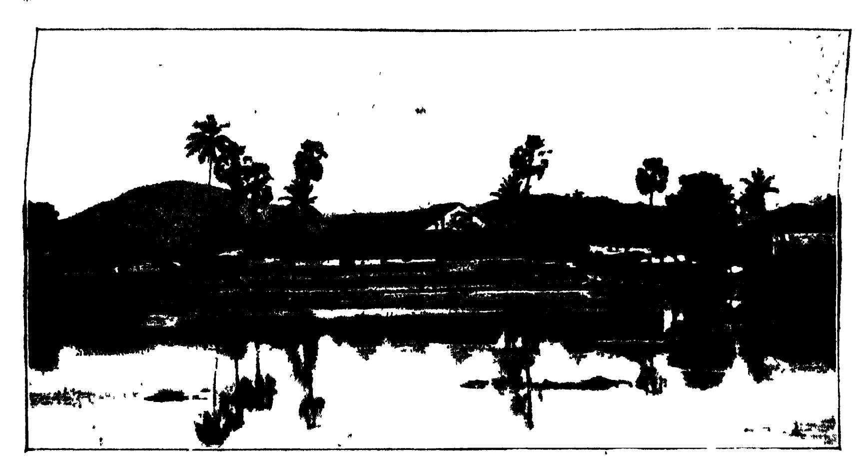


Abb. 327. Dorf Schoolpur bei Bombay
(Naturhistorisches Museum, Wien)

In Punjab überwiegt der Weizen bei weitem die anderen Anbaufrüchte, zwischen Delhi und Benares finden wir Weizen und Hirse nebeneinander, während am Unterlauf des Ganges das Schwergewicht auf den Reisbau fällt. In der Volksnahrung spielen die Hirsearten noch immer die wichtigste Rolle. Die Heilighaltung der Kuh, der reichliche Anteil der Milchprodukte am Opferwesen erinnern uns an die Bedeutung, die auch die Viehwirtschaft noch bei den heutigen Indern besitzt.

Dem strenggläubigen Hindu ist der Genuß von Fleisch durchaus untersagt, so daß die Volksnahrung, abgesehen von Milch und Butter — letztere meist in zerlassenem Zustande genossen —, fast ausschließlich aus pflanzlichen Speisen besteht. Sie werden entweder in Form von Mehlspeisen, Klößen aus Mehl und Fett, ausgebacken oder in suppigen Brühen, auch nach vorderasiatisch-persischer Art mit Zucker versüßt (unter Zutat von Gemüsen usw.), genossen. Ferner ißt man geröstete Getreidekörner, bäckt Brot in Fladenform auf dem Herd oder in Backpfannen; feinere Bäckereien werden in Tonmodeln geformt und in besonderen Öfen ausgebacken (Abb. 324).

Die Felder sind rings um die Dörfer in konzentrischen Ringen angelegt. Den Anbaufrüchten des innersten Ringes, Mohn, Baumwolle und Zuckerrohr, gilt die sorgfältigste Pflege. Es folgen die Getreidearten, wobei nach außen hin der Anbau immer unordentlicher wird und das Unkraut überwuchert. Ganz außen stehen kleine

Wachthütten auf Plattformen, wie in ganz Südostasien, von denen aus Vogelscheuchen, Puppen, Rasselinstrumente mit Schnüren in Bewegung gesetzt werden können, während man größere Tiere mit dem Kugelbogen vertreibt.

Der Bewässerung der Felder dienen Kanäle oder in trockeneren Gebieten Zisternen und Brunnen, die meist als Ziehbrunnen mit querüberlaufender Holzwelle eingerichtet sind, wobei wie in Vorderasien und Nordafrika Ochsen, über eine schiefe Ebene abwärtsschreitend, die Wassersäcke aufziehen. Schwingkörbe und eine Art Kipptrog dienen der Entnahme von Wasser aus Teichen usw. Ein solcher Kipptrog wird nach Art einer Tragwiege an zwei Stricken befestigt, die zwei Männer, die einander gegenüberstehen, in der Hand halten. Sie füllen das Gefäß im Niederbeugen mit Wasser, dann wird es in die Höhe geschnellt und im Schwung auf das höher gelegene Gebäude gegossen. Eine andere Vorrichtung ist die „Picotta", unseren Ziehbrunnen m langem Hebearm entsprechend. Bei großen Anlagen mit starkem Ausschlag des Balkens geht ein Mann auf diesem hin und her und bringt dadurch den Kübel zum Steigen und Sinken. Ein leiterartiges Gerüst neben dem Schwebebalken dient dem Mann zum Anhalten, während ihn ein Schirm in Ruhepausen vor den Sonnenstrahlen schützt; manchmal legt man die Brunnen absichtlich in der Nähe schattiger Bäume an. (Eine Anlage, bei der eine ganze Reihe solcher Picottas übereinander geschaltet sind, zeigt Abb. 348.)

Der Pflug ist überall bekannt, zumeist ist er ganz aus Holz gefertigt (Abb. 325). Die Schollen zerbricht man mit brettförmigen Ackerschleifen, auf denen der Ochsentreiber steht, die Egge wird bisweilen durch ein Bündel



Abb. 328. Einfaches Bauernhaus mit Rohrwänden und Strohdach
(Nach G. Grierson)

Dorngestrüpp ersetzt. Sicheln mit scharfem und gezähneltem Blatte dienen zum Schneiden. Das Ausdreschen auf der gemeinsamen Tenne besorgen Ochsen, die um einen zentralen Pflock herumgetrieben werden. Das Stroh wird im Freien geschobert, bisweilen auch mit Gestrüpp überdeckt, das Getreide wird in unterirdischen Vorratsgruben aufbewahrt; auch Lehmgewölbe oder große Tonurnen in den Häusern dienen dem gleichen Zweck. Baumfrüchte werden durch Abschneiden mit krummen Messern, Abreißen mit krummen Stöcken oder durch Abschlagen mit Wurfhölzern gewonnen. Den Vögeln stellt man mit Netzen und Leimruten nach; eine Reihe niederer Kasten beschäftigt sich damit, alle fischbaren Gewässer mit Strandnetzen, Wurfnetzen, Zugbeuteln, Fischfallen, Wehren aus Steinen, Rohr, Schilf, Bambus mit eingesetzten Reusen usw. auszubeuten (Abb. 326).

Bezüglich des Hauswesens verharrt die ländliche Bevölkerung in ziemlich einfachen Zuständen. Im hügeligen Gelände des Nordens stehen die Häuser, meist aus Steinen erbaut, in kleinen unbefestigten Dörfern unregelmäßig beisammen, dagegen hat jahrhundertelange Kriegsgefahr die Bewohner der Ebene genötigt, sich in endlos lange befestigte Ackerdörfer entlang den schattigen (von ungeheuren Baumalleen begleiteten) Karawanenstraßen zusammenzuziehen, so daß sie heute oft mit ihren Fluren ganz nahe aneinander gerückt sind. Hier sind die Häuser zumeist aus Ziegeln, bei den Ärmeren aber auch nur aus Lehm und Schlamm erbaut; das Dach ist mit Ziegeln, Stroh oder Schilf eingedeckt; daneben kommen auch Balkendecken mit Lehmschlag vor.

Das einfachste Haus ist in den Nordprovinzen oft bloß eine Schlafhütte, vor der die Hausfrau auf einer gepflasterten Feuerstelle, bisweilen von einem kleinen Dache beschützt, kocht (Abb. 327 und 328).

In der Regel stehen die Häuser aber in einem lehmummauerten Hofe, in dem die Weiber kochen, spinnen usw., das Vieh übernachtet und die Ackergeräte aufbewahrt werden. Das Eingangstor ist von einem glatten oder geschnitzten Gebälke eingefaßt. Daneben befindet sich eine breite Sitzbank aus Holz, Lehm und dgl. für den Hausherrn, vor dem Hause bisweilen eine kleine Veranda. Vornehme Hindus und Mohammedaner trennen in den Nordwestprovinzen den äußeren Hof als Aufenthaltsort der Männer und Schlafplatz der Unverheirateten von einem inneren Hof, der für die Frauen bestimmt ist. Vielfach gibt es besondere Kochhütten. Sonst ist das Wohnhaus







Tafel XVII Verbrennung einer Sikhleiche in der Umgebung des indischen Kriegsgefangenenlagers Morile-Marculesti, Rumänien

a Wickelung der Leiche hinter einem Tuche; b Gebet vor der fertig gewickelten Leiche; c Der Scheiterhaufen vor der Prozedur

(Nach Dr. L. Adam, Berlin)

Tafel XVIII

Betelverkäuferin vor einem Tempel in Kandy, Ceylon

(Naturhistorisches Museum, Wien)

(siehe S. 532)

zweiräumig und hat vorne die Küche, dahinter einen Empfangsraum für männliche Gäste. In der Küche steht ein kistenförmiger Lehmherd, auch kennt man tragbare Glühbecken aus Eisen, Lehm, zur Erwärmung im Winter; Arme zünden zu diesem Zweck Stroh in einem Loch im Fußboden an. Kochtöpfe, Pfannen, Krüge aus Ton, Messinggefäße — der Stolz jedes Haushaltes — oder Kupfergefäße — bei den Mohammedanern —, Körbe usw. finden in Wandnischen, auf Stellbrettern oder in Netzen Platz. Zum Küchenhausrat gehören ferner eiserne Pfannen, das Butterfaß, hölzerne Milcheimer, Siebe, Ledergefäße und Schläuche für den Milchtransport, die „römische" Handmühle mit rotierendem Stein, flache Mahlsteine für Gewürze, sanduhrförmige Holzmörser, Stampfen mit horizontalem Tritthebel für Körnerfrüchte usw. wie in Europa und Ostasien. Die Korn- und Ölmühlen besitzen einen sanduhrförmigen Holzuntersatz mit rotierendem konischen Mahlstein, dessen hölzerner Achsbalken mittels einiger Sprossen an einem Göpel befestigt ist, der meist von einem Esel oder Büffel betrieben wird (Abb. 329).



Abb. 329. Zerreiben des Curry, des wichtigsten Gewurzes der vorderindischen Küche, Madras. Im Vordergrunde links eine typische Lota, Messinggefaß

(Museum für Volkerkunde, Berlin)

Gegessen wird auf dem Boden oder einer kleinen Plattform auf geflochtenen Tellern. Männer und Frauen wohnen getrennt, bei den Reicheren in besonderen Zimmern im Obergeschoß. Als Wohnhausrat dienen Matten, allenfalls Gurtbetten mit Polstern als Bettzeug, drei- und vierbeinige Stühlchen aus Rohr und Holz, eine Ruhebank, Truhen für Kleider, kleinere Schachteln, Arbeitskörbe usw.

Für Fremde bestehen namentlich im Westen eigene Rasthäuser

in Gestalt überdachter, sonst aber offener Gebäude, die eine erhöhte Plattform mit umlaufenden Sitzplätzen enthalten.

Die Tracht der Hindu ist bedeutenden sozialen Abstufungen unterworfen; bei den Ärmsten begnügen sich die Männer mit einem Lendentuch und einem Turban, die Reicheren fügen dem in mannigfacher Weise ein Hemd oder eine Jacke, einen Rock, Hosen, Schuhe und einen Mantel oder Überwurf hinzu. Sämtliche Kleidungsstücke werden vorzugsweise aus weißem Baumwollstoff gefertigt und liegen dem Körper eng an im Gegensatz zu den weiten Gewandstücken der Afghanen und Mohammedaner überhaupt, die ganz nach vorderasiatischem Muster geschnitten sind. Die Weiber tragen über weißen auch gerne rote oder blaue Gewänder, und zwar entweder nur ein ungeteiltes um den ganzen Leib heraufgewickeltes Gewandstück wie in Südindien, oder meistens einen genähten Rock, ein die Brüste verhüllendes Ärmelleibchen, bisweilen ohne Rückenteil, mit Stickerei und anderer Verzierung versehen, auch ein Hemd (namentlich die Vornehmeren), dazu ein Umschlagtuch für Kopf und Schultern; der Bauch bleibt nackt. Mohammedanerinnen tragen Hosen. Zu außerordentlich schwelgerischer Entfaltung ist das Schmuckwesen in Indien gediehen; die Männer haben hieran im Gegensatz zu den Sitten der primitiven Völker charakteristischerweise aber nur geringen Anteil (Abb. 330 und 331).

Tatauierung kommt in Nordindien nur innerhalb bescheidener Grenzen vor; Körperbemalung mit Öl, roter Farbe usw. wird hauptsächlich bei religiösen Festen, Hochzeiten usw. geübt. Fakire beschmieren sich in religiösem Fanatismus oft über und über mit grauem Ton.

Merkwürdig ist die bei Frauen sehr verbreitete Verzierung der Zähne durch eingesetzte Gold- und Silberstifte; in Rajputana, Jaipur usw. wird ein Zierstück aus Gold zwischen die oberen Schneidezähne eingesetzt.

Weitaus typenreicher als der bewegliche Schmuck der Männer, der — namentlich bei Reichen — sich aus Ohr- und Fingerringen, Halsketten, Armspangen zusammensetzt, ist der indische Frauenschmuck.

Samenketten u. dgl. sind Reste einfachster Schmucktypen bei den ärmeren Schichten, im übrigen verwendet man an Materialien hauptsächlich Silber (im Nordwesten), Zinn, Zink, Blei, messingartige Legierungen, Elfenbein, Glas und Harzkompositionen, letztere

zu Armringen. In Bengalen werden diese häufig aus Turbinellamuscheln zurechtgeschnitten. Als schmückende Zutaten dienen Glas, Korallen, Halbedelsteine, bei den Reichen naturgemäß auch Edelsteine und Perlen oft in üppigster Verschwendung. All diese bunten glitzernden Dinge werden in vielfältigster Art verwendet, wobei aber die einzelnen Schmucktypen ständig wiederkehren. Es sind dies Scheitelplatten für Mädchen, oft in getriebener Arbeit, ein Stirnschmuck, aus einem Kettengehänge vom Scheitel an den Schläfen mit Platten und anhängenden Kettchen über den Ohren bestehend, nach Art vorderasiatischer Schmuckstücke gearbeitet, ferner Ohrringe, oft zahlreich in die Läppchen eingesetzt, Nasenringe, im Flügel getragen, massive Halsringe und reich in Zonen gegliederte Brustgehänge, Gürtelketten, Ringe am Ober- und Unterarm, an den Füßen und Zehen und derlei mehr, in verschiedensten Formen gegossen und ziseliert. All das wird in enormer Häufung, namentlich in den Städten, beisammengetragen; die Armspangen bedecken oft den ganzen Unterarm.



Abb. 330 Frauen aus dem Punjab mit reichem Schmuck (Schläfengehänge, Nasen-, Arm-, Fuß- und Zehenringe)
(Naturhistorisches Museum, Wien)

Die Typen dieses mit verschiedenen klappernden und klirrenden Anhangseln verzierten Schmuckes zeigen örtlich und zeitlich sehr weite Erstreckung. Letzten Endes gehören sie alle in die Reihe des schon aus mykenischer Zeit bezeugten Klapperschmuckes, dessen Formen in ganz Ost- und Südosteuropa die Grund-

lage der volkstümlichen Schmuckformen abgeben und als Erzeugnis des islamischen Kunstgewerbes in Zentralasien bis nach Tibet, ebenso in Arabien, am Osthorn Afrikas und im ganzen arabisierten Nordafrika Geltung haben. Vielfach ist dieser Schmuck in Form von Münzengehangen zu reinem Wertschmuck (Brautschatz) geworden; in Indien zeichnet ihn meist reichliche und überaus geschmackvolle Verwendung von Gold und Perlen gegenüber dem vorderasiatischen Silberschmuck aus. Dazu treten eine Anzahl von gedrehten, mit abgekanteten Knäufen versehenen oder aus Kettengliedern zusammengesetzten Arm- und Fußringen, die meistens wieder auf Formen zurückleiten, die in der Spätantike verbreitet waren, ohne daß wir das Ursprungsgebiet dieser oder jener Form heute schon mit Bestimmtheit feststellen können.



Abb. 331. Tochter eines Nabobs, Chandernagor (Mittelindien), mit Kopfschmuck, Schläfenhängern, Kinnkette, Fußringen usw. (Naturhistorisches Museum, Wien)

Sehr zurückhaltend sind die Parsifrauen im Schmuckwesen, doch tragen sie Nasenringe, was die Mohammedanerinnen beispielsweise nicht tun. Güte, Machart und Mode scheiden die Erzeugnisse oft weit voneinander; im Nordwesten sind die Typen ganz mohammedanisch beeinflußt; in Peshawar ist hauptsächlich Silberschmuck üblich; in Ahmedabad, Gujarat usw. erreichen die Goldschmiede und Juweliere den Ruhm höchsten Künstlertums; ihnen gegenüber stehen die plumpen Arbeiten der Dorfhandwerker im ganzen Lande, die mit einfachsten Werkzeugen und Materialien den Schmuckbedarf der Dörfler decken.

Mohammedanische Schönheitspflege (Schminken usw., Färben der Nägel an Händen und Füßen) wird von den Frauen in den Städten überall ausgeübt.

Nur noch zum Schmucke der Rüstkammern zählen heute in

diesen Teilen Indiens die früher hier dem Kriegeradel eigenen Waffen. In engem Zusammenhange mit der persischen Waffenschmiedekunst hat Indien in den kriegerischen Epochen des Mittelalters und der Neuzeit unübertroffene Leistungen auf diesem Gebiete erreicht. Eine der ältesten Waffenformen ist wohl der Bogen, dessen zusammengesetzte Abart, aus aneinandergeleimten Lagen von Holz, Horn oder Tiersehnen hergestellt und mit Lackfarben bemalt, von Norden eingeführt erscheint. Spannringe und Schutz der linken Hand — als Riemenumbindung schon in vedischer Zeit bekannt — weisen die gleichen Beziehungen auf. Lanzen, Hieb- und Stichschwerter, Dolche, gerade oder gekrümmte, zeigen ebenso wie Streitäxte und -kolben oder Handfeuerwaffen Übereinstimmung mit zeitgenössischen Typen aus Persien und dem Abendland, ebenso Ringel- und Plattenpanzer, Schilde u. dgl. Nationalindische Typen sind Stoß- und Parierwaffen aus zwei Antilopenhörnern und quergriffige gerade Dolch (Kuttar). Mittelpunkte der Waffen- und Stahlerzeugung waren namentlich Lahore und Rajputana (Abb. 332 und 333).

Die Metallarbeiten bilden überhaupt einen Ruhmestitel des indischen Kunstgewerbes; in Lahore, Bombay, Amritsar, Muradabad, Benares, Bidar im Norden, im Süden in Madura und Tanjore werden getriebene und ziselierte Kupfer- und Messinggefäße erzeugt, oft auch mit Email- oder Metalleinlagen verziert. Die zahllosen gegossenen Bronzefiguren für den Kult werden namentlich in Benares hergestellt. Die Arwalliberge liefern reichliches Kupfer als Rohmaterial; die Schmelzöfen haben hier ganz ansehnliche Größe und werden mit Schlauchblasebälgen aus Leder betrieben. Die Eisenbereitung blüht besonders in der Rajputana bei Delhi und in Niederbengalen (Kalkutta). Die Blasebälge haben hier ebenso wie in den Dorfschmieden aufrechte zylindrische Windkessel aus Holz mit dehnbaren Lederkappen, die von elastischen Bambusstöcken hochgespannt und mit den Füßen niedergetreten werden, oder sie sind ganz in Schlauchform mit verschließbarem Schlitz hergestellt. Die Feinschmiede und Silberarbeiter verwenden auch Blasrohre zum Anfachen des Feuers (Abb. 334). Die „Hochöfen" sind durchschnittlich etwa 5 m hoch.

Wunderbar feine Seiden- und Leinenstoffe, mit Gold und Silber durchwirkt, mit Stickerei verziert und bedruckte oder durch Unterknüpfen gefärbte Gewandstoffe bilden seit den Tagen

des Altertums einen Ruhmestitel Indiens. Die kleinen Dorfweber stellten mit einem dem unseren ähnlichen **Webstuhl** billiges Wollzeug für den allgemeinen Bedarf her, das bis vor kurzem gegen jede Konkurrenz siegreich war. Die **Spinnerei** ist größtenteils Hausarbeit. Zur Wollbereitung dient eine Samenquetschmaschine, die aus zwei in einem Rahmen eingespannten Walzen besteht und, wie in Europa und im Orient der Zupfbogen, die Baumwolle auflockert (Abb. 335). Zum Walken hat man eine eiserne Rollspindel und zwei Walkbretter; lackierte Rohrstäbchen werden als Rocken, Bambus- oder Eisenstäbchen mit tönernen Wirteln als Spindeln verwendet. Die Spinnräder,

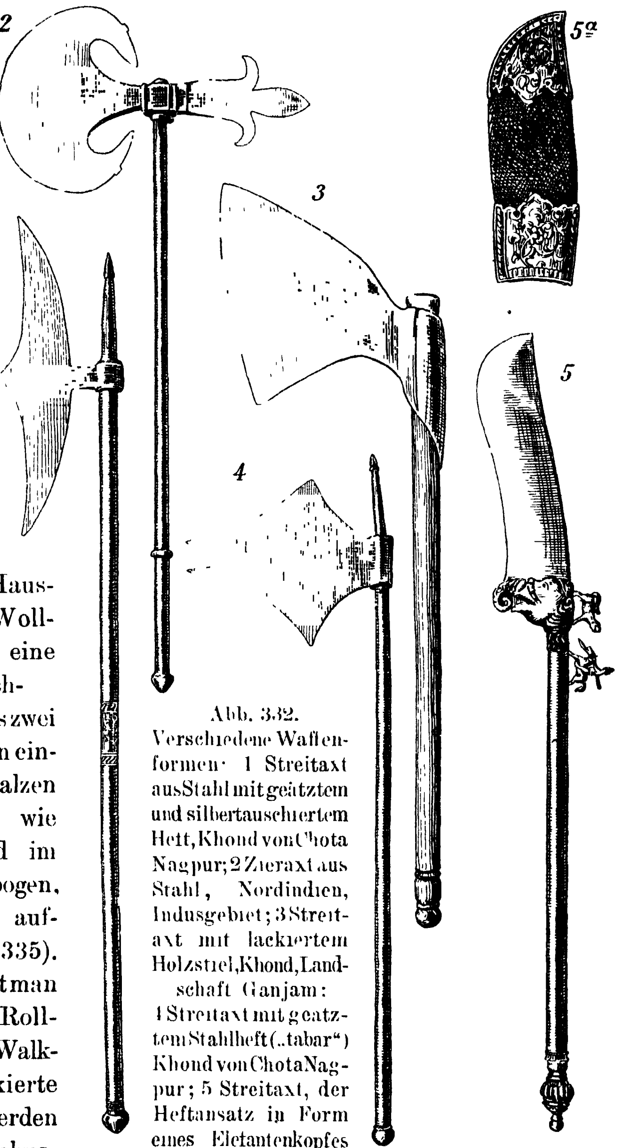
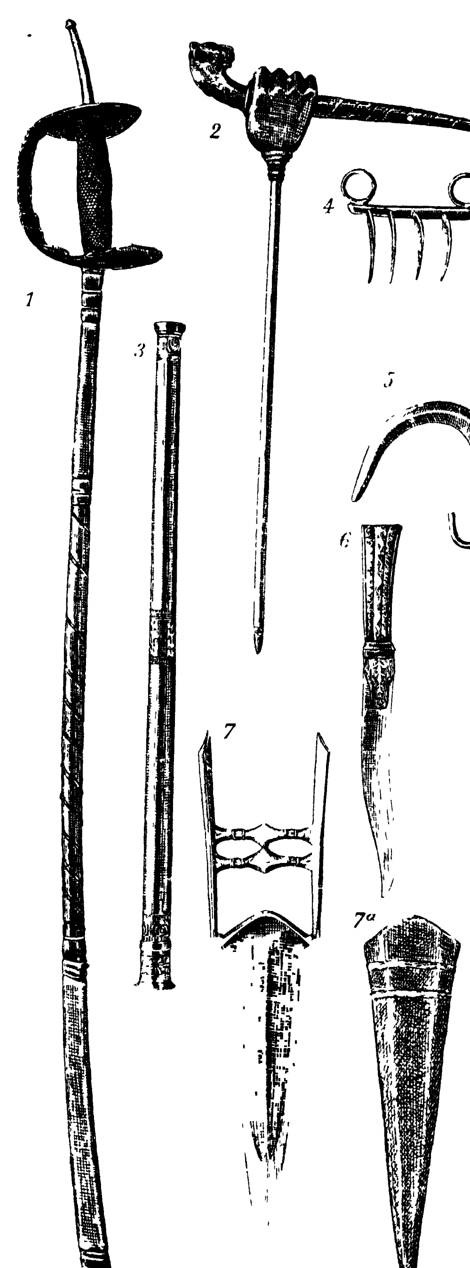


Abb. 332. Verschiedene Waffenformen: 1 Streitaxt aus Stahl mit geätztem und silbertauschiertem Heft, Khond von Chota Nagpur; 2 Zieraxt aus Stahl, Nordindien, Indusgebiet; 3 Streitaxt mit lackiertem Holzstiel, Khond, Landschaft Ganjam; 4 Streitaxt mit geätztem Stahlheft („tabar") Khond von Chota Nagpur; 5 Streitaxt, der Heftansatz in Form eines Elefantenkopfes gestaltet, auf dem Heftrücken Reiter, einen Tiger stellend, im Griff ein Dolchmesser mit korbförmig durchbrochenem Heft eingeschraubt, die Scheide mit vergoldetem, getriebenem Beschlag verziert, Bhuj und Kach, Nordwestindien

(1, 3 und 4 Naturhist. Museum, Wien, 2 und 5 Lindenmuseum, Stuttgart)



Garnwickler usw. gleichen vollkommen den im Mittelmeergebiet gebräuchlichen Formen.

Die höberen Erzeugnisse der Keramik, die an Zahl hinter den Metallgefäßen weit zurückstehen, erweisen sich als unmittelbare Ableger persischer Vorbilder; die Töpfereien, wie sie jedes Dorf besitzt, halten an den einfachsten Gefäßformen, bauchigen, unglasierten Urnen für Wasser, Näpfen, Schüsseln und Krügen fest, weil die Speisegebote und die aus ihnen leicht erfolgende Verunreinigung der Gefäße nur deren kurzen Gebrauch erlauben. Das Töpferrad ist ganz niedrig und wird

Abb. 333 Verschiedene Waffenformen: 1 Degenkeule aus Eisen; 2 und 3 Fakirwaffe aus Messing mit Eisendolch (man beachte den tierhornförmigen Schlagteil mit niellierter geätzter Scheide; 4 Faustwehr (baghnak d. h. „Tigerklaue"), zum Verbergen in der Hohlhand; 5 Elefantentreibstachel („ankus"); 6 Armdolch („bichwa"), im Gewande verborgen getragen mit silbertauschiertem ringförmigem Heft; 7 und 7a Stoßdolch („kuttar") mit silbertauschierten Bügeln und Lederscheide. Herkunft von 1, 5, 6 Maratha, von 7 Rajput und Sikh

(Naturhistorisches Museum, Wien

durch eine auf einem Zapfen frei sich drehende große Holzscheibe gebildet, die mit einem Stock (s. u. S. 528 f.) in Bewegung gesetzt wird. Doch kommt es auch noch vor, daß der Topf auf der Unterlage feststeht und der Töpfer bei der Arbeit um ihn herumläuft.

Der Drechsler arbeitet hockend an einer einerseits fest in einem Pflock eingesetzten, andererseits nur an einen solchen angelehnten Drehspindel, die mit einer Schnur gequirlt wird, wie auch sonst im Orient. Hierher gehört auch der sogenannte „Pumpenbohrer", ein auch in Europa bekanntes Instrument.

Die Korbflechterei ist mehr Hauswerk als Handwerk zu nennen und erzeugt ungeheuer vielfältige Gebrauchsartikel, Matten, Körbe, Siebe, Teller, Worfelschaufeln usw.

Sehr mannigfaltig sind die Verkehrsmittel. Die Wagen sind wie in vedischer Zeit zweirädrig; Sänften dienen der Beförderung Vornehmer; die Boote stellen oft richtige schwimmende Häuser dar. Naturgemäß hat sich ein weitverzweigtes Straßennetz ausgebildet. Der Verkehr ist seit uralter Zeit bis ins einzelne geschäftsmännisch geregelt (Abb. 336).

Bezüglich der wirtschaftlichen Verhältnisse ist Nordindien als ein Gebiet des Kleingrundbesitzes gekennzeichnet. Das gesellige Leben untersteht in allen seinen Äußerungen überall und immerdar den Geboten der Kaste, die ihr wesentliches Beharrungsvermögen in den Heiratsgeboten finden. Meist bestehen innerhalb der endogamen Kasten exogame Untergruppen, bei den Rajputen, Prabhu usw. nach einem imaginären Ahnherrn benannt, in Bihar kommen örtlich umschriebene, nach Heiligen und spottweise nach Tieren benannte Gruppen vor, wohl als letzte Ausläufer totemistischer Anschauungen.

Vor allem hat das indische Kastenwesen in den die Zeiten überdauernden volkstümlichen religiösen Satzungen, die das Leben des einzelnen für den Alltag regeln, eine wesentliche Stütze besessen.

Die ersten deutlichen Angaben über kastenmäßige Unterschiede in der Bevölkerung Indiens enthält das Gesetzbuch Manus aus dem vierten Jahrhundert v. Chr., das unter dem Namen der vier Varnas (eig. „Farben") die folgenden Schichten in der Bevölkerung unterscheidet:

1. Brahmanen oder Priester,
2. Kschatriyas oder Krieger (Adelige),
3. Vaischyas oder Bauern und Städter,
4. Parias oder die unterworfenen dunkelfarbigen, nichtarischen Bevölkerungselemente (heute meist mit dem Namen Sudras bezeichnet).

Steht diese Unterscheidung im Wesen eigentlich einer ständischen Gliederung nahe, so entsprechen dem indischen Kastenbegriff von heute dafür um so mehr die sechzehn gemischten Kasten Manus, die angeblich durch Zwischenheiraten entstanden sind, die sich aber ihrem Wesen nach den „Zünften" und „unreinen Gewerben" des Mittelalters nähern. Die Mehrzahl der hier aufgezählten Kasten bezieht sich nämlich auf bestimmte Berufsarten und Gewerbe, andere Gruppen tragen ihren Namen nach Städten und Ländern, wo bestimmte Handwerke in besonderem Ansehen standen: unter den unreinen Kasten (Pa- s) sind vor allem Namen der einheimischen dunkelfarbigen Völker zu finden. Sind bei diesen, wie bei primitiven Gruppen überhaupt, die Eheschließungen auf Stammes-



Abb. 331 Indischer Silberarbeiter aus dem Punjab
(Nach L. H. Fischer)

angehörige unter sich beschränkt gewesen, so neigten gewiß auch die Verbände zunftmäßiger und ständischer Art wie anderwärts zu einer Beschränkung der Heiraten auf „standesgemäße" Verbindungen. In erster Linie war naturgemäß solchen Einschränkungen der Vollzug religiöser Zeremonien ausgesetzt, die aber fast das halbe Leben der Inder zu allen Zeiten ausfüllten, so daß eine peinlich eingehaltene Wertung nach der Gruppenzugehörigkeit von hier leicht auf alle Einzelheiten des gesellschaftlichen Verkehrs überhaupt, namentlich den persönlichen Verkehr und die Speisesitten, übergreifen konnte

Damit sind aber eigentlich schon alle die treibenden Kräfte gegeben, welche die formell allerdings ungemein verwickelt anmutende Kastenordnung Indiens geschaffen haben. Kaste bedeutet demzufolge heute eine Gruppe von Familien mit gemeinsamem Namen — vielfach von einer Beschäftigung hergeleitet —, welche gemeinsamer Abstammung zu sein behauptet, meist endogam ist, d. h. nur innerhalb



Abb. 335. Männer mit Bogen zum Aufflocken der Baumwolle. Madras
(Museum für Völkerkunde, Berlin)

ihrer Gemeinschaft heiratet, und deren Mitglieder — theoretisch — alle dem gleichen Berufe nachgehen. Solche Kasten bestehen heute in Indien zu Hunderten, mit zahllosen Zwischenstufen der sozialen Wertung einzelner Gruppen innerhalb großer Kasten und von einer Kaste zur andern, zufolge Wanderung, Wechsel der Beschäftigung usw.

Der Wunsch zu sozialem Aufstieg bei eingeborenen Stämmen, Übertritt Niedrigstehender zu einer höher geachteten Kaste, der Wunsch des Aufsteigens einzelner Wohlhabender und die Zulassung von Frauen in höhere Kasten durch „Emporheiraten" (Hypergamie), endlich der soziale Fortschritt ganzer Gruppen sind wichtige Triebkräfte in der Entwicklung des anscheinend so starren Systems, deren Wirken nur gleichsam wie bei einem allzurasch erstarrenden Guß in tausend Einzelheiten immer wieder dauernd festgehalten wird.

Nach ihren Entstehungsgrundlagen treten die folgenden Kastentypen deutlich als Kernstock des ganzen bunten Gemenges heraus.

1. Stammkasten (Familiengruppen gemeinsamen Ursprungs): die Ahir, Hirten; die Dom, Scharfrichter, Leichenbestatter usw., hauptsächlich im Gangeslande; die Nayar und Vellalan in Südindien.

2. *Professionskasten*: als vornehmste die Brahmanen, die Kayasth Schreiber, Banianen Kaufleute, Chamar Gerber usw.

3. *Sektenkasten*, wie die Lingaiten, Yogi.

4. *Nationale Kasten*, wie die ursprünglich aus einem Stamm hervorgegangenen Maratha, die Newar usw., wobei nicht mehr der Stamm die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung bildet, wohl aber gewisse gemeinsame Überlieferungen die alte Zusammengehörigkeit der Mitglieder erkennen lassen. Weitaus überwiegend sind demgegenüber die *Mischkasten*, so bunt und vielgestaltig in ihrer gesellschaftlichen Stellung, als sich dies bei Zwischenheiraten beim Festhalten aller ererbten Satzungen des Blutes ergibt.

Fast überall in Nordindien treten die erwähnten Gruppen zu *Orts- und Dorfgemeinschaften* zusammen, in denen naturgemäß noch andere Berufe, *Maurer*, *Stein- und Ziegelarbeiter*, *Schmiede*, *Tischler*, *Weber* u. dgl., ferner *Tempelschließer*, *Wahrsager*, *Exorzisten* ihren Platz finden, derart, daß sie mehr noch als in Rußland eine vollkommen geschlossene Wirtschaftsgemeinschaft darstellen, unter denen die *bäuerlichen* Elemente allerdings eine entscheidende Rolle spielen.

Orakelwesen, Aberglauben, Abwehrzauber und Tageswahl während der Schwangerschaft und nach der *Geburt eines Kindes* weisen oft überraschende Beziehungen zum Volksglauben Europas auf. *Mannbarkeit* von Burschen und Mädchen wird fast allgemein auch hier mit verschiedenen Bräuchen umgeben. Die Äußerlichkeiten der Feier sind fast dieselben wie bei den Hochzeiten, so das Zeremoniell des Sitzens, ferner Opferfeuer, Bad, Festschmuck u. dgl.; daß auch hier eine alte Buschzeit früher bekannt war, lehrt die rituelle Bekleidung des Deshasthknaben mit einem Fellstück; er bekommt einen Palascha-

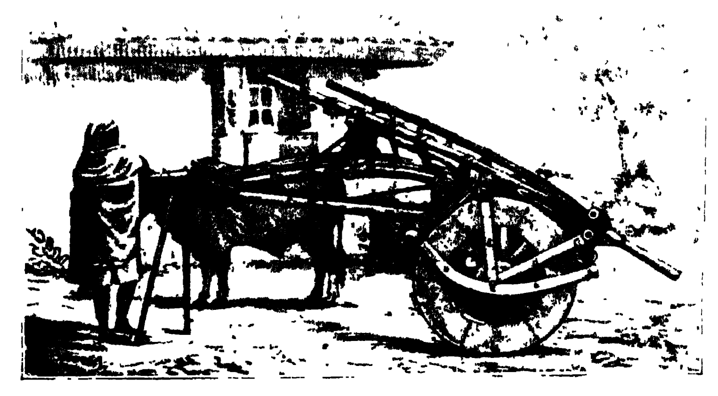


Abb. 336. Eingeborenenwagen aus Bihar, Nordindien. Je ein Speichenpaar umfaßt die Nabe, die Räder sitzen fest auf der Achse innerhalb des Wagengestells
(Nach Grierson)

stab (Butea frondosa), d. h. wohl ursprünglich einen Blattwedel, in die Hand und wird mit einer dreifachen geweihten Grasschnur und einem Lendentuch umgürtet.

Mehr noch ist die Mädchenweihe in die Hochzeitsbräuche einbezogen, was in Anbetracht der üblichen Kinderehen nicht verwunderlich erscheint (Abb. 337).

Die Ehegebräuche der Hindus sind ungemein verwickelt, umfassen aber wie bei den meisten Indogermanen der Hauptsache nach folgende Punkte:

1. Vorbesprechung und Abmachung des Heiratsvorschlags durch Mittelspersonen, Vereinbarung des Brautpreises bzw. der Geschenke.

Bei den höheren Kasten findet zugleich mit dem Austausch dieser Mitgift

2. die Verlobung statt. Dabei wird das Horoskop der Brautleute verglichen, der glückliche Tag für die Hochzeit oder zunächst die Salbung mit Turmerik (Curcuma longo) bestimmt.

3. Die Anrufung der Familienahnengeister findet meistens im Hause der Braut und des Bräutigams getrennt statt. Es folgt dann

4. der Auszug des Bräutigams zur Braut mit feierlichem Geleite.

5. Die Begrüßung des Bräutigams durch den Vater und die Mutter der Braut, wobei meist symbolisch Speise, Wasser zum Waschen der Füße usw. angeboten wird.

Vom Bräutigam müssen ebenso wie später von der Braut auch im Hause der Schwiegereltern die Ahnengeister in hergebrachten Formen begrüßt werden.

6. Die Trauung selbst wird mit einer Fülle symbolischen Beiwerks ausgestattet.

Regelmäßig wird das Paar in einen eingefriedeten Platz oder unter einen Laubbaldachin (vgl. auch später über Baumehe S. 545) geführt, wo sie auf Stühle — die Braut links neben dem Bräutigam — gesetzt werden. Dabei werden die Hochzeitslampen entzündet, nach altindischem Ritus (namentlich bei den Brahmanen) wird auch ein Opferfeuer genährt. Das Umschreiten dieses Feuers, d. h. des häuslichen Herdes, mit sieben Schritten bildete bei den Brahmanen den bindenden Ritus der Hochzeit. Anderwärts wird bis zum „glücklichen Augenblick" zwischen das Paar eine Matte mit dem glückbringenden Svastikazeichen gehalten, auf das sie unentwegt den Blick richten müssen (Maratha, Deshasth), dann haben sie sich

die Hände zu reichen, oder sie werden mit Blumenkränzen verbunden u. dgl. Ursprünglicher scheint es, wenn die Bengal-Brahmanen beide gemeinsam mit einem Tuch verhüllen. Vielfach werden auch ihre Kleider miteinander verknüpft und erst nach einigen Tagen wieder gelöst.

Fruchtbarkeitsriten sind vor allem das hiebei stattfindende Bewerfen des Paares mit Reis, Mangofrüchten usw., Ausgießen von Wasser, wie auch das wiederholte feierliche Bad der Brautleute vor und nach der Hochzeit. Die Abfolge der Bräuche ist überhaupt gewissen Schwankungen unterworfen.



Abb. 337. Jugendliches Rajputen-Ehepaar im Hochzeitsschmuck mit den nächsten Verwandten (Nach K. Boeck)

Das Bestreichen der Stirn der Braut mit roter Farbe durch den Bräutigam (Bengalen) scheint eine den drawidischen Bräuchen entlehnte Übung zu sein; auch Baumverehrung durch Opferhandlungen (Deshasth, Maratha) gehört hieher.

In der Regel kehrt die Braut eine Zeitlang in das Haus ihres Vaters zurück. Erst später folgt die Feier der Ehegemeinschaft. Bei den Bengal-Brahmanen gehört die Errichtung eines öffentlichen mit Blumen geschmückten Beilagers hieher, woran sich einige Tage später eine symbolische Vorführung der Arbeit als Mann und Frau schließt; anderwärts essen die beiden unter allerhand Neckereien Betel miteinander; bei den Deshasth-Brahmanen richten die Weiber der jungen Frau aus einem in Lappen gewickelten Stein einen Schoßknaben zurecht; bei den Rajputen wird vor der Heimführung von

dem Paar Blut dem kleinen Finger entnommen und mit Betel verzehrt usw. Vielfach wird die Pubertätsfeier der als Kinder verheirateten Mädchen mit diesen Festen vereinigt, als deren Bestandteil zeitweilige Abschließung des Weibes in einem besonderen Raum unter Bewachung, mindestens aber rituelle Verhüllung und Fasten mit nachfolgender Reinigung, Bekleidung mit der Tracht der Erwachsenen typisch wiederkehren.

Im Punjab, bei den Jat, Rajputen und bis in die Halbinsel hinein lassen sich Überreste der Polyandrie feststellen.

Auf mutterrechtliche Vergangenheit führt man es zurück, wenn — beim Fehlen männlicher Nachkommen — in Kaschmir usw. unehelich gezeugte Kinder der im Hause verbliebenen Tochter die rechtlichen Erben werden; doch scheint es sich hier meist um späteren Rechtsbrauch zu handeln; ist doch das Erbtochterwesen auch in Europa weit verbreitet. Witwenverbrennung nach dem Tode des Gatten war — solange sie bestanden hat — nur in den höchsten Kasten im Schwang; bei den niederen Kasten ist meist Wiederverehelichung mit einem jüngeren Bruder des Mannes erlaubt, was teils auf Polyandrie, teils auf das Levirat hinweist. Zivilisation der höheren Kasten führt bei diesen zu strengster Abschließung der Frauen vor und in der Ehe, ganz wie bei den Mohammedanern. Dagegen schließt das Gastrecht an den Frauen, wie es die Jat und iranische Gruppen im Punjab üben, an mittelasiatische Bräuche an.

Die Mohammedaner befolgen bei der Eheschließung die Vorschriften ihres Glaubens, ebenso bei der Totenbestattung; die Hindu verbrennen die Toten nach erfolgter Aufbahrung und Reinigung auf Scheiterhaufen (Abb. 338 und Taf. XVII); die Asche übergibt man womöglich den heiligen Fluten des Ganges. Jährlich wiederkehrende Opfer von Reiskugeln dienen wie in vedischer Zeit der Erhaltung der Seele im Jenseits (Schraddha-Opfer.)

Religiöse Übungen, Anrufungen, Opfer, Reinigungen, Wallfahrten nach einer der zahllosen heiligen Stätten Indiens füllen fast den halben Alltag und das halbe Leben der Hindu (Abb. 339). Die ungeheuren Tempelstätten, die heiligen Teiche sind tagaus, tagein voll von der bunten Menge, die in allen Formen, von der heißesten Hingabe bis zur mechanischen Nachahmungssucht Reinigung, Erlösung und das Heil erfleht, ein Zustand überhitzter Religiosität, der an zahlreichen halb geistlichen, halb weltlichen Festen sich immer wieder entzündet. Aus ihr ziehen auch die „Fakir“ oder

„Yogi“ benannten Fanatiker dauernde Aneiferung. Das sind jene Elemente, deren Lebensgewohnheiten und Talente, durch Autosuggestion und Massensuggestion erklärbar, halb den Asketen, halb Gauklern und Possenreißern abgelauscht erscheinen.

Eine Unzahl von Zauberpraktiken beziehen sich wie bei uns auf den Ablauf des bäuerlichen Arbeitsjahres, bei Aussaat, Ernte, mangelndem Regen usw.; auch individueller Aberglaube an Hexen und Totengeister besteht hier wie dort.

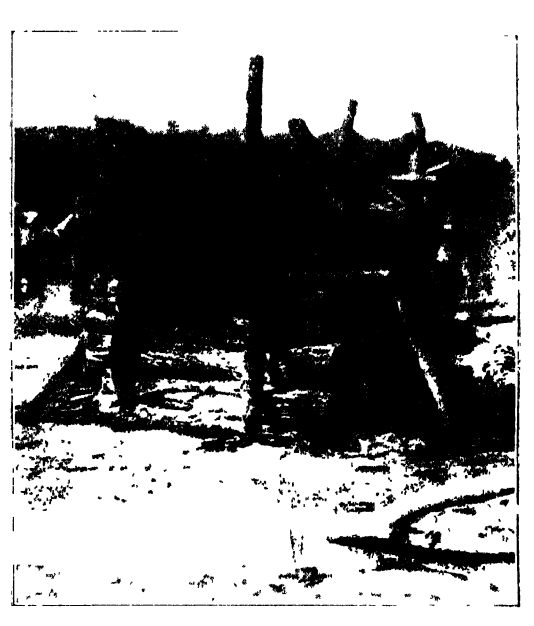


Abb. 338. Brennender Scheiterhaufen mit Sikhleiche
(Nach Dr. Leonhard Adam, Berlin)

Zu den jahreszeitlichen Festen, die sich durch ganz Nordindien und bis Südindien verfolgen lassen, gehört die Entzündung von „Sonnwendfeuern“, die im Winter, wie zur Tagundnachtgleiche oder auch zur Sommersonnenwende genährt werden, wobei allgemein Schimpfreden und Ausgelassenheit zum Festbrauch gehören. In der Regel werden die Feuer auch übersprungen oder durchschritten. Bei manchen Gruppen in Bihar wie in Madras, bei den Badagas in Südindien gehört es zu den Obliegenheiten der Stammespriester, einen solchen Feuerweg entlang einem schmalen Graben zum Segen von Dorf und Flur zu gehen.

Im Kanagradistrikt feiern junge Mädchen das Fest des Çiva und der Parvati im März und April, indem sie in Körbchen Dubgras und Blumen sammeln und zehn Tage lang unter Tanz und Gesang zu Haufen legen. Dann werden zwei oben dreifach gegabelte Zweige mit Lehmbildnissen von Çiva und Parvati geschmückt, in die Haufen gesteckt und die beiden verheiratet. Nach einem Fest werden sie in den Fluß geworfen und betrauert. Manchmal necken



Abb. 339. Pudscha, religiöse Zeremonie (täglich wiederkehrendes Anstreichen, Schmücken und Besprengen der Idole usw.), Benares
(Naturhistorisches Museum, Wien)

sie die Burschen dabei und fischen die Bildnisse wieder auf (vgl. unsere Maibräuche).

Ein anderer Brauch, der schon im altindischen Agnikult auftritt, ist das Schaukeln, gleichfalls von Dardistan bis Birma und über die ganze Halbinsel hier und dort zu verfolgen. In Bengalen findet ein besonderes Fest des Schaukelns des Hirtengottes Krishna statt, wie ja auch die Legende von den schaukelnden Hirtenmädchen, die der Gott mit seinem Flötenspiel bezaubert, auf diesen Brauch besonderen Bezug nimmt.

Als Kunst geselliger Art seien neben dem Märchenerzählen, das zum tagelangen Ergötzen der Menge namentlich bei den Volksfesten auf offener Straße von Berufserzählern ausgeübt wird, das auf eine ehrwürdige Geschichte zurückblickende Theater und die Musik erwähnt. Diese sagt uns in der Form des Gesanges mit Begleitung von Saiteninstrumenten und Tamburins am meisten zu; in ihrer orchestralen Entfaltung (Saiteninstrumente, Flöten, Pfeifen, Hörner, Pauken usw.) mutet sie uns fremdartig an. Architektur,

Malerei und Plastik stehen ganz im Dienste der indischen Religionen und haben allenthalben derart hohen Rang erreicht, daß in unserer „ethnographischen", d. h. volkskundlichen Beschreibung nicht der Ort erscheint, um sie als weltgeschichtliche Kulturleistung zu würdigen.

Jeder größere Tempel verfügt über eine Anzahl von Natschmädchen, das sind „Tänzerinnen" (portugiesisch Bajaderas), von deren seicht frivolen Darbietungen viele Reisende erzählen. Ursprünglich ist ihr Tanz indes kultliche Verrichtung und Begleitung gottesdienstlicher Handlungen, und letzten Endes ist ihr Ursprung die altorientalische sakrale Tempelprostitution (Abb. 340).

Kraftspiele der Bauern und Kinderspiele fußen hier auf den gleichen Grundlagen wie überall.

6. Geschichte der indischen Religionen

a) Der Brahmanismus

Wohl in keinem anderen Lande der Welt hat die Entwicklung der Religionsformen einen so wesentlichen Einfluß auf den Gang der Kultur genommen wie gerade in Indien. Die vedisch-brahmanische Religion der alten Arier hat, in ihrem Anwachsen vielfältig mit alteinheimischen Vorstellungen vermischt, eine priesterliche und geistliche Organisation ohnegleichen entwickelt, die sich mit ihrer Förderung des Kastengeistes wie ein unentrinnbares Netz über das buntgemengte Volksleben Indiens legte mit unzähligen verknüpfenden und doch wieder trennenden Fäden zwischen Gruppe und Gruppe. Der von Buddha gestiftete Erlösungsglaube andererseits hat, früh in Schulen und Klöstern eine ausgebreitete Organisation sich schaffend, in ausgiebiger Missionstätigkeit der Kultur Indiens eine Verbreitung weit über die Grenzen der Heimat hinaus gesichert und sie hundertfältig namentlich in Hinter-



Abb. 340. Tänzerin aus Delhi mit Nasenring, Scheitelgehänge usw. (Nach L. H. Fischer)

indien und dem Malaiischen Archipel fruchtbar und wirksam gemacht. Es ist uns ein kulturgeschichtliches Gebot, das Werden dieser Dinge hier kurz zu streifen.

Die alteinheimischen Religionen Indiens sind gewiß nicht zu allen Zeiten und bei allen Völkern gleichartig gewesen. Den sichersten Fingerzeig für die Artung derselben gewähren uns die primitiven religiösen Anschauungen mancher Drawida- und Mundastämme, unter denen namentlich Totemismus, Ahnenverehrung und Dämonenkult uraltertümlich sind. Ersterer bezieht sich sowohl auf Tiere wie auf Pflanzen, aber auch auf mineralische Substanzen, Kunstprodukte u. dgl., was als späte Verbildung aufzufassen ist. Die Ahnenseelen treten heute meist als Haus- und Herdgeister auf, die altertümlichere Identifizierung mit Baum- und Tiergeistern ist die Wurzel für den in Indien philosophisch entwickelten Wiedergeburtsglauben geworden. Die Herkunft der konkreten Göttergestalten des späteren Brahmanismus ist noch ziemlich ungeklärt. Im übrigen finden wir bei den Waldstämmen ein Vorwalten dämonischer Gestalten, die im Wald, auf Bergeshöhen und in Gewässern lebend gedacht werden, daneben Dorf- und Flurgötter der Ackerbauer. In diesen etwas verschwommenen Vorstellungen haben sich die Drawida usw. gewiß enge mit den einwandernden Ariern berührt, die die Vorstellungen von Haus- und Herdgeistern, Wald- und Flurgöttern, schweifenden Dämonenzügen (Rakshasas) und Himmelsgeistern (Gandharven) wie andere indogermanische Stämme als ältesten Glauben in ihr neues Wohngebiet mitbrachten. Auch in seinen



Abb. 341. Çiva vor der Schlange tanzend. Die Hände halten einen Feuerbrand und eine Sanduhrtrommel. Den Leib umschlingt ein Kranz von Totenschädeln
(Nach Gehring, Indien)

höheren Schöpfungen charakterisiert sich dieser alte, in den Veden niedergelegte Glaube mit seinen Sonnen-, Mond-, Gewitter- und Erdgottheiten usw. als „Naturreligion“, wie sie das Erbgut aller arischen, auch der europäischen Völker aus gemeinsamer Urzeit bildet. Ebenso kehren die Zeit und Art der jahreszeitlichen Opfer, die Feste mit ihren Fruchtbarkeitszeremonien und Spielen, wie sie das alte Indien kannte, im Volksbrauche Europas überraschend wieder. Die hieran anknüpfende Weltanschauung hat innerhalb der immer breiter werdenden Menge von Priestern für die zahlreichen Opfer, Anrufungen, Kulthandlungen vielfach einen sehr philosophischen Charakter angenommen und zu den verstiegensten Spekulationen geführt; anderseits besiegelte dies den Niedergang ihrer Volkstümlichkeit, und es haben im „Mittelalter des Brahmanismus“, wie ich es nennen möchte, andere mit dem primitiven Kulturleben viel sinnfälliger verbundene und heroischere Gestalten im Volksglauben das Übergewicht gewonnen.



Abb. 342. Linga- und Yoni-Idole mit opfernden Brahmanen, Benares
(Nach K. Boeck)

Die von Entsagung und Askese geforderte weltabgewandte Geistigkeit des Priestertums gipfelt in der Lehre von der Scheinbarkeit alles Seienden und der Einheit alles Geschehens in Brahma, der Weltseele, die nur mehr über der Vielheit der alten Götter thront. Versenkung in Brahma allein bringt Erlösung von allen Übeln. Der volkstümliche Kult andererseits, im Vedasystem durch bildlich greifbare Darstellung der Götter kaum gestützt, lehnte sich an konkretere Gestalten an, die bald schon in der Zeit der großen Epen Mahabharata und Ramayana — den gesamten Gedankenkreis beherrschten. Es sind dies vor allem Çiva, der Gott der zwischen Zeugung und Tod ewig sich erneuernden Fruchtbarkeit (Abb. 341), dessen Symbol Linga und Yoni, eine Steinsäule in einem schüsselförmigen Untersatz mit Ausgußschnabel, auf einen phallischen Kult deutet (Abb. 342) und dem auch „Nandi“, der Stier, heilig ist, und Vishnu, das erhaltende Prinzip im Leben (Abb. 343). Beide

sind nur als die mythische Zusammenfassung zahlreicher Einzelgestalten, Götter und Heroen anzusehen, von denen jeder mit seinen besonderen Attributen, Kulten und Mythenkreisen ausgestattet ist. Die spekulative Religionsphilosophie erst hat sie jeweils als besondere Verwandlung („avatara") des Gottes Vishnu u. dgl. bezeichnet. Brahma wird mit diesen beiden in philosophischen Systemen zu einer Dreiheit vereinigt, genießt aber kaum eine Verehrung. Als Gemahlin Çivas gilt die freigebige mächtige Parvati, oft aber auch die alte furchtbare Durga oder Kali (Taf. XIX, Fig. 1, Abb. 305 und 306), als Gemahlin Vishnus die (vedische) Glücksgöttin Lakshmi (Taf. XX, Fig. 1), als die Brahmas die (gleichfalls vedische) Sarasvati, die Göttin der schönen Künste. Im Gefolge Çivas erscheinen ferner seine Söhne Vighneçvara oder Ganeça (Taf. XIX, Fig. 2), der elefantenköpfige Gott der Weisheit, und Subrahmanya oder Karttikeya (Skanda im Norden), der sechsköpfige Kriegsgott. Nach dem Abklingen der buddhistischen Ära sind diese Kultgestalten in ganz Indien die herrschenden geworden, Çiva bis heute vornehmlich im Süden und Osten (Bengalen). Hier ist auch der „Çaktidienst" zu Hause: Verehrung der finsteren Erd-, Todes- und Krankheitsgöttin Kali, der sich im Süden auch die unter dem Namen von neun verschiedenen „Amman" bekannten Muttergöttinnen (Ellamman, Mariamman usw.) anschließen. Der Çaktidienst verfügt über eine eigene Sekte, die durch nächtliche Tänze und Orgien im Dienste der Göttin übel beleumundet ist.

Was alles an alten einheimischen und weiter verbreiteten Vorstellungen in diesem Götterwesen sich zusammengefunden haben mag, ist in Anbetracht des überwältigenden Interesses, das die altarische Religionsphilosophie Indiens bisher gefunden hat, eigentlich noch recht wenig überdacht worden. Sicher bestehen zahlreiche uralte Zusammenhänge zwischen der Kosmogonie der Inder und Mittel- bzw. Vorderasien (Weltenberg, Gliederung des Weltgebäudes), wie auch in den çivaitischen und anderen Kulten Beziehungen zum Norden und Westen erkennbar sind, Erscheinungen, die mit dem Gang der materiellen Kultur in voller Übereinstimmung sich befinden.

Ferner fanden sich in Südindien zahlreiche — schon altdrawidische — Lokalgottheiten, wie der affenköpfige Gott Hanumat (Hanuman), der auch in das vedische System Eingang gefunden hat, vielleicht auch die Reitergötter (Ravutas) u. a. m. (Taf. XX, Fig. 2 und 3, und Taf. XIX, Fig. 3).

Im Dienste Çivas ist in Südindien etwa im zwölften Jahrhundert die Sekte der Vira Çaiva oder Lingaiten entstanden, charakterisiert durch die fast ausschließliche Verehrung Çivas unter dem Symbol eines in einem Büchschen um den Hals getragenen steinernen Linga; sie leben in mönchischer Organisation unter Nichtanerkennung des Kastenunterschiedes. Unter diese Gruppen sind auch die hauptsächlich im Norden verbreiteten Asketen „Yogi" und Fakire zu rechnen, Gaukler, Wahrsager, Zauberer, die aus den alten indischen Büßern hervorgegangen sind und etwa seit dem fünfzehnten Jahrhundert organisierte Gruppen bilden (Abb. 344).

In den Kreis der Vishnuverehrer fällt der ziemlich üppige Dienst **Krishnas**, des liebeständelnden Hirtengottes, der hauptsächlich in Bengalen verbreitet ist (Abb. 345).

Im übrigen ist die Entfaltung des **Sektenwesens** in Indien eine ganz ungeheuere; das Volk kann sich ja in einer Unzahl tagtäglich wiederholter religiöser Leistungen und Übungen kaum genug tun und ist immer bereit, neue Lehren und Gebote anzunehmen.

Hier sei nur noch die zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts entstandene Sekte der **Sikh** genannt, die im Anschluß an mohammedanische Lehren nur einen Gott anerkannte, Vielgötterei, brahmanisches Rituell, Wallfahrten und Kastenwesen verwarf und religiöse Duldsamkeit predigte, im siebzehnten Jahrhundert aber die Verteidigung ihres Glaubens mit dem Schwerte unternahm, wobei ihre Mitglieder zu einer Art nationalen Kriegeradels in Nordindien sich aufschwangen.



Abb. 343. Vishnu. Ein Handepaar läßt die Laute fallen, das zweite hält die Tritonsmuschel und das Rad. Auf der Stirn Sektenmal aus weißer Asche, zu Häupten der Baldachin aus sieben Naga-(Brillenschlangen)
(Nach Gehring, Indien)

b) Der Buddhismus

Der innere Zerfall der alten vedisch-brahmanischen Religion infolge abstrakter Spekulation einerseits und rein äußerlich betriebenen Kultes andererseits hat im Verein mit sozialen Ursachen, Verschärfung des Kastenunterschiedes usw. im sechsten Jahrhundert v. Chr. im Schoße des stets zu religiöser Vertiefung neigenden Volkes Nordindiens zur Schaffung einer sich an alle ohne Kastenunterschied wendenden Religion der Duldsamkeit und inneren Erlösung geführt, des **Buddhismus**.

Ihr Begründer „**Buddha**“ (eigentlich der „Erleuchtete“) wurde nach der Legende etwa im sechsten Jahrhundert v. Chr. von der „Maya“ (= Mutter), der



Abb. 344. Wundertätiger Yogi in Benares, der als Heiliger verehrt wird. Die Stellung des Yogi entspricht genau der des Standbildes wie auch der der Buddhabilder (Nach K. Boeck)

Frau des Çakyafürsten Çuddhodana im Lumbinihaine unweit Kapilavastu (am Rohiniflusse, nordöstlich von Benares nahe dem heutigen Gorakpur gelegen), wo die Frau von Wehen befallen wurde, geboren. Neben dem Familiennamen „Gautama" soll er den Namen „Siddharta" bekommen haben (eigentlich „einer, der sein Vorhaben vollführt hat"), doch ist diese Bezeichnung ebenso wie die eines „Çakya-muni", eines Çakya-Weisen, ihm wohl erst später zugekommen. Seine Jugend — von der Legende so wie sein ganzes Leben meist phantastisch ausgeschmückt — verbrachte er stiller und eingezogener als je ein Prinz, was zu Klagen der Eltern seiner Frau und zu einer glänzend bestandenen Ritterlichkeitsprobe seinerseits geführt haben soll Seine Sinnesart verläßt ihn aber nicht. Die Begegnung eines Alten, eines Kranken, eines Leichnams und dann eines Klausners, fern von den Leiden dieses Lebens, bewegen ihn, wie die Legende dies zusammenfaßt, so sehr, daß er in der Nacht, als ihm sein einziges Söhnchen Rahula geboren wird, aus der Üppigkeit seines Palastes, aus der von Glanz und Jubel bewegten Vaterstadt entflieht, begleitet bloß von Channa, seinem getreuen Rosselenker. Jahrelang bleibt er nun als Büßer in der Einöde, bis ihn auch die Leidenschaft zur Askese verläßt und er, selbst erlöst, Lossagung von allen irdischen Leidenschaften als Lehre, angeblich zuerst in einer Predigt unter dem Bodhibaume (Ficus religiosa) von Gaya, verkündet. Die Grundwahrheiten

dieser Lehre sind. Leben, Bestehen und Vergehen sind Leiden. Die Entstehung des Leidens geht zurück auf unsern Wunsch, unser Streben nach diesem Geschehen. Der Sieg über diese Begierden bedeutet Aufhebung des Leidens. Die hierzu gewiesenen Wege sind: rechtes Glauben — rechtes Entschließen — rechtes Wort — rechte Tat — rechtes Leben — rechtes Streben — rechtes Gedenken — rechtes Sichversenken. Sie bringen Erlösung vom Zwange des ewigen Wiedergeborenwerdens, das „Nirvana“, endgültiges Verlöschen (Rhys Davids) (Abb. 316).

Die Befolgung dieser Vorschriften bedeutet an sich den Weg zum ausgesprochenen Mönchstum; dieses ist denn auch dem Glauben bald erstanden und für seine Ausbreitung von höchster Bedeutung geworden.

Unter den ersten Jüngern Buddhas befanden sich sein Vater und seine Gattin, die er der neuen Lehre gewann, als er heimkehrte und mit bewegtem Staunen von den Seinen empfangen wurde. Unermüdlich für die Ausbreitung seiner Heilslehre weiter tätig, starb er nach manchen Anfechtungen umgeben von seinen Jüngern in Kusinara (43 Meiler östlich von seiner Geburtsstadt) etwa 480 v. Chr.



Abb. 315. Krishna, Bronzefigur aus Südindien. Der Gott ist als Kind dargestellt, während er sich buckt, um von einer Kuh Milch zu saugen. In der Rechten hält er eine Butterkugel, die er den Hirten gestohlen hat, die Linke stutzt er auf eine Lota (Gefäß). Die Form der Gotterkrone ist die für Südindien typische (Höhe $6^1/_2$ cm)
(Nach Dr. Leonhard Adam, Berlin

Ein bald nach dem Tode Buddhas zu Rajagriha abgehaltenes Konzil brachte einheitliche Satzungen für die schon zahlreichen Anhänger; bereits hundert Jahre später zeigten sich auf dem Konzil von Vaiçali Spuren eines Schismas, doch machte der Buddhismus, unterstützt von Açoka, dem König von Magadha (vielleicht identisch mit Chandragupta) nach siegreicher Abwehr der Griechen im Punjab bedeutende Fortschritte. Ein Enkel dieses Açoka gleichen Namens hat die Missionierung der Lehre in ganz Indien in erfolgreichster Weise in die Wege geleitet. Seine Gesandtschaften reichten bis Südindien und Ceylon, woselbst eine derselben im Jahr

Erläuterungen zu Tafel XIX

Fig. 1. Kali, alte südindische Bronzefigur, dreiteilig, besteht aus Figur, Sockel, auf welchem die Figur in einer Art Schienenpaar ruht, und Hintergrund, mit zwei Bolzen am Sockel befestigt. Auf Çiva, den Gemahl der Kali, deutet die Schlange, welche sich über dem Haupte der Göttin erhebt, sowie die darüber sich bäumende fünfköpfige Schlange des Hintergrundes. Bisher sonst nicht beobachtete Kombination, wenngleich die Figur der Art nach für Südindien typisch ist. Das Gesicht abgegriffen oder abgeküßt. (Gesamthöhe 12 cm)

Fig. 2. Ganeça, der elefantenköpfige Gott der Weisheit, gleichzeitig auch der Geschäftstüchtigkeit. Im Sockel seine Begleiterin, die Ratte. Große Basaltfigur aus Monghir, Bihar

Fig. 3. Annapurna devi (= Parvati in Gestalt der Reisgöttin). Bronzefigur aus Benares. Typisch für die Götterfigürchen aus Benares ist die Form der Krone und die Bedeckung der Figur mit eingehämmerten Pünktchen in Gruppen von je 3 bis 4. (Höhe $10^1/_2$ cm)

(Fig. 1 und 3 nach Dr. Leonhard Adam, Berlin; Fig. 2 Museum fur Vokerkunde, Berlin)

---

288 v. Chr. bei Anuradhapura einen Bodhibaum pflanzte, der heute noch lebt, als der älteste Baum der Welt. Der Buddhismus drang dann wohl schon in frühchristlicher Zeit nach Hinterindien vor und wurde auch nach Indonesien verpflanzt. Auch während der Herrschaft der Indoskythen blieb der Buddhismus in Nordindien Staatsreligion und dehnte sich in dieser Zeit bis über das Punjab, Kaschmir, Ladakh, Kabul, den Hindukusch, Yarkand und Khokand aus.

In die Zeit Kanishkas kurz nach Christi Geburt fallt das große Schisma des Buddhismus, die Begründung einer auf allen Traditionen fußenden nördlichen Schule (Mahayana) mit Sanskritliteratur (vgl S. 344 f. und 446), neben dem alten, an der ursprünglichen Lehre festhaltenden südlichen Buddhismus (Hinayana) mit Palitexten.

In Indien selbst ist der Buddhismus wie eine Pflanze auf zu üppigem Boden bald entartet und von seiner geistigen Höhe herabgesunken. Zu Beginn des siebenten Jahrhunderts greift der Verfall, mächtig gefördert durch die Gegnerschaft der Brahmanen, schon stark um sich, und im zwölften Jahrhundert gab es in Indien eigentlich keine Buddhisten mehr. Manche buddhistische Anschauung hat sich schon in sehr früher Zeit die heute noch umfangreiche Sekte der Jaina zu eigen gemacht, unter anderem das Verbot der Tötung lebender Tiere; Heiligenverehrung und manche philosophische Anschauung zeigen deutlich wieder ihre Beziehungen zum Brahmanismus.

Dem Buddhismus verdankt die gesamte religiöse Architektur Indiens ihre Entstehung; mit der unter Açoka vollzogenen Umwandlung



1



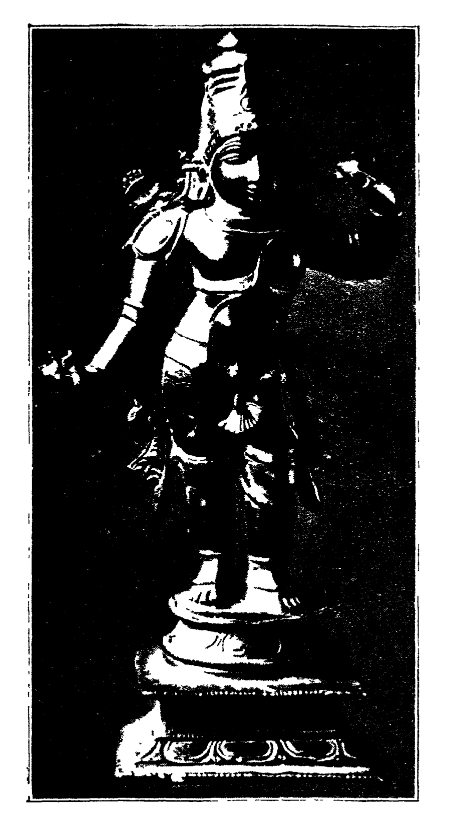
2



3

Tafel XIX — *Darstellung indischer Gottheiten*

(Erläuterungen Seite 520)



1





2



3

Tafel XX — *Darstellung indischer Gottheiten*

Erläuterungen zu Tafel XX

Fig. 1. Lakshmi, Statuette aus Kupfer oder stark kupferhaltiger Bronze (13.5 cm hoch). Typus einer weiblichen südindischen Göttinfigur. In ähnlicher Weise werden auch Sarasvati, Parvati, die Erdgöttinnen von Kombakonam u a. mit ihren entsprechenden Wahrzeichen dargestellt

Fig. 2. Der affenköpfige Gott Hanumat oder Hanuman, südindische Bronzefigur (22 cm hoch)

Fig. 3. Ein Ravuta-Reiter. Südindische Lokalgottheit, auf dem Arme eine Frau haltend. Besonders von Frauen zur Erflehung von Kindersegen verehrt. Bronze (Höhe ca. 15 cm)

(Museum für Völkerkunde, Berlin)

---

desselben zur Staatsreligion setzt eine bedeutende Bautätigkeit ein, die mit seiner Ausbreitung immer mehr an Boden gewinnt, so daß wir heute an zahlreichen Punkten des Festlandes den großartigen Zeugen seiner damaligen Glanzzeit begegnen.

Die wichtigsten Formen dieser Denkmäler sind:

1. Stambhas oder Lât, Inschriftsäulen, gekrönt von religiösen Symbolen.
2. Tschaityas oder Versammlungshallen.
3. Viharas: Klöster, meist mit Tschaityas verbunden; vielfach in Form von Grotten in den natürlichen Felsen gehauen.
4. Stupas, kuppelförmige Bauten auf quadratischem Untersatz, ursprünglich Königsgräber, zu Reliquienschreinen umgewandelt.
5. Steinzäune, als Umfassung dienend und mit reichen Reliefs geschmückt.

Der künstlerische Schmuck ist auch bei den Tschaityas und Viharas ein ungemein reicher; die freskengeschmückten Felsengrotten von Ajunta, die Grotten von Bihar, Sanchi, ebenso wie die späteren Denkmäler in Ellora, Elefanta usw. sind wegen dieser figurenreichen Darstellungen zu den wertvollsten Urkunden der indischen Kulturgeschichte zu zählen.

Der spätere Brahmanismus hat den Grottenbau bald aufgegeben und Indien mit einer Unzahl großartiger, meist aber in ihrem ornamentalen Schmucke ziemlich überladener Tempelbauten förmlich übersät, von denen hier namentlich der Kailasatempel zu Ellora als ein Hauptstück indischer Baukunst hervorgehoben sei, wogegen die an der Architektur angebrachte Plastik eigentlich nur einen immer tiefer gehenden Verfall aufweist (Abb. 347).

Die buddhistische Bildnerei fußt durchaus auf hellenistisch-griechischen Kunstformen. Diese beginnen aber wie in einem Treibhaus zu wuchern, bis endlich der spätere Brahmanismus und Hinduismus mit ihren ausschweifenden Kulten nur eine Auswahl dieser Anregungen weiterspinnen. Es sind dies Darstellungen, die, oft zu üppiger Geilheit umgedeutet und diesem Ideenkreis angepaßt, in fast durchaus hergebrachter äußerlicher Erstarrung weitergegeben werden und den Charakter von individuellen Kunstwerken, soweit wir dies heute überschauen, fast völlig verloren haben.

7. Die Bevölkerung Südindiens

Sowenig wie bei Nordindien ist es bei der Darstellung Südindiens möglich, auf engem Raume allen ethnographischen Einzelheiten auch nur annähernd gerecht zu werden. Die Kulturverhältnisse sind ungemein reich an Gegensätzen; die beiden in der Südspitze zusammenlaufenden Küstenstreifen sind Zonen ausgiebiger Durchdringung und Überschichtung des drawidischen Volkslebens mit nordischen Elementen; in dem Gebirgsmassiv der Nilgiriberge und in den Dschungellandschaften im Norden und Osten haben die ältesten Volksteile Indiens ihren in der umgebenden Natur ihnen erwachsenen Kulturbesitz und ihr altes Stammesleben noch verhältnismäßig rein bewahrt, andere sind in der Berührung mit höhergearteten Gruppen gänzlich verarmt, so daß von einer Einheitlichkeit im einzelnen nicht die Rede sein kann.

In den fruchtbaren Küstenstrichen der Halbinsel haben (vgl. S. 479) gleichfalls schon in vorchristlicher Zeit größere Reiche bestanden, als deren ältester Mittelpunkt Korkai in der Nähe des heutigen Hafens von Tutikorin, eine heute halb vergrabene Ruinenstätte, erscheint; schon um 400 v. Chr. wird hier ein Reich Pandya erwähnt (nicht zu verwechseln mit den Pandavas des Nordens), dem auch die arischen Fürsten des Nordens Abgaben an Perlen und Muscheln entrichteten. Im Nordosten davon befand sich das Reich Chola, als dessen Hauptstamm Hirten, vermutlich Vorfahren der späteren Kurumbau, erscheinen. Im Westen bestand das Reich Chera, während im Norden jenseits einiger un-



Abb. 346. Buddhabild, Wandgemälde aus einem Grottentempel zu Ajunta. Die Fingerstellung der Bilder hat stets besondere mystische Bedeutung
(Nach Ullsteins Weltgeschichte)

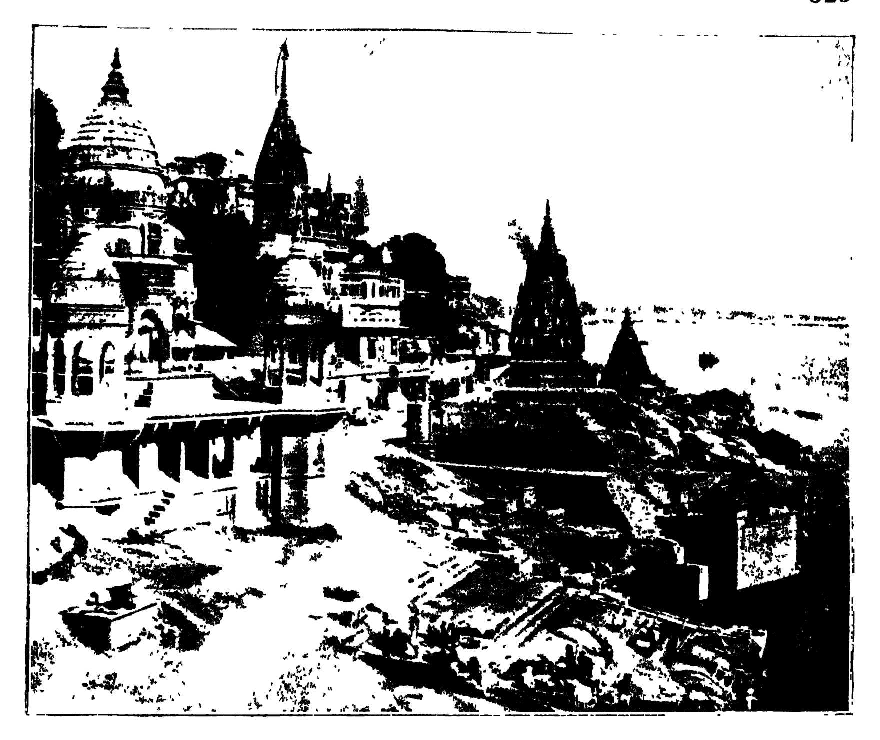


Abb. 317. Tempelarchitektur, Benares
(Museum für Völkerkunde, Berlin)

abhängiger Stämme (Pallava?) von der Kistna bis Orissa das Reich Kalinga sich erstreckte.

So dürften von den drawidischen Völkern der Jetztzeit einige schon vor alters eine besondere Rolle gespielt haben; vor allem die Pulayan, Palli (von den Brahmanen Vanniyan genannt) und andere scheinen aus einer mächtigen Gruppe unter der Pallava-Dynastie hervorgegangen zu sein; sie werden schon im elften Jahrhundert genannt, wurden dann aber von den Vellalan mehr und mehr überschichtet.

Die Pallan von heute gehörten zu der großen Gruppe der Kurumban (auch Kurubar), ursprünglich schafzüchtende Stämme, aus denen verschiedene Dynastien des Südens hervorgegangen sind, darunter vielleicht auch die oben erwähnten Pallava (Baines).

Die Paraiyan erscheinen damals als eine Weber- und Ackerbauergruppe; heute noch sind sie, die „Parias“, durch verschiedene

Vorrechte auf ihrem uralten Heimatboden anerkannt. Die besuchtesten und berühmtesten Tempel sind ihnen an bestimmten Tagen geöffnet und sie genießen dann sogar den Vorrang vor den Brahmanen. Beim Çivafest und anderen örtlichen Festen nimmt ein Paria den Sitz neben dem Götterbild ein, er nimmt nach geheiligtem Ritus alle Grenzbegehungen bei Bodenstreitigkeiten vor usw.

Nördlichen Ursprungs ist hier nur die oberste Schicht der Bevölkerung, die Kaste der Brahmanen, die aber doch schon eine sehr reichliche Beimischung von Drawidablut aufweist; ihre Mitglieder sind namentlich in der Präsidentschaft Madras sehr zahlreich ansässig. Eine national gut abgegrenzte Kaste sind die Maratha in der Präsidentschaft Bombay, als reichsbildende Kriegerstämme schon in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten auftretend und bis in die späte Neuzeit bemüht, ihre Unabhängigkeit feindlichen Eroberern gegenüber zu wahren. Heute sind sie vorzugsweise Grundbesitzer, Landwirte u. dgl., ähnlich wie die im Dekkan weit verbreitete Landbauerkaste der Kunbi, die sich ihnen im übrigen möglichst anzugleichen sucht. Die übrigen auf kriegerischer Organisation begründeten Kasten sind stark im Verfall, besonders unter den Tamil, und werden von den landbebauenden Kasten allmählich überholt; unter letzteren stechen besonders auch durch eigenartige Sitten die Nayar von Malabar hervor, die vielleicht aus dem Norden hieher gelangt sind. Vellalan, Lingayat (= Lingaiten), Vakkaliga sind die großen landbebauenden Kasten der Tamilgebiete.

Eine Kaste geringsten Ranges, jedoch gut abgrenzbar, sind die Palmwein erzeugenden Shanan und Tiyan, die kastenmäßig aber noch hoch über den bunt zusammengewürfelten Bettlerkasten und manchen Bergstämmen stehen.

Soweit Südindien Ackerland ist, also in erster Linie an den Küstenstrichen, begegnen wir im großen und ganzen denselben Daseinsformen wie in Nordindien. Der Anbau wird mit ähnlichen Mitteln betrieben wie im Norden; unter den Bewässerungsanlagen (Abb. 348) verdienen die Brunnen mit tief in den Granit gebohrten Schächten und riesigen Schwengelbäumen, auf denen oft ein paar Männer auf und ab laufen, um die Wassersäcke emporzuziehen, besondere Erwähnung. Hirsebau wiegt überall vor; dazu tritt Weizen, namentlich im zentralen Dekkan, Reis in Küstenstrichen Bombays und an der Koromandelküste (Abb. 349). In den Zentralprovinzen, Orissa, Bengalen überwiegt er bei weitem die übrigen Getreidearten. Die weit verbreitete Palmyrapalme liefert aus dem Stamme einen süßen Saft, der zu Sirup eingedickt oder zu Wein vergoren wird. Die schlanken Stämme werden vielfach mit einer den Leib umfassenden Schlinge und mit zusammengebundenen Füßen in ruckweisem Emporturnen erklettert (Abb. 350, vgl. auch 351 und 352). Die Betelpalme liefert Nüsse für die Betelkauer.

Außerordentlich wichtig für weite Küstenstriche Südindiens ist die Ausnützung der von der Kokospalme gelieferten Stoffe. Von den Kokosnüssen wird zunächst die äußere grüne Faserhülle auf einem spitzen in die Erde gepflanzten Dorn zerspalten und entfernt. Die innere Nuß wird dann mit einem Hackmesser gespalten. Das Fleisch (die Kopra) wird herausgenommen, der Rest mit einem Schaber ausgekratzt, der aus einem Fußbrett mit einem schief nach oben gerichteten Arm an einer Schmalseite besteht, der ein gezähntes Eisenblatt trägt, ein Werkzeug, das in verschiedenen Abarten bis in die Südsee und nach Ostafrika sich verbreitet hat (W. Foy). Die großen Faserhüllen werden gesammelt und zum Faulen („Rotten") in einen der kreisförmigen oder polygonalen Pfuhle ins Wasser gelegt, die man im sumpfigen Boden mit eingesteckten Bambus- oder Holzstäben abgrenzt. Das Ganze wird mit Steinen und Holzwerk beschwert. Nach einigen Wochen werden die Faserklumpen herausgenommen und mit schweren Holzklöppeln von den Weibern zerklopft. Kleine Mädchen und Jungen lassen dann als lebendige „Riffel" die Masse durch ihre Händchen gehen, indem sie die einzelnen Fasern vollständig trennen, reinigen und ordnen, worauf sie auf Seilerbahnen zu dünnen oder dickeren Stricken gedreht werden. Das Ganze entspricht etwa der primitivsten Stufe der Flachs- oder Hanfbereitung in Europa (E. Schmidt).

Der Fang von Elefanten, der in zwei bis drei Monaten ganz für die Dienste des Menschen ausgebildet werden kann, erfolgt entweder in Fallgruben oder durch Zusammentreiben in einem festen Holzkral, zu dem oft meilenlange Bambushürden hinleiten. Auch werden große Kralbauten auf einem Elefantenpfad errichtet, die vorne und hinten mit Klapptüren versehen sind, die beim Betreten eines Bretterbodens in der Mitte des Krals von selbst zufallen (E. Schmidt).

In den Lagunen wird Fischfang mit Wurf- und Hebenetzen, Hamen, Buhnen, Wehren, Reusen, mit Harpunenpfeilen, mit dem Dreizack usw. betrieben.

Die Siedlungen spiegeln Wohlstand und Geschichte der Gegenden deutlich wider. Im Tamillande stehen die Häuser infolge der Unsicherheit in früherer Zeit eng in Dörfer zusammengedrängt. Durch die dicken Lehmmauern der Höfe gestatten nur Tore, mit hohen, schwer übersteigbaren Schwellen und darüber gebauten Türmen gesichert, dem Fremden Zutritt, wenn man nicht die Mauer auf



Abb. 348. Wasserpumper („Picottas"), Madras
(Museum für Volkerkunde, Berlin)

hohen Steinstufen übersteigen muß. Die Häuser der Nayar und Brahmanen der Malabarküste dagegen liegen inmitten schattiger Gärten, wie uns dies Ibn Batuta schon im vierzehnten Jahrhundert schildert; um die meisten Höfe gruppieren sich in der Regel das hier wie überall meist einstöckige Wohnhaus, ein Kochhaus, eine Kapelle, die Ställe, und unmittelbar beim Eingang das Vorratshaus und ein Empfangsraum für Gäste. Bei den Maratha liegt der Hof hinter dem Hause; niedrige Stallgebäude ringsherum dienen der Verwahrung des Viehs.

Bei den Nayar findet man als typisch ein „Westhaus" zum Wohnen und Schlafen mit einer nach Osten zu offenen Veranda. Hier werden auch die wertvolleren Gegenstände aufbewahrt. An der Südseite des für häusliche Arbeiten und zum Trocknen von Getreide und Früchten bestimmten Hofes steht ein kleineres Gebaude, eine Art Kapelle mit einem Bilde des Schutzgottes des Hauses und einem Vorraum für den Besuch von Brahmanen und hervorragenden Gästen. Es wird besonders sauber und rein gehalten. Kein Hausbewohner betritt es, ohne vorher ein Bad genommen zu haben. Häufig steht hier auch

noch ein Schuppen für das Vieh. Das „Nordhaus“ enthält die Kuche, daneben steht der Ziehbrunnen. An der Ostseite neben dem Haupttor steht das Osthaus, in dem Früchte und Lebensmittel verwahrt werden, das aber auch als Gästehaus dient (E Schmidt).

Fast durchgängig wird mit Lehm, gebrannten Ziegeln oder Stein (Maratha) gebaut; zur Bedachung verwendet man Ziegeln, Stroh oder Palmblattmaterial. Die früher an der Malabarküste verbreiteten ebenerdigen Häuser aus Teakholz mit Palmblattdächern sind heute meist verschwunden (vgl. Abb. 353), doch werden Toreinfassungen, Veranden, säulengestützte Altane und Laubengänge noch immer in kunstvollster Weise aus Holz geschnitzt. Die Lehmwände der Höfe sind bisweilen durch rohe Freskomalereien geschmückt, wenn sie nicht, wie bei den Ärmsten, mit Kuhmist beklebt werden, der getrocknet als Feuerungsmaterial dient. Die Einrichtung weicht nicht wesentlich von der in Nordindien gebräuchlichen ab.

Die Tracht der Männer Südindiens beschränkt sich bei den Arbeitern niedrigster Kaste auf einen zwischen den Beinen und unter dem Gürtel durchgeschlagenen, handbreiten Streifen Baumwolle; in der Regel nehmen die Männer aber ein halbmeter- bis meterbreites Tuch schurzartig um die Hüften; zur Zeit Marco Polos trug sich auch der König nicht anders (Abb. 352). Außer Hause fügt man ein Schultertuch oder auch nur einen Turban und Holzsandalen mit Zehenpflock hinzu. In neuerer Zeit sind weite Hosen und — im Gegensatz zu den Mohammedanern — nach rechts geknöpfte Jacken hinzugekommen. Die Frauen tragen ein 5 bis 15 m langes Stück Zeug um den Unterleib und kunstvoll zur Schulter hinaufgewickelt; kräftige Farben, rot, gelb, grün usw. verleihen der Tracht einen besonderen



Abb. 349. Ausschlagen von Reis auf Brettern. Südindien (Naturhistorisches Museum, Wien)

Reiz. Im Innern des Dekkan sind die Stoffe fast durchweg blau gefärbt mit roten oder gelben Randstreifen. Bisweilen werden auch Jäckchen getragen. Die Mohammedaner tragen Hosen, Jacken und Pantoffel, auf der Straße statt der Jacken Mäntel, reiche Überkleider u. dgl. Die Weibertracht entspricht der der Mohammedanerinnen Nordindiens.

Der bewegliche Schmuck wird zumeist aus Metall hergestellt, nirgends ist er so reichlich entwickelt wie im Norden, doch fehlt keine der dort gebräuchlichen Formen. Sehr charakteristisch sind runde Scheitelplatten mit einem vielgliedrigen Zopfgehänge, Schläfenketten und einem kleinen Anhängsel über der Stirn bei den Tamilmädchen; auf dem Hochlande des Innern sind Armbänder aus Elfenbein häufig, im Süden werden sie vielfach aus Glas oder Harz hergestellt (Abb. 354 und 355).

Die Männer tragen außer Ohrringen nur in seltenen Fällen Schmuck (Abb. 356 und 357), die Haare werden von ihnen bis auf einen Schopf rasiert, die Gesichtsbemalung beschränkt sich auf die mit Kuhmistasche auf der Stirn angebrachten Sektenzeichen; die Weiber färben die Haut mit Kurkuma oder Safran gelb und tragen an Gesicht, Brust und Armen blaue Tatauierungen. Die Zähne werden von den Telugufrauen schwarz gefärbt, in Malabar feilt man die oberen Schneidezähne rund. Anderwärts werden sie vielfach mit Gold- oder Silberstiften verziert, wie im Norden. Die Ohrläppchen werden wie in altbuddhistischer Zeit weit gedehnt, wozu man bei den Tamil einfach spiralig gewundenen Holzbast verwendet; auch Markpfropfen oder Metallröhrchen dienen dem gleichen Zwecke.

Die einfachsten Haus- und Ackergeräte aus Eisen fertigen überall die Dorfschmiede, die an einem halbseitig durch eine Wand geschützten Feuer arbeiten, das mit Schlauchblasebälgen aus Ziegenfell oder Arekablattscheiden angefacht wird. Als Hammer und Amboß dienen oft nur entsprechend gebrauchsfähige Granitstücke, der Hammer wird dabei in einer Zweigschlinge geschäftet, ähnlich den australischen und anderen Formen (Taf. XXI, Abb. 1).

Die Töpfer in Südindien arbeiten an einem niedrigen scheibenförmigen Rad mit verdicktem Rande (zur Erhöhung der Schwungkraft); es rotiert wie ein Kreisel auf einem kurzen spitzen, zapfenartigen Dorn. Ein Mann bedient das Rad, der andere arbeitet am Gefäß.

In Mittelindien hat das Rad außen einen schweren eichenen Kranz, der durch vier Speichen mit dem Mittelstück — der eigentlichen Scheibe — verbunden ist. Ein Mann genügt zur Bedienung; man setzt einen Stab in eine



Tafel XXI 1 Metallziseleure, Madras; 2 Basarläden (Früchteverkäufer), Madras, Südindien

(Museum fur Volkerkunde, Berlin)



Tafel XXII 1 Schauspieler für ein religiöses Weihespiel mit altertümlichen Trachten, Haidarabad, Südindien; 2 Prozessions- und Tempelfiguren, pfeilschießender Ravana, Pfau als Reittier des Karttikeya (davor Çivaitischer Priester, links Büßer), Kandy, Ceylon

(1 Koll. Steiner, Wien; 2 Naturhistorisches Museum, Wien

Vertiefung des Radkranzes, eine Hand fixiert das obere Ende des Stabes, etwa in der Verlängerung der Radachse, die andere unten am Rad setzt dieses in Schwung, in dem es lange verbleibt. Der Töpfergott wird mit Gebeten und Versprechungen günstig gestimmt, solange die Töpfe im Brennofen stehen.

Der Drechsler arbeitet an einer einfachen Spindel, die ein Gehilfe mit einem Bogen hin und her quirlt.

Die Korbflechterei erzeugt außer Fischreusen, Matten usw. farbig gemusterte Schachteln und Behälter, die leider bisher kaum Beachtung und Beschreibung gefunden haben.

Handel und Verkehr vollzieht sich in derselben Weise wie in Nordindien (Taf XXI, Abb. 2); in den Lagunenlandschaften herrscht reicher Schiffsverkehr.

Runde Lederboote auf den Flüssen weisen eher nach Babylonien als auf die Schwimmsäcke im Indusgebiet.



Abb. 350. Palmbaumkletterer mit Fußschlinge, Kandy, Ceylon
(Naturhistorisches Museum, Wien)

In einem großen Teil des Gebietes, namentlich im Westen, ist das anbaufähige Land in den Händen von Großgrundbesitzern oder Genossenschaften.

Die alte Stammesgliederung ist hier längst durch die „Kastenordnung“ ersetzt worden; merkwürdig ist das Fortleben totemistischer Anschauungen auch bei den fortgeschritteneren Kasten des Nordens, so bei den Maratha usw., Dom, Ahir, Chamar.

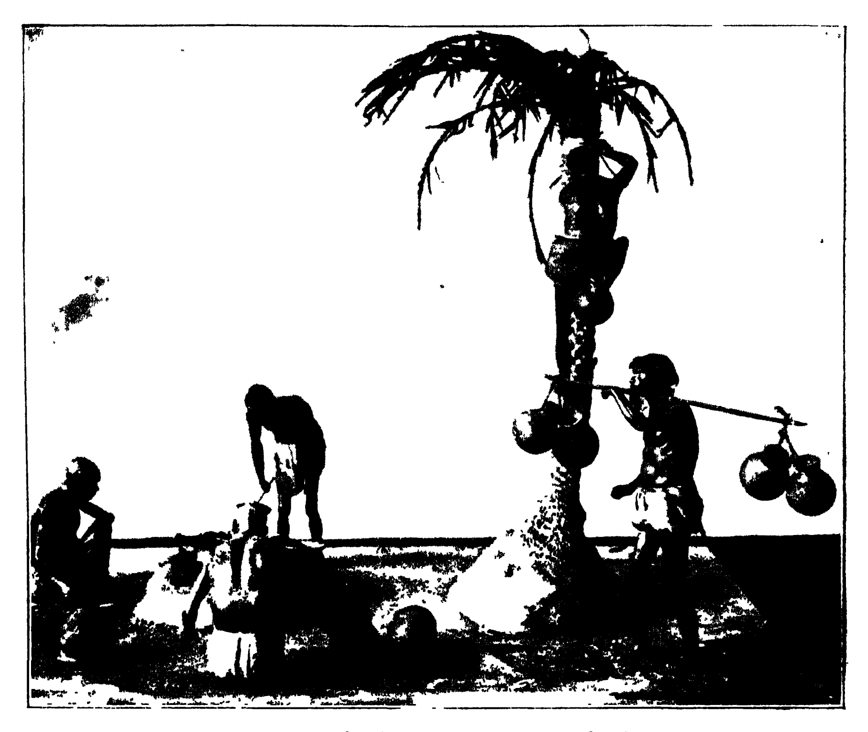


Abb. 351. Einkochen von Dattelsaft, Südindien
(Naturhistorisches Museum, Wien)

Freier Verkehr der erwachsenen Jugend herrscht bei den niederen Kasten der Halbinsel noch genau so wie bei den Primitivstämmen.

Ein besonderer Zug jedoch ist ihre vielfach besprochene laxe Geschlechtsmoral in der Ehe, namentlich im Süden der Halbinsel. Ob sie als Rest völliger Promiskuität aufzufassen sei, wie manche Autoren wollen (Hartland), ist fraglich. Eher scheint sie aus dem Zustand lockerer, zeitlich begrenzter Verbindungen hervorgewachsen, die manche Ähnlichkeit mit Berichten der klassischen Schriftsteller über Nordafrika aufweisen, wobei als ruhender Pol Mutterfolge der Kinder sich ausgebildet hat. Kinder- und Verwandtenehen aller Art dürften zu den Verwilderungen der Jetztzeit Anlaß gegeben haben. Die Mutter- bzw. Neffenfolge herrscht vor allem an der Malabarküste bei den Nayar u. a., auch noch bei wenigen Stämmen in Madura, Travancore, Kanara usw. Ehen, bei denen der Mann zur Familie der Frau zieht und ihre

Kinder nach Mutterrecht erben können, haben sich auch bei den Santal, Oraon, Coorg usw. erhalten. Die „Dienstehe“ läßt sich noch bis Kaschmir verfolgen. Männerkindbett („Couvade“) ist im Gebiet von Bombay, Malabar, Madras, Kanara usw. zu finden. Polyandrie ist über die ganze Halbinsel zu verfolgen. Wir finden Spuren bei den Santal, Oraon, auch bei „arischen“ Gruppen; anerkannten Brauch bei Toda, Kurumban und einigen „niedrigeren Kasten“.

Die Ehegebräuche sind im allgemeinen sehr verwickelt und entsprechen, wenn von Brahmanen vorgenommen, den nordindischen. Bei den Nayar hat dies zu einer merkwürdigen Vermengung indogermanischen Rechtsbrauches mit dem mütterlichen Sippenrecht geführt. Jedes Mädchen muß, um die Heiratsfähigkeit zu erreichen, die Feier des Tali-Umbindens mitgemacht haben; es ist das ein goldenes Schmuckstück, das um den Hals getragen wird. Gewöhnlich findet diese Feier etwa im elften Jahre statt; es wird nun ein Mann gesucht, meist ein Verwandter oder Brahmane, der gegen ein Geldgeschenk — manchmal bei mehreren Mädchen zugleich — die Rolle des Bräutigams vertritt, der dem Wesen nach diese Zeremonie vorzunehmen hätte. Dieser wird von der Mutter des Mädchens vom Hause abgeholt, vom Bruder beim Tor erwartet, und bindet den feierlich versammelten und bräutlich geschmückten Mädchen das Tali um, worauf noch eine Anzahl Feierlichkeiten folgen. Einige Zeit nachher wird wieder im Beisein der Angehörigen ein Tuch feierlich zerrissen zum Zeichen, daß die „Ehe“ aufgelöst ist; der „Mann“ unterzieht sich öfters gleichfalls einer religiösen Reinigung; das Mädchen ist dadurch aber zum Rang einer verheirateten Frau aufgestiegen und wählt sich später nach eigenem Gefallen einen Ehegenossen. Diese wirkliche Eheschließung wird im engsten Familien-



Abb. 352. Toddy-(Palmsaft-)Träger, Madras
(Museum für Völkerkunde, Berlin)

kreise durch Übergabe einiger ungebleichter Tücher besiegelt, gleich der Wahlentscheidung des Mädchens offenbar eine aus dem Brauche der Primitivstämme überlebende Sitte. Der Frau steht ihr zufolge das Recht zu, nach Belieben eine neue Ehe einzugehen; der Mann siedelt in den Haushalt der Frau über, übt jedoch auch den Kindern gegenüber keinerlei Rechte aus. Die Toten werden verbrannt und die Asche beigesetzt. Stellenweise (Kanara) glaubt man, daß die Seele in einem kleinen Stein, der in die Nähe des Leichnams gelegt wird, ihren Aufenthalt nehme, bis sie endgültig in einer im Hause aufgehängten Kokosnuß verbleibt (ähnlich wie in Indonesien); anderwärts sucht man durch Asche oder Mehl, das beim Hauseingang aufgestreut wird, das Tier zu erkunden, in das die Seele eingegangen ist. Doch errichtet man auch Laubhüttchen über dem Grab selbst, feiert Totenopfer alljährlich bei einem Seelenfest im oder beim Hause, kurz die Vielheit des Gedenkens an die Toten ist ebensowenig mit einer klar durchdachten Seelenvorstellung verknüpft, wie etwa im europäischen Volksbrauch. Unmittelbar nach dem Tode überwiegen die auf die Entfernung des Toten von den Überlebenden hinzielenden Sitten (Zerschneiden eines „Fadenweges“ für die Seele hier wie in Sikkim, vgl. S. 455).

Der Kultus hat vielleicht nirgends in ganz Indien so üppige Entfaltung aufzuweisen wie gerade im Süden (Taf. XXII usw.). An allen Ecken und Straßen einer südindischen Ortschaft stehen Steine, Götterbilder oder Tempel einfachster Art, manchmal umgeben sie auch einen viereckigen Stadtplatz. In seiner Mitte findet sich in der Regel ein Tamarindenbaum, um ihn stehen roh ausgeführte Steinbilder von Kobras (Brillenschlangen), manchmal zu dreien oder fünfen nebeneinander eine Art Baldachin über Götterfiguren bildend. Rings um den Platz stehen die Tempel der Ortsgötter und Flurgeister (Taf. XVIII), dazwischen ganz rohe Kultbilder, oft nur ein länglicher, unbehauener, rot angestrichener Stein, ein abgestutzt pyramidenförmiger Altar usw. (E. Schmidt).

In den südindischen Tempeln findet man vielfach auch Steinobelisken, brusthoch, rot und weiß angestrichen, und manchmal mit Relieffiguren verziert. In ihnen wird die Gottheit der Begräbnisstätten verehrt. Ihr Dämon wohnt auf Friedhöfen oder Begräbnisplätzen; manchmal erscheint er den Sterblichen tanzend in einer Flamme, bekleidet mit Turban und kurzen Hosen; in der Hand trägt er den Dreizack, Bogen, Speer und eine große rote Keule.

Ursprünglich wurden ihm auch Menschen geopfert. Es handelt sich wohl um eine Erscheinungsform des Çiva, besser gesagt, ist in den çivatischen Kulten eine alte Todesdämonenverehrung aufgegangen, wobei die alten, bei den Mundastämmen noch gebräuchlichen Steinsäulen (Menhirs) an Begräbnisstätten zum Denkbild göttlicher Art wurden. Ebenso wie die überall verbreiteten Lingasäulen



Abb. 353. Wohnhauser der einfachen Tamilfamilien, Madras
(Museum für Volkerkunde, Berlin)

und Çivas Stier werden sie durch unzählige Opfer und Spenden von Blumen, Butter, Reis, Hühnern, Ziegen geehrt.

Zahlreich sind auch die Heiligtümer des Ayenar (Aiyanar). Der Gott beschützt, wie E. Schmidt schreibt, ganz besonders die Fluren (Gramam) der Dörfer und Städte, er ist einer der Gramadevatas. Wenn am Abend die Dunkelheit herabsinkt, dann reitet er, begleitet von seinen beiden Weibern und gefolgt von einem Heer von Geistern, rings um die Felder und Weideplätze, um alle Unholde zu verscheuchen. Wer der wilden Jagd in den Weg kommt, läuft Gefahr, erschlagen zu werden, weshalb sich kein Hindu am Abend in die Nähe eines Ayenartempels wagt. Tagsüber sieht man den Gott dort thronen, an Gesicht und Händen rot bemalt, mit Perlen reich geschmückt, mit Krone und Zepter und dem Çivazeichen auf der Stirn. Rechts und links von ihm sitzen mit untergeschlagenen Beinen seine beiden Frauen; der übrige Raum ist erfüllt mit den Bildnissen der Anführer seines

Heeres. Vor dem Tempel zu beiden Seiten des Altars, auf dem die blutigen Opfer dargebracht werden, sind die Reittiere aufgestellt, auf denen die wilde Jagd am Abend auszieht, Pferde von der Größe eines Kinderspielzeugs bis zu 4—5 m Hohe, die kleinen aus Ton gebrannt und grell bunt glasiert oder bemalt, die größeren aus Mauerwerk oder ganz in Stein gehauen. Auch Elefanten, Hirsche, Löwen usw. sind dabei. Außen um die Umfassungsmauern dieser Heiligtumer steht noch eine Menge ähnlicher Bildwerke, tonerne Männer und Frauen, Bocke, Pferde, Reiter usw., manchmal auch rohe Gaben, die bei Krankheit, Unfällen u. dgl. dem helfenden Gott versprochen worden waren.



Abb. 354. Brahmanenmadchen, Mittelndien (Naturhistorisches Museum. Wien)

In Madura, Tanjore, Trichinopoli sind ganze Stadtviertel den ungeheuren Tempelanlagen und Wohnungen der Brahmanen und Priester gewidmet. Die Tempelfeste sind zugleich Treffpunkt für zahllose Wallfahrten und Pilgerzüge aus nah und fern.

Um die Götterbilder bei Festlichkeiten der Menge in feierlichem Umzug auf den Straßen zeigen zu können, werden besondere Tempelwagen verwendet. Diese zeigen riesige, oft 7 m hohe, meist pyramidenförmige Aufbauten, die mit holzgeschnitzten Götterfiguren über und über besetzt sind, meist in Wiedergabe dieser oder jener legendarischen Überlieferung. Musikanten, ausgerüstet mit Oboen mit und ohne Greiflöcher, Zimbeln, großen Trommeln und Doppelpauken, und Fackelträger mit hohen Leuchtergestellen begleiten diese Umzüge, wobei vielfach die eine Gottheit der anderen sozusagen „Besuch abstattet“ (Taf. XXII, Abb. 2 und Taf. XXIII). Diese südindischen Tempelfeste dauern meistens tage- und wochenlang.

Bei einem Fest der Mariamman, der Pockengöttin — in Agastisvaram beispielsweise — wird das Götterbild sieben Tage lang auf einem der Tiere des Tempels, einem Löwen, Hirsch usw., reitend in Prozession herumgeführt. Am Abend bis spät in die Nacht vergnügt sich das Volk mit Musik und Tanz. Am achten Tage reitet die Göttin auf einem hohen Pferde durch das ganze Dorf, vom neunten bis zum zehnten Tag verbleibt das Götterbild auf einem Löwen sitzend. Dann beginnt mit einem Umreiten des Tempels der feierliche Umzug durch das Dorf. Rund um das Götterbild gruppieren sich die Weiber, die im letzten Jahre der Göttin besondere Gelübde getan haben; sie tragen aus Reismehl geformte und mit Butterschmalz gespeiste Lampen in der Hand. Dann folgen Fanatiker, die sich die Haut mit spitzen Bambusstöckchen durchbohren und daran mit angebundenen Schnüren von ihren Genossen ziehen lassen. Auch lassen sie sich Haken in Brust oder Rücken treiben und an Schnüren im Gerüst des Prozessionskarren hin- und herschwingen (vgl. Bd. I, S. 123 f.). Zahlreiche Fackeln, die auf hohen Stangen getragen werden, erhellen mit ihren sternförmig angeordneten, in verschiedenen Farben leuchtenden Flammen den Weg. Vor den Häusern werden von den Besitzern Gaben für die Göttin an den Priester übergeben, Bananen, Kokosfrüchte, Betel, Weihrauch, auch Geld; die Priester teilen dafür heilige Asche, Blumengewinde und angenehme Versprechungen aus.

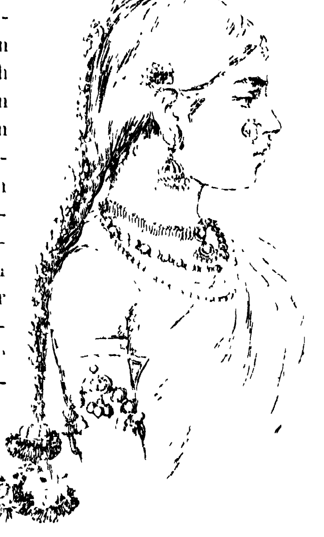


Abb. 355. Tamilin aus Trichinopoli, Südindien.
Bemerkenswert ist die metallene Scheitelplatte und der reiche goldene Zopfschmuck aus gelenkigen Gliedern. Man beachte ferner den Ohrpflock, die doppelte Ohrdurchbohrung und den Oberarmring.
(Nach L. H. Fischer)

Zum Schluß wird auf einem hohen Gestell ein Feuerwerk von Raketen, Feuerrädern, Leuchtkugeln, Kanonenschlägen abgebrannt. Am elften Tage mittags reitet die Göttin auf einer weiblichen Holzfigur nochmals durch die Straßen. Längs des Weges sind da und dort Töpfe mit einer Abkochung von Kurkuma (einer gelben Farbflüssigkeit) aufgestellt, die sich die Priester über den Kopf gießen. Sie gebärden sich an diesem Tage wie von der Gottheit besessen und offenbaren deren Gedanken und Wünsche dem Volke. Das ganze Fest endet mit der Abschlachtung einiger Ziegen, deren gekochtes Fleisch nebst Reis auf dem Altar der Göttin niedergelegt und hinterher von den Priestern gegessen wird (E. Schmidt).

Die Grundform der Tempel ist überall die gleiche; vorn befindet sich eine Säulenhalle, dahinter das Heiligtum mit Vorraum und Zelle der Gottheit; bei größeren Anlagen treten mehrere Säulenhöfe, Badeteiche für die religiösen Waschungen der Pilger und anderes hinzu.

8. Die Primitivstämme des Binnenlandes

Ein vielfach anderes Bild als bei einem Überblick über die „Kulturlandschaften" gewinnen wir aus der Betrachtung der primitiven Wald- und Dschungelstämme in den Gebirgen des Südens und den Landschaften an der Basis der Halbinsel.

Es unterscheiden sich diese Gruppen vielfach sowohl in ihrer Leiblichkeit von den Ariern und Kultur-Drawida, wie auch in ihren kulturellen Grundlagen. Wir haben hier sehr alte und primitive Kulturformen, die auch anderwärts bei der tropischen Menschheit wiederkehren, vor uns, wenn auch Trachten, Schmuck, Pflugbau u. a. m. aus den Kulturlandschaften hierher vorgedrungen sind. Eine Kastenordnung erkennen nur die verarmten Stämme des Südens an.



Abb. 356. Raja, Schurajh, mit Diadem und Brustschmuck, Haidarabad. Man beachte die an nordische Typen gemahnende Langgesichtigkeit
(Naturhistorisches Museum, Wien)

Die Pulayan in Nordmalabar sind vielleicht die Nachkommen einer einst herrschenden Gruppe von Drawidas, ebenso die Kurumban im Westen der Nilgiri (s. o. S. 483). Die Badaga auf dem Nilgiriplateau sind ein erst vor dreihundert Jahren hieher eingewanderter Stamm. Ganz besonders rein erhalten haben sich die viehzüchtenden Toda in den Nilgiribergen mit einer sehr eigenartigen kulturellen Sonderstellung; ihnen verwandt sind die Kota, zumeist Handwerker; mit den Bagada (Ackerbauern) zusammen bilden die drei Gruppen eine Art symbiotische Lebensgemeinschaft. Ein reiner Sammler- und Jägerstamm sind die Paliyan in den Palnibergen, ebenso primitiv fast leben manche Malay-Nayar (Bergnayar), ebenso die Kanikkarar in Travancore, die nur geringe Rodungskulturen besitzen; die Irulan im Osten der Nilgiri sind in den Bergen Jäger und Sammler, in den Ebenen treiben sie schon ausgiebigeren Ackerbau, ebenso führen heute

die Malay-Arayan ein regelrechtes Bauernleben. Ullatan, Kadan und Malasar nehmen als Waldarbeiter, Honigsammler usw. eine durch kulturelle Verarmung noch gedrückte Stellung allerniedrigsten Ranges ein.

Die wichtigsten Gruppen des Nordens sind die Bhil in Bombay, bis zum fünften Jahrhundert die herrschende Klasse auch in Rajputana. Sie sprechen heute „arische" Sprachen, es dürften jedoch in den Mahadeo-Hills unter ihnen auch mundasprechende Gruppen zu finden sein. Die Gond, hauptsächlich in den Zentralprovinzen, seit alter Zeit gleichfalls Reiche begründend, und die Kui oder Khond, sowie die Oraon in Chota Nagpur sind sprachlich den Drawida zuzuzählen. „Munda"stämme sind die Kharvar mit ihrem westlichsten Zweig, den Korku, die Kol in Chota Nagpur mit den Untergruppen der Munda, Ho und Bhumij, östlich die Santal, die Kharia, Mal-Paharia u. a. endlich die Juang in Orissa und Westbengalen, kleinwuchsig (unter 152,5 cm) und wohl die primitivste Gruppe im Norden, im Westen die Bhil usw.



Abb. 357. Nabob Vezir Ali, Bahadur, Haidarabad. Typus eines Sudinders hoher Kaste
(Naturhistorisches Museum, Wien)

Die frühesten Wohnsitze der letzteren schon in den großen indischen Epen zu erkennenden Volksgruppen (der Oraon, Munda, Kharwar, Kol usw.) sind in den Vorbergen der Gebirgsländer des nördlichen Bihar, Bengalen usw. zu suchen, wo die Arier schon im ersten Jahrtausend n. Chr. mit deren Vorvätern, den „Rakschasas" der Epen, in Kampf gerieten. Sie sind dabei politisch immer tiefer heruntergedrückt und in ihre heutigen schwer zugänglichen Wohnsitze abgedrängt worden.

Noch heute glaubt man Mundasprachen westlich bei Konawar und Lahul im Punjab feststellen zu können (Sten Konow). Es scheint also, daß einst Sprachen vom austro-asiatischen (Munda-)Typus den ganzen Norden Indiens bis in das Punjab hin beherrscht haben; ebenso vermutet man als Unterlage der Bhildialekte neuerdings diese Formen. So waren diese Völker es vor allem, mit denen die einwandernden Arier sich auseinanderzusetzen hatten, was die nahe Verwandtschaft von austrischen Festbräuchen mit alt-arischen im Wege alter Kulturbeziehung erklärlich machen würde.

Wie erwähnt, stehen manche von diesen Gruppen auf der untersten Stufe menschlicher Wirtschaft. Die Weiber graben mit dem Grabstocke nach Wurzeln, hauptsächlich Yamsarten, Pfeilwurz u. dgl. (Paliyan, Kui, Juang u. a.), die man in der heißen Asche

röstet, im Norden weiß man manche sonst ungenießbare Arten durch Wasserbehandlung zu entgiften. Auch sammelt man Pilze, Blattsprossen von Bambus, Blätter und Früchte, die im Süden namentlich die Dattelpalme, im Norden der Feigenbaum (Ficus indica), der Saalbaum und Mohulobaum (Bassia latifolia) liefern; von letzterem werden die Blüten gegessen. Solange die Palmen im Saft stehen, leben die Kui fast ausschließlich von dem berauschenden Getränk, das dieser liefert. Bienen räuchert man allenthalben aus, um zum Honig zu gelangen. An tierischer Nahrung wird so gut wie alles verzehrt; Wildschweine, Hirsche, Rotwild und anderes Getier wird mit Quetschfallen, Fallgruben, auch mit Netzen auf Treibjagden erlegt. Für Jagd und zugleich Krieg verwendete man früher überall einen einfachen Stabbogen (Pfeile s. Abb. 358). — Pfeilvergiftung ist von den Gond usw. bekannt geworden. Bhil, Gond, Kharvar usw. gehen auch heute noch nicht ohne Eisenaxt aus, die sie in der Notwehr sogar gegen Tiger, Leoparden usw. schleudern (Abb. 332). Außerdem sind bumerangartige Schlag- und Wurfkeulen aus Holz, Elfenbein, Eisen im Süden wie im Norden (Paliyan, Gond, Paharia usw.) und bei den Kol in Gujarat in Verwendung. Fische werden im Süden mit rohen Angeln, Reusen und Wehrbauten oder durch Vergiften des Wassers erlegt, die Malasar fangen sie in einfachster Art mit den Händen.

Bei den meisten Stämmen, ausgenommen die Paliyan und Irulan, gesellt sich zur Sammelwirtschaft ein ganz geringfügiger Anbau von Hirse, Bananen, Kürbissen, Tabak, im Norden auch Erbsen, Linsen, Bataten, Mais, Reis in Form der „Tschenakultur“, wobei Waldpartien durch Brand abgeholzt werden und auf dem kaum gerodeten Boden die Feldbestellung oft lediglich mit Hauen oder spatenförmigen Grabstöcken aus Holz vorgenommen wird. Die Pflüge bestehen, wenn überhaupt vorhanden, oft nur aus einem rohen Aststück (Juang). Nach ein paar Jahren werden die Felder wieder verlassen. Zum Mähen, Abschneiden von Blättern, Zweigen u. dgl. dient ein sichelförmiges Waldmesser. Bewässerungsanlagen und Pflugbau höherer Art kennen nur die Santal und Stämme der Vorberge in Bengalen, doch auch in der Ebene sammeln die Weiber in Zeiten der Not die Körner vom wilden Reis, und ebenso hat in der erwerbsmäßigen Gewinnung von wildwachsenden Suppen- und Heilkräutern, Waldesprodukten aller Art die alte Wirtschaftsform ihren Platz in den kultivierteren Hügelgeländen der Stromländer des Nordens behauptet.

Das Getreide wird im Süden mit stockförmigen, in stumpfem Winkel aufgebogenen Flegeln ausgeschlagen (Kota).

Das Fleisch wird überall gekocht, die Paliyan und primitiven Juang braten es auch an hölzernen Spießen.

Haustiere haben die Dschungelstämme gar keine, die Ansässigen züchten hauptsächlich Ziegen und Hühner und einige wenige Kühe, namentlich im Süden.

Eine ganz eigenartige Stellung nehmen in dieser Beziehung die Toda als ausgesprochenes Viehzüchtervolk ein; ihre Herden sind ihr Heiligtum, ihre Nahrung heute vielfach Milch oder Hindukost. Früher sollen auch sie zumeist von Wurzeln und Kräutern gelebt haben.

Die Siedlungen haben einen sehr unbeständigen Charakter.

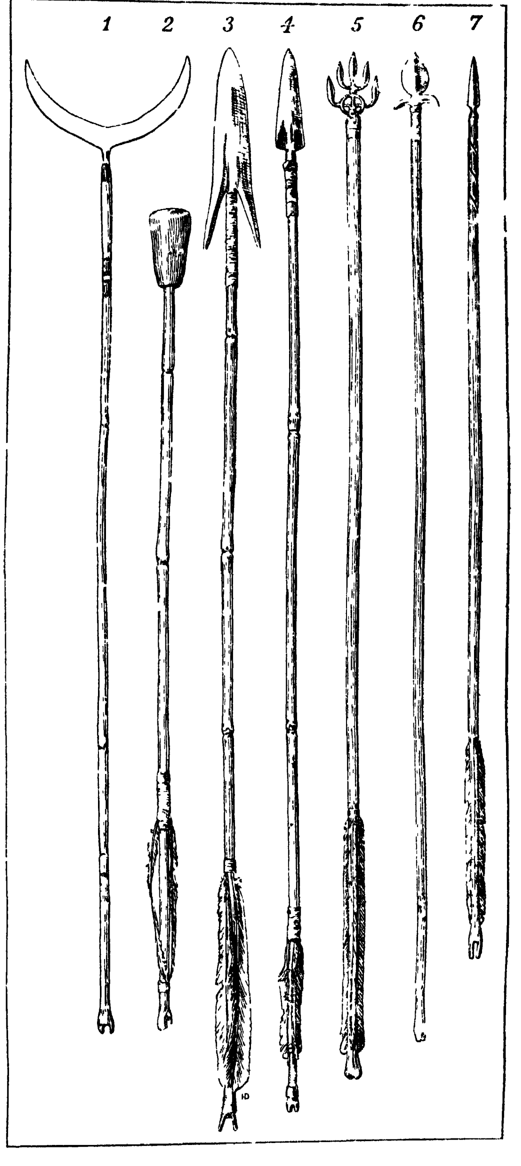


Abb. 358. Pfeiltypen, Indien: 1 Pfeil mit halbmondförmiger Schneide, Fiederung fehlt, allgemein verbreitet (schon im Mahabharata erwähnt); 2 Vogelpfeil mit Holzknauf und Stegfiederung, Ranchi, Bengalen; 3 Pfeil der Khond(?) mit Eisenblatt; 4 Pfeil mit Eisenblatt, Ranchi, Bengalen; 5 Fünfspitziger Pfeil, buddhistische Symbole (Rad und Dreizack) aufweisend, vermutlich von den Sikh, Nordindien; 6 und 7 Pfeile, Nordindien, Punjab(?)

(1—4 und 6 Naturhistorisches Museum, Wien; 5 und 7 Lindenmuseum, Stuttgart)

Runde kleine Bienenkorbhütten aus Gras und Reisig benützen die Bhil auf ihren Jagdzügen, ebenso die Irulan, die auch mit Höhlen vorlieb nehmen oder gar, gleich den Kanikkarar, aus Furcht vor Feinden sich auf Bäumen ein Obdach, eine einfache Hütte, zurechtrichten (Abb. 359). Ein einfacher Windschirm oder ein von vier Pfosten getragenes Giebeldach mit angelehnten Reisigwänden und einem erhöhten Schlaflager ist die Behausung der Pulayan, ähnlich auch die der Malasar und Ullatan bei ihren Waldarbeiten. Nur wenig vollkommener, dank fester Verbindung von Reisigwand und Dach, sind die Hütten der Malay-Nayar, der Kanna-Pulayar in Cochin, der Malay-Arayan und Kanikkarar, doch kommen bei diesen auch schon zweiräumige Hütten mit Lehmbewurf vor. Die Feuer- oder Kochstelle befindet sich, wenigstens bei schönem Wetter, vielfach vor dem Hause, bisweilen durch ein Blätterdach geschützt (Malasar, Kanna-Pulayar, Malay-Arayan). Ganz im Sinne unserer Arbeiterhäuser der Neuzeit sind die in je zwei Räume hintereinander zerfallenden Wohnungen der Kota und Badaga zu zwei ununterbrochenen Häuserzeilen entlang der Dorfstraße vereinigt; ein ununterbrochenes Dach läuft über die durch Ziegel- und Lehmwände geschiedenen Wohnungen, von Meter zu Meter von Steinpfeilern gestützt, so daß sie einen erhöhten Laubengang bilden. Eine Familie wohnt wie die andere, die Haustiere verwahrt man in strohgedeckten Steinhütten.

Kaum erst angedeutet ist Zweiräumigkeit in den Reisighütten der Toda, für die die halbtonnenförmige Wölbung des grasbedeckten Daches charakteristisch ist. Hinten an der Hütte findet sich ein Verschlag für menstruierende Frauen angebaut, die „Gebärhütten“ stehen im Walde. Auch bei den Berg- und Dschungelstämmen hat man für Menstruierende und Wöchnerinnen fast durchgängig besondere Hütten. Kälber nimmt man in den Wohnraum selbst. Das übrige Vieh treibt man in kreisförmigen, aus rohen Steinblöcken errichteten Krals zusammen (Abb. 360).

Die kulturfernsten Stämme (Gond, Kui usw.) bauen vielfach Holzhäuser mit Wänden aus senkrechten Pfosten oder Brettern, auch aus Flechtwerk, das man mit Lehm verschmiert. Vom Dach hängen Jagdtrophäen, Hirschgeweihe, Knochen und Schädel als Schmuck herab. Die Dächer sind durchweg aus Stroh oder Blätterwerk hergestellt.

Bei den nördlichen Gruppen sind einräumige Häuser selten (Birhor, Juang), zwei- bis dreiräumige, Schlafraum, Speicher und Küche enthaltend, die Regel.

Oraon, Santal, Bhumij und andere bauen ihre Häuser ganz

aus Lehm wie im Norden und gruppieren sie um unregelmäßige Höfe. Bei den primitiveren Stämmen liegen die Häuser oft sehr unregelmäßig beisammen; die Dörfer werden vielfach durch spitze Palisadenzäune verschanzt; die südlichen Gond wohnen in langen Straßendörfern. Kui, Juang, Oraon, Paharia usw. haben eigene Junggesellenhäuser wie die Bergstämme in Assam, manche Stämme auch eigene Schlafhäuser für Mädchen (Bhuiya, Birhor u. a.), andere auch gemeinsame Häuser.

Die Einrichtung ist überall ungemein einfach. Zweiglager, Matten, Lehmbänke u. dgl. dienen zum Schlafen, Holz- und Bambusgefäße, Holzmörser, Körbe, Teller aus Blättern, ein paar Töpfe, flache Mahlsteine dienen dem Bedarf der Küche, überschüssige Habseligkeiten werden an Stricken unter dem Dache aufgehängt. Das Feuer wurde seinerzeit wohl überall durch Bohren erzeugt, was zu gewissen Gelegenheiten noch heute bei den Toda, Kanikkarar und Irulan geschieht.



Abb. 359. Baumwohnungen der Kanikkarar, Südindien
(Nach Jagor)

Die Melkgefäße der Toda sind aus Bambusstücken hergestellt, dagegen werden zum Buttern halbkugelige Tonurnen benutzt. Der Quirl ist ein Bambusstock mit aufgeschlitztem und kugelig aufgestauchtem Kopfende; er wird in zwei horizontal ihn umspannende Strickschleifen eingestellt und mit einem umgewickelten Strick gequirlt, ganz ähnlich wie in Nordindien oder auch im Mittelmeergebiet (Nordafrika, Sizilien usw.).

Als Bekleidung tragen im Süden bei den Paliyan die Männer nur ein Gras- oder Blätterbüschel an einer Lendenschnur, die Weiber eine bemalte Schambinde aus Palmfasergeflecht. Bei den Kanna-Pulayar tragen die Frauen Grasschurze; die Tracht der übrigen Stämme weicht nicht von der der niedrigsten Kasten ganz im allgemeinen ab.

Nur die Toda tragen eine eigenartige Kleidung, und zwar Männer wie Weiber ein bis an die Knie reichendes Lendentuch und einen togaartig umgeschlagenen Mantel aus weißer Baumwolle, welche die Weiber in Nachahmung von Webemustern streifenförmig mit Stickereien verzieren. Die Männer tragen darunter noch eine rituell geheiligte Lendenschnur mit einer Schambinde, die bei den Priestern aus Rindenbast gefertigt sein muß, was offenbar einer alten Trachtform entspricht.

Auch im Norden scheinen Gras- und Blätterbüschel, vorne und hinten in die Lendenschnur eingesteckt, oder auch Schambinden aus Bast die ursprüngliche Tracht beider Geschlechter gewesen zu sein. Sie findet sich heute noch bei den Kui, Juang usw.; Gond, Oraon, Santal sind schon zur Baumwolltracht — Lendentuch bei den Männern, Röckchen bei den Frauen — übergegangen (vgl. auch Abb. 361). Die Verwendung wohlriechender Blumen, Blätter und Zweige zur Zierde für Haar und Körper (Oberarme und Hüften) hat sich als Tanzschmuck im Norden wie im Süden (Paliyan) noch erhalten. Das Haar wird vielfach geknotet, eingesteckte Kämme dienen seinem Schmuck. Die Todamänner tragen es lose herabfallend, die Weiber scheren sich oft Muster aus.

Der bewegliche Schmuck ist bei den Waldstämmen sehr geringfügig und besteht in einem Paar Ohrringen aus Messing oder Blei, Halsketten aus Glasperlen und Armbändern. Bei den wohlhabenderen Stämmen erreicht er in barbarischer Übertreibung ganz unwahrscheinliches Ausmaß, so der Ringschmuck der Gond- und Santalfrauen und die Ohrringe der Bhil (Abb. 362). Tatauierung ist sehr allgemein verbreitet (bei den Todafrauen an Nacken, Schultern, Oberarmen unter bestimmten Zeremonien angebracht); nur manche Waldstämme üben sie nicht. Körperbemalung dient meist als Tanzschmuck. Einbrennen von Narben an Schultern und Ellbogen mit einem Feuerbohrer bildet eine Art Mannbarkeitsfeier bei den Todaknaben.

Von den Waffen war schon bei den Jagdgeräten (S. 538) die Rede.

An technischen Künsten üben die primitivsten Stämme nur Flechterei und Schmiedearbeit, letztere im Freien unter Blätterdächern, selbst aus. Bei den ansässigen Drawida im Norden sind die Handwerker in der Regel Angehörige niedriger Kasten aus dem Tiefland. Die Grundlage des gesellschaftlichen Lebens bildet, wie erwähnt, überall der Stamm, nicht die Kaste. Er zerfällt stets in mehr oder minder zahlreiche Untergruppen, stellenweise



Abb. 360. Toda-Siedlung, Utakamand. Nilgiri
(Nach Riebeck)

als Lokalgruppen entwickelt („Dorf-sept“ der Ho, Khond usw.). In diese Gruppen ist fast überall von den Bhil bis zu den Stämmen Bengalens und südlich bis Madras ein System von Totemgruppen mehr oder minder übereinstimmend eingepaßt, das allerdings stellenweise schon entartet und in Auflösung begriffen ist. Gleiches Totem bedingt stets ein Heiratsverbot; nur manche kleinste Volkssplitter machen eine Ausnahme; Endogamie unter Verwandten in unserem Sinn kommt — vermutlich aus wirtschaftlichen Gründen — auch bei den Kui usw. vor. Stellenweise scheinen die ganzen Heiratsge- und -verbote der sehr zahlreichen totemistischen Gruppen in ein höheres Klassenschema — eine Totemgruppe heiratet einige oder alle anderen — eingebaut zu sein, und zwar vor allem im Norden bei den Mundagruppen, wie dies auch in Assam, in Spuren auch noch im südindischen Kastenwesen erkennbar ist. Totems sind sowohl Pflanzen (Betelpalme, Areka, wilde Grasarten) wie auch Tiere (Büffel, Hirsch, Wildgans, Schlangen, Tiger usw.), in spätester Entwicklung auch leblose Gegenstände, die streng tabuiert sind (s. auch S. 548 f.).

Über das, was diesem Totemismus zugrunde liegt, sind wir nur andeutungsweise unterrichtet. Bei den Gond z. B. lassen die Kobra-

leute das Tier unbehelligt, selbst wenn es einen Mann anspringt; *die Schildkröte wird* in den nächsten Tümpel befördert; dem Tiger werden lebendig und tot verschiedene Ehren erwiesen, der Sonne Gebete verrichtet, Pflanzen besonders gehegt und bei Festen verwendet, ohne daß jedoch mehr als ein *sinnbildliches* Verhalten dieser Art von seiten der „Totem"-Träger bekannt geworden wäre. Ausdeutende Erzählungen verschiedener Art vermögen keinen wesentlich tieferen Aufschluß zu bieten.

Die einfachsten Formen der Eheschließung finden sich bei den Paliyan, Irulan, Khond, Oraon usw.: einfaches Zusammenziehen bzw. Zusammenschluß der jungen Leute im Wald, oder auch Entlaufen derselben, namentlich wenn ein Brautpreis nicht bezahlt werden kann. — Daneben steht gewaltsame Entführung der Braut, oft von einem Scheinkampf zwischen Männern und Weibern begleitet — auch die „Dienstehe" des Mannes im Haus der Eltern der Frau hat sich hier eingebürgert. Im Süden herrscht laxe Auffassung der Ehe namentlich bei den Irula, Kurumban, Badaga, Toda (siehe auch unten) usw., wie bei den niederen „Kasten". Die vielfach verbreitete symbolische Verehelichung mit einem Baum hängt wohl mit der Auffassung von Bäumen als Seelensitzen der Ahnengeister und deren Wiedergeburt in den Enkeln zusammen. Wo brahmanische Priester die Hochzeit leiten (Munda usw.), gleicht sie ganz dem nordindischen Ritus.

Bei den Bhumij findet die Hochzeit in sehr charakteristischer Art nach einem Ritus statt, der Züge der brahmanischen Überlieferung mit denen alteinheimischen Brauches vereinigt. Im Hause der Braut wird ein rechteckiger Platz im Hof mit Reiswasser besprengt. In der Mitte werden hier Zweige des Mahua- und Sidha-Baumes gepflanzt, die mit fünf Kauris und fünf Stücken Turmerik (S. 508) zusammengebunden sind. An den vier Ecken stehen Töpfe, halbgefüllt mit Hirsebrei, verbunden durch einen Baumwollfaden, der den geweihten Platz abgrenzt. Die Töpfe haben vertiefte Deckel, in denen je ein kleines Öllämpchen brennt. Der Bräutigam, gefolgt von seinem Freund, wird zuerst in das Rechteck geführt, wo er sich auf einem Brett (bei den höheren Ständen einem Stuhl) niederläßt. Die Braut läßt man nach ihrem Einzug zu seiner Linken sitzen. Manchmal leisten ihre entfernteren weiblichen Verwandten und Freundinnen bei ihrem Einzug scheinbaren Widerstand und erhalten kleine Geschenke für den freien Durchzug.

Der Priester sagt einige Mantras (Zauberformeln) her, und der Bräutigam zündet die Lampe an. Jedesmal bläst die Braut sie wieder aus. Das wiederholt sich bis zu sieben Malen. Das Paar kehrt dann zu den Sitzen zurück, und der Priester legt unter Hersagung der Formeln beiden die Hände zusammen. Zuletzt bestreicht der Bräutigam die Stirn der Braut mit Zinnober, und die



Tafel XXIII *Paraharu-Prozession der Singhalesen in Kandy, Ceylon*

(Naturhistorisches Museum, Wien)



Tafel XXIV *Teufelstänzer auf Ceylon*

Kleider der beiden werden zusammengeknüpft; der Knoten wird je nach Familienüberlieferung erst nach drei, vier, fünf, sieben, auch erst zehn Tagen gelöst. Zum Schluß reibt sich das Paar mit Zinnober ein und nimmt ein Bad; der Knoten wird dann im Beisein der Angehörigen des Bräutigams in feierlicher Weise gelöst.

Während hier nur mehr Zweige des Mahuabaumes eine Rolle spielen, ist anderwärts der Ritus der Baumehe noch in voller Geltung, wie früher bei den Mundas, so heute bei den Bagdis in Westbengalen; am Hochzeitsmorgen geht der Bräutigam zu einem Mahuabaum (Bassia latifolia). Er umarmt ihn und bestreicht ihn mit Zinnober (Hochzeitsritus); seine rechte Hand wird am Baum angebunden und mit derselben Schnur dann ein Blattbüschel vom Baum am Gelenk befestigt. Der Zug der Bräutigamssippe wird hier von den Angehörigen der Braut vor dem inneren Hof im Scheinkampf aufgehalten usw. Bei den Chamar in Nordindien umschreitet das Paar den Pflugbaum, der an die Stelle des wirklichen Baumes getreten ist; auch wird hier ein künstlicher Baum, auf dem Papageien sitzen, aufgestellt — offenbar ein Lebensbaum.



Abb. 361. Bhilmänner mit Stabbogen und Werkzeug (Museum für Volkerkunde, Berlin)

In Südindien finden wir gleichfalls einen Pfahl mit angebundenen grünen Blättern aufgestellt, oder die Ehe wird von dem Mädchen mit einem Stock, Schwert, Bogen, Dolch als Seelenträger geschlossen. Auch stellte man, wie in Mexiko, einen Befruchtungsstab aus dem Holze der Bäume her, in denen die Gandharven ihren Sitz haben sollten. Er war mit Wohlgerüchen bestrichen und mit Gewand und Fäden umhüllt und wurde in den drei „Keuschheits-

nächten“ (d. h. magischen Befruchtungsnächten), die das Paar zu halten verpflichtet war, zwischen dessen Lagern aufgestellt (v. Reitzenstein).

Bei den Chamar treten auch Männer in Weiberkleidung bei der Hochzeit auf, was an vorderasiatische Bräuche erinnert.

Für eine altdrawidische Sitte wird es ferner angesehen, wenn vielerorts auch in Nordindien der Bräutigam der Braut Stirn und Haar mit roter Farbe bestreicht, was vielleicht als Symbol einer Blutsvereinigung zu deuten ist.

Vor der Ehe herrscht allgemein ein natürlich freier Verkehr der Geschlechter; jahreszeitlich eingeteilte Feste sind der Anlaß zu Lustbarkeit und Vereinigung bzw. „Paarung“ großer Gruppen junger Leute ähnlich wie in Hinterindien. Von Tänzen sind Reigentänze überall beliebt; sie werden von Männern und Weibern getrennt oder gemeinsam aufgeführt und bestehen in der Regel aus einem langsamen Vorwärtsschreiten um ein Feuer mit rhythmisch ausgeführten radialen Schritten und halben Drehungen unter gleichzeitigen Armbewegungen; bei den nördlichen Stämmen ist die Zahl der Teilnehmer oft eine außerordentlich große. Hier werden auch gymnastische Gruppentänze aufgeführt; Männer tanzen als Frauen verkleidet; endlich sind auch tiernachahmende Jagdtänze verbreitet (Gond, Juang usw.).

Zur Begleitung dienen Flöten, Pfeifen, auch Büffelhörner, Trommeln u. dgl. (Paliyan).

Die Dschungelstämme erkennen als Anführer einen Häuptling an, dem sie auch Abgaben entrichten; bei den ansässigen Gruppen ist er zugleich Herr über Grund und Boden, den er den einzelnen Dorfbewohnern zur Bebauung zuweist. Neben ihm spielt auch der Stammespriester eine gewichtige Rolle. Einzelne Gehilfen vermitteln die Anordnungen des Häuptlings (Munda, Santal). Bei wichtigen Anlässen wird ein Rat der angesehensten Männer einberufen.

Ganz eigenartig hat sich das Stammesleben der Toda infolge der Heilighaltung des Milchviehs ausgebildet. Der Stamm zerfällt je nach der Form dieser Büffelverehrung in zwei endogame Gruppen, deren jede mehrere exogame Clans umfaßt. Die Milchpriester und Hüter einer Anzahl heilig gehaltener Viehstücke bilden eine eigene, hierarchisch abgestufte Gruppe im Stamm, die unter bestimmten Tabusatzungen in einem getrennten Bezirke lebt; ihre Tätigkeit erstreckt sich auf das von besonderen Bräuchen begleitete Melken der Kühe, Butterbereitung und Verteilung der Produkte, Weihe der Kälber usw. Dazu

dienen eigene „Milchtempel“; vor einem solchen Heiligtum steht ein Steintisch mit stark abgeriebener Platte, der Tempel selbst ist ein zylindrischer Rundbau aus Holzplanken mit spitzkegelförmigem Strohdach innerhalb einer Steinmauer mit ganz engem Eingang.

Die Priesterweihe vergleicht sich hier wie vielerorts der Mannbarkeitsfeier (in den Wald gehen, rituelle Nacktheit usw.). Die Eheform ist polyandrisch. Tötung weiblicher Kinder ist häufig. Eine Frau gehört mehreren Brüdern; die Vaterschaft übernimmt meist der Einflußreichste, indem er den ersten Sprößlingen Bogen und Pfeil übergibt; alle Kinder gelten als die seinen, bis ein anderer an den Neugeborenen die Zeremonie vornimmt. Bogen und Pfeil sind übrigens auch ein Schwangerschaftsgeschenk bei den Coorg und spielen auch bei den Totenfeierlichkeiten der Badaga, ganz wie im altarischen Ritus, eine Rolle.

Die Toten werden nach erfolgter Aufbahrung auf kreisförmig mit Steinen eingefriedeten Begräbnisplätzen verbrannt. Damit einher gehen Buffelopfer; beim Begräbnis von Frauen wird die Wohnhütte zerstört; Unverheiratete werden wie bei den Indogermanen symbolisch verheiratet („Totenhochzeit“). Hier wie bei den „Milchpriestern“ mag es sich um Beibehaltung oder Nachahmung sehr altertümlicher religiöser Bräuche aus höherem (arischem bzw. hinduistischem) Kulturbereich in den Formen einer primitiven Geistesverfassung handeln.

Die Feste schließen sich überall dem Verlaufe des Vegetationsjahres an; besonders deutlich zeigen dies die Feste des Nordens zur Zeit der Saalbaumblüte und bei der Ernte der Feldfrüchte. Letztere sind mit einem ausschweifend-orgiastischen Treiben verbunden, von dem sich mancher Zug vom Çaktidienst herleiten mag, andererseits sind manche Riten, die auffällig an europäische Volksbräuche erinnern, das Treiben der jungen Leute, Schwimmenlassen eines Lichterbaumes, Scheinkämpfe von Männern und Weibern, vielleicht dereinst auch arischer Besitz gewesen, haben sich aber heute auf die primitiven Gruppen zurückgezogen. Mit allen diesen eine Vereinigung größerer Massen erfordernden Veranstaltungen haben die nördlichen Gruppen weitaus mehr Ursprüngliches bewahrt als die kleineren Stämme des Südens.

Beim (Frühlings)fest der Saalbaumblüte (Februar-März) begießen sich bei den Santal Männer und Frauen ausgiebig mit Wasser. Bei den Nayar beschossen sich im achtzehnten Jahrhundert zwei Parteien, die hauptsächlich aus der Jungmannschaft gebildet wurden, beim Vegetationsfest (im September) mit Bogen und Pfeilen, und auch heute werden dort noch Schießübungen nach einer Scheibe veranstaltet.

Bei den Bhumij und anderen nichtarischen Gruppen in Chota-Nagpur wird besonders das Karamfest, etwa in der ersten Septemberhälfte, feierlich begangen. Ein Zweig des Karambaumes (Nauclea

parvifolia) wird von einem Priester der Waldgötter in der Mitte des Tanzplatzes eingepflanzt. Bei diesem Zweig wird ein mit Erde gefüllter Topf aufgestellt, in den am ersten Tag des Festes die unverheirateten Mädchen verschiedene Samenkörner werfen. Sie werden sorgfältig begossen und gepflegt, so daß sie am letzten Tag des Monats bereits grünen. Die Mädchen beschenken sich dann gegenseitig mit den Blättern und schmücken sich damit das Haar zum Tanz, der die ganze Nacht an diesem Monatsletzten währt. Es erinnert dieser Vegetationszauber nicht nur an indogermanische Festbräuche, sondern auch an formosanische und australische Wachstumsriten (vgl. auch S. 471).

Bei den Munda wird zu Beginn der Regenzeit in jeder Familie ein Huhn geopfert, ein Flügel in einen Bambus geklemmt und so in den Reisfeldern und Düngerhaufen aufgestellt. Das Erntefest, nach der Reisernte im November-Dezember, wird mit Darbringung der Erstlinge und saturnalienartigem Treiben bei den Ho, Santal und anderen, weniger schon bei den Mundas, gefeiert.

Über die Menschenopfer schrieb Abbé Dubois, es gäbe in Indien keine einzige Provinz, deren Einwohner den Reisenden nicht noch heutigentags Stellen zeigen könnten, wo ihre Rajas den Götzenbildern unglückliche Kriegsgefangene zu opfern pflegten. Diese Schlächtereien fanden gewöhnlich auf dem Gipfel eines Berges oder an einem abgelegenen Fleck bei einem Tempelchen u. dgl. statt. Die Opfer wurden enthauptet und ihre Köpfe als Trophäen vor der blutdürstigen Gottheit aufgehängt. Es handelt sich hier aber keineswegs bloß um Siegestrophäen, vielmehr wurden diese Opfer auch als ständig wiederkehrende Fruchtbarkeitszauber sowie zur Abwehr von Seuchen und Hungersnot dargebracht. Gewiß mit Recht bringt R. Heine-Geldern diese Riten mit den Kopfjagden in Hinterindien in Zusammenhang. Im Tempel zu Kali-Ghat bei Kalkutta befinden sich aufrecht in der Erde stehende gegabelte Hölzer, ganz ähnlich den hinterindischen Erinnerungshölzern für Büffelopfer u. dgl., in deren Öffnung die Köpfe der Opfer gesteckt wurden. Während der Hungersnot 1866 fand man hier zahlreiche Menschenköpfe befestigt.

Die Khond von Jaipur banden das Opfer mit den Haaren an einen Pfosten und schlugen ihm den Kopf ab. Auch wenn die Opfer erstickt wurden oder durch Zerquetschen zwischen zwei Brettern getötet worden waren, blieb der Kopf verschont und wurde später begraben.

Die Vorfahren der Kui veranstalteten das grausame Opfer jährlich zweimal, zur Aussaat und Ernte. Die Teilnehmer erschienen mit übergeworfenen Bärenfellen, mit Pfauenfedern an der Kleidung und einer Krone aus den Federn des Dschungelhahnes festlich geschmückt. Das Opfer wurde zerhackt, manchmal an zwei Pfosten über einen Graben ausgespannt, in dem man den Kopf begrub. In wildem Kampf rissen die Teilnehmer die Fleischstücke an sich, um sie auf ihren Feldern zu vergraben.

Heute werden von den Gond, Oraon und anderen zum Ersatz Affen oder Büffel geopfert oder auch Stroh- und Holzfiguren stellvertretend verwendet. Diese in Bengalen zumeist mit dem Çaktikult verknüpften, bei den Wildstämmen den Fruchtbarkeitsriten zugehörigen Opferbräuche findet man von Chota Nagpur durch ganz Zentralindien bis in die Rajputana, im Süden vor allem bei den Coorg. Auch aus Benares und Nepal liegen Überlieferungen dieser Art vor. Dagegen scheinen sie den primitiven Dschungelstämmen Südindiens zu fehlen, jedoch wurde Tötung von Menschen als Bauopfer in Südindien häufig geübt.



Abb. 362. Bhilfrau aus Kathiawar, Provinz Bombay (Nach L. H. Fischer)

Im höheren Kulturbereich scheint namentlich in Malabar, Calicut usw. an seine Stelle eine rituelle Selbstopferung des Königs, oder ein männermordender Angriff auf seine Person in zwölfjährigem Turnus getreten zu sein. So fand im sechzehnten Jahrhundert zwanzig Meilen nordöstlich von Kap Comorin ein Tempelfest statt, bei dem der König des Gebietes nach Schmückung und Festesfeier Selbstmord durch Verstümmelung an Ohren, Nase und Kehlschnitt verübte, ähnlich der König von Calicut als „Gott der Erde“. Im siebzehnten Jahrhundert mußten sich statt dessen freiwillige Opferhelden durch 30000—40000 Bewaffnete in fruchtlosen Kämpfen Tag um Tag zu ihm durchkämpfen oder auf dem Wege

verbluten, was J. G. Frazer *mit Recht mit rituellen Königsopfern zur Erntezeit in anderen Erdgebieten in Parallele setzt.*

Jener Reichtum an Personifikationen und Sinnbildern, der das Pantheon der Hindus zum vielgestaltigsten aller Völker und Zeiten stempelt, mangelt den religiösen Anschauungen der Primitiven gänzlich.

Als Aufenthalt der Gottheit gilt in der Regel ein Gehölz u. dgl., höchstens daß man zur Zeit der Opfer und Feste kleine Bambushüttchen, auch Plattformen oder Gerüste, geschmückt mit Schößlingen und Zweigen, errichtet, bei oder auf denen die Opfergaben, Vögel, Schalen mit Reis, Früchte und anderes niedergelegt werden. Als Sinnbilder der Gottheiten — in Afrika würde man sie Fetische nennen — gelten kleine Lehmkegel, rot beschmierte Steine, ja selbst längliche Holzstücke, Steinchen, eine Pfeilspitze oder auch senkrecht in die Erde gesteckte Bambussplitter. Um so handgreiflicher erscheint namentlich bei den Mundagruppen das Einhegen, Bannen und Einfangen der Seelengeister durch am Hause emporgezogene oder rundumgespannte Fäden u. dgl. (s. auch S. 532).

Abgesehen von Haushaltungs- und Ahnengeistern, Dämonen, die in Bäumen, Flüssen, Steinen wohnhaft gedacht werden, sind namentlich die Sonne, Berggottheiten und ein Feuergott im Norden allgemein verehrte Gestalten (Munda, Santal); noch ständiger kehrt eine Fruchtbarkeits- und Erdgöttin bzw. eine Muttergöttin („Kali") wieder, der auch fast alle Gruppen in heiligen Hainen ihre Opfer darbringen. Die Gond, Kui und andere veranstalteten die grausamen Menschenopfer ihr zu Ehren bei Aussaat und Ernte; sonst gelten als Opfer hauptsächlich Schweine, Ziegen, Hühner und Früchte. Ob ein Stammespriestertum überall von den Zauberern, die über glühende Kohlen gehen und unter ekstatischen Tänzen Krankheiten vertreiben usw., getrennt erscheint, ist fraglich; die kleinen Stämme des Südens werden nur ganz allgemein als Zauberer von ihren Nachbarstämmen gefürchtet.

Die Toten werden heute fast durchgängig verbrannt; die Asche wird bei den Kolstämmen im Nordosten in Urnen gesammelt und bisweilen unter niedrigen Dolmen beigesetzt (Ho). Auch die Errichtung von Menhirs (Munda, Ho, Bhumij), zum Ersatz dafür auch von geschnitzten Holzpfeilern (Ho) zu Ehren angesehener Toten wird heute noch geübt. Die primitivsten Gruppen setzen ihre Toten in Felsspalten oder Schluchten aus und häufen Steine darüber; auch im Tiefland von Bengalen üben einzelne Stämme Erdbestattung.



Abb 363. Singhalesische Tanzer und Trommler. Kandy
(Naturhistorisches Museum, Wien)

Allgemein werden den Bestattungen symbolische Beigaben beigefügt; es wird Totenspeisung geübt usw.

Beim Tod eines Bhumij etwa wird der Leichnam, mit dem Kopf nach Süden gekehrt, auf den Scheiterhaufen gelegt, der von den männlichen Verwandten entzündet wird. Brennt die Flamme hellauf, dann gehen die Männer nach Hause, und die nächsten weiblichen Verwandten treten mit einem Wassergefäß zum Feuer, um die verglühende Asche zu löschen. Die Gebeine werden in das Gefäß gelegt Ein Teil wird dann unter einer Tulsistaude (Scymum sanctum) im Hofe des Verstorbenen vergraben, der Rest mit der Urne zum überlieferten Begräbnisplatz der Familie bzw. der ältesten Stammessiedlung gebracht, wo das Gefäß, gestützt von drei Steinen und bedeckt mit einer Steinplatte, beigesetzt wird.

Man opfert dann ein Huhn, und die Ankunft des neuen Toten wird den Ahnengeistern angesagt. Das Ganze beschließt ein Reisschmaus. Scheren des Haares am zehnten Tage, Darbringung von Opferkugeln am elften Tage an den Brahmanen sind dem Hinduglauben entlehnte Sitten.

Bei anderen Gruppen wird statt dessen der Tote durch Schlagen eines Metallgefäßes und Namensnennung zu dem Totenschmaus geladen. Er wird dabei durch einen unbeteiligten Dritten oder den Zauberpriester dargestellt und bewirtet. Nach dem Schmaus geht dieser weg und der Tote mit ihm.

9. Die Bevölkerung von Ceylon

Die Insel Ceylon kann nach ihrer ethnographischen Beschaffenheit als ein verkleinertes Südindien gelten, denn hier finden wir genau dieselbe Schichtung der Bevölkerung wie auf dem Festlande, nur unter Beibehaltung eigenartiger Züge, die durch die Insellage bedingt sind.

Die herrschende Klasse sind hier die ursprünglich altarischen, jedoch auch mit Drawidas durchsetzten *Singhalesen*, die seit ältester Zeit Besiedler und Beherrscher des Landes sind. Abgesehen von ihren ausgezeichneten kunstgewerblichen Arbeiten, Holzschnitzereien, Metalldosen, Betelzangen, Dolchmessern usw., sind sie durch die seltsamen Teufelstänze bekannt geworden, die unter Gebrauch *abschreckend gestalteter Masken* die Verscheuchung von Krankheitsdämonen bezwecken (Abb. 363, Taf. XXIV). Sonst unterscheidet sich ihre Lebenshaltung kaum von der der bessergestellten Kasten des Festlandes.

Ähnliches gilt auch von den zahlreichen, hauptsächlich dem Bauernstande angehörigen *Tamilen* (Abb. 364). Geschichte und Kultur der großwüchsigen Bevölkerung verknüpft diese eng mit dem südindischen Festland.

Die ältesten Reichsgründungen werden allerdings in sagenhafter Art mit der Einwanderung einer herrschenden Gruppe von *Ariern* aus Gujarat in Verbindung gebracht, die etwa um 1000 v. Chr. übers Meer hieher gelangt sein müssen. Andererseits ist aber auch intensiver *Hindueinfluß* aus Bengalen sichergestellt. Als feststehend kann jedenfalls gelten, daß weit zurück in vorbuddhistischer Zeit sich die Kultur auf ähnlicher Grundlage entwickelte wie auf dem Festland, wozu noch die wichtige Verkehrsstellung inmitten der orientalischen und hinterindischen Welt der Insel eine besondere Mittlerstellung verlieh. Unter Açoka im dritten Jahrhundert v. Chr. fand wohl im Verfolg alter Kulturwege der Buddhismus hier Eingang. Erst mit Klostergründungen, Reliquienverehrung u. dgl., in

frommer Beschaulichkeit verfolgt, gestaltete er sich, durch Schenkungen der einheimischen Herrschergeschlechter freigebig gefördert, in den folgenden Jahrhunderten zur gewaltigen landbesitzenden Macht aus, nicht ohne wesentliche Schädigung der einheimischen Volkskraft, deren Nachwuchs in den allerorten aufschießenden Mönchs- und Nonnenorden ein unfruchtbar untätiges Leben führte.



Abb. 364. Tamilfrau mit einem Korb voll Tee, Kandy (Naturhistorisches Museum, Wien)

Tausende von Klosterruinen und die großen Stupas (Reliquienkuppeln, s. S. 521) gehören noch heute zum charakteristischen Landschaftsbild der fruchtbaren Ebenen. Sehr charakteristisch für Ceylon ist ferner die Verehrung der Fußspur Buddhas in einem Granitfelsen auf dem Gipfel des Adamspeak, wo ein hehres Bergheiligtum mit prachtvollem Überblick über die ganze Insel noch heute von vielen Tausenden von Pilgern heimgesucht wird, und die Verehrung eines Buddhazahnes, beides weltweitverbreiteten Anschauungen über Heroen und Religionsgründer entsprechend (Abb. 366). Da die Gedanken Buddhas eine schriftliche Aufzeichnung nicht erfahren hatten, verfiel die Lehre immer mehr Sektenbildungen, und Kämpfe der Bruderschaften führten bis zum zwölften Jahrhundert zu einem fast vollständigen Niedergang.

Die heute bestehende reinere Form ist durch Missionierung von Siam aus erst im achtzehnten Jahrhundert wiederhergestellt worden. Çivaismus und Vishnulehre zusammen mit den niederen Dämonen-

kulten Südindiens haben zwischendurch in der Volksreligion die Hauptrolle gespielt, so daß heute die Tempelfeste (Taf. XXII) und Kulte den südindischen Vorstellungen weitgehend entsprechen. Auch die „Teufelstänze" sind keine ausschließlich auf Ceylon feststellbaren Übungen, vielmehr kehren sie auch auf dem Festlande wieder.

Eine Umschichtung der Bevölkerung führten im Norden der Insel vor allem die wiederholten Tamileneinfälle herbei. Sie sind seit der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts v. Chr. geschichtlich feststellbar und hören seit dem fünften nachchristlichen Jahrhundert nicht mehr auf, die Chola der Malabarküste machen sich im elften Jahrhundert zu Herren des Landes, endlich wird im Norden ein selbständiges Tamilenreich dauernd begründet. Die kriegerischen Stämme des Südens und des Inneren der Insel vermochten allein in der Regel gegenüber diesen Einfällen sich zu behaupten; hier haben sich denn auch die altertümlicheren Volkssitten, wie Mutterrecht und Polyandrie (gewöhnlich unter Brüdern wie in Südindien), erhalten.

Der eigenartigste, aber einem baldigen Untergange geweihte Teil der Bevölkerung sind die Wedda, ein kleines Völkchen in den wildreichen Nilgalabergen mit ausgesprochenen Jägerinstinkten (Abb. 365). Sie sind sehr geschickt und begabt im Durchschleichen des Waldes und Anpirschen an das Wild, das mit einem einfachen Stabbogen vom Schützen treffsicher erlegt wird. Das geschieht oft in der Rückenlage, um den starken Bogen mit den Füßen spannen zu können. Der wertvollste Begleiter auf den Jagdzügen zum Hetzen des Wildes ist der Hund, der zugleich das einzige Haustier darstellt. Vom Elefanten und Rotwild herab bis zu den Käferlarven wird außer wilden Hühnern und Affenfleisch kaum ein tierisches Nahrungsmittel verschmäht; die wilden Bienen werden an schwankem Seil unter heulenden Zaubergesängen aus ihren Klüften geräuchert, Fische mit Pfeilen geschossen oder vergiftet. Die Weiber beschaffen mit ihrem Grabstock eßbare Wurzeln, Früchte u. dgl.; selbst Blätter dienen in Zeiten der Not zur Füllung des Magens. Alle Nahrungsmittel werden in der Asche geröstet oder in Erdgruben gedämpft; das Fleisch wird auch am Holzspieß gebraten oder gedörrt und in Honig gelegt. Ein Blätterdach über einem schiefen Stangengerüst, ein überhängender Fels, selbst nur ein dichter Baum beschützt des Nachts die Schläfer beim offenen Lagerfeuer, das man nach außen hin mit dürren Zweigen und bedrohlichem Dorngestrüpp verschanzt.



Abb. 365. Weddamänner mit Axt, Bogen und Pfeil
(Naturhistorisches Museum, Wien)

Auch auf Bäume flüchtet man nachtsüber aus Furcht vor Elefanten. Außer Bogen, Pfeilen und Grabstock bildet eine Eisenaxt Waffe und Werkzeug zugleich, und ein Feuerbohrer, aus zwei Stäbchen bestehend, die wichtigste Habe.

Am Leibe trägt der Mann ein Lendentuch aus gewalktem Baumbast, das von einer Schnur gehalten wird, die Frau ein Röckchen aus Baumwollstoff; kaum daß ein Schmuckstück aus Blei, Glas, eine Kette u. dgl. Ohr und Körper ziert. Bemalung mit roten und weißen Erdfarben, Lenden- und Armbehang aus wohlriechenden Blättern be-

friedigen das Schmuckbedürfnis bei den Tänzen, die einzelne Wedda nach der Jagd mit Bogen und Pfeil in einem Kreis von Feuern nach Art der südindischen Kreistänze vollführen. Sie scheinen eine Art Bewegungszauber zur Erreichung von Jagdglück zu sein. Von selbständigen Industrien ist nicht die Rede; Schmuck und Werkzeug mit Ausnahme des Bogens und der Pfeile tauschen die Wedda von den sie umgebenden Stämmen durch wechselseitiges Hinterlegen der Waren an bestimmten Plätzen ein (stummer Tauschhandel).

Die Stämme zerfallen in exogame Gruppen, in denen die Abstammung nach der Mutter gerechnet wird. Das persönliche Eigentum erbt aber der Sohn vom Vater. Mehrere Familien bilden gemeinsame Jagdverbände, die je zwei jahreszeitlich wechselnde, eifersüchtig bewachte Jagdbezirke ihr eigen nennen. Früher sollen auch Häuptlinge der einzelnen Verbände vorgekommen sein. Jeder Mann nimmt eine Frau, sobald er sie zu ernähren vermag. Geschenke beeinflussen bei diesen besitzlosen Völkchen kaum natürliche Wahl und Neigung. Immerhin wird eine Vorbesprechung mit den Brauteltern gepflogen, worauf die Ehe mit einem kleinen Geschenk und Übergabe der Lendenschnur an den Mann besiegelt wird. Die Toten beläßt man am Orte, wo sie gestorben sind, und bedeckt sie mit Blättern oder Gestrüpp. An der Wiederkehr sucht man sie durch einen auf die Brust gelegten Stein zu hindern. Ihre Geister stellt man sich kaum anders vor, als sie im Leben waren. Ahnenverehrung ist die Grundlage des religiösen Lebens; Zauberpriester führen zu Ehren der Ahnen ekstatische Tänze auf, auch bringt man ihnen Gebete und Opfer dar; Kuppen und Berge usw. hält man für Dämonensitze Die Angst vor der Nacht oder wilden Tieren preßt manchen Zauberspruch von den Lippen der Jäger.

Dem naturwissenschaftlich objektiven und einsichtig taktvollen Verkehr der Vettern Sarasin mit den Wedda verdanken wir zudem wesentliche Tiefblicke in das psychische Verhalten dieses scheuen Völkchens, die um so wertvoller sind, als es zu den primitivsten Menschheitsgruppen zählt, die sich hier und dort in abgelegenen Rückzugsgebieten erhalten haben. Allerdings ist von vornherein anzunehmen, daß trotz einer durchaus urtümlichen Handfertigkeit, gesellschaftlichen und Geistesartung dies Kulturbild — als ein einseitig festgehaltenes und entwickeltes Jägerdasein — keineswegs alle Züge umfaßt, die dem Menschengeschlecht in seiner vielseitigen Rassengestaltung an seinen Ursprüngen eigen gewesen sein mögen.

Sicher ist, daß auch die indischen Wald- und Dschungelstämme des Festlandes ursprünglich wohl von denselben Grundlagen der Kulturbildung aus-

gegangen sind wie die Wedda. daß die kleinen Verbände dieser aber darin rückständiger sind als die geschichtlich stärker beeinflußten Festlandsvölker. In diesem Sinne dürfen wir auch ihren Charakter für den weniger verbildeten halten, wie ihn die Sarasins in kluger Abwägung des Verhaltens in der Gruppe und gegen Fremde (überhaupt Neulinge) festzuhalten suchten.

Harmlosigkeit, Selbstgefühl, Gastfreundschaft, Mitleid, Dankbarkeit bei Stärkung des Vertrauens auf der einen Seite, Jähzorn, Reizbarkeit und Trotz, in Schüchternheit oder Fremdenscheu oft umschlagend, sind charakteristische Züge einer labilen, aus Erfahrungsmangel wohl erblich altartigen Charakterbildung. Eine Analyse ihres Kulturzustandes eröffnet dagegen andere Gesichtspunkte.

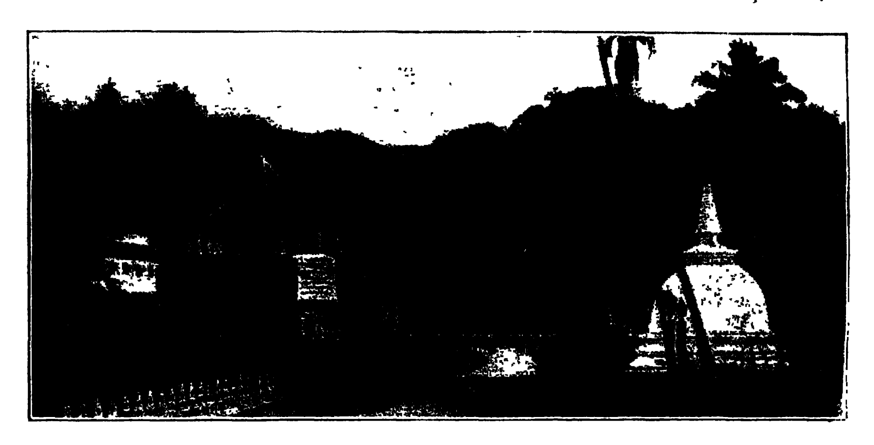


Abb. 366. Buddhazahntempel auf Ceylon
(Nach K. Boeck)

Gerade in der Durchbildung der Jagdmethoden tritt auch unter diesen Wildstämmen der Menschheit selber Sonderentwicklung und örtliche Anpassung an das Jagdwild am deutlichsten zutage. Dem durchaus primären Schutzbedürfnis, das schon auf tierischer Stufe herrscht, verdankt jedenfalls die Benutzung von Höhlen und Felsenlöchern hier wie beim Buschmann und Steinzeitmenschen ihren Ursprung, wobei Benützung in den Familien erblich geworden ist, wir somit die älteste Dauersiedlung vor uns haben. Schmucklosigkeit und Benützung von improvisiertem Riechschmuck bedeuten wohl gleichfalls solche Anfänge; doch findet sich sonst in Zier und Tracht manches, was als typischer Kulturbesitz über größere Gebiete hin auch in Vorderindien angesprochen werden muß. Dieselben Beziehungen weist bei aller Dürftigkeit die Ergologie auf, namentlich die recht hoch entwickelte Pfeilfiederung ebensogut wie der Gebrauch einer Eisenaxt. Der rassenhafte Anteil dieser oder jener Gruppe, die an der Ausgestaltung dieses Kulturbesitzes mitgewirkt haben, läßt sich wohl kaum jemals feststellen.

Eher scheinen die gesellschaftlichen Formen älteste Züge bei diesen landschaftlich wenig freizügigen Gruppen erhalten zu haben, wenn auch hier mit Einflüssen der Umgebung zu rechnen ist. So steht das geordnete und

wohlumschriebene Heiratssystem der Wedda, das uns das Ehepaar Seligmann übermittelt hat, gewiß unter dem Einfluß der ausgebildeten mutterrechtlichen Gesellschaftsformen der großwüchsigen altindischen Bevölkerung. Suchen wir aber nach den möglichen Entwicklungsgrundlagen auch dieser Systeme, so scheint kaum ein wesentlich anderes Verhalten denkbar, als es die Wedda an den Tag legen. Die Stärkung der Männergewalt am Führertum — der Häuptling als Jagdleiter, Sprecher usw., die Geltung der Frau in der Familie, namentlich auch der alten Frauen — findet ein Gegenstück nicht nur im Verhalten der Buschmänner usw., sondern liegt auch auf der Linie der Entwicklung, welche selbst die gesellig lebenden Tiere überall eingeschlagen haben.

Im Gegensatz zu den Buschmännern etwa wird hier die sexuelle Eifersucht der Männer besonders betont. Geltung der Frauen und Monogamie finden sich hier im Bereich mutterrechtlicher Sippenbildung (vgl. auch die ganz gleichartig verlaufene Entwicklung im weiberrechtlichen hamitischen Nordafrika Bd. I).

Besonders schwierig ist es, die Vermengung von fremdem und eigenem Geistesgut festzustellen, da ja ihre Mittlerin, die Sprache, selbst Lehngut der großwüchsigen Völker ist; doch besteht gewiß die Vermutung der Sarasins zu Recht, daß diesen Stämmen zum mindesten eine Art Jägersprache eigen sei, wozu auch die Verständigung durch leises und in den Geräuschen des Urwaldes ganz unauffälliges Singen in Flüsterton erziehen mag, wie uns dies hier wie von den zentralafrikanischen Pygmäen berichtet wird.

Nicht überall haben sie ihr urtümliches Dasein so rein erhalten, wie es die obige, der klassischen Schilderung der Vettern Sarasin folgende Darstellung etwa spiegelt; vielfach sind sie im Verkehr mit den Singhalesen in der Berührung mit der Kultur überhaupt ihren älteren Gewohnheiten zum Teil entfremdet, treiben etwas Ackerbau, wohnen in festen Dörfern usw. Sehr bemerkenswert ist bei diesen von dem Ehepaar Seligmann besonders genau beobachteten Gruppen die Entwicklung ihrer Geistigkeit, mit der bildkünstlerische, dichterische und namentlich dramatische Darstellungen in Anlehnung an das der „Kultur" Abgelauschte ihren Ausdruck in viel urtümlicherer Art als in dieser finden (C. Schroeter).

Der gemeinsamen Züge unter den primitivsten Menschheitsgruppen in Südostasien wie in Afrika drängen sich gewiß viele auf. Indes liegt kein Grund vor, andere Gemeinsamkeiten zwischen ihnen über größere Gebiete hinweg anzunehmen, als die gleichartige psychische Disposition, die zur Erwerbung der geschilderten Lebensgewohnheiten nötig war, wogegen dem Kulturgut weder Beschränktheit auf diese Gruppen zuzuerkennen ist, noch jene Gleichartigkeit, welche nur aus historisch gemeinsamer Überlieferung geschöpft werden konnte, mag auch die Gegensätzlichkeit zu den großwüchsigen Nachbarn die Altartigkeit aller dieser Völkchen im gleichen Sinne bestärkt und geleitet haben. Keinesfalls geht es an, das Kulturbild der kraushaarigen Pygmäen von dem der wellhaarigen Weddalen in der Art abzusondern, wie das P. W. Schmidt versucht hat. (Zum anthropologischen Verhalten siehe oben.)

II. Ostasien

Von Professor Dr. Michael Haberlandt

Die Ostasiaten im allgemeinen

In einem vorhergehenden Abschnitt ist der geographische Schauplatz des ostasiatischen Völker- und Kulturkreises geschildert (S. 421 ff.). Wir erkennen die naturgegebenen Bedingungen der Völkerentwicklung auf diesem riesenhaft großen Kontinentgebiete, und auch die Völkerbewegungen, die sich hier seit Jahrtausenden vollzogen, scheinen durch die Gesetze der Bodenbildung, die Richtung der weiten Stromtäler und der Gebirgszüge im geschichtlichen Verlauf beharrlich vorgezeichnet.

Ostasien, das älteste Kulturgebiet des Kontinents und vielleicht der ganzen Erde, von ungeheuren Stromsystemen befruchtet, zum Teil aber wegen der Trockenheit des Klimas ein ausgedehntes Steppenland, wie in ganz Nordchina und der Mandschurei, — mit Japan über seinen Ostrand noch in den Meeresraum hinübergreifend und an seinen Begünstigungen teilnehmend, ist recht eigentlich der Hauptsitz der mongolischen Rasse, von welcher der allergrößte Teil, an sieben Achtel, hier als Kulturrasse seßhaft ist. Eine abseitige selbständige Menschheitsentwicklung von unvergleichlicher Größe stellt sich hier unserem Blicke dar, ungeheuer groß durch den Länderraum, den sie beherrscht, durch die ununterbrochene Zeitfolge von mindestens fünf Jahrtausenden, während welcher sie andauert, und vollends ungeheuer groß durch die Riesenzahl der Seelen, die sie in ihrem Schoße hegt. Schöpferin einer eigenartigen und hochentwickelten materiellen Kultur, die das befriedigte Dasein unermeßlicher Millionen seit ältester Zeit gewährleistet, — Schöpferin von sozialen Lebensformen, welche die inneren Reibungen eines so ungeheuren Bevölkerungskörpers auf das geringste Maß herabzudrücken vermocht haben, — im Besitze einer Geisteskultur, der die feinste Blüte in Kunst und Denkkraft nicht versagt blieb, ist diese östliche Menschheitsentwicklung in vielen Stücken der ebenbürtige Widerpart unserer abendländischen Welt und hat deshalb nicht unverdient seit ihrem ersten Bekanntwerden das Staunen und die Bewunderung der abendländischen Denker und Geschichtsforscher erregt.

Daß die Bevölkerungsmassen Ostasiens keine seit ältesten Zeiten homogene und rein verbliebene Rasse darstellen, lassen sowohl der anthropologische Befund, wie geschichtliche Nachrichten und die ethnographischen Tatsachen deutlich erkennen. Bewohnt ist Ostasien von einer Bevölkerung, die sich aus zahlreichen Nationen und Völkerstämmen, aus Tungusen, Turkstämmen, Mongolen, Mandschuren, Koreanern, Aino, Japanern, Chinesen, den hinterindischen Aboriginern zusammensetzt und mischt. Unzählbar und unübersehbar ist im Geschichtsgang von fünf Jahrtausenden, um die es sich handelt, die Völkerreihung und Völkerbildung auf diesem Boden. In die ältesten Besiedlungszeiten, mit den vermutlich aus dem Westen kommenden Einwanderungen des chinesischen Herrenvolkes, wirft die mythische Geschichte Chinas ein schwach dämmerndes Licht. Aber schon mit dem Anfang der Hsia-Dynastie, etwa zweiundzwanzig Jahrhunderte vor Christi Geburt, sehen wir klarer. Allmähliche unaufhaltsame Ausbreitung mit den Mitteln des friedlichen Ackerbaues, beständiges Vorwärtsdrängen nach dem Osten und Süden und im späteren Geschichtslauf wiederholte stürmische Invasionen jungmongolischer Völkergruppen ins chinesische Reich; sodann die Konstituierung des koreanischen und zuletzt des japanischen Volkes aus altasiatischen Bevölkerungsschichten unter starker Beteiligung des frühchinesischen Elementes: dies sind die Grundzüge und Grundtatsachen der Bevölkerungsgeschichte Ostasiens. Die Herausbildung des chinesischen Volkskörpers und seines politisch-geschichtlichen Rahmens, des chinesischen Reiches, dieser riesenhafte Prozeß füllt mindestens vier Jahrtausende; in entsprechendem Abstand erst ist die Begründung des koreanischen Volkes und Reiches und zuletzt die des japanischen Volkes zu nennen, die in viel jüngeren Zeiträumen sich vollzieht. Hier herrscht in Jahrtausenden noch beiderseits prähistorisches Dunkel, während in China sich bereits geschichtliche Kultur in imposanter Größe regt. Das gleiche Verhältnis gewaltiger Überordnung und höheren Ranges besteht zwischen der chinesischen Kulturproduktion mit ihrer schöpferischen Originalität gegenüber den Tochterkulturen Koreas uud Japans. Von diesen stellt die erstere in der Hauptsache eine sehr äußerliche, wenig organische Mischung eigenwüchsigen Volkstums primitiver Färbung, mit erstarrtem Chinesentum hauptsächlich der Mingperiode (1368 bis 1644) dar. In Japan dagegen ist wohl neben einer Reihe wesentlicher und beharrender Eigenzüge auch eine selbständige Weiter-



Tafel XXV — *Wen-tsch'ang, der Gott der Literatur*

Gemalde auf Seide von einem unbekannten Meister des funfzehnten Jahrhunderts

(Nach Ullsteins Weltgeschichte [A. Conrady, China])

bildung des chinesischen Kulturerbes auf allen Linien zu bemerken. Immerhin waren Korea und besonders Japan bedeutende und langdauernde Kulturherde mit selbständigem geschichtlichen Leben und eigener Staatlichkeit, während weder der großen Gruppe der chinesischen Ureingeborenen, noch den nördlichen Randvölkern mongolischer Rasse die Begründung einer eigenen Kultur und Staatlichkeit beschieden war.

Auch in bezug auf die Leiblichkeit seiner Bewohner, insofern die Kulturfähigkeit hiervon abhängt, ist es berechtigt, von Ostasien zunächst als einer großen Einheit zu reden. Im wesentlichen, sagt Edwin von Baelz, einer der besten Kenner der Anthropologie der mongolischen Rasse, sind in den drei ostasiatischen Reichen dieselben Rassenelemente vorhanden, nur in verschiedenen Proportionen. Es sind dies das mongolische Rassenelement, der mandschurisch-koreanische Typus, sowie die sogenannte „malaiische Komponente", die für Südchina und Japan stark ins Gewicht fällt, und endlich für Japan noch die in den Aïno vertretene altasiatische Rasse. Sicher ist das Ergebnis der Mischung aus diesen Komponenten, je nach deren Art und Verhältnis, ein verschiedenes, woraus sich bei aller allgemeinen Verwandtschaft und Ähnlichkeit einmal zunächst die Existenz des chinesischen, japanischen und koreanischen Typus und sodann des weiteren die Existenz verschiedener Untertypen sowohl im chinesischen, wie im koreanisch-japanischen Volkskörper erklärt. Diese verschiedenen, auf den Herkunftsverhältnissen beruhenden, leiblichen Typen haben indessen nicht überall geschichtliche oder kulturelle Auswirkung gezeigt, sie sind — wie in Japan — zum Teil nur in der sozialen Sphäre bemerkbar und wahrscheinlich hier zum Teil erst herausgebildet oder mindestens gesteigert.

Dabei besteht die oft mit Nachdruck hervorgehobene und mit der engen anthropologischen Verwandtschaft aller Ostasiaten im Gegensatz stehende Tatsache, daß diese Bevölkerung gleichwohl durch die Beschaffenheit ihrer Sprachen in zwei Gruppen geschieden ist. China mit seiner einsilbigen Wurzelsprache steht sprachlich in einem bemerkenswerten Gegensatz zu Korea und Japan, dessen Völker zweisilbige Wurzelsprachen besitzen, die mit den Turksprachen verwandt sind. Dieser auf den verschiedenen Herkunftverhältnissen der Völker in grauer Vergangenheit beruhende Unterschied hat gleichwohl nicht mit dem vollen Gewicht, das Spracheigenart sonst zu haben pflegt, auf die Geistesart der betreffenden Völker ein-

gewirkt, weil Japan sowohl wie Korea seit vielen Jahrhunderten der chinesischen Sprache und Schrift wie einer zweiten Landessprache sich bedient haben.

In bezug auf Weltgeltung und geschichtliche, zumal auch kulturgeschichtliche Bedeutung steht das Chinesentum in Ostasien *in unvergleichlicher Art an erster Stelle. Es läßt sich gar nicht ausdenken, welche unermeßliche Fülle geschichtlicher, ethnologischer und kultureller Auswirkungen von dieser sich über fünf Jahrtausende erstreckenden* Weltmacht auf den weitesten asiatischen Umkreis und die im Süden und Osten vorgelagerte Inselwelt ausgegangen ist. Seit den Tagen des frühen Altertums haben Kultur- und Verkehrsbeziehungen China mit dem asiatischen Westen verbunden; der Reihe nach sind Indien, Rom und Byzanz, Persien und zumal Zentralasien mit China im Kulturaustausch gestanden. Korea und Japan sind Tochterkulturen Chinas, die hinterindischen Staaten und Völker ihm politisch und kulturell aufs tiefste verschuldet. Als Kolonisationsvolk ersten Ranges, dank ihrer glänzenden biologischen Eigenschaften, haben die Chinesen ihren, namentlich dem Süden abgewonnenen Bevölkerungsüberschuß zur fortschreitenden Sinisierung des malaiischen Archipels und der Inselwelt der Südsee auszunützen gewußt. Sicher haben die Chinesen auch außerordentlich viel von außen übernommen, und namentlich ist es Indien und der Buddhismus, die der chinesischen Kultur Bedeutungsvollstes zugebracht haben. Die Würdigung der chinesischen Völker- und Kulturwelt in weitest gezogenem Rahmen ist daher die klare, bisher stark vernachlässigte Pflicht der Völkerkunde. Dagegen gemessen tritt die kultur- und völkergeschichtliche Bedeutung der japanischen Volksentwicklung unvergleichlich in den Hintergrund. So sehr der politische, militärische und kulturelle Aufschwung, den Japan im letzten Halbjahrhundert genommen, dies Reich und Volk zur Großmacht- und Vormachtstellung in Ostasien berufen hat, so wenig vermag es China seine universalgeschichtliche Weltgeltung und seine kulturelle Hegemonie zu entreißen. Immerhin bleibt das anthropologische und kulturelle Verhältnis zwischen China, Korea und Japan eines der fesselndsten und lehrreichsten Probleme der asiatischen Ethnographie

A. Die Völker Chinas

In der ungeheuren Bevölkerungsmasse des chinesischen Reiches mit seinen achtzehn Provinzen ist eine sehr große Zahl von Völkerstämmen vertreten. Die außerordentlich überwiegende Mehrzahl wird von den Chinesen selbst gebildet, die natürlich weder rassenhaft, noch mundartlich oder kulturell eine homogene und gleichförmige Masse bilden. In den nördlichen Provinzen zeigen sie sich, in Auswirkung des ganzen Geschichtsverlaufs, auf das stärkste mit mongolischen, türkischen und tungusischen (mandschurischen) Elementen vermischt, im Süden sind sie, ebenfalls seit frühesten Zeiten, mit den alten Eingeborenenstämmen auf das innigste vermengt, von denen sie psychisch und materiell eine bedeutende Mitgift übernommen haben. Zu den Chinesen sind auch die keine selbständigen Völker darstellenden Punti, Hakka und Hoklo in Südostchina (Kwangtung und Fuhkien) zu zählen.

Nach H. Gaupp beträgt die durchschnittliche Körpergröße der Chinesen 167,4 cm, ein geringeres Maß, als gewöhnlich angegeben wird. Den höchsten Wuchs zeigen die Leute aus der Provinz Schantung mit 173 cm und Honan mit 174 cm, die Leute aus den südlichen Provinzen sind kleiner, durchschnittlich 163 cm bzw. 157 cm hoch. Der chinesische Typus scheint in Honan am unverfälschtesten erhalten. Erheblich größer als die Chinesen sind die Mandschu. Ihre Durchschnittsgröße beträgt 175 bis 176 cm. Die Maße für die Mongolenstämme schwanken; neben Angaben kleiner Statur (von 165 cm) begegnen wir auch sehr großen Gestalten von 180 bis 190 cm. Der durchschnittliche Kopfindex der Chinesen beträgt 80,4 (Mesokephalie), während bei den Mandschu (83,3) und Mongolen (81,9) Brachykephalie hervortritt. Bezüglich der Gesichtsbildung wird übereinstimmend hervorgehoben, daß die Nordchinesen möglicherweise durch mandschurische Einwirkung mehr lange, schmale, die Südchinesen mehr kurze, breite und runde Gesichter besitzen. Auffallend sind in den vornehmeren Klassen die Hakennasen. Überlänge der oberen und Unterlänge der unteren Extremitäten ist für die Chinesen charakteristisch, die Mandschuren haben deutlich längere Beine. Auffallend ist das relativ geringe Fettpolster der Frauen. Die chinesische Volksvermehrung wird durch die hohe Fruchtbarkeit der Frauen (6,5 Geburten pro Frau) nicht nur bei den niederen, sondern auch bei den höheren Klassen gesichert.

Die in den chinesischen Nebenländern Tibet und Ostturkestan lebenden Völker und Stämme sind bereits an anderen Orten dieses Werkes behandelt. Hier seien nur in aller Kürze ihre Beziehungen zu China und den Chinesen berührt, ebenso die der noch zu besprechenden Mongolen und Mandschus.

Die Tibeter, deren Sprache dem Urindochinesischen wohl am nächsten steht und den ältesten Zustand der ganzen Sprachfamilie darstellt, dem sie zugehört, sind in ältester Vorzeit von Osten in das heute von ihnen eingenommene Hochland eingewandert, wahrscheinlich vom Einwanderungskeil der Chinesen dahin abgedrängt. Sie sind vielleicht mit dem alten Nomadenvolk der Khiang identisch, das später im chinesischen Volke aufgegangen ist. Stammverwandte der Tibeter wie die Si-fan leben noch heute im gebirgigen Westssetschuan, andere, die Gyani, an der chinesisch-tibetischen Grenze. Von den Chinesen haben die Tibeter, namentlich in den Hochtälern des Südens und Ostens, wo sie zur Seßhaftigkeit übergegangen sind, manches Kulturgut übernommen und dafür China die lamaistische Form des Buddhismus mit ihrem krausen Pantheon und ihrem reichen Kult überliefert. Von den zahlreichen mohammedanischen Stämmen in Chinesisch-Turkestan, zumeist Turkstämmen, deren zahlreichste Elemente die seßhaften Tataren und die nomadisierenden Kirgisen sind, ist hier nicht zu reden. Nur die chinesisch sprechenden Dunganen im nördlichen Turkestan seien erwähnt, die vermutlich islamisierte Chinesen sind. Auch ihre Tracht ist die chinesische. Im großen Dunganenaufstand 1871—73 ist ein großer Teil des nicht sehr zahlreichen Volksstammes zugrunde gegangen.

Von großer geschichtlicher und anthropologischer Bedeutung für China seit den ersten nachchristlichen Jahrhunderten ist das mongolische Volk geworden, dessen überraschendes welterschütterndes Auftreten in der Geschichte Asiens und Europas eine ganz einzigartige völkerkundliche Erscheinung darstellt. Ihre Zahl wird jetzt auf etwa drei Millionen geschätzt, ihre Volksvermehrung schädigt der Lamaismus durch den Zölibat in verhängnisvoller Weise. Sie waren seit jeher typische Nomaden und sind es in ihrer öden Steppenheimat bis heute geblieben. Ihre ethnographische Schilderung folgt in einem späteren Abschnitt (S. 628—637).

Im Stammland der letzten regierenden Dynastie Chinas, der Mandschurei, sind die tungusischen Mandschu beheimatet, doch sind sie dort von den kolonisierenden Chinesen fast völlig verdrängt und reiner nur mehr im gebirgigen Norden des Landes verblieben. Kulturell sind die Mandschu, die im Verlaufe der Geschichte China mehrere Dynastien und im siebzehnten Jahrhundert das letzte Herrscherhaus gegeben haben, längst in allen wesentlichen

Zügen sinisiert; nur die Tracht und der Zopf ist den Chinesen von ihnen aufgenötigt worden. Ihre Clanorganisation hat sich selbst in den chinesischen Städten noch zum großen Teile erhalten. Ihre Nächstverwandten, die Solonen, haben die alte kulturelle Eigenart am treuesten erhalten. Sie verbrennen ihre Toten, ihre Religion ist Schamanismus. Totemistische Züge sind zum Teil bewahrt, so die Verehrung der Raben, denen sie Opfer bringen. Alle diese Völkerstämme in den chinesischen Nebenländern, die einst und oft in kriegerische Berührung mit den Chinesen gekommen waren, sind gegenwärtig am stärksten durch den Handelsverkehr, durch herumziehende chinesische Kaufleute, die die Landesprodukte gegen chinesische Waren austauschen, an China und seine überlegene Kultur gebunden.

Die nichtchinesischen Südvölker Chinas werden schon im Altertum von den chinesischen Autoren in zwei große Gruppen geschieden, die Miaotse im Süden und die Mantse im Südwesten. Ihre stark zurückgedrängten, auf verhältnismäßig geringe Überreste zusammengeschmolzenen Nachkommen leben bis in die Gegenwart in den angestammten Gebieten.

In fast einem Hundert verschiedener Stämme (nach chinesischer Überlieferung zweiundachtzig), mundartlich wie politisch zersplittert, leben die Miaotse, die von den Chinesen in „sung“ (wilde) und „schuh“ (zahme) eingeteilt werden, je nachdem sie chinesische Kulturelemente übernommen haben, in der chinesischen Provinz Kweitschou. Ihre Sprache gehört wie das Chinesische und das Siamesische mit den verwandten Taisprachen zur chinesisch-siamesischen Sprachgruppe.

Nahe Verwandte der Miaotse, ebenfalls zu der eben genannten Gruppe gehörig, wohnen auch in den chinesischen Provinzen Kwangtung, Kwangsi, Hunan und Yünnan. Ebenfalls sind die Li-mu im Innern der Insel Hainan hieherzustellen.

Die Manvölker, die wie die Miaotse im Altertum eine viel ausgedehntere Verbreitung besaßen und deren Hauptgebiete die Südwestprovinzen Ssetschuan und Yünnan bildeten, sind wie jene in der Gegenwart auf die unzugänglicheren und gebirgigsten Teile ihrer alten Stammesterritorien zurückgedrängt, wo sie im Besitz eigener Sprache und Kultur sich noch einer gewissen Unabhängigkeit erfreuen. Der zahlreichste und kulturell hervorragendste Manstamm sind die Lolo. Daneben wohnen in Yünnan noch verschiedene

andere Stämme, die wie jene zur tibeto-birmanischen Völkergruppe zu stellen sind, die Mosso, Li-su, Lama u. v. a, andererseits auch zahlreiche Taistämme, wie die Pohi, die Tschuang-kia, Min-kia, Schan und andere, die, heute isoliert und ohne jede Bedeutung, im chinesischen Mittelalter im Reiche Nantschao einen politisch wirksamen Staatenbund gebildet hatten.

1. Die Chinesen

Das chinesische Volk ist in seiner über fünf Jahrtausende sich erstreckenden Lebensdauer, die aus uralter Vergangenheit ungebrochen bis in die Gegenwart hinüberreicht, eine ganz einzigartige Erscheinung im gesamten Völkerleben der Erde. Seine assimilierende Kraft ist außerordentlich gewesen und vermochte eine Unzahl fremdvölkischer Elemente auf dem Reichsboden, sowie von außen zugeströmter Völkermassen in seinen stets gewaltiger anwachsenden Volkskörper aufzunehmen. Ähnliches gilt von der chinesischen Kultur und ihrer Gesamtentwicklung. Schon vor dem zweiten vorchristlichen Jahrtausend nach beglaubigter Überlieferung auf einer bedeutenden Zivilisationsstufe angelangt, hat sie sowohl von der Kultur der Ureingeborenen wie der mongolischen Randvölker und dann später, zumal von Mittelasien, Indien und seit dem siebzehnten Jahrhundert auch von Europa, in Religion, Philosophie, Literatur, Kunst und Kunstgewerbe die mannigfachsten Bereicherungen und Einflüsse erfahren, nicht ohne sie allerdings mit starker assimilierender Kraft ins Chinesische zu übersetzen. Die „Unbeweglichkeit“ der chinesischen Kultur besteht daher viel weniger, als gewöhnlich angenommen wird. Auch wird die Altertümlichkeit derselben in ihren einzelnen Zügen im ganzen und großen mehrfach überschätzt. Es ist durchaus notwendig, die chronologische Stufung und Schichtung im Entwicklungsgange der chinesischen Kultur stets im Auge zu behalten.

Die chinesische Kultur tritt uns als eine Hoch- und Vollkultur entgegen, die zu den höchsten Stufen menschlicher Entwicklung emporgestiegen ist, um freilich in den Niederungen des breiten Volkslebens bei geringen Zivilisationsverhältnissen zu verharren. Bei ihrer Betrachtung und Erforschung ist daher ganz wie in der Volkskunde der abendländischen Hochkulturnationen die Scheidung zwischen den Lebens- und Kulturverhältnissen der breiten bäuerlichen Volksmassen und der höfischen und städtischen Träger höchster

Bildung und Kultur durchaus erforderlich. Ja, die kulturelle Kluft zwischen diesen beiden Klassen ist in China vielleicht noch viel breiter und tiefer, als sonst bei irgendeiner Kulturnation.

Das chinesische Volk stellt heute eine Bevölkerungsmasse dar, die nicht nur von der ungeheuren Majorität der Bewohner des chinesischen Reiches mit seinen achtzehn Provinzen in der Zahl von (schätzungsweise) 440 Millionen Seelen gebildet wird, sondern zu der auch ein Großteil der Bewohnerschaft in den chinesischen Nebenländern, der Mandschurei und Mongolei, von Tibet und Chinesisch-Turkestan, sowie in den Nachbarländern Annam und Tongking, die chinesischen Kolonien in Indonesien, Australien, den Südseeinseln und Nordamerika gerechnet werden müssen. Sie alle sind Glieder einer großen Volks- und Kulturgemeinschaft, deren allmähliche Herausbildung und deren geschichtliches und nationales Leben bereits fünf Jahrtausende erfüllt.

Geschichtliche, archäologische und ethnographische Zeugnisse vereinigen sich zur Beleuchtung des Werdeganges dieser größten Nation Asiens.

Zuallererst beschäftigt uns das vielumstrittene Problem: Sind die Chinesen ein autochthones Volk oder sind sie in China eingewandert? Die Ansichten der europäischen Sinologen über diese Frage sind geteilt.

Ebenso wie der französische Sinologe Terrien de Lacouperie, gestützt auf angebliche gehäufte Zusammenhänge zwischen baktrischer (babylonischer) und altchinesischer Kultur, die Einwanderungshypothese vertritt, hat F. v. Richthofen auf viel gewichtigere Gründe und Anzeichen hin die gleiche Ansicht, daß die Vorfahren der Chinesen aus dem Tarymbecken in grauer Vorzeit in ihre späteren Sitze in China eingewandert seien, vertreten. Schon 1877 hat F. von Richthofen nach der geographischen Konfiguration des Landes, zusammengehalten mit den geschichtlichen Nachrichten über die ältesten Zustände der Chinesen, die Einwanderungswege wahrscheinlich gemacht, welche die ältesten Vorfahren der Chinesen vom nördlichen Fuß des Kwenlun über Schansi nach Honan geführt haben. Neuerlich hat A. v. Rosthorn alle Gründe geschichtlicher Art, welche für diesen Sachverhalt einer Einwanderung des chinesischen Urvolkes aus dem Westen sprechen, zusammengefaßt. Demgegenüber vertreten der deutsche Sinologe A. Conrady und seine Schule, sowie die Franzosen Saussure und E. Chavannes, mit großer Entschiedenheit den entgegengesetzten Standpunkt, nach welchem die Chinesen Autochthonen der chinesischen Erde sind und sich von ihren Ursitzen im Herzen des heutigen China, in Honan und Südschansi, langsam und schrittweise nach allen Seiten hin ausgebreitet haben. Für die erstere Ansicht scheinen mehr geschichtliche und antiquarische Gründe, für die letztere ethnographische und linguistische Erwägungen zu sprechen. Die chinesischen Ge-

lehrten selbst neigen mehr zur Einwanderungshypothese. Die ganze Frage, ersichtlich aufgeworfen im Zusammenhang mit der allgemeinen Tendenz der Altertumswissenschaften, die „Ursitze“ und „Ursprünge“ der Völker zu erkunden, hat wohl nicht jene überragende Bedeutung, die man ihr vordem zugemessen hat. Anthropologie und Prähistorie lassen uns bei ihrer Entscheidung vorläufig noch vollständig im Stich. Geschichtliche Erinnerungen an jene alten Einwanderungswege oder gar an die angenommene Urheimat im Westen haben sich in den chinesischen Überlieferungen — die doch sonst allerdings bis in sehr frühe Zeiten hinaufreichen, nicht erhalten, wenn man nicht die von A. v. Rosthorn erwähnten Mythen bezüglich des Bergs Kwenlun dafür in Anspruch nehmen will.

Wo immer nun aber auch die Ursitze des chinesischen Stamm- und Urvolkes gelegen sein mögen, so viel steht fest, daß es nach seiner ganzen Art als kolonisierendes Herrenvolk mit konsequenter Ausbreitungstendenz unter einer ihm zahlenmäßig außerordentlich überlegenen andersartigen und anderssprachigen Bevölkerungsmasse auftritt. Die Eigenart der ältesten Volksorganisation der Chinesen, wie sie sich in ihrer Clanverfassung, ihrer militärischen und agrarpolitischen Organisation spiegelt, entspricht ganz solchen Lebensverhältnissen und weist viel Verwandtschaft mit dem viel späteren Auftreten der nomadischen Völker des Nordens (etwa der Mongolen oder der Mandschu) auf. Der Kampf mit der Urbevölkerung der Li und Miao füllt die ganze ältere Geschichte aus, und ihre Zurückdrängung, Ausrottung und Aufsaugung dauert bis zum heutigen Tag an. Es vollzieht sich hier in China ein ähnlicher Prozeß wie in Japan mit der Urbevölkerung der Aïno; nicht nur die stärkere politische Macht, sondern auch die stärkere (mongolische) Rasse mit ihrer größeren Kulturfähigkeit hat sich hier wie dort siegreich durchgesetzt.

Über die Frage der Volkermischung in China hat sich zuletzt A. v. Rosthorn in sehr übersichtlicher Weise geaußert. Daß eine solche in ausgedehntem Maße mit den Urbewohnern des riesigen Landes im Norden und Süden, sowie mit den schon in altester Zeit nach China strebenden Nachbarstämmen und allen jenen Nomadenvölkern, welche sich in späteren Zeiten fast ununterbrochen in die fruchtbare nordchinesische Steppe ergossen haben, stattgefunden hat, steht fest. Unter diesen Nordvolkern erscheinen die Hunnen schon seit grauester Vorzeit in der chinesischen Geschichte; zu ihnen zählen die Türken. Rosthorn stellt auch die Mongolen, unter deren Herrschaft alle Volker Zentralasiens und zuletzt auch China selbst seit dem dreizehnten Jahrhundert kamen, zu den Hunnenvölkern. Ethnologische Beziehungen und Verwandtschaften bestehen mehrfach unter ihnen allen. Die Clanorganisation, gemeinsame Opferungen und Kultbegehungen der Stammeshäuptlinge, die Stellung eines gewählten Oberhäuptlings der Stämme mit höchsten Kultfunktionen findet sich bei allen wieder,

ebenso der weitverbreitete Höhenkult, die Benennung der Stämme nach Bergen, monotheistische Züge und Ahnendienst usw. Auch die Ähnlichkeit der Mythen über den Ursprung der Stämme ist auffallend und deutet auf totemistische Grundlagen. Wieviel davon in die älteren chinesischen Anschauungen und Überlieferungen übergegangen ist, bleibt noch zu untersuchen.

Nicht weniger als diese nördlichen Zumischungen ausmachen, hat der chinesische Volks- und Kulturkörper von der südlichen autochthonen Völkerwelt an Zusatz, korperlicher Umbildung und kultureller Beeinflussung erfahren. Hier treten als Ureingeborene die in der hinterindischen Bevölkerungsmasse als Schanvölker fortlebenden Volkselemente auf, die von den Chinesen als Miao oder Li oder Man bezeichnet werden. Ihr ausgedehntes Wohn- und Kulturgebiet, das im chinesischen Altertum dem nördlichen urchinesischen Staats- und Kulturgebiet ebenbürtig, aber feindlich und rivalisierend gegenuberstelit, lag mit seinem Kern am mittleren Yangtse, in den heutigen Provinzen Hupeh und Hunan, erstreckte sich aber über ganz Südchina. Die Kämpfe zwischen ihnen und den sich langsam aber beharrlich ausbreitenden Chinesen füllen viele Jahrhunderte der chinesischen Geschichte, und ihre letzten Phasen reichen bis in die neueste Zeit hinein. Im Besitz einer fortgeschrittenen Bronzekultur — sie werden von den Chinesen mit Helm und Schwertern ausgerüstet geschildert, während die Chinesen mit Pfeil und Bogen kämpfen —, eines reichen Mythenschatzes und kultlicher Einrichtungen, von denen vieles in die chinesischen Überlieferungen herübergeflossen ist, haben sie dem chinesischen Eroberer- und Kolonistenvolk sicherlich außerordentlich viel an Blut- und Kultureigentumlichkeiten zugebracht, und der in allem und jedem sichtbare Gegensatz zwischen Nordchinesentum und Südchinesentum beruht im ganzen Verlauf der Geschichte und in den heutigen Zuständen neben den anthropogeographischen Verhältnissen sicherlich auf diesem ungeheuren Mischungsprozeß mit den südlichen Ureingeborenen. Ihre selbständige ethnographische Existenz dauert bis in die Gegenwart.

a) Geschichtlicher Überblick

So wenig als die Völkerkunde Vorderasiens oder Indiens, ohne in die geschichtliche Tiefe zu gehen, behandelt werden kann, ist die Ethnographie Chinas ohne volle historische Vertiefung darzustellen. Um so mehr ist dies hier geboten, als die Kontinuität der chinesischen Volks- und Kulturentwicklung durch viele Jahrtausende und die ungewöhnlich reiche und in höchste Zeiten hinaufreichende Überlieferung Chinas diese historische Durchdringung der Darstellung in der Tat ermöglicht, aber gerade dadurch auch bei dem ungeheuren Reichtum der Tatsachen außerordentlich kompliziert und erschwert.

Als chinesisches Altertum wird von den Sinologen — wir folgen hauptsächlich den Darstellungen von A. Conrady, E. Erkes und A. v. Rosthorn — die älteste Zeit bis zur Aufhebung des Feudalsystems zu Ende des dritten Jahrhunderts v. Chr. zusammen-

gefaßt, es ist die Periode der grundlegenden Kulturentfaltung, des nationalen Aufstiegs; die darauffolgende Epoche des Mittelalters, die Zeit des autochthonen Absolutismus, reicht bis zum Ende des zwölften nachchristlichen Jahrhunderts und stellt die Zeit der höchsten geschichtlichen und staatlichen Blüte und Machtentfaltung dar; von da ab rechnet man die Neuzeit, die, als Periode überwiegender Fremdherrschaft, vom nationalen Gesichtspunkt und nach den äußeren staatlichen Erfolgen beurteilt, als Verfallszeit gelten mag, in kultureller Hinsicht dagegen auf vielen Gebieten erst die höchste Entwicklung und Verfeinerung bringt.

In bezug auf seinen geschichtlichen Charakter angesehen, erscheint das chinesische Altertum mehrfach gestuft, und auf ein erstes völlig mythisches Zeitalter folgt eine längere Epoche sagenhafter oder halbhistorischer Art, die dann erst in der letzten Stufung einer geschichtlichen Periode des Altertums Platz macht. Das mythische Zeitalter, von den Ursprüngen bis zum Ende des Wahlkönigtums im zweiundzwanzigsten Jahrhundert v. Chr., ist ohne eigene Urkunden oder Denkmäler lediglich aus kritisch gesichteten Überlieferungen und spekulativen Ideen späterer Zeit rekonstruiert. Sprache und Schrift in ihren ältesten Entwicklungsphasen, Mythus und Sage sind die unsicheren und trüben Quellen, aus denen wir unklare und dürftige Vorstellungen über die ältesten Kulturzustände der Urchinesen schöpfen können. Man hat versucht, aus den ältesten Bilderschriftzeichen und deren Zusammensetzung eine Vorstellung von dem Kulturgrad der ältesten von ihren Ursitzen sich ausbreitenden Vorfahren der Chinesen zu gewinnen. Sie sprechen für Wanderzüge, sie deuten auf ihren Übergang vom Nomadenleben zum Ackerbau. Der Mann bebaut das Feld, noch ist aber die weidende Herde der größte Reichtum. Die Frau ist ein untergeordnetes Geschöpf; ein Ahnenkult mit Opferungen scheint zu bestehen.

Die kosmogonischen und sonstigen Mythen haben ebenfalls eine Reihe primitiver Lebenszüge aufbewahrt. So wird in der Abfolge der mythischen Zeitalter mit ihren Sagenkaisern (die wohl nichts anderes sind als uralte rezipierte Lokalgottheiten mit ihrem Mythenkreis), der Reihe nach von der Erfindung des Feuers durch Reibung zweier Hölzer, von der Erfindung einer Art von Knotenschrift, den ersten Wohnstätten, der Züchtung der sechs Haustiere, der acht Diagramme, der Einführung von Familiennamen und der musikalischen Instrumente berichtet. Schennung, der göttliche Ackerbauer,

erfindet den Pflug und lehrt dem Volke seinen Gebrauch zugleich mit der Kenntnis der fünf Getreidearten (Weizen, Bohnen, Gerste, Hirse und Hanf). Ihm wird auch die Entdeckung der Heilpflanzen und die Einführung von Märkten und Tauschhandel zugeschrieben. Ungleich beachtenswerter als diese geschichtsphilosophischer Spekulation späterer Zeiten entsprungenen altchinesischen ethnologischen Phantasien sind die von europäischen Sinologen in letzter Zeit am Leitfaden der vergleichenden Völkerkunde aus den ältesten chinesischen Überlieferungen und Zuständen erschlossenen ethnologischen Züge der chinesischen Urzeit, wie das ursprüngliche Bestehen des Matriarchates, totemistischer Anschauungen, die Existenz des Männerhauses, der Männerbündnisse und Altersklassen, wie sie von Conrady, Erkes, Quiestorp u. a. dargelegt worden sind. Manches davon erscheint allerdings noch etwas problematisch, wie namentlich die matriarchalischen Spuren und die totemistischen Zeugnisse keineswegs tragfähige Grundlagen für die entsprechenden Aufstellungen bilden. Letztere gehören überhaupt nicht zum totemistischen Vorstellungskreis, sondern in den Bereich des ethnologischen Konzeptionalismus.

Auf festerem Boden befinden wir uns schon in der halbgeschichtlichen Epoche des Altertums, etwas mehr Dämmerlicht beleuchtet diese nunmehr folgende sagenhafte Zeit Chinas (sie reicht bis Yü, 2205 v. Chr., nach anderen bis zum Anfang der Tschou-Dynastie, 1122 v. Chr.), die mit der Ära der Kaiser Yao und Schun (vierundzwanzigstes und dreiundzwanzigstes Jahrhundert v. Chr.) beginnt. Es sind die Zeiten der schwersten Kämpfe zwischen dem aus dem Norden vordringenden Chinesentum und dem von den Miao-Stämmen beherrschten Süden, wobei zeitweilig diese die politische Vorherrschaft erringen und starke kulturelle Einflüsse auf die chinesischen Eroberer ausüben, bis die Miaotse von dem Begründer der Hsia-Dynastie (etwa 2200 bis 1766 v. Chr.), Yü dem Großen, vorläufig zurückgeschlagen und unterworfen werden. Die neun Provinzen des damaligen Reiches, in welchen die Chinesen noch keineswegs das numerische Übergewicht besitzen, sind alle noch von inselartig verteilten Eingeborenengebieten durchsetzt, die aber unter anderem Recht lebten und keinen Anteil am nationalen Kultus hatten. Die neunfache Einteilung des altchinesischen Ackerbodens, das sogenannte „Brunnensystem“ (S. 580) kommt auf; als Beginn einer langandauernden staatlich-sozialen Ackerbauwirtschaft ist diese mit der militärischen Volksorganisation aufs engste zusammenhängende Agrarverfassung von besonderer Bedeutung für

die *chinesische Kulturausbreitung* und die *fortgesetzte Ausdehnung* der Militärkolonien über das Reich geworden. Es ist die Zeit des vollen Übergangs vom Nomadentum zur Seßhaftigkeit und zum Ackerbau. Während die früheren Kaiser der Vorzeit noch auf Wagen im Lande umherzogen, wohnen die Hsia bereits in festen Residenzen. Immerhin erscheinen die kulturellen Verhältnisse dieser Zeit noch als recht primitive, wenn wir z. B. hören, daß die Benutzung bemasteter ausgehöhlter Baumstämme zu Booten als etwas Neues angeführt wird.

Mit dem Beginn der Tschou-Dynastie zeigt das chinesische Altertum volle Geschichtlichkeit. Zum ersten Male ist jetzt das Reich in den Händen eines nicht-chinesischen, türkischen Stammes, der sich aber in kurzer Zeit vollständig sinisiert und zum eifrigsten Förderer chinesischen Kulturwesens wird — ein Vorgang, der sich in der chinesichen Geschichte öfter wiederholt. Es ist die Zeit der klassischen Literatur, welche im einzelnen ausbildet, zusammenfaßt und in ein System bringt, was sich bis dahin an religiösen, staatlich-militärischen, sozialen und geistigen Einrichtungen, Vorstellungen und Sitten im chinesischen Volke herausgebildet hatte. Auf Grund dieser Überlieferungen aus alter Zeit ist die im sechsten vorchristlichen Jahrhundert begründete konfuzianische Sitten- und Staatslehre zum Fundament des chinesischen sozialen Lebens und Fühlens erwachsen. Sie und die ungefähr gleichzeitig begründete philosophisch-moralische Tao-Lehre des Weisen Laotse repräsentieren die zwei das ganze chinesische Wesen beherrschenden Geistesrichtungen. Unter den großen klassischen Büchern der Chinesen, den sogenannten „Fünf king“, sind das I-li, eine Sammlung des Zeremoniells, und das Tschou-li, eine wahre Fundgrube für unsere Kenntnis der kulturellen Zustände des chinesischen Altertums.

Die im I-li niedergelegte Kodifikation des Rechtes und der Sitte, die aber nur für die adelige Kaste galt, überliefert das Zeremoniell der Familiensitten (der Jünglingsweihe durch Hutanlegung, der Eheschließung, der Trauer um die Verstorbenen, der Opferhandlungen, des Wettstreits im Bogenschießen und der Bewirtung der besten Schützen, das Zeremoniell bei Besuchen usw.) auf das genaueste. Ebenso befaßt sich das Tschou-li (der Staatskalender der Tschou-Dynastie, zwölftes Jahrhundert v. Chr.) mit der Organisation und Verwaltung, mit der Religion, der Landwirtschaft, der Heeresorganisation und der Rechtspflege. „Alle Rechte und Pflichten aller Schichten des Volkes sind bis auf das kleinste vorgezeichnet. Jede Jahreszeit hat ihre bestimmten Aufgaben. Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern und die von diesen gegenüber jenen zu beobachtenden Formen sind geregelt. Der Bewaffnung und der Bewegungen der Truppen, denen die Befehle durch Signale

erteilt werden, wird große Aufmerksamkeit geschenkt. Mit ein bis vier Pferden nebeneinander bespannte offene und bedeckte zweirädrige Wagen sind im Gebrauch; für den Krieg dienen meistens mit zwei Pferden bespannte Wagen, die drei Personen tragen: einen Wagenlenker, einen Lanzenträger und einen Bogenschützen; der Kaiser zieht mit zehntausend Wagen ins Feld. Reiterei scheint in den ältesten Zeiten nicht verwendet worden zu sein" (M. v. Brandt). Geringer sind unsere Zeugnisse für die Künste des Friedens in diesen frühen Epochen. In Abbildungen oder im Original erhaltene Sakralgefäße aus der Zeit der Schang-Dynastie (1766—1123 v. Chr.) und der folgenden Tschou-Epoche (1122—249 v. Chr.), aus Bronze oder Nephrit, zeigen (vorausgesetzt, daß sie aus der Zeit stammen, was von neuerer Forschung bezweifelt wird) bereits echt chinesische, lang nachwirkende Formen und reiche Ornamentik; geringere Kunstfertigkeit erweist die gleichzeitige Keramik, die, noch zum Teil freihändig hergestellt, die Formen-Abhangigkeit vom Flechtwerk oder von Naturbehältern nicht verleugnet. Wenn auch über die Erfindung der Schriftzeichen nichts Bestimmtes bekannt ist, so ist doch die Nachricht des Tschou-li von hohem Interesse, daß in jedem neunten Jahre die Geschichtsschreiber der verschiedenen Fürstentümer zur Vergleichung der Aussprache und Schriftzeichen in der Reichshauptstadt zusammenkamen. Nur dem Kaiser gebuhrte, nach einer geschichtlichen Notiz aus dem fünften vorchristlichen Jahrhundert, wie die Gebräuche anzuordnen und die Maße festzusetzen, so auch die Schriftzeichen zu bestimmen.

Nach der Herrschaftsperiode der Tschou-Dynastie, die, wie erwähnt, fremdvölkischer, wahrscheinlich türkischer Herkunft gewesen ist, wodurch das in ihrer Zeit beobachtete Eindringen schamanistischer Einflüsse in die Staatsreligion, die Menschenopfer bei Begräbnissen, das Hervortreten von Zauberern und Wahrsagern in amtlicher Stellung am Hofe usw. sich erklären würden (manches davon mag auch von den Ureingeborenen übernommen worden sein), kommt es zu dem kurzen, aber gewaltigen Intermezzo der Tschin-Dynastie, deren Begründer Schi-huang-ti, ein ebenso vielseitiger als rücksichtsloser Reformator, sich durch die von ihm angeordnete Verbrennung der kanonischen Bücher, die Verfolgung der widerstrebenden Literaten und die Erbauung der großen Mauer (gegen die bedrohlichen Einfälle der Türkenvölker in der Länge von über 4000 Kilometer errichtet), sowie als Besieger und Kolonisator des Südens ein gewaltiges Andenken gesichert hat.

Dagegen darf nun die darauffolgende Zeit der beiden (westlichen und östlichen) Han-Dynastien (206 v. Chr. bis 8 n. Chr. und 25—220 n. Chr.), mit welcher das chinesische Mittelalter anhebt, als eine Epoche der nationalen Reaktion und echt chinesischer Kulturblüte bezeichnet werden. Der Konfuzianismus wurde zur Staatsreligion erhoben, der Beamtenstaat mit seinem Prüfungs-

wesen und der bis ins einzelne geordneten Staatsmaschinerie gelangte unter den Han zu seiner vollen Ausbildung. Diese auch durch auswärtige Erfolge gegen die Hunnen, wie durch Chinas Ausdehnung gegen Westen bis Zentralasien ausgezeichnete Epoche ist uns durch eine in neuester Zeit zutage gekommene Fülle archäologischer Funde sehr merkwürdig und in vielen Lebenszügen gut bekannt geworden. Für die chinesische Literatur und Baukunst, wie überhaupt für die Künste war es eine Epoche höchster Blüte. Die Kulturbefruchtung Chinas durch äußere Kultureinflüsse von Westen, unter denen indische, sakische, iranische, skythisch-türkische hervortreten, ist in diesem Zeitalter am umfassendsten vor sich gegangen, wozu sich vor allem als der bedeutungsvollste und tiefgreifendste Kulturimport von außen die Einführung des Buddhismus aus Indien in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten gesellt.

Ihrem allgemeinen Charakter nach ist die Kunst der Hanperiode eine Sepulcralkunst, die sich im Zusammenhang mit dem Ahnenkult entwickelt hat. Die Steinskulpturen auf den Steinkistengräbern und an den Grabkammern, sowie besonders in den sogenannten Schy-schi oder Steinhäusern, wie sie besonders von Ed. Chavannes, P. Volpert, Berthold Laufer bekannt gemacht worden sind, mit ihren reichen szenischen Darstellungen aus Mythus, Geschichte und Privatleben einerseits, die zahllosen Graberfunde und Totenbeigaben aus Bronze, Ton und Nephrit andererseits, welche das ganze zeitgenossische, und zwar besonders das bauerliche Leben abspiegeln, sind, wie archaologisch, so besonders ethnographisch von hochstem Interesse. Als Zeugnisse des landlichen Lebens Altchinas erscheinen unter den Grabbeigaben die Mühlen, Reisstampfen, Modelle von Scheunen, Tennen, Speichern, Ställen mit Schafherden; ferner zahlreiche, genau ausgeführte Hausmodelle mit Ziegeldächern, Turen und Fenstern, dann Brunnen, Küchen mit vollstandiger Einrichtung, besonders Miniatur-Kochofen. Die Gefaßkeramik ist auf das reichste entwickelt; das typologische Studium der chinesischen keramischen Formen muß seinen Ausgangspunkt von der Hanzeit nehmen (Abb. 367). Von besonderem Interesse sind die Reliefzierbander auf vielen Tonvasen mit Darstellungen bildlicher Szenen im Hochrelief: Tiger, fliegender Galopp von Pferden, Ebern, Windhunden, Löwen, der zuruckblickende reisige Bogenschutze usw., alles in einem Stil, der mit skythischen, sassanidischen und turkischen Darstellungen verwandt ist und in letzter Linie auf mykenische Vorbilder zuruckgeht. Von nicht geringerer Bedeutung und gleichem Interesse sind die Bronzefunde aus der Hanzeit. Hier findet die eigentliche Bronzezeit Chinas ihren Abschluß. Zahlreiche Bronzewaffen sind uns aus dieser Zeit überkommen, deren Typen mehrfach mit den altsibirischen übereinstimmen. Sicher datierte Bronzegefaße und sonstige Bronzegeräte erweisen sich in ihren Formen durchaus als die Vorbilder der keramischen Erzeugnisse dieser Zeit.

In der Verfallszeit der Han-Dynastie und den folgenden Jahrhunderten schwankt die Reichsgeschichte zwischen fortwährenden

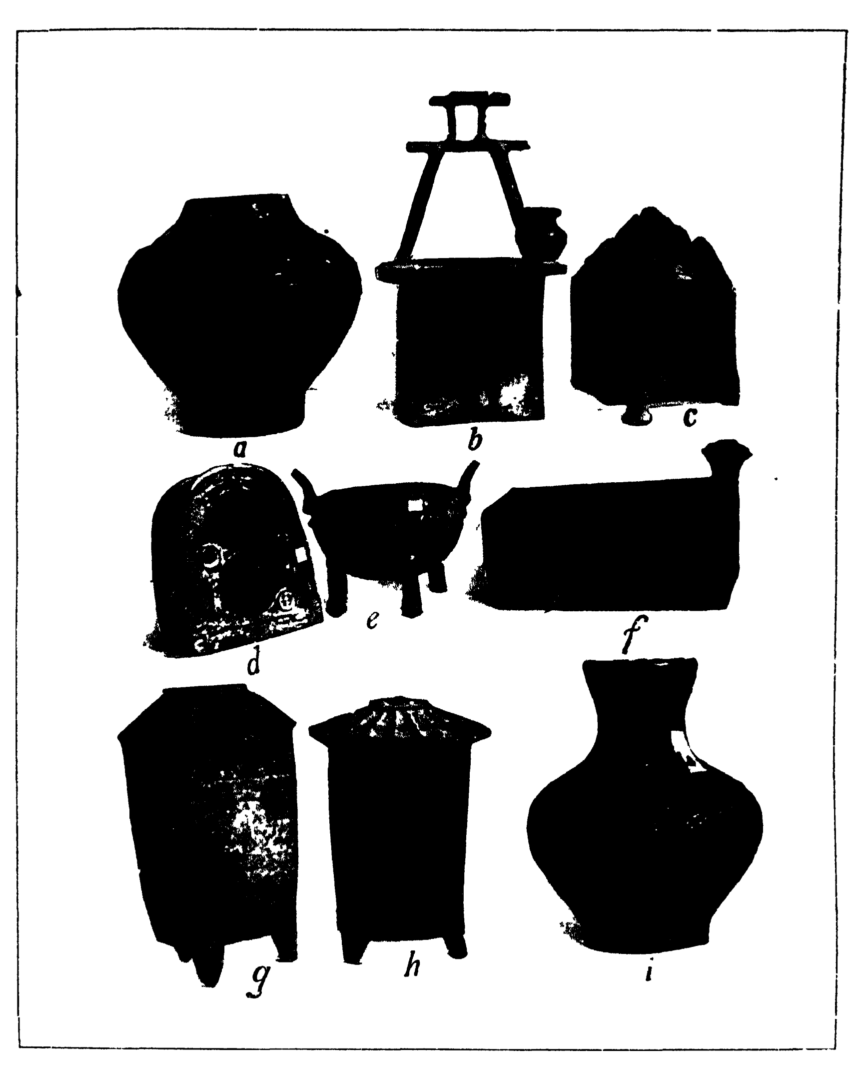


Abb. 367. Töpfereien aus der Han-Zeit, leicht gebrannt und glasiert, Totenbeigaben: a Vase mit Reliefband, grünglasiert: b Brunnenvase mit Rollengestell und kleinem Eimer; c zylindrisches Gefäß auf drei Füßen mit Deckel in Gestalt eines Hügels: d transportables Öfchen mit zwei Kochlöchern, Platte mit Relief, grünglasiert; e Opfergefäß, grünglasiert, auf drei Füßen und mit hochstehenden Henkeln; f rechteckiges Öfchen mit einem Kochloch und Kamin, grünglasiert; g Urne mit Deckel auf drei kauernden Bären als Füße, in der Gestalt eines stilisierten Getreideturmes, wie h: bei dem das nachgebildete Ziegeldach besser zu erkennen ist; i Vase mit Reliefverzierung in breiten Streifen in antiker Bronzeform. Han- bis Tang-Zeit, 206 v. Chr. bis etwa 600 n. Chr.

(Sammlung Laufer, Chicago — Nach Münsterberg, Chinesische Kunstgeschichte)

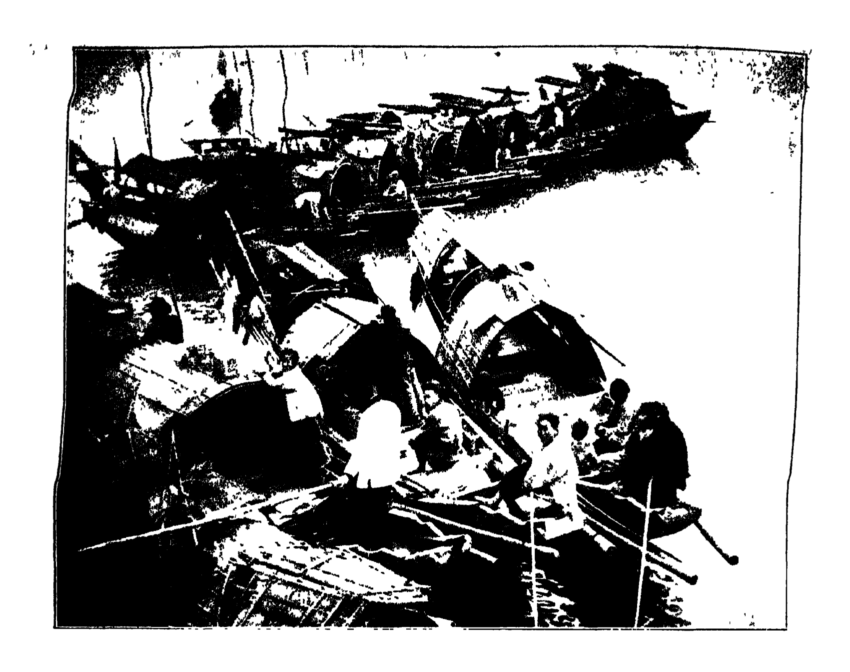
Zerfallserscheinungen und Einigungsbestrebungen einzelner begabter *Herrscher; der Buddhismus gewinnt an Boden und Einfluß; nach* außen hin beschäftigen kriegerische Operationen gegen Zentralasien, die nördlichen Türkenvölker und gegen Korea die chinesische Reichsmacht und zerrütten vielfach den Volkswohlstand. In agrarpolitischer Hinsicht zeigt sich als Hauptübel des chinesischen Mittelalters der fortwährende Kampf zwischen dem großen privaten Grundeigentum und dem alten Gemeineigentum, an dem die bäuerliche Bevölkerung als ihrer Existenzbedingung mit Zähigkeit hing. Die Epochen der Tang- und der Sung-Dynastien bezeichnen in diesem Zeitraum die Höhepunkte der chinesischen Kulturentwicklung, in welcher die inzwischen von außen in Menge eingedrungenen Kulturanregungen in eigenwüchsiger Art zur Hochblüte chinesischer Kulturentfaltung verarbeitet wurden. Auch die beiden Religionen, die später für China in vieler Hinsicht Verhängnis mit sich brachten, das Christentum und der Islam, sind unter den Tang nach China gelangt.

Die Neuzeit bringt, im Zusammenhang mit den großen welterschütternden Ereignissen, die sich auf dem asiatischen Kontinent seit dem kriegerischen Auftreten der Mongolen abspielten, auch für China gewaltige Erschütterungen mit sich. Nachdem noch mit dem Abschluß des Mittelalters durch Tschu-hsi (1130—1200) Chinas Wiederherstellung durch Vereinigung Nord- und Südchinas und die Begründung einer Einheitskultur gelungen war, begann die große mongolische Gefahr, die unter Kublai Chan zur Mongolenherrschaft in China führte (1279). Es war zunächst eine Periode glänzendsten und erfolgreichsten Herrschertums, die China in Verbindung mit dem weitesten Umkreis der asiatischen Kulturländer brachte und eine vielseitige Verschmelzung des mongolischen und chinesischen Volkswesens herbeiführte. Nach einem Jahrhundert des Niedergangs erfolgte indessen die unvermeidliche nationalchinesische Reaktion, an deren Spitze der Begründer der heimischen glanzreichen Ming-Dynastie (1368—1644), Hung-wu, stand. Dieser Kaiser hat sich durch die endgültige Reform des Grundbesitzes, die zugunsten der kleinen bäuerlichen Anwesen ausfiel, um die Wohlfahrt der chinesischen Bauernbevölkerung, dieses Hauptpfeilers des Wirtschaftslebens in China, ein dauerndes Verdienst erworben. Das unheilvolle Eunuchenwesen am Kaiserhofe, das durch die Jahrhunderte so oft an dem Verderb der Dynastie und des höchsten Beamtenwesens schuldtragend war, wurde unschädlich gemacht. Das chinesische

1

2

Tafel XXVI 1 Chinesischer Schiebkarren; 2 Chinesische Segelschiebkarren





Tafel XXVII 1 Chinesische Segelschiffe (Dschunken); 2 Chinesischer Reisewagen

Kulturleben ist zur Zeit der Ming-Dynastie durch nationale Verarbeitung aller fremden Anregungen und organische Weiterentwicklung der eigenen Produktion zu höchster Blüte gediehen, Kunst und Literatur gelangen auf ihren Gipfel.

Hatte es schon während des Hochstandes der Ming-Macht nicht an äußeren Verwicklungen und Kämpfen gegen die nördlichen Randvölker gefehlt, so erfolgte ein neuer Umsturz der Kaisermacht durch ein fremdes Erobervolk ein Jahrhundert später infolge der siegreichen Invasion der Mandschu, eines Tungusenvolkes, dessen Bestrebungen, zur Macht in China zu gelangen, von inneren Empörungen daselbst unterstützt wurden. Nach furchtbaren inneren Wirrnissen und Aufständen einheimischer Prätendenten befestigte sich die Mandschu-Herrschaft 1661 mit der Thronbesteigung Kang-hsis (1662—1723) endgültig, und das Reich konnte sich nun wieder einer langen Friedenszeit erfreuen. Rasch erfolgte die Sinisierung des fremden Herrscherstammes in allen wesentlichen Kulturbelangen. Den Mandschus blieb der Militärdienst vorbehalten, und auch sonst genossen sie eine privilegierte Stellung im Staatsleben, als eine bevorrechtete Kaste, die sich streng gegen jede Heiratsverbindung mit den Chinesen abschloß. Trotzdem ging das eigene Volkstum der Mandschu in der chinesischen Kultur in kurzer Zeit verloren; die künstlich geschaffene mandschurische Literatur, in einem von der mongolischen Schrift abgeleiteten Alphabet geschrieben, ist ohne jede Originalität und Bedeutung geblieben. Der Niedergang des chinesischen Reiches und seiner kulturellen Kraft setzt sich durch das ganze neunzehnte Jahrhundert unaufhaltsam fort. Er wurde hervorgerufen durch innere Unruhen und Mißstände (der Taiping-Aufstand bedeutete deren Höhepunkt), sowie durch die europäischen gewaltsamen Zugriffe und Intrigen, und gegenwärtig scheint es, als ob China die ungeheuere politische Beute der jüngsten ostasiatischen Großmacht, Japans, werden sollte.

b) Kulturzonen in China

Bei der ungeheuren Ausdehnung des chinesischen Reiches mit seinen verschiedenen geographischen Schauplätzen der Volksentwicklung kann natürlich von einer einheitlichen Kultur Gesamtchinas keine Rede sein. Zwei große Kulturzonen teilen sich in das ungeheure Gebiet, in den Kulturkreis des Nordens und den des Südens, beide ebenso sehr durch die Naturgrundlagen, Bodenbeschaffenheit,

Klima und Naturprodukte, wie durch die geschichtlichen und ethnographischen Verhältnisse im großen Zusammenhang bedingt und geschaffen. Während das Nordchinesentum in den fruchtbaren Lößebenen des Hoanghogebietes seit alters her im Bauernstand wurzelt, als dem Vertreter der eigentlichen und ursprünglichen chinesischen Kultur, sind *Reiskultur und Gartenwirtschaft, beweglicher Handel und Wandel die Elemente Südchinas, dessen Kultur von Haus aus*

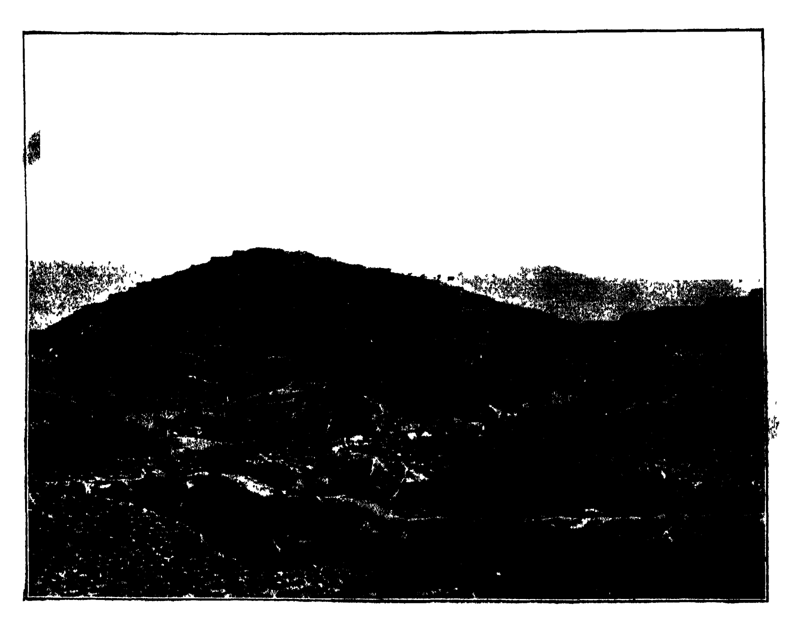


Abb. 368. Terrassenfelder in der Nähe von Tsingtau

der Besitz einer nichtchinesischen Bevölkerung gewesen und erst im kampfreichen Geschichtslauf von vier Jahrtausenden mit chinesischer Kultur durchsetzt und verschmolzen worden ist (s. oben S. 569). Dieser große Gegensatz, den schon alte chinesische Geschichtsschreiber klar erkannt haben und treffend schildern, drückt sich wirtschaftlich, im Charakter der Bewohner und besonders auch auf geistigem Gebiet deutlich aus. Der Norden hat Weizenkultur und sorgfältigen Ackerbau mit dem Rind als Pflugtier, die Landwirtschaft des Südens ist durch vorherrschenden Reisbau und intensive Gartenwirtschaft und bei der Urbevölkerung zum Teil sogar noch durch Hackbau gekennzeichnet. Im Norden finden wir große,

von Kanälen durchzogene Ackerflächen, im gebirgigen Süden mühsame und sorgsame Terrassierung mit kunstvollen Bewässerungsvorrichtungen (Abb. 368); im Norden Landstraßen und Mauerwege, auf denen Pferd, Maultier, Esel, Kamel und Wagen dem Verkehr dienen, im Süden Wasserstraßen, Boote und Sänften als Transportmittel. Dort ausgesprochener binnenländischer Volkscharakter der Landbewohner, hier beweglichere Volkselemente, Fluß- und Seefahrer, die für Kolonisation und Auswanderung das Menschenmaterial liefern. Der Norden steht, wie B. Laufer mit Recht hervorhebt, unter einem starken Einfluß sibirischer und zentralasiatischer Kultur, der Süden blieb stets in der Kultursphäre und unter dem Einfluß Südostasiens. Weitere auffallende Unterschiede zeigen sich auch in sonstigen Dingen der materiellen Kultur, der Siedlungsform, dem Hausbau und Hausrat, der Ernährungsweise, der Technologie, besonders aber auf geistigem Gebiet, wo dem rationalistisch denkenden Norden der Mystizismus des Südens, dem Konfuzianismus der Animismus und Dämonenglauben im Taoismus entgegensteht. Aber auch innerhalb dieser beiden großen Kulturkreise lassen sich natürlich, hervorgerufen durch fremdbürtige, geschichtliche und geographische Einflüsse, eine größere Zahl lokaler Unterschiede erkennen, wie zum Beispiel die beiden benachbarten Provinzen Schansi und Schensi untereinander sowohl wie gegen ihre übrigen Nachbarn kulturell erheblich abstechen. Erst vor kurzem hat der amerikanische Geograph C. Wh. Bishop in einer sehr beachtenswerten Abhandlung auf eine Reihe solcher geographisch bedingter kultureller Differenzierungen aufmerksam gemacht. Unsere Kenntnis von allen diesen Sonderentwicklungen und Lokalkulturen steht aber erst in den Anfängen. Mit vollem Recht betont B. Laufer, daß das wichtigste, was gegenwärtig in bezug auf China getan werden muß, das Studium der geographischen Differenzierung sämtlicher kultureller

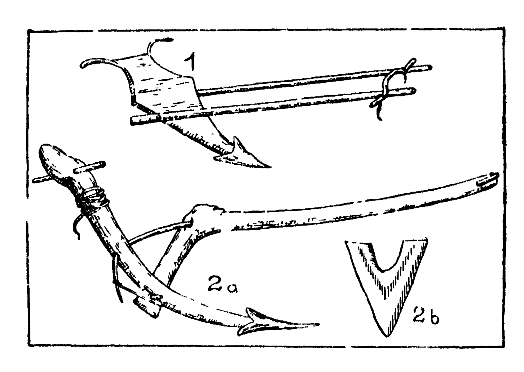


Abb. 369. Pflüge, südliche Gobi
(Nach Futterer)

Erscheinungen, mit anderen Worten die Herausarbeitung der Kulturzonen in ihren räumlichen und zeitlichen Grenzen ist. Dabei haben wir uns in erster Linie auf die Verhältnisse der ländlichen Volksklassen, der bäuerlichen Bevölkerung, der Handwerker und Arbeiter zu beziehen, da diese, wie überall unter Hochkulturnationen, die besondere Eigenart am reinsten bewahren und zum Vorschein bringen.

c) Materielle Kultur

α) Die Landwirtschaft

Die Chinesen sind zum weitaus überwiegenden Teil Agrarbevölkerung, die von den Erzeugnissen einer, wenn auch mit rückständigen Formen, dennoch intensiv betriebenen Landwirtschaft bei aller Volksdichte in normalen Zeiten und Verhältnissen auskömmlich lebt. Der Bauernstand ist in China geachtet, er wird unter den vier hauptsächlichsten Ständen, nämlich der Gelehrten, Bauern, Handwerker, Kaufleute, an zweiter Stelle gezählt. Im kaiserlichen China drückte der Herrscher seine Achtung und Sorge für den Ackerbau jährlich am Frühlingsanfang durch die Zeremonie des Pflügens auf dem „kaiserlichen Felde“ aus, die am selben Tage von allen Kreismandarinen des Reiches nachgeahmt wird, eine Zeremonie, die angeblich von Kaiser Wen-ti (424—453 n. Chr.) eingeführt wurde.

In ältester Zeit war das Land Gemeingut und wurde jährlich nach dem sogenannten Tsing-t'ien- (Brunnenfeld-) System verteilt (so genannt weil das Schriftzeichen für Brunnen neun Felder darstellt). Der verfügbare Boden wurde in gleiche (900 Morgen, Mou, große) Landflachen geteilt und jede solche Parzelle wieder in neun Felder, welche von neun Familien bewirtschaftet wurde; das mittlere Feld, das den Brunnen enthielt, wurde gemeinsam bestellt und sein Ertragnis als Steuer, in der Feudalzeit dem Grundherrn, später dem Staate abgeliefert.

Heutzutage lebt die bäuerliche Bevölkerung zum großen Teil in Erbpacht; Grund und Boden sind in sehr kleine Wirtschaftsparzellen zersplittert, die den einzelnen Familien als unveräußerliches, unteilbares Erbgut zugehören; die mittlere Größe dieser Güter beträgt in den fruchtbaren Gegenden 600—800 Mou (3,5 bis 6 Hektar), im Gebirge das Zwei- und Dreifache. Das väterliche Gut erbt der älteste Sohn, die Teilung des Landbesitzes bei Erbschaften erfolgt entweder durch Übereinkunft der Söhne — Mädchen und adoptierte Söhne erben nicht —, durch das Haupt der ganzen Familie

oder durch die Dorfgentry. Die landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigen alle Kräfte der Familie, und nur dank dem emsigen Zusammenwirken aller verfügbaren Stände ermöglicht sich ein genügendes Erträgnis. Die Großgrundbesitzer lassen ihre Ländereien durch Pächter, Sklaven (Leibeigene, die als Kinder gekauft oder aufgenommen und erzogen wurden), sowie durch gedungene Knechte bestellen. Mägde für die Feldarbeit sind unbekannt. Der bäuer-



Abb. 370. Chinesen beim Dreschen

liche Besitzer hat eine Grundsteuer zu entrichten, von der nur die Kronländereien frei sind. Die Dörfer sind im Besitz einer vollkommenen Selbstverwaltung, es sind aber die gewählten Dorfältesten sowie die Bauern selbst für die richtige Bodenbestellung verantwortlich. Ein staatliches Beaufsichtigungs- und Fürsorgesystem in bezug auf Bodenkultur ist seit dem Altertum eingerichtet. In jeder Provinz gibt es große Kornspeicher für die Ernteüberschüsse, die in Zeiten der Not dann an die hungernde Bevölkerung verteilt werden. Die hauptsächlichsten Getreidearten und Bodenprodukte, die in einem wohlerprobten System der Fruchtwechselwirtschaft angebaut werden, sind Weizen, Gerste, Hirse, Buchweizen, Bohnen

und, besonders im Süden, Reis und Mais. Der fruchtbare Boden, das sehr günstige Klima mit dem regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten, im Verein mit dem emsigen bäuerlichen Fleiß und intensiver Düngung gestatten bis zu drei Ernten im Jahre. Reis ist die Hauptfrucht der chinesischen Landwirtschaft in den wasserreichen Niederungen, zugleich die erträgnisreichste aller Kulturen, welche die größte Verdichtung der Bevölkerung ermöglicht, aber zugleich ihren größten Fleiß erfordert. Ihm steht zur Seite als typische Nutzpflanze des Südens das Zuckerrohr, wahrscheinlich ursprünglich von indischer Herkunft, sowie der Teestrauch, der das heutige chinesische Nationalgetränk liefert, das durch buddhistische Mönche ebenfalls aus Indien im vierten nachchristlichen Jahrhundert eingeführt worden ist[1]. Überall begegnet die Kultur des Mohns zur Opiumgewinnung, die im neunten Jahrhundert aus Persien bekannt, aber erst im neunzehnten Jahrhundert allgemein verbreitet wurde, wodurch das Opium sich zu einer wirklichen Gefahr für die Volksgesundheit und die Moralität der Chinesen herausbilden konnte. Seit 1906 ist man verständigerweise der Einfuhr dieses Volksgiftes, sowie der besonders in Ssetschuan und Yünnan betriebenen Mohnkultur energisch entgegengetreten. An Gemüsen werden auf Feldern im großen gezogen: Bataten, Yamswurzel, Spinat, Radieschen, Gurken, die ein Hauptgemüse bilden, die Eierfrucht, Weißkohl, besonders auch Zwiebel und Knoblauch,



Abb. 371. Chinesische Kornmühle

[1] Die Teeregionen gehören zu den bevölkertsten Landesteilen Chinas.

die als gewöhnlichste und beliebteste Zukost dienen, endlich noch einige Rüben- und Möhrenarten. Als Textilpflanzen sind der im ganzen Reich gebaute Hanf, in Mittel- und Südchina der Baumwollenstrauch zu nennen. Die Bebauung der Ländereien und die Gartenwirtschaft werden überall im Reiche mit besonderem Fleiß und größter Sorgfalt betrieben. Auf die Düngung verwendet der chinesische Bauer die höchste Sorgfalt, und die freie Zeit im Winter dient alt und jung dazu, den Dünger mit dem Korb auf dem Rücken zusammenzusuchen; tierischer und menschlicher Unrat, Asche, Kalk, Pflanzenabfälle aller Art finden Verwendung.



Abb. 372. Chinesischer Händler

Die Ackergeräte waren ursprünglich aus Holz, später aus Bronze, die später von Eisen verdrängt wurde. Nur im Norden dient der von Ochsen gezogene Pflug zur Feldbestellung; er ist von den europäischen Typen verschieden, besitzt zwei eiserne Scharen und ist räderlos (Abb 369); im Süden wird der Ackerbau vielfach mit Hacke und Spaten betrieben. Nach dem Pflügen erfolgt das Eggen mit grober und feiner Egge, darauf wird der Acker gewalzt und hierauf tüchtig gedüngt. Zum Säen gebraucht der chinesische Bauer eine primitive, aber sehr praktische Maschine, die zugleich die Furchen zieht, in welche das Saatgut fällt. Besondere Sorgfalt wird an die Bewässerung der Felder gewendet. Röhrenleitungen aus Bambus, Trogleitung, Drehketten und Schwungeimer besorgen dieselbe; die Berieselungsanlagen in den Gärten sind durchaus sinnreich und längst erprobt. Das Abernten des Getreides erfolgt mit einem kleinen Sichelmesser, das an einem halbmeterlangen gebogenen Stock befestigt ist. Die Ernte vollzieht sich, da genug Arbeitskräfte zur Verfügung stehen, sehr rasch. Nur Männer schneiden das Getreide, wie man überhaupt bei der Feldarbeit nur Männer die Hand anlegen sieht; die Frauen sind zu Hause oder auf der Tenne beschäftigt. Die Nachlese auf den Feldern wird von den Frauen

und Kindern der ärmsten Bevolkerung gehalten. *Getreidediebstahl auf den Feldern kommt nicht selten vor, daher müssen die Bauern die Felder vor der* Ernte wochenlang bewachen lassen. Gedroschen wird auf Tennen im Freien (Abb. 370), mit ein- oder zweiarmigen Flegeln, haufiger noch mit steineren Walzen, die von Tieren gezogen werden. Das gedroschene Getreide wird durch Worfeln gegen den Wind gereinigt. Über die Arten der chinesischen Mühlen verdanken wir Laufer an der Hand der älteren und neueren chinesischen Autoren eine ausführliche Darstellung; manche ihrer Typen werden durch die als Grabbeigaben zutage geforderten Modelle aus Ton bereits aus der Han-Zeit belegt (Abb. 371).

Besondere Festlichkeiten kennt das bäuerliche Volk Chinas bei der Ernte nicht.

Die nomadische Kulturstufe Chinas, auf den Herdenbesitz gegründet, liegt, seither längst überwunden, in seinem höchsten Altertum. Oftmalig werden hier große Schaf-, Rinder- und Pferdeherden in Nordchina, zu deren Erhaltung ausgedehnte Weidegründe nötig waren, erwähnt; alte Adelstitel wie Muh, „Hirt", oder Kün, das „Herdenbesitzer" bedeutet, sprechen von dieser ältesten Wirtschaftsbasis der Urchinesen. Als die sechs ältesten Haustiere der Chinesen werden Pferd, Rind, Schaf, Schwein, Hund und Huhn genannt. Von den Mongolen haben sie das Pferd, das Kamel, den Esel und vielleicht auch das Maultier übernommen. Die Zucht des Schafes, das im Altertum die Hauptnahrung der nomadisierenden Stämme war, ist sehr stark zurückgegangen. Das Rind und der Büffel werden hauptsächlich als Last- und Arbeitstiere gehalten; Milchwirtschaft fehlt vollständig, und auch das Fleisch des Rindes wird unter dem Einfluß des Buddhismus sehr wenig gegessen. Dagegen ist das Hausschwein in einer vorzüglichen Rasse das meist gehaltene und gegessene Haustier, das auch zu Opferzwecken, besonders beim Ahnenopfer, dient, wie auch der Hund, schon in alter Zeit ein Opfergericht, noch heute ein beliebtes Essen liefert. Von Geflügel spielen Huhn und Ente die bedeutendste Rolle in der Wirtschaft.

β) Ernährung

Die Ernährung der chinesischen Urbevölkerung ist im ganzen eine gemischte, wenn auch in der bäuerlichen Welt die vegetabilische Nahrung vorwiegt. Der chinesische Bauer wird als sehr genügsam geschildert. Fünf Sack Getreide für den Mann und das Jahr müssen genügen. Die Hauptnahrung liefern im Norden Weizen, Hirse, Sorghum, Bohnen und Erbsen, im Süden Reis und Gemüse (Abb. 372).



Abb. 373. Dorf am Osthang des Lauschangebirges

Die Getreidearten werden sowohl in Brotform wie in Suppenform genossen. Gedämpfter Reis und Hirsebrei gehören zur gewöhnlichen Kost. Das Brot, aus Weizen-, Hirse- oder Sorghummehl, wird auf Rosten über den Suppentöpfen im Dampf gar gekocht. Viel gegessen wird auch eine Art Bohnenbrei. Fleischkost ist im bäuerlichen Hause eine Seltenheit. Am Neujahrstag und an einigen sonstigen Festtagen wird Fleisch genossen, zumeist vom schwarzen Hausschwein, doch wird auch Rind-, Esel-, Hunde-, Katzen-, Hühner- und Entenfleisch verzehrt, sowie das Fleisch vom Wild (Bären, Hasen, Kaninchen), von Raben, Elstern usw. In Mittel- und Südchina bilden Fische eine sehr beliebte Volksnahrung. Eier werden in jeder Form verzehrt.

Die bäuerliche Bevölkerung ißt im Winter zwei- bis dreimal, im Sommer, wo die Feldarbeiten sich häufen und vom Morgengrauen bis spät abends die Kräfte in Anspruch nehmen, nimmt man drei Mahlzeiten zu sich. Im Mittelstand und in den höheren Gesellschaftsklassen wird bekanntlich sehr gute, reichliche, oft raffinierte Küche geführt, von deren Seltsamkeiten manches Ungereimte erzählt wird. Die chinesische Kochkunst blickt nach vielen historischen Zeugnissen auf eine lange und rühmliche Geschichte zurück.

γ) Das Wohnwesen

Die Verteilung der Bevölkerung in diesem ungeheuren Reiche kann entsprechend der wechselnden Bodengestaltung naturgemäß keine gleichförmige und gleichartige sein. Im allgemeinen herrscht infolge der großen durchschnittlichen Bevölkerungsdichte gedrängte Wohnweise in stark bevölkerten Siedlungen. China ist so das Land der großen Dörfer und Städte genannt worden. In den Ebenen herrscht Dorfsiedlung, in den gebirgigen Landschaften finden sich gewöhnlich verstreute Weiler, jeder aus einigen Dutzend Häusern bestehend (Abb. 373). Die Größe der Dörfer ist natürlich sehr verschieden, ihre Bewohnerschaft zählt von zehn bis zu fünfhundert Familien; viele sind deutliche Sippendörfer, wo alle Bewohner derselben Familie angehören, wie denn auch die betreffenden Dorfnamen bezeugen, z. B. Dorf der Familie Li. Andere Dörfer sind aus einstigen Soldatenlagern hervorgegangen, auch aus Wachtstationen an Verkehrslinien oder an Stelle von Familienmärkten entstanden. Manche Dorfnamen beziehen sich auf ihre Lage in der Ebene, an Flüssen, bei Tempeln usw. Die in den Lößgegenden, namentlich des Nordens, zu vielen Tausenden in die Lößwände hineingebauten Wohnungen sind ein Produkt der Übervölkerung, da man dort die Wohnplätze nicht mehr vom Ackerboden nehmen konnte. Aber diese Lößhausdörfer existieren dem Namen nach oder politisch nicht als eigene Gemeinden, sondern sie gehören zur nächsten Stadt oder zum nächsten wirklichen Dorf (Abb. 375). Fast alle Dörfer von Schansi, viele in Schantung und anderen Provinzen sind städteartig von Mauern umgeben und zeigen vielfach Reste ehemaliger Befestigung; fast jedes Dorf hat mindestens einen Tempel, der oft außerhalb der Mauern steht. Auf den Ausbau und die Ausschmückung der Mauertore wird große Sorgfalt verwendet. Die chinesischen Städte sind vielfach nach einem Normalplan in viereckigem Grundriß angelegt, die älteren stellen

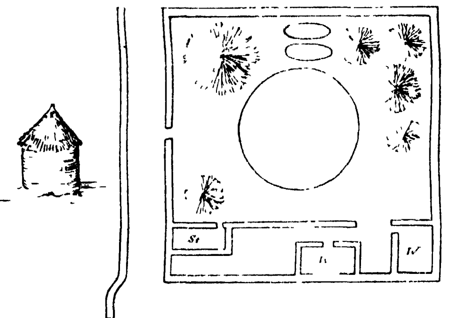


Abb. 374 Bauernhof im Löß des westlichsten China: St. Stall, W Wohnung, im Hof runde Speicherbauten mit Dreschtenne (Nach Futterer, Quer durch Asien)

aber meist ein Gewirr enger winkliger Gassen dar. Ehrentore und Tempelanlagen empfangen den Besucher beim Eintritt in zahlreichen Wohnplätzen dörflichen oder städtischen Charakters.

Unsere Kenntnis des volkstümlichen Hauses in China ist noch lückenhaft; nur für einzelne Provinzen wie Schansi, Schantung liegen genaue Beschreibungen vor.

In Gebirgsgegenden von Schantung bauen die Armen, nach P. C. M. Stenz, vielfach die sogenannten t'uen p'iao, das sind Rundhütten mit flachem Kegel-



Abb. 375. Lößhohlenort Dupi. Lößhohlen mit gemauerten Gewolbefronten. (Die Mehrzahl der Hauser steht seit den Hungerjahren leer)
(Nach A. Tafel, Meine Tibetreise)

dach aus Sorghumstroh. Es wäre von Wert, festzustellen, ob diese Rundhutten auch in anderen Teilen Chinas vorkommen, und der Frage naherzutreten, ob vielleicht hier der Haustypus einer alteren Kulturschicht in seinen letzten verstreuten Überbleibseln vorliegt. Auch der Typus der sudchinesischen Pfahlbauten springt aus dem sonst durchgangigen Typus des auf ebener Erde errichteten chinesischen Viereckhauses heraus.

Sonst zeigt der Typus des chinesischen Bauernhauses über das ungeheuere Reich hin immer im Zusammenhang mit den Naturbedingungen der Landschaft und der von ihr dargebotenen Baustoffe einen ziemlich einheitlichen Charakter. Selbst die in die Lößwände Nordchinas eingebauten Lehmwohnungen gleichen im Grundriß und Eingang, in Fenstern, Raumabteilung und innerer Einrichtung vollkommen den aus Ziegeln errichteten Bauernhäusern. Als Baustoffe

treten Lehm mit Strohgemisch, Lehmziegeln, Backsteine, Bruchsteine und örtlich bei dürftigen Unterkünften auch Stroh- oder Rutengeflecht auf.

In Schantung, wo im Verhältnis zu den südlichen Provinzen die bäuerlichen Wohnverhältnisse als bessere geschildert werden, besitzen die Bauernhäuser ein Fundament aus Ziegeln oder Hausteinen, darüber sind die mit Hackselstroh vermengten Lehmmauern oder Ziegelwände errichtet; das Dach ist entweder flach,

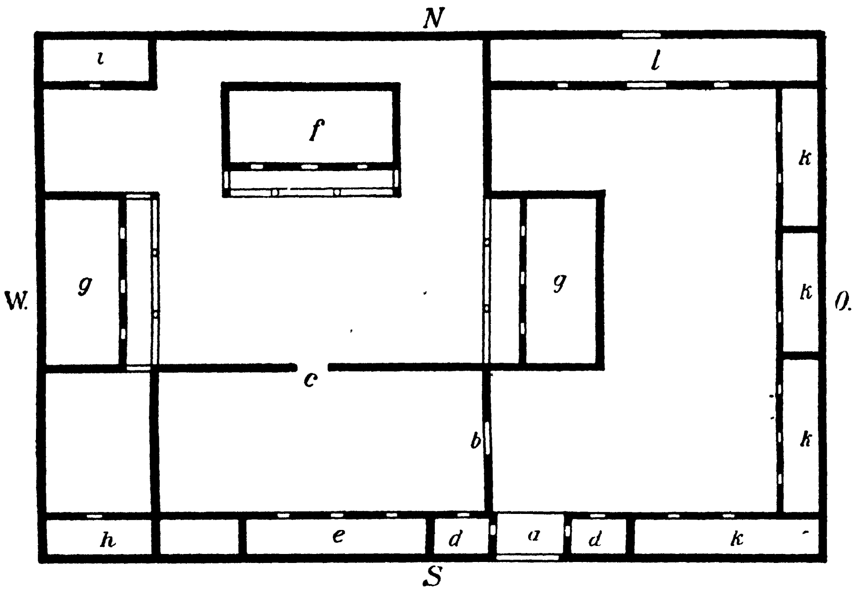


Abb. 376. Plan eines chinesischen Hauses: a großes Tor; b und c zweites und drittes Tor; d Pförtnerzimmer; e Besuchszimmer; f Hauptgebäude mit Veranda; g Nebengebäude; h Dienerwohnung; i Küche; k Vorratskammern, Wagenschuppen, Gesindewohnung; l Stallung

(Nach Stenz, Beiträge zur Volkskunde Süd-Schantungs)

mit Sorghumstroh gedeckt und mit einer Lehm- oder Kalkschicht gedichtet oder spitzgiebelig und dann mit Weizenstroh oder Schilf gedeckt. Die Holzkonstruktion des Dachs wird aus dünnen, fast unbehauenen Weiden-, Pappel- oder Ulmenstämmen zusammengefügt. Das Haus in Schantung ist einräumig und von bescheidensten Abmessungen (8–9 m lang, 3,5 m breit). Der Türeingang befindet sich in der Mitte, beiderseits je ein Fenster. Den Fußboden bildet stets gestampfte Erde. Für einen größeren Familienstand oder wenn die Söhne schon verheiratet sind, werden um den quadratischen Hof mehrere solcher Einraumhäuser errichtet. Die Orientierung des Hauptgebäudes geht stets nach Süden. Im Hofe steht die kleine Hausmühle, es gibt auch vielfach gemeinschaftlich benützte Dorfmühlen. In Schansi sind nach B. Laufers Schilderung die Bauernhäuser in der Regel Ziegelbauten, deren Dächer mit bunt glasierten Ziegeln gedeckt sind. Daneben

kommen aber auch häufig die ganz gleichartig gebauten Lößhäuser vor mit dem gleichen Rundstil der Tür- und Fensteröffnungen und der Verwendung des Gewölbes. Einem eigentümlichen Baustil begegnen wir am Yantsekiang von Nanking aufwärts; bei Mehrstöckigkeit der Hauser herrschen Holzkonstruktionen der Frontwände und Giebel, aus leichtem, braunem Gebalk hergestellt und mit weißgetünchten Fullungen aus Rohrgeflecht. Unter dem vorspringenden, krumm aufgebogenen Dach laufen Galerien.

Das Wohnhaus des chinesischen Mittelstandes ist in seiner ganzen Anlage dem ausgebildeteren Gehöfte eines wohlhabenden Bauern eng verwandt (Abb. 376). Es bildet auch in den Städten ein großes ummauertes Gehöft, aus vier bis sechs hintereinanderliegenden Höfen bestehend, um welche die einzelnen Wohnbauten errichtet sind. Den Durchblick durch das Eingangstor verhindert die sogenannte Geistermauer, die ihn zur Abwehr der bösen Geister in seiner ganzen Breite versperrt. Das Wohngebäude des Hausherrn ist von dem Frauenhaus getrennt. In den Seitenhofhäusern wohnen die verheirateten Söhne; im fünften Hofe sind Küche und Dienerschaft untergebracht, im sechsten die Stallungen und Speicher.



Abb. 377. Chinesischer Bauer im Graskleid

Die innere Einrichtung der Bauernhäuser ist sehr einfach und verharrt noch auf jener Stufe, die auch in Japan und Korea noch festgehalten scheint, wo der Erdboden den „Kulturhorizont“ darstellt. Die K'angeinrichtung, d. i. die heizbare Schlafbank an der Hinterwand des Wohngebäudes, ist im nördlichen China verbreitet. Sie ist aus Ziegeln oder Lehm errichtet und kann durch ein Feuerloch unten an der senkrechten Wand geheizt werden. Auf ihr sitzt und ißt man bei Tag, sie ist auch der zeremoniöse Sitz

bei der eigentlichen Hochzeitsschließung. Der K'ang wird in Mittel- und Südchina durch meist kleinere Holzpritschen oder Holzbetten ersetzt. Seine südliche Grenze bleibt noch festzustellen; er gehört zu den ältesten Einrichtungen im nordchinesischen Hause. Ist der K'ang nicht heizbar eingerichtet wie in den Lößhäusern, wo er ganz aus dem Löß geschnitten ist, so ist in besseren Häusern ein Ziegelofen vorhanden, oder es besorgen die Raumerwärmung transportable Tonöfen oder einfache Glühbecken aus Ton oder Eisen.



Abb. 378. Chinesische Kuli
(Naturhistorisches Museum, Wien)

Das Innere der Mittelstandshäuser ist gewöhnlich durch verschiebbare Zwischenwände, die bei Wohlhabenden reiche Schnitzerei zeigen, in drei Wohnräume geteilt. Vor dem Hause befindet sich eine erhöhte gedeckte, von Säulen getragene Verandà. Die Fensteröffnungen werden durch mit Papier überspannte, geschnitzte Rahmen geschlossen. Den Fußboden aus Lehm, in besseren Häusern mit Ziegeln oder Steinfliesen, decken bei Wohlhabenden Binsenmatten oder Teppiche. Die Wände sind tapeziert oder vertäfelt. Eine eigentliche Zimmerdecke fehlt oft, man blickt ins Dach, doch finden sich auch Unterteilungen, in reichen Häusern schön kassettierte und bemalte Holzdecken.

Die Inneneinrichtung, abgesehen vom K'ang, ist im Bauern- wie im Mittelstandshause sehr einfach. Da das Bauernhaus vielfach ein Herdküchenhaus ist, wo der aus Lehmziegeln aufgebaute Kochherd im Wohnraum steht, ohne daß für Rauchabzug gesorgt wäre, ist diese Küchenstube ganz verrußt. Zum Sitzen dienen ganz niedrige, kleine Bänkchen; Tische und Stühle fehlten ursprünglich dem chinesischen, wie noch heute dem koreanischen und japanischen

Hause; früher saß man auf Matten. Stühle, Schränke und Tische sind erst in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten, wie Laufer aus einheimischen Quellen nachgewiesen hat, von Turkvölkern nach China gebracht worden. Die Beleuchtung wird durch Laternen aus Glas oder Papier, durch Kerzen und kleine Öllampen von römischer Form besorgt. Die Kücheneinrichtung des Bauernhauses ist die denkbar einfachste: ein eiserner Kochkessel, einige irdene Schüsselchen und Töpfe, im Süden auch Bambus- und Kürbisgefäße dienen zum Kochen und Wasserschöpfen. Das Getreide wird in großen Körben im Wohnraum aufbewahrt; sie sind im Innern mit Lehm ausgestrichen. Die Eßstäbchen, aus Holz oder Bein, dienen auch im Bauernhaus zum Essen.

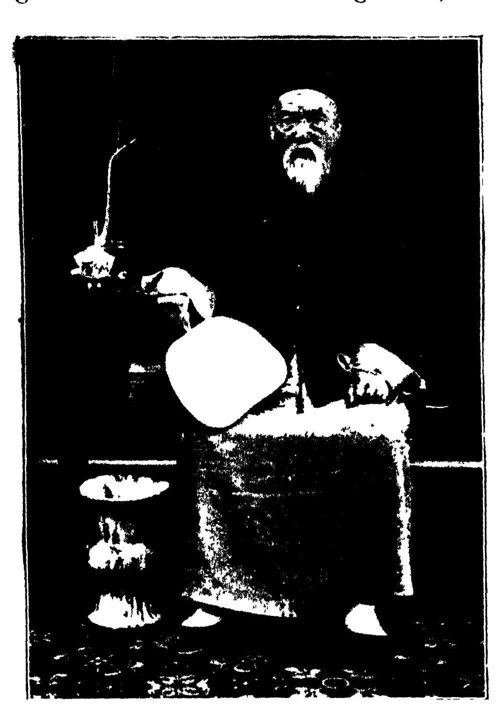
Reicher und vollständiger ist natürlich die Einrichtung der Wohnung und der Küche im Mittelstandshause. Die Mannigfaltigkeit der Töpfereien für häusliche Zwecke wird bereits durch die Gräberbeigaben aus der Han-Zeit bezeugt, wie auch schon die Glasurware aus dieser Epoche nachgewiesen ist. Schon seit grauer Vorzeit wurde diese Keramik auf der Töpferscheibe hergestellt. Ein typisches Einrichtungsstück ist die Nackenstütze mit aufgebundenem Kissen, die besonders von den Frauen, die ihre kunstvolle Frisur schonen wollen, benutzt wird. Rollbilder und paarweise aufgehängte Spruchrollen, Porzellanvasen, seltsam gestaltete Wurzeln und Specksteinfiguren und sonstige Nippsachen schmücken die Wohnräume der wohlhabenden Stände. Auf Reinlichkeit im Hause wird kein Gewicht gelegt: Schmutz gilt als glückbringend und wird darum ungern entfernt.

δ) Kleidung und Schmuck

So wenig wie im Hauswesen ist in Tracht und Schmuckwesen eine besonders reiche und differenzierte Entfaltung zu erkennen. Einförmig und unscheinbar ist die bäuerliche Tracht. Selbst in den höheren Ständen unterscheidet sich die Kleidung nicht wesentlich von der allgemeinen Volkstracht, und nur die höheren Mandarinen und die höfischen Kreise trugen von jeher einigen Kleiderprunk zur Schau.

Die chinesische Trachtengeschichte, die im einzelnen erst noch zu ergründen ist, läßt mehrere größere und einschneidende Änderungen der Kleidungssitten erkennen, die ersichtlich mit fremdvölkischen Invasionen und Einflüssen zusammenhängen. So haben gegen Ende der Tschou-Zeit tatarische Einflüsse die hohen Stiefel aus Leder oder Filz und die Verengung der weiten Ärmel gebracht. Die Hoftracht der Tang-Zeit bestand in einem langen, weiten, vorn offenen Gewand, das von einem breiten Gürtel zusammengehalten wurde; sie ist im japanischen Kimono und Gürtel erhalten geblieben. Ebenso ist die Tracht der Ming-Zeit, die wieder enger war und im wesentlichen aus Oberkleid und Hose bestand, in der koreanischen Volkstracht konserviert. Die Mandschuherrschaft brachte dann die letzte größere Trachtenänderung, indem die früher offene Gewandung seither seitlich geschlossen wurde und der Zopf als Zeichen der Unterwerfung seine Herrschaft antrat (E. Erkes).

Gegenwärtig besteht die Kleidung beim Landvolk, und zwar bei Männern wie Weibern, wie dies schon in ältester Zeit der Fall war, in sehr ähnlicher Art, aus einem kurzen Oberkleid und Hosen, die an den Knöcheln zugebunden werden und die bei Weibern und Mädchen etwas weiter sind als bei den Männern. Die Kleidung ist aus meist selbstgewebtem Baumwollstoff hergestellt, die Farbe fast stets indigoblau. Im Norden sind die Kleider auch aus Hanfgewebe, im Süden bei Wohlhabenderen aus Seide gefertigt. An den Füßen tragen die Bauern selbstgemachte Schuhe und weiße Baumwollstrümpfe; im Winter sind alle diese Kleidungsstücke wattiert, oder man schützt sich gegen die Winterkälte durch Übereinanderziehen mehrerer Baumwollstücke. Im Sommer sieht man die Männer wohl auch nur in Hosen gehen; ebenso werden dann keine Schuhe und Strümpfe getragen. Der Hut der Bauern ist aus Filz, Stoff oder Seide; im Sommer tragen die Bauern Strohhüte. Nicht unerwähnt bleibe der Grasmantel, den sie gegen Regen überwerfen (Abb. 377 und 378). Die Kinder der Bauern und überhaupt der arbeitenden Klassen gehen bis zum sechsten oder achten Jahre wohl auch nackt, die Mädchen haben dann höchstens eine kleine Schürze vorgebunden. Die Verfertigung dieser einfachen Gewandstücke wird von den Weibern besorgt, die indessen keine große Geschicklichkeit in Handarbeiten an den Tag legen. Ob die größere Kunstfertigkeit, durch die sich einzelne in feineren Arbeiten, Nähen und Sticken, auszeichnen, auf die Vermischung mit der älteren Eingeborenenschicht zurückzuführen ist, die durch ihre Stickereien bis heutigen Tages sich hervortut, bleibe dahingestellt.


Abb. 379. Chinesischer Großkaufmann
(Museum für Völkerkunde, Berlin)

Beim Mittelstand und in den höheren Bevölkerungsklassen besteht die Tracht außer dem Hemde aus einer kurzen Jacke und der aus getrennten Beinlingen bestehenden Hose, weißen Strümpfen und Schuhen oder Stiefeln aus Filz oder Leder (Abb. 379). Die Winterkleidung der Wohlhabenden besteht aus wattierten Kleidern mit Pelzen sibirischer Herkunft. Charakteristisch sind die gestickten Ohrwärmer. Gegen Regenwetter schützt sich der Chinese durch Schuhe mit hohen Sohlen und Ölzeugschirme. Prunkvolle Trachten sind die Staatskleider der Mandarinen und der Höflinge, die mit bestimmten Emblemen und Symbolen in Gold- und Seidenstickerei geschmückt sind; Militärmandarinen trugen beispielsweise Drachen, Literaten Vögel auf der Brust gestickt. Zur Beamtentracht gehört auch die Kappe mit dem Knopf, dessen Farbe den Rang bezeichnet (Abb. 380).



Abb. 380. Chinesischer Mandarin
(Museum für Völkerkunde, Berlin)

Die Geschichte dieser Staats- und Zeremonialgewänder mit ihrer nach den verschiedenen Würden und Ständen unterschiedlichen Ausstattung und Ausschmückung reicht bis ins höchste chinesische Altertum zurück. Im Tschou-li sind die Kostüme der Tschou-Zeit (1122 bis 249 v. Chr.) für das öffentliche und Privatleben genau angegeben.

Vielfach haben einzelne Teile der chinesischen Gewandung durch Ausstattung und Auszier magische oder zum mindesten symbolische

Bedeutung; so mehrfach die Kinderkopfbedeckungen, welche einen Tigerkopf nachahmen und in eine Reihe mit den tiernachahmenden Kopfbedeckungen sibirischer Stämme gestellt werden müssen, wie die Fuchsmützen der Giljakenweiber oder die Wolfsmützen der Korjäken.

Eine besondere Hochzeitstracht existiert nicht, doch ist die rote Farbe als Glücksfarbe in der Gewandung dabei die herrschende; eine diademartige Brautkrone ist allgemein üblich, ebenso der Brautschleier, den der Bräutigam beim Eintritt in das Brautgemach hebt.

Die Totengewänder, die nach einem in China ziemlich allgemein verbreiteten Brauch den Eltern zu deren neunundfünfzigstem Geburtstage von den Kindern als Geschenk dargebracht werden, bestehen aus einem Hemd, kurzem, wattiertem Rock, Hosen und wattiertem Überkleid, das in der Regel mit dem Schriftzeichen „schou“ = langes Leben bestickt ist. Weiß ist die Trauerfarbe für die Hinterbliebenen während der tiefsten Trauer; nach hundert Tagen legen die nächsten Angehörigen die weiße Trauertracht ab, um sie mit der schwarzen zu vertauschen.

Vor der Einführung der mongolisch-tungusischen Zopfhaartracht (Abb. 381) durch die Mandschu seit 1644, welche die Sitte des Zopftragens im Verein mit der Rasierung des Vorderhauptes zum Symbol der chinesischen Staatsbürgerlichkeit gemacht und auch allen unterworfenen Völkern aufgezwungen hatten, bestand die altchinesische Haartracht ähnlich wie die koreanische und japanische in einem Haarknoten, über dem eine Kappe getragen wurde. Den Bart läßt sich der Chinese erst nach dem vierzigsten Lebensjahre wachsen. Bei den Südchinesen wird als durchgängiger Hochzeitsbrauch ein kleiner Haarknoten aus dem Haare des Bräutigams an das Haupthaar der Braut gebunden, wie umgekehrt die Stirnhaare der Braut, die nach der Brautnacht abrasiert oder ausgezupft werden, in den Zopf des jungen Ehemannes verflochten werden. Sehr formenreich und nach Provinzen abgewandelt sind die Haarfrisuren der Weiber, wobei Unterschiede zwischen Ledigen und Verheirateten bestehen. Kunstvolle Chignonfrisuren, die bei Chinesinnen und Mandschufrauen ganz verschieden sind — gewöhnlich durch Haareinlagen und -unterlagen stark gestützt —, werden durch eingesteckte Zitternadeln, Perlen- und besonders durch künstlichen Blumenschmuck und Federemailzierden in typischer Art verziert. Außer dem reichen Haarschmuck werden Halsketten, oft mit magisch wirksamen Amuletten behängt, Ohrringe,

Fingerringe und Armbänder aus edlen Metallen getragen. Nasenringen begegnen wir vereinzelt in der Arbeiterklasse. Die Fingernägel lassen sich die vornehmeren Stände gerne lang wachsen, als Zeichen des von Handarbeit befreiten Wohlstandes, und schützen dieselben durch spitze Silberfutterale. Beide Geschlechter gebrauchen den Fächer, der sowohl als Blatt- wie als Klappfächer vorkommt.

Von Körperverstümmelungen sind nur die Krüppelfüße der höhergestellten chinesischen Weiblichkeit, die sogenannten „goldenen Lilien“, zu nennen, eine Unsitte, die allerdings im niederen Volke, sowie gänzlich im Norden unter den Mandschu und im Süden unter den Hakka, endlich auch bei den noch nicht völlig sinisierten Völkern des Westens fehlt. Dieser Brauch hat übrigens auch von chinesischer Seite, selbst vom Kaiserhofe aus, im Laufe der Geschichte Widerstand gefunden, hat sich aber nichtsdestoweniger bis heute erhalten. Tatauierung war im alten Südchina bekannt. Schminke und Puder spielen bei der Toilette der Chinesin eine große Rolle. Waschen und Baden wird viel weniger als in Japan geübt. Die Zahnpflege besorgt man wie in Japan mit dem zerfaserten Ende eines Holzstäbchens.

ε) Technik und Handwerk

Das chinesische Volk befriedigt die Bedürfnisse seines Lebens zum allergrößten Teile, in vieler Hinsicht fast ausschließlich durch seine eigene Arbeit. Wir haben es hier durchwegs mit dem Hausfleiße der bäuerlichen Bevölkerung, dem Kleingewerbe und der Hausindustrie zu tun. Die Zeit und Mühe sparende Arbeitsteilung ist in den Gewerben überall sehr weit gediehen; ebenso begünstigt die angeborene manuelle Geschicklichkeit des Arbeiters, gesteigert durch die jahrhundertelang bestandene Erblichkeit der Berufe, sowie die konservative Beständigkeit der hergestellten Typen, welche die Gleichmäßigkeit der Sitten und der Mode zuließ, die gewerbliche Produktion Chinas in hohem Maße. Die hohen Leistungen im Kunsthandwerk, wie sie die höhere Baukunst, die Ausstattung der Wohnungen der Vornehmen, der Trachtenluxus der Höfe und der Mandarine auch heutzutage noch aufweisen, gründen sich auf vielhundertjährige traditionelle Meisterschaft in allen Techniken und komplizierten Arbeitsprozessen. Dabei erarbeitete China das meiste aus sich heraus und empfing nur wenig technische Anregungen von auswärts, von Indien, Japan oder Persien. Die meisten fremden Beeinflussungen und Anregungen, die China empfangen

hat, liegen auf anderen, geistigen, literarischen und künstlerischen Gebieten.

China zeigt sich nach dem Zeugnis seiner Überlieferungen und der Ausgrabungen ebenso durch das Dreiperiodensystem beherrscht wie die anderen Länder- und Kulturgebiete des Kontinents. Von der paläolithischen Periode gibt es nur geringe Spuren, in der neolithischen Epoche tritt besonders die Verwendung von Nephrit und Jadeit in den Vordergrund. Später auf das reichliche Vorkommen und die Gewinnung in den zentralasiatischen Fundstellen beschränkt, konnte sich die Nephritindustrie Altchinas ursprünglich auch auf das häufige Vorkommen dieses Minerals in anderen Gegenden Chinas stützen. Jedenfalls ist schon zur Zeit der Tschoudynastie Nephrit und Jadeit nur noch für Sakralgeräte und Luxusgegenstände verwendet worden. Der Bronzekultur Chinas scheint die Verwendung des Kupfers vorangegangen zu sein („Kin" = Kupfer = Metall überhaupt). Die Zusammensetzung der chinesischen Bronze, deren Erfindung gewöhnlich in den Beginn der Hsia-Zeit, d. i. 2200 v. Chr., gesetzt wird, unterscheidet sich von derjenigen der vorderasiatischen Bronze; auch die Ureingeborenen Miao und Li sind zu dieser Zeit im Besitz einer bedeutenden Bronzekultur mit Helmen und Schwertern. Rüstungen, Speere, Schwerter und Dolche, Beile, Pfeilspitzen, dann Sakralgefäße und Ritualgegenstände aus Bronze haben sich teils erhalten, teils sind sie literarisch bezeugt. In jüngster Zeit hat Otto Jaekel das hohe Alter der chinesischen Bronzekultur auf Grund stilkritischer Erwägungen bestritten; er erklärt die altchinesischen vorchristlichen Bronzen für Importstücke; eine eigene Bronzekultur dürfte sich nach diesem Autor in China erst entwickelt haben, nachdem die Südstaaten der Man und Miao unterjocht waren, deren Land reich an Kupfer und Zinn war, — um 200 n. Chr.

Als älteste und echteste Waffe der Urchinesen muß der Bogen gelten, nach Ausweis des Schriftzeichens für denselben in seiner zusammengesetzten Form, für deren Erfindung die Holzarmut Nordchinas verantwortlich gemacht wird. Der Kugelbogen wird 606 v. Chr. zuerst erwähnt.

Armbrüste werden schon im zwölften Jahrhundert v. Chr. im Tschou-li erwähnt und mit dem Schriftzeichen „nu" = Sklavenbogen bezeichnet, was auf eine Entlehnung von den südlichen Man-Barbaren schließen läßt, woselbst ja die Armbrust bis heute noch die

wichtigste Waffe bildet. Die Bewehrung der Pfeile erfolgte durch Spitzen aus Knochen oder Stein, später aus Bronze und Eisen.

Der Leibesschutz durch Koller, Helm und Schild, im Altertum nach literarischen Zeugnissen aus starkem Nashornleder gefertigt, wurde beim Aufkommen wirksamerer Angriffswaffen durch metallische (bronzene und eiserne) Rüstung ersetzt. Starke, aus Rohr oder Rotang geflochtene Schreckgebilde mit Dämonenfratzen, die sich in späterer Zeit bis in die malaiischen Inseln (Borneo) verbreitet haben, sind in eine Reihe mit den japanischen Schreckmasken an den Helmen der Samurai zu setzen.



Abb. 381. Chinesischer Barbier auf der Straße bei der Arbeit

Die gewerblichen Instrumente des gegenwärtigen Chinas, die sich in großer Zahl und Mannigfaltigkeit entwickelt zeigen, klären über eine Menge technischer Besonderheiten des chinesischen Handwerks auf. So gibt es etwa ein Dutzend Sägeformen, zwei Dutzend Hobelarten, ebenso viele Schnitzmesser, Drillbohrer, Meßinstrumente, Linienspanner usw. Beachtenswert ist die gewöhnliche Zimmermannsaxt mit ihrer noch heute ganz vorgeschichtlichen Art der Schäftung: die Eisenklinge besitzt eine einseitig zugeschliffene Schneide und ist so in den Stiel eingesteckt, daß der Arbeiter in anderer Art damit zu arbeiten gezwungen ist, als die Verwendung unserer Zimmermannsaxt erfolgt. Der Drillbohrer, dessen Drehung mittels eines Holz- oder Hornbogens mit Darmsaite bewerkstelligt wird, weist nach Sibirien. Altertümliche, aber bewährte Methoden beherrschen das Schmelzen, Gießen, Schmieden und Verarbeiten der Metalle; der



Bronzeguß, in dem die Chinesen seit ältester Zeit Meister sind, geschieht in verlorener Form. Weniger entwickelt ist die Edelschmiedekunst, doch wird die Filigranarbeit und Emaillierkunst meisterlich beherrscht.

Ebenbürtig mit der hervorragenden Metallindustrie Chinas ist vor allem die Keramik zu hoher Blüte gebracht worden. Ihre primitiven, dem Naturbereich entnommenen Vorstufen, die für die Formengebung und Ornamentierung der keramischen Erzeugnisse noch lange vorbildlich gewirkt haben, wie Flaschenkürbisse, Fruchtschalen, mit Ton gedichtete Körbe u. dgl. m., sind sowohl durch die alten Schriftcharaktere und literarischen Zeugnisse, wie durch rezentes Vorkommen in den Primitivschichten der Bevölkerung bezeugt. Seit grauester Vorzeit wird die chinesische Töpferei mit der Töpferscheibe betrieben. In der Tschou-Zeit, besonders aber in der Han-Epoche zeigt sie sich in hervorragender Weise betrieben, wie uns die zahllosen keramischen Gräberfunde aus dieser Zeit gelehrt haben.

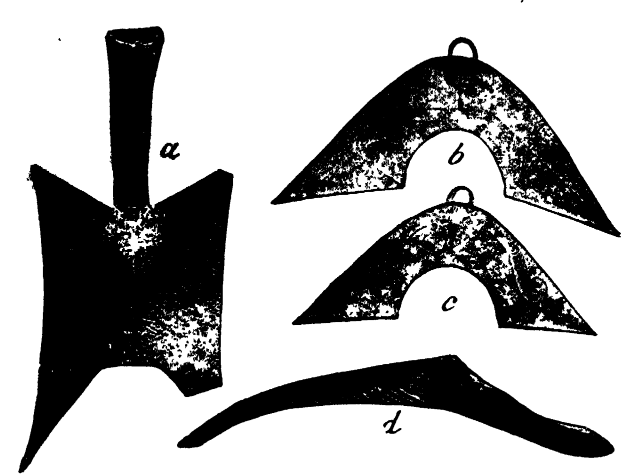


Abb. 382. Älteste Bronzemünzen aus China: a Spatenmünze, Griff vierseitig, hohl, ganz dünner Guß, b und c Klangplattenmunzen, genannt Brücken- oder Mondmunzen (K'iau ts'ien) mit Öse, Linearverzierungen in Relief, ganz dünner Guß, d Kammunze, vertiefte Rippen, an Kante gezackt, dicker Guß, Loch zum Aufreihen. Etwa von 1000 bis 300 v. Chr. ($^4/_9$ n. Gr.)
(Sammlung Knuth, Tsinanfu)
(Nach Munsterberg, Chinesische Kunstgeschichte)

B. Laufer hat uns darüber in seinem Buche: „Chinese Pottery of the Han-Dynasty" ausführlich belehrt. Das chinesische Porzellan, ein Ruhmestitel des chinesischen Kunstgewerbes, wurde zu Anfang des siebenten nachchristlichen Jahrhunders erfunden und hat eine ruhmreiche Fabrikantenfamilie aufzuweisen, deren Blüte in der Ming-Zeit liegt. Aus der Sung-Zeit stammen die schweren Seladongeschirre.

Außerordentlich groß und für den Handelsverkehr bedeutungsvoll war die Verbreitung der chinesischen Porzellane in der Alten Welt.

Nicht minder hochentwickelt und von ältester Zeit her betrieben ist die chinesische Lackindustrie, die ihre Existenz dem nur in Ostasien vorkommenden Lackbaum (Rhus vernicifera) verdankt. Das technische Verfahren ist außerordentlich ausgebildet und hat wahre Wunderwerke erzeugt. Wie bei den sonstigen Kunstindustrien, der Metallarbeiten usw., der Cloisonnétechnik, hat auch in der Lackindustrie eine gegenseitige Befruchtung des chinesischen und japanischen Kunstsinnes vielfach Platz gegriffen.

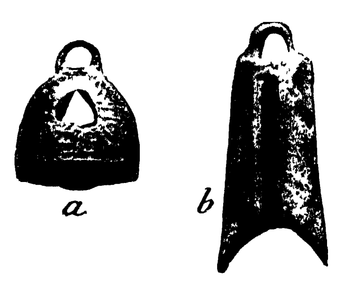


Abb. 383. Glockenmünzen aus China, Bronze: a Runde Glocke mit gewölbtem Mantel und Öse, durchbrochen, b ovale Glocke mit geradem Mantel und Öse, Längsschlitz. Zeit unbestimmt, antiker Guß (1/2 n. Gr.) (Sammlung Knuth, Tsinanfu) (Nach Münsterberg. Chinesische Kunstgeschichte)

Zu den bedeutungsvollen Erfindungen der Chinesen, mit denen sie die übrigen asiatischen Kulturvölker und besonders auch diejenigen Europas beschenkt haben, wie Buchdruck, Kompaß, Schießpulver, gehört besonders auch die Papierbereitung. Bis nach Kungfutses Zeiten dienten durch Riemchen zusammengehaltene Täfelchen aus Bambus („Bambus-Annalen") zum Schreiben, auf denen die Schriftzeichen zuerst eingeschnitten, später mit Lackfarbe aufgemalt wurden. Seit etwa 200 v. Chr. benutzte man eine Art Papier aus Seidenabfällen; 165 n. Chr. erfand der Ackerbau-Mandarin Tsai-lun das Verfahren der Papierbereitung aus den Fasern des Papiermaulbeerbaums, des Bambus, sowie aus Lumpen. Geschrieben wurde mit Tusche (chinesisch moh) mittels des 220 v. Chr. erfundenen Haarpinsels; von da ab entwickelte sich die chinesische Kalligraphie als hochgeschätzte und verbreitete Kunst.

ζ) Verkehr und Handelswesen

Schon in dem Abschnitt über Chinas Kulturzonen wurde des Gegensatzes in den Verkehrseinrichtungen des Nordens und Südens gedacht. Hier wie dort dient ein dichtes und ausgedehntes Straßennetz seit ältesten Zeiten dem Handel und Wandel, das früher in gutem Zustand gehalten, in der letzten Niedergangsperiode aber vielfach stark vernachlässigt wurde. Außerdem vermitteln zahlreiche

Wasserstraßen, die natürlichen Flußläufe mit einem kunstvoll ausgebauten Kanalsystem verbindend, in welchen sich großartige Anlagen, wie der berühmte von Kaiser Yang-ti (605—618) vollendete Kaiserkanal, befinden, im Gebiete der großen Ströme den Verkehr. Im Norden herrscht das Flachboot (Taf. XXVII, Fig. 1), im Süden sind zahlreichere und entwickeltere Schiffsformen zu Hause. Zum Seeverkehr dienen die flachen, sehr hoch und schwerfällig gebauten Dschunken, die sich als sehr seefest bewähren; sie tragen vorne am Bug häufig Augen aufgemalt, „damit sie den Weg auch allein finden können". Zu Land ist für Nordchina der an den Nomadenkarren gemahnende „große Wagen" typisch, ein auf eine Achse mit zwei Rädern gesetztes Gestell, dem gleichsam ein zeugüberzogenes, mit Vorhang versehenes Zelt aufgesetzt ist. Es ist der Wohn- oder Reisewagen im Gegensatz zum einfachen Lastwagen (Taf. XXVII, Fig. 2). In Tschili, Honan, Schensi verkehrt ein schmälerer und kürzerer Karren. Das typische Verkehrsmittel im Süden ist die Sänfte. In Mittelchina kommt ein mit Segel versehener Schubkarren vor, im Süden auch die Einrad-Tragsänfte (Taf. XXVII, Fig. 1 und 2).

Das chinesische Geldwesen weist überaus altertümliche und an das primitive Gebrauchsgeld gemahnende Formen auf. Wir kennen das runde durchlochte Hackengeld, das Kleidergeld, das Messergeld, dessen bronzezeitliche Formen mit den sibirischen Bronze-Messerklingen engste Verwandtschaft zeigen, Spaten-, Ring- und Beilmünzen (Abb. 382—385). Muschelgeld blieb bis in relativ späte Zeit erhalten. In der Hanzeit hatte man Ledergeld. Silber wurde in Barrenform gegossen in kleineren oder größeren Stücken und nach dem Gewicht berechnet. In den chinesischen Nebenländern kursiert auch der Ziegeltee als Geldwert.

d) Die soziale Organisation

α) Die Familie und ihre Bräuche

Die Grundlage des chinesischen Bevölkerungsaufbaus ist die streng patriarchalisch geordnete Familie. Dieser ausgesprochen patriarchalische Charakter der Familienverfassung, verbunden mit Ahnendienst, erscheint in China bereits im höchsten Altertum, in der mythischen Zeit der frühesten Bewegungen nomadisierender Sippenverbände, und im Zusammenhang damit die untergeordnete Stellung der Frau. Über Anzeichen von Matriarchat in der Urzeit ist in der

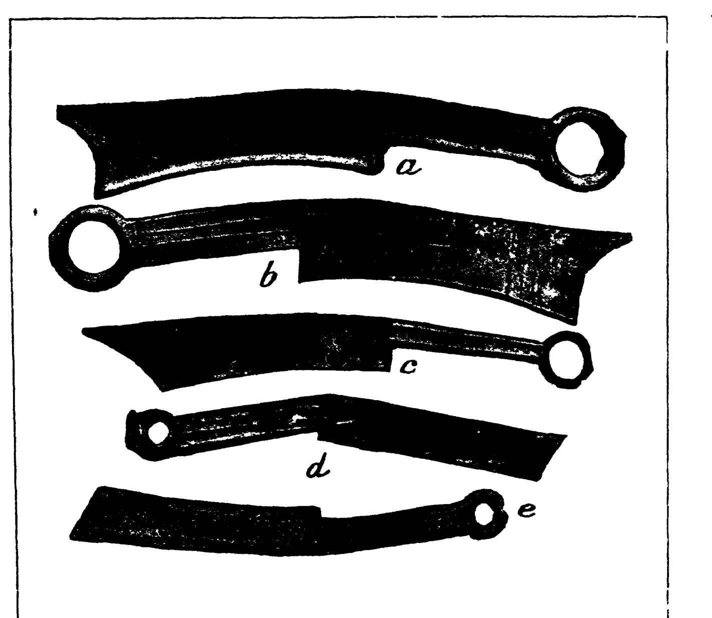


Abb 384. Messermünzen aus China, Bronze, elastischer dünner Guß, in Form skythischer Messer mit runder Öse und stumpfwinklig geknickt: a und c Vorderseite mit dickem Rand an der Schneide. Schriftzeichen und Linien in Relief, b Rückseite von a, Linien in Relief, d und e Vorder- und Rückseite von kleiner Form mit vertieften Rillen. Tschou-Zeit, 1122 bis 249 v. Chr. (²/₅ n. Gr.)
(Sammlung Knuth, Tsinanfu. – Nach Münsterberg, Chinesische Kunstgeschichte)

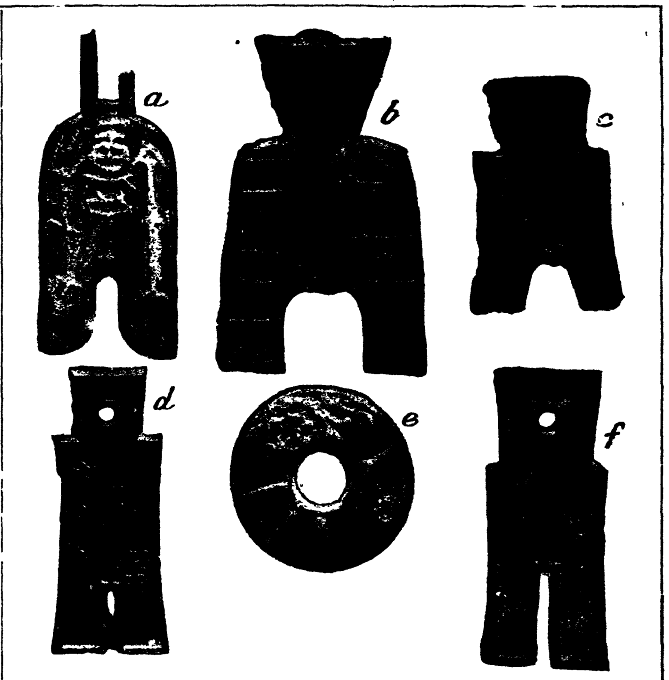


Abb. 385. Bronzemünzen aus China, dicker Guß, mit Reliefverzierung: a, b. c. d und f verkümmerte Spatenmünzen, genannt Gewand-(Pu-)Münzen, mit Schrift- und Linearzeichen e Käsch, älteste Form mit rundem Loch Tschou-Zeit. 1122 bis 249 v. Chr. (²/₅ n. Gr.)
(Sammlung Knuth, Tsinanfu. – Nach Münsterberg, Chinesische Kunstgeschichte)

sinologischen Literatur mehrfach gehandelt worden; aber es wurde schon erwähnt, daß die sogenannten totemistischen Vorstellungen über die Herkunft der frühesten Herrschergeschlechter wenig mit Totemismus und Matriarchat zu tun haben (s. o.). Beachtenswert ist dagegen jedenfalls, daß die Mehrzahl der frühest erwähnten Clannamen mit dem Grundzeichen „Weib" zusammengesetzt sind; ferner daß die Nachkommen der Sippenhäupter mit Frauen aus verschiedenen Clans nach der Sippe der Mutter benannt wurden. Auch ist die bei vornehmen Geschlechtern herrschende Exogamie, die noch in historischer Zeit bestand und früher allgemeine Regel gewesen sein dürfte, wohl in der gleichen Richtung zu deuten. Noch heute dürfen Träger des gleichen Familiennamens keine Ehe miteinander eingehen.

Aber nicht so sehr das Verhältnis der Ehefrau zum Gatten, sondern das der Kinder gegen die Eltern bildet den Kern des chinesischen Familienverhältnisses. Pietät und Gehorsam gegen die Eltern ist das oberste Familiensittengesetz. Ihm entspricht auf der andern Seite der durchgreifende Wunsch nach dem Besitz opferfähiger Kinder und der Fortsetzung der Familie in der Generationsreihe. Kinderreichtum und fester Familienzusammenhalt unter der formellen Gewalt des väterlichen Familienoberhauptes ist der herrschende Familientypus. Eine ungeheure Fülle von Vorschriften, sittlichen Einrichtungen und Gewöhnungen wacht über der Erhaltung dieses Familiencharakters. Der Zusammenhang der Familie spielt im wirtschaftlichen und Erwerbsleben der Nation die bedeutendste Rolle. Sowohl in der bäuerlichen Wirtschaft, wo die Arbeitskräfte der Familienmitglieder erst den lohnenden Betrieb ermöglichen, wie in der Hausindustrie, im Handel und Gewerbe bilden Eltern und Kinder, wo es nur möglich ist, einen einzigen wirtschaftlichen Organismus mit Gemeinbesitz.

Die väterliche Gewalt über die Familie ist nach Sitte und Herkommen unbeschränkt, beim Tod des Vaters geht dieselbe auf die Mutter über. Wenn die Töchter durch Verheiratung aus dem väterlichen Familienverbande ausscheiden, um in denjenigen ihres Gatten einzutreten, hört sie auf. Die kindliche Pietät gegen die Eltern, die zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet, legt den Kindern auch die Verpflichtung auf, die Eltern, wenn notwendig, zu unterstützen und im Alter zu erhalten. Eine volkskundlich vertiefte Darstellung der Familiensitten, anläßlich der drei grundlegenden Ereignisse des Familienlebens: Geburt, Eheschließung und Tod, wie sie uns von

verschiedenen Autoren: De Groot, Gray, Doolittle und namentlich von W. Grube gegeben worden ist, zeigt einerseits die große Gleichförmigkeit der chinesischen Familienkultur, andererseits aber auch die Verschiedenheit ihrer lokal differenzierten Erscheinungen.



Abb. 386 Chinesische Braut im Hochzeitskleid
(Nach Stenz, Beiträge zur Volkskunde Süd-Schantungs)

Die Wöchnerin darf nach erfolgter Niederkunft einen Monat nicht das Haus verlassen. Die Geburt erfolgt in Hockerstellung auf dem K'ang. Die Besuche der Verwandten bei der Wöchnerin, sowie das erste feierliche Bad des Neugeborenen (am dritten Tage) sind mit vielen Zeremonien verbunden, bei denen wie bei allen häuslichen Feiern die Glückssymbolik eine große Rolle spielt. Innerhalb der drei ersten Tage wird dem Kinde der sogenannte kleine Name durch Großvater oder Großmutter erteilt. Knabennamen spielen meist auf das Alter des Großvaters an, Mädchennamen enthalten oft eine Anspielung auf die sehnlichst herbeigewünschte Geburt eines Knaben. Der „große Namen“ wird in der Zeit vom dritten bis fünften Monate vom Vater gegeben doch muß sowohl bei den Mandschu wie bei den Chinesen der Name irgendeines Vorfahren vermieden werden, worüber die Geschlechter- (Ahnen-) Tafeln belehren. Innerhalb der ersten drei Lebenstage wird dem Kinde eine blaue Schnur mit Amulettmünzen um den Hals gelegt. Eine besondere Abart davon ist die sogenannte „Schnur der hundert Familien“, die aus Fäden zusammengeflochten ist, die der Vater bei hundert verschiedenen Familien zusammengebettelt hat, um auf diese Art die günstigen lebenserhaltenden Einflüsse jener Familien dem Kinde zuzuwenden (ähnlich das aus hundert zusammengebettelten Flicken zusammengesetzte „Kleidchen der hundert Familien“). Die Halsschnüre werden nicht dauernd getragen, sondern auf dem Hausaltare vor dem Bildnis der Gottheit, der sie geweiht sind, oder, wie bei den Mandschu, im Ahnentempel aufbewahrt. Wenn der Betreffende heiraten soll, wird die Schnur unter allerlei Zeremonien gelöst.

Die chinesische Ehe ist in der Regel Einehe, doch sind je nach Rang und Stellung auch eine oder mehrere Nebenfrauen und Konkubinen gestattet. Die Eheschließung hängt nicht von der Neigung, sondern von den Beschlüssen der Eltern des zusammenzubringenden Paares meist in dessen früher Jugend ab. Die Frauen sind den Männern zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet und in jeder Beziehung ihnen untergeordnet. Sie leben vorzugsweise der Häuslichkeit, wozu in den höheren Ständen sie schon ihre Krüppelfüße



Abb. 387. Schmückung einer chinesischen Braut
(Nach Reitzenstein, Liebe und Ehe)

zwingen. Die Ehen werden in frühem Lebensalter geschlossen und pflegen sehr kinderreich zu sein. Die Geburtszahl der chinesischen Frau ist durchschnittlich sechs. Die Eheschließung und ihre Zeremonien sind ausgesprochene Familienangelegenheit.

Die Hochzeitsbräuche sind bei Chinesen wie bei Mandschu, die sie von jenen übernommen haben, von ungemein komplizierten Zeremonien begleitet und von Glückssymbolik, Wortspielereien und Wortaberglauben ganz durchwoben. A. Conrady hat darüber in der Einleitung zur Abhandlung von P. Georg M. Stenz in geschichtlicher Vertiefung äußerst Belehrendes mitgeteilt. Die Hochzeitsbräuche bei den unteren Klassen und zumal den Bauern sind wesentlich einfacher, als sie W. Grube von den höheren Ständen, den Mandarinenfamilien usw. in Peking, schildert. Aber es treten die gleichen Grundzüge der Festhandlung und der gleiche Charakter der Feier als einer Sippenangelegenheit hervor. Der Vater verheiratet den Sohn, durch Vermittler wird ein passendes Mädchen ausfindig gemacht. Nach Austausch der kleinen und großen Personalscheine mit Angabe der Namen



Abb. 388. Eingangstor zum Trauerhaus eines vornehmen Chinesen. Die Figuren, Ehrenbogen usw. sind aus Seide und Papier gemacht
(Nach Stenz)

der Vorfahren bis zum Urgroßvater erfolgt auf Grund des Horoskops der Wahrsager die Festsetzung des Hochzeitstages. Die Brautgeschenke bestehen in wertvollen Schmucksachen. Bei der Ausschmückung der Braut und beim ganzen Festapparat wird die rote Farbe als Glücksfarbe bevorzugt (Abb. 386 und 387). Die Brautkleider werden neben verschiedenen symbolischen Geschenken vom Bräutigam zugeschickt. Auf dem K'ang im Hause des Bräutigams erfolgt als eigentliche Eheschließungszeremonie gegenseitiges Zutrinken und das erste gemeinsame Mahl des Brautpaars. Nach dem Beilager hat sich der Bräutigam am nächsten Morgen von den Spuren der Jungfräulichkeit zu überzeugen. Im ungünstigen Fall hat der junge Mann das Recht, die Frau in ihr elterliches Haus zurückzuschicken oder auch eine zweite Frau zu nehmen. Am nächsten Morgen erhält die junge Frau die für verheiratete Frauen vorgeschriebene Frisur: das Vorderhaar über der Stirn wird mit Zangen ausgerupft, sie erhält den Kopfputz der Verheirateten. Am sechsten Tage findet der erste Besuch in aller Frühe im elterlichen Hause statt, am siebenten Tag besucht sie die Grabstätte der Familie, um den verstorbenen Vorfahren unter Darbringung von Opfern vorgestellt zu werden.

Die Südchinesen haben etwas abweichende Hochzeitsbräuche, wie u. a. das Verbinden der Haare des Brautpaars, das Wegtragen der Ausstattungsstücke

der Braut durch die jungen Hochzeitsgäste, die am nächsten Tage wieder gegen kleine Geschenke zurückgestellt werden (was auch mehrfach in Europa vorkommt). In der Provinz Kwangtung bestehen Enthaltsamskeitsnächte. Die Braut geht hier nach Beendigung der Hochzeitsfeier auf längere Zeit (bis zu drei Jahren) zu ihren Eltern zurück. Auch bei den Koreanern bestehen Enthaltsamkeitsnächte.

Aus dem Totenkult und den Begräbnisgebräuchen der Chinesen sprechen in seltsam-treuer Erhaltung ganz urtümliche Vorstellungen und Einrichtungen des Seelenkultes in voller Deutlichkeit. Es entspricht dies ganz dem aus frühester Zeit überlieferten Ahnendienst.

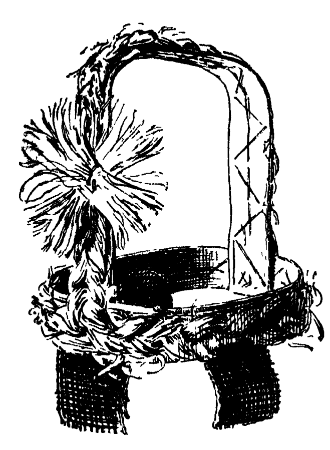


Abb. 389. Chinesische Trauermütze (Nach Stenz)

Die Leiche wird möglichst lange im Hause zurückgehalten, vielleicht weil man einst die Rückkehr der Seele für möglich hielt; in gleichem Sinn durfte u. a. auch die Zeremonie des „Zurückwinkens der Seele“ zu deuten sein. Den sterbenden Eltern werden von den Kindern die für sie bestimmten Totengewänder angelegt, erst dann kann die Seele entfliehen. Unmittelbar nach dem Tode werden, dem engen Familien- und Sippenzusammenhalt entsprechend, die nächsten Verwandten und Freunde benachrichtigt, worauf sie sich im Trauerhause einfinden, um den Verstorbenen zum letzten Male zu sehen. Darnach wird die Leiche verhüllt. Bei den Begräbniszeremonien betätigt sich in der Regel die buddhistische Priesterschaft. Als Rudimente und Ersatz der alten Totenbeigaben werden Nachbildungen derselben aus Stroh und Papier, für Männer ein mit Pferden bespannter Wagen, für Weiber eine Sänfte, ferner Pferde, berittene Diener, Sänftenträger, Hausgeräte u. dgl. mehr verbrannt und so ins Jenseits befördert. Opfergaben, bestehend in Mehlspeisküglelchen, werden für die obdachlosen Seelen derer, die ohne Nachkommenschaft verstorben sind, beim Leichenzug umhergestreut, ebenso wird Opferpapier verbrannt. Als Begräbniszeremonie hat sich auch noch „die Zurückrufung der Seele“ aus der Unterwelt erhalten. Die jetzt allgemein übliche Art der Bestattung ist das Erdbegräbnis in Särgen. Kinderleichen (bis zum dritten Jahre) werden einfach ausgesetzt und der Vertilgung durch wildes Getier überlassen. In Nordchina wird ein runder Erdhügel über dem Grabe gehäuft, im Süden ist das Steingrab üblich. Bereits zur Han-Zeit war es üblich in der Nähe der Gräber Trauerhütten zu errichten, welche Kindern und Frauen beim Ableben des Familienoberhauptes in der Trauerzeit als Wohnung zu dienen hatten. Der Deutung De Groots, nach dem es sich hier um eine mildere Form der früher vollzogenen Opferung handle, ist aber wohl zu widersprechen. Die durch den Buddhismus eingeführte Leichenverbrennung, welche im Mittelalter und selbst noch zur Ming-Zeit üblich war, widerspricht gegenwärtig der chinesischen Anschauung und ist nur noch bei buddhistischen Bonzen im Gebrauch. Die Trauer-

zeit um die Eltern währt siebenundzwanzig Monate und zwingt Staatsangestellte, ihre Stellung während derselben niederzulegen. Die eigentlichen Trauerfeierlichkeiten dauern neunundvierzig Tage und bestehen in der Darbringung von Speise- und Trankopfern unter Verbrennung von Opfergeld.

β) Die gesellschaftliche Gliederung

Ist die Familie, bzw. die Großfamilie, die in einem Haus oder Bauernhof zusammenwohnt, die kleinste Einheit des chinesischen Gesellschaftskörpers, so erscheint als die nächste der Familie übergeordnete gesellschaftliche Einheit die Sippengemeinde, das Sippendorf, der Clan. Weniger als anderwärts hat die Ausbildung des Staatswesens die ursprüngliche Sippen- und Stammesorganisation der Nation in China erschüttert oder zu verwischen vermocht. So ragt aus früher Vorzeit die Sippengemeinde, die heute durch die Träger des gleichen Familiennamens, die an einem Orte wohnen, repräsentiert wird, wenigstens in einigen ihrer wichtigsten Funktionen in die Gegenwart herein. Wie die Familie ist der Clan patriarchalisch organisiert und geleitet. Er besitzt einen Ahnentempel, eine Schule und begeht gemeinsame Feste; er beschützt seine Angehörigen, ist aber auch für die Vergehen derselben in seiner Gesamtheit verantwortlich, sowie er auch in weitgehendem Maße eigene Gerichtsbarkeit gegen sie übt. An die Stelle der auf gemeinschaftlicher Abstammung und verwandtem Blute beruhenden Sippengruppierung sind schon seit dem Altertum infolge der ungeheuren Bewegung des Volkskörpers durch kriegerische Ausbreitung und Kolonisation, durch Verschmelzung mit den Eingeborenen usw. vielfach auch andersartige, d. h. zumeist berufliche Gruppierungen getreten. Die Erblichkeit der Berufe war im Altertum ganz allgemein und verschwindet erst nach und nach im Laufe der Geschichte (so bei der Töpferei, der ärztlichen und Schauspielkunst); bei den andern Berufszweigen wird es nicht anders gewesen sein. So wenig wie im Privatleben ist im Erwerbsleben das Individium die soziale Einheit, sondern die Körperschaft: die Dorfgemeinde, die Handwerkerzunft, die Kaufmannsgilde, die Arbeitergewerkschaft. Überall besteht hier die Kollektivverantwortlichkeit, der gemäß die Dorfältesten für die Bewohner der Gemeinde, in den Städten zwei oder drei unbescholtene Hausbesitzer in jeder Straße für die Ordnung in diesem Bezirk, die Gilde für die Genossen hafteten; überall aber auch tritt die Körperschaft für ihre Mitglieder in allen ihren Nöten ein.

Eine eigentliche Klassen- oder gar Kastenscheidung, wie sie in Korea oder Japan sich auf dem Grunde der ursprünglichen Erblichkeit der Berufe tatsächlich herausgebildet hat, ist in China nicht eingetreten. Es gibt keinen erblichen Adel; bereits Kaiser Schi-huang-ti hat ihn abgeschafft, und mit dem Feudalismus sind die Vorrechte der Geburt aus der sich allmählich völlig demokratisierenden Gesellschaftsordnung der Chinesen geschwunden. Nur die Klasse der Literaten und der aus ihren höchsten Rängen hervorgegangenen staatlichen Würdenträger hebt sich aus der sonstigen Masse der Bevölkerung als eine deutliche Oberschicht ab.

Die Sklaverei, der im Altertum Kriegsgefangene und Verbrecher, sowie ihre Nachkommen verfielen, wurde bereits von den Han abgeschafft. Insofern die väterliche Gewalt selbst zum Verkauf der Kinder berechtigte, hat teilweise eine Art Leibeigenschaft in China seit jeher in verschiedenen Berufsklassen bestanden, so in bäuerlichen Kreisen, wo die gekauften Kinder armer Eltern als landwirtschaftliche Hilfskräfte herangezogen und gehalten wurden, so im Schauspielerberufe und besonders bei der weiblichen Jugend in den entsprechenden unsauberen Gewerben.

Der Vergesellschaftungstrieb, der den Chinesen im Blute liegt, hat auch zur Ausbildung der zahlreichen Geheimbünde mit wirtschaftlichen, sozialen oder politischen Zwecken geführt, die in China seit dem frühesten Altertum begegnen. Ob sie in irgendeinem Zusammenhang mit den hypothetischen Männerbünden Altchinas stehen (S. 571), ist mehr als fraglich. Sie kleiden sich alle in ein religiös-mystisches Gewand, das ihnen festeren Zusammenhalt verleiht.

γ) Die Staatlichkeit

Die Bevölkerung Chinas ist durch Überlieferung, staatsbürgerliche Schulung und Erziehung in hohem Grade sozialisiert. Das Bewußtsein der Gleichheit und Solidarität der Bürger ist in höchstmöglichem Maße ausgebildet. Die Staatlichkeit mit allen ihren Organen und Funktionen — vom Kaiser bis herab zum letzten Beamten — hat nach tiefgewurzelten und allgemeinen Begriffen nur dem Gemeinwohl zu dienen. Nach den Kämpfen des Altertums, in denen die feudalistische Auffassung und Ausübung der Staatsgewalt sich ausgelebt hatte, ist es bereits in der Tschin-Zeit und vollends unter den Han zur Umwandlung des alten chinesischen

Fürstenmachtstaates in einen ausgebildeten Beamtenstaat gekommen, und diese staatsrechtliche Wandlung ist nicht nur auf die tributären Eingeborenenstaaten, sondern rückwirkend auf die Darstellung der alten chinesischen Reichsverhältnisse, ja selbst auf die *Götter- und Heroenwelt* der Mythen- und Sagenzeit in der *klassischen Literatur* übertragen worden.

Der chinesische Staat ist, wie uns O. Franke und E. Erkes be-



Abb. 390. Ehrenbogen vor einem Tempel im Hinterland von Kiautschou

lehrten, seiner Idee nach kein Nationalstaat, sondern der universale Kulturstaat, seine Kämpfe nach außen und nach innen waren nie Rassen- oder Klassen-, sondern immer Kulturkämpfe. Eine ungeheure konsequente Schulung von frühester Jugend an hat die Staatsidee dem Chinesen tief eingeimpft. Der Kaiser war bis auf die allerletzte Zeit das ausübende Organ der ordnenden Himmelsmacht und von ihr eingesetzt; seine Titel und Prärogative umkleiden ihn mit fast göttlichem Ansehen. So lange der Kaiser seine Macht in Übereinstimmung mit dem Volkswillen ausübt, ist er vom Himmel beauftragt und anerkannt. Im gegenteiligen Fall ist seine Beseitigung gerechtfertigt, was in der chinesischen Reichsgeschichte oft genug

vorgekommen ist. Ein nationalchinesisches Legitimitätsprinzip gab es niemals, daher konnten die vielen ausländischen Dynastien als solche sich anstandslos behaupten.

Die ursprünglichen Hauptfunktionen der kaiserlichen Gewalt sind Krieg und Opfer. Mit der Verwandlung Chinas in einen Beamtenstaat überträgt und verteilt sich die kaiserliche Regierungs- und Verwaltungsmacht auf eine reichgestufte Beamtenhierarchie, *die durch das staatliche Prüfungswesen gewonnen wird.* Die Einrichtung der chinesischen Staatsexamina, an deren Ablegung die Erlangung einer staatlichen Beamtenstelle geknüpft ist, reicht bis in die Han-Zeit zurück und wurde unter der Tang-Dynastie vollständig ausgebaut. Aus der Klasse des Literaten, d. i. der akademisch Graduierten, rekrutiert sich die Beamtenschaft; jeder im Volke hat diesen einzigen Weg, der zu Amt und Würden führt, offen. Der Unterricht selbst ist Privatsache, ein staatliches Schulwesen hat in China nie existiert. Es gibt drei Staatsprüfungen, die in aufsteigendem Range der Reihe nach in der Bezirkshauptstadt, in der Provinzhauptstadt und endlich in der Reichshauptstadt alle drei Jahre abgehalten werden. Es ist ausschließlich humanistisches Wissen, auf welches es bei diesen Prüfungen ankommt. Nur ein sehr kleiner Bruchteil der Studierten erreicht einen höheren akademischen Grad und noch viel weniger den Eintritt in die Beamtenlaufbahn. Es ist nicht nur persönlicher Ehrgeiz, der die Intelligenz Chinas zu den Prüfungen drängt, sondern es ist auch jedes Dorf und jede Stadt daran interessiert, daß der eine oder andere ihrer Söhne bei den Prüfungen Erfolge hat und Karriere macht. Der Lokalpatriotismus ist nach dieser Richtung stets sehr rege gewesen. Daher auch die Ehrenbezeugungen, die glücklichen Kandidaten durch Errichtung von Ehrenbögen (Pailu) usw. von ihren Heimatgemeinden erwiesen werden (Abb. 390).

Die öffentliche Sicherheit ist im ganzen chinesischen Reiche, bis auf die Zeiten öffentlicher Unruhen und politischer Umwälzungen, jederzeit fast ohne staatliche (polizeiliche) Machtentfaltung gesichert gewesen: ein Beweis hoher sozialer Zucht.

Die Verwaltungsgeschäfte sind mit dem Richteramt und der Finanzverwaltung in den einzelnen politischen Bezirken in einer Hand vereinigt. Durchschnittlich entfällt ein Verwaltungsbeamter auf 200000 Einwohner. Die im alten China bestehende allgemeine Wehrpflicht wurde unter Kaiser Wan-ti (der Han-Dynastie, 179 bis

156 v. Chr.) abgeschafft; an ihre Stelle traten stehende Heere, die sich aus Freiwilligen und Angehörigen erblicher Soldatenfamilien rekrutierten.

Das chinesische Recht ist Gewohnheitsrecht, in kodifizierte Formen (ursprünglich auf bronzene Dreifüße gegossen) ist seit alter Zeit nur das Strafrecht gebracht worden. Das chinesische Strafrecht erscheint von einem sehr grausamen Geist beherrscht; die Todesstrafe, in vielfältigen, oft gräßlichen Formen vollstreckt, wurde häufig angewendet. Ihre Milderung bei Vornehmen bestand in der den Verurteilten vom Fürsten zugesendeten seidenen Schnur. Körperliche Strafen durch Verstümmelung (Brandmarkung, Abschneiden der Nase und Ohren, der Hände und Füße, Kastrierung), sowie die Prügelstrafen, das Tragen des schweren Halsblocks (Kang) für Diebe sind zum Teil als Justizmittel bis in die Gegenwart erhalten (Abb 391).

e) Die geistige Kultur

α) Sprache und Schrift

Die chinesische Sprache kann unstreitig als die älteste und verbreitetste Kultursprache der Erde gelten. Sie hat sich als vollgültiges Organ einer universalen Kulturentwicklung erwiesen und stellt nicht etwa ein primitives Stadium innerer Sprachform dar, sondern einen sehr fortgeschrittenen Zustand der menschlichen Rede. Sie zählt zur indochinesischen Sprachfamilie, und zwar zu deren siamesisch-chinesischen Gruppe, zu welcher ebenso die Miaotsesprachen gehören. Neuerdings hat A. Conrady die Verwandtschaft der indochinesischen Sprachgruppe mit den Mon-Khmer-Sprachen wahrscheinlich zu machen gesucht.

Die allgemeinen Kennzeichen der indochinesischen Sprachen, daß sie isolierend, monosyllabisch und singend sind, finden sich im Chinesischen als der ältesten Kultursprache dieses Stammes, am meisten ausgebildet. Es ersetzt die Flexion durch Stellung und Zusammensetzung der unveränderlichen Wurzeln und durch Hilfswörter. Heute weiß man, daß dieser Sprachzustand kein primärer ist, sondern sich aus älteren Sprachphasen, die noch Agglutination und Flexion besaßen — wie das urverwandte Tibetisch —, entwickelt hat. Auch die Einsilbigkeit der chinesischen Wurzeln ist nichts Ursprüngliches: im Altchinesischen kommen zweisilbige Namen vor, und auch sonst greift die Tendenz zum Monosyllabismus in der chinesischen Sprachgeschichte allmählich durch. Die Sinologen unterscheiden in der Geschichte der chinesischen Sprache wie auch der Literatur

fünf Perioden, von denen die erste vorklassische Periode für den Völkerkundigen das meiste Interesse bietet. Sie kann in ihren Denkmälern etwa von 2400 bis 600 v. Chr. überblickt werden. Ihr primitiver Sprachcharakter tritt in vielen Stücken hervor und setzt starkes Vorwalten des Gefühlstons und der Gebärde voraus. Die Ausbildung der klassischen Sprache erfolgte ungefähr in der Zeit von 600 bis 100 v. Chr.; sie ist das geistige Organ der klassischen oder kanonischen Literatur. Die nachklassische Sprachperiode (etwa 100 v. Chr. bis 1000 n. Chr.) bringt die künstliche Ausbildung der chinesischen Schriftsprache auf den Gipfel; dieselbe entfernte sich aber dadurch immer stärker von der lebenden Umgangssprache und wurde vom Volk selbst längst nicht mehr verstanden. Der große Philosoph Tschu-hi (1130—1200 n. Chr.) bewirkte durch seine Sprachreform, indem er die Volkssprache zur Literatursprache erhob, die seither herrschende Doppelsprachigkeit Chinas (E. Erkes).

Nach der gegenwärtig lebendigen Umgangssprache zu urteilen, läßt sich in China eine gewisse Zahl von Mundartgebieten unterscheiden, in welche die gesamte Bevölkerungsmasse linguistisch zerspalten erscheint; doch vermögen sich die Angehörigen dieser verschiedenen Dialektgruppen immerhin durch die Schrift vollkommen zu verständigen. Von verschiedenen Sprachen Chinas in dieser Hinsicht zu reden, wie es von einigen Seiten geschieht, erscheint wohl nicht berechtigt.

Am weitesten verbreitet ist das „Kuan-hua", die Beamtensprache, auch Hochchinesisch benannt, die in ganz Nordchina und im westlichen Sudchina von rund 350 Millionen gesprochen wird und in vier Hauptgruppen von verschiedener Altertümlichkeit zerfällt. Der nächstbedeutende Dialekt ist der kantonesische Dialekt, der von etwa 25 Millionen gesprochen wird und sich auch über See verbreitet hat. Er stellt eine sehr altertümliche Mundartstufe dar. Daneben unterscheidet man den Dialekt der Hakka (von etwa 3,5 Millionen in Nordostkwangtung und Sudwestfuhkien gesprochen), die Fuhkien-Gruppe mit mehreren Zweigen, die in Amoy, Swatau, sowie von den Chinesen auf Malakka, Borneo und Java gesprochen werden, und die Tschehkiang-Gruppe mit mehreren Unterdialekten in Ningpo und Sutschau.

Wie die chinesische Sprache wird auch die chinesische Schrift von den Sinologen als das vollkommenste Verständigungsmittel von Schriftcharakter bezeichnet, das vom menschlichen Geiste je ersonnen worden ist. Sie ist aus einer Bilderschrift hervorgegangen und sicher gänzlich selbständigen Ursprungs. Die ältesten chinesischen Schriftzeichen waren teils wirkliche Bilder nach Hieroglyphenart, teils aus Bildzeichen zusammengesetzte Symbole. Ihre weitere Entwicklung erfolgte durch Zusatzzeichen, die einerseits den Lautwert, andererseits den Sinnwert näher bezeichnen halfen. Den Übergang zu einer Silben- und Buchstabenschrift vermochte die chine-



Abb. 391. Strafe für chinesische Räuber und Diebe durch Anlegen des Halsblocks (Kang)

sische Bilderschrift zufolge der Natur der chinesischen Sprache mit ihren zahllosen gleichklingenden Wörtern nicht zu machen. Wie sie in ihrer Vollendung beschaffen ist, vermochte sie als das vollkommen ausreichende Organ einer tausendjährigen großartigen Literatur zu dienen.

Für die Entwicklung des chinesischen Schriftstücks hat das Kerbholz das Muster abgegeben. „Verträge und ähnliche Schriftstücke bestanden ursprünglich aus einem der Länge nach mitten gespaltenem Kerbholz. An Stelle der einfachen Kerben traten dann Schriftzeichen, die gleichfalls mitten durchgebrochen wurden, wie das noch bei den Schriftstücken der Han-Zeit der Fall ist, die Sven Hedin in Lou-lan in Zentralasien gefunden hat. Die Holzstäbchen wurden von oben nach unten beschrieben und zu Bündeln vereinigt, daher beschrieb man sie nur einseitig. So ist das chinesische Schriftstück auch heute noch in Kolumnen, als letzte Reste der Stäbchen, eingeteilt, die von oben nach unten und in ihrer Reihenfolge von rechts nach links laufen, dazu nur einseitig bedruckt sind. Daß hiefür das dünne Papier nicht der Grund ist, zeigen die dicken Manuskripte der Han-Zeit, die stets auch nur einseitig beschrieben sind" (E. Erkes).

Die chinesischen Schriftzeichen haben im Wandel der Zeiten und hauptsächlich im Zusammenhang mit dem Schriftmaterial mancherlei Umformung durchgemacht. Die ältesterhaltene Form ist aus einigen archaischen Bronzeinschriften der Schang-Zeit zu ersehen. Die eckigen Formen der alten „Ku-wen"-Schrift erklären sich durch ihre Einritzung in Stein, Metall und Holz. Um 800 v. Chr. rundeten sich in Abhängigkeit von dem neu aufgekommenen Bambusgriffel die Schriftformen zur sogenannten „Großen Siegelschrift", die sich später zur kleinen

Siegelschrift vereinfachte. Mit der Erfindung des Haarpinsels (200 v. Chr.) steht die Kurialschrift in Zusammenhang, bis sich mit der Benützung des Papiers als Schreibmaterial die heutige Normalschrift herausbildete, die in etwas *leichterem Schwung seit dem elften Jahrhundert n. Chr. im allgemeinen Ge*brauch steht.

Durch den Elementarunterricht, der hier seit vielen Jahrhunderten durch den Schulzwang gesichert ist, ist die Schreib- und Lesekunst in der chinesischen Nation, selbst unter der bäuerlichen Bevölkerung, stark verbreitet. Selbst der letzte Kuli oder Handwerker ist imstande, seine Aufzeichnungen oder Briefe selbst zu schreiben, die Bekanntmachungen der Mandarinen und oft die Erzeugnisse der Tagesliteratur zu lesen.

Hand in Hand mit dieser allgemeinen Verbreitung der Schreib- und Lesekunst geht eine eigentümliche Vorliebe, um nicht zu sagen Leidenschaft, für das Geschriebene durch die chinesische Welt. Groß ist der Respekt, welchen der Chinese allem Gedruckten oder Geschriebenen, rein als solchem, ganz abgesehen von dessen Inhalt oder Herkunft, entgegenbringt. Man profaniert Gedrucktes oder Geschriebenes nicht leicht zu gemeinen Zwecken; und da es doch vorkommt, haben es sich hier eigene Vereine zur Aufgabe gemacht, weggeworfene Drucksachen zu sammeln und die Papierreste in gewissen Pagoden feierlich zu verbrennen, um sie vor Entweihung zu schützen. Ebenso tritt der Stolz und die Freude der Chinesen an ihrer Schrift in ihrem übertriebenen Aufschriftwesen hervor; überall sind die Fassaden der öffentlichen Gebäude, der Pagoden und Denkmäler, alte Haustüren, das Innere der Gemächer, ja selbst das Kleingerät des täglichen Gebrauchs (Teetassen, Tellerfächer) mit den schönsten Zitaten bedeckt. Daher steht auch das Bücherwesen im chinesischen Volke in so hoher Blüte. Nirgends sind die Bücher so wohlfeil, was den Schluß gestattet, daß nirgends ein so großer Bücherverbrauch herrscht wie hier. Die Bücher werden nach ihrem Gewicht verkauft.

Von der tausendjährigen, ehrwürdigen und reichentwickelten chinesischen Literatur ist hier nicht der Ort zu reden. Wie bei allen Völkern des Orients fließt auch der Strom der chinesischen Literatur aus der Quelle eines geheiligten klassischen Schrifttums, das die ursprünglichsten Zeugnisse des chinesischen Volkstums (etwa 2400—600 v. Chr.) enthält. Eine Literaturstatistik zeigt, wie sehr die Chinesen den Schwerpunkt ihres geistigen Lebens in eine Art



Abb. 392. Chinesisches Straßentheater

alexandrinischer Beschäftigung mit ihrem altklassischen Schrifttum verlegten. Mit dem Eindringen des Buddhismus in China ist auch der chinesischen Literatur neues Blut zugeführt worden. Indessen entzieht sich auch dieser Zweig der chinesischen Literatur ebenso wie das Schrifttum des Taoismus unserer Darstellung. Dagegen sei mit einigen Worten des volkstümlichen Theaters gedacht. Dessen Anfänge gehen bis ins Altertum zurück. Es hat sich aus religiösen Tänzen und Pantomimen entwickelt, die bei rituellen Ahnenopfern und bei höfischen Festlichkeiten schon unter den Tschou zur Aufführung gelangten. Zur Han-Zeit hat das chinesische Theater offenbar stärkere indische und griechische Einflüsse erfahren und sich sodann bereits unter der Tang-Dynastie zu den heutigen Formen entwickelt. In allen Volksklassen und bei den mannigfachsten Anlässen wird gegenwärtig Theater gespielt: bei Hochzeiten, Schulfeiern, als Huldigung für hochgestellte Personen, zur Sühne für schwere Beleidigungen, bei Gelegenheit von Jahr- und Wochenmärkten und (was auf den letzthin kultlichen Charakter der Schauspielaufführungen hinzudeuten scheint) zufolge von Gelübden, um ein Übel zu vermeiden, bei Krankheiten der Eltern, zur Erlangung eines hohen Gelehrtengrades, eines hohen Mandarinenpostens, in guten Erntejahren usw. Die Schau-

spieler bilden organisierte Banden von dreißig bis hundert Mitgliedern, daneben gibt es aber auch, selbst in den Dörfern, zahlreiche Liebhaber-Teilnehmer. Die weiblichen Rollen wurden früher durchwegs von Männern gespielt, erst seit etwa vierzig bis fünfzig Jahren gibt es auch weibliche Schauspielerkräfte, meist gekaufte Mädchen, die von ihren Eltern in Notzeiten an die Schauspielunternehmer verhandelt und darauf zu ihrer Kunst ausgebildet wurden. Die chinesische Bühne ist übrigens im wesentlichen bei ihrer Ausstattung zur Zeit der Tang verblieben (Abb. 392). Sie wird oft auch in den Kaufmannsgildenhäusern, den Höfen der Vornehmen, in den Dörfern beim Tempel aufgeschlagen und versammelt stets einen überaus zahlreichen und aufmerksamen Zuschauerkreis. Gesang und Orchesterbegleitung fehlen selten. Das chinesische Puppentheater ist auf griechischen, durch Zentralasien vermittelten Import zurückzuführen. Das Schattentheater, zur Han-Zeit aus Zaubervorstellungen hervorgegangen, steht sicher im Zusammenhang mit dem indischen und türkischen Schattenspiel, doch sind die näheren Verbindungsfäden erst noch zu untersuchen.

β) Religion

Das religiöse Leben des chinesischen Volkes vereinigt nicht nur alle Formen und Phasen, welche die religiöse Entwicklung der Menschheit überhaupt gezeitigt hat, in seinem mehrtausendjährigen selbständigen Ablauf innerhalb der eigenen geistigen Veranlagung, sondern hat bei der Verschmelzung mit den nichtchinesischen Völkerstämmen des Reiches durch die Jahrhunderte und sodann besonders auch durch das Eindringen des volks- und landfremden Buddhismus die stärksten Beeinflussungen, Bereicherungen und Umformungen erfahren. Ein einheitliches Gesamtergebnis dieser äußerst komplizierten geistigen Entwicklung hat sich in keiner Weise herausgestellt, es sei denn der Synkretismus der verschiedenen Religionsformen, beginnend mit der animistisch-seelenkultlichen Unterschicht, die sich mit den verschiedensten Elementen des Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus vermengt und verschmolzen hat, so daß weder beim Ganzen der chinesischen Religiosität noch in der religiösen Haltung des Einzelnen irgendeine Ausschließlichkeit zur Geltung kommt.

Als die älteste, deutlich erkennbare Form der religiösen Entwicklung begegnet uns in China die Ahnenverehrung mit dem zu-

gehörigen Kult, die mit der ältesten Clanorganisation im engsten Zusammenhang steht. Der uralte persönliche Gott „Schang-ti“ steht an ihrer Spitze. Hand in Hand mit dem Aufwachsen der Staatlichkeit ging infolge der Verschmelzung des Ahnendienstes mit der Naturverehrung die Entwicklung einer unpersönlichen Gottheit des Himmels mit ihrem Gegensatzbegriff, der Erdgottheit, einher, deren astronomisch-animistische Geister, wie die Sonne, der Mond, die Berge und Ströme, zur Seite treten; dazu Geister, welche ihren Ursprung vom Ahnenkult herleiten, die Schutzgeister der Regionen bis herab zum Dorfe, die Patrone und Heiligen der verschiedenen Berufe, die Dämonen der Krankheiten (Abb. 394—397), eine religiöse Wandlung, welche den Übergang vom Nomadismus zum Ackerbau und zur Seßhaftigkeit spiegelt. Seelenkult, Schutzgötterkult und Himmelskult, diese dreifache Stufung kommt auch im Kreise der Kultausübenden selber zur Erscheinung; ist der Seelenkult Sache des Familienoberhauptes, so obliegt der Kultus der mit den lokalen Naturgottheiten verschmolzenen Schutzgötter der Städte, Distrikte und Provinzen den öffentlichen Beamten bis hinauf zum Landesherrn, und endlich übte den höchsten und weitreichendsten Kult der obersten, das Reich beschirmenden Mächte als Vertreter des Reichs der Kaiser selbst, gleichfalls unter der Form des Ahnenopfers in seiner Eigenschaft als Himmelssohn (T'ien-tse) aus. Dem Volksbewußtsein hat sicher das Pantheon der niederen, z. T. gewiß aus dem Dämonenglauben und dem Animismus der Ureingeborenen übernommenen Geister nähergestanden, als die Welt der dem Kreise der eigentlichen Staatsreligion angehörigen höheren Gottheiten und Deifikationen.



Abb. 393. Kung-fu-tse, der hohe Beamte und Philosoph Kung, wurde 551 v. Chr. als Abkömmling eines alten Königshauses geboren. In unruhigster Zeit bis zum 57. Lebensjahr im Staatsdienst tätig, widmete er im höheren Alter seine Kräfte der Lehrtätigkeit und der Redaktion der Überlieferungen seines Volkes. Seine Bilder und Statuen befinden sich in zahllosen Tempeln. (Nach Helmolt, Weltgeschichte)

Der im sechsten vorchristlichen Jahrhundert durch das Auftreten und die Wirksamkeit des Weisen Kungfutse (geboren 551 v. Chr.)

begründete Konfuzianismus, der später durch den Philosophen Mengtse (372—289 v. Chr.) seine endgültige demokratische Fassung als Volksreligion erhielt, brachte in religiöser Beziehung, weder bezüglich der religiösen Vorstellungen noch insbesondere im Kulte und den Riten, irgendeinen Umsturz; sein eigentlichstes Werk ist vielmehr die Wiederherstellung der altchinesischen Ethik und Religion zum Besten des allgemeinen Staatswohls, in rationalistischer Umformung. Mit seiner verstandesgemäßen Nüchternheit und seinem ausschließlichen Nützlichkeitsstandpunkt darf der Konfuzianismus als typische Geistesrichtung der alten nordchinesischen Kultur bezeichnet werden. Er wurde in der Han-Zeit (57 v. Chr.) zur Staatsreligion erhoben (Abb. 393).



Abb. 394. Fu-lu-schou, ein Glucksgott (Nach Stenz)

Im stärksten Gegensatz zu ihm steht der dem Süden Chinas entspringende und gewiß auch aus ureingeborenen Quellen genährte Taoismus, dessen klassischer Begründer, der Weise Laotse, ein Zeitgenosse Kungfutses gewesen ist. Als religiöse Sekte ist der Taoismus indessen erst während der Ära der Tschin-Dynastie mit ihrem Aberglauben, ihren Geisterbeschwörungen und sonstigem magischen Mystizismus (Suchen nach einem Lebenselixir, Geomantie, Wahrsagerei) entstanden. Einen kirchlichen Charakter erhielt er vollends erst durch das Sektenhaupt Tschang-tao-ling, der eine Gemeinde um sich sammelte, den Titel eines göttlichen Oberstpriesters annahm, und in dessen Familie seit nunmehr zweitausend Jahren das Amt des T'ien-schi, einer Art taoistischen Papstes, erblich ist. Damit erfolgte zugleich eine Zusammenfassung der verschiedenen Sekten, es entstand ein einheitlicher Kanon der Lehre, der indessen auch viele Elemente des gerade um diese Zeit aufkommenden Buddhismus aufnahm.

In den Fluß dieser beiden großen einheimischen Religions-

entwicklungen mischte sich der seit dem Jahre 63 in China eingedrungene indische **Buddhismus** unter Entfaltung einer lebhaften Propaganda durch die glaubenseifrigen indischen Missionare, welche besonders unter der zweiten Han-Dynastie zu einiger Verbreitung der neuen Lehre im Lande führte. Dazu verhalf ihm vor allem seine kirchliche Organisation, sein eindrucksvoller Kultus und besonders sein figurenreiches Pantheon, das sich mit seinen hohen künstlerischen Formen rasch in China einbürgerte und die heimische Ikonographie aufs stärkste beeinflußte. Besonders auf den Taoismus hat der Buddhismus stark eingewirkt: dessen priesterliche Hierarchie, Tempel- und Klosterwesen, Mythologie und Kultus sind in vielen Stücken dem Buddhismus nachgebildet.



Abb. 395 Kuan-kung, der deifizierte Feldherr Kuan-yu (Kuan-ti), Gott des Krieges (Nach Stenz)

Der bei der ausgesprochenen Toleranz des chinesischen Geistes und des Buddhismus wohl begreifliche synkretistische Charakter der chinesischen Religionsverhältnisse kommt sowohl in der Vermischung der Kultformen, der Tempelausstattung und der Vermengung des Pantheons der einzelnen Religionen, wie besonders auch darin zum Ausdruck, daß die gleichen Devoten sich in den verschiedensten Tempeln zur Verehrung einfinden und gleichzeitig ihr Heil bei allen religiösen Heilsquellen des Landes suchen. In jedem Tempel finden wir andere und neue Kombinationen von Gottheiten. Die Naturgottheiten, ferner die Deifikationen mythischer Persönlichkeiten und solcher aus geschichtlichen Zeiten stellen das größte Kontingent zu den in den zahllosen großen und kleinen Tempeln verehrten Götterbildern. Zu den aus dem Buddhismus in das chinesische Pantheon übergegangenen populärsten Gottheiten zählen Buddha (Fo) selbst, die Amitabha-Buddhas, Kuan-yin (= Avalokiteçvara), Milofo (Maitreya, der künftige Buddha), Manjuçri, die sechzehn Arhats (Lohan).

Von fremden Religionen sind auch der Islam und das Christentum nach China eingedrungen und nicht ohne Bedeutuug für dessen Kultur und Geschichte geworden. Zur See und auf dem Landweg (aus Assam nach Yünnan im Südwesten, durch Turkstämme im Nordwesten) ins Land getragen, hatte sich der Islam zur Mongolenzeit schon über ganz China verbreitet. Im Gegensatz zur fügsamen Toleranz des Buddhismus trat der Islam aber in Geheimsekten bald vielfach in politische Kämpfe mit der chinesischen Regierung ein (Mohammedaneraufstände im Jahre 1648 und 1781—1784, sowie besonders gefährlich im neunzehnten Jahrhundert). Die Zahl der besonders in den nordchinesischen Provinzen, sowie in Yünnan am meisten verbreiteten Mohammedaner wird auf etwa vier bis fünf Millionen geschätzt. Der chinesische Islam hat viel Chinesisches in seine Kultformen aufgenommen, gilt aber trotzdem als volksfremd und hat keine Bedeutung für die chinesische Kultur gehabt.



Abb. 396. Schutzgott des Hauses (gegen böse Geister) (Nach Stenz)

Stärkeren Kultureinfluß übten die christlichen Religionen in verschiedenen ihrer Sektenformen. Am frühesten gelangte der Nestorianismus nach China, wo er sich in ziemlicher Verbreitung und Bedeutung bis zur Ming-Zeit erhielt. Nachdem die katholische Kirche und Propaganda vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert mit vorübergehenden Erfolgen sich in China festgesetzt hatte, hob sich durch die eifrige und geschickte Tätigkeit der Jesuiten in den nächstfolgenden Jahrhunderten Einfluß und Bedeutung des Christentums in China, besonders auch in dessen offiziellen Kreisen. Aber die Methode der Jesuiten, durch weitgehende Assimilierung des Katholizismus an die chinesischen Religionsanschauungen und Kultformen festeren Fuß zu fassen, ward von päpstlicher Seite verworfen und so der christlichen Mission die stärkste Stütze genommen. Immerhin verdanken wir den Berichten und Arbeiten der Jesuiten sehr schätzbare Kenntnisse der chinesischen Einrichtungen und Literatur.

In neuerer Zeit greift eine allgemeine religiöse Verflachung mehr und mehr um sich; die Riten und Zeremonien werden immer mehr zu leeren Formen, namentlich in der Oberschicht der Gebildeten und Beamten.

γ) Feste

Die volkstümlichen festlichen Begehungen eines Volkes im Ablauf des Jahres haben immer einen mythisch-kultlichen Hintergrund.

Bei dem Synkretismus der chinesischen Religionsformen sind es die verschiedensten Quellen, der altertümliche Ahnendienst, primitiver Animismus und Mystizismus, Taoismus und Buddhismus, aus deren Vorstellungskreisen und Kultgewohnheiten diese zahlreichen häuslichen und öffentlichen Festformen mit größerer oder geringerer Durchsichtigkeit ihres Ursprungs und ihrer Bedeutung stammen. Selbstredend sind sie auch nicht alle gleichmäßig über das ungeheure Reich verbreitet, sondern besitzen verschiedenen Ausdehnungsbereich, sind in den verschiedenen Ständen differenziert und zeigen verschiedene Lokalisierung, wie sie auch in mannigfaltiger Abwandlung, in größerer Ausführlichkeit oder Abschwächung und Verdunklung hier oder dort begegnen.



Abb. 397. P'an-tse, Helfer und Vertreter des Gottes der Unterwelt (Nach Stenz)

Da den Chinesen Brauch und Religion fast identisch sind, gibt es hier seit frühester Zeit verläßliche Aufzeichnungen über die staatlichen und lokalen Festsitten, so daß ihre Geschichte oft in sehr alte Epochen hinauf verfolgt werden kann. Auch von seiten der Sinologen, wie W. Grube, De Groot, Harlez, A. Conrady, und durch die Missionare, wie P. G. M. Stenz, Dols u. a., sind wir über die chinesischen Festsitten gut unterrichtet. Es wäre überaus lohnend, das chinesische Material in vergleichender Weise einer gründlichen volkskundlichen Analyse zu unterziehen, wobei sich überraschende Zusammenhänge und Verwandtschaften, die von Europa durch den ganzen asiatischen Kontinent nach China herüberreichen, herausstellen würden. Auf einiges in dieser Hinsicht, wie die Verwandtschaft der Neujahrs- und Frühlingsgebräuche bis ins einzelne hinein, ist schon von A. Haberlandt hingewiesen worden.

Wir können in der Masse der chinesischen Jahresfeste solche von häuslichem oder familiärem Charakter, welche die weiteste Verbreitung zeigen, ferner Feste der Berufsklassen: der bäuerlichen Bevölkerung, die deutlich animistischen Charakter besitzen, der Kaufleute, Handwerker, die ihren Patronen gelten, sodann städtische und staatliche Feste, die von den einzelnen Stadtgemeinden und den staatlichen Behörden begangen werden, unterscheiden. Mit dem

althergebrachten Ahnendienst stehen die drei dem Kult der Abgeschiedenen geltenden Totenfeste in Zusammenhang, die überall als richtige Volksfeste gefeiert werden. Wieder andere Feste verraten deutlich ihren Ursprung aus dem Buddhismus oder ihren Zusammenhang mit dem Taoismus.

Weitaus am populärsten unter allen chinesischen Festen ist die Neujahrsfeier, die als das Hauptfest des Jahres überall und mit dem ausführlichsten Festapparat begangen wird. Samtliche Geschafte ruhen in den ersten fünf Tagen des Jahres, vom neunzehnten des letzten bis zum neunzehnten des ersten Monats sind Amts- und Gerichtsferien. Es findet in aller Frühe Begrüßung der Götter, besonders des Glücks- und Reichtumsgottes, durch den Familienältesten statt, in jedem Teil und Winkel des Hauses werden Räucherkerzen angezündet. Vor den Gotterbildern und der Ahnentafel werden rituell bestimmte Opferspeisen dargebracht Dann findet die gegenseitige Begluckwunschung statt. Es wird strenge darauf geachtet, daß am Neujahrsfeste nur gluckbringende Worte und Redensarten im Munde geführt werden. Am Neujahrstage darf in den Häusern nicht gefegt werden, denn Staub und Schmutz symbolisieren den Reichtum. In der Neujahrsnacht gehen alle Geister („Kui“) um.

Es ist in ganz China Brauch, um die Zeit der Jahreswende Turen, Wände, Schränke, Kisten usw. mit roten Papierstreifen zu bekleben, auf denen überall die Bilder von Glücksgottern, Glueckssymbolen und Fledermausen, Phönixen, Luftschlössern, Geldmünzen, Silberbarren, Muscheln, Korallen, Perlen, Kranichen u. dgl. m., sowie gluckverheißende Schriftcharaktere zu sehen sind, die auf Kindersegen, Reichtum und langes Leben, diese hochsten Wünsche des Chinesen, hinweisen.

Das große Neujahrsfest hat eine Art Nachfeier am kleinen Neujahrsfest (am funfzehnten des ersten Monats), wobei die gleichen häuslichen Zeremonien geubt werden: es ist ein Tag lauter allgemeiner Freude, an dem sich auch Frauen und Madchen offentlich zeigen durfen; am Abend dieses Tages findet das Laternenfest statt, wobei alle Welt in der künstlerischen Ausstattung der ausgehängten Laternen und Lampions wetteifert. Besonders beliebt sind in Stadt und Dorf die großen Drachenlampen, die sich wie feurige Schlangen durch die Straßen bewegen. An manchen Orten wird an diesem Tage der Feuergeist (angezündete Sorghum-Strohbundel) im Laufschritt aus den Dorfmarken getragen. Auch Fruchtbarkeitszauber wird an diesem Tage mehrfach geubt: die Landleute pflegen auf die Misthaufen einen Dornenzweig aufzupflanzen, an dem nebst Weizenähren eine kleine Kinderpuppe hängt. In den Soldatenlagern werden hohe Stangen aufgerichtet, an denen oben grüne Zweige vom Lebensbaum angebunden sind. Um Krankheiten zu entgehen, findet am sechzehnten des ersten Monats der „Gang von hundert Schritten“ statt: jedermann geht vor die Stadt oder das Dorf, die Bauern treiben sogar ihr Vieh aufs Feld.

Am zehnten Tage des ersten Monats wird nichts gemahlen, es ist der Geburtstag des Steingeistes, den man durch das Mahlen zu beleidigen furchtet; dieser Brauch wird von Conrady neben andern Zeugnissen als Überrest eines alten animistischen Steinkultes gedeutet.



Abb. 398. Blick in einen Tempel im Lauschangebirge

Am achtzehnten Tage des ersten Monats ist das Sternopfer, an dem sich nur Männer beteiligen, es werden dabei einhundertundacht der Gesamtzahl der Sterne entsprechende Öllampchen angezundet. Am achten Tage des vierten Monats ist das Geburtsfest der Gottin des Weizens — ein Fest der alten Weiber. Im Frühjahr wird auch die Pockengottin verehrt. Der Kriegsgott, der Kuchengott, der Glucksgott haben ihre besonderen Feste. Der Verehrung des Mondes dient das große Mittherbstfest -- Es sollen damit gleichsam nur Stichproben aus dem Festkalendarium der Chinesen vorgeführt werden; Ausführliches und Systematisches bei Grube: Pekinger Volkskunde, und P. G. M. Stenz: Beitrage zur Volkskunde Sud-Schantungs, De Groot: Les fêtes annuellement célébrées à Émoui (Amoy).

δ) Die Kunst

Wie die Darstellung der chinesischen Literatur mit ihrer Höchstentwicklung und ihrem ungeheuren Umfang außerhalb unseres Rahmens fällt, ist hier auch nicht der Ort, uns über die Kunst Chinas in ihrer reichen Entfaltung und tausendjährigen Entwicklung zu verbreiten. Sie ist so wenig wie irgendeine sonstige Kulturäußerung Chinas durchaus eigenwüchsige Schöpfung, sondern hat der Reihe nach aus dem Norden (skythisch-sibirische, türkische Einflüsse), aus dem Westen (dem mykenischen, antiken, persischen, zentralasiatischen

Kulturkreis) und, dank der Vermittlung des Buddhismus, im breiten Strome namentlich auch aus Indien tiefgreifendste Bereicherung und Beeinflussung erfahren. Wie dies für die Kunstentwicklung der antiken und orientalischen Völker in Verwandtschaft und Analogie mit dem Kunstwesen der Primitiven charakteristisch ist, haftet auch die chinesische Kunst durchaus am ganzen Kulturwesen der Nation und durchdringt ihre Arbeit, ihr Handwerk und ihre Technik. Ihr Charakter ist ein durchaus dekorativer und zugleich symbolischer. Sie spricht in formelhafter Weise und mit magischem Sinn und Hintersinn in Form und Ausstattung, in Farbe und Ornamentik zum Geist des Chinesen. Ihre Formensprache ist daher eine streng konventionelle und bei aller reichen Variation doch im Motiven- und Ornamentenschatz von beschränktem Umfang. Die Entwicklungsstufen in der Ausbildung derselben, im Zusammenhang mit der Auswirkung fremdländischer Einflüsse, sind vielfach bereits klargestellt, was durch die deutliche chronologische Stufung der chinesischen Kultur mit ihrem tausendjährigen Entwicklungsgang sehr begünstigt wird. Deutlich folgt auf eine primär geometrische Stufe, die bald von einer dem Prinzip der rhythmischen Reihung und linearen Kombination folgenden abgelöst wird, in der Schang-Zeit, 1766—1123 v. Chr., eine ausgesprochene Tierornamentik, die sich in der Zeit der Tschou-Dynastie weiter ausgestaltet (Bandgeflechtmuster usw.). Nunmehr entwickelt sich auch das Pflanzenornament, dessen Keime schon in früheren Epochen gefunden werden können. In der Ornamentik der Han-Zeit, auf welche vielfach Anregungen aus dem hellenistischen Westen und Indien eingewirkt haben, herrscht dann realistische Darstellung von Tieren und Pflanzen vor. Ein reiches Material für diese neuartige Ornamentik gewähren die Bronzespiegel dieser Periode.

Neben und über dieser ornamentalen Zierkunst entwickelt sich in China schon in sehr früher Zeit die freie Kunst der Plastik und Malerei, über deren Anfänge uns freilich nur die Berichte und nicht die Denkmäler selbst belehren. In der Sepulcralkunst der frühesten Epochen tritt die Tierdarstellung und später auch die Menschenfigur vielfach hervor (die Quellen berichten über tönerne und hölzerne Gefäße in Tierform, die später in Bronze nachgebildet wurden; über Strohnachbildungen und Holzfiguren zum Ersatz für alte Menschenopfer als Grabbeigaben; über Bronzedreifüße in menschlicher Gestaltung, Bronzestatuen siegreicher Anführer und Staatsmänner, sowie Ahnenfiguren der Tschou-Zeit). Seit der Han-Zeit



Tafel XXVIII *Fünfzehnjähriges mongolisches Mädchen*



Mongolische Frau im Haarschmuck mit Krone ohne Zobelhut

(Nach H. Consten, Weideplätze der Mongolen. Verlag von Dietrich Reimer A.-G., Berlin)



Tafel XXIX *Begräbnis des Leibarztes und Lehrers des Chutuktu (Mongolei)*

(Nach H. Consten, Weideplätze der Mongolen, Verlag von Dietrich Reimer A.-G., Berlin)

verfügen wir nicht mehr bloß über Beschreibungen, sondern auch über zahlreiche erhaltene Denkmäler. Die Keramik dieser Periode gewinnt — z. T. unter gräkobuddhistischem Einfluß — in mancherlei Freiplastik künstlerischen Charakter; besonders bemerkenswert sind die durch Ed. Chavannes und Volpert bekannt gewordenen Steinskulpturen aus Schantung mit ihren kulturgeschichtlich so interessanten Szenendarstellungen. Nach Münsterberg u. a. haben wir es in diesen



Abb. 399. Chinesisches Verwaltungsgebäude (Yamen)

Skulpturen durch skythisch-sibirische Vermittlung mehrfach mit mykenischen Motiven zu tun (Tierdarstellungen, Fabelwesen „in fliegendem Galopp“ u. dgl m.). Zu voller künstlerischer Ausbildung ist die Plastik in gleichem Schritte mit den Fortschritten der Malerei unter buddhistischem Einfluß und nach gräkobuddhistischen Vorbildern erst in folgenden Jahrhunderten gelangt (Felsskulpturen und reichgeschmückte Höhlentempel der Wei- und Tang-Periode, Kaisergräber bei Loyang in Honan und bei Nanking). Mit dem Rückgang des Buddhismus sinkt auch das Kunstvermögen in Architektur und Steinplastik. „Seither hat die Plastik ihr Bestes auf dem Gebiet der Kleinkunst geschaffen, die besonders in den großen und kleinen

Statuen taoistischer und buddhistischer Götter und Heiligen bis heute immer neue, allerdings mehr durch hervorragende Technik als durch neue Ideen bemerkenswerte Schöpfungen hervorbringt“ (E. Erkes). In einer uns schwer verständlichen Weise hängt der Ursprung und das Frühstadium der chinesischen Malerei mit Schrift und Kalligraphie zusammen. Die Kalligraphie wird in China noch höher geschätzt als die Malerei. Bis heute aber sind beide für die chinesische Auffassung sowohl ästhetisch und gefühlsmäßig wie äußerlich durch häufige Vereinigung von Schrift und Bild auf das engste miteinander verbunden. Die ältesten, uns erhaltenen Bilder stammen aus der Entstehungszeit des Taoismus, der Zeit der Tschin-Dynastie. Die frühe Porträtmalerei (seit dem ersten vorchristlichen Jahrhundert bezeugt) ist aus der älteren sakralen Kunst und dem Ahnen- und Heroenkult hervorgegangen; Wandgemälde mythologischen und geschichtlichen Charakters in Tempelhallen werden schon aus dem fünften vorchristlichen Jahrhundert beschrieben; die taoistische Geisterwelt und die buddhistische Heiligenverehrung lieferten der Malerei die beliebtesten Stoffe. Mit der Verfeinerung der dichterischen Empfindung tritt auch die Landschaftsmalerei auf, die bis zur Ming-Zeit eine stete Verfeinerung und Verinnerlichung erfährt, ihre größte Blüte aber schon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert erlebt hat. Den allgemeinen Charakter der chinesischen Kunst, des Dekorativen und Symbolischen teilt auch die chinesische Malerei durchaus und in hohem Grade.

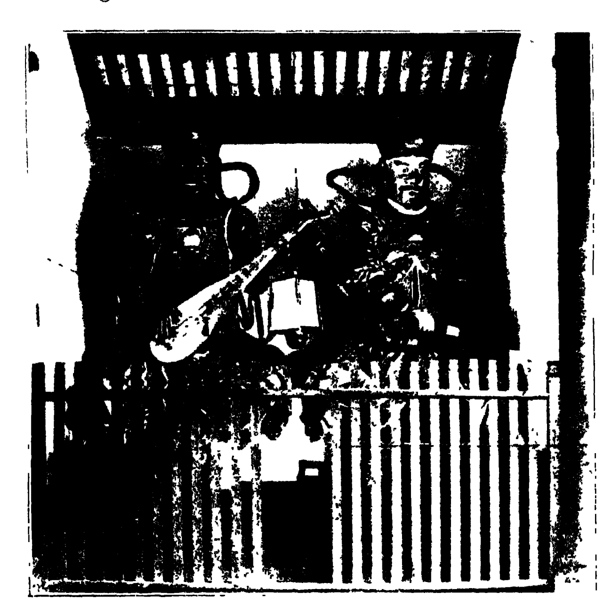


Abb. 100 T'ien-wang, zwei der vier Torwachter, die am Eingang der buddhistischen Tempel stehen. China (Museum für Völkerkunde, Berlin)

2. Die Mandschuren

Zu wiederholten Malen ist bei der Darstellung des tungusischen Volkes der Mandschuren gedacht worden, unter deren Herrschaft das chinesische Reich in den letzten zwei Jahrhunderten gestanden hat. Sie sind in der Mandschurei beheimatet, die gegenwärtig ein chinesisch-japanisches Kolonialland ist und ungefähr sechzehn Millionen Einwohner zählt, von denen die meisten aus den nördlichen Provinzen eingewanderte Chinesen sind. Die Mandschuren sind ein tungusischer Stamm, sie betrachten das Volk der Jutschen oder Niutschen, das einst in den mandschurischen Bergen saß, als ihre Vorfahren. Tungusische Invasionen sind in der chinesischen Geschichte seit früher Zeit wiederholt verzeichnet; die Mandschuren gaben dem Reich mehrere Dynastien, darunter besonders dauernd und bedeutungsvoll die letzte Mandschu-Dynastie (siehe oben S. 577), die seit 1661 ununterbrochen die Mandschuherrschaft über China ausübte, bis 1912 ihr Sturz erfolgte.

Der größte Teil der Mandschuren wohnt infolge dieser Ereignisse heute, vollständig sinisiert, unter Chinesen auf chinesischem Boden, während in der mandschurischen Heimat selbst nur in abgelegenen Gebirgsgegenden noch einzelne Volksteile von Mandschuren angetroffen werden, woselbst auch die sonst fast erloschene mandschurische Sprache — isolierend wie das Mongolische und Chinesische — noch in einigen Gebieten des Nordens erhalten geblieben ist. Entsprechend ihren kriegerischen Eigenschaften bildeten die Mandschuren, in acht Banner gegliedert, nach erfolgter Eroberung Chinas eine bevorrechtete militärische Kaste, die in der Provinz Tschili, aber auch in den anderen Provinzen verteilt wohnten. Sie vertauschten aber sonst bald ihr Volkstum und selbst zum größten Teil ihre Sprache gegen die chinesische Kultur und Sprache. Nur als Hof- und Amtssprache hatte sich das mandschurische Idiom erhalten. Lange Zeit war auch die Vermischung der Mandschuren mit der chinesischen Bevölkerung durch Konnubium streng verpönt. Wie bei allen Tungusen ist die Familienordnung der Mandschuren eine streng patriarchalische. In gewissen Familiensitten, dem Ahnen- und Opferdienst haben sich mandschurische Überlieferungen und Bräuche noch erhalten. Es gab achtzehn adelige Mandschugeschlechter, zu denen noch die drei neuen Geschlechter (der T'ung, Lang und Tsu) als die zahlreichsten hinzukommen. Sie hatten alle ihre Ahnentempel in Peking,

die aber heute zum größten Teil gänzlich verfallen sind. Jedes Geschlecht besitzt ein sog. „Opferland“, aus dessen Ertrag die Kosten für die Ahnenopfer, die Ahnenbretter u. dgl. m. bestritten werden. Als Opfertier dient ausschließlich das männliche Schwein. Der größte Teil des bei der Eroberung an die Mandschufamilien abgegebenen Landbesitzes ist im Laufe der Zeit trotz aller Verkaufsverbote wieder an chinesische Eigentümer übergegangen. Weder in Literatur noch in Kunst haben die Mandschuren irgendwelche eigene Leistungen entwickelt; ihre Schrift ist mongolisches Lehngut. Einzig mit der Zopftracht und im Kleiderwesen haben sie den Chinesen mandschurische Eigenzüge zugebracht.

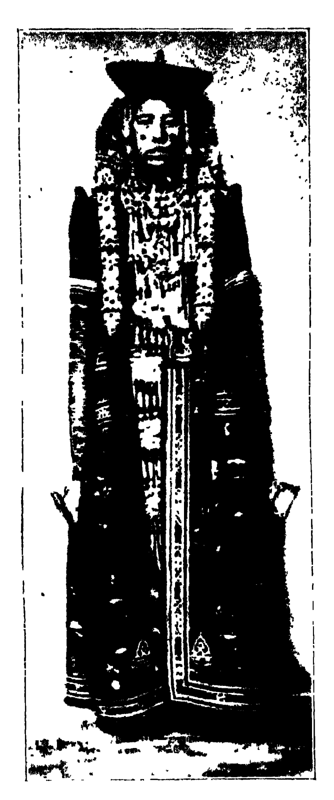


Abb. 401. Sibirische Mongolin (Nach Orden)

3. Die Mongolen

Sie sind die Bewohner des größten der chinesischen Nebenländer, der Mongolei, und fesseln das Interesse der Völkerkunde mehr durch ihre welthistorischen Taten in der Vergangenheit als durch ihre gegenwärtige unbedeutende Existenzform und Eigenart.

Die Mongolei, 3360000 qkm groß und von etwa zwei Millionen Mongolen äußerst spärlich bewohnt, ist ein Tafelland, das, im Norden von gewaltigen Bergrücken durchzogen, an seinen Rändern allseitig emporsteigt, hauptsächlich ein ungeheures Steppen- und Weideland bildend, seit ältester Zeit Heimat und Wohngebiet nomadisierender Völkerstämme mongolischer Rassenzugehörigkeit. Die Wüste Gobi trennt die Mongolei in zwei geographisch wie politisch verschiedene Hälften, die gebirgige nördliche (äußere) Mongolei und das Steppenplateau der inneren Mongolei mit ihren zahlreichen Sandwüsten und Salzseen. Extreme Holzarmut, streng kontinentales Klima mit sehr kaltem Winter, eminente Lufttrockenheit mit häufigen

und starken Staubwinden im Sommer schaffen für die Bevölkerung dieses von der Natur so wenig begünstigten Landes schwierige Lebensbedingungen, die sich in ihrem niedrigen Kulturstand und ihrem Nomadismus deutlich genug äußern.

Man teilt die mongolische Völkerfamilie (im engeren Sinne) gewöhnlich in drei Gruppen: die Ostmongolen oder eigentlichen Mongolen, die Nordmongolen oder Burjäten und die Westmongolen oder Kalmyken.



Abb. 402. Sibirische Mongolin (Nach Ordén)

Hier beschäftigen wir uns mit den Ostmongolen oder den eigentlichen Mongolen, während die Burjäten und Kalmyken in früheren Abschnitten besprochen wurden (S. 329 und 364).

Unter ihnen repräsentiert die Gruppe der Chalcha-Mongolen, die vom Altai bis zum Amur und südlich bis in die Wüste Gobi verbreitet sind, den reinstverbliebenen Typus. Eine weitere Gruppe bilden die Tschacharen (in der inneren Mongolei) am Südrande der Wüste Gobi schon im Gebiete einer dichten, ackerbautreibenden chinesischen Kolonialbevölkerung, die bereits vielfach ihr Nomadenleben aufgegeben und sich in festen Siedlungen niedergelassen haben. Südlich von den Chalchas bis zum Hoangho nomadisieren die Uroten, während die Weidegebiete der Tumyten südöstlich von den letztgenannten liegen. Zur inneren Mongolei gehört noch das Land der Ordos-Mongolen, nördlich von der Provinz Schansi, ein äußerst sandiges und unkultivierbares Gebiet, das sehr dünn bevölkert ist.

Der chinesische Kaiser Kang-hsi gab den Mongolen die heute noch bestehende Bannerverfassung, der gemäß die Chinesen ihre

mongolischen Untertanen in die „inneren Mongolen“ mit neunundvierzig Bannern und die „äußeren Mongolen“ mit dreiundachtzig Bannern, wozu die Kalmyken zählen, einteilen.

Der Name der Mongolen (Mongku, Mongol), „die Tapferen“, erscheint in chinesischen Werken zuerst in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten. Sie treten in der älteren Geschichte Hochasiens wenig hervor, ihre ältesten nachweisbaren Sitze liegen am Nordrande der hochasiatischen Steppe, dem Schauplatze der wichtigsten nomadischen Staatenbildungen, wie derjenigen der Hunnen und Türken. Aus einer Mischung hunnischer und anderer türkischer Stämme hervorgegangen, waren die Mongolen in ihren entlegenen Sitzen am wenigsten von der hochasiatischen Zivilisation berührt, als sie im dreizehnten Jahrhundert und in darauffolgenden Perioden durch machtvolle Persönlichkeiten wie Tämüdschin (Dschingis Chan) 1206—1227 und Timur (Tamerlan) 1370—1405 auf die Bühne der Weltgeschichte geführt wurden. Als Mittelpunkt einer ungeheuren zusammengeballten Völkerwoge Hoch- und Innerasiens hat sich die mongolische Völkermasse in gewaltiger Stoßkraft ost- und westwärts fast über ganz Asien ergossen, und ihr Herrscher Dschingis Chan begründete ein Weltreich von unerhörter Ausdehnung. (Timurs Grab s. Abb. 404.) Dschingis Chans Enkel und ihre Feldherren setzten das ungeheure Eroberungs- und Zerstörungswerk, wodurch das alte Kultur- und Volkerleben der weitesten asiatischen Umwelt auf das verhängnisvollste zerstört oder zum mindesten erschüttert wurde, mit nicht geringeren Erfolgen fort; Kublai Chan unterwarf und beherrschte China, das nun durch länger als ein Jahrhundert unter mongolischer Fremdherrschaft verblieb. Der Zerfall des Riesenreichs war auf die Dauer unvermeidlich, aber noch einmal wurde die rassenhafte Kraft und Wildheit des Mongolentums in Timurs verwüstenden Eroberungen, denen auch Indien zur Beute fiel, lebendig. Das Mogulkaisertum der Timuriden unter Sultan Baber und später mit der Erscheinung eines Akbar, ist auf der andern Seite ein glänzendes Zeugnis auch der kulturellen Kräfte der mongolischen Rasse.

Von seiner geschichtlichen und kulturellen Höhe längst herabgesunken, ist das mongolische Volk in der Gegenwart der Hauptsache nach ein Nomadenvolk, das abseits vom geschichtlichen Fluß ein primitives, einzig vom Lamaismus gehobenes Dasein führt. Der physischen Beschaffenheit nach sind die Mongolen die reinsten Vertreter der nach ihnen benannten Rasse. Ihre Körpergröße übertrifft im allgemeinen die der Chinesen; sie beträgt durchschnittlich 1,64 m, bei den Frauen 1,52 m. Kurzköpfigkeit herrscht vor, die mongoloiden Rassenzüge sind bei ihnen auf das schärfste ausgeprägt. Von ihren hervorstechenden Eigenschaften sind Gutmütigkeit, Trägheit und Offenheit, daneben besonders körperliche Unreinlichkeit besonders zu nennen. Ihre frühere Wildheit und Grausamkeit hat der Buddhismus fast völlig aus dem Charakterbilde des Volkes verschwinden lassen.

Gemäß der Landesnatur sind die Mongolen vorwiegend Nomaden, die vorzugsweise Pferde-, Rinder-, Kamel- und besonders Schafzucht betreiben, doch fehlt Ackerbau nicht gänzlich, er findet sich aber nur an den höheren Rändern mit Abfluß zum Meer, also am Nord- und Südrand, woselbst auch Städte vorkommen. Das Weideland und der Ackerboden sind innerhalb der Stammesgebiete allen gemeinsam, werden aber vom Adel und den Lamas durch Hirtensklaven (die Nachkommen früherer Kriegsgefangener) am meisten ausgenützt.

Das Vieh ist im Leben des Mongolen die Hauptsache. Das zweihöckerige baktrische Kamel spielt in der Wirtschaft der Westmongolen als Reit- und Lasttier eine große Rolle, besonders aber ist das Pferd dem Mongolen als typischem Reiternomaden von höchster Bedeutung. Sie sind leidenschaftliche und äußerst geschickte Reiter, die selbst die kleinste Strecke von Zelt zu Zelt beritten zurücklegen. Schon die kleinen Kinder üben sich im Reiten. Wettrennen sind daher ein sehr beliebter Volkssport. Nicht minder beliebt sind die öffentlichen Ringkämpfe unter Aufsicht von Schiedsrichtern (Abb. 405), ebenso die Jagd auf Hirsche, Antilopen, Moschustiere und das wilde Argalischaf, besonders bei den Vornehmen und Fürsten. Die Sorge für das Vieh ist zum größten Teil den Frauen und Kindern überantwortet.

Die Wohnung der Mongolen ist die bewegliche Filzjurte oder das Zelt, aus einem Stangen- und Lattengerüst bestehend, das ganz mit Filzdecken umkleidet ist. Man unterscheidet Winter- und Sommerzelte, letztere leichter gebaut.

Das Innere der Jurten zerfällt in zwei Abteilungen: links vom Eingang ist die Männerseite, wohin sich auch die Fremden zu begeben haben; die rechte Seite gehört den Frauen, und dort befindet sich auch das gesamte Zeltgerät: ein Wassergefäß aus Ton, Holzeimer, Mahlstein, Garnhaspel, Spindeln u. dgl. m. Mitten im Zelt ist die Herdanlage mit großem Dreifuß zum Auffüllen der Mistfeuerung und darüber der Eisenkessel: dahinter gegenüber dem Eingang ein Bettgestell. Der übrige dürftige Hausrat besteht aus einem Schränkchen zum Aufbewahren von Schmuck und sonstigen Wertsachen, das auch zugleich als Hausaltar zum Aufstellen von Buddhafiguren u. dgl. dient, hölzernen Eßnäpfen, Binsen- und Weidenkörben, und bei Wohlhabenden manchmal aus einem Speisetischchen; an Pfählen und Stangen sind tierische Blasen, mit Fett gefüllt, Trockenfleisch und Hammelkeulen aufgehängt. Der Gast sitzt zur Rechten des Zeltherrn, der immer seinen Platz dem Zelteingang gegenüber hat und dem Gast den Speisenapf füllt. In manchen Wohnzelten fehlt die Herdanlage mit den drei Steinen, dann wird ein anderes Zelt als Küchenraum benützt. Die Hauptsteine der gemauerten Herd-

anlage werden als Hausgerät betrachtet und auf deren Weidezügen mitgeführt. Als Brennmaterial dient wegen der großen Holzarmut der Mongolei allgemein getrockneter Tiermist, „Argol“, in Fladen- und Ziegelform. Um den Herd kauern die Zeltgenossen auf Filzteppichen und Schaffellen.

Die Jurten der Vornehmen sind oft groß, meist mehrräumig und entbehren nicht eines gewissen Komforts. Die lamaistischen Großwürdenträger und mongolischen Fürsten haben mitunter palastartige Wohngebäude, so der Choi-Gui-Lama, ein Bruders des geistlichen Landesoberhauptes, der als erster Wahrsager und Zeichendeuter einen hervorragenden Platz unter den mongolischen Fürsten einnimmt, einen im chinesischen Stil erbauten Palast (Abb. 403). Charakteristisch sticht hievon die echt mongolische Empfangsjurte (im Vordergrunde) ab. Im Zelt haben alle Geräte und Gebrauchsdinge ihren bestimmten Platz, was die Schnelligkeit, mit der die Zelte abgebrochen und wieder aufgestellt werden, sehr begünstigt. Solange das Vieh genügend Futter findet, verbleiben die Zelte der Familien und Sippen an dem gleichen Orte, bis Futtermangel den Aufbruch der Zelte veranlaßt. Dort, wo man bereits zum ansässigen Ackerbauleben übergegangen ist, erbauen die Mongolen viereckige Mehrstockhäuser aus Lehmziegeln mit kleinen höhlenartigen Wohngelassen und flachen Dächern, ähnlich wie in Tibet.

Von gewerblichen Arbeiten ist nur die Filz- und Lederbereitung höher entwickelt. Die Felle werden mit Buttermilch durchtränkt und mit einem gezähnten Holzstock durchgewalkt. Felle und Leder dienen für die Zeltwohnung, für die Tracht und zu verschiedenem Hausgerät, wie z. B. zu Wassergefäßen, die aus frischen Hautstücken zusammengenäht, mit Lehm gefüllt und so in feste Dauerform gebracht werden. Im Handelsverkehr dienen, wie in Tibet, gehacktes Silber, Silberschmuck, Ziegeltee und die sogenannten „Chadak“, seidene Gewebestücke, als landesübliche Münzsorten und Tauschmittel. Letztere werden auch als gewöhnliche Geschenke bei Besuchen oder sonstigen Gelegenheiten gegeben.

Die Ernährung stützt sich vorwiegend auf den Ertrag der Herden; Hammel- und Rinderfleisch, Milch und Buttermilch, Butter und Käse nebst Hammelfett werden hauptsächlich genossen. Daneben ergänzen eine Art steifer Brei aus geröstetem Gerstenmehl, „Tsamba“, ungesäuertes Brot aus Gerstenschrot in Ringelform und namentlich Tee mit zerlassenem Hammelfett, Butter und Salz ver-

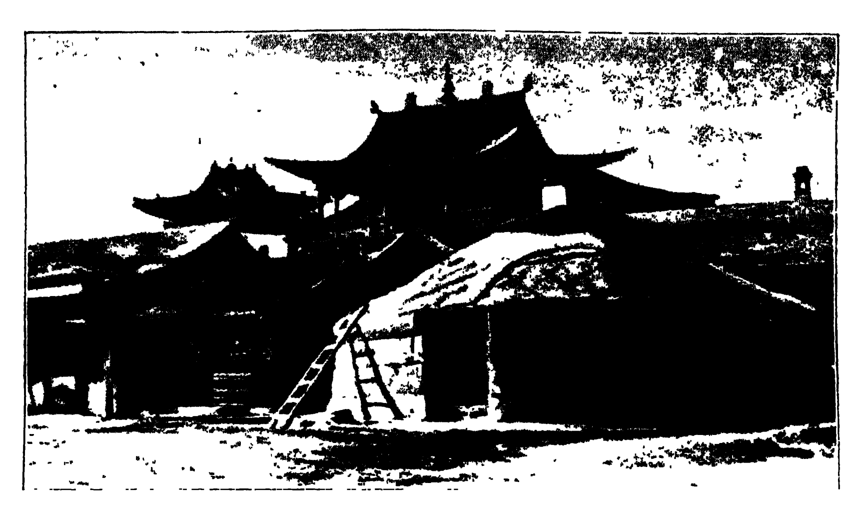


Abb. 403. Hof des Palastes des Choi-Gui-Lama. Im Vordergrund die Empfangsjurte
(Nach H. Consten, Weideplätze der Mongolen. Verlag von Dietrich Reimer A.-G., Berlin)

setzt, die Nahrung. Kräuter, Zwiebeln und Brennesseln dienen als Gemüse. Tabak, gegorene Stutenmilch („Kumys“) und Gerstenschnaps sind die landesüblichen Würzen des Lebens.

Die mongolische Kleidung zeigt bei den Männern viele Verwandtschaft mit der chinesischen Tracht; in der mongolischen Herrschaftsepoche hat die letztere von jener vielfache Beeinflussung erfahren. Man unterscheidet Winter- und Sommertracht. Ein langer chalatartiger Rock von verschiedenem Stoff, Filz oder Pelz, je nach der Jahreszeit, wird am bloßen Leib getragen, dazu strumpfartige lange Stiefel oder Lederstulpstiefel an den Beinen; ferner eine kleine spitze Filz- oder Schaffellmütze. Mit Ausnahme der geschorenen Lamas tragen die Männer einen kurzen Zopf. Die Mongolin ist im ganzen ähnlich wie der Mann bekleidet, die Chalchafrauen tragen gewöhnlich als Unterkleid eine dunkelblaue lange Hose und Jacke, darüber eine zweite, meist farbige Hose. Das Obergewand ist ein weites Kleid mit langen Puffärmeln, das auf der rechten Schulter zugeknöpft wird und beiderseits bis zum Knie geschlitzt ist. Die Füße stecken in bunten, nach oben gebogenen Stiefeln, im Winter werden dazu dicke Filzsocken, die in den Stiefeln stecken, getragen. Der Stoff- oder Seidengürtel hält über den Hüften das Kleid zusammen.

Reich ist der Frauenschmuck. Über der fächerförmigen, durch Silberspangen gestützten Haartour wird eine Silberkrone und darüber ein Zobelhut getragen; die schweren, stellenweise falschen Zöpfe stecken in silber- und korallengeschmückten Seidenfutteralen, in den Ohren werden lange Silbergehänge, häufig mit Nephrit verziert, getragen. Diesen kostbaren Schmucksatz erwerben sich die Mädchen zumeist durch freie Liebe für die Zeit ihrer Verheiratung (Taf. XXVIII und Abb. 401).

Die Stellung der Frauen ist im allgemeinen eine weit bessere als sonst bei den Nomadenvölkern. Allerdings besorgt sie die ganze Hausarbeit, säugt ihre Kinder oft bis zum fünften und sechsten Jahre, und häufig verkaufen die Frauen sogar ihre Milch. Es herrscht in der Mehrzahl der Fälle Monogamie, die Frau wird gekauft, eine Brautraubzeremonie erinnert an ältere Zustände. Die Geburt eines Mädchens gilt vielfach erwünschter als die eines Knaben. Die Kinder sind Eigentum der Frau; mutterrechtliche Züge treten auch sonst mehrfach hervor. Kinderverkauf, namentlich von neugeborenen Mädchen, kommt häufig vor. In Ackerbaugegenden herrschen mehrfach polyandrische Sitten.

Man unterscheidet vier Gesellschaftsklassen: Fürsten, Adelige, Geistlichkeit (Lama) und Volk, die sogenannten „Schwarzen Menschen“ (Hirten, Jäger, Handwerker usw.). Fast jeder dritte Mann ist „Lama“, Geistlicher irgendeines Grades. In politischer Hinsicht zerfällt jeder Stamm in eine Anzahl von Geschlechtern (Aimak) mit ziemlich losem Zusammenhang, die einem gemeinsamen Oberhaupte folgen. Die höchste Macht übt der in Urga residierende oberste Chutuktu aus, der nicht nur über eine zahlreich abgestufte Lama-Hierarchie, sondern auch über zahllose Leibeigene (etwa 30000 Familien mit rund 150000 Angehörigen) gebietet. Stirbt ein solcher Groß-Chutuktu, der als lebende Inkarnation Buddhas gilt, so wird durch eine eigens ausgesandte Priestergesandtschaft in Tibet ein Knäblein ausfindig gemacht, das als die Wiedergeburt des Verstorbenen angesehen wird.

Die Religion der Mongolen ist der bilderreiche lamaistische Buddhismus, dessen spezifisch mongolische Ikonographie mit derjenigen Tibets die engste Verwandtschaft zeigt. Im Mittelpunkt dieses Pantheons steht die Gestalt des Maitreya (mongolisch Maidari, Taf. XXX und XXXI), des zukünftigen Buddha. Besonders verehrt sind auch die schreckhaften Bilder des Todesgottes

(Yamântaka). Darunter liegt noch mehrfach erkennbar eine animistisch-schamanische Unterschicht. Zeugnis für die letztere sind die zahlreichen „Obos“, Steinhaufen mit Stangen, an denen Votivfetzchen der Vorüberziehenden hängen, die an Bergübergängen aufgerichtet sind (vgl. auch S. 446 und Abb. 287), die Krankenbeschwörungen nach schamanistischer Art, die Weissagungen aus dem angebrannten Schulterblatt von Schafen u. a. m. Es war Kublai Chan — der

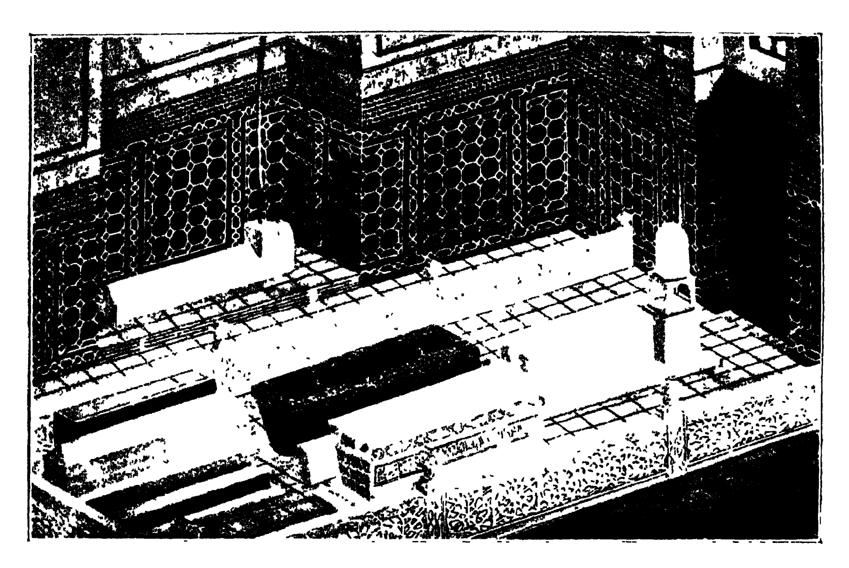


Abb. 404. Timurs (Tamerlans) Grab in Samarkand
(Nach Orden)

Erste der Großchane, der sich geistig hoch über die naturwüchsige mongolische Roheit und Barbarei erhoben hatte —, der als Schöpfer der lamaistischen Kirche auftrat, wobei ihm der gefeierte Lama Pagspa beistand, und der sein Volk dem Lamaismus zuführte. Die einfältige Gläubigkeit der Mongolen gegenüber ihren Lamas, deren Lehren und Praktiken findet in keinem Land des Buddhismus ihresgleichen.

Wie in Tibet besteht die Bestattungsart der Leichen in ihrem Aussetzen zum Fraß der Geier oder der Hunde; in der Nähe der großen Seen wird die Leiche ins Wasser geworfen, den Fischen zum Futter. H. Consten schildert in höchst anschaulicher Art die grausige typische Bestattungsart. Taf. XXIX veranschaulicht

die Szene der Bestattung des Leibarztes und Lehrers des Chutuktu. Der Leichnam ist im großen gelben Seidenzelt in die vorgeschriebene heilige Stellung gebracht. Die Totengräberlamas mit ihren Kultgegenständen aus Menschenknochen (Trompete und Menschenhauttrommeln) führen die vorgeschriebenen Zeremonien aus. Zum Schluß wird die Leiche den darauf lauernden Hunden freigegeben. Auf den Höhen wird der Verstorbene auf Stangengerüsten oder nackten



Abb. 405. Öffentlicher Ringkampf in der Mongolei
(Nach H Consten, Weideplätze der Mongolen. Verlag von Dietrich Reimer A.-G., Berlin)

Felsen den Geiern zum Fraß hingelegt. Äußerst selten — so beim Groß-Chutuktu — findet die Beisetzung der Leiche in einem Steinsarg und in einer Höhle statt. Totenbeigaben und Opferspenden werden vielfach, bei Vornehmen und Fürsten in reichstem Maße, dem Verstorbenen mitgegeben, sonst regelmäßig eine kleine Trinkschale nebst etwas Tsamba. Die Trauerzeit beträgt etwa vierzig Tage. Bei plötzlichen Todesfällen wird die Jurte über dem Toten oder Sterbenden abgebrochen und dieser, da der Platz sofort verlassen werden muß, einfach liegen gelassen. In der Steppe wird der Tote in einer kleinen Sterbejurte ausgesetzt.

Wie der Buddhismus in der Mongolei als ein Ableger des Lamaismus erscheint, ist auch die mongolische Literatur von der

tibetanischen vollständig abhängig. Sie besteht hauptsächlich aus chronikartigen Geschichtswerken, buddhistischen Traktaten und Vorgeburtsgeschichten, sowie aus Erzählungen der Volkspoesie, unter welchen die von dem Jâtakas abgeleiteten Märchen und Wunderlegenden des Siddhikür besondere Beliebtheit genießen. Erwähnt werden auch Scherz- und Necklieder der Burschen und Mädchen, gesungene Strophen coupletartigen Charakters. Im Hochgebirge des Nordens ertönen Almschreie und Juchzer der Hirten nach alpiner Art.

Die mongolische Schrift, welche wie die chinesische von oben nach unten läuft, stammt aus dem syrischen Alphabet, das den Mongolen von den türkischen Uiguren zugebracht worden ist, denen es von nestorianischen Mönchen etwa im fünften Jahrhundert übermittelt wurde.

Der Sitz des mongolisch-lamaistischen Patriarchates ist in Urga (Örgö d. i. „Lager", „Hütte") im Lande der Chalcha. Es ist zugleich ein ungeheures Kloster, das gegen 20000 Lamas beherbergt. Der Inhaber dieses Patriarchates ist der Gegen-Chutuktu, auch Maidari-Chutuktu genannt, nächst dem Dalai Lama in Lhassa die mächtigste und verehrteste Persönlichkeit der lamaistischen Kirche und zugleich das politische Oberhaupt der Mongolei. Welches künftig die politische Stellung der Mongolei nach den Umwälzungen in China und Rußland sein wird, ist unklar.

4. Die nichtchinesischen Eingeborenenstämme

a) Die Miaotsestämme in Südchina

Schon wiederholt ist in der vorhergehenden Darstellung der ureingeborenen Miaotsebevölkerung, die im Altertum das ganze Yangtsegebiet bewohnte, ihrer Kämpfe mit den vordringenden Chinesen und ihrer allmählichen Ausrottung, Aufsaugung und fast vollständigen Zurückdrängung auf einzelne restliche Wohngebiete Erwähnung geschehen. Daß sie in den frühen Zeiten der chinesischen Geschichte im Besitz einer Kultur gewesen sind, die derjenigen des chinesischen Erobervolkes ebenbürtig war, scheint festzustehen. Sie treten uns zufrühest als ein ackerbauendes Volk und als Träger einer ausgebildeten Bronzekultur entgegen. Nicht nur Waffen und Wehr, wie Bronzehelme, Schwerter, Dolche, Pfeilspitzen, Armbrustdrücker und -schlösser, die von den chinesischen Quellen

genannt werden und durch Bodenfunde bezeugt sind, sondern auch Sakralgefäße u. dgl., besonders aber eine eigentümliche Art von Bronzetrommeln, die vielfach hier in Fürstengräbern gefunden worden sind, bekunden die überraschend hohe Blüte der Bronzetechnik unter diesen Eingeborenenstämmen Südwestchinas.

Aus Südostasien und dem Indischen Archipel kennen wir gewisse große, unten offene, ganz aus Bronze hergestellte und in Zonen ornamentierte Trommeln, die nach W. Foy berufen sind, bei der alten Volkergeschichte jener Gegend eine wichtige Rolle zu spielen. Ihre ältesten Typen hat F. Heger als aus dem Verbreitungsgebiete der Miaotsebevölkerung stammend nachgewiesen. Nach den chinesischen Quellen sind diese Bronzetrommeln von dem chinesischen Feldherrn Ma Yuan der Han-Dynastie um 41 n. Chr. und noch später 225 n. Chr. vom chinesischen General Tschuko Liang den Barbaren des Südwestens in Ssetschuan, Yünnan und Nordbirma gestiftet. Indessen spricht das Fehlen jeder speziell chinesischen Ornamente an den ältesten Trommeln, sowie das direkte Zeugnis einiger alter chinesischer Quellen für die Herstellung solcher Trommeln durch die südlichen Barbaren gegen den chinesischen Ursprung dieser merkwürdigen und viel besprochenen Geräte. Um die Aufhellung ihrer Geschichte und ihrer Verbreitung haben sich Fr. Hirth, De Groot, F. Heger und W. Foy am eifrigsten bemüht.

In reichlich achtzig verschiedenen Stämmen leben die Miaotse in Kwangtung, Kwangsi, Hunan, Yünnan zerstreut, am kompaktesten aber nur in den Gebirgslandschaften von Kweitschou, woselbst sie erst nach 1730 unter chinesische Oberhoheit gerieten, z. T. aber bis heute sogar noch vollständig unabhängig geblieben sind.

Einer noch älteren Bevölkerungsschicht als die Miao sollen nach deren Überlieferung die Kihlao angehören, die indessen durch Konnubium mit dem Tschungkia und den Chinesen fast gänzlich als ethnographische Sondergruppe verschwunden sind und bloß in der Präfektur Anschunfu in einigen hundert Familien sich erhalten haben. Nach dem schon erwähnten chinesischen Bericht um das Jahr 1730 werden acht Stämme der Kihlao genannt, die in den gebirgigsten Teilen der Provinz leben und als sehr primitiv geschildert werden. Sie verbrennen zumeist die Ver-



Abb. 406. Tahua-Miao-Jäger, Anschunfu
(Nach Clarke)

storbenen oder setzen sie in Särgen in Höhlen bei, leben hauptsächlich von Jagd und Fischfang, führen Lanze nebst Bogen mit vergifteten Pfeilen; die Tracht wird stammweise verschieden geschildert und besonders die reiche Stickerei an den Frauenjacken hervorgehoben. Ihre Sprache ist von allen in der Provinz Kweitschou gesprochenen Eingeborenenidiomen gänzlich verschieden. Ihre Männer kleiden sich chinesisch, während ihre Frauen ihre besondere Stammestracht bewahrt haben und ihr Haar in einem Knoten auf dem Scheitel zusammengebunden tragen. Sie gelten für sehr abergläubisch und tief im Geisterglauben befangen. Die Ya-ya-Kihlao sind nach der Sitte benannt, daß der Braut, bevor sie in das Heim des Gatten übergeführt wird, ein oder zwei vordere Zähne ausgeschlagen werden



Abb. 407. Tahua-Miao-Frauen mit Kopfschmuck und gestickten Kleidern. Am Kleid der mittleren Frau hangen chinesische Münzen. Yunnan (Nach Clarke)

Die Zahl der Miaotse in der Provinz Kweitschou wird auf fünf bis sechs Millionen geschätzt, die von den Chinesen in Sung (wilde) oder Schuh (zahme) eingeteilt werden, je nachdem sie sich chinesisch gesittet haben oder nicht. Die Chinesen benennen ihre verschiedenen Stämme nach der in der erhaltenen Weiberstammestracht vorherrschenden Farbe als Heh-Miao = Schwarz-M., nach der dunkeln Schokoladefarbe der Frauen- und Männertracht: Ya-tsch'io-Miao = „Elster-Miao", wegen der Mischung von Dunkelblau und Weiß in der Frauentracht: Peh-M. = Weiß-M. Letztere nennen sich selbst Mpeo nach der reichen Stickerei auf den Jacken und Schürzen der Weibertracht.

Nach frühen chinesischen Nachrichten führen die Miaotse ihren Ursprung auf eine (angeblich chinesische) Kaisertochter und den Hund Panhu zurück — eine uralte Totemgestalt der Miaotse, ihr Ahnherr, der noch zur Sung-Zeit als Weltschöpfer P'an-ku an die Spitze der mythischen Herrscherreihe Chinas gestellt worden ist. Der Mythus erzählt, daß Panhu die Kaisertochter auf dem Rücken nach Südchina trug, wo man noch lange seine Höhle mit seinen Fußtapfen zeigte; und nach den chinesischen Quellen haben die Miaotse bis in die späte Zeit die Sitte bewahrt, die Braut auf dem Rücken heim- und einen Hundeschweif am Kleide zu tragen. Daraus hat sich wohl auch der Glaube der Kantonesen entwickelt, mit denen sie Tauschhandel treiben, daß sie kurze Schwänze wie Affen hätten.



Abb. 408. Heh-Miao-Mädchen in Festtracht. Armbänder, Halsketten und Krone sind aus Silber (Nach Clarke)

Ihre gegenwärtige Kultur, die ein Gemisch von altererbten, primitiven Zügen und höheren, der chinesischen Kultur entlehnten Gesittungsmerkmalen darstellt, ist wohl z. T. als verkümmertes und verwildertes Überbleibsel ihrer ehemaligen selbständigen, mit der chinesischen rivalisierenden Volksgesittung aufzufassen, die sich hier in ihren letzten Rückzugsgebieten noch erhalten hat. Ihre materielle Kultur ist gegenwärtig in bezug auf Beschäftigung, Ernährung und Wohnweise primitiv genug. Dürftiger Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Tauschhandel mit den kultivierteren Bewohnern der Ebenen sind ihre Nährquellen. Sie wohnen in Sippendörfern vereinigt; die unscheinbaren Häuser bestehen gewöhnlich aus Bambusflechtwerk, das mit Erde beworfen ist, und sind mit Stroh oder (chinesischen) Ziegeln gedeckt. Die chinesischen Berichte, nach denen



Tafel XXX *Der Maidari zu Urga, Mongolei*

(Nach H. Consten, Weideplätze der Mongolen, Verlag von Dietrich Reimer A.-G., Berlin)



Tafel XXXI

Der Bodhisatva Maitreya
(mongolisch Maidari)

Der Gott der Toten. Yama oder Dharmarâja
(mongolisch Ärlik)

die Miaotse teils in Hütten auf Bäumen leben, teils in Erdhütten oder in Felsenhöhlen an Bergwänden hausen, sind wenigstens für die Gegenwart als Fabeln anzusehen. Die Tracht der Männer ist durchwegs schon die chinesische, dagegen haben die Weiber ihre eigenartige Stammeskleidung bewahrt, die in Farbe und Form der einzelnen Gewandstücke bei den einzelnen Stämmen ziemliche Unterschiede aufweist und so auch vielfach den Anlaß zu den verschiedenen Stammesbenennungen gegeben hat (Abb. 408). Bei einigen Stämmen, wie den Schui-hsi-Miao, tragen die Weiber steife, eng gefältete Röcke, die nur bis zu den Knien reichen, wobei die Beine entweder unbekleidet bleiben oder mit gemusterten Stoffresten bis zur Unförmlichkeit umwickelt werden, dazu eine an der Brust offene, weiß gesäumte Jacke mit engen, langen Ärmeln und eine eigentümliche, mehrfach um den Leib gehende Schürzenbahn; dazu auf dem Kopf eine spitze helmartige Mütze (Abb. 409). Bei anderen Stämmen reicht der Weiberrock bis zu den Knöcheln, ist auf das engste gefältelt und am unteren Saum mit einer gemusterten Bordüre besetzt. Die Jacken zeigen am Brustlatz und an den Ärmeln reichgestickte Einsätze mit geometrischer Ornamentik, die den Stolz ihrer Trägerinnen bilden; um den Hals tragen sie mehrere große und schwere Silberreifen und längere, oft bis zur Taille herabhängende Ketten aus Metallgliedern (Abb. 408), ähnlich wie die Limufrauen auf Hainan, um den Kopf eine Binde aus dunklem Wollstoff. Beide Geschlechter tragen das Haar geflochten und auf dem Kopf in einen Knoten geschlungen. Als Ohrschmuck kommen bei verschiedenen Stämmen große silberne Ohrringe vor, die bis auf die Schultern herabfallen.

Die soziale Organisation ist wenig entwickelt und kennt nur die Familie und den Stamm als gesellschaftliche Verbindungen. Die Häuptlingsmacht ist wie bei den anderen ureingeborenen Stämmen Chinas sehr beschränkt und erstreckt sich hauptsächlich auf die Stammesvertretung nach außen gegenüber der chinesischen Verwaltung und auf die Ordnung von Zwistigkeiten zwischen den Stämmen. Die Stellung der Frauen ist eine sehr freie, die Wahl der jungen Leute wird durch die Eltern nicht beschränkt. Die Stammesfestlichkeiten, bei denen die verschiedenen Sippen zusammenkommen, gestalten sich zu wahren Heiratsmärkten. Im Frühling finden wie im alten China Massenheiraten statt, die man im Zusammenhang mit den Heiratsgebräuchen als Überreste von Promiskuität gedeutet hat. Gleichheit der Familiennamen bedingt nicht wie bei den Chinesen ein Heirats-

verbot. Vereinzelt kommt bei einigen Stämmen noch das Männerkindbett vor, über welches schon Marco Polo in dieser Provinz berichtet und das auch chinesische ethnographische Beschreibungen von Kweitschou unter Beibringung von Abbildungen erwähnen. Bei ihren verschiedenen Erntefesten finden Pferdewettrennen und Büffelkämpfe statt, wobei bei einigen Stämmen alle in diesem Jahre geborenen Kinder auf dem Rücken ihrer Väter zu den Festen mitgenommen werden. Bei manchen Stämmen beteiligen sich die Weiber nicht an den Tänzen, dagegen treten Männer als Weiber verkleidet und die Haare nach Weiberart aufgebunden auf. In ihrer Tanzmusik spielen die „ki" genannten sogenannten Laosorgeln die bedeutendste Rolle; Abbildungen derselben finden sich schon auf den frühesten Bronzetrommeln der Miaotse. Krankheiten der Menschen oder der Kinder werden von Teufelsbeschwörern bekämpft. Bei „kaltem Fieber" versteckt sich der Heh-Miao im Walde und glaubt so dem Fieberdämon zu entgehen. Die Praktiken dieser Zauberpriester, Wahrsager und Exorzisten sind ganz schamanistisch. Die Miao kennen keine Idole und haben keine Tempel. Dagegen beobachten sie mannigfache Totenzeremonien, den Verstorbenen werden Tiere und sonstige Opfer dargebracht. Ihre Schöpfungsmythen mit einem Schöpferpaare und dessen zwei Söhnen am Weltanfang und totemistischen Vorstellungen sind meist von chinesischen Religionszügen beeinflußt. Schon Marco Polo berichtet, daß sie an Stelle der Schrift ihre Abmachungen mit Hilfe von Holzstöckchen (d. h. Kerbhölzern) bewerkstelligen. Über die Originalität ihrer eigenartigen Schrift (ähnlich wie bei der Schrift der Lolo) sind die Meinungen geteilt.



Abb. 409. Schui-hsi-Miao-Frauen, Anschunfu
(Nach Clarke)

b) Die Limu auf der Insel Hainan

Es darf als sicher gelten, daß die im Innern der Insel lebenden unabhängigen Stämme der Li (auch Lai, Loi) als die nächsten Sprach- und Stammverwandten der festländischen Miao-Bevölkerung anzusehen sind. Eine Zone mit Chinesen gemischter eingeborener Bevölkerung leitet zu der rein chinesischen Einwanderer-bewohnerschaft der Küstengebiete über. Nahe Verwandte sind wohl auch die Li der Halbinsel Leitschou, von denen vielfach ähnliches wie von den Limu auf Hainan berichtet wird.

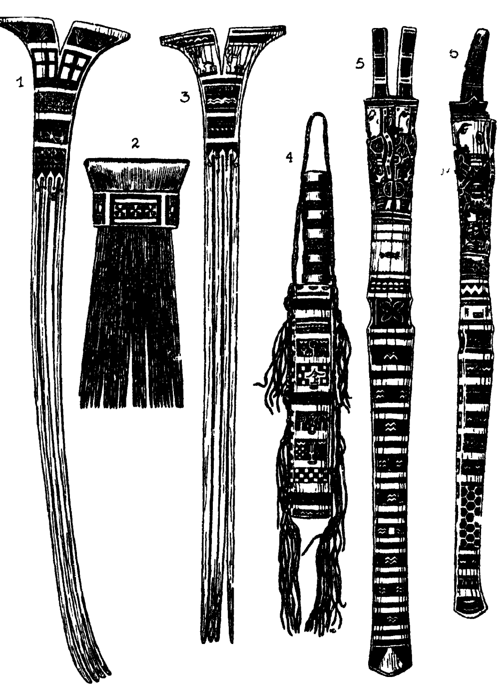


Abb. 410. 1—3 Kämme aus Affenknochen und Holz; 4 Messer in Scheide; 5 und 6 Haarpfeile aus Affenknochen (man beachte oben die Menschenköpfe mit solchen Haarpfeilen), Hainan
(Naturhistorisches Museum, Wien)

Über die Li-Bevölkerung dieser Insel sind wir insbesondere durch Walter Strzoda sehr eingehend unterrichtet. Ihre sprachliche und ethnische Zugehörigkeit zu der Tai-Familie kann als ausgemacht gelten. Über ihre physischen Eigenschaften ist noch wenig Verläßliches bekannt, anscheinend gibt es mehrere Typen unter ihnen. In etwa sechzehn Stämme geschieden leben sie unter ihren eigenen Häuptlingen in Sippendorfern zusammen. Die Häuptlingswürde vererbt sich auf den ältesten Sohn, bei dessen Minderjährigkeit auf die Witwe. Wie bei den Miaotse Südchinas und bei den Bewohnern der Halbinsel Leitschou finden die Eheschließungen am häufigsten gelegentlich der Frühlingstanzfeste statt; die Eltern üben dabei keinen Einfluß aus und haben keine Macht, sich der freien Wahl der jungen Leute zu widersetzen. Im Suden der Insel tritt der Gatte in die Familie der Frau ein, die seine einzige bleibt. Ist die Ehe kinderlos, so wird die Frau zurückgeschickt. Mit den Hochzeitsgebräuchen stehen Tänze in Verbindung, bei denen Frauen und Männer je eine Tanzgruppe bilden. Blutrache

besteht für Mord am Vater oder Großvater. Die Beerdigung erfolgt in Särgen, als welche ausgehohlte Baumstämme dienen. Die Stelle hiefür wird durch ein Ei-Orakel bestimmt. Bei Krankheiten werden, wie bei den Miaotse und den Man-Völkern, den Dämonen Ochsen geopfert. Soweit die Originaltracht noch erhalten ist, weist sie vielfach verwandte Züge mit der Tracht der Schan-Stämme Südchinas und hinterindischer Bergvolker auf. Die Kleidung der Männer besteht aus zwei Schurzlappen von dunkelblauem Baumwollzeug, die an der linken Hüfte zusammengehen und meist in Linien- und Punktreihungen durch Wachsaufdruck gemustert sind. Bei schlechtem Wetter wird eine Art Wetterfleck mit Kopfausschnitt oder wohl auch eine chinesische Jacke zum Schutze des Oberkörpers getragen. Die Weiber tragen einen sarongartigen engen Leibrock aus schwarzem oder tiefblauem Baumwollzeug, der von den Hüften bis zu den Knien reicht; dazu am Oberkörper ein Leibchen mit engen kurzen Ärmeln, dessen Vorder- und Rückseite mit lebhaft bunten Stickereien in geometrischer Ornamentik verziert sind (Maander, Zinkenstege u. dgl.), welche mit den Stickereien der Miaotse-Weiber enge Verwandtschaft aufweisen. Eigenartig ist das dieser geometrischen Ornamentik zugemischte Ornamentmotiv einer stilisierten tanzenden Menschenfigur (Abbildung von Webereien: Taf. XXXIII).

An Korperverstümmelungen und Leibschmuck sind die langausgezogenen Ohrlappchen, das Durchbohren von Zunge und Wangen mit eisernem Draht (gelegentlich gewisser Feste, mit zauberischer Bedeutung) und besonders das Tatauieren zu erwähnen, das am weitesten verbreitet ist und von fast allen Stammen geübt wird. Tatauierung ist das Vorrecht der verheirateten Frau und wird sowohl im Gesicht (Stirn, Wange und Kinn) wie an Armen und Handen, Brust, Rücken und Beinen angebracht.

An Schmucksachen finden sich Hirschhornstücke, sowie große Ringe aus Kupfer und Messing, welche bis auf die Schultern reichen, als Ohrschmuck verbreitet; im Haar, das in einem nach oben geschlungenem Knoten oder zu einem Horn gedreht auf dem Scheitel getragen wird, werden Baumwollstreifen durchgezogen, ferner Haarkämme mit Flechtwerk in Rhombenmusterung und Bleifassung, sowie Haarpfeile aus Affenbein mit Kreispunktmusterung eingesteckt (Abb. 410, 1—6). Große Halsringe aus weißen, blauen, auf Draht gezogenen Glasperlen, die bis zu zwanzig Stuck am Halse getragen werden, erinnern an ähnlichen Halsschmuck der Miaotse-Weiber.

Die Dörfer der Li-Stämme liegen wie bei den Miaotse an fließendem Wasser und sind gewohnlich von Bambuszaunen umgeben, die bei Wegeinmündungen mit Bambusleitern oder roh eingekerbten Baumstämmen überstiegen werden. Die Bauart der Häuser ist je nach der Gegend verschieden. Die Wände bestehen aus Bambusflechtwerk, das innen und außen mit Erde beworfen ist; das Dach ist mit Stroh gedeckt. Ortlich gibt es einfache Dachhütten ohne Wände. Nach anderen Beobachtern finden sich auch langgestreckte Häuser in Bootform, die je eine Tür an der Schmalseite und in der Mitte ein zweites Geschoß, in dem gewohnt wird, besitzen, wahrend die unteren Räume für die Vorräte und Haustiere, besonders die Schweine dienen. Je tiefer man in das Innere der Insel kommt, desto mehr tritt in der Hausform Ähnlichkeit mit dem malaiischen Pfahlbaustil auf.

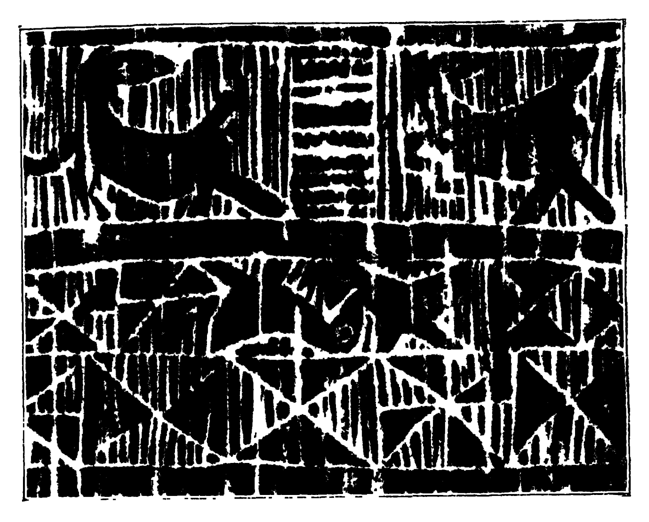


Abb. 411. Abreibungen eines Holzschnitzwerkes von Hainan
(Naturhistorisches Museum, Wien)

Der Pfahlrost ist etwa 1,5 bis 2 Fuß hoch. Der Herd ist viereckig in der Erde vertieft und mit Lehm verkleidet; ein typisches Einrichtungsstück ist die Hangewiege, aus Weidenruten geflochten, die mit drei Stricken an den Balken des Hütteninnern aufgehangt wird.

Der Li ist in erster Linie Jager; seine Lieblingswaffe ist der Speer (mit verschieden geformter Eisenspitze bewehrt), mit dem er auf Wild und Vögel bis auf hundert Schritte Entfernung treffsicher wirft. Daneben ist der Bogen aus Holz mit Bambussehne in Gebrauch; die Bambuspfeile besitzen eine vergiftete Bein-, Eisen-, oder feuergehärtete Holzspitze und am unteren Ende Blattbefiederung. Der Pfeilköcher ist aus Bambus gefertigt, mit Lederdeckel. Ein primitiver Ackerbau wird von den Schu-Li (den zahmen Li) nach Art der Miaotse betrieben. Die Lockerung des Erdreichs wird während der Regenzeit vom Vieh besorgt, das man in dem nassen Boden herumstampfen läßt. Kornspeicher stehen neben jedem Dorf und enthalten außer Zerealien auch anderes Gemeingut. Ähnliche Speicher sind auch bei den Sippenhäusern der Tai oder Schan Hinterindiens üblich.

Wie die Miaotse- und die Man-Stämme gebrauchen auch die Li als Verständigungsmittel gewisse Kerbzeichen auf Holz oder Pfeilen. Eigenartig ist ein ausgesprochener Kunstsinn (Abb. 411).

c) Die Lolo

Einst über die ganzen Südwestprovinzen Ssetschuan und Yünnan, sowie die angrenzenden Gebiete verbreitet, haben die Man-Völker in der Gegenwart nur mehr in den entlegensten und unwirtlichsten Teilen dieser Länder Nachkommen hinterlassen, deren bedeutendster Stamm die noch z. T. unabhängigen Lolo sind, die von den Chinesen I-yen (I-kia) genannt werden. Wie die anderen Ureingeborenen werden auch die Lolo von den Chinesen in „wilde“ oder „kultivierte“ oder in „schwarze“ (hé-y) und „weiße“ (pé-y) unterschieden. Diese letztere Einteilung scheint einer unter den Lolo von Ssetschuan und

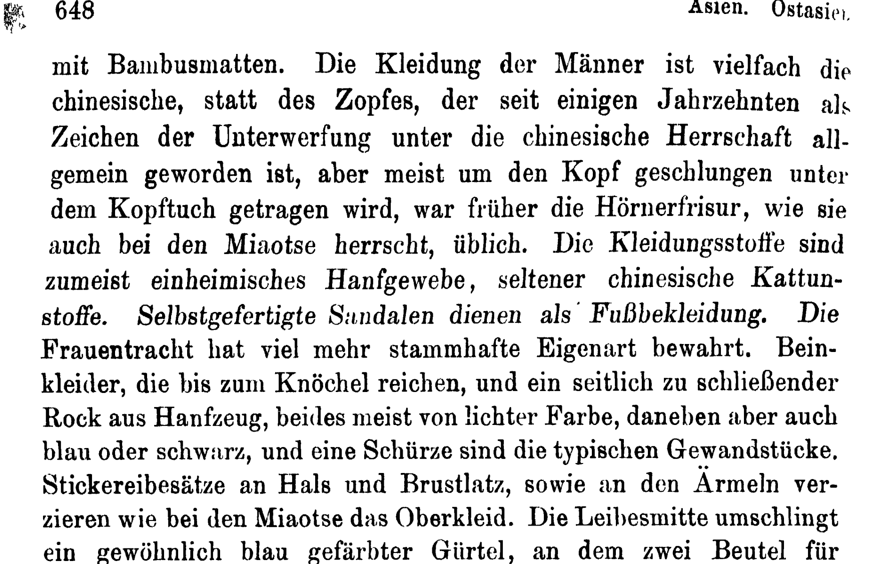
Nordyünnan heimischen Klasseneinteilung zu entsprechen: die „Schwarzknochen“ stellen eine Art Adelsklasse dar und sind von reinerer Rasse, die *„Weißknochen“* werden von der übrigen Masse des Volkes gebildet und sind schon stärker mit chinesischem Blut gemischt; jene leben im Gebirge, diese in den kultivierteren Gegenden. Als dritte Bevölkerungsklasse lebt unter den Lolo ein Hörigen- oder Sklavenstand, durchwegs von chinesischer Abkunft, der sich aus Kriegsgefangenen und deren Nachkommen rekrutiert. Die Lolo selbst bezeichnen sich nicht mit einem allgemeinen Namen, sondern haben nur ihre besonderen einzelnen Stammesbezeichnungen. Derer gibt es eine große Zahl. Weder die Sprache, noch die Tracht, sondern nur ihre besonderen Heiratsbestimmungen bilden nach Paul Vial verläßliche Unterscheidungsmerkmale der einzelnen Stämme.

Sie werden als mittelgroß (Körperhöhe der Männer 1,51 m bis 1,65 m, der Frauen 1,39 m bis 1,56 m) und in den höheren Gebirgslagen noch hochwüchsiger geschildert, haben hohe Stirne, gerade Nase und schwarzes Haar, das indessen oft ins Bräunliche spielt, sind stark gebaut und muskulös; der mongolische Typus tritt viel stärker zurück als bei den Chinesen. Von manchen wird ihnen eine gewisse Ähnlichkeit mit dem kaukasischen Typus zugeschrieben, Erkes vermutet sogar in ihnen einen ursprünglich aus Indien eingewanderten Stamm. Ihre geistigen und moralischen Eigenschaften charakterisieren sie als ein reines Naturvolk; der Verkehr der Geschlechter ist viel ungebundener als bei den Chinesen, die Stellung der Frauen eine sehr freie. Letztere werden als gut gebaut, von hübschen Zügen, heiter und gefallsüchtig beschrieben; wegen ihrer Schönheit werden sie von den Chinesen gern geheiratet oder zu Konkubinen genommen. In ihrer materiellen Kultur ist viel Ähnliches mit derjenigen der Miao-Stämme; ihre Nährbasis sind Ackerbau und Viehzucht. Jagd und Fischerei werden lediglich zum Vergnügen betrieben. Angebaut werden Reis, Mais und in den gebirgigen Teilen auch Buchweizen; die Bodenkultur ist zumeist Sache der Männer, während den Weibern die Arbeit des Reisausstechens, das Jäten des Unkrautes und das Einbringen der Ernte zufällt. Die Weiber tragen die Lasten auf einem jochartigen Schulterbrett, das mit einer über den Scheitel laufenden Gurt getragen wird, während die Männer die Lasten nach chinesischer Art an der Schultertragstange befördern. Die Ackergeräte sind den chinesischen ganz ähnlich; die Fabrikation des Sorghumbiers wird hausindustriell betrieben. Männer

und Weiber, selbst die Kinder huldigen dem Genuß dieses leicht berauschenden Getränks im Übermaß, wie das gleiche ja auch von den Miao-Stämmen bekannt ist. Als Haustiere werden von größeren Arten Rinder, Esel, Pferde, und in der Ebene auch Büffel gezogen, daneben werden überall Schweine, Schafe und Ziegen, Hühner in großer Menge gehalten. Milchwirtschaft wird nicht betrieben; die Rinder und Büffel weiden frei. Hunde werden als Hauswächter gehalten, ihr Fleisch wird nicht gegessen. Jagd wird vorzugsweise auf Mäuse und Ratten gemacht, größerem Wild wird mit Schlingen und Netzen nachgestellt, Fischfang wird neben sonstigen Methoden (Angeln und Netzen) auch durch Vergiftung der Fischwässer betrieben. Die Lolos wohnen in Sippendörfern, seltener von zehn bis fünfzehn Familien, häufiger in größeren Siedlungen von vierzig bis hundertzwanzig Familien; im Gebirge gibt es verstreute, von Einzelfamilien bewohnte Weiler. Die von den Hausgenossen selbsterbauten Häuser haben Stampflehm- oder Trockenziegelmauern und sind mit Ziegeln gedeckt. Das Wohnhaus hat gewöhnlich drei Abteile, vorn läuft eine Veranda, die Nebengebäude dienen als Koch- und Vorratsräume; im Gebirge sind Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude oft auf verschiedenen Terrainstufen errichtet. Im Verandavorbau sind gewöhnlich die Ackergeräte untergebracht. Die Inneneinrichtung ist dürftig: ein oder zwei Backsteinherde mit Funkenkorb aus Bambusgeflecht, an dem gewöhnlich der Salzbehälter angebracht ist, mit Feuerzange und sonstigem Herdgerät, Kessel, einige irdene Kochtöpfe und Körbe, sowie Behälter aus Bambus nebst Wassertrog bilden die Kücheneinrichtung; geschlafen wird auf Bambusbetten



Abb. 412. Korb, der den Geist eines Verstorbenen enthalten soll, Lolo
(Nach Clarke)



mit Bambusmatten. Die Kleidung der Männer ist vielfach die chinesische, statt des Zopfes, der seit einigen Jahrzehnten als Zeichen der Unterwerfung unter die chinesische Herrschaft allgemein geworden ist, aber meist um den Kopf geschlungen unter dem Kopftuch getragen wird, war früher die Hörnerfrisur, wie sie auch bei den Miaotse herrscht, üblich. Die Kleidungsstoffe sind zumeist einheimisches Hanfgewebe, seltener chinesische Kattunstoffe. Selbstgefertigte Sandalen dienen als Fußbekleidung. Die Frauentracht hat viel mehr stammhafte Eigenart bewahrt. Beinkleider, die bis zum Knöchel reichen, und ein seitlich zu schließender Rock aus Hanfzeug, beides meist von lichter Farbe, daneben aber auch blau oder schwarz, und eine Schürze sind die typischen Gewandstücke. Stickereibesätze an Hals und Brustlatz, sowie an den Ärmeln verzieren wie bei den Miaotse das Oberkleid. Die Leibesmitte umschlingt ein gewöhnlich blau gefärbter Gürtel, an dem zwei Beutel für Tabak — auch die Frauen rauchen Tabak — und Feuerstein hängen.

Die Ehe wird wie bei den Miaotse nach freier Wahl der jungen Leute geschlossen. Bei manchen Stämmen sind Kinderheiraten üblich, doch wird das eheliche und wirtschaftliche Zusammenleben erst mit sechzehn bis achtzehn Jahren aufgenommen, wobei die junge Frau zunächst jedoch meist einen Liebhaber nimmt, während der junge Gatte sich ebenfalls anderwärts versorgt (wohl als Überrest von Promiskuität zu deuten?). Bei einigen Stämmen kehrt die junge Frau nach den Hochzeitsfeierlichkeiten, die einige Tage dauern, zu den Eltern auf ein bis zwei Jahre zurück, was neben anderen Zügen, totemistischen Spuren usw. auf ehemalige mutterrechtliche Verhältnisse zu deuten scheint. In diesem Sinne sagt der schon öfter erwähnte chinesische Bericht um 1730: bei den Lolo regieren auch die Frauen, und zwar die erste Gattin; nur ein Sohn der ersten Frau kann der Nachfolger des Vaters als Häuptling des Bezirks werden; ist derselbe zu jung, so übernimmt die Mutter die Herrschaft, bis er erwachsen ist. Vor einigen Jahrzehnten herrschte noch Leichenverbrennung, die Knochenreste wurden in einer Urne gesammelt in der Erde beigesetzt, und die Stelle durch eine Steinsetzung bezeichnet. Heute sind die Begräbnisgebräuche vollkommen den chinesischen angeglichen. Seelenkult (Abb. 412, man vergleiche die „Seelenkisten" der Koreaner) und Animismus mit einem schamanistischen Kult und einer reichen Mythologie charakterisieren ihre religiösen Zustände. Die Lolo sind im Besitz einer eigenen Schrift, über deren Abhängigkeit von der chinesischen Ungewißheit besteht.

B. Die Koreaner

Ohne nennenswerte kultur- und völkergeschichtliche Bedeutung bildet die Bevölkerung von Korea eine Art Übergangsstufe zu dem gewaltig aufstrebenden Großmachtsvolke Japans. Aus zahlreichen kleineren Staatsgebilden — ähnlich wie China — allmählich zu einem einheitlichen Reiche vereinigt, ist Korea kulturell stets von China abhängig gewesen, hat indessen aber auch mit Japan in vielfacher kriegerischer und friedlicher Berührung gestanden; jedoch ist trotz vorübergehender japanischer Erfolge die politische Zugehörigkeit Koreas zu China bis auf die letzten Jahrzehnte aufrecht geblieben.

Während des Niedergangs der Han-Dynastie entstand am Oberlaufe des Yaluflusses der Staat Kao-kü-li, auch Kaoli (koreanisch Ko-riö, daraus Korea) genannt. Das Volk, zum Stamme der Fuyü (koreanisch Puyu) gehörig, war tungusischer Abstammung (Longford). Mehrere Reiche bildeten sich, die mit Japan frühzeitig einen regen Verkehr unterhielten, das sich bald in ihre kriegerischen Verwicklungen einmengte und so die Oberhoheit über sie gewann. Besonders in den Perioden der Sui und Tang wurden die Beziehungen Chinas zu Korea sehr rege, und über Korea trat nun China auch mit Japan in immer stärkeren Verkehr. Mit dem Beginn der letzten Dynastie 1392 schloß Korea seine Eigenentwicklung ab und ging ganz in der chinesischen Kultur auf.

Aus Korea sind Megalithbauten vom Charakter der Ganggräber oder größeren Steinkammern nach Art der japanischen nicht bekannt. Dagegen sind viele Hunderte von Steinkistengräbern aufgedeckt worden, und ihre Zahl geht sicher in die Tausende. Die Form ist genau dieselbe wie in West- und Nordeuropa. Weitaus am zahlreichsten fanden sich die Dolmen in der Nähe uralter berühmter Goldwäschereien des Landes. Über die Erbauer der Dolmen und ihre Zeitstellung ist nichts bekannt. Im koreanischen Volk gelten als ihre Erbauer — Dämonen oder die Japaner. Sicher sind sie vorchinesisch; da sie im Norden Koreas viel zahlreicher werden, dürften sie von einem aus der Mandschurei eingedrungenen Volke herstammen; allerdings sind ähnliche Bauten aus der Mandschurei noch nicht bekannt geworden.

Aus jüngerer geschichtlicher Zeit sind alte Königsgräber in Nordkorea (bei der Stadt Wonsan) bekannt geworden, mit Wächterschacht daneben

Zweihundertfünfzig Jahre war Korea ein verschlossenes Land, indem ein strenges Absperrungssystem das Reich, selbst gegen China und Japan, fast vollständig isolierte. In den letzten Jahrzehnten wurde es durch Japan und die kriegerische Entwicklung der Dinge in Ostasien wieder eröffnet und befindet sich gegenwärtig vollständig in japanischen Händen.

In der koreanischen Volkskultur ist ein mehrere Jahrhunderte zurückliegendes Stadium der Kultur Chinas vielfach bewahrt geblieben,

und zwar sind es die Verhältnisse und Formen der Ming-Periode, die sich in der koreanischen Ethnographie erhalten zeigen. Geringfügig sind die kulturellen Anleihen aus Japan, nur bezüglich der Sprachstellung besteht, wie bemerkt, zwischen dem Koreanischen und dem Japanischen nähere Verwandtschaft; doch sind auch, wie W. G. Aston nachgewiesen hat, beträchtliche Unterschiede vorhanden. Die *offizielle Sprache Koreas ist das Chinesische in veralteter Form,* mit Wortbedeutungen, die vor ungefähr tausend Jahren galten.

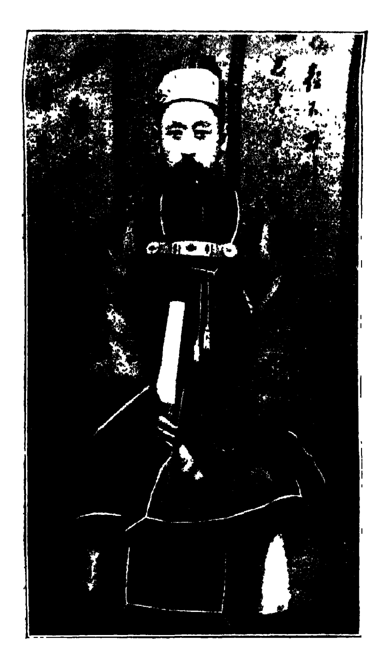


Abb. 413. Vornehmer Koreaner, Mandschu-Typus, in Nordchina häufig (Nach E. v Baelz)

Nach dem allgemeinen Urteil gelten die Koreaner als ein geistig und moralisch herabgekommenes Volk, besonders die koreanischen Frauen. Über die anthropologische Stellung der Koreaner im Kreise der ostasiatischen Bevölkerungen ist schon im vorstehenden im allgemeinen gesprochen worden. Nach E. v. Baelz zeigen sich verschiedene Gesichtstypen. Sie erinnern in Größe und Gesichtsausdruck stark an die Nordchinesen und noch mehr an die Liukiu-Insulaner. Von den Japanern unterscheidet sie der starke Bartwuchs (Abb. 413). Nach Hamy besitzen die Bewohner der Nordprovinzen eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit ihren Nachbarn in der Mongolei, während diejenigen der Südprovinzen, wo die alten Staaten Mahan, Benhan und Schinhan (später Pekdsche und Silla) lagen, mehr den Japanern ähneln. Die Koreaner der inneren Provinzen bilden eine Zwischenform. Messungen liegen nur in geringem Umfange vor. Die Körperhöhe, für welche Angaben von 178,6—180,7 cm vorliegen, ist bedeutend größer als der Durchschnitt bei Chinesen oder Japanern. Die Erwachsenen zeigen meist stark entwickelte Muskulatur der oberen Extremitäten und des Rückens, was auf sportliche Betätigung (Bogenschießen) und das Tragen schwerer Lasten zurück-

geführt wird. Die koreanische Weiblichkeit wird, was ihre körperliche Erscheinung betrifft, weit ungünstiger beurteilt als die männliche Bevölkerung; sie ist indessen noch sehr wenig studiert, da die Weiber Koreas der wissenschaftlichen Untersuchung noch fast vollständig unzugänglich geblieben sind (Abb 415). Der Haarwuchs ist bei beiden Gechlechtern stark entwickelt und dem der Japaner, auch in der Form des einzelnen Haares, ähnlich.



Abb. 414. Junger Koreaner (Nach E. v. Baelz)

Die Ernährung der koreanischen Bevölkerung gründet sich ebenso sehr auf animalische wie auf vegetabilische Kost, im Gegensatz zu der japanischen Lebensführung, welche Fleischkost fast vollständig ausschließt. Die Zucht der vier Haustiere: Rind, Schwein, Hund und Huhn, ist jedem koreanischen Haushalt seit Jahrhunderten von Regierungs wegen vorgeschrieben. Milchgenuß ist äußerst beschränkt, der Genuß von Hundefleisch, das auch von den vornehmen Leuten nicht verschmäht wird, ist auf einige Monate beschränkt. Auch Wildbret (Hirsche, Bären und Wildschweine) findet in der koreanischen Küche vielfach Verwendung. Die Jagd gilt als eine knechtische Beschäftigung, die Jäger kleiden sich in Vermummungen aus Häuten, Federn oder Stroh u. dgl. Die Fleischkost findet ihre Ergänzung durch reichlichen Fischverbrauch, wobei die Fische vielfach auch roh verzehrt werden. Unter den Zerealien spielt wie in Japan der Reis die erste Rolle (Abb. 416, Fig. 3), der von der wohlhabenderen Bevölkerung das ganze Jahr über, von den Ärmeren aber nur im Winterhalbjahr konsumiert und im Sommerhalbjahr durch Weizen und Gerste ersetzt wird. Hirse, Bohnen, Schwämme (Abb. 417, Fig. 1) und verschiedene Gemüsearten vertreten bei den Armen oft die Stelle der Zerealien und bilden so ihre Hauptnahrung. Zur Süßung der Speisen dient vorwiegend Bienenhonig; sehr beschränkt ist die Verwendung des Salzes, an dessen Stelle vielfach die Soyasauce tritt. Die Speisen (sogar die der Kinder) werden stark gewürzt.

Merkwürdigerweise fehlt der chinesische Tee; an seiner Stelle wird ein Aufguß der Gisengwurzel, mit Ingwer versetzt, genossen; in manchen Familien bildet gekochtes Reiswasser das einzige warme Getränk. Klarer Reiswein (Sake) und trüber Weizenwein bilden die landesüblichen Gärungsgetränke. Branntweine und verschiedene Medizinweine sind sehr beliebt.

Die Wohnweise in den Dörfern und Städten weist viele Ähnlichkeit mit der chinesischen auf. Landesbauordnungen regeln dieselbe, allerdings nur auf dem Papier, in Wirklichkeit bestehen viel primitivere Verhältnisse, als jene vorsehen, die z. B. für einen einfachen Bürger dreizehn abgegrenzte Wohnräume als normal angeben. Die koreanischen Häuser sind stets eingeschossig und bestehen in der Regel aus drei Räumen (einem heizbaren Wohnraum, einer Kammer und einer Küche), die überdies sehr häufig vereinigt sind. Jedes Haus wird gewöhnlich durch Bambuszäune oder Trockenmauern abgegrenzt, in welchen sich ein einziger Eingang befindet. Der Fußboden des Wohnraums ist heizbar und die Heizvorrichtung fortwährend in Tätigkeit, um die Hausbewohner im Winter vor Kälte, im Sommer aber vor Feuchtigkeit und Insektenplage zu schützen. Deshalb verbringen die Einwohner im Sommer die Mittagsstunde nicht gern zu Hause, sondern halten sich mit Vorliebe im Freien auf. Der Heizboden hat eine schiefe Heizfläche und rückwärts die Abzugsschlote für die Brenngase. Er stellt eine verbesserte und kompliziertere Form des chinesischen K'ang-Systems dar und ist sicher von ihm abgeleitet.

Dürftig und anspruchslos ist der Hausrat: in Schränken und Deckelkörben aus Weidengeflecht verwahrt man Kleider und sonstigen Besitz; geschlafen wird, abgesehen von den Vornehmen, auf dem heizbaren Fußboden, über den das mit Wolle gestopfte und mit einer Decke überzogene Unterbett gebreitet wird; mit der einfachen oder wattierten Bettdecke deckt man sich zu. Das zylindrische Kopfkissen aus Baumwollzeug oder Leder ist mit Watte oder Heu ausgestopft und besitzt an beiden Enden verzierte runde Holzplatten als Abschluß.

Besonders deutlich tritt die Erscheinung, daß Korea altchinesische Zustände, besonders aus der Zeit der Ming-Dynastie, in seinen Einrichtungen bewahrt hat, im Trachtenwesen zutage. Alle Beobachter weisen darauf hin, wie die Kleidung für die verschiedenen Rang- und Altersklassen und für die wechselnden Ereignisse des

menschlichen Lebens festen, gesetzlichen Regeln unterworfen ist. So ist Blau die hauptsächliche Farbe des Beamtengewandes, Seidenstoffe dürfen in der Tracht der unteren drei Rangklassen nicht getragen werden, junge Ehemänner tragen rosafarbenes Gewand u. dgl. m. Als Kleidungsstoffe dienen den mittleren und niederen Volksklassen fast ausschließlich Baumwolle und Leinwand, nur Edelleute tragen Seiden- und Brokatgewänder. In der Farbe der Kleider spielt Weiß die Hauptrolle. Dem Wechsel der Jahreszeiten ist die koreanische Tracht besonders gut angepaßt. Jedes Kleidungsstück wird im Sommer einfach, im Herbst doppelt und im Winter wattiert getragen. Die Männertracht besteht aus einem weitärmeligen Rock und weiten, im ganzen Umfange des Leibes zugenähten Hosen, über die am unteren Ende Gamaschen getragen werden. Die Leibwäsche, Hemd und Unterhosen, ist aus weißem Leinen oder Baumwollzeug verfertigt. Beim Ausgehen zieht der Koreaner einen Überrock an, der bis über die Knie herabreicht und mit einem Fransengürtel von weißer, bunter oder schwarzer Farbe zusammengehalten wird (Abb. 414). Die Hausüberröcke aus Filz oder Pelzwerk sind ärmellos und kürzer. Für den Winter dient ein Pelz- oder Tuchmantel von weißer, blauer oder violetter Farbe. Was die Kopfbedeckung betrifft, so überdecken die Männer das Haupt zunächst mit einem Netztuch, darüber wird die Unterhaube oder Mütze gestülpt, worauf dann der aus Menschenhaar zusammengeleimte breitkrämpige Hut zu sitzen kommt.



Abb. 415. Koreanerin
(Nach E. v. Baelz)

Bei den Frauen bedeckt der kurze Rock vorn nur den oberen Teil der Brust und läßt den Busen vollkommen frei, seine Ärmel

sind eng anschließend; dazu kommen enge Beinkleider und Überhosen und darüber ein faltenreicher Unterrock. Der untere Teil der Brust wird durch einen Gürtel stark geschnürt. Beim Ausgehen verhüllt ein blauer Mantel die weibliche Gestalt bis zu den Füßen, so daß nur Augen und Nase sichtbar sind (Abb. 415).

Als Fußbekleidungen dienen beiden Geschlechtern Flechtschuhe aus Pflanzenfasern, sodann Holzsandalen mit zwei Absätzen und Schlammschuhe aus Leder. Auch bezüglich der Fußbekleidung herrscht eine bestimmte soziale Etikette; so ist der Ölholzschuh, der hoch bis zur Wade hinaufreicht, nur den Beamten zu tragen erlaubt; ein blauer, ebenfalls sehr hoher Holzschuh ist den Neuvermählten und Promovierten vorbehalten.

Zur Tracht gehören noch Manschetten, Handschuhe aus Pferdehaar oder Bambusstroh, und am Gürtel hängen zwei Taschen für Tabak und Toilettebedürfnisse. Mit auffallenden Amtstrachten und dazu gehörigen besonderen Zeremonialhüten für die einzelnen Ränge wurde ein besonderer Aufwand getrieben.

Für bestimmte Anlässe des Familienlebens, wie Hochzeit oder Todesfall, gibt es eine besondere Braut- und Trauertracht, letztere sehr unscheinbar und stumpffarbig. Außerdem verhüllt der Trauernde das Gesicht mit einem Schirmlappen, der in der rechten Hand getragen wird.

Die Sitten und Bräuche des Familienlebens weisen in ihrer Altertümlichkeit viele Ähnlichkeit mit den entsprechenden Zügen des chinesischen Volkslebens auf. Wie in China ist die kindliche Pietät gegen die Eltern das oberste Moralgesetz des Familienlebens. Geburt und Kinderpflege sind vielfach von den gleichen abergläubischen Vorstellungen und Zeremonien umwoben wie in China. Die Töchter werden eigentlich gar nicht zur Familie gezählt; fragt man einen koreanischen Vater, wie viele Kinder er habe, so antwortet er stets mit der Anzahl seiner Söhne. Auch tragen die koreanischen Mädchen nur bis zum siebenten Lebensjahr besondere Personennamen, vom achten Lebensjahr an führen sie nur den Familiennamen ihres Vaters. Pubertätsfeiern finden nur beim männlichen Geschlechte statt und bestehen in der Veränderung der Haartracht und der Annahme der Männerkopfbedeckung. Die Eheschließungen erfolgen beim Manne in der Regel in einem früheren Lebensalter als beim Mädchen, weshalb die koreanischen Ehefrauen immer um einige Jahre älter sind als ihre Gatten. Die Ehe-

bündnisse werden von den Eltern bestimmt. Die Hochzeitsfeier, deren Zeitpunkt von den Horoskopen der Brautleute abhängt, erfolgt vor und in dem Hause der Braut, welche ebenso wie der Bräutigam in vollem Putz und Hochzeitsstaat erscheint. Die eigentliche Ehezeremonie besteht im gemeinsamen Nippen des Hochzeitsweins, der dem Brautpaar von zwei Dienerinnen in geschmückten Gefäßen gereicht wird. Die junge Frau folgt dem Gatten erst am folgenden günstigen Kalendertage in sein Haus; sie lebt fortan in strenger Abgeschlossenheit und ist dem Manne zum unbedingten Gehorsam verpflichtet. Der freiwillige Witwenselbstmord war unter den höheren Ständen nichts Ungewöhnliches.

Die landesübliche Totenfeier läßt deutlich die Anschauungen vom Überleben der Seele und ihrem mächtigen Einfluß auf das Schicksal der Überlebenden erkennen. Man versucht die entflohene Seele bei ihrem Namen zurückzurufen (Abb. 416, Fig. 4); die Leiche wird gebadet und mit neuen Gewändern bekleidet. Dann folgen die lauten Trauerbezeugungen der Familienmitglieder mit aufgelöstem Haar, drei Tage wird im Trauerhause nicht gekocht, man lebt von Reisbrei, den die Nachbarn bereiten. Der dritte Tag ist der Beerdigungstag. Die Leiche wird mit einem Reiseanzug neu bekleidet, mit Seide- oder Leinwandlaken eingeschnürt und eingesargt. Die Beisetzung findet erst am siebenten Tage statt, nachdem die Verwandten und sonstigen Angehörigen am vierten Tage Trauerkleidung angelegt haben. Bei der Beisetzungsfeier übernimmt ein Maskenträger das Amt, die bösen Geister von der Umgebung der Abgeschiedenen fernzuhalten; die Frauen nehmen an der Beisetzungsfeier nicht teil. Am provisorischen Begräbnisplatz wird die Seele durch die Ansprache eines Verwandten in die Seelenkiste gelockt (vgl. die Seelenkörbe der Lolo oben Abb. 412) und diese sodann im Hause aufgestellt, um hier täglich Weihrauch-, Opfer- und Lebensmittelspenden zu empfangen.

Nach chinesischer Art wird dann erst nach bestimmten Regeln und Daten der für die ewige Ruhe des Verstorbenen geeignete Begräbnisplatz ausfindig gemacht. Nach koreanischer Anschauung ist diese Kunst deshalb von großer Bedeutung, weil das Gedeihen der Nachkommen einzig von der richtigen Wahl des Begräbnisplatzes des Stammvaters abhängt — in Übereinstimmung mit altchinesischen Anschauungen, denen auch die Bestimmungen über die Trauerzeiten — beim Tode eines Vaters bis zu drei Jahren — folgen.

Die großen Jahresfeste der Koreaner, bei welchen der König

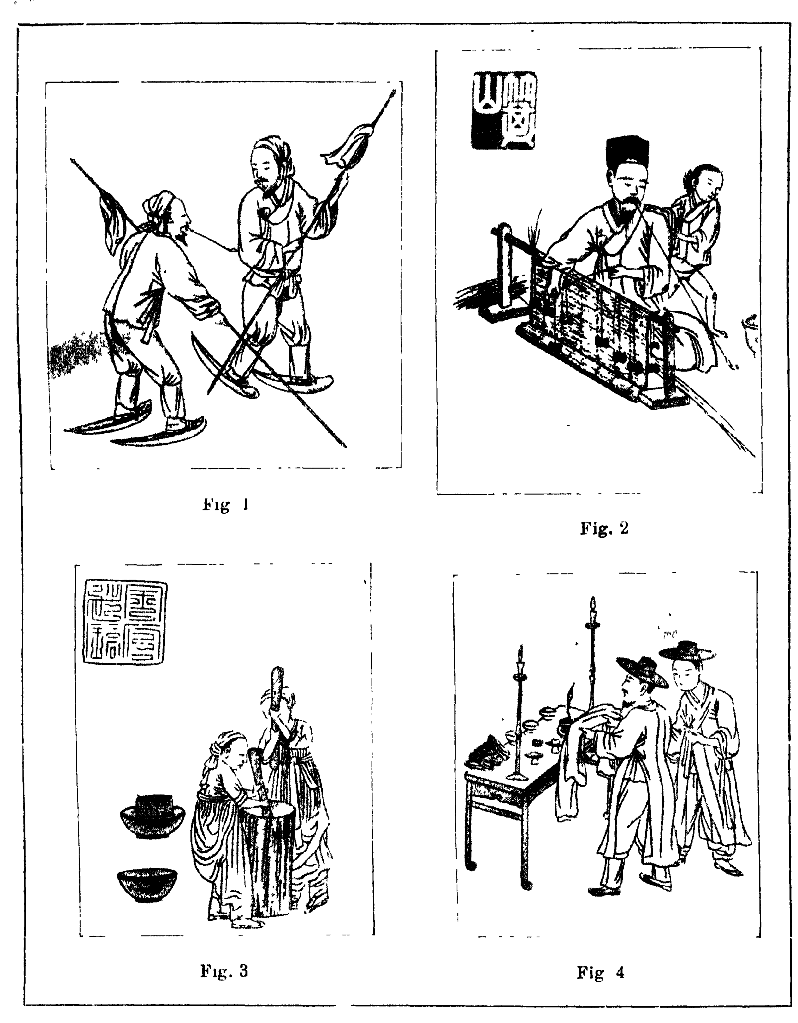


Abb. 416. Fig. 1 Schneeschuhläufer; Fig. 2 Anfertigung von Matten; Fig. 3 Reisstampfmörser: Fig. 4 Das Zurückrufen der Seele, Korea
(Ethnographisches Museum, Leyden)

die oberpriesterliche Funktion ausübt, haben den Ahnenkult und die Anbetung der Mutter Erde zum wesentlichen Inhalt; die mittleren Feste sind den Göttern der Witterung geweiht, die kleinen Feste den heiligen Sternen und verschiedenen guten und bösen Geistern.

Die im Jahreslauf in Korea wiederkehrenden Festtage sind fast



Abb. 417. Fig. 1 Pilzhändler mit Tragkörben; Fig. 2 Die Vornahme der Akupunktur; Fig. 3 Das Flechten falscher Zöpfe; Fig 4 Töpfer bei der Arbeit, Korea (Ethnographisches Museum, Leyden)

dieselben wie in China und werden in verwandter Art gefeiert; manche koreanischen Festbräuche sind aber viel altertümlicher, wie beispielsweise die Sitte, am vierzehnten Tage des ersten Monats diejenigen, welche nach koreanischer Anschauung das verhängnisvolle Lebensalter erreicht haben, Strohpuppen mit ihren eigenen Kleidern

bekleiden und nachts vom Haus forttragen zu lassen, um dem bösen Schicksal dadurch zu entgehen. Wie in China ist der Ahnenkult die religiöse Grundform in Korea, der in den Begräbnisgebräuchen, der Sitte der Ahnentafeln und in mehrfachen Festbräuchen im Jahreszyklus (Neujahrsfest, Totenfest u. dgl.) sich deutlich ausspricht. Auch dem Animismus zugehörige Bräuche und Kulte finden sich zahlreich. Schlangen- und Drachen-, Baum-, Berg- und Steindienst zeigt sich in mannigfachen Formen. Zur Abwehr der bösen Dämonen dienen allerlei Schreckgestalten und Fratzengesichter an den Giebeln und Türen der Häuser und Tempel, wie zu gleichen Zwecken an den Häusern der niederen Klassen Reisstrohbündel und Zeugfetzen befestigt werden. An vielen Orten begegnen uns als Wegweiser rohgeschnitzte, buntbemalte Baumstämme mit menschlichem Fratzenkopf, zu denen als einer Art von Lokalgottheiten gebetet und Opfer gebracht werden. Ebenso finden sich als Zeugnisse primitiver Religionsideen und Kulte auf Bergübergängen dem Berggeist errichtete Altäre, Bäume, die mit zahllosen Amuletten behangen sind, oder auch rohgeschnitzte Götterfiguren auf Haufen von Steinen aufgestellt.

Die historischen Religionen des Konfuzianismus und Taoismus, sowie der Buddhismus in seiner chinesischen Form fanden und finden nur in den gebildeten Ständen Stütze und Anhängerschaft. Der Buddhismus, der seit einigen Jahrhunderten stark zurückgedrängt und unter der letzten Dynastie besonders verfolgt worden ist, tritt in zwei Sekten auf. Um sich öffentlich dem geistlichen Stand widmen zu können, muß man die Staatsprüfungen bestanden haben. Die koreanische Geistlichkeit steht in einer Art militärischer Organisation. Die Geistlichen sind vielfach auch Gewerbetreibende: Töpfer, Tischler oder Maurer. Die Klostervorsteher werden von der Regierung ernannt. Diese geistlichen Soldaten tragen das Haupt geschoren, rauchen nicht und unterwerfen sich den fünf buddhistischen Geboten. Ferner ist ihnen eine besondere Art der Bestattung eigen: der Leichnam wird im Freien auf dem Scheiterhaufen verbrannt und die Asche, mit gekochtem Reis vermengt, wilden Tieren als Futter überlassen, was auf Beziehungen zum Lamaismus hindeutet (vgl. S. 445 und 636).

In strenger Kastenscheidung zerfällt die koreanische Bevölkerung in eine Reihe von Standesgruppen, von denen die erste den Adels- und höheren Beamtenstand umfaßt, die zweite die niedrigen Beamtengrade und die geistigen Berufe; hierauf folgen als dritte Gruppe die Kaufleute, als vierte die Arbeiter. Allerlei

Würde- und Rangabzeichen, die auch nach chinesischer Art auf den Kleidungsstücken angebracht werden, Kleider-, Wohnungs- und Etikettevorschriften, sowie rechtliche Normen dienen der Kennzeichnung und Aufrechterhaltung dieser Standesunterschiede. Große eiserne Dreizacke bilden das Symbol der königlichen Macht. Die Justizpflege ist der chinesischen nachgebildet.

Das koreanische Alphabet „Önmun“, d. h. Volksschrift, besteht aus fünfundzwanzig Buchstaben und soll im fünfzehnten Jahrhundert erfunden sein; es wird für den Druck von Volksausgaben benutzt. Das Drucken mittels beweglicher kupferner Typen war in Korea schon früher bekannt, ist aber chinesischen Ursprungs. Die Umgangssprache ist die koreanische, man liest und schreibt aber chinesisch.

C. Das japanische Volk[1]

(Nippon, Kiushiu [Kyû-schû], Shikoku und Yesso)

Das Kaiserreich Japan wird durch vier große und eine größere Zahl kleinerer Inseln gebildet, dazu gehört noch (abgesehen von Korea und Formosa, den politischen Erwerbungen der letzten Zeit) im Süden die Kette der Liukiuinseln, deren Unterwerfung allerdings erst im siebzehnten Jahrhundert erfolgte, endlich noch südlicher die kleine Gruppe der Bonininseln.

Die japanischen Inseln sind Gebirgsland mit aufgesetzten. z. T. noch tätigen Vulkangipfeln. Sie zerfallen in natürlicher Gliederung in eine Anzahl kleiner Plateaus und nach der See hin offener Talniederungen, welche der Entwicklung kleinerer Staats- und Stammesgebiete günstig waren. Die Anmut der japanischen Landschaft, insbesondere wenn das Meer an ihr teilhat, ist oft gerühmt worden. Dichtbewaldete Anhöhen wechseln mit schluchtartig eingeschnittenen, gut bewässerten Talern. Die kultivierte Landschaft, die kaum ein Neuntel des Gesamtbodens beträgt, gleicht einem wohlgepflegten Garten, der dem Fleiße seines Bestellers zweimal im Jahre Frucht trägt. Die Küsten sind bergig und steil, von zahlreichen Klippen und Riffen umgürtet In der japanischen seichten Binnensee wimmelt es in der guten Jahreszeit von Tausenden von Dschunken, Zeugnis regsten Verkehrs und eifriger Fischereibetriebsamkeit

Das Klima ist eines der glücklichsten der Erde. Dank der Umgebung des Meeres und insbesondere der warmen äquatorialen Strömung ist dasselbe weit gemäßigter als anderswo unter gleichen Breiten. Die Sommerhitze wird niemals unerträglich, der Winter ist mild — leichte Eiskrusten bedecken morgens die Pfützen, und der nachts gefallene Schnee schmilzt bis zum Mittag. Die Kamelie bleibt winters im Freien, Bambus und Palme, ja stellenweise das Zuckerrohr vertragen das japanische Klima.

[1] Die Schreibweise der japanischen Namen ist die hergebrachte englische.

Den günstigen Witterungsverhältnissen kommt die Gunst eines fruchtbaren Bodens so freigebig entgegen, daß die japanische Vegetation in tropischer Fulle auftritt. Sie umschließt eine hauptsächlich aus nordasiatischen und indischen Formen gemischte Pflanzenwelt. Charakteristisch ist das Überwiegen der mannigfaltigsten baumartigen Gewächse. Neben dem bis zu 20 m Höhe aufragenden Bambusrohr, der Palme und der wintergrünen Eiche steht die nordische Kiefer, Föhre und Tanne; Kamelien, Azaleen, Kryptomerien sind echt japanische Gewächse, neben welchen sich viele fremdländische eingebürgert haben, am wichtigsten der Teestrauch, die Orange, Maulbeerbaum und Tabak.

Weniger mannigfaltig als die Flora ist die japanische Tierwelt. Es charakterisiert die ganze geographische Stellung des Landes, daß hier der Affe neben dem Bären vertreten ist. Die großen Raubtiere, wiewohl in der Kunst viel dargestellt, fehlen in der Wirklichkeit fast ganz. Japan ist dagegen das klassische Land der Fische; an ihnen und anderen Seetieren herrscht große Mannigfaltigkeit, was sowohl in der Ernahrungsweise wie im geistigen Leben und in der Kunst deutlich zum Ausdruck kommt. Hier gedeihen auch die in Symbolik, Dichtkunst und Malerei eine große Rolle spielenden Kraniche, Reiher, Schwimmvögel und Fasane. An verwertbaren Bodenschätzen bietet das Land nicht viel. Vom fabelhaften Goldreichtum Zipangus des Marco Polo besitzt Japan in Wirklichkeit nichts. Gewöhnlichere Metalle, namentlich Kupfererze, sind häufig und dienten einer vielseitig und kunstvoll entwickelten Metallindustrie. Tonerden, die zu keramischen Werken tauglich waren, beförderten die hohe Entwicklung einer originellen und weitberühmten Töpferkunst.

Dies die geographischen und naturgegebenen Grundlagen, auf welchen fußend sich die Entwicklung des japanischen Volkes und seiner Kultur zu vollziehen hatte. Es ist aber gleich hinzuzufügen, daß das japanische Volk ungleich mehr den von außen, von China übernommenen Kulturmitteln und -einflüssen zu verdanken hat, als den natürlichen Bedingungen seines geographischen Schauplatzes.

Die prähistorischen Verhältnisse, wie in ganz Ostasien sehr eigenartig, weisen — wenn überhaupt — geringe Beziehungen zur Frühgeschichte und Kulturentwicklung der japanischen Bevölkerung auf. Die Vorgeschichte beginnt mit einer von paläolithischen Funden durchsetzten jüngeren Steinzeit: Einige tausend steinzeitliche Fundstellen, zahlreiche Muschelhaufenfunde, keramische Erzeugnisse, unter denen namentlich Menschenfiguren, die man als Substitut von Menschenopfern deutet, Mäander-Spiralornamentik und ferner die eigenartigen Magatama (Krummjuwelen) als Charakteristika hervorzuheben sind, erweisen die Verbreitung des Neolithikums namentlich in Nordjapan. Unvermittelt folgt dann im Südwesten der japanischen Inseln die Metallzeit, ältere Bronzezeit und jüngere Eisenzeit, was dafür spricht, daß beide

direkt vom Festland hergekommen sind. Es gilt als feststehend, daß die prähistorischen Menschen des japanischen Steinzeitalters die Vorfahren der jetzt nur mehr im Norden Japans, auf Yesso, Sachalin und den Kurilen erhaltenen Aïno gewesen sind.



Abb. 418. Japanerinnen, sich begrüßend
(Naturhistorisches Museum, Wien)

Die Eisenzeit ist in Japan zugleich die Dolmenzeit, deren Dauer von etwa 400 vor Christi Geburt bis ins siebente nachchristliche Jahrhundert angenommen wird. Die japanischen Dolmen, um deren Studium sich besonders W. Dönitz, Gowland und v. Baelz bemüht haben, sind sämtlich megalithische Bauten, die stets von einem gewaltigen Tumulus überdeckt waren. Es haben sich vier Typen in fortschreitender Entwicklung unterscheiden lassen. Der Eingang dieser Steingräber ist stets nach Süden orientiert, was mit chinesischen Sitten übereinstimmt. Die Leichen sind stets unverbrannt beigesetzt.

Mit einigen Worten sei hier auch der sogenannten Kaisergräber oder, besser gesagt, Fürstengräber gedacht, die in kolossalen Abmessungen in der japanischen Frühfeudalzeit den japanischen Herrschern und Feudalfürsten errichtet worden sind. Sie enthalten als Beigaben die charakteristischen eisernen Geradschwerter, Rüstungsbestandteile, Bronzeschmuck und Bronzespiegel, Pfeilspitzen, die sogenannten „Magatama“ (Krummjuwelen), Tonwaren (vielleicht koreanischen Ursprungs) und besonders interessante Tonfiguren, die als Ersatz für mitvergrabene Gefolgsleute — in Übereinstimmung mit der japanischen Tradition — gedeutet werden. Sie zeigen uns Tracht, Schmuck und Rüstung der damaligen Epoche und tragen den feineren nordmongolischen Typus an sich.

Die heutigen Japaner sind ein Mischvolk, in vorhistorischer Zeit hervorgegangen aus fremden (tungusischen) Einwanderern mongolischer Rasse und einer schon steinzeitlich vorhandenen eingeborenen Bevölkerung, eben jenen Aïno, die den Chinesen schon in der Zeit der Han-Dynastie, und zwar unter dem Namen „Ngo" oder „Ngonu" bekannt sind. Da der Verkehr mit China hauptsächlich vom südlichen Japan ausging, müssen die Aïno damals noch das ganze Inselreich bewohnt haben.

Die japanische Kultur ist wohl eine Tochter der chinesischen, hat aber viel eigentümliche Züge, welche sie charakteristisch von dieser unterscheiden. Die Grundlagen sind allerdings überall die chinesischen, in Familien- und Gesellschaftsverfassung, in Staat und Religion, in Lebensweise, Technik und Kunst; aber überall ist zugleich selbständige Entwicklung und Weiterbildung zu beobachten.

Diese kulturelle Abhängigkeit Japans von China wird durch den japanischen Geschichtsgang und die anthropologische Zusammensetzung der Bevölkerung ausreichend erklärt. Die Grundlagen dazu wurden in vorgeschichtlicher Zeit durch die Einwanderung eines wichtigen Bevölkerungselementes vom chinesischen Festland her gelegt; in historischer Zeit kam dann der große Strom chinesischer Beeinflussung über die Brücke von Korea, als dasselbe unter dem zehnten Mikado zum ersten Male unter japanische Oberhoheit geriet.

Die ersten geschichtlich nachweisbaren Berührungen zwischen China und Japan fallen in die Zeit der westlichen Han-Dynastie. Der offizielle Verkehr von Hof zu Hof begann aber erst in der Sui-Zeit, und die erste dieser Missionen galt der Einführung des Buddhismus in Japan. Die Blüteperiode der Tang rief auch einen erheblich gesteigerten Verkehr mit Japan hervor. Die politischen Einrichtungen wie die kulturellen Errungenschaften Chinas in Technik, Handwerk und Kunst wurden für Japan vorbildlich. Zahllose Priester, Literaten und Studenten, Handelsreisende kamen aus Japan nach China und brachten eine Fülle von Anregungen und Kulturgewinn in ihre Heimat zurück. Sowohl der Buddhismus wie der Konfuzianismus waren Gegenstand eifrigsten Studiums japanischer Anhänger dieser Lehren. Noch lange über die Zeit der Tang-Dynastie wurde in solcher Art Kulturimport aus China nach Japan durch Reisende, Kaufleute und Priester betrieben.

Japan blickt auf eine mehr als zweiundeinhalb Jahrtausende währende Geschichte zurück. Sage und Mythos von einem weltschöpferischen Götterpaar stehen an ihrem Beginn; mit Jimmu Tenno, dem Begründer der erblichen Sonnen-Dynastie, welche noch

heute über Japan herrscht — der gegenwärtige Tenno (= Mikado) ist der einhundertzweiundzwanzigste in seiner Nachfolge —, beginnt die geschichtliche Zeit Japans. Die ersten vierzehn Jahrhunderte kann man nun als das Altertum der japanischen Geschichte ansehen, worin die Eroberung der Halbinsel Korea aus den obengenannten Gründen als das größte Ereignis zu betrachten ist.

Mit dem siegreichen Eindringen des Buddhismus in Japan (sechstes bis achtes Jahrhundert n. Chr.) beginnt unter seinem Einfluß das japanische Mittelalter, welches vielfach verwandte Züge mit unserem eigenen Mittelalter aufweist. Fortwährende innere Zwistigkeiten und Streitigkeiten der Kronvasallen erschöpften das Land durch fünf Jahrhunderte, bis diesen Verwüstungen zunächst durch die Begründung des Shôgunats, einer Art Hausmeiertums, durch Yoritomo (im zwölften Jahrhundert) und endlich definitiv durch die Tokugawa-Herrschaft im sechzehnten Jahrhundert ein Ziel gesetzt war.



Abb. 419. Japanische Trachten
(Naturhistorisches Museum, Wien)

Seit 1600 begann eine neue Epoche in der Geschichte Japans, in welcher das Land fast vollständig nach außen zu abgeschlossen war und so seine selbständigen Züge ungestört entwickelte.

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts öffnete sich das Land gezwungenermaßen den europäischen und amerikanischen Nationen. Durch den Sturz des Shôgunats und die Wiedereinsetzung des Mikado in die Alleinherrschaft bereitete sich die neue

Zeit Japans vor, in welcher Japan aus einem mittelalterlichen Feudalstaat zu einem modernen Kulturstaat umgewandelt wurde.

Die Mitteilungen, welche das eigentliche Japan und seine originale Kultur betreffen, beziehen sich also immer auf die Zeit vor der großen Restauration im Jahre 1867.

Die politischen Einrichtungen und Zustände während der Absperrung Japans sind durch die Gesetzgebung des großen Shôguns Jyeyasu im siebzehnten Jahrhundert festgelegt worden.

Der Shôgun regierte für den Mikado; unter ihm beherrschten die Lehensfürsten (Daimyô) ihre Territorien als absolute Souveräne, waren aber dem Shôgun für alles verantwortlich. Dem Mikado blieben geistliche und nur wenige weltliche Titularrechte vorbehalten. Über seine Hofhaltung ist viel Ungereimtes erzählt worden. Gewiß ist, daß er auf Grund seiner göttlichen Abstammung in fast unnahbarer Abtrennung von der Bevölkerung gehalten worden ist. Kunst und Wissenschaft sind übrigens am Hofe der Erbkaiser stets gepflegt und die äußerste Verfeinerung der Sitten daselbst angestrebt worden. Hier hatten sich denn auch die alten japanischen Sitten in ihrer zeremoniösen Formelhaftigkeit am reinsten bewahrt.

Als der militärische Kaiser regierte der Shôgun mit unumschränkter Gewalt, und, wie die Mikadowürde, war das Shôgunat im Hause erblich. Nur die Daimyô wurden der Gnade teilhaftig, den Shôgun sehen zu dürfen. Alle, die diese Auszeichnung genossen, hatten das Recht, das Wappen des Kaiserhauses auf ihren Kleidern zu tragen.

Der gesamte Hofstaat des Mikado war unter dem Namen „Kuge“ zu einer eigenen bevorrechteten Klasse zusammengefaßt. Alle übrigen Japaner zerfielen in den Schwertadel und das gewöhnliche Volk, die wieder durch unübersteigliche Schranken voneinander geschieden waren. Die Adeligen („Samurai“, Krieger) unterschieden sich auch äußerlich vom Volk durch eine gewisse faltenreiche Beinkleidung und durch zwei Schwerter, die im Gürtel getragen und nie abgelegt wurden. Es war eine Art Kriegerkaste, zu der alle Beamten — die kaiserlichen wie die fürstlichen —, die Gelehrten, ein Teil der Ärzte und die Priester mehrerer Sekten gehörten. Alle diese Familien hatten einen angestammten militärischen Rang.

Das Volk gliederte sich in handel- und gewerbetreibende Klassen, welche ebenfalls kastenartig gegeneinander abgestuft waren. So durften die Ackerbauer ein Schwert tragen, die Kaufleute dagegen nicht. Die tiefststehende Schichte der Bevölkerung ist die Klasse der Eta, denen die unreinen Gewerbe zugefallen sind, wozu alles gehört, was irgendwie mit der Tötung von Tieren zusammenhängt. Sie hatten und haben den Verkehr mit den höheren Bevölkerungsklassen streng zu meiden und sind tief verachtet.

Materielle Kultur

Wohnweise. Das japanische Volk lebt in allen Ständen einfach und anspruchslos in unscheinbaren Häusern von sehr einförmigem Aussehen. Die meisten sind nichts als ein einfaches

Rahmenwerk oder Balkengerüst, das auf unbehauenen Ecksteinen kaum 1 m hoch über dem Boden ruht und mit Schiebtüren aus Holz und Papier nach außen hin geschlossen wird. Zwei Reihen von Pfosten tragen das ziemlich flache Dach, das bei den Dorfhäusern mit Stroh, in den Städten mit Ziegeln oder Schindeln gedeckt ist. Die Fenster werden von rechteckigen, mit Papier beklebten Lattengittern gebildet. Im Innern bewerkstelligen verstellbare Schiebtüren und Paravents die Raumeinteilung in beliebiger Weise. Selten mehr als einstöckig — wegen der Erdbebengefahr — werden diese Häuser leicht errichtet und brennen durchschnittlich alle sieben Jahre ab. Der etwas erhöhte Hausflur wird mit dicken Matten bedeckt, nach deren Anzahl die Größe eines japanischen Hauses berechnet wird, das in der Regel nur von einer einzigen Familie bewohnt wird. In vornehmeren Häusern gehen die besten Räume gegen die Gartenseite und sind erkerartig ausgestaltet.

Wenige Schlaf- und Küchengerätschaften bilden die Gesamteinrichtung. Zum Schlafen dienen die Strohmatten, Erzeugnisse der Landleute und des armen Gebirgsvolkes, wobei der Kopf auf ein Holzbänkchen mit aufgebundener Rolle aus Zeug oder Papier, hauptsächlich um die Frisur zu schonen, gelegt wird. Ein Moskitonetz schützt in besser gestellten Häusern den Schläfer. Im Winter schlief man früher an der vertieften quadratischen Heizöffnung, die sich inmitten der Stube befand oder wohl noch befindet, ein ausgemauertes Loch, mit Sand und Asche gefüllt, auf denen glimmende Kohlen im Winter zum Erwärmen der Hausräume, jahraus, jahrein aber zum Heizen des darüber hängenden Teekessels dienen. In Truhen, die zum Tragen eingerichtet sind, bewahrt man — wegen der häufigen Brandgefahr — Sachen von Wert. Sonstige größere Hausgeräte, wie Tragsessel, Reisekoffer, Waffengestelle, Kleiderständer sind nur in den vornehmeren Haushalten anzutreffen (Abb. 422).

Zur Hauseinrichtung gehören ferner Koch- und Speisegeschirre, Kohlenbecken, die als Öfen sowie zum Anstecken der Pfeifen benötigt werden, Gerätschaften für den Genuß von Sake (Reiswein) und Tee, sowie stets eine Anzahl von Blumenvasen.

Zum Kochen des Reises dienen aus Eisen oder Messing gegossene Kessel.

Alle Speisen kommen kleingeschnitten zur Mahlzeit, so daß man sie mit den chinesischen Speisestäbchen fassen und zum Munde führen kann. Löffel sind unbekannt. Suppen und Brühen werden aus kleinen Schüsselchen aus Lack oder Ton (Porzellan) geschlürft. Für den Tee- und Sakegenuß gibt es eine größere Zahl besonderer Gerätschaften. Aus eigenen Zeremonialgefäßen wurde Sake auch als Hochzeitsgetränk genossen.

Zum Anzünden der Pfeife enthält jeder Haushalt einige Tabakkästchen, welche glühende Kohlen, Aschenbecher aus Bambus und Spucknapf enthalten. Bei der angeborenen Blumenliebhaberei der Japaner, die jedem Hause womöglich ein kleines Ziergärtchen zugesellen läßt, finden sich in jedem, auch dem

geringen Haushalt, im sogenannten „Tokonoma“, einer Vertiefung in der Wand des Empfangszimmers, eine Anzahl Vasen aus Bambus, Porzellan oder Bronze, in die man sich seine Lieblingszweige steckt. Das kunstreiche Stecken ist Frauengeschäft und wird als ein wichtiger Gegenstand der weiblichen Erziehung betrachtet.

Die Ernährung der japanischen Bevölkerung ist eine vorwiegend vegetabilische. Die in früheren Jahrhunderten durch die geringe Zahl verfügbarer Tiere — die überdies lauter Arbeitstiere und Hausgenossen waren — erzeugte Abneigung vor Fleischgenuß ist durch den Buddhismus noch gesteigert worden. Das Fleisch von Haustieren wurde nie, von Wild wenig genossen. Dagegen ist bei dem schon erwähnten Fischreichtum Japans Fischgenuß sehr verbreitet, naturgemäß hauptsächlich an den Küsten.

Unter den vegetabilischen Nahrungsmitteln steht obenan der im Wasser gedampfte Reis, der dreimal des Tages genossen wird — daneben erscheinen in der bäuerlichen Kost auch andere Zerealien, aber nicht als Brot, sondern als Brei oder Grütze zubereitet. Die Brotbereitung wurde den Japanern erst durch die Portugiesen vermittelt. Sehr verbreitet ist ferner der Genuß von Rüben, Rettich, namentlich von Hülsenfrüchten in Saucenform (soya, japanisch shoyu); daneben spielen die Meeresalgen und die großen Tange, sowie Pilze eine bedeutende Rolle in der Volksernährung.

Der Japaner trinkt fast niemals kaltes Wasser oder überhaupt kalte Getränke. Das häufigste Getränk ist warmer Tee, der sowohl zu den Mahlzeiten als zwischen denselben, bei jedem Besuch, bei jedem Einkauf, in den Teehäusern usw. getrunken wird. Der Teegenuß ist mit dem Teestrauch Japan vor mehr als tausend Jahren aus China gebracht worden. Erwähnenswert in diesem Zusammenhange sind die japanischen Teegesellschaften, welche in geheimnisvoller Weise moralische und politische Zwecke verfolgen. In diesen Versammlungen spielte eben die Teebereitung unter gewissen althergebrachten Zeremonien und mit Beihilfe altertümlicher Gefäße eine Rolle.

Ein anderes Nationalgetränk der Japaner ist der Sake oder Reiswein, dessen Fabrikation ebenfalls aus China eingeführt wurde. Stets erwärmt getrunken, hat dies Destillat nur eine leicht berauschende Wirkung, eine stärkere dagegen die doppelt gewürzte Sorte, welche leicht für ein bis zwei Tage Übelbefinden hinterläßt.

Ein drittes Genußmittel ist der Tabak, der zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts bereits von den Portugiesen eingeführt wurde. Das „Tabaktrinken“, wie der Japaner sich ausdrückt, ist unter beiden Geschlechtern sehr stark verbreitet. Man raucht aus der zierlichen japanischen Pfeife, deren Füllung nur für zwei bis drei Züge reicht. Weder unterwegs noch bei der Arbeit wird geraucht. Bei Besuchen oder Einkäufen wird sofort das Tabakbrett serviert, noch ehe man Tee kredenzt.

Die japanische Landwirtschaft ist ein sehr intensiver Bodenbau, der vielfach an Gartenwirtschaft erinnert. Eine uralte Praxis,

verbunden mit der emsigsten Betriebsamkeit, erzielen hier doppelte Ernten. Bodenterrassierung, die allerdings gegen den Norden des Landes zu abnimmt, äußerste Sparsamkeit mit dem Boden und künstliche Bewässerung, nicht zu vergessen die raffinierte Düngung mit dem Latrineninhalt (auch Fischguano, Ölkuchen, Stroh, Asche), sichern eine ganz außerordentliche Ergiebigkeit des Bodens. Einfache und zweckentsprechende Geräte dienen, aus alten Zeiten stammend, der Feldbebauung, und manuelles Geschick in ihrer Handhabung ersetzt allfällige Mängel ihrer Konstruktion. Hervorzuheben sind ein Pflug von sehr altertümlicher Form, Hacke und Spaten zur Auflockerung des Bodens, Gabelhacke und Rechen zur Säuberung desselben. Die Halmfrüchte werden mit der Sichel knapp am Boden geschnitten, um möglichst viel Stroh zu gewinnen. Zwischen dem Getreide wird Gemüse gebaut.

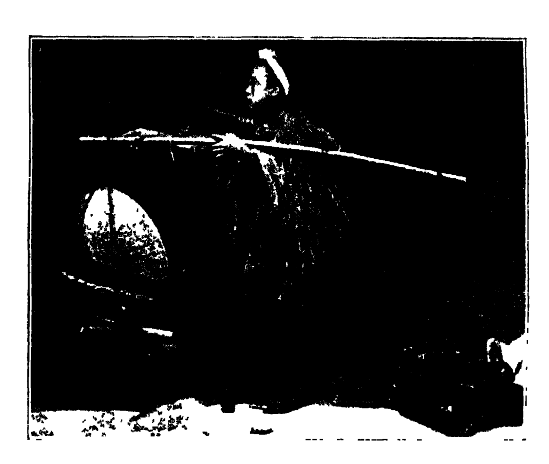


Abb. 120. Japanischer Handler
(Naturhistorisches Museum, Wien)

Die Fischerei wird vorwiegend an den Meeresküsten, hauptsächlich zu Boot betrieben, doch auch in den zahlreichen Flüssen und in künstlichen Teichen des Innern. Ihre Behelfe sind Ruten- und Senkangeln sowie Netze. Alle Geräte zeigen außerordentliche Vollkommenheit und Ausbildung, wie auch an den vielerlei Arten von künstlichen Ködern zu ersehen ist. Die Netzfischerei wird hauptsächlich von Männern am Meere betrieben, doch gehen auch Frauen und Kinder an den Riffen dem Fang kleinerer Seetiere nach. Neben den Fischen werden auch Schaltiere, verschiedene Krebsarten usw. gern gefangen und gegessen.

Körperpflege und Kleidung weisen vieles Eigenartige auf.

Fast in keinem japanischen Hause fehlt eine Badewanne aus Holz, da der Japaner vom Hausherrn bis zum Gesinde herab täglich — ja oft mehrmals des Tages — ein Hitzbad zu nehmen pflegt. Öffentliche Badehäuser mit gemeinsamen großen Wannen für Badende beider Geschlechter gab es äußerst zahlreich

in jeder japanischen Stadt. Die japanische Ungeniertheit im Bade hat ohne Grund Anstoß erregt, sie ist zumeist nur als Ausfluß wirklicher Naivität anzusehen. Nach dem Bade läßt man sich gewöhnlich massieren, was von einer eigenen Gilde von Blinden mit den Händen und mit Zuhilfenahme eigener Gerätschaften besorgt wird und hauptsächlich gegen Verdauungsbeschwerden dienen soll. Beim weiblichen Geschlecht werden Gesicht, Hals und Brüste mit Puder oder mit einer Paste aus Bleiweiß und Stärke dick eingerieben. Die Lippen werden von jungen Mädchen mit Fettschminke intensiv rot gefärbt, bisweilen sogar vergoldet, die Zähne, die man mit Zahnbürsten aus zerfasertem Holz reinigt, nach der Verheiratung oder (von unverheirateten männlichen Mitgliedern des Hofadels des Mikado) im zwanzigsten Jahr schwarz gefärbt. Die Augenbrauen der Damen wurden abrasiert oder wenigstens künstlich verschmälert. Am meisten Sorgfalt erfordert die weibliche Frisur, die mit Hilfe von Papiermaché-Unterlagen einen mannigfach verschiedenen, immer sehr kunstvollen, straffen Aufbau erhält, je nach Alter, Stand und Geschmack. Sie kann deshalb auch nur alle drei bis acht Tage erneuert werden. Das Haar wird mit Gold- oder Silberdraht durchflochten, mit Nadeln aus Metall, Schildpatt oder Lack durchstochen, sowie mit künstlichen Blumen reich verziert. Bei den Männern war, wie bei den Chinesen, Glattrasieren des Gesichtes, der Stirne und des Scheitels üblich, wobei die Stelle des Zopfes ein hufeisenförmig vorgebogener Haarbüschel vertrat.



Abb. 421. Japanerinnen im Winterkleid
(Naturhistorisches Museum, Wien)

Eine eigenartige Hautverzierung der Männer ist die kunstvoll in Blau und Rot ausgeführte Tatauierung, die, angeblich erst unter der Tokugawaherrschaft eingeführt, bis vor wenigen Jahrzehnten so allgemein verbreitet war, daß in Tokio allein gegen dreißigtausend Tatauierte gezählt wurden. In der Regel erschien sie nur an Männern niedriger Klassen, z. B. den Bettô (Pferdeknechten), und auffallenderweise an den Teilen, die gewöhnlich durch die Kleidung bedeckt sind, an Rücken, Schultern und Schenkeln.

Die Kleidung der Japaner ist in ihren Elementen durch alle Stände und Altersstufen, sowie bei den beiden Geschlechtern die gleiche; oft genug erkennt man Mann und Weib nur an der verschiedenen Anordnung des Haares.

Baumwolle, Seide und Hanf sind die Grundstoffe, aus welchen die Gewandstücke gearbeitet sind, für die

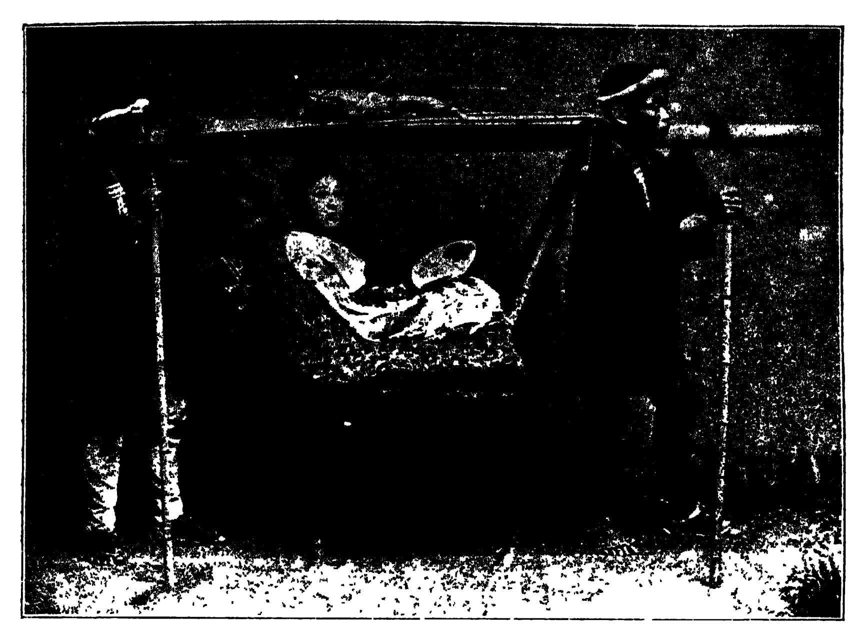


Abb. 422. Japanischer Tragsessel
(Naturhistorisches Museum, Wien)

höheren Stände schwere Seide im Winter (Abb. 421), leichte Baumwolle im Sommer, für den einfachen Arbeiter und Landmann grobe Hanfgewebe oder mit Indigo blaugefärbte Baumwolle in der schlechten Jahreszeit, während sie sommers bei der Arbeit meist nackt gehen, die Blöße durch einen schmalen Schamgürtel bedeckend.

Leibwäsche wird sehr wenig und nur bei den höheren Klassen getragen.

Hauptgewandstück, für beide Geschlechter von fast gleichem Zuschnitt, ist ein kaftanartiger, vorne offener Rock, „Kimono", der bei den Männern etwas kürzer getragen wird. Bei den Männern ist er meist von einfacher Farbe, bei den Frauen dagegen aus leuchtend bunten Stoffen; Trauerfarbe ist Weiß oder ein weißgestreiftes Grau. Der Kimono wird bei den Männern durch einen mehrfach um den Leib geschlungenen handbreiten Gürtel zusammengehalten, in dem der Samurai früher seine Schwerter, jedermann aber Pfeife, Tabakbeutel und Fächer zu tragen pflegte. Die Frauengürtel dagegen sind prächtige steife Gewebe, die als Schärpen um den Leib gebunden werden und auf dem Rücken eine große Schmetterlingsschleife bilden. Die Ärmel hängen sackartig unter den Ellenbogen herab und dienen als Taschen, z. B. für die kleinen Papierblätter, die statt der Taschentücher dienen (Abb. 418 und 419).

Auszeichnung der Samurai war die weite kurze Hose, die über den Kimono getragen wurde und bis über die Waden reichte. Sonst wurden ziemlich enganliegende Beinkleider nur in der kalten Jahreszeit getragen, im Sommer allenfalls hauptsächlich zum Schutz gegen Blutegel oder Stechfliegen.

Die Fußbekleidung ist wenig zweckentsprechend; man trägt im Winter blaue

oder weiße Baumwollsocken mit großer Zehe für die Sandalenschnur. Für trockenes Wetter dienen Stroh- oder Bastsandalen, für schlechtes Wetter die hölzernen, schwerfälligen Stöckelschuhe, die einen stelzenartigen Gang bedingen, besonders für die Geishas (Tänzerinnen). Alles Fußzeug wird im Hause zur Schonung der Matten abgestreift.

Eine Kopfbedeckung wird in der niederen Klasse häufig gar nicht getragen. Für Daimyôs und Kuge gab es eigene Zeremonialkappen aus lackiertem Papier. Breite runde Hüte aus Weiden- oder Bambusgeflecht schützen den Arbeiter oder auf Reisen auch den Japaner aus höheren Ständen vor Sonne oder Regen. Regenmäntel aus Reisstroh oder Schilf oder den Fasern einer Leguminosenart sind seit langem für Bauern oder Schifferknechte üblich. In neuer Zeit hat man auch Regenmäntel aus gelbem oder schwarzem Ölpapier (Abb. 420).

Wie in China spielt der Fächer beim japanischen Volk seit Jahrhunderten eine große Rolle. Er begleitet den Soldaten in die Schlacht wie den Priester in den Tempel; kleine Gegenstände werden mit ihm höflich dargereicht, der Bettler empfängt das Almosen auf ihm. Leere Fächer werden bei Besuchen von Fremden mit Densprüchen beschrieben. Bei Hofe war der Fächer ein zeremoniell gebrauchtes Gerät; bei den Audienzen wurde er vor dem Gesichte gehalten. Bekannt ist auch das Fächerspiel bei den Tänzen der Geishas und bei den Kunststücken der Jongleurs.

Das originale Waffenwesen der Japaner gehört völlig der Vergangenheit an. Auch Japan hat bis 1867 seine Ritterzeit gehabt, und der Kriegsadel der Samurai, die Heere der Daimyô und des Shôgun, die Kuge am Mikadohof bildeten zusammen einen Waffenstand, dessen kriegerische Neigungen ein sehr ausgebildetes Waffenwesen von ritterlichem Ansehen hervorgerufen haben.

Das japanische Heer bestand in früheren Jahrhunderten aus drei verschiedenen Truppengattungen, den leichten Fußtruppen, die mit Luntenflinten oder Bogen bewaffnet und mit leichtem Harnisch, Arm- und Beinschienen gerüstet waren, sodann aus der schweren Infanterie mit dickwattiertem Waffenrock und Lanzen von zwölf bis achtzehn Fuß Länge, und aus den eigentlichen Samurai, in voller Rüstung, auf dem Rücken das kleine Fähnlein mit den gemeinschaftlichen Abzeichen und dem persönlichen Wappen oben auf dem Schafte des Fähnleins. Ihre Bewaffnung bestand aus zwei Schwertern und einer kurzen Lanze. Die Offiziere erschienen beritten. Die große Kriegstrommel und der Hornist mit der Schneckentrompete fanden ihren Platz regelmäßig in der Mitte der Heeresaufstellung. Der Oberste des Regiments, auf einem Feldstuhl Platz nehmend, leitete von hier aus das Treffen; sein Abzeichen war eine Art Marschallstab mit Zierquaste. Das Feldzeichen zeigte den Truppen den Aufenthalt des Obersten. Die Einführung der verschiedenen Waffengattungen geschah erst im sechzehnten Jahrhundert; bis dahin wurden die Kämpfe ausschließlich von den Samurai geführt.

Das japanische Rittertum kannte wie das mittelalterliche ein ausgebildetes Rüstungswesen. Die Rüstungen deckten zumeist den ganzen Krieger, aus Helm mit Gesichtsmaske, Kettenpanzerhemd oder dem dieses später ersetzenden Brustpanzer, Arm- und Beinschienen bestehend. Dieselben beruhen auf dem Prinzip

der Zusammensetzung aus rechteckigen Holz- oder Metallplättchen; ihren Zusammenhang mit den Platten- und Stäbchenpanzern der Beringsvölker hat F. Ratzel klargestellt. Die Helme sind sturmhaubenartig, aus Metall, mit Schutzgehängen fur Nacken und Wangen; das Gesicht deckt eine Schreckmaske. Wie im europäischen Mittelalter wurde in Japan auf die Rüstungen großer Aufwand verwendet; die feinsten stammen aus dem sechzehnten Jahrhundert; berühmte Waffenschmiede werden zahlreich genannt und vererbten ihre Kunst in ihrer Familie.

Die vornehmste japanische Waffe ist das Schwert, wie das Sprichwort sagt: „die Seele des Samurai“, von dem er sich niemals trennte. Das älteste japanische Schwert mit breiter langer Klinge wurde quer uber dem Rucken



Abb. 423. Fusiyama

getragen und mit beiden Handen gefuhrt. Das gewohnliche Schwert wurde zusammen mit einem zweiten dolchahnlichen im Gürtel an der Linken gefuhrt. Diese kleine Waffe wird auch beim „Harakiri“, dem ritterlichen Selbstmord nach Beleidigungen oder als Todesstrafe, verwendet. Erst gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bemuhte man sich, die Fassung des Schwertes künstlerisch zu gestalten, besonders das Stichblatt, das mit Öffnungen zur Aufnahme kleiner Messer versehen und meistens mit dem Knauf am reichsten verziert ist.

Der japanische Bogen ist sehr groß (bis uber 2 m lang), von reflexer Form, hat eine unglaubliche Schnellkraft, und nur der starkste Arm vermag die Sehne ganz anzuziehen. Er besteht der Dicke nach gewöhnlich aus drei Lagen: inmitten zähes Holz, beiderseits mit Bambus belegt. Die Pfeile sind aus dünnem Bambus gefertigt, mit Öl getrankt und über dem Feuer gehartet, zerspringen daher niemals. Sie sind gefiedert; die Spitzen sind aus Eisen und je nach dem Zweck (zur Kriegführung, zum Scheibenschießen, zur Jagd) verschieden geformt. Das Bogenschießen wurde in Japan von jedem Alter und Geschlecht mit Vorliebe und Virtuosität geübt. In den Vorzimmern der Großen stand regelmäßig auch ein Prunkgestell von Bogen und Pfeilen mit Kochern.

Die L a n z e n tragen je nach dem Fursten, dem ihre Träger folgen, ver-

schieden geformte Spitzen aus Stahl, manchmal auch Säbelklingen. Sie werden stets im Futteral gehalten, wie überhaupt eine Waffe auf der Straße zu entblößen in den Augen der Japaner eine tödliche Beleidigung einschließt.

Reiten durfte nur der Samurai. Das Sattelzeug, in Ermangelung von Leder aus Holz und Papier, ist ein unbequemer harter Holzblock, auf dem ein dünnes Kissen liegt. An wulstigen Riemen hängen die Steigbügel, von merkwürdig plumper Form, welche das Schienbein des Reiters in hohem Grade belästigen. Im Kriege waren auch die Pferde wie die Reiter gewappnet.

Auch eigene Frauenwaffen kannte das ritterliche Japan. Lanzen und H[illegible]n wurden den Sänften vornehmer Damen vorangetragen; es gab beso[illegible]e kleine Formen von Damendolchen für Reisen und endlich eine Art Damenstock mit Hakenspitze aus Eisen. In der japanischen Kriegsgeschichte haben sich weibliche Helden mehrfach ausgezeichnet.

Soziale und geistige Kultur

Das gesellige Leben des japanischen Volkes findet Anregung und Nahrung durch die mannigfachsten Veranstaltungen und durch Musik und Tanz, Theater und Spiele und die in den Jahresablauf eingestreuten Feste. Der Tanz ist in Japan wie in anderen altertümlichen Kulturen von zweierlei Art: religiös und weltlich. Die religiösen Tänze, welche meistens mit primitiven dramatischen Darstellungen verbunden zu sein pflegen, stehen hier in engem Zusammenhang mit dem Shintôismus; es sind dies namentlich die Nô- und Kagura-Spiele, mythologischen Inhalts.

Ihren Ursprung führt die Legende auf die Versuche der Götter, die Sonnengöttin Amaterasu durch Tänze einer Göttin aus ihrer Felsenhöhle hervorzulocken, zurück. Sie wurden auf einer Bühne vor dem Shintôtempel ausgeführt, mit typischen Masken aus Metall, Holz oder Papiermaché und mit prunkvollen Zeremonialkostümen. Die weltlichen Tänze wurden regelmäßig in den Teehäusern und gelegentlich in Privatgesellschaften von gemieteten Tänzerinnen, Geishas genannt, aufgeführt. Diese stehen meist in sehr jugendlichem Alter von zehn bis sechzehn Jahren und rekrutieren sich aus den unteren und mittleren Volksklassen. Ihre Tänze werden als durchaus züchtig und anmutig geschildert, aus rhythmischen Bewegungen des Körpers auf kleinstem Raume bestehend, vom Fächerspiel und kokettem Gebrauch der weiten Ärmel graziös belebt.

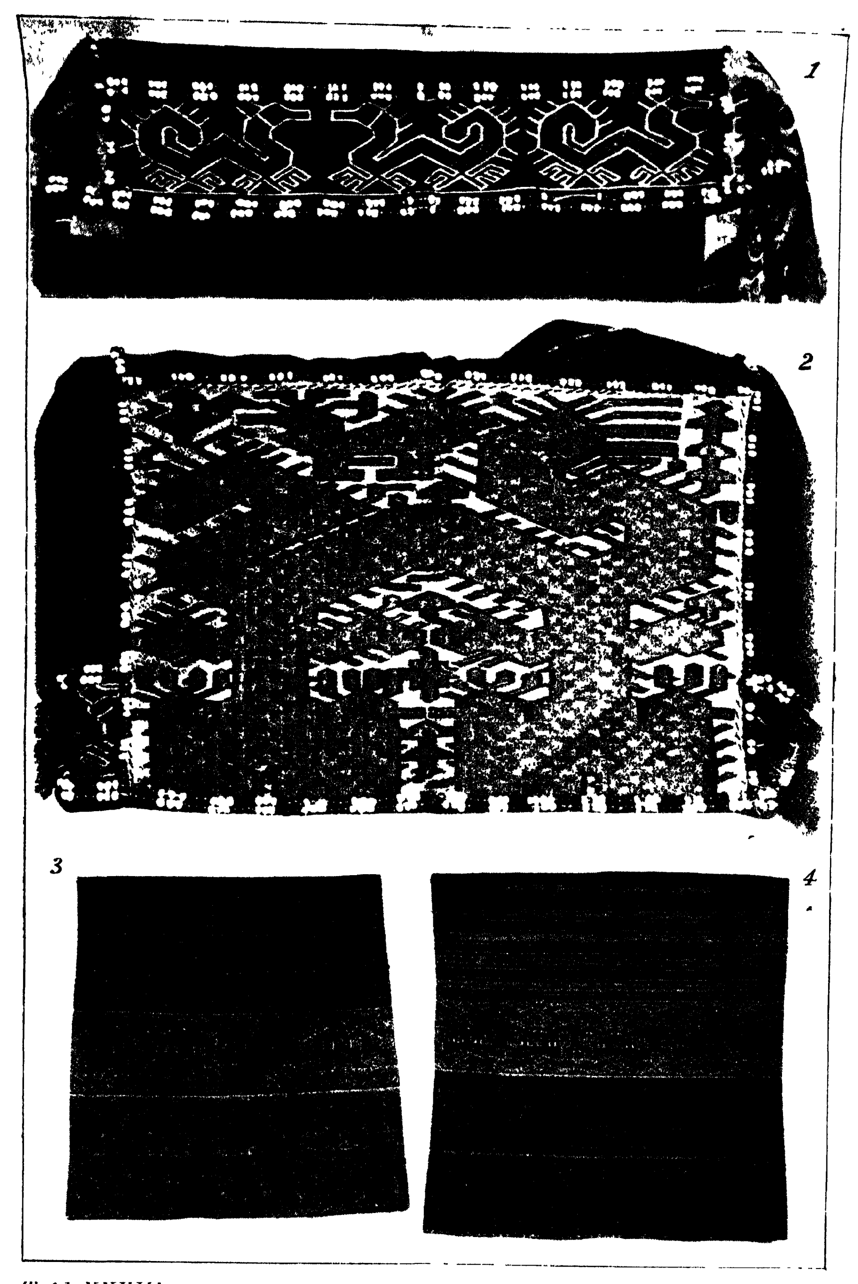
Sport und Spiele nehmen einen breiten Platz im geselligen Leben ein. Ersterer dient den höheren Klassen als Jagd- und Fischsport; sehr beliebt ist auch das Bogenschießen auf kleine Scheiben von Talergröße, mit stumpfen Pfeilen, ferner das Fechtspiel, wofür eigenes Paukzeug aus Bambus und Seidenschnüren besteht; gefochten wird mit Klatschstöcken. Ein sehr populärer Sport ist ferner der Ringkampf, der von einer Gilde eigens dazu gehaltener Ringkämpfer ausgeübt wird, ungeheuerlich gemästeten Gestalten, welche die Gewohnheiten kämpfender Stiere zur Schau tragen und sich gegenseitig an die Erde



Tafel XXXII

Alter Mann aus Schuri mit Frau und Enkeltochter

(Nach Dr. Edmund Simon, Beitrage zur Kenntnis der Riukiu-Inseln)



Tafel XXXIII *Stickereien und Webereien, Hainan*

1 Stickerei auf einer Jacke, mit stilisierten, paarig gegeneinander gestellten Drachenfiguren; 2 Stickerei auf einer Jacke mit stilisierten Drachen- und Vogelfiguren; 3 und 4 Webereien in geometrischer Ornamentik gemustert, mit dazwischen gestreuten stilisierten tanzenden Menschenfiguren (1 und 2 chinesisch beeinflußt) (Naturhistorisches Museum, Wien)



Abb. 424. Allee von 1000 Shintô-Toren im Tempel der Inari (Fuchsgöttin) in Kioto

zu werfen suchen Als Sportspiel der Samurai ist auch das Ballspiel, zu Pferde ausgeführt, zu erwähnen.

Die eigentlichen Spiele der Japaner sind das Schach- und das Gôspiel Ersteres — von indischen „Tschaturanga" stammend und durch den Buddhismus über ganz Ostasien verbreitet — hat in seiner japanischen Form viel mehr Figuren als das unsere; sie bestehen in Holzblöckchen mit Zeichen, die ihren Wert ausdrücken. Das Gôspiel, das die Kaufleute vielfach in den Läden spielen, wird von zwei Personen mit verschiedenfarbigen Steinen auf einem Brett mit hundert Abteilungen gespielt; auch andere Spielbretter und Kartenspiele, ähnlich den chinesischen, darunter die sogenannten „Gedichtspiele", sind beliebt. Eine große Rolle unter den Vergnügungen spielen endlich Kreisel, ferner Drachen von sehr phantastischer Form mit Brummvorrichtungen, Schmetterlingsspiel, Schlagball usw. Die Erwachsenen nehmen an diesen Vergnügungen ebenso sehr teil wie die Kinder.

Im Ablauf des Jahres feiert das japanische Volk verschiedene Feste, bei welchen Häuser und Straßen mit bunten Laternen, Blumen und frischem Laub geschmückt werden und die man so heiter und ausgelassen wie möglich begeht. Es sind hauptsächlich das Neujahrsfest, ein allgemeiner Gratulations- und Schenktag, ähnlich wie in China, das Pfirsichblütenfest, eine Art Frühlingsfeier, das Goldblumen- und Sternenfest. Ferner bilden die Jahrestage der Götter und Kami eine ganze Gattung von Festen, worunter das wahrscheinlich aus China eingeführte Laternenfest die Bedeutung

unseres Allerseelentages in Anspruch nimmt. Ähnliche Bedeutung *hat auch das am gleichen Tage vorwiegend von der ländlichen Bevölkerung gefeierte Bonfest. (Empfang der Ahnenseelen.)*

Bei diesen Tempelfesten gibt es Umzüge mit großen Götterwagen, auf welchen auch Tiger-, Hunde- und Affenmasken ihr Wesen treiben. Der mythologische Charakter dieser Schaustellungen ist klar, im einzelnen aber noch nicht genügend erforscht.

Auf alte Initiationsriten der Knaben und Mädchen gehen vielleicht die japanischen Knaben- und Mädchenfeste zurück, die zu den sogenannten „go sekku" (Familien- oder Laienfesten, ursprünglich aus shintôistischen Riten hervorgegangen) gerechnet werden. Bei den Knabenfesten spielen Nachbildungen von Speeren und sonstigen Waffen, Rüstungen sowie Heldenfiguren, die im Hause aufgestellt werden, eine große Rolle. Die Knaben flechten sich aus Kalmusblättern Schwerter, mit denen sie im Spiel auf die Erde schlagen, um die Dämonen zu vertreiben. Mächtige Fischfiguren werden als Sinnbilder der Energie und Standhaftigkeit auf Bambusstangen an den Häusern aufgehängt, denen im Jahreslauf ein Knabe geboren worden ist. Das entsprechende Mädchenfest wird mit einem großen Apparat von festlichen Puppen, darunter einer mitunter durch Generationen im Hause aufbewahrten Hauptpuppe gefeiert und soll die Mädchen in die Bräuche und Pflichten des Haus- und Familienlebens einweihen. Bei der Verheiratung wandern die Puppen mit in die Ehe (W. Müller).

Die japanische Musik tritt einerseits als reichentwickelte Volksmusik, andererseits als Kunstmusik mit umständlich geregelter Pflege auf. Sie ist von der chinesischen und koreanischen abgeleitet. Zunächst lange Zeit mit gewissenhafter Treue und Sorgfalt in ihrer ursprünglichen Form bewahrt, hat sie sich erst später nationalisiert.

Die Musiker bilden gewisse Zünfte. Mikado, Shôgun und Daimyôs hielten sich früher ihre Privatkapellen. Man unterscheidet Musiker, die nur geistliche Musik spielen und zur Klasse der hochgeachteten Leute gehören, ferner, immer tiefer auf der sozialen Stufenleiter stehend, die weltlichen Musiker, die weder Theorie noch Noten kennen, die blinden Musiker und die Geishas. An der Spitze der Musikergilden steht der Lehrer, der auch gewisse Auszeichnungen verleiht, so das Recht, auf der Harfe die erste Saite eine Oktav tiefer gestimmt zu haben, als gewöhnlich. Die besseren Musikstücke sind Eigentum einer bestimmten Zunft und dürfen von andern nicht gespielt werden.

Die gebräuchlichsten Musikinstrumente, zumeist chinesischen Ursprungs, sind Samisen, Kokin und Biwa, die beiden letzteren mit Schläger gespielt. Flöten, Blechtrompeten und Orgelpfeifen und besonders das japanische Nationalinstrument, die liegende Harfe („Koto"), deren Erfindung von der Sage bis in die Zeit Jimmu Tennos (siehe oben S. 662) versetzt wird. Daneben existieren verschiedene Trommelarten, wie die „Holzfisch" genannte Form, die runde Bretttrommel chinesischen Ursprungs, von denen gewöhnlich zwei, auf eine Quart gestimmt, auf ein Bambusgestell gesetzt und mit Bambus geschlagen werden; ferner die Doppeltrommel, eine indisch-chinesische Form, die durch den Buddhismus importiert worden ist.

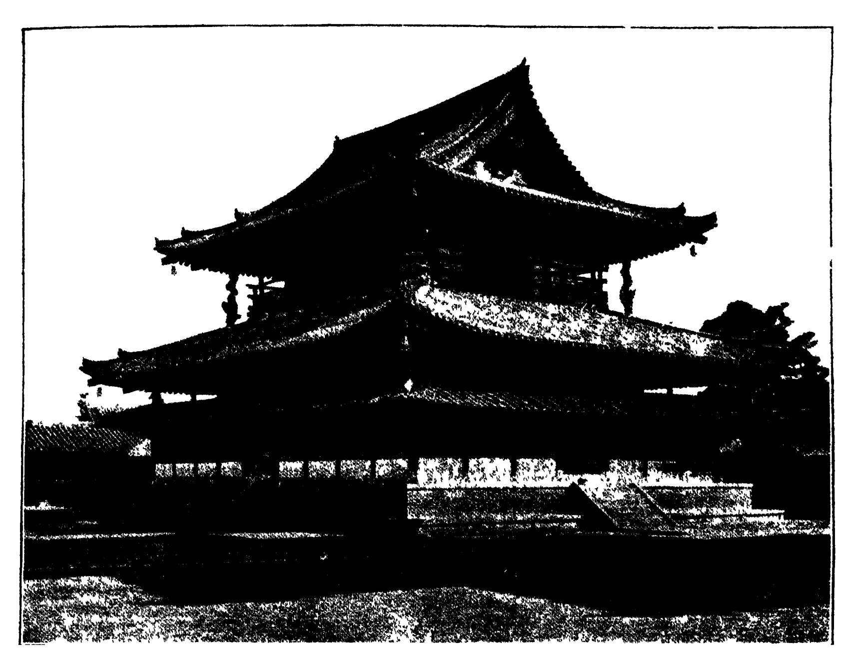


Abb. 425. Japanischer Tempel (Kondo „Goldene Halle“) des Horyuji-Klosters in Nara
(Nach L'Art du Japon)

Eine Würdigung der hervorragenden Arbeitsleistungen des japanischen Volkes in Gewerbe, Kunstindustrie und der eigentlichen Kunst darf, wenn sie auch eigentlich über die völkerkundliche Betrachtung hinausgreift, im ethnologischen Bilde Japans nicht fehlen. Als landläufige gewerbliche Erzeugnisse sind die Holzarbeiten, Flechtwerke, Arbeiten in Leder und besonders in Papier hervorzuheben.

Holzarbeiten kommen in großem Stile in der japanischen Architektur, im kleinen beim Hausrat zur Geltung. Die Anhänger des Kamidienstes und die Freunde alter Sitte lieben einfache, aus Holz verfertigte Haus- und Tafelgeräte. Flechterei wird mit Bambus, Weiden und Rotang betrieben. Leder ist infolge der buddhistischen Anschauung, welche die Tötung der Tiere verbietet, wenig beliebt. Seine Bearbeitung fiel der niedrigsten Volksklasse, den Eta, zu. Papier dient in Japan nicht nur dem Buchdruck, sowie als Schreib- und Verpackmittel, sondern vertritt hier vielfach Gewebe, Wachstuch, Leder und Glas. Das geschmeidige japanische Büttenpapier wird aus dem sehr zähen Baste der Rinde des Papier-Maulbeerbaumes gewonnen, ist somit der „Tapa“ der Südseeinsulaner verwandt. Die Kunst der Papierbereitung kam im siebenten Jahrhundert n. Chr. über Korea aus China nach Japan, woselbst sie einer der wichtigsten Industriezweige ist.

Kunstindustrie und Künste haben in den letzten zwei Jahrhunderten die Japaner zu hoher Blüte gebracht, sie fußen dabei aber fast durchweg auf chinesischen Vorbildern und Anregungen. Auch das Kunsthandwerk ist in Japan stets von Künstlern betrieben worden; die besten Meister arbeiteten im sorgenfreien Dienst eines kunstliebenden Fürsten, nur der möglichsten Vollendung ihrer Arbeit hingegeben.

In der Keramik, den Lackarbeiten, den Metallarbeiten und der Emaillierkunst haben sie unübertreffliche Leistungen, sowohl in technischer wie in künstlerischer Hinsicht, zuwege gebracht. Die japanische Architektur hat sich vor allem im Holzbau der Tempel und Grabbauten ausgezeichnet; die Plastik ist desgleichen Holzskulptur, im Dienste des Buddhismus entwickelt. Sie fertigte die zahllosen Buddha- und Heiligenfiguren für Tempel und Hausaltäre an, die meist in kostbar geschnitzten und vergoldeten Schreinen Aufstellung finden; ebenso stellte sie die durchbrochenen polychromierten Schnitzwerke her, die im großen Stile an Tempeln, Tempeltoren und Palästen, im kleinen an den Butsudan (buddhistischen Hausaltaren) zur Dekoration dienen. Die höchste Kunstleistung der Japaner äußert sich aber in ihrer Malerei, die mit Wasserfarben und Tusche arbeitet. Sie blickt auf eine lange Geschichte mit mehreren deutlich geschiedenen Entwicklungsepochen zurück und hat unzählige Schulen entwickelt.

Bei einem hohen Kulturvolk wie den Japanern ist natürlich auch Literatur und Wissenschaft hochentwickelt.

Die japanische Schrift ist aus der chinesischen abgeleitet; im achten Jahrhundert wählte der gelehrte Kôbô-Daishi siebenundvierzig chinesische Ideogramme aus, vereinfachte sie und wandte sie als Zeichen für ebenso viele Silben der japanischen Sprache an. Die sich daraus entwickelnde Kurrentschrift (Híragana) ist die Schrift des Volkes, während der Literat und Beamte sich vorwiegend der chinesischen Ideogramme bedient. Die Japaner legen wie die Chinesen außerordentlichen Wert auf Kalligraphie und empfinden dieselbe als künstlerischen Bestandteil des Schriftwerkes. Zum Schreiben bedient man sich des Pinsels und als Farbstoffes der Tusche.

Die Religion nimmt im japanischen Volks- und Geistesleben dieselbe Stelle ein wie in China. Wie der Chinese gehört der Japaner durch verschiedene Sitten und Gewohnheiten gleichzeitig mehreren historisch sehr verschiedenen Religionen an. Es sind vor allem der Shintôismus und der Buddhismus.

Der Shintôismus oder der Kamidienst, ein mit dem Kulte der abgeschiedenen Seelen (Ahnen- und Heroendienst) verbundener Naturdienst, ist mit dem Volks- und Familienleben der Japaner von der Wurzel an eng verwachsen. Fast sämtliche Feste und Festesbräuche stammen aus dem Shintôkultus. Ebenso stammt das Rituell, welches Geburt, Hochzeit und Tod begleitet, daher.

In jeder Wohnung ist eine kleine Hauskapelle aus weißem Holz aufgestellt, in welcher das Sinnbild des Kami, ein eigentümlich gefalteter Papierstreifen, „gohei“ genannt, aufbewahrt wird. Er läßt sich gut mit den „inao“ der Aino und anderer nordasiatischer Völker, z. B. der Giljaken und Itälmen vergleichen. Die reine Shintôlehre kennt keinen Bilderdienst. Die Tempel (Abb. 425) zeichnen sich durch die einfachste Bauart aus. Auf dem Altar steht ein Metallspiegel als Sinnbild der Sonne, von welcher auch das japanische Kaisertum seinen Ursprung herleitet, sowie ein weißer, durchsichtiger Seifenstein (oder eine Kristallkugel) als Symbol einer lauteren Seele. Vor der Türe wachen bisweilen die heiligen Füchse (Kitsune); niemals fehlt das typische, „torii“ genannte Balkentor mit zwei Querpfosten (Abb. 424). Die Shintô-Priesterschaft, in welcher der Kult erblich ist, hat sich in verschiedene Sekten gespalten. Gemeinsam ist ihnen die Verehrung eines heiligen Grundbuches, des sogenannten „Kojiki“, das sowohl die Mythologie als auch die spätere Geschichte Japans schildert. In den Händen der Shintô-Priesterschaft ruht auch die Ausführung gewisser religiöser Maskentänze (s. oben S. 672). Es entspricht dem Kamidienst, nach dem Tode eines Familienmitgliedes seinen Namen auf einer Tafel in kunstvoll geschnitztem Schrein aufzubewahren; diese Tafel gilt künftig als Sitz der abgeschiedenen Seele, daher empfängt diese hier ihren Kult. Ebenso steht mit dem Kamidienst das häufige Wallfahren in Verbindung. Namentlich ist der geheiligte Vulkan Fusiyama das Ziel solcher Pilgerfahrten (Abb. 423).

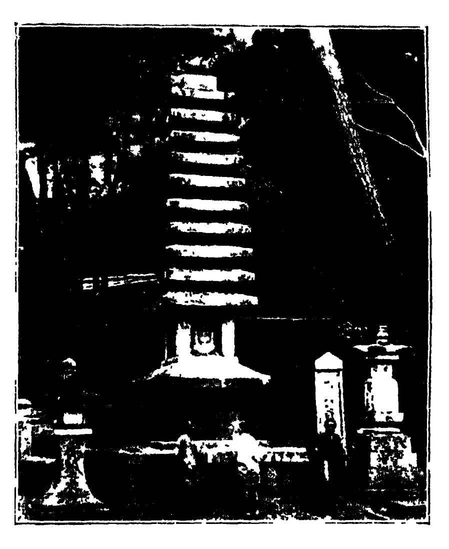


Abb. 426. Japanische Pagode
(Naturhistorisches Museum, Wien)

Der Buddhismus, welcher im sechsten Jahrhundert über Korea aus Indien ins Land kam, und zwar in seiner nördlichen Gestaltung, ist die zweite Landesreligion geworden und hat sich mit seinem vielgestaltigen Götter- und Heiligenpantheon, seinen prunkvollen Tempeln und äußerlichem Kirchendienst tief im japanischen Leben eingenistet. Er ist Staatsreligion.

In seinem Mittelpunkt steht die Gestalt des Stifters („Butsu“), in zahlreichen Stellungen wiedergegeben (Abb. 427), daneben am häufigsten die aus dem nordbuddhistischen Amitâbha-Buddha abgeleitete Gestalt des Amida, die eigentliche Hauptgottheit des japanischen Buddhismus, ferner die Bodhisatvas (Bosatsu), in welchen verschiedene Eigenschaften Buddhas und mannigfaltige Begriffe seines Lehrsystems verkörpert erscheinen. Desgleichen erscheinen verschiedene Kirchen-

lehrer und Sektenhäupter als Gegenstände der Verehrung dargestellt. Dann sind in den japanischen Buddhismus noch zahlreiche fremde Gottheiten (brahmanische, taoistische, shintôistische) aufgenommen worden, so daß ein buntgemischtes Pantheon entstanden ist; wir erwähnen hier nur die vielarmige Göttin Kwannon (die chinesische Kwan-yin), die sieben Glücksgotter — darunter die schöne, gabenspendende Göttin Benten, den Kriegsgott Bishamon, den Gott des Wohlstandes Daikoku, den Schutzpatron der ehrlichen Arbeit Ebisu, den dickbäuchigen Gott der Zufriedenheit Hotei —, astrologische Gottheiten, endlich die sehr häufigen Türhüter (Ni-ô oder Kongorikishi), die man an allen Tempeleingängen findet.



Abb. 427. Buddhabild von Kamakura

Der japanische Buddhismus, welcher in sieben Sekten gespalten ist, hat Mönchs- und Nonnenorden. Seine Priester gehen mit geschorenem Haupt in langen Faltengewändern; sie leben im Zölibat und dürfen weder Fleisch noch Fisch essen. Sie sind nicht sehr geachtet (Abb. 428).

Die buddhistischen Tempel sind viel zahlreicher und prächtiger als die Kamihallen. Neben den Götterbildern stehen Räuchergefäße aus Porzellan oder Metall in kostbarer Ausführung, Reliquien (wie Zähne, Haare, Gewandreste, alte Manuskriptfragmente u. dgl.), Votivgemälde und Votivtäfelchen, vergoldete Blumensträuße, Geräte zum Orakeln (Schildkröte, Wahrsageköcher mit Losen), Lampen und Ampeln, so daß das Innere eines solchen Tempels äußerst prunkvoll erscheint.

Unter den Mönchsorden war der der sogenannten Bergmönche (yamabushi) einer der verbreitetsten. Sie tragen weltliche Tracht, ein Schwert im Gürtel, den Rosenkranz an der Seite, sind verheiratet und ziehen mit Weibern und Kindern bettelnd und musizierend auf den Straßen herum. Sie sind ursprünglich aus dem Shintôkult hervorgegangen, eine von den zahlreichen und meist bedeutsameren Verschmelzungen zwischen shintôistischen und buddhistischen Elementen, die in der japanischen Religion beobachtet werden können.

Unterhalb dieser offiziellen und historischen Religionsschichten wuchert auch in Japan, ähnlich wie in China und Korea, unendlich

viel fortgeerbter primitiver **Volksaberglaube animistischen und dämonologischen Ursprungs.** Dieser animistische Geisterglaube, dem auch zahlreiche Zauberhandlungen und abergläubische Volksbräuche zur Seite gehen, bezieht sich ebensowohl auf die Elemente, Wind, Wasser und Feuer, wie auf Tiere und Pflanzen, Haus und Arbeitsgeräte.

Windbeschworungen, Zaubermittel gegen Feuersgefahr sind weitverbreitet; auf den Bauernhäusern werden die Schriftzeichen für Wasser oft in den Brettern unter dem Hausgiebel als Abwehrmittel gegen Feuersgefahr ausgeschnitzt.



Abb. 428. Buddhistischer Priester, Japan
(Naturhistorisches Museum, Wien)

Ähnliche apotropäische Bedeutung hat es, wenn auf dem mittleren Pfahle des Daches eines neugebauten Hauses ein Bogen und Pfeile nebst den bekannten Papierstreifen (gohei) angebracht werden. Häufig befinden sich an den Giebelenden der Hauser ein paar Dachziegel in Form eines Teufelsgesichtes, was von den Nachbarn als sehr unangenehm empfunden und durch einen Gegenzauber vermittels aufgehängter Papierstreifen mit Zauberformeln abgewehrt wird.

Sehr entwickelt ist der japanische Tieranimismus, der sich besonders auf Füchse, Dachse, Hunde, Katzen und namentlich auch auf Schlangen bezieht; es fehlt dabei nicht an zahlreichen chinesischen Parallelen. Die Verehrung des weißen Fuchses ist in verschiedenen Gegenden des Landes noch üblich; im Winter werden dem Fuchs Opfergaben gespendet; Wallfahrten zu Fuchshohlen sind nicht ungewöhnlich. Mancherlei Volksorakelglauben knüpft sich auch an Wiesel, Mäuse, Kraniche, Hähne und mancherlei Vogelarten. Kröten und Schlangen bringen Glück. Auch allerhand Insekten sind mit abergläubischen Vorstellungen

verknüpft, und die häufige künstlerische Verwendung und Darstellung von Insekten in der japanischen Kunst und dem Kunstgewerbe hat gewiß Bezug auf solche Ideen. Pflanzenanimismus schimmert durch mancherlei agrarische Bräuche. Die Zaubermedizin und das Votivwesen sind noch immer im Volksleben tief verwurzelt; Organvotive und Exvototäfelchen finden sich in zahlreichen Tempeln dargebracht. Um Krankheiten der Kinder zu verhüten, nagelt man am Eingang des Hauses für jedes Kind einen Reislöffel, auf den der Name des Kindes geschrieben ist. Eine auf vergleichender Grundlage fußende volkskundliche Untersuchung dieser primitiven Religionsschicht steht noch aus, so dankenswert die diesbezüglichen Mitteilungen Dr. Ten Kates, Cesselins, de Vissers u. a. sind.

Das Familienleben der Japaner ist, wie das der Chinesen, durch Gesellschaftsordnung, Sitte und Herkommen sehr tief fundiert. Die Ehe ist meist monogamisch, doch ist die Stellung der Frau gegenüber der des Ehemanns eine sehr niedrige und ungünstige. Unbedingter Gehorsam der Kinder gegen die Eltern, wie der Frau gegen den Gatten, ist das Grundgesetz des Familienlebens. Die Verlobung gilt als bindend. Die Braut verläßt durch das Hintertor ihr Elternhaus und trägt Trauerkleider. Durch das Ausfegen des Elternhauses und Anzünden eines Geleitfeuers wird das Ausscheiden der Tochter aus ihrer bisherigen Familie deutlich zum Ausdruck gebracht. An der niedrigen und rechtlich sehr ungünstigen Stellung der japanischen Ehefrauen hat auch der moderne Umschwung der Verhältnisse sehr wenig geändert.

Ähnlich wie in China oder in Korea ist die Schwangerschaftszeit des Weibes von mancherlei abergläubischen Vorstellungen und Bräuchen umkleidet. In alten Zeiten wurde den Frauen zur Niederkunft eine besondere fensterlose Hütte angewiesen, um das Wohnhaus durch den Geburtsakt nicht (religiös) zu verunreinigen.

Wie schon aus den ältesten japanischen Mythen zu ersehen ist, machte alle Berührung mit den Toten unrein. Unter buddhistischem Einfluß ist etwa um 700 n. Chr. die Leichenverbrennung in Japan eingeführt worden.

Die Aïno

Es wurde bereits erwähnt, daß die Aïno von Yesso, Sachalin und den südlichen Kurilen als der Rest der zurückgedrängten japanischen Urbevölkerung anzusehen sind. In einer Zahl von ungefähr zwanzigtausend Seelen bewohnt dieser Volksstamm, welcher durch die japanische Blutmischung und eigene Kulturschädigungen dem

Rassentode mit Sicherheit entgegengeht, die Küstengebiete und Flußniederungen der mit Wäldern fast ganz bedeckten Insel, deren kaltes Klima den Kolonisationsversuchen der Japaner bisher hinderlich war.

Der Name „Aïno“ ist die Bezeichnung, welche dieser Stamm sich selbst gibt, und bedeutet „Mensch“, „Mann“. Die Japaner dagegen, welche sie auch „ebisu“ („Wilde“) nennen, beziehen den Namen auf „inu“, Hund, so daß es ein Schimpfname wäre.

Der Aïno ist von starkem, untersetztem Körperbau, mit fast rotbrauner Hautfarbe, auffallend durch starke Behaarung am Leib und üppige Entwicklung des Haupthaares und bei Männern auch des Bartes. Die Mundpartie, Hände und Arme werden bei Mädchen und Frauen reich tatauiert. Sie üben z. T. Kopfdeformation.

Ihre Lebensweise ist die eines einfachen Fischer- und Jägervolkes. In dürftigen, rauchgeschwärzten Rohrhütten (Abb. 431), im Winter in versenkten Blockjurten wohnend, die, fünfzehn bis zwanzig an der Zahl, sich zu kleinen Dörfern zusammenschließen, obliegen sie hauptsächlich der Jagd mit Pfeil und Bogen, wobei sie die Unterstützung des Giftes nicht verschmähen. Die jagdbaren Tiere sind hauptsächlich Hirsch und Bär, außerdem werden Vögel mit Netzen oder Fallen gefangen. Der Fischfang, sowohl auf der freien See wie in den vielen fischreichen Flüssen des Innern, wird mit gleich gutem Erfolg wie die Jagd betrieben. Ein Speer für die Bärenjagd, Schwert und Messer vervollständigen dabei die Bewaffnung der Aïno. Gleich den Waffen sind die Werkzeuge dieses Volkes von sehr primitiver Art; seine wenigen Metallgeräte sind ihm von den Japanern gebracht worden.



Abb. 429.
Aïnomann mit Rindenstoffrock

Die Kleidung — bei Mann und Weib fast dieselbe — hat im Grunde mit der japanischen viele Ähnlichkeit. Das Material ist Rindenstoff, im Norden auch Fell,

wie ja auch die älteste Kleidung der Japaner, nach dem Zeugnis der Kleidernamen, aus solchem Zeug verfertigt war. Gürtel aus gleichem Stoff halten den Rock oberhalb der Hüften zusammen (Abb. 429 und 432). Berüchtigt sind die Aïno wegen ihrer Unreinlichkeit. Nur der Pflege des Haares und zumal des Bartes — des Stolzes des Mannes — widmet man einige Aufmerksamkeit. Dabei herrscht eine ausgesprochene Vorliebe, sowohl Schmuck anzulegen als auch Kleider und Geräte mit allerlei Ornamentik oder Aufputz zu versehen. Der Ornamentstil weist dabei nach dem Stil der Amurvölker. Ohrringe aus Zink, Messing oder Silber in verschiedener Form werden von beiden Geschlechtern getragen, Halsschmuck von Frauen und Kindern. In der Holzschnitzerei legen die Aïno große Geschicklichkeit an den Tag. Die aus Ahornholz geschnitzten Messergriffe, Scheiden, Pfeilköcher (Abb. 430 und 434) zeugen von einem sehr entwickelten und ganz eigentümlichen Kunstsinn.

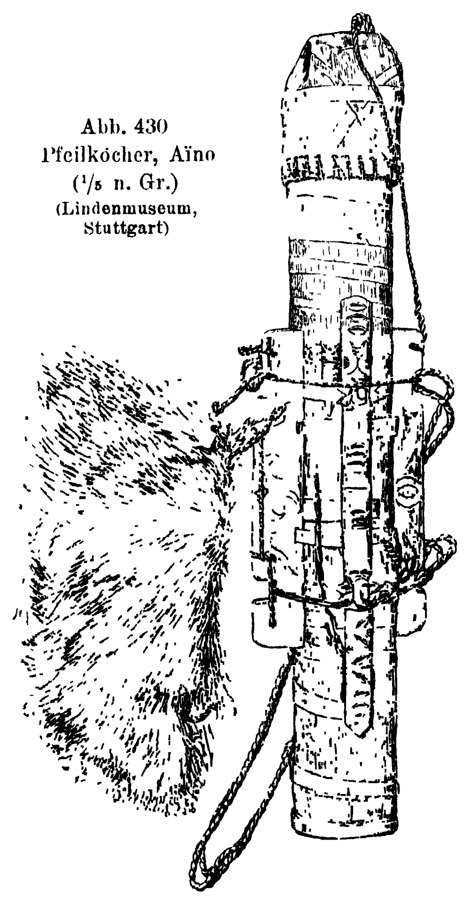


Abb. 430
Pfeilköcher, Aïno
(1/5 n. Gr.)
(Lindenmuseum, Stuttgart)

Die Aïno sind außerordentliche Freunde des Sake oder Reisweins. Sie betrinken sich gern und bei jeder Gelegenheit, und dies Laster wirkt bei ihrem allmählichen Aussterben sicherlich entscheidend mit. Die Hauptzeremonie bei ihrer Eheschließung besteht denn auch in einem gemeinsamen Trunk von Reiswein, den Bräutigam und Braut zu sich nehmen. Die Verwandtschaft mütterlicherseits gilt als enger als die von der väterlichen Seite. Ein matriarchaler Zug ist es auch, daß die junge Ehefrau zunächst oft mehrere Jahre bei ihren Eltern bleibt und ihre Niederkunft im Elternhause abmacht. Die Religion des Völkchens ist Animismus, mit einer schwachen Neigung

zum Monotheismus: „der große Geist“ ist alles und jedes in der Natur, Meer, Fluß, Berg, Sonne, Mond usw. Unter den Tieren wird besonders der Bär verehrt, dem zu Ehren das größte Jahresfest gefeiert wird. Besondere Tempel oder Opferstätten kennt der Aïno nicht; den Geistern sind nur bestimmte Stellen im Hause geheiligt, welche durch eigentümliche Stäbe mit einem Spanbüschel („inao“) bezeichnet sind. Die Seelen der Abgeschiedenen genießen ehrfurchtsvollen Kult. Die Grabstätten werden mit Baumpflanzung, Pfählen und Bastbüscheln (Abb. 435) „Gohei“ ausgestattet; auf Sachalin findet sich auch Plattformbestattung oder Erdbegräbnis mit Dachgerüst. Den Begräbnisplätzen wird geringe Pflege gewidmet.



Abb. 431. Aïnohütte
(Naturhistorisches Museum, Wien)

Die Aïnokultur auf der Insel Yesso unterscheidet sich in manchen Stücken von derjenigen der Aïno auf Sachalin, die viele Berührungspunkte mit der Kultur der Giljaken, Orotschen und sonstiger Amurvölker aufweist.

Die Bewohner der Liukiu-Inseln

Die Liukiu-Inseln (japanisch Ryukyu-Inseln) bilden eine Inselreihe zwischen Kiushiu und Formosa mit nur 3800 qkm Flächeninhalt; ihre Bevölkerungszahl ist eine relativ sehr große. Bis zum Jahr 1876 unter eigenen Königen stehend und seit mehr als einem Jahrtausend ein steter Zankapfel zwischen China und Japan, welchen beiden die Inseln tributär waren, sind sie gleichmäßig durch chinesische wie japanische Einflüsse ihrer ursprünglichen Eigenart fast vollständig verlustig gegangen. Unverkennbar sind einige malaiische Anklänge und nähere Beziehungen zu Formosa. Gegenwärtig ist die Gesittung auf diesen wenig besuchten Inseln stark japanisiert, wenn auch auf immer noch niedrigerer Stufe stehend. Der Hausbau mit

Strohdächern und auf Pfählen ist japanisch, desgleichen die Vorratshäuser, die allenthalben auf Pfählen errichtet sind; ebenso die Einrichtung mit Matten. Japanisch ist der kleine Hausrat, ferner der kleine Hausaltar, Stroh- und Holzsandalen, die Pfeifen und Tabaktaschen, die Zubereitung und Servierung des Tees und des Sake, das Gôspiel; vor allem aber die Sprache, die einen altertümlichen japanischen Dialekt darstellt.

Von den Chinesen hat die Kultur der Liukiu-Inseln vor allem den Ahnenkult, das Beamtenklassentum und die Rang- und Standesverhältnisse mit ihren äußeren Abzeichen übernommen; dazu kommen die Pflasterung der Straßen, der Brückenbau, die Abschließung der Häuser durch Mauern, die Ziegelbereitung, eine Anzahl von Hausgeräten, wie Lichtschirme, Musikinstrumente usw. Einiges Einheimische hat sich noch erhalten oder wurde wenigstens noch vor einigen Jahrzehnten beobachtet. Dazu gehören einige Überbleibsel in der Tracht, wie die Kopffederkronen, die mit roten Federn verzierte Baumbastkleidung, die altertümlichen Webemuster, Tatauierung der Vorderarme und besonders der Handrücken bei den Frauen (Abb. 436), hauptsächlich aber die auffallende Bestattungsart, derzufolge die Knochenteile der Leiche nach etwa zwei Jahren neuerlich ausgegraben, gereinigt und in einem Sarg aus Holz, Stein oder einer irdenen Urne — mitunter in Tempelform — in ausgemauerten Grabkammern (meist an Hügellehnen) beigesetzt werden. Diese Sitte der Knochenwaschung und Nachbestattung findet sich auch jetzt noch in Korea und einigen südlichen Teilen Chinas und scheint der ureingeborenen Bevölkerungsschicht Ost- und Südostasiens anzugehören. Auch in den Festriten und Familiensitten findet sich manches Vorchinesische, das an malaiische Bräuche anklingt. Ähnlich wie in China herrschen bei der Geburt, die als Verunreinigung angesehen wird, abwehrende Bräuche. Die Eheschließung erfolgte früher in sehr jungen



Abb. 432. Ainorock aus Rindenbast



Abb. 433. Bauernhaus bei Naha, Liukiu-Inseln
(nach Dr Edmund Simon)

Jahren; die Verlobung geschah auf Antrag der Brautmutter, vielfach noch im Kindesalter, ja noch vor der Geburt des erwarteten Sprößlings. Die Eheschließung erfolgte in der Regel in derselben Dorfgemeinde; nach chinesischem Grundsatz waren Heiraten zwischen zwei Leuten des gleichen Familiennamens nicht erlaubt. Verschiedene Riten und Bestimmungen bei der Eheschließung deuten auf ursprüngliches Mutterrecht, so die Sitte, daß die junge Frau nach der Hochzeit wieder in das Haus ihrer Eltern zurückkehrt, während der junge Ehemann mit seinen Freunden die nächsten Nächte im Bordell zubringt; ebenso der Zug, daß bei den Ehezeremonien die wichtigsten Funktionen durchaus von weiblicher Seite ausgeübt werden. — Die religiösen Vorstellungen und Kulte zeigen sich mit den frühesten japanischen Religionsformen sehr verwandt. Der Mythenschatz ist arm; Animismus ist die Grundlage der Religiosität. Unter den Naturgottheiten treten besonders die Hain- und Berggötter hervor. Auch die Seeleute opfern auf den Berggipfeln, was sich aus der Bedeutung der Berge als Wegweiser auf den nebelreichen Meergebieten erklärt. Ein Kult des Feuergottes, mit dem des Gottes der Feldfrüchte häufig verbunden, sowie des Sonnengottes scheint auf japanische Einflüsse zurückzuführen zu sein. Es ist der Kami des Herdfeuers im besonderen, dem bei allen wichtigen Festen

des Jahres Opfer unter Umschreiten des Herdes dargebracht werden. Ähnliches ist auch in China und Japan üblich (Feuerbeschwichtigung in Japan).

Als Kultstätten dienten bis in die neueste Zeit die Haine und Berggipfel. Die Sitze der Götter, „shintai" genannt, bestehen nach Siebold in Steinen, Baumstämmen und anderen auffallenden Dingen, in deren Form und Eigenschaft man etwas Wunderbares und Ungewöhnliches zu erkennen glaubte. Man hat auf solchen Verehrungsstätten mehrfach Äxte, Magatama (S. 660 und 661) und Spiegel gefunden, was deutlich auf shintôistische Einflüsse hindeutet. Man schreibt solchen Kultstätten auch die Kraft zu, Erdbeben fernzuhalten. Dem Kulte lag weibliche Priesterschaft ob (wohl auch ein mutterrechtlicher Zug), die besonders aus den weiblichen Mitgliedern der königlichen Familie hervorging. Eine wichtige Rolle spielte bei Krankheiten und bei allen Festen eine Yuta genannte Klasse von Zauberpriesterinnen, die sich ständig aus blutsverwandten Jungfrauen rekrutierten. Sie sollen auch im Besitz von Katakane genannten Geheimzeichen und in Bilderschrift geschriebenen heiligen Büchern gewesen sein. Man verehrte die Kami durch Kniebeugung, Hände-

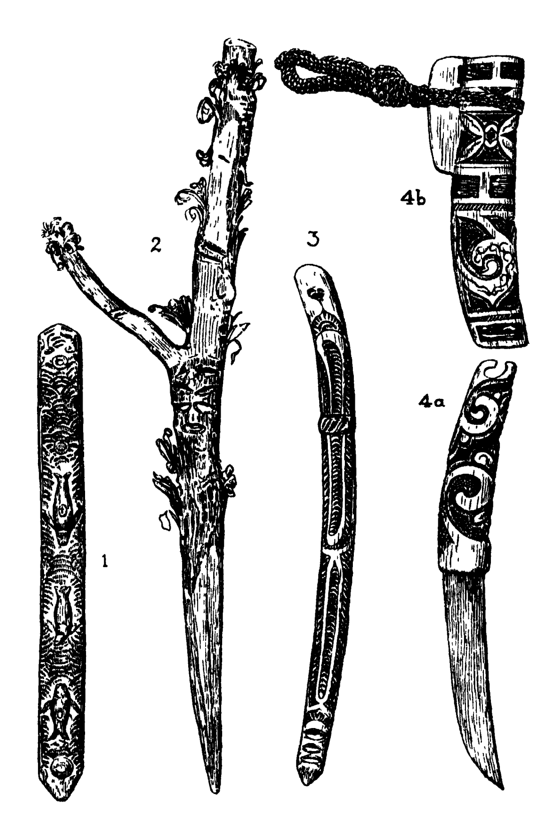


Abb. 434. Werkzeuge und Waffen der Aïno. 1 Bartheber aus Holz; 2 Opferstab „Inao"; 3 Schwert in Holzscheide; 4a Messer mit Holzgriff; 4b Scheide aus Holz zu 4a. Yesso (Lindenmuseum, Stuttgart)

klatschen, Tanzen und Absingen von Liedern, sowie durch Darbringung von Opfern, zumeist vegetabilischer Art.

Die religiösen Ideen und Einrichtungen sind auf den Liukiu-Inseln auf unentwickelter Stufe stehengeblieben; der später eingedrungene japanische Shintôismus hat den primitiven Kult der Inselbewohner wenig gehoben. Von Japan ist auch der Buddhismus seit dem dritten Jahrhundert eingeführt worden, ohne daß derselbe im Volke heimisch geworden wäre. Mehrere japanische Sekten beteiligten sich an der buddhistischen Missionierung und an der Gründung verschiedener Tempel. Heutzutage ist der Buddhismus fast erloschen. und seine Tempel liegen verödet. Nur bei den Begräbnissen vollziehen die buddhistischen Priester einige Riten. Größer ist der chinesische religiöse Einfluß, der sich besonders in der Einführung des geregelten Ahnenkultus äußerte.



Abb. 435. Bastbüschel, aus Ahornholz geschnitzt. Aino (1/10 n. Gr.)

Mit den Sitten und Gewohnheiten, der Sprache und Literatur Chinas fing man in den höheren Volkskreisen der Liukiu-Inseln erst von 1392 an sich eingehender zu befassen. Es siedelten sich auf Okinawa zahlreiche chinesische Familien an, wie umgekehrt durch Gesandtschaften und studierende Insulaner die Berührung insbesondere mit der Kultur der chinesischen Provinz Fuhkien immer lebhafter wurde. So gelangte Kenntnis und Pflege der konfuzianischen Lehre und Ritualvorschriften nach den Inseln, woselbst in einigen Schulen die chinesische Sprache, Literatur und Morallehre gelehrt wurde. Auch der chinesische Taoismus wurde

eingeführt, und es waren besonders die obengenannten Zauberpriesterinnen, die Yuta, welche die abergläubischen Praktiken und Ideen desselben übernahmen und mit dem einheimischen Ideenkreis verschmolzen. So erscheint besonders auf religiösem Gebiet deutlich die Durchdringung der heimischen Kultur mit chinesischen und japanischen Kulturelementen, was sich ja sonst in der ganzen Gesittung der Inselbewohner durchaus kundgibt.

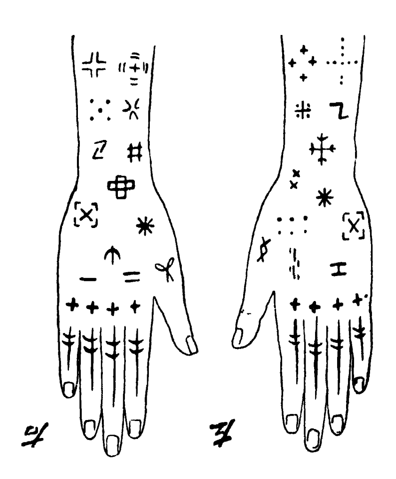


Abb. 436. Tatauierte Hand einer Frau von Miyako, Liukiu-Inseln (Nach Dr. Edmund Simon)



Tafel XXXIV *Vorkämpfer von der Insel Solor*
(Nach Salomon Muller)

III. Südostasien

Von Dr. Robert Heine-Geldern

Südostasien umfaßt in ethnographischer Beziehung Hinterindien, Assam samt den südlichen Ketten des Osthimalaya, die Gebirgsgegenden von Tipperah und Tschittagong im östlichen Bengalen, die Andamanen und Nikobaren, den Malaiischen Archipel und die Insel Formosa. Gegen Westen ist die Grenze leicht zu ziehen, obwohl vorderindisches Volkstum tief in die Täler des Brahmaputra und der Surma eingedrungen ist, ebenso im Nordwesten gegen Tibet. Viel schwerer ist eine Abgrenzung nach völkerkundlichen Gesichtspunkten im Norden und Nordosten gegen China, da hier seit Jahrtausenden fast ununterbrochen größere und kleinere Völkerwanderungen stattgefunden haben und noch stattfinden, so daß sich zwischen das zweifellos hinterindische und das zweifellos ostasiatische Völker- und Kulturgebiet eine breite Zone der Mischung und des Überganges einschiebt. Die vorliegende Darstellung hält sich im großen und ganzen an die politischen Grenzen zwischen den hinterindischen Staaten und Kolonialgebieten einerseits, China anderseits.

A. Rassen und Völker

1. Die Rassen und Völker der südostasiatischen Inseln und der Malaiischen Halbinsel

Wenn wir die Schichtung der Rassen und Völker Hinterindiens und der malaiischen Inselwelt verstehen wollen, dürfen wir vor allem nicht vergessen, daß sämtliche Völker Australiens, Neuguineas und der Südsee ihren Weg über südostasiatisches Gebiet genommen haben müssen. Hinterindien und die Inseln Sumatra, Java und Borneo gehören zwar zu jenen Gebieten der Erde, die möglicherweise als Enstehungsorte des Menschen in Betracht kommen — es sei nur an das Vorkommen lebender sowohl als fossiler Anthropoiden erinnert (Orang-Utan, Gibbon, Pithecanthropus erectus) —, für die östlichen Teile Indonesiens dagegen, Celebes, Molukken, Kleine Sundainseln usw., können wir eine solche Möglichkeit ebenso wie für Australien und die Südsee aus tiergeographischen Gründen mit aller Sicherheit

ausschließen. Wir dürfen daher wohl mit Bestimmtheit behaupten, daß die Vorfahren der Australier, Tasmanier, Papua, Melanesier und Polynesier zu irgendeiner Zeit auf den westlichen Inseln Indonesiens oder auf dem asiatischen Festland gewohnt haben müssen.

Das völlige Verschwinden jener Rassen aus den genannten Gebieten ist wenn wir von den vielleicht erst in Ostindonesien aus einer Mischung malaiischer und anderer Rassenbestandteile entstandenen Polynesiern absehen, vorläufig unerklärlich und um so rätselhafter, als sich anderseits so primitive und wenig widerstandsfähige Völker wie die Semang, Aëta, Senoi, Kubu, Toala usw. gerade in diesen Gegenden und in unmittelbarer Nachbarschaft malaiischer Kulturvölker bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Während die einwandernden Malaien auf den Molukken, den Kleinen Sunda- und den noch östlicheren Inseln Papua, stellenweise vielleicht auch Australier antrafen (S. 700) und sich mit ihnen vermischten, ist eine solche unmittelbare Berührung der Malaien mit den dunkelhäutigen Südseerassen für die Großen Sundainseln und das Festland vorläufig wenigstens nicht nachzuweisen. Überall erscheinen hier Negritos und Weddoide als Vorläufer der Malaien. Es fällt jedoch schwer, sich vorzustellen, daß diese kleinwüchsigen Rassen imstande gewesen sein sollten, Papua und Australier völlig zu verdrängen und auszurotten. So ist es auf Grund unserer bisherigen Kenntnisse nicht möglich, diese Frage einer Lösung zuzuführen.

Die aus rein geographischen Erwägungen zu ziehenden Schlüsse über die Herkunft der Australier aus dem westlichen Idonesien finden ihre Bestätigung durch zwei von Dubois bei Wadjak auf Java aufgefundene, sehr alte, wahrscheinlich diluviale Schädel von ausgesprochen australischem Typus. Wir können daher annehmen, daß Java tatsächlich einmal eine den heutigen Australiern nahestehende, vielleicht der Rasse nach mit ihnen identische Bevölkerung gehabt hat.

Wenn wir von den schon erwähnten Resten der Papua und vielleicht auch der Australier (Taf. XXXV und XLII) im östlichen Indonesien absehen, so erscheinen zwei kleinwüchsige Rassen als älteste Schichten der heutigen Bevölkerung, Negritos und Weddoide. Welche von beiden als die ältere auf südostasiatischem Boden zu betrachten ist, läßt sich nicht entscheiden.

a) Die Negritos

Die Negritos sind in Südostasien gegenwärtig auf drei kleine Gebiete beschränkt: die Philippinen, die Malaiische Halbinsel und die Andamanen. Alle hierhergehörigen Völker zeichnen sich durch geringe Körpergröße, sehr dunkle Hautfarbe und krauses, spiralig gedrehtes Haar aus. Diese Eigenschaften haben ihnen von

den Spaniern, als sie sie auf den Philippinen kennenlernten, den Namen Negritos, „Negerlein“, eingetragen. Doch bestehen, wie das bei der außerordentlich langen Trennung der drei Gruppen nicht anders zu erwarten ist, zwischen ihnen auch in körperlicher Beziehung gewisse Unterschiede. Während die Negritos der Philippinen und die Bewohner der Andamanen ausgesprochen kurzköpfig sind und ihre Körpergröße durchschnittlich unter 150 cm bleibt (Männer 147 bis 148 cm, Frauen 138 bis 140 cm), sind die Semang der Malaiischen Halbinsel überwiegend mesokephal und scheinen im allgemeinen etwas größer zu sein (Männer im Durchschnitt 152 cm).

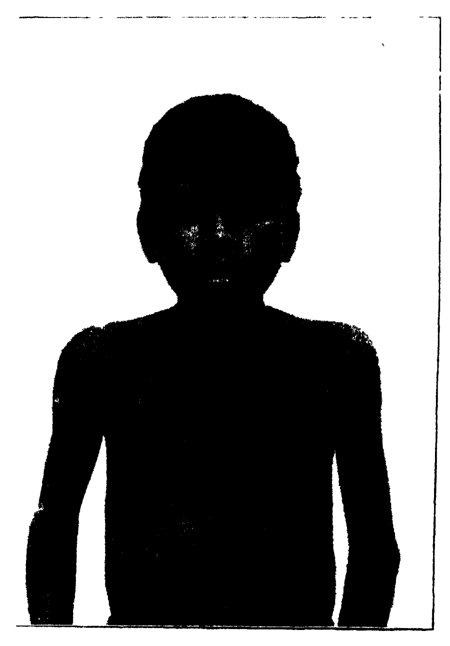


Abb. 437. Semangknabe
(Nach R. Martin, Die Inlandstämme der Malaiischen Halbinsel)

Die Zahl der philippinischen Negritos oder, wie man sie mit ihrem tagalischen Namen häufig nennt, Aëta, beträgt etwa 25 000, wobei jedoch viele Mischlinge eingerechnet sind. Die meisten von ihnen bewohnen das nördliche Luzon, besonders die Provinzen westlich von Manila (Zambales, Bataan usw.), wo sie sich am reinsten erhalten haben, und die Gegenden im Nordosten, wo sie bis zur Küste herabreichen. Aber auch über den südlichen Teil der Insel verstreut findet man einzelne Gruppen, ebenso auf einigen kleineren Inseln (Panay, Negros usw.). Gemischte Stämme sind die Baluga und Dumaga in Nordostluzon, die Batak auf Palawan und die Mamanua im nordöstlichen Mindanao. Außerdem weisen auch die ihrem Grundstock nach primitivmalaiischen Mangyan auf Mindoro (Abb. 484) sowie einige malaiische Völker Luzons, insbesondere die Ilongot, sehr deutliche Spuren von Vermischung mit Negritos auf.

Auf der Malaiischen Halbinsel wohnen kraushaarige Stämme



Abb. 438. Semangfrauen, Oberperak, Malaiische Halbinsel
(Nach N. Annandale and H. C. Robinson, Fasciculi Malayenses)

in den nördlicheren Staaten (Perak, Kedah, Kelantan) und im südlichen Teil des siamesischen Gebietes bis in die Gegend von Trang. Sie werden meist unter dem Namen Semang zusammengefaßt und zerfallen in die eigentlichen Semang, auch Menik oder Mendi genannt, im Westen und die Pangan im Osten, insbesondere in Kelantan und Patani (Abb. 437 und 438). Im Süden, wo die Semang mit den wellhaarigen Senoi zusammenstoßen, sind einige Mischstämme entstanden. Aber auch die primitivmalaiischen Völker im äußersten Süden der Halbinsel haben ziemliche Mengen von Negritoblut in sich aufgenommen. Mit einem Zweige dieser Primitivmalaien, den Orang Laut, scheinen sich kraushaarige, negritische Elemente sekundär über die Küsten fast ganz Indonesiens und im Norden bis auf die Inseln des Merguiarchipels verbreitet zu haben.

Die Andamaner (Abb. 473) — der Name Minkopi beruht auf einem Mißverständnis seitens der ersten englischen Kolonisten im achtzehnten Jahrhundert und sollte nicht gebraucht werden — haben seit der Gründung der englischen Strafkolonie Port Blair im Jahre 1858 durch Seuchen außerordentlich an Zahl abgenommen. Im Jahr 1911 gab es ihrer nur noch etwa 1300 gegen schätzungsweise 6000 im Jahre 1858, und manche ihrer Stämme dürften heute bereits gänzlich ausgestorben sein. Infolge der isolierten Lage ihrer Wohnsitze haben sie als einzige unter den Negritos sich eine eigene Sprache bewahrt,

während die Negritos der Philippinen durchweg indonesische, die Semang austroasiatische Sprachen sprechen. Bei letzteren scheint allerdings wenigstens ein kleiner Teil ihres ursprünglichen Wortschatzes erhalten geblieben zu sein.

In einer Zeit, als man die selbständige Stellung der wellhaarigen Rassenschicht in Südostasien noch nicht erkannt hatte, neigte man dazu, alle dunkleren, kleinwüchsigen, nicht schlichthaarigen Stämme als Negritos oder wenigstens als Negritomischlinge anzusehen. Allein es gilt noch immer, was schon A. B. Meyer im Jahr 1893 festgestellt hat, daß nämlich Spuren von Negritos außerhalb der drei angeführten Gebiete bisher in Asien nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden konnten. Allerdings ist es nicht ausgeschlossen, daß solche unter den noch weniger erforschten Urbevolkerungsresten des festländischen Hinterindien und des südwestlichen China vorhanden sind.

Möglicherweise besteht ein verwandtschaftlicher Zusammenhang zwischen den asiatischen Negritos und den in den letzten Jahrzehnten bekannt gewordenen „Pygmäen“ von Neuguinea und Melanesien. Ob und wie die Negritos auch mit den afrikanischen Pygmäen und mit den großwüchsigen Negern, insbesondere denen Melanesiens und Tasmaniens verwandt sind, laßt sich nach dem heutigen Stande der Wissenschaft nicht sagen

b) Die Weddoiden

Eine weit größere Verbreitung als die Negritos besitzt jene ebenfalls kleinwüchsige, well- bis lockenhaarige Rasse, die wir wohl am besten im Anschluß an die Vettern Sarasin als „Weddaartige“ oder **Weddoide** bezeichnen. „Sie sind von kleiner Statur, wenn auch im allgemeinen größer als die Negritos; 153 bis



Abb. 439. Senoimädchen, Malaiische Halbinsel

158 cm bildet für die Männer etwa die mittlere Größe. Auch die Körperfarbe, meist ein mittleres Braun, ist lichter als bei jenen. Sehr bezeichnend ist das wellige, grobe, schwarze Haar, das sich ebenso scharf von dem spiraligen Kraushaar der Semang wie dem groben Schlichthaar der gelben Rasse unterscheidet. Die Stirn erscheint kräftig vorgewölbt und, obwohl echte Augenbrauenwülste mehr gelegentlich auftreten, doch stark über die Gesichtsebene nach vorn vortretend, so daß bisweilen förmliche Augenschirme entstehen. So erscheinen die Augen tiefliegend, und das Gesicht erhält einen wilden Ausdruck. Eine Mongolenfalte fehlt. Die Nasenwurzel ist flach und tief unter die Stirn hineingeschoben, und der oft konkave Nasenrücken erhebt sich im allgemeinen nicht stark; die Flügel sind breit. Das Gesicht ist breit und verschmälert sich gegen das stark zurücktretende Kinn hin auffällig; die Mundpartie tritt kegelförmig vor; die Mundspalte ist recht groß, aber die Lippen sind schmal. Kräftige Falten begleiten gern die Mundpartie, weit zur Nase emporziehend.“ (W. Volz in der ersten Auflage dieses Buches.)

Ebenso wie bei den Negritos findet man auch hier gewisse Unterschiede zwischen den einzelnen Gruppen, die zum Teil auf örtliche Sonderentwicklungen, zum Teil auf Mischung mit anderen Rassen zurückzuführen sein dürften. So beträgt die mittlere Größe der Senoimänner 152 cm, die der Toala, Sakei von Siak usw. um 156 cm. Alle hierher gehörigen Völker sind zwar vorwiegend mesokephal, die Senoi jedoch mit einer ausgesprochenen Hinneigung zur Langköpfigkeit, während z. B. die Toala an der Grenze der Brachykephalie stehen.

Im Gegensatz zu den Negritos treten die Weddoiden in Südostasien fast nirgends mehr rein und ungemischt auf. Ihre reinsten Vertreter sind wohl einige Stämme der Senoi oder Sakei im Zentralgebirge der Malaiischen Halbinsel, insbesondere in den Staaten Perak, Kelantan, Pahang und Selangor (Abb. 439, 440, 478). Andere Stämme haben sich mit den nördlich anstoßenden Semang oder mit den südlich wohnenden Primitivmalaien gemischt. Aber auch die primitivmalaiischen Völker selbst, sowohl diejenigen der Malaiischen Halbinsel als auch jene der Riau- und Linggainseln und jene Ostsumatras haben in sehr beträchtlichem Maße weddoides Blut in sich aufgenommen.

In Sumatra tritt die weddoide Schicht noch vielfach zutage, so, in mehr oder weniger starker Mischung mit Primitivmalaien, bei den Sakei des Reiches Siak und den Kubu der Provinz Palembang. Aber auch andere Völker, wie die Lubu, Ulu, Mamak, ja sogar die

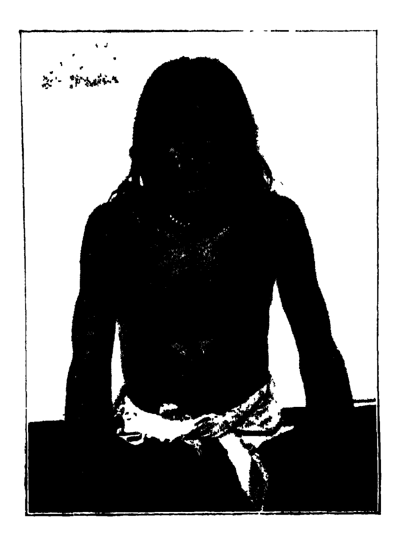
Batak und Gayo zeigen Spuren weddoider Beimischung. Auf Engano und den Mentawei-Inseln sind solche ebenfalls bemerkbar, besonders stark aber auf den Nikobaren, insbesondere unter den Schom Pen im Inneren von Großnikobar (Abb. 441). Auch auf Java und Borneo scheinen einzelne geringe Reste vorhanden zu sein. Deutlich ist die Schicht auf Celebes zu erkennen. Hier gehören ihr, allerdings nicht ungemischt, die Toala auf der südwestlichen, die



Abb. 440. Senoi, Perak, Malaiische Halbinsel
(Nach R. Martin, Die Inlandstamme der Malaiischen Halbinsel)

Tokea auf der südöstlichen Halbinsel an, dann verstreute Reste in der Mitte und im Norden und schließlich ein Teil der Tomuna auf der Celebes im Südosten vorgelagerten Insel Muna. Verschiedentlich hat man auch das Vorhandensein der weddoiden Rasse auf den Philippinen sowie im Osten des Archipels, auf den Molukken, Kleinen Sundainseln usw. vermutet, doch läßt sich darüber vorläufig nichts Gewisses sagen, da wir zwischen jenen wollhaarigen Elementen, die aus einer Mischung von Malaien und Weddoiden und jenen, die durch Mischung von Malaien und Negritos oder Papua entstanden sind, noch nicht mit genügender Sicherheit unterscheiden können.

Recht stark scheint die weddoide Rasse auch auf dem Rumpf Hinterindiens vertreten zu sein. Wahrscheinlich gehört ihr ein großer Teil jener nichtmongoloiden Elemente an, die sich in vielfach durchbrochenem Bogen von den Quellen des Irrawaddy durch das südwestliche China bis in das mittlere und östliche Hinterindien hinziehen. Besonders einige jener Stämme, die wir unter den Sammelnamen Moi und Kha zusammenfassen, scheinen ihre Spuren deutlich zu zeigen (vgl. S. 750).


Abb. 441. Schom Pen, Großnikobar (Phot. E. H. Man)

Außerhalb Südostasiens gehören zur Rasse der Weddoiden die Wedda auf Ceylon, ihre am längsten und besten bekannten Vertreter, nach denen die ganze Rasse benannt wurde, sowie eine Reihe von Wald- und Bergvölkern in Vorderindien. Es ist jedoch nötig, darauf hinzuweisen, daß zwischen jenen westlichen Wellhaarigen und den östlichen, die uns hier beschäftigen, trotz unleugbarer Verwandtschaft auch nicht unbeträchtliche Unterschiede bestehen. So unterscheiden sich insbesondere die Wedda von den östlichen Weddoiden durch dunklere Hautfarbe, stärkere Gesichts- und Körperbehaarung, länglichere Kopfform und verhältnismäßig längere Gliedmaßen.

Während unter den Negritos wenigstens die Andamaner eigene Sprachen, die Semang doch noch einen Teil ihres ursprünglichen Wortschatzes besitzen, haben alle weddoiden Stämme ausnahmlos die Sprache irgendeines kulturell höherstehenden Nachbarvolkes angenommen. Es ist jedoch bemerkenswert, daß sowohl Negritos als auch Weddoide, wenn sie einmal eine solche fremde Sprache übernommen haben, diese gegenüber neuerlichen äußeren Einflüssen mit einer gewissen Zähigkeit festhalten, so daß wir bei ihnen öfters älteren Formen der betreffenden Sprache begegnen als bei deren ursprünglichen Trägern. So sprechen die Wedda einen altsinghalesischen Dialekt, die Sakei von Siak nicht das Malaiische Ostsumatras, sondern Minangkabaumalaiisch. Dasselbe ist bei dem größten Teil der Kubu der Fall, die ein reineres, nicht so stark javanisch beeinflußtes Malaiisch sprechen als die umwohnenden Malaien. Ähnlich sind die

Sprachverhältnisse bei den Negritos der Philippinen. Die Semang und Senoi der Malaiischen Halbinsel sprechen sogar noch austroasiatische Sprachen, obwohl jeder Zusammenhang mit deren ursprünglichen Trägern, den Mon-Khmer-Völkern, seit etwa sechs Jahrhunderten unterbrochen ist.

c) Die Völker der malaiischen Rasse

Schon in früher Zeit begann die wahrscheinlich aus dem inneren Asien kommende, schlichthaarige gelbe Rasse in das bis dahin von kraus- und wellhaarigen Völkern bewohnte südostasiatische Gebiet einzuwandern, und ihr stetes Vordringen hält auch heute noch an. Wie es bei ihrem ungeheuren Verbreitungsgebiet nicht anders zu erwarten ist, bestehen zwischen ihren einzelnen Gruppen sehr erhebliche Unterschiede, so daß wir diese wohl mit demselben Rechte als Unterrassen bezeichnen können, wie wir etwa innerhalb der weißen Rasse von einer mediterranen, einer nordischen und einer vorderasiatischen Rasse sprechen. Die Mongoloiden Südostasiens — so wollen wir die Angehörigen der gelben Rasse in ihrer Gesamtheit nennen — zerfallen zunächst in zwei große Gruppen: Malaien und mongolische Hinterindier. Die Malaien unterscheiden sich in vieler Beziehung so sehr von den übrigen Mongoloiden, daß schon Blumenbach eine selbständige malaiische Rasse neben „Kaukasiern", Negern, Mongolen und Amerikanern aufgestellt hat. Später wollte man im Gegensatz dazu die Malaien bisweilen überhaupt nur mehr als Mischung aus verschiedenen anderen Rassen, Indern, Chinesen usw., gelten lassen. Beide Ansichten gehen entschieden zu weit. Wahrscheinlich bilden die Malaien in anthropologischer Beziehung einen früh abgetrennten Zweig der gelben Rasse, der vielleicht einen älteren, der Entwicklung des eigentlich mongolischen Typus vorausgegangenen Zustand darstellt.

Die Malaien sind untermittelgroß; das Durchschnittsmaß der Männer liegt bei den meisten Völkern zwischen 155 und 162 cm. Die Hautfarbe ist ein meist ziemlich helles Braun; der gelbe Ton tritt, wenn auch vorhanden, weniger hervor als bei den Mongolen. Das schlichte, schwarze Haar ist straff bis flachwellig. Bart und Körperbehaarung sind spärlich. Die Farbe der Iris ist braun, die Bindehaut gelblich. Die Lidspalte ist weiter geöffnet als bei den Mongolen, Schrägstellung der Augen und Mongolenfalte treten

weniger stark und weniger häufig auf als bei diesen. Das Gesicht ist meist ziemlich breit; die Backenknochen treten hervor; die Nase ist fast immer breit, an der Grenze der Mesorrhinie und Chamärrhinie stehend oder aber ausgesprochen chamärrhin. Die Kopfform schwankt zwischen mäßiger Langköpfigkeit und hochgradiger Kurzköpfigkeit. Im allgemeinen sind die mongolischen Merkmale bei den Malaien stark abgeschwächt oder, vielleicht besser gesagt, noch nicht so ausgebildet wie bei den Mongolen. So nähert sich der malaiische Typus in mancher Beziehung dem europäischen und vielleicht noch mehr dem amerikanischen. Mit letzterem teilt er auch den großen Formenreichtum, der zum Teil allerdings auf Mischung mit anderen Rassen (Weddoiden, Negritos, Papua, Chinesen, Indern usw.) zurückzuführen ist, zum Teil aber wohl auch auf eine der malaiischen Rasse ursprünglich innewohnende Mannigfaltigkeit und Wandelbarkeit.

Bisher haben die Anthropologen vergeblich versucht, in den Wirrwarr verschiedener Formen durch Aufstellung von Unterrassen Ordnung zu bringen. Am meisten Verbreitung hat eine Scheidung in „Indonesier“ und „Malaien“ gefunden, wobei man annahm, daß erstere dolichokephal und das ältere, von den brachykephalen Malaien in das Innere der Inseln gedrängte Element seien. Nach Kroeber unterscheiden sich auf den Philippinen die Indonesier durch geringere Körpergröße, schmälere Kopfform und breitere Nasen von den Malaien. Einer genaueren Nachprüfung scheinen jedoch alle derartigen Einteilungen nicht standzuhalten, wenn ihnen auch, wie in Borneo und auf den Philippinen, eine gewisse örtliche Bedeutung zukommt. Insbesondere ist auch darauf hinzuweisen, daß gerade unter den kulturell am tiefsten stehenden und daher wohl als älteste malaiische Schicht anzusehenden Stämmen (Punan usw.) Brachykephalie ziemlich verbreitet zu sein scheint. Die länglichsten Kopfformen findet man im östlichen Indonesien, wo aber papuanische Beimischung in Frage kommt, im Innern von Borneo und bei einigen Bergstämmen der Philippinen. Eine durchgehende Rassenscheidung innerhalb der Malaien läßt sich jedoch auf Grund der Schädelform vorläufig nicht vornehmen.

So werden wir uns bis auf weiteres wohl am besten bescheiden, abgesehen von den noch zu besprechenden Primitivmalaien, eine zwar keineswegs einheitliche, aber von jüngeren (indischen, chinesischen, arabischen usw.) Beimischungen verhältnismäßig freie altmalaiische Schicht oder besser Schichtengruppe anzunehmen,

zu der die Batak auf Sumatra, die Dayak, die Toradscha, die Bergstämme der Philippinen usw. zu rechnen wären, und eine jungmalaiische, die sich erst infolge des Einflusses fremder Kolonisten, höherer Kulturen und der dadurch hervorgerufenen Völkermischung aus der altmalaiischen entwickelt hat. Zur Entstehung dieser jungmalaiischen Völkerschicht, der vor allem die herrschenden Kulturvölker, Malaien, Javanen, Bugi, Makassaren, Ternataner, Tidoresen usw. angehören, haben nicht nur zahlreiche Völker Indonesiens beigetragen, sondern auch Inder, Araber, Chinesen und Europäer. Doch sind manche körperliche Unterschiede zwischen diesen Kulturmalaien und den noch ursprünglicheren Stämmen des Inneren gewiß auch auf Rechnung der veränderten Lebensweise zu setzen.

Wenn wir so die Kulturvölker im großen und ganzen den altertümlicheren Stämmen sowohl in ethnographischer als auch in anthropologischer Beziehung als eine jüngere Schicht gegenüberstellen, so muß doch mit allem Nachdruck betont werden, daß die Herausbildung dieser Schicht in Indonesien selbst in verhältnismäßig später historischer oder doch halbhistorischer Zeit und erst unter dem Einfluß fremder Hochkulturen stattgefunden hat. Dagegen ist es gewiß unrichtig, diese ganze Völkerschicht, wie das bisweilen geschieht, von einer späteren Welle „malaiischer“ Einwanderer herzuleiten, welche die früheren „indonesischen“ Bewohner des Archipels — Dayak, Igorot usw — ins Innere der Inseln gedrängt hätten. Daß die malaiischen Völker, auch abgesehen von den Primitivmalaien, zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Wellen nach Indonesien gekommen sein werden und weder ethnographisch noch anthropologisch eine einheitliche Masse bilden, soll natürlich nicht geleugnet werden. Aber nichts berechtigt uns, gerade die heutigen Kulturvölker für jüngere Einwanderer zu halten als etwa die Dayak oder Toradscha. Zur Zeit als die indische Kolonisation in Indonesien einsetzte, war die Einwanderung der malaiischen Rasse dorthin wohl schon abgeschlossen. Die Herausbildung der jungmalaiischen Schicht hat aber jedenfalls erst nach der Ankunft der Inder und unter ihrem kulturellen und politischen Einfluß begonnen. Wenn wir nicht Indonesien als Ganzes, sondern einzelne Inseln oder Inselgruppen betrachten, so erscheinen allerdings die an den Küsten seßhaften Malaien im engeren Sinn, Bugi, Makassaren usw. als jüngere Einwanderer. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß es sich da nur um recht späte Wanderungen innerhalb Indonesiens handelt.

Das Verbreitungsgebiet der malaiischen Rasse in Asien deckt sich keineswegs mit dem der malaiischen oder besser indonesischen Sprachen. Während einerseits eine ganze Anzahl von rassenfremden Völkern indonesische Sprachen angenommen hat (Negritos der Philippinen, manche Weddoide und Papua), scheint die malaiische Rasse auf dem asiatischen Festland weit über das

Gebiet der indonesischen Sprachen hinauszugreifen, ja es ist beim gegenwärtigen Stand der Forschung überhaupt nicht möglich, eine halbwegs genaue Grenzlinie zwischen malaiischer und mongolischer Rasse zu ziehen. Dies mag z. T. daher kommen, daß die ältesten mongolischen Einwanderer in Hinterindien vielleicht selber noch in mancher Beziehung den Malaien nahestanden. Vor allem aber können wir mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß malaiische Völker die Vorgänger der jetzigen Hinterindier waren und zum großen Teil in ihnen aufgegangen sind. Daß es auf dem Rumpf der hinterindischen Halbinsel, abgesehen vom äußersten Osten, jetzt keine malaiischen (indonesischen) Sprachen mehr gibt, ist kein zwingender Beweis dagegen. Sehen wir doch an dem Beispiel der Mon in Birma, der Khmer in Siam, wie einst weitverbreitete Sprachen aus großen Länderstrecken innerhalb weniger Jahrhunderte ganz verschwinden können, während doch die Bevölkerung als solche, wenn auch mehr oder weniger gemischt, in anderem nationalen Gewande weiterlebt. Am deutlichsten tritt das malaiische Element unter den Bergvölkern des Westens und des Ostens zutage, am stärksten bei den Naga in Assam und bei einigen Moistämmen in Französisch-Indochina. Aber auch unter Kulturvölkern, wie den Birmanen, Siamesen, Schan und Khmer, ist es unverkennbar. Tatsächlich findet man immer wieder zahlreiche Einzelpersonen, stellenweise aber ganze Völker, bei denen man schwanken kann, ob man sie ihrer Rasse nach eher zu den Malaien oder zu den Mongolen rechnen soll.

Daß die Malaien sich vielfach *mit den früheren Bewohnern* des Landes, im Westen mit Negritos und besonders mit Weddoiden, im östlichen Indonesien mit Papua *gemischt* haben, wurde schon gesagt. Die Bewohner der unmittelbar der Küste Neuguineas vorgelagerten Inseln Waigéu, Salawati, Misool usw. sind zum großen Teil reine *Papua*. Aber auch auf den Kei-Inseln, auf den Molukken, insbesondere auf Ceram, Ambon, den Sula- und den Ceramlautinseln, auf den Südwest- und Südostinseln tritt das papuanische Element mehr oder weniger deutlich zutage. Noch stärker vertreten ist es im westlichen Teil von Timor, auf Flores und, vielleicht neben *australischen* Elementen, auf Wetar und den Aruinseln (Taf. XXXV und XLII).

Übrigens sind papuanische Rassenmerkmale nicht in allen Fällen auf Reste einer Urbevölkerung zurückzuführen. Neuguinea wurde jahrhundertelang von malaiischen und bugischen Sklavenhändlern heimgesucht, die bis vor wenigen

Jahrzehnten papuanische Sklaven sogar bis nach Celebes und Borneo verschleppten. Auch Einfälle papuanischer Seeräuber von Neuguinea her haben im östlichen Indonesien stattgefunden und gelegentlich zu länger dauernden Niederlassungen geführt.

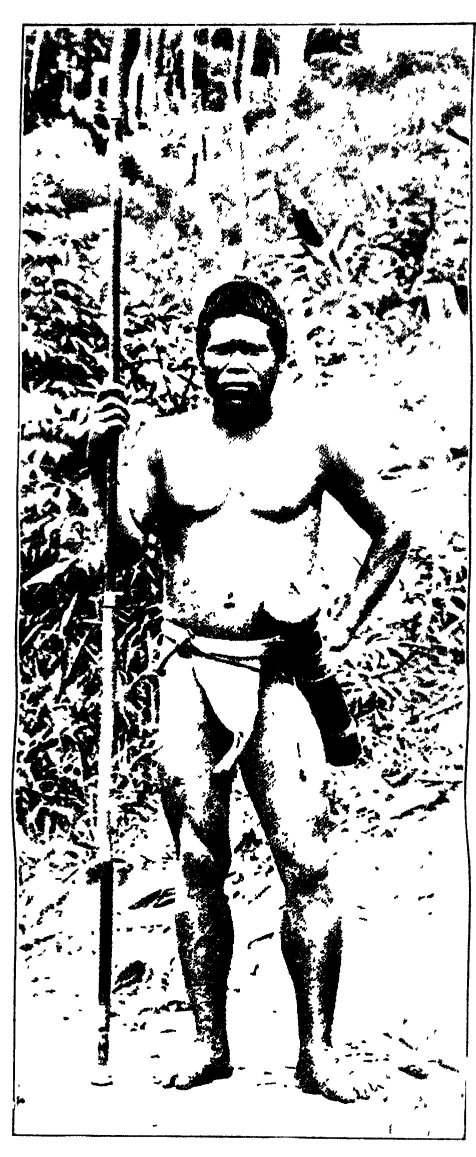


Abb. 442. Dschakun mit Blasrohr und Köcher für Blasrohrpfeile, Selangor, Malaiische Halbinsel (Nach W. W. Skeat and C. O. Blagden. Pagan Races of the Malay Peninsula)

Als älteste malaiische Schicht Südostasiens müssen wir wohl jene Völker ansehen, die schon mehrfach als Primitivmalaien erwähnt wurden. Obwohl jedenfalls auch gewisse rassenhafte Unterschiede gegenüber anderen Malaien vorhanden sind, wäre uns diese Schicht doch ohne ihre kultureile Sonderstellung gar nicht greifbar. Es sind durchweg Stämme, die entweder noch jetzt auf einer ähnlich niedrigen Kulturstufe von Sammlern und Jägern stehen wie Aëta, Semang, Senoi usw., oder bei denen diese Kulturstufe doch noch erkennbar durchschimmert, so daß man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit sagen kann, daß sie vor noch nicht langer Zeit und meist erst unter dem Einfluß von Hochkulturvölkern zum Feldbau übergegangen sind. Es gehören dazu die Dschakun (Abb. 442), Mantra, Besisi und Blandas der Malaiischen Halbinsel, die Orang Benua auf den Inseln des Riauarchipels, wahrscheinlich auch die

ältesten Bewohner der Inseln Banka und Billiton und eine Reihe kleiner Völkerschaften in Sumatra, wie die Orang Mamak, Orang Lubu, Orang Talang, Kubu usw. Alle diese Stämme sind mehr oder weniger stark mit Weddoiden gemischt, so daß man in manchen Fällen (z. B. bei den Kubu) im Zweifel darüber sein kann, welche der beiden Rassen überwiegt. Jene der Malaiischen Halbinsel enthalten außerdem noch eine nicht unbeträchtliche Beimischung von Semang. Reiner hat sich die primitivmalaiische Rasse auf Borneo erhalten, wo ihr die Punan, Ot, Bukitan und einige andere Stämme angehören. Dagegen sind die ihrem Grundstock nach wahrscheinlich primitivmalaiischen Tagbanua auf Palawan und die Mangyan auf Mindoro (Abb. 484) wiederum stark mit Negritos gemischt.

Eine Abzweigung der Primitivmalaien bilden die Orang Laut („Wassermenschen"), Fischer- und Sammlervölker, die, soweit sie noch halbwegs ihre ursprüngliche Kultur bewahrt haben, ohne feste Wohnsitze auf Booten oder Flößen umherziehen und den größten Teil ihres Lebens auf dem Wasser, sei es auf dem Meer, sei es auf Flüssen, verbringen. Ihre Urheimat lag, dafür sprechen ihre anthropologische Zusammensetzung und die mündlichen Überlieferungen mancher ihrer Zweige, wahrscheinlich an den Küsten des südlichen Teils der Malaiischen Halbinsel. Von hier haben sie sich wohl in einer Reihe verschiedener Wanderzüge, z. T., wie es scheint, in nicht allzuferner Vergangenheit, nordwärts bis nach Birma und nach Süden und Osten über die Küsten fast des ganzen Malaiischen Archipels ausgebreitet. Ihrer Rasse nach sind sie stark gemischt. Der Grundstock scheint überall primitivmalaiisch zu sein, doch enthalten sie eine ziemliche Menge anderer Rassenbestandteile, und zwar wahrscheinlich sowohl negritischer (Semang), als auch weddoider (Senoi). Vielfach werden die Orang Laut als besonders groß und kräftig geschildert, mit dunkler Hautfarbe und häufig krausem Haar. Andere Stämme wieder, wie z. B. die Akit an der Ostküste Sumatras und auf den Nebenflüssen des Siak, sind ausgesprochen kleinwüchsig. Den nördlichsten Zweig der Orang Laut bilden die Selon oder, wie sie sich selbst nennen, Mauken, auf den Inseln des Merguiarchipels an der Küste der birmanischen Provinz Tenasserim. Auch bei ihnen tritt die starke Rassenmischung klar zutage: malaiischer Grundstock, sehr hellhäutige Leute neben dunkelschokoladefarbenen, schlichtes, gewelltes, krauses Haar, vor-

wiegend mesokephale Kopfform, jedoch ein hoher Prozentsatz von Dolicho- und Brachykephalen, die Mehrzahl der Leute von malaiischem Typus, aber einzelne mit ausgesprochen mongolischen, europäerähnlichen oder weddoid-negritischen Gesichtszügen. — Anschließend an die Selon finden wir Orang Laut längs der ganzen Westküste des siamesischen Teiles der Malaiischen Halbinsel. Ihr Hauptverbreitungsgebiet jedoch bilden die Küsten und Inseln des südlichen, engsten Teiles der Straße von Malakka, die Flußmündungen des Sultanats Dschohor und die Inseln des Riau- und des Linggaarchipels. Auf der Insel Singapur waren sie vor der Ankunft der Engländer fast die einzigen Bewohner und sind auch jetzt noch nicht ganz verschwunden. Vielfach wurden die Orang Laut dieser Gegenden auch Orang Rayat genannt, d. h. Untertanen, nämlich des Sultans von Dschohor. Zu nennen sind unter anderen die Sletar und Beduanda Kallang von Singapur und Dschohor und die Mantong der Linggainseln, ferner weiter südlich die Orang Sekah von Banka und Billiton. Auch auf den Tambelan-, Anambas- und Natunainseln der südchinesischen See leben Orang Laut. Auf Borneo, Celebes, den Molukken, den kleinen Sunda-, Südwest- und Südostinseln sind sie unter dem Namen Badscho, auf den Suluinseln als Samal bekannt. Über ihre Mischung mit malaiischen, bugischen und chinesischen Seeräubern s. S. 800.

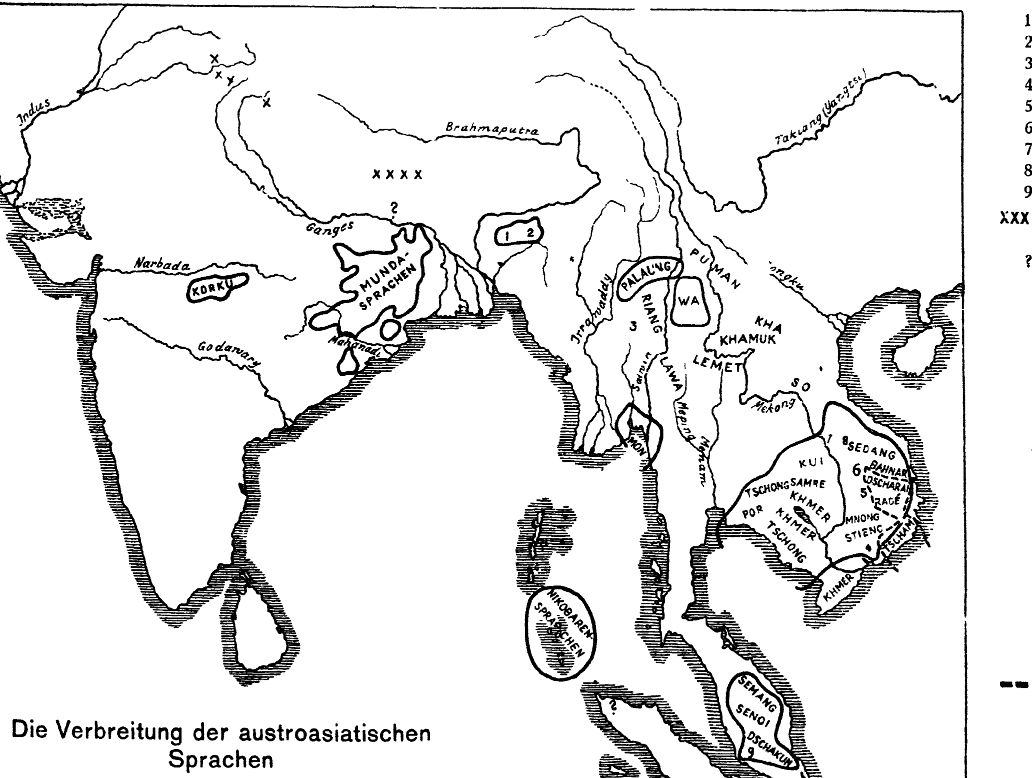
In welchem Verhältnis die Primitivmalaien zu den höheren malaiischen Schichten stehen, ist fraglich. Sind letztere an Ort und Stelle durch Kulturübertragung von außen her aus Primitivmalaien entstanden, so daß also etwa die Dschakun und Punan nur auf einer älteren Kulturstufe stehengebliebene Teile derselben Volkerschicht wären wie die Batak, Dayak usw.? Oder aber sind diese feldbautreibenden Völker schon im Besitze einer höheren Kultur nach Indonesien gekommen, also wohl wesentlich später als die Primitivmalaien? Daß ein großer Teil der Malaien (im engeren Sinn) der Malaiischen Halbinsel, Ostsumatras und der dazwischenliegenden Inseln aus primitivmalaiischen und weddoiden Stämmen hervorgegangen ist, die einfach die höhere Kultur ihrer Nachbarn und Beherrscher, vor allem den Islam angenommen haben, läßt sich geschichtlich belegen, ja dieser Vorgang ist auch heute noch, sogar in verstärktem Maße, zu beobachten. Ähnlich leiten in Borneo zahlreiche Dörfer der Kayan und anderer Dayakstämme ihre Abstammung von seßhaft gewordenen Punan her. Die größere Wahrscheinlichkeit spricht jedoch dafür, daß die feldbautreibenden Völker schon als solche, also getrennt von den Primitivmalaien und später als diese nach Indonesien gekommen sind. Ob dann die Primitivmalaien bei ihrer Einwanderung schon Träger malaiopolynesischer (austronesischer) Sprachen waren, ist durchaus unsicher. Bestimmt haben sie in vielen Fällen ebenso wie andere primitive Völker die Sprachen höher kultivierter Nachbarn

angenommen, doch läßt sich darüber bei der ganz ungenügenden Kenntnis ihrer sprachlichen Verhältnisse nichts Gewisses sagen. Die Urteile der Forscher schwanken in beträchtlichem Maße. So werden z. B. die Sprachen der Dschakun auf der Malaiischen Halbinsel von P. W. Schmidt in engsten Zusammenhang mit den austroasiatischen Sprachen der Mon und Khmer gebracht, während C. O. Blagden sie im wesentlichen als indonesische Sprachen ansieht, die in geringem Maße austroasiatisch beeinflußt seien, denen jedoch eine ältere, weder indonesische noch austroasiatische, noch nicht näher zu bestimmende Schicht zugrunde liege. Ebenso ungenügend sind wir auch über die Sprachen der Orang Laut unterrichtet.

Wir kommen nun zu jener Gruppe von Völkern, die wir mit Sicherheit als ursprüngliche Träger austronesischer (malaio-polynesischer) Sprachen ansehen können. Sie waren wohl zugleich die Träger jener Kulturen niederer Feldbauer, die wir noch heute in Ozeanien und in vielen Gegenden Indonesiens herrschend finden, vielfach durchsetzt mit Resten älterer Kulturen und selbst oft wieder als Unterlage für höhere Kulturen dienend. Als kühne Seefahrer haben sie von den Inseln Indonesiens aus in geradezu beispiellos weiten Wanderzügen ihre Rasse, ihre Sprache und Kultur west-wärts bis Madagaskar, ostwärts bis zur Osterinsel getragen, ja wohl auch das amerikanische Festland erreicht. Papua und Melanesier, Negritos und Weddoide haben von ihnen tiefgehende Einflüsse erfahren.

Ihrer Sprache nach gehören die heutigen Völker des Malaiischen Archipels mit wenigen Ausnahmen dem indonesischen Zweig der malaiopolynesischen oder, wie wir sie mit P. W. Schmidt nennen wollen, der austronesischen Sprachgruppe an, die selbst wieder nach dem genannten Forscher mit der austroasiatischen Sprachgruppe zusammen den austrischen Sprachstamm bildet. Andere Zweige derselben Sprachgruppe sind der melanesische und der polynesische.

Die Herkunft der austronesischen Völker liegt noch fast ganz im Dunkeln. Kern hat auf Grund sprachlicher Untersuchungen vermutet, daß ihre Urheimat an den Küsten Hinterindiens gelegen habe, und zwar wahrscheinlich in jenen östlichen Ländern, wo man noch heute Sprachen mit überwiegend indonesischem Wortschatz findet. Zu diesen Sprachen, die wir wohl als indonesisch-austroasiatische Mischsprachen ansehen müssen, gehören das Tscham, Dscharai, Radé, Pih, Raglai und andere in Annam, Kambodscha und den unteren Laosländern. Es ist jedoch sehr fraglich. ob wir es hier tatsächlich mit Resten einer älteren Bevölkerungsschicht zu tun haben oder nicht vielmehr mit Spuren einer späteren Rückwanderung indonesischer Völker. War ja die Ostküste Hinterindiens auch in historischer Zeit immer besonders stark Einwirkungen vom Malaiischen Archipel her ausgesetzt.



Die Verbreitung der austroasiatischen Sprachen

1 Khasi
2 Sinteng
3 Danau
4 Trau, Ma und Sop
5 Tiom-Puŏn
6 Brau
7 Bolowen
8 Kaseng, Alak, Kontu
9 Besisi

XXX Austroasiatisch beeinflußte Himalayasprachen

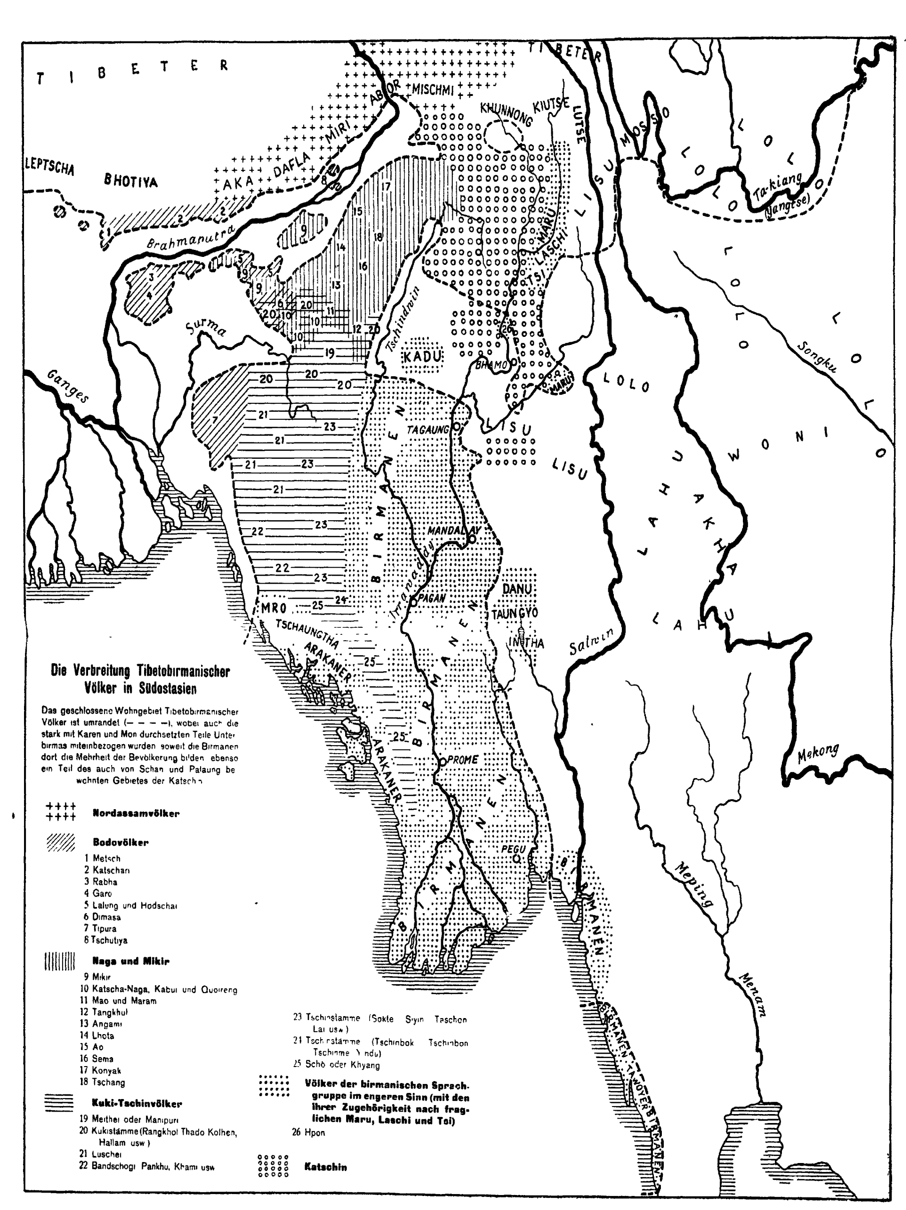
? Fragliche Spuren austroasiat. Spracheinflusses in Vorderindien (Bihar) und Sumatra (Atscheh).

Über die Verbreitung des stark mit austroasiatischen Elementen durchsetzten Annamitischen und Muŏng s. Karte: Die Verbreitung der Annamiten, Karen und Tai.

Mehr oder weniger geschlossene austroasiatische Sprachgebiete sind umrandet. Hierbei sind die Dschakunsprachen, trotz ihrer nicht ganz sicheren Zugehörigkeit, zu den austroasiatischen Sprachen gerechnet worden. Von den zahlreichen Sprachen und Dialekten der Moistämme konnten des geringen Maßstabes wegen nur einige wenige eingetragen werden.

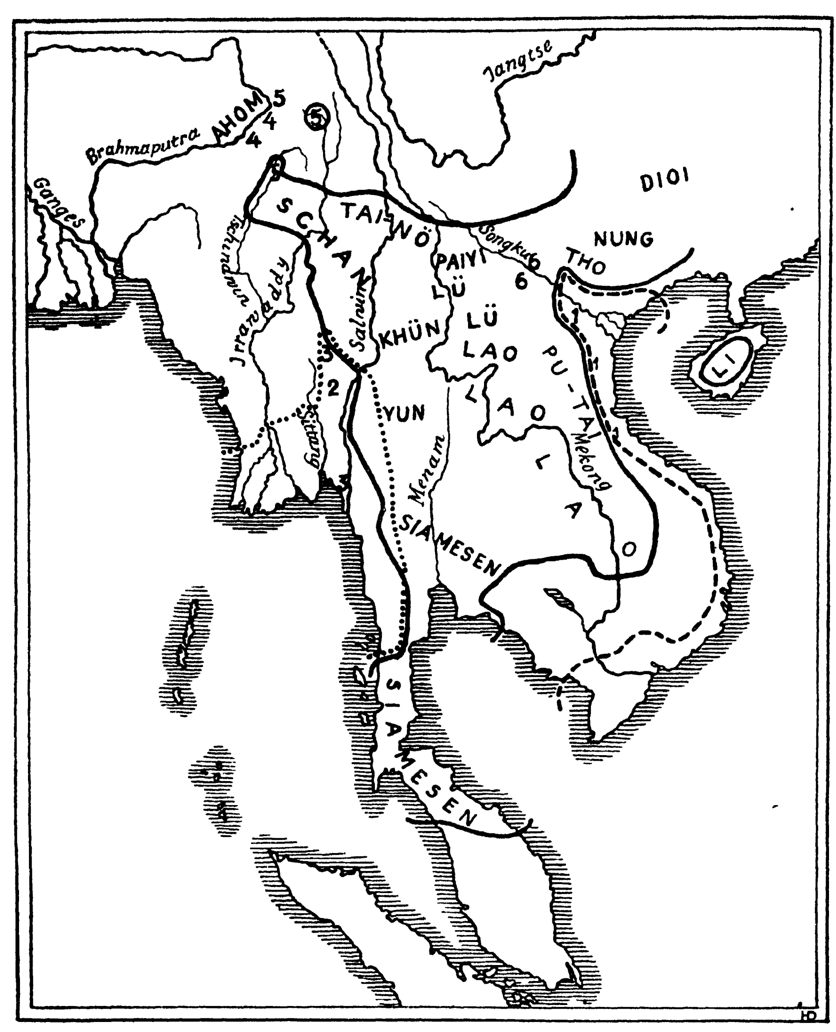
▬▬ Grenze des Verbreitungsgebietes austroasiatisch - indonesischer Mischsprachen. Die Niederlassungen der Tscham in Kambodscha, der Mon in Siam und Palaung in den südlichen Schanstaaten wurden nicht eingezeichnet.

Verlag von Strecker und Schroder in Stuttgart



Buschan, Illustrierte Volkerkunde II

Verlag von Strecker und Schroder in Stuttgart



Buschan, Illustrierte Völkerkunde II

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Die Verbreitung der Annamiten, Karen und Tai

▬ ▬ Grenze des Wohngebietes der Annamiten und Muöng

1 Muöng

•••• Grenze des Verbreitungsgebietes der Karen

2 Bué-Karen (Karenni, Karennet Padaung, Bre usw.)

3 Taungthu

— Grenze des zusammenhängenden, wenn auch mit zahlreichen anderen Völkern durchsetzten Wohngebietes der Taivölker. Für den Nordosten fehlen alle Unterlagen, weshalb die Grenze dort offen gelassen ist.

4 Kleine Taistämme Assams (Aiton Nora, Phakial, Turung)

5 Khamti

6 Weiße, Schwarze, Rote Tai. Nhang usw.

Am naheliegendsten wäre es wohl, an eine Einwanderung der Austronesier über die Malaiische Halbinsel nach Indonesien zu denken. Allein dagegen spricht, daß gerade jene Völkerschicht niederer Feldbauer, die wir als die ursprünglichen Träger der austronesischen Sprachen ansehen müssen, nicht nur auf der Malaiischen Halbinsel selbst, sondern auch in den benachbarten indonesischen Gebieten, Riau-Lingga Inseln, Ostsumatra, Banka und Billiton, vollkommen fehlt. Überall findet man neben Kulturvölkern hier nur primitive Sammler, Jäger und Fischer (Semang, Senoi, Kubu, Orang Benua, Orang Laut) oder doch solche Stämme, die noch in nicht zu ferner Vergangenheit auf dieser Stufe gestanden haben dürften (Besisi, Dschakun, Orang Lom von Banka usw.). Soweit uns Reiseberichte und einheimische Geschichtswerke oder mündliche Überlieferungen einen Blick in die Vergangenheit zu tun erlauben, immer wieder dasselbe Bild: Khmer, Siamesen, Malaien, Javanen mit hinduischer, buddhistischer, islamischer Kultur als Kolonisten in einem sonst nur von Primitivvölkern bewohnten Gebiet; jene mittleren Schichten, wie sie heute noch durch die Batak, Dayak, Igorot, Toradscha usw. dargestellt werden, scheinen, wenn man etwa von dem nördlichsten, in früheren Jahrhunderten durch Batak kolonisierten Teil der sumatranischen Ostküste absieht, in dem angegebenen Gebiet völlig zu fehlen. Und gerade die Tatsache, daß diese Gegenden außerhalb des Hauptwanderstromes der austronesischen Völker lagen, wird wohl die Ursache davon sein, daß die Primitivvölker sich hier bis auf den heutigen Tag in verhältnismäßig so großer Zahl und Ausdehnung erhalten haben. Für die Austronesier aber müssen wir, bis uns etwa prähistorische Funde eines Besseren belehren, mit der Einwanderung auf einem weiteren Seeweg rechnen, etwa von Birma nach Nordsumatra oder von Annam und Kambodscha nach Borneo. Auch eine Wanderung von Südchina über Formosa und die Philippinen läge im Bereich der Möglichkeit.

Wichtig für die Lösung der Frage nach der Herkunft der Malaiopolynesier ist die Frage des Verhältnisses der austronesischen Sprachen zu den austroasiatischen. Hat die Trennung der beiden Völker- und Sprachgruppen erst in Südostasien stattgefunden, so zwar, daß das Stammvolk in Hinterindien saß und ein Teil davon nach den Inseln auswanderte? Dann hätten sich aus dem auf dem Festland zurückgebliebenen Teil die austroasiatischen Völker und Sprachen, aus dem ausgewanderten die austronesischen entwickelt. Oder aber sind Austroasiaten und Austronesier schon getrennt nach Südostasien gekommen? Dann müssen wir die Austroasiaten oder vielmehr die Mon-Khmer-Völker, die ursprünglichen Träger der austroasiatischen Sprachen, als eine spätere Völkerwelle ansehen, welche die vor ihnen in Hinterindien seßhaften Malaiopolynesier, die Träger der austronesischen Sprachen, vom Festlande verdrängten oder aufsogen. Für beide Auffassungen lassen sich manche Gründe anführen, doch scheint sich bei genauer Überlegung die Wagschale zugunsten der zweiten zu neigen, der wir deshalb, wenn auch mit allem Vorbehalt, folgen wollen (vgl. hiezu auch S. 761).

Eine genaue, auf Verwandtschaft beruhende Einteilung der indonesischen Sprachen läßt sich noch nicht geben; doch kann man eine westliche Gruppe unterscheiden, welche die Sprachen der

Malaiischen Halbinsel, Sumatras und der umliegenden Inseln, Javas, Balis und Madagaskars umfaßt, und eine östliche, die sich über Formosa, die Philippinen, Celebes, die Molukken, die Kleinen Sundainseln außer Bali, die Südwest- und Südostinseln usw. erstreckt. Die Sprachen Borneos scheinen eine Mittelstellung zwischen beiden Gruppen einzunehmen. Innerhalb der östlichen Gruppe ist wiederum die kleinere philippinische Sprachgruppe besonders hervorzuheben, der die Sprachen Formosas, der Philippinen, der Talaut- und Sangi-Inseln und der Landschaft Minahassa in Nordcelebes angehören. Ein Teil der ostindonesischen Sprachen auf den Molukken, den Kleinen Sundainseln und den Inseln der Banda- und der Alfurensee hat tiefgehende Einflüsse von seiten eines stammfremden, nichtaustronesischen Elements erlitten. Es ist eben jenes Gebiet, in dem, wie wir gesehen haben, auch papuanische und vielleicht australische Rassenbestandteile vorhanden sind. Im nördlichen Teil der Insel Halmahera und auf einigen benachbarten Inseln, insbesondere auf Morotai, Ternate und Tidore, gibt es sogar heute noch nichtaustronesische Sprachen, deren genaue Stellung noch nicht feststeht, deren Bau aber Übereinstimmungen mit gewissen Papuasprachen aufweisen soll. Es sei jedoch ausdrücklich bemerkt, daß gerade im Verbreitungsgebiet dieser sogenannten Nordhalmaherasprachen kein stärkeres Hervortreten des papuanischen Rassenelementes zu beobachten ist.

Durch die Völker Indonesiens — und ähnliches finden wir auch auf dem Festland — geht, großenteils parallel mit anthropologischen und linguistischen Unterschieden, eine ziemlich scharfe Spaltung, welche die Völker höherer und niederer Kultur voneinander trennt. Die indische Kultur und später der sie beerbende Islam haben den Völkern, die sie annahmen, ein außerordentliches, kulturelles sowohl als politisches Übergewicht über ihre auf ursprünglicheren Stufen stehengebliebenen Verwandten gegeben. Große Reiche entstanden, die sich bisweilen über beträchtliche Teile des Archipels erstreckten und dem jeweils herrschenden Volk die Ausbreitung über fremde Länder ermöglichten. So bildeten sich jene meist küstenbewohnenden und seetüchtigen Kulturvölker, deren Angehörige z. T. nach Millionen zählen, gegenüber den nach wenigen Tausenden oder Zehntausenden zählenden Stämmen der Dayak oder Toradscha. Sie sind aus einer Mischung nicht nur fast sämtlicher Küsten- und vieler Binnenvölker des Archipels entstanden, sondern haben auch

große Mengen indischen, arabischen und chinesischen Blutes in sich aufgenommen und bilden jene Völkerschicht, die oben (S. 699) die jungmalaiische genannt wurde.

Es ist bezeichnend, daß gerade auf Java, wo die indische Kultur ihre höchste Blüte erlebt hat, abgesehen von den kleinen Bergstämmen der Badui, Kalang und Tenggerer, nur drei große Völker wohnen: Sundanesen im Westen, Javanen in der Mitte und im Osten, dazu im Osten noch Maduresen, ursprünglich von der Insel Madura hergekommen. Den stärksten Gegensatz dazu bildet das Völkergewirr im Inneren Sumatras, Borneos und Celebes'.



Abb. 443. Minangkabaumalaie, Westsumatra

Soweit man in der Geschichte zurückblickt, sieht man ein ununterbrochenes Umherwandern der Küstenvölker, die bald als friedliche Kolonisten, bald als Eroberer oder Seeräuber in den entferntesten Teilen des Archipels neue Niederlassungen gründen. Javanen siedelten sich im östlichen Sumatra an, wo Palembang der Mittelpunkt ihrer Macht ward, wo aber ihre Spuren bis in den äußersten Norden der Insel nachweisbar sind. Javanische Kolonisten aus Palembang scheinen eine Rolle bei der Gründung der Städte Singapur und Malakka gespielt zu haben. Javanischer Herkunft ist auch zum großen Teil die Küstenbevölkerung von Südborneo. Selbst auf den Molukken gab es schon in alter Zeit javanische Niederlassungen.

Die Malaien im engeren Sinn (ja nicht zu verwechseln mit der malaiischen Rasse) stammen ihren eigenen Überlieferungen nach aus den westlichen Hochländern von Sumatra, insbesondere

aus Minangkabau. Zur Zeit, als sie die Flüsse hinab an die Ostküste der Insel zogen, hatten sie wohl schon unter indischem Einfluß eine gewisse Kulturhöhe erreicht. In Ostsumatra kamen sie unter den Einfluß der noch stärker mit indischer Kultur durchtränkten Javanen. Von Palembang aus gründeten sie, ihren eigenen, im siebzehnten Jahrhundert entstandenen Geschichtswerken zufolge, im Jahr 1160 die Stadt Singapur. Diese soll im Jahr 1252 durch ein Heer des Königs von Madjapahit auf Java zerstört worden sein, worauf ihre Einwohner an die Küste des Festlandes flüchteten und die Stadt Malakka gründeten. Neuere Untersuchungen haben es jedoch wahrscheinlich gemacht, daß dieses Ereignis beträchtlich später, vielleicht gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts, stattgefunden hat. Dagegen zeigt eine im Norden der Malaiischen Halbinsel aufgefundene Inschrift, daß die politische Oberhoheit Palembangs sich schon im achten Jahrhundert, wenigstens zeitweise, auf jene Gegenden erstreckte, wenn es auch fraglich ist, ob damals schon eine wirkliche Besiedlung der Halbinsel durch Malaien stattfand. Wichtig für die Ausbreitung der Malaien wurde die Eroberung der Stadt Malakka durch die Portugiesen im Jahr 1511. Viele Unzufriedene wanderten damals aus und siedelten sich an anderen Stellen der Halbinsel an. Das eigentliche Erbe von Malakka übernahm das Sultanat Dschohor.

Die Küstenländer der Straße von Malakka sind die Wiege des malaiischen Volkes. Hier blühen noch heute malaiische Reiche, wenn auch unter britischer oder holländischer Oberhoheit. Von hier haben sich die Malaien nordwärts bis über die Landenge von Kra, nach Süden und Osten aber über den ganzen Archipel verbreitet. Vielfach traten sie als Staatengründer auf, insbesondere auf Borneo. Überall aber hafteten sie an den Küsten und Flußufern; die eigentlichen Berg- und Waldgebiete des Binnenlandes haben sie gemieden, im Gegensatz zu den Völkern älterer Kulturschichten, deren auf Rodungen betriebener Hackbau gerade in solchen Gegenden den günstigsten Boden findet. So konnten sich im Innern der von eigentlichen Malaien besiedelten Gebiete bis auf den heutigen Tag primitive Jäger- und Sammlervölker erhalten, und zwar nicht nur auf der Malaiischen Halbinsel und in Ostsumatra, sondern sogar im Innern der kleinen Inseln des Riau-Lingga-Archipels.

Zwei Umstände haben die Ausbreitung der Malaien außerordentlich gefördert, der Islam und die europäische Herr-

schaft. Nach ihren eigenen Angaben wurde der Islam in Malakka Ende des dreizehnten Jahrhunderts eingeführt, in Wirklichkeit vielleicht erst im vierzehnten oder fünfzehnten. Die Malaien waren es, die ihn über die Küsten des Archipels verbreiteten. Gerade der Islam aber gab ihnen ein moralisches Übergewicht über die anderen Völker. In vielen Gegenden wird Mohammedaner und Malaie geradezu als gleichbedeutend angesehen. Der Dayak, der den Islam annimmt, nimmt gleichzeitig malaiische Tracht und Sitte an, wird Malaie. So vermehren die immer noch fortschreitenden Bekehrungen gleichzeitig auch die Volkszahl der Malaien. Die Malaien von Malakka waren das erste Volk Südostasiens, mit dem die Portugiesen in Berührung kamen. So geschah es, daß diese sich malaiischer Dolmetscher und der malaiischen Sprache auch im Verkehr mit den anderen Völkern des Archipels bedienten. Die Ausdehnung der portugiesischen Herrschaft, insbesondere auf den Molukken, bedeutete zugleich die Ausbreitung der malaiischen Sprache, die „Malaiisierung" der Küstenbevölkerung. Von den Portugiesen übernahmen die Niederländer den Gebrauch der malaiischen Sprache und verbreiteten und verbreiten ihn immer noch weiter. Durch das Zusammenwirken der drei erwähnten Ursachen, malaiische Kolonisation, Islamisierung und Gebrauch der malaiischen Sprache durch die Europäer, wurde diese mit der Zeit zur Verkehrssprache für den ganzen Archipel bis nach Neuguinea. Das Malaiische ist eine äußerst gemischte Sprache; ent-



Abb. 444 Malaiinnen aus der Gegend der Landenge von Kra

hält es doch neben vielen Sanskritworten auch zahlreiche arabische, persische, hindustanische, tamilische und portugiesische Bestandteile und hat in neuerer Zeit auch holländische, englische und chinesische Worte aufgenommen. Von seinen zahlreichen Mundarten gilt die von Dschohor und Riau als die beste.

Die Malaien im engeren Sinne sind, wie wir gesehen haben, ein erst in verhältnismäßig junger Zeit und erst unter indischen und mohammedanischen Kultureinflüssen entstandenes Volk. Obwohl ihre Zahl heute wohl vier bis fünf Millionen betragen dürfte, bilden sie doch nur einen Bruchteil der Bevölkerung Indonesiens und erreichen z. B. die Javanen bei weitem nicht an Kopfzahl. Den Europäern jedoch erschienen sie zur Entdeckungszeit und noch lange nachher von so überragender Bedeutung, daß nicht nur die in ihrem Südteil von ihnen bewohnte Halbinsel und die ganze ostindische Inselwelt nach ihnen „Malaiische Halbinsel“ und „Malaiischer Archipel“ benannt wurden, sondern daß man auch die ganze Völkergruppe, von der sie nur einen der jüngsten Zweige bilden, als „malaiische“ Völker bezeichnet und sich gewöhnt hat, von „malaiischen Sprachen“ und einer „malaiischen Rasse“ zu reden. Begreiflicherweise hat dieser Doppelsinn des Namens Malaien, einmal für ein einzelnes Volk, dann wieder für eine ganze Völker- und Sprachengruppe, ja für eine Rasse, zu einer ganzen Kette von Mißverständnissen geführt, die sich bis in manche wissenschaftliche und noch mehr unwissenschaftliche Bücher der allerjüngsten Vergangenheit verfolgen lassen. Wir haben, dem Vorgang P. W. Schmidts folgend, statt „malaiische“ „indonesische“, statt „malaiopolynesische“ „austronesische Sprachen“



Abb. 445. Malaie aus Perak, Malaiische Halbinsel
(Phot A. Grubauer)

gesetzt. Leider läßt sich der tiefeingewurzelte Ausdruck „malaiische Rasse“ schwer umgehen. Der Name „Indonesier“ empfiehlt sich in anthropologischer Hinsicht deswegen nicht, weil manche Gelehrte ihn, wie bereits erwähnt, für eine vermutete, angeblich langköpfige und ältere, von der „malaiischen“ verschiedene Rasse gebraucht haben und aus seiner Verwendung nur neue Mißverständnisse entstehen könnten. So bleibt der Name „Malaien“ als Rassenbezeichnung vorläufig noch, bis ein besserer gefunden wird, ein notwendiges Übel. Auch werden wir bei der ungeheueren Rassenverschiedenheit zwischen den in der Gegenwart austronesischsprechenden Völkern — man denke an die Melanesier — des Ausdruckes „Malaiopolynesier“ für die ursprünglichen Träger der austronesischen Sprachen nicht entraten können. Es sei hier jedoch nochmals mit allem Nachdruck davor gewarnt, etwa die Malaien im engeren Sinn als die reinsten und typischesten Vertreter der malaiischen Rasse ansehen zu wollen.



Abb. 446. Vornehmer Bugi aus Boni, Südcelebes
(Nach F. Sarasin, Die Varietäten des Menschen auf Celebes)

Gerade bei den Malaien der Malaiischen Halbinsel ist es nicht schwer, die außerordentliche Völker- und Rassenmischung nachzuweisen, aus der sie hervorgegangen sind. Wie wir gesehen haben, hat wohl schon in der frühesten Zeit der Besiedlung des Landes eine Vermischung mit Javanen stattgefunden. Seit dem sechzehnten Jahrhundert sind Völkersplitter aus den verschiedensten Gegenden des Archipels hinzugekommen: Atscheher, Minangkabauer und andere aus Sumatra, Makassaren und insbesondere Bugi aus Celebes. Aber auch Inder, Araber, Chinesen, Siamesen, wahrscheinlich auch Khmer, sind in den Malaien aufgegangen, schließlich auch Teile der Urbevölkerung des Inlandes und der Orang Laut.

Aus ähnlichen Mischungen sind wohl auch die anderen großen

Küstenvölker Indonesiens hervorgegangen. Zu erwähnen sind zunächst die Atscheher in Nordsumatra, deren Reich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert eines der mächtigsten in Indonesien war. Sie sind schon früh zum Islam übergegangen und haben viel indisches und arabisches Blut in sich aufgenommen.

Eine wichtige Rolle haben im ostindischen Archipel durch Jahrhunderte zwei im südlichen Celebes ansässige Völker gespielt: Makassaren und Bugi. Das Reich Makassar oder Gowa, im äußersten Südzipfel der südwestlichen Halbinsel von Celebes gelegen, hat im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert weite Gebiete, insbesondere einen Teil der Kleinen Sundainseln (Lombok, Sumbawa, Flores) in seinen Machtbereich gezogen. Makassar ist noch heute eine der wichtigsten Handelsstädte Niederländisch-Indiens, und Makassaren findet man in vielen Hafenplätzen des östlichen Indonesien. Noch viel weiter verbreitet als sie sind die Bugi. Ihre Heimat bildeten ursprünglich die Küstengebiete des Golfes von Boni zwischen den beiden südlichen Halbinseln von Celebes. Ihre wichtigsten Staaten dort sind Boni selbst, Wadjo und Luwu. Sie gehören zu den kühnsten Seefahrern des Archipels und haben als Kaufleute, Kolonisten und Seeräuber ihre Fahrten und Niederlassungen so ziemlich auf alle Küsten von Sumatra bis Neuguinea ausgedehnt. Man findet sie heute an einem großen Teil der Küste von Celebes, an der West- und Ostküste Borneos, im Riau-Lingga-Archipel, auf der Malaiischen Halbinsel und auf den Kleinen Sundainseln. In Ostsumatra, auf der Malaiischen Halbinsel und den Riau-Lingga-Inseln sind sie im achtzehnten Jahrhundert als Eroberer und politische Abenteurer aufgetreten. Ein Bugi wurde Unterkönig von Riau, ein anderer Sultan von Selangor auf dem Festland, wo seine Nachkommen noch heute herrschen.

Als Küstenvölker des östlichen Teils des Archipels sind noch Ternatanen und Tidoresen zu nennen, ursprünglich die Bewohner zweier winziger Molukkeninseln, aus einer Mischung einheimischer Elemente mit Javanen, Malaien, Arabern, Leuten aus Celebes usw. entstanden. Ihre Sprache gehört, wie schon erwähnt, nicht zur austronesischen Sprachgruppe. Um die Bedeutung dieser Völker auch in ethnographischer Beziehung darzutun, genügt es zu erwähnen, daß das Reich Ternate sich zeitweise über den größten Teil der Molukken (Halmahera, Buru, Ceram usw.), die Bandainseln, Buton, Saleyer, einen großen Teil des östlichen und nördlichen

Celebes, ja sogar bis auf die Kleinen Sundainseln und bis nach Mindanao erstreckt hat, während Tidore nicht nur einen Teil der Molukken, sondern auch die Inseln Waigéu, Misool[1], Salawati und einen Teil von Neuguinea beherrschte.

Makassaren und Bugi, Ternatanen und Tidoresen haben ihren Aufschwung im wesentlichen erst nach der Einführung des Islam genommen, dem sie eine straffere staatliche Organisation und den Impuls zur Macht und Ausbreitung, sowie das kulturelle und moralische Übergewicht über die Alfuren, Toradscha usw. verdanken. Ähnlich haben sich auch auf den Philippinen eine Anzahl von Stämmen zuerst unter dem Einfluß der indischen, später unter dem der spanischen Kultur und des Christentums zu größeren, in raschem Vordrängen begriffenen Völkern entwickelt, den Tagalog im mittleren, den Bikol im südlichen, den Ilokano im nordwestlichen Luzon, sowie den Bisaya auf den nach ihnen benannten Inseln zwischen Luzon und Mindanao und in einigen Küstengegenden Mindanaos und Palawans. Der Islam wiederum war es, der die sogenannten Moro der Suluinseln und der westlichen Teile von Palawan und Mindanao (hier zum Teil nach ihren Wohnsitzen am Lanaofluß Lanun oder Ilanun genannt und unter diesem Namen einst als



Abb. 447. Toradscha, Zentralcelebes
(Nach A. Grubauer, Unter Kopfjägern in Zentralcelebes)

Seeräuber in ganz Indonesien gefürchtet) trotz politischer Zersplitterung aus den verschiedenartigsten Elementen, Bisaya, Malaien von Borneo und Dschohor, Ternatanen, Orang Laut und Arabern zu einem Volke einte. Daß bei allen diesen Völkerbildungen auch die geographischen Verhältnisse eine hervorragende Rolle gespielt haben, ist selbstverständlich.

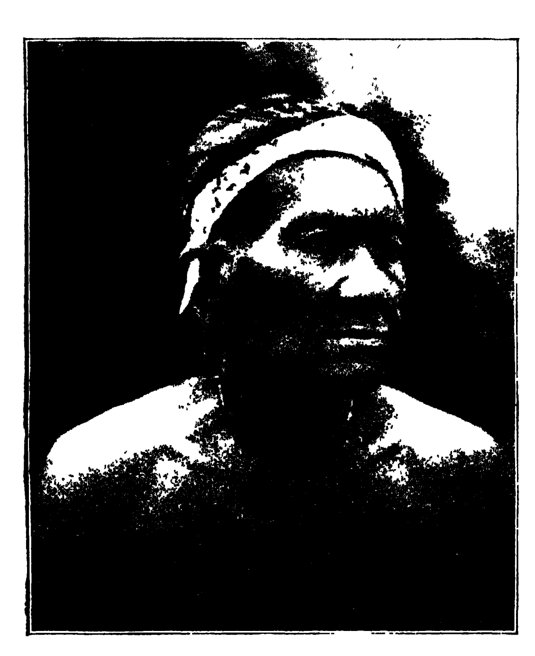


Abb. 448. Häuptling der Kayan, Serawak, Borneo (Nach Ch. Hose and W. McDougall, The Pagan Tribes of Borneo)

Fast überall finden wir nun den meist küsten- oder ebenenbewohnenden mohammedanischen oder christlichen „Kulturvölkern" in ziemlich scharfer Trennung eine ursprünglichere Völkerschicht gegenüberstehend. Sie besteht aus den Resten einst allgemein verbreiteter Bevölkerungen, aus denen sich jene jüngeren Völker durch kulturelle und politische Sonderentwicklung unter fremdem Einfluß sowie durch rassenhafte Mischung herausgebildet haben. Die Völker dieser altmalaiischen Schicht oder besser Schichten, unter sich in anthropologischer, ethnologischer und sprachlicher Beziehung sehr verschieden, bewohnen das Innere der meisten größeren Inseln und eine Reihe kleiner Inseln und Inselgruppen. Vielfach werden sie unter Sammelnamen zusammengefaßt, die sie von ihren höherkultivierten Nachbarn erhalten haben. So bezeichnet man die Inlandstämme der Molukken und anderer Inseln des östlichen Indonesien mit einem den Nordhalmaherasprachen entnommenen Ausdruck als Alfuren, „Waldleute". Toradscha, „Leute des Inlandes" oder „des Oberlandes", nennen die Bugi ein im Gebirge westlich der Bai von Boni wohnendes Volk (Abb. 447). Europäischer Sprachgebrauch hat diesen Namen auch auf die meisten anderen

heidnischen Stämme von Celebes ausgedehnt, die Tolampu, Topebato, Tobada, Tonapu, Tokulawi, Toleboni (Abb. 518), Tobela (Abb. 489) usw. (die Silbe „To“ bedeutet „Menschen“, „Leute“). Die Herkunft des Wortes Dayak, womit die Malaien die einheimischen Stämme Borneos bezeichnen, ist nicht mit Sicherheit festgestellt. Orang Dayak (Orang = Mensch) soll eine ähnliche Bedeutung haben wie Toradscha oder Alfure. So wie Toradscha scheint aber auch der Name Dayak ursprünglich nicht allen, sondern nur bestimmten Völkern beigelegt worden zu sein, den sogenannten Landdayak im südwestlichen Serawak und den Iban oder Seedayak (Abb. 520) an den Küsten und Flußläufen dieses Landes. Die ungeheure Menge der einzelnen Völker und Stämme aufzuzählen, die heute unter der Bezeichnung Dayak zusammengefaßt werden, würde zu weit führen. Erwähnt seien außer den schon genannten die Murut, Dusun und Kalabit (Abb. 538) im Norden, die Ribun, Sekadau- und Manyuké-Dayak im Westen der Insel, die Ulu-Ayer-Dayak im Inneren am oberen Melawi und am Mandai, Nebenflüssen des Kapuas. An sie schließen sich östlich die Ot Danom an, die an den Oberläufen des Kahayan und des Barito wohnen und häufig mit den im Gebiet des mittleren und unteren Barito wohnenden Biadschu und anderen Stämmen des Südens und Ostens unter dem Namen Olo-Ngadschu („Menschen des Oberlandes“) zusammengefaßt werden. Schließlich ist die große Gruppe der Bahau, Kayan (Abb. 448) und Kenyah zu nennen, die sich von den Gegenden am Oberlauf des Kayanflusses aus über weite Gebiete des zentralen Borneo und auch nach Serawak verbreitet haben.



Abb. 449. Bagobomann, Mindanao
(Phot. Bureau of Science, Manila)



Abb. 450. Gayomänner, Nordsumatra

Mit den Namen Dayak und Alfuren wurde viel Mißbrauch getrieben, und manche Forscher wollen sie deshalb überhaupt aus der Ethnologie ausmerzen. *Mit Unrecht*, denn richtig angewendet sind sie durchaus geeignet, als zusammenfassende Bezeichnungen für bestimmte Gruppen von Völkern und Stämmen zu dienen, die bei aller Verschiedenheit doch auch viel Gemeinsames haben, sei es infolge ursprünglicher Verwandtschaft, sei es infolge gegenseitiger Beeinflussung und Angleichung. Wir müssen uns aber vor Augen halten, daß Dayak nicht ein Volk, sondern eine Gruppe von Völkern bezeichnet und daß z. B. die Herkunftsangabe „Dayak", wie sie so vielen Gegenständen in unseren Museen von den Sammlern mitgegeben wurde, ganz unzureichend ist. Wenn hier im Abschnitt über die Kulturen der altmalaiischen Völker dennoch von der Bezeichnung Dayak mehr als wünschenswert Gebrauch gemacht wird, so liegt dies an der Beschränkung des Raumes und an der noch ungenügenden Durcharbeitung der Ethnologie Borneos. — Noch viel weniger einheitlich als die Dayak sind die Alfuren. Gehören sie doch sogar zwei ganz verschiedenen Sprachstämmen an, dem austronesischen und dem von Nordhalmahera. Trotzdem kann man den Namen Alfuren als zusammenfassende Bezeichnung für die Stämme der Molukken, soweit sie sich ihr eigenes, altes Volkstum bewahrt haben, beibehalten. Ganz unberechtigt ist es jedoch, die heidnischen Völker von Celebes, insbesondere jene der Landschaft Minahassa, oder die Papua Westneuguineas Alfuren zu nennen, wie dies noch immer häufig geschieht.

Auf den Philippinen gibt es zwei große Zentren der altmalaiischen Völkerschicht: das östliche Mindanao (Manobo, Bagobo [Abb. 449], Mandaya, Ata, Bilaan, Bukidnon usw., dazu abgetrennt im Westen der Insel die Subanun), vor allem aber das

Innere des nördlichen Teiles von Luzon (die unter dem Namen Igorot zusammengefaßten Bontok, Kankanai und Nab·loi, die Ifugao, Kalinga (Abb. 513 und 531), Tinggian und Apayo, schließlich die stark mit Negritoblut durchsetzten Ilongot).

Nach Formosa hat sich jungmalaiischer Einfluß nicht mehr erstreckt. Bis zur chinesischen Kolonisation im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert war die Insel ganz im Besitz altmalaiischer Völker. Allerdings sind diese hier durch Chinesen und in neuerer Zeit auch durch Japaner in viel größerem Maß wirklich verdrängt und ausgerottet worden als in Indonesien, wo sie meist nur in den jüngeren Schichten aufgegangen sind. Abgesehen von geringen, fast entnationalisierten Resten in der westlichen Ebene, haben sie den größten Teil des östlichen Berglandes inne Ihre wichtigsten Stämme sind die Tayal (Abb. 521) im Norden, die Ami an der Ostküste, die Paiwan (Abb. 497) im Süden, schließlich die Bunun, Tsou und einige andere in der Mitte der Insel um den Mount Morrison.

Während der Osten Sumatras, wie wir gesehen haben, nur von primitiven und jungmalaiischen Völkern, der äußerste Norden von den jungmalaiischen Atschehern bewohnt wird, ist es in seinen westlicheren Gebirgsgegenden weniger leicht als sonst, eine Trennungslinie zwischen Alt- und Jungmalaien zu ziehen. Die Grenzen sind hier vielfach verfließende. Immerhin kann man



Abb. 451. Karo-Batak, Nordsumatra

die Gayo (Abb. 450) und die in mehrere Stämme (Karo, Pakpak, Timor, Toba, Mandailinger) zerfallenden Batak Nordsumatras (Taf. XXXVII und Abb. 451), vielleicht mit Ausnahme der größtenteils mohammedanischen und stark gemischten Mandailinger (Taf. XXXVIII), zur altmalaiischen, die Minangkabau-Malaien zur jungmalaiischen Schicht zählen, der auch die Redschanger, Lebonger, Korintschier, Pasemaher und andere Malaienstämme des Westens und des Inneren, sowie die im Süden der Insel wohnenden, sprachlich den Batak verwandten Lamponger am ehesten zuzurechnen sind. Aber obwohl sie einst die indische Kultur und später den Islam angenommen haben, haben die Malaienvölker Westsumatras doch sehr viel von ihrem alten Kulturbesitz beibehalten und sich infolge ihrer Gebirgswohnsitze anscheinend auch anthropologisch nicht so stark gemischt wie die Küstenbewohner. Es nehmen also gerade diese Völker, von denen durch ihre Ausbreitung nach Osten ein sehr wesentlicher Anstoß zur Bildung der jungmalaiischen Völkerschicht ausgegangen ist, eine Art Mittelstellung ein.



Abb. 452. Junger Mann, mit Blumen geschmückt, Nordpageh, Mentawei-Inseln (Nach Nieuwenhuis)

Auf Nias, Mentawei, Engano gibt es bloß Völker der altmalaiischen Schicht, ebenso auf einer ganzen Reihe kleinerer Inseln des Ostens, während sie auf den meisten größeren Inseln wie Timor, Flores, Sumbawa, Ceram usw. doch wenigstens das Innere bewohnen.

Wie die Bewohner Enganos, der Mentawei-Inseln und Nikobaren in bezug auf ihre Kultur besonders alten Unterschichten zugehören, so kann man sie, wie es scheint, auch anthropologisch innerhalb der malaiischen Rasse als eigene,

wohl mit einer sehr frühen Völkerwelle gekommene Gruppe aussondern (Abb. 452 und Taf. XXXVI). Auf den Nikobaren allerdings ist diese alte frühmalaiische Rassenschicht nur mehr in starker Mischung, einerseits mit noch älteren, wahrscheinlich weddoiden Bevölkerungsresten (S. 695), andererseits mit jüngeren, vom hinterindischen Festland gekommenen Elementen, erhalten. Diesen jüngeren festländischen Einflüssen entsprechend ist die Sprache der Nikobarer auch keine indonesische, sondern eine austroasiatische (S. 722).

Eine besondere Stellung nehmen die Badui und Tenggerer auf Java und die Buda auf Lombok ein. Wir haben in ihnen nicht altmalaiische Reste zu sehen, sondern Völkersplitter, die bei der Islamisierung des Landes ihren alten Hinduglauben bewahrt haben, infolge ihrer Isolierung und der Beschränkung auf entlegene Berggegenden aber auf ein tieferes Kulturniveau herabgesunken sind.

2. Die Rassen und Völker Hinterindiens und Assams

a) Die Völker des austrischen Sprachstammes

Die Völker mit indonesischen Sprachen beschränken sich fast ganz auf das Inselgebiet. Nur an zwei Stellen finden wir sie auf dem Festlande: auf der Malaiischen Halbinsel, wo aber die Malaien selbst leicht als späte Einwanderer von den Inseln her zu erweisen sind und die sprachliche Zugehörigkeit der Dschakun zu den Indonesiern äußerst fraglich ist; ferner im Osten Hinterindiens, in Annam, Cochinchina, Kambodscha und Unterlaos, wo die Tscham, Dscharai usw. indonesisch-austroasiatische Mischsprachen sprechen. Wie schon erwähnt, ist es zweifelhaft, ob das indonesische Element hier als ein Überbleibsel aus der Zeit vor der Auswanderung der Malaiopolynesier aus Hinterindien aufzufassen ist oder, und dies ist das Wahrscheinlichere, ob es sein Dasein späteren Rückwanderungen von den Inseln her verdankt (vgl. S. 704).

Wenn wir von diesen Indonesiern des östlichen Hinterindien absehen, ist unter den großen hinterindischen Völker- und Sprachgruppen der Gegenwart die der Austroasiaten zweifellos als die älteste zu betrachten. Dafür sprechen geschichtliche und vorgeschichtliche Zeugnisse, dafür spricht vor allem auch die merkwürdige Verbreitung der austroasiatischen Sprachen in weit voneinander entfernten, räumlich meist nicht sehr ausgedehnten Gebieten. Es ist das typische Bild einer einst über große, zusammenhängende Räume verbreiteten Völker- und Sprachengruppe, die, durch das

Vordringen fremder Elemente zerrissen, nur mehr in größeren oder kleineren Inseln weiterlebt.

Große, zusammenhängende Gebiete nehmen Völker mit austroasiatischen Sprachen nur noch im östlichen Hinterindien ein: die Khmer oder Kambodschaner in Kambodscha und eine große Zahl verschiedener Stämme, die meist unter der annamitischen Bezeichnung Moi, unter der laotischen Kha oder unter der kambodschanischen Pnong zusammengefaßt werden, Sammelnamen für die weniger kultivierten Stämme des Inneren, wie wir sie ähnlich bereits aus Indonesien (Alfuren, Dayak) kennen. Sie zerfallen ihrer Sprache nach in zwei Hauptgruppen, eine, deren Sprachen so wie das Tscham ihrem Bau nach zwar austroasiatisch sind, aber eine große Menge indonesischer Worte besitzen, und eine zweite, rein austroasiatische.

Die Völker der ersten Gruppe bewohnen den südlichen Teil der annamitischen Bergkette und die sich im Westen unmittelbar anschließenden Hochländer. Es sind die Radé, Dscharai, Pih, Raglai und verwandte Stämme. Zur zweiten, rein austroasiatischen Gruppe der Moi gehören die Kui, Samre, Tschong und Por in Kambodscha und den angrenzenden Teilen von Siam, die Ma, Trau, Sop (Abb. 453) usw. im Grenzgebiet von Annam und Niedercochinchina, die Stieng und die eine große Zahl verschiedener Stämme umfassende Gruppe der Mnong oder Pnong im engeren Sinn (Abb. 454) in den südwestlichen Teilen des Hochlandes zwischen dem Mekong und dem annamitischen Gebirge, ferner weiter nördlich auf demselben Hochland die Brau, Bahnar, Sedang, Bolowen, Kaseng, Alang und andere.



Abb. 453. Sopfrau, Grenzgebiet von Annam und Niedercochinchina (Nach H. Maitre, Les Jungles Moï)

Abseits von diesem geographisch zusammenhängenden Gebiet austroasiatischer Völker im östlichen Hinterindien wohnen die Mi, Khamuk, Lemet usw. höher oben am Mekong in den Laosländern,





Abb. 454. Häuptlinge der Muong Bruor, Grenzgebiet von Kambodscha und Unterlaos
(Nach H. Maitre, Les Jungles Moi)

die Lawa im nordwestlichen Siam, die Puman in der chinesischen Provinz Yünnan, die Wa und verwandte Stämme in den nördlichen Schanstaaten Birmas zwischen dem Salwin und dem Mekong, die Palaung in den nördlichen, die Riang und Danau in den südlichen Schanstaaten zwischen Salwin und Irrawaddy. In Unterbirma, an den Mündungen des Irrawaddy, Sittang und Salwin, sitzen die geringen Reste der einst mächtigen Mon oder Talaing. In den Bergen Assams, zwischen Brahmaputra und Surma, bildet das Gebiet der Khasi und Sinteng eine vereinzelte austroasiatische Sprachinsel. Daß auch die Sprachen der Semang, Senoi und Besisi auf der Malaiischen Halbinsel, vielleicht auch die der Mantra und Dschakun ebendort zur austroasiatischen Gruppe gehören, wurde schon erwähnt (vgl. S. 697 und 704). Anders als die Verbreitung der austronesischen Völker und Sprachen ist die der austroasiatischen

eine fast durchaus festländische. Nur im Meerbusen von Bengalen sind sie auch über See vorgedrungen: die sechs Sprachen oder Dialekte der Nikobaren sind austroasiatisch und auch im Atschehischen Nordsumatras sollen Spuren austroasiatischen Einflusses nachweisbar sein.

Es hat wahrscheinlich eine Zeit gegeben, da von der Küste der südchinesischen See bis zu den Grenzen Kaschmirs und des Pandschab, vom Himalaya bis ins nördliche Dekkan Völker mit austroasiatischen Sprachen wohnten. Ihre Reste im zentralen Vorderindien bilden die sogenannten Mundavölker. Aber auch im Himalaya, vom südlichen Kaschmir bis nach Sikkim, findet man noch heute starke Spuren austroasiatischen Spracheinflusses, woraus man auf eine einstige Verbreitung austroasiatischer Sprachen über die ganze hindustanische Tiefebene schließen kann. Wahrscheinlich sind sie hier erst durch das Eindringen der arischen Inder verdrängt worden.

Die Ausbreitung der Mon-Khmer-Völker, so wollen wir die ursprünglichen, mongoloiden Träger der austroasiatischen Sprachen nennen, über Hinterindien und ihr Vordringen von dort über Assam bis tief nach Vorderindien hinein hat höchstwahrscheinlich im späteren Neolithikum stattgefunden. Dafür spricht die auffallende Übereinstimmung zwischen dem Vorkommen eines bestimmten, stark differenzierten Beiltypus und der heutigen oder historisch nachweisbaren Verbreitung der austroasiatischen Sprachen.

Man hat die auch sonst in Ostasien (Japan, Formosa) vorkommenden, sehr charakteristischen Steinbeile mit abgesetzter Schaftzunge (vgl. S 759 ff.) in Annam, Kambodscha, Laos, Siam, Birma und Assam gefunden, in Vorderindien aber gerade wieder in dem Gebiet der heutigen Mundavölker. Übrigens müssen die Mon-Khmer in recht geringer Zahl nach Vorderindien gelangt sein, denn sie konnten den Eingeborenen zwar ihre Sprache und vielleicht zum Teil auch ihre Kultur aufzwingen, sind aber der Rasse nach, wie es scheint, so gut wie ganz in ihnen aufgegangen.

Während wir für den Westen die einstige weitere Verbreitung austroasiatischer Völker nur aus ihrer jetzigen geographischen Verteilung erschließen können, läßt sich eine solche für Hinterindien auch historisch nachweisen. Um die Zeit von Christi Geburt etwa muß noch weitaus der größte Teil Hinterindiens von austroasiatischen Völkern bewohnt gewesen sein. Den ganzen Süden Birmas, das Delta des Irrawaddy, die Ebenen am unteren Sittang und Salwin nahmen die Mon ein. Möglich ist allenfalls, daß in den Gebirgen jener Gegend damals vielleicht schon die stammfremden Karen saßen.

Siam war in seinen südlichen und östlichen, ebeneren Teilen von Khmer, Tschong und verwandten Völkern bewohnt, während die siamesischen Laosländer von Lawa, Khamuk usw., die heutigen birmanischen Schanstaaten von Wa, Palaung, Riang und anderen eingenommen wurden, die im Westen bis nahe an das Irrawaddytal und die Ebenen Oberbirmas heranreichten. Auch in Tongking und Yünnan werden austroasiatische Völker damals weiter verbreitet gewesen sein als heute — dafür spricht der starke austroasiatische Einschlag in den Sprachen der Annamiten und Muöng —, wenngleich hier das Vordringen der Tai bereits begonnen hatte, das in den folgenden Jahrhunderten den Austroasiaten des mittleren Hinterindien zum Verhängnis werden sollte. Im Osten der Halbinsel, Tongking ausgenommen, waren letztere zu jener Zeit wohl noch unbestrittene Herrscher. Nur aus dem Nordwesten Hinterindiens, dem eigentlichen Oberbirma und den westlich davon gelegenen Bergländern, waren die austroasiatischen Sprachen damals wohl schon verschwunden.

Wann zum erstenmal Mon-Khmer-Völker auf die Malaiische Halbinsel vorgedrungen sind und wann die dortigen Primitivstämme, Semang, Senoi, Besisi usw., austroasiatische Sprachen angenommen haben, ist unsicher. Aus chinesischen Quellen wissen wir, daß König Fantscheman von Funan — beides sind chinesische Namen, die wirklichen einheimischen kennen wir nicht — um das Jahr 200 n. Chr. auf der Malaiischen Halbinsel Eroberungen gemacht hat. Das Reich Funan umfaßte die Gegenden am unteren Mekong, das herrschende Volk waren von indischer Kultur beeinflußte Khmer. Seitdem hat sich die Herrschaft der Khmer auf der Malaiischen Halbinsel, wenn auch mit Unterbrechungen und meist nur über Teilgebiete, durch etwa ein Jahrtausend gehalten. Im Süden wurden sie allmählich immer mehr von malaiischen und javanischen Kolonisten zurückgedrängt, doch scheint ihre nominelle Oberhoheit über jene Gegenden sogar den Sturz der Khmerreiche in der Menamebene (dreizehntes bis vierzehntes Jahrhundert) überdauert zu haben und an die sie beerbenden Siamesen übergegangen zu sein, denen auch die nördlichen Teile der Halbinsel zufielen. Aus sprachwissenschaftlichen Gründen hat Blagden zwei Wellen austroasiatischen Einflusses bei den Primitivvölkern angenommen. Der Zeitraum von einem Jahrtausend, während dessen die Primitivstämme in näherer oder fernerer Berührung mit den Khmer, zum Teil wohl auch unter ihrer Herrschaft standen, genügt wohl, um die Annahme

austroasiatischer Sprachen durch jene und auch das Vorhandensein mehrerer, aus verschiedenen Jahrhunderten stammender Sprachschichten erklärlich finden zu lassen. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß auch schon früher Mon-Khmer-Völker ihren Weg auf die Malaiische Halbinsel gefunden und die dortigen Jäger- und Sammlerstämme sprachlich beeinflußt haben (vgl. hierzu auch S. 760).

Austroasiatische Völker waren die ersten, die in Hinterindien indische Kultur aufgenommen und verbreitet haben: die Mon an den Küsten des Golfes von Martaban, die Khmer am unteren Menam und Mekong und die halbaustroasiatischen Tscham an der annamitischen Küste. Aber nach einer Zeit hohen Glanzes haben sie alle schon seit Jahrhunderten ebenso wie die austroasiatischen Bergstämme des Inneren eine durchaus passive Rolle gespielt, sind immer mehr von Tibetobirmanen, Annamiten und Tai zurückgedrängt und aufgesaugt worden. Über die geschichtlichen Vorgänge, die hierzu geführt haben, vgl. die Seiten 725, 730 und 731, 740, 742 und 743.

b) Die Völker der annamitischen Sprachgruppe

Da es bisher nicht gelungen ist, die annamitische Sprachgruppe, zu der außer den Annamiten nur einige unter dem Namen Muöng zusammengefaßte Bergstämme des südwestlichen Tongking und des nördlichen Annam gehören, mit Sicherheit einem der größeren Sprachstämme einzuordnen, müssen die ihr angehörenden Völker hier in einem besonderen Abschnitt erwähnt werden.

Früher rechnete man das Annamitische meist zu den austroasiatischen Sprachen, ja diese wurden sogar ursprünglich als Mon-Annam-Sprachen bezeichnet. Henri Maspero, der die Phonetik des Annamitischen einer eingehenden Prüfung unterzog, fand jedoch, daß der Grundstock dieser Sprache keinesfalls austroasiatisch sein könne, sondern sich am ehesten den Taisprachen angliedern lasse, mit deren Tonsystem das des Annamitischen bis in Einzelheiten übereinstimme. Wenn allerdings auch die Zugehörigkeit zu den Taisprachen bisher nicht mit Sicherheit festzustellen war, so liegt das an den außergewöhnlich starken fremden Einflüssen, die auf das Annamitische und die Muöngdialekte schon in alter Zeit eingewirkt und ihren ursprünglichen Charakter großenteils verwischt haben. Es äußert sich dies insbesondere in einer großen Menge Worte von austroasiatischer oder Tai-Herkunft. So sind z. B. alle Zahlworte austroasiatisch. Dazu kam in späterer Zeit eine Menge chinesischer Lehnworte, die gegenwärtig etwa die Hälfte des annamitischen Sprachschatzes ausmachen. Die Sprachen der annamitischen Gruppe sind daher als Mischsprachen anzusehen, deren ursprüngliche Zugehörigkeit noch nicht feststeht.

In den ältesten Zeiten in der Deltaebene des Roten Flusses am Golf von Tongking ansässig, kamen die Annamiten dort im zweiten Jahrhundert v. Chr. unter die Herrschaft Chinas, die sie erst im zehnten Jahrhundert n. Chr. abschüttelten. In jahrhundertelangen, wechselvollen Kämpfen haben sie dann die hinduisierten Tscham nach Süden gedrängt, bis ihnen das Reich Tschampa in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts endgültig erlag. Dürftige Reste davon bestanden noch bis 1822 als annamitische Vasallenstaaten. Als Volk sind die Tscham fast völlig verschwunden und in den Annamiten aufgegangen. Nur im äußersten Süden Annams haben sich noch etwa dreißigtausend von ihnen ihre Sprache und Eigenart bewahrt. Zahlreicher sind sie in Kambodscha; hier gibt es etwa hunderttausend Tscham, Nachkommen von Leuten, die wohl schon unter annamitischem Druck aus ihrer Heimat ausgewandert sind.

Nach der Eroberung Tschampas, des jetzigen Annam, warfen sich die Annamiten auf Kambodscha und entrissen diesem Reich im achtzehnten Jahrhundert die Gegenden an der Mekongmündung, das jetzige Niedercochinchina. Nur das Dazwischentreten der Franzosen hat Kambodscha vor dem Schicksal bewahrt, zwischen Annamiten und Siamesen aufgeteilt zu werden. Aber auch jetzt noch breiten sich erstere, wenn auch als friedliche Kolonisten, in Kambodscha immer mehr aus. In Niedercochinchina haben sie die Khmer bereits fast ganz verdrängt. Sie bewohnen daher jetzt die ganze Ostküste Hinterindiens von der Grenze Chinas bis zu der Kambodschas. Unter allen Völkern Hinterindiens sind sie bei weitem das größte und dürften in nicht allzuferner Zeit die Zahl von 20 000 000 Köpfen erreicht haben.

c) Die Völker des indochinesischen Sprachstammes

Den Völkern des austrischen Sprachstammes folgten, in zahlreichen, zeitlich weit voneinander getrennten Wellen aus Norden kommend, jene des indochinesischen, die sie im Lauf der Jahrhunderte aus dem größten Teil ihres festländischen Besitzes verdrängen oder aufsaugen sollten.

Hier sei jedoch gleich bemerkt, daß es nach den Forschungen Conradys fraglich erscheint, ob die austrischen und die indochinesischen Sprachen tatsächlich gesonderte Sprachstämme bilden oder aber nur einen einzigen, sowohl der Zahl der ihm angehörenden Menschen als der räumlichen Verbreitung nach

ungeheuren Sprachstamm, der sich dann von der Mandschurei und vom Kwenlun bis nach Madagaskar und Neuseeland, vom Pamirhochland bis zur Osterinsel erstrecken würde. Da jedoch Conradys Ergebnisse noch der Bestätigung und Vertiefung bedürfen, so wollen wir vorläufig noch, wenn auch unter Vorbehalt von einem indochinesischen „Sprachstamm“ reden.

Der indochinesische Sprachstamm zerfällt in zwei große Zweige, den tibetobirmanischen und den siamochinesischen, beide nach den ihnen zugehörenden wichtigsten Kulturvölkern benannt.

a) Die Tibetobirmanen

Es ist fast sicher, daß die ersten indochinesischen Völker, welche nach Südostasien gelangten, dem tibetobirmanischen Zweig angehörten. Zur Zeit, als die Länder östlich vom Ganges aus dem Dunkel der Vorgeschichte auftauchen, sitzen bereits tibetobirmanische Völker in Assam, im südöstlichen Bengalen und in Oberbirma bis an die Bergketten, welche die Täler und Ebenen des Irrawaddy und Sittang im Osten begrenzen. Weiter östlich haben die Tibetobirmanen in Hinterindien erst spät und in verhältnismäßig kleinen und verstreuten Stammesgruppen Fuß gefaßt: die Lolovölker (Lolo, Lisu, Lahu, Akha usw.) von China her im Lauf der letzten Jahrhunderte, die Katschin und Maru, von den Quellflüssen des Irrawaddy kommend, erst im neunzehnten Jahrhundert.

Für das hohe Alter der tibetobirmanischen Völker in Assam und im westlichen Birma spricht besonders die Altertümlichkeit ihrer Kultur. Nirgends auf dem Festland von Asien findet man so zahlreiche und tiefgehende Übereinstimmungen mit den Kulturen der hackbautreibenden Völker Indonesiens und Melanesiens wie gerade hier. Nun ist es ja gewiß denkbar und sogar sehr wahrscheinlich, daß sich die Tibetobirmanen über eine Schicht älterer, wohl austroasiatischer Völker gelagert haben, die zwar die Sprachen der Eindringlinge annahmen, aber wesentliche Teile ihrer Kultur beibehielten. Dies muß jedoch in sehr weit zurückliegender Zeit stattgefunden haben, denn die in Frage stehenden Völker zeigen in ihren ursprünglichen Teilen durchaus das Bild einer harmonisch entwickelten, seit langem nicht gewaltsam gestörten Kultur. Manches (mündliche Überlieferungen, Formen der Werkzeuge) spricht sogar dafür, daß die Einwanderung der Tibetobirmanen hier z. T. noch in neolithische Zeit fiel, wenn sich auch Sicheres darüber nicht sagen läßt. Ihre Urheimat lag vielleicht im östlichen Tibet und im westlichen China.

Bei dieser Gelegenheit sei kurz daran erinnert, daß tibetobirmanische Völker auch außerhalb des Gebietes, das uns hier beschäftigt, weitverbreitet sind; sie bewohnen Tibet, den größten Teil der Himalayaländer und weite Strecken der chinesischen Provinzen Ssetschuan, Yünnan und Kweitschou. Die

alteingesessenen Völker Assams und Birmas unterscheiden sich jedoch sowohl in anthropologischer als auch in ethnologischer Beziehung deutlich von diesen ihren Sprachverwandten, besonders von jenen in Tibet und im mittleren und westlichen Himalaya.

Am weitesten nach Westen vorgeschoben ist unter den Tibeto-birmanen Südostasiens die Gruppe der Bodo. Zu ihr gehören die Metsch und die Katschari oder eigentlichen Bodo nördlich vom Brahmaputra am Fuß des Himalaya in Unterassam, die Tschutiya, deren Reich die Gegend von Sadiya in Oberassam umfaßte, von denen aber nur noch ganz geringe Reste vorhanden sind, die Rabha und einige andere kleine Stämme ebenfalls im Brahmaputratal und den angrenzenden Gebirgen, die Garo (Abb. 455 und 524) im äußersten westlichen Vorsprung der assamesischen Bergkette zwischen Brahmaputra und Surma, weiter östlich in derselben Berg-



Abb. 455. Garokrieger in Tanztracht, Assam
(Nach A. Playfair, The Garos)

kette, aber durch die austroasiatischen Khasi und Sinteng von ihnen getrennt, die Dimasa oder Bergkatschari, schließlich die Tipura oder Tipperah in den Bergen des südöstlichen Bengalen, südlich von der Surma.

Die Bodovölker haben einst in zusammenhängender Masse das ganze Brahmaputratal, soweit es innerhalb der Grenzen Assams liegt, wahrscheinlich auch das Tal der Surma und einen Teil des östlichen Bengalen eingenommen. Einige von ihnen haben eine nicht unwichtige Rolle in der Geschichte des östlichsten Vorderindien gespielt. Katschari, Dimasa, Tschutiya und die wahrscheinlich auch einmal zu den Bodo gehörigen Kotsch waren die herrschenden Völker Assams und bildeten mehr oder weniger von der Hindukultur durchtränkte Reiche, deren letzte Reste z. T. erst im neunzehnten Jahrhundert untergegangen sind. Das gewaltsame Eindringen der Tai von Osten im dreizehnten Jahrhundert, noch mehr aber das meist friedliche und allmähliche Vordringen indischen Volkstums, indischer Sprache, Religion und Kultur von Westen her haben die Bodo zum großen Teile verdrängt oder in anderen Völkern aufgehen lassen, so daß sie jetzt im Kleinen dasselbe Bild zeigen wie die Austroasiaten im Großen: eine in zahlreiche kleine Inseln und Splitter auseinandergesprengte Völkergruppe. Die meisten zu ihr gehörigen Völker sind mehr oder weniger vom Hindutume beeinflußt worden. Eine Ausnahme bilden die Garo, die sich eine sehr altertümliche Kultur (Mutterrecht, Kopfjagd usw.) bewahrt haben.

In den Bergen des östlichen Himalaya, von der Ostgrenze Bhutans bis nördlich von den Irrawaddyquellen, sitzt die in kultureller Beziehung ebenfalls noch ziemlich ursprüngliche Gruppe der Nordassamvölker: Aka, Dafla, Miri, Abor und Mischmi. Am merkwürdigsten aber in dieser Beziehung ist die Gruppe der Nagavölker in dem ausgedehnten Bergland zwischen dem Brahmaputra und dem oberen Tschindwin. Sie zerfällt in eine größere Anzahl Stämme, die sich sowohl ihrer Sprache als auch ihrem Kulturbesitz nach erheblich voneinander unterscheiden: die Kabui, Quoireng, Mao (Taf. XLI), Tangkhul, Marring u. a. in Manipur, die Katscha Naga in den Bergen von Nordkatschar, die Angami (Abb. 526), Rengma, Lhota, Sema und Ao im westlichen und eine ganze Reihe meist noch wenig bekannter Stämme (Konyak [Abb. 456], Tschang usw.) im östlichen Teil der sogenannten Nagaberge bis an den Tschindwin. Nicht nur ihrer Kultur, sondern auch

ihren körperlichen Eigenschaften nach erscheinen die Naga in Hinterindien als ein altertümliches Element und stehen der malaiischen Rasse zum mindesten sehr nahe. Sprachlich gehören zu den Naga auch die im übrigen eine Sonderstellung einnehmenden Mikir.

An die Naga schließt sich im Süden die große Gruppe der Kuki-Tschin-Völker an, welche den größten Teil des Berglandes zwischen Bengalen und Birma einnimmt und sich im Süden durch das Arakangebirge bis nahe an das Delta des Irrawaddy heranzieht. Zu den Kuki-Tschin gehören ihrer Sprache nach auch die Meithei oder Manipuri, das herrschende Kulturvolk in dem zwischen Bengalen, Assam und Birma gelegenen Fürstentum Manipur. Das Gebiet der Kuki-Tschin war im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert der Ausgangspunkt einer starken Völkerbewegung. Sowohl im westlichen Teil des Berglandes unter den Luschei als auch im Osten bei einigen jener Stämme, die man unter der birmanischen Bezeichnung Tschin zusammenfaßt, kamen mächtige Häuptlingsdynastien empor, welche die benachbarten Stämme teils unterwarfen,



Abb. 456. Konyak-Naga, Assam
(Phot. J. Angei)

teils nach Süden gegen Arakan oder nach Norden gegen Manipur und das Tal der Surma abdrängten. Die nach Norden gedrängten Stämme, meist unter dem bengalischen Namen Kuki zusammengefaßt, trieben ihrerseits wieder die südlichsten Naga vor sich her und siedelten sich in Manipur und in den Bergen von Nordkatschar an. Erst das Eingreifen der Engländer gebot ihnen halt, doch haben letztere noch im Jahr 1918 einen großen Aufstand der Kuki niederschlagen müssen.

Die Birmanen scheinen zur Zeit, als sie zum erstenmal in der Geschichte auftauchen — wahrscheinlich in den ersten Jahrhunderten n. Chr. —, bereits ein von indischer Kultur berührtes, unter Hinduherrschern stehendes Volk gewesen zu sein. Der Mittelpunkt ihres Reiches befand sich ihren Überlieferungen nach damals in Tagaung am oberen Irrawaddy. Schon wenig später erscheint ein anderes birmanisches Reich mit der Hauptstadt Prome am unteren Irrawaddy. Man kann daraus schließen, daß die Birmanen oder doch die Stämme, die später zur birmanischen Nation verschmolzen, schon im frühen Mittelalter die Strecken innehatten, die bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ihr eigentliches Wohngebiet gebildet haben: die Ebenen und Hügellandschaften um den Mittellauf des Irrawaddy und den Oberlauf des Sittang. Im Norden allerdings, in der Gegend nördlich von Tagaung, wurden sie später von den Schan zurückgedrängt und haben sich dort erst wieder nach der Vernichtung der Schanfürstentümer am oberen Irrawaddy im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert auszubreiten begonnen. Im Süden fanden jahrhundertelange Kämpfe mit den Mon ein vorläufiges Ende, als um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Birma und Pegu, das Reich der Mon, unter einer birmanischen Dynastie geeint wurden. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts empörten sich die Mon und schüttelten die Herrschaft der Birmanen ab. Allein nach anfänglichen Erfolgen, die sie für kurze Zeit zu Herren ganz Birmas machten, erlagen sie ihrerseits einem Aufstand der eben erst unterworfenen Birmanen unter Führung eines Mannes aus geringem Stande, der nun unter dem Namen Alaungphra den Thron Birmas bestieg und der Gründer der letzten birmanischen Dynastie wurde. Die besiegten Mon wurden durch rücksichtslose Unterdrückung innerhalb eines Jahrhunderts zum größten Teile birmanisiert oder zur Auswanderung nach Siam gezwungen, wo ihre Nachkommen noch heute leben. Aus dem größten



Abb. 457. Häuptlinge der Siyin-Tschin, Westbirma
(Nach Carey and Tuck, The Chin Hills)

Teil des Gebietes, das einst das Reich von Pegu bildete, sind sie verschwunden. Nur um den innersten Winkel des Golfes von Martaban wohnten ihrer im Jahr 1911 noch etwa 320000, wovon jedoch wenig mehr als die Hälfte ihrer alten Sprache mächtig war. Mit der Unterwerfung der Mon durch Alaungphra begann eine stets wachsende Auswanderung von Birmanen nach den Ländern im Süden, dem jetzigen Unterbirma. Auch unter der britischen Herrschaft setzte sich diese Bewegung fort, begünstigt durch den Aufschwung des Reisbaues, der hier in den vielfach durch Kriege entvölkerten Delta- und Küstenlandschaften einen äußerst günstigen Boden fand. Gegenwärtig besteht die Bevölkerung der Ebenen Unterbirmas bereits überwiegend aus Birmanen, doch sind darunter viele Nachkommen birmanisierter Mon.

Schon zur Zeit des alten Reiches von Tagaung trennte sich, der birmanischen Überlieferung nach, ein Teil der Birmanen von



Abb. 458. Birmanische Burgerfamilie, Mandalay. Die Frau links bei der Brettchenweberei
(Nach L. und C. Scherman, Im Stromgebiet des Irrawaddy)

ihren Volksgenossen am oberen Irrawaddy, zog über das Gebirge nach Westen und ließ sich an der Küste des bengalischen Meerbusens nieder. Es sind dies die Arakaner oder, wie sie sich selbst nennen, Rakhaing, deren Reich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von den Birmanen erobert wurde. In ihrem Kulturbesitz unterscheiden sie sich wenig von letzteren. Ihre Sprache ist eine altertümliche Form der birmanischen. Von Arakan aus wurde wahrscheinlich auf dem Seewege Tawoy an der Ostküste des Golfes von Martaban besiedelt. Der rasch aussterbende Dialekt der Tawoyer steht dem Arakanischen nahe. Von Tawoy wiederum sollen die Vorfahren der Intha im vierzehnten Jahrhundert in deren jetzige Wohnsitze im westlichen Teil der südlichen Schanstaaten eingewandert sein.

Eine Reihe wenig bedeutender Völker bildet mit den Birmanen, Arakanern, Tawoyern und Intha zusammen eine näherverwandte Gruppe innerhalb des tibetobirmanischen Sprachastes, entsprechend den Gruppen der Bodo, Naga, Kuki-Tschin usw. Es sind dies unter

anderen die Mro und Tschaungtha im nördlichen Arakan und im Gebiet von Tschittagong, die Kadu zwischen Irrawaddy und Tschindwin, die Taungyo im westlichen Teil der südlichen Schanstaaten, und vielleicht die Maru, Laschi und Tsi am östlichen Quellfluß des Irrawaddy.

Zur Zeit, als Birma in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts dem britischen Reich erlag, war es im Norden von einer Gefahr bedroht, die sich zwar vorläufig erst in den Grenzprovinzen fühlbar machte, die aber ohne die Dazwischenkunft der Engländer dem ganzen Land hätte verhängnisvoll werden können. In den Gebirgen um die beiden Quellflüsse des Irrawaddy, Malikha und Nmaikha, saß vor etwa zweihundert Jahren ein tibetobirmanisches Bergvolk, das sich selbst Tschingpo nennt, meist jedoch unter der birmanischen Bezeichnung Katschin bekannt ist. Die Dialekte der Katschin sind einerseits mit dem Tibetanischen, anderseits mit den Nagasprachen näher verwandt. Ihre Kultur weist manche altertümliche Züge auf, wie wir sie bei den Naga, Tschin usw. finden, daneben aber auch, besonders in allem, was Religion und Mythologie, was Kleidung und Schmuck betrifft, so viel höheres Kulturgut, daß man den Eindruck erhält, als habe hier vor nicht allzulanger Zeit eine innige Verschmelzung zweier verschiedener Völker- und Kulturschichten stattgefunden. Auch die mündlichen Überlieferungen der Katschin sprechen dafür, daß ihre Häuptlings- und Adelsfamilien, die Duni (Einzahl Duwa), vor einigen Jahrhunderten, vielleicht einem halben Jahrtausend von Norden gekommen sind und die Herrschaft über die Masse des Katschinvolkes ergriffen haben.

Die Duni und besonders das bei ihnen, wie bei den Katschin überhaupt, übliche Minoratserbrecht, das die älteren Söhne zwingt, mit ihren Anhängern und Gefolgsleuten in der Fremde neue Niederlassungen zu gründen, wenn sie selbständige Häuptlinge werden wollen, haben jedenfalls auch die maßgebende Rolle bei der Ausbreitung der Katschin gespielt. Diese begann spätestens im achtzehnten Jahrhundert, vielleicht schon früher. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts drangen sie nach Westen vor, vertrieben die ihnen benachbarten Schan- und Nagastämme und erschienen um 1793 in Assam, das sie wiederholt mit ihren Raubzügen heimsuchten, besonders stark im Jahre 1825. Im Hukongtal, am oberen Tschindwin, bestand die Bevölkerung vor 1800 ausschließlich aus Naga und Schan. Im Jahr 1836 fand Hannay das ganze Tal mit



wenigen Ausnahmen bereits im Besitz der Katschin. Auch deren Südwärtsbewegung scheint schon im achtzehnten Jahrhundert begonnen zu haben, stärker wurde sie aber erst im neunzehnten, besonders in dessen zweiter Hälfte. Wahrscheinlich war sie früher durch das Bestehen kräftiger Schanreiche, besonders des Fürstentums Mogaung am oberen Irrawaddy, gehemmt worden. Im sechzehnten Jahrhundert waren die Schan am Irrawaddy unter die Oberhoheit Birmas gekommen, das Mogaung nach einem Aufstand im Jahr 1796 annektierte. Nach der blutigen Unterdrückung eines neuerlichen Aufstandes im Jahr 1810 war die Macht der Schan in jenen Gebieten endgültig gebrochen. Sie vermochten dem bald folgenden Vordringen der Katschin nicht mehr standzuhalten. Im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts wurden Schan, Birmanen und Palaung immer weiter nach Süden gedrängt. Auch das bereits durch zwei Kriege mit den Engländern, durch Mißregierung und innere Wirren geschwächte birmanische Reich konnte nicht mehr die nötige Widerstandskraft aufbringen. Dabei bedienten sich sowohl Birmanen als Schan, besonders die gerade damals in Birma und den Schanstaaten zahlreich auftretenden Usurpatoren und Kronprätendenten, der Katschin häufig als Söldner und erleichterten ihnen dadurch natürlich die Festsetzung in immer südlicheren Gebieten — eine typische Völkerwanderungserscheinung, wie wir sie ja ähnlich auch aus der europäischen Geschichte kennen.



Abb. 459. Katschinmädchen, Bhamo. Oberbirma
(Nach L und C. Scherman, im Stromgebiet des Irrawaddy)

Als das birmanische Reich unterging (1885), standen seine nördlichsten Provinzen schon fast völlig unter der Herrschaft der Katschin. Durch die Annexion Oberbirmas seitens der Engländer

wurde deren Wanderung zwar in südöstlicher Richtung abgelenkt, dauert aber, wenn auch jetzt meist in friedlicher Weise, noch immer an. Sie bewohnen gegenwärtig die Berggegenden am Irrawaddy oberhalb Bhamo, besonders an dessen beiden erwähnten Quellflüssen, nicht jedoch deren eigentliches Quellgebiet, ferner die Landschaften am oberen Tschindwin, einen kleinen Zipfel von Assam und, mehr oder weniger unter andere Völker verstreut, den Westen der chinesischen Provinz Yünnan und den nördlichen Teil der birmanischen Schanstaaten. Hier sind einzelne Splitter von ihnen in südöstlicher Richtung bereits bis über den Salwin vorgedrungen.

An den Wanderungen und Eroberungen der Katschin haben auch einige Völkerschaften teilgenommen, die ursprünglich am Nmaikha saßen und deren genaue ethnographische Zugehörigkeit noch nicht einwandfrei feststeht: die Maru, Laschi und Tsi. Während manche Forscher ihre Sprachen nur als Katschindialekte, sie selbst als Katschinstämme gelten lassen wollen, möchten andere in ihnen nahe Sprachverwandte der Birmanen und bei deren einstiger Einwanderung aus dem Norden dort zurückgebliebene Reste dieses Volkes sehen.



Abb. 460. Katschinfrauen, nördliche Schanstaaten
(Nach L und C. Scherman, Im Stromgebiet des Irrawaddy)

Nördlich von den Katschin, in den Quellgebieten des Malikha und Nmaikha, wohnen einige noch sehr wenig bekannte Stämme, die meist als Khunnong oder mit dem chinesischen Namen Kiutse bezeichnet werden, tibetobirmanische Sprachen reden, jedoch in anthropologischer Beziehung stark mit kleinwüchsigen und lockenhaarigen Elementen durchsetzt zu sein scheinen.

Bisher kannte man sie hauptsächlich aus den Schilderungen des Prinzen Henri d'Orléans und E. Roux'. Die vor einigen Jahren erfolgte Besetzung des Irrawaddyquellgebietes durch die Engländer dürfte der Erforschung dieser Stämme zugute kommen, doch waren bei der Abfassung dieses Abschnittes noch keine Veröffentlichungen darüber zugänglich.

Die jüngste Schicht der Tibetobirmanen und zugleich ihren östlichsten Zweig bilden in Hinterindien die sogenannten Lolovölker: Lolo oder Myen, Lisu, Lahu, Kwi, Akha und Akhö.

Die Lisu bewohnen östlich von den Katschin und Maru das obere Salwintal zwischen dem 26. und 28. Grad nördl. Br. und einen großen Teil des Mekongtales in denselben Breiten. Von diesen ihren ursprünglichen Wohnsitzen aus haben sie sich nicht nur ostwärts über weitere Teile von Yünnan, sondern, in meist ganz kleinen und weitverstreuten Niederlassungen, auch nach Süden über die birmanischen Schanstaaten bis nach Siam verbreitet. Von den übrigen Völkern dieser Gruppe scheinen die Lolo selbst, deren Hauptmasse, in zahlreiche Stämme gespalten, das südliche Ssetschuan, den Osten Yünnans und die Provinz Kweitschou bewohnt, am frühesten nach Hinterindien gelangt zu sein. In den gebirgigen Teilen Tongkings dürften sie schon seit mehreren Jahrhunderten sitzen. Annamitische Chroniken erwähnen bereits für das Jahr 1508 einen Einfall der Lolo. Auch in den birmanischen Schanstaaten fehlen sie nicht, sind aber überall in Hinterindien nur gering an Zahl. — Die Hauptmasse der Lahu wohnt im südlichen Yünnan zwischen Salwin und Mekong. Dorthin kamen sie, ihren eigenen Überlieferungen nach, vor einigen Jahrhunderten unter dem Druck der Chinesen und Schan aus nördlicheren Gegenden. Dieselbe Ursache scheint auch ihre weitere Wanderung nach Süden bewirkt zu haben, die im wesentlichen wohl erst im neunzehnten Jahrhundert einsetzte und die Lahu über den östlichen Teil der birmanischen Schanstaaten bis ins nördliche Siam verbreitete. Die in Yünnan verbliebenen Lahu wurden erst Ende des neunzehnten Jahrhunderts nach jahrelangen Kämpfen von den Chinesen endgültig unterworfen. Die Einwanderung der Lahu in die Länder Hinterindiens dauert ebenso wie die der anderen Lolovölker noch heute an.

Die in ziemlicher Anzahl in den östlichen Schanstaaten lebenden Akha gehören, wie auch die Akhö, zu einer Gruppe von Stämmen, die von den Chinesen unter dem Namen Woni zusammengefaßt werden und größtenteils das südliche Yünnan bewohnen. Die Woni sprechen zwar gegenwärtig Lolosprachen, gehören jedoch wahrscheinlich einer älteren (austroasiatischen?) Völkerschicht an als die eigentlichen Lolo und scheinen ihrer Rasse nach sogar allerhand noch ältere, zum Teil nichtmongoloide Bestandteile zu enthalten. Ihre Einwanderung nach Hinterindien dürfte nicht sehr weit zurückliegen.



Tafel XXXV *Männer von den Aruinseln*

(Phot. Koloniaal-Instituut, Amsterdam)



Tafel XXXVI *Mann und Frau von Nord-Pageh, Mentawei-Inseln*

(Phot. Koloniaal-Instituut, Amsterdam)

β) Die Siamochinesen

Unter den Völkern, die dem zweiten großen Ast des indochinesischen Sprachstammes angehören, den Siamochinesen, müssen wir für Hinterindien wohl die Karen als das älteste ansehen. Sie bewohnen die Gebirge des südlichen Birma vom Irrawaddy ostwärts bis über den Salwin, aber auch einen Teil des Irrawaddydeltas und der birmanischen Küstenebene. Im Norden reichen sie bis in die südlichen Schanstaaten hinein, während sich ihr Gebiet im Süden bis nahe an die Landenge von Kra erstreckt. Auch im westlichen Siam sind sie in ziemlicher Zahl zu finden. Sie zerfallen in drei große Stämme, die Sgau und Puo im Süden und die Bué im Norden in den Bergen zwischen dem oberen Sittang und dem Salwin. Die Bué bilden eigentlich nur eine Gruppe von acht kleineren, ihrer Kultur und Sprache nach zum Teil recht verschiedenen Stämmen, von denen hier neben den Karenni oder Roten Karen, dem herrschenden Volk in den sogenannten Karennistaaten am Salwin, nur die Bre und die Padaung (Abb. 523) genannt seien. Eine Sonderstellung nehmen die Taungthu ein. Sprachlich den Puo nahestehend, haben sie in der Gegend von Thatun (in der Nähe von Martaban in Unterbirma), der ältesten Hauptstadt der Mon, von diesen Buddhismus und Schrift übernommen und sich infolgedessen zu einem eigenen Volke entwickelt. Von Thatun, wo ein Teil von ihnen noch jetzt wohnt, wanderten sie später, angeblich seit dem zwölften, der Hauptsache nach vielleicht erst im achtzehnten Jahrhundert nordwärts und siedelten sich in den Grenzgebieten zwischen Birmanen und Schan bis etwa zum 22. Grad nördl. Br. hin an, wo sie auch einige kleine, noch bestehende Fürstentümer gründeten.

Über Herkunft, angebliche Wanderungen und Zeitpunkt der Einwanderung der Karen in Birma und Siam ist viel geschrieben worden, ohne daß man jedoch bisher zu einem gesicherten Ergebnis gekommen wäre. Nur so viel läßt sich sagen, daß sie fast sicher früher als die Schan und später als die Mon-Khmer, sehr wahrscheinlich auch später als die Hauptmasse der Tibetobirmanen aus dem südlichen China nach Hinterindien gekommen sind. Amerikanische Missionare, die schon seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts mit großem Erfolg unter ihnen tätig waren, haben aus ihren Mythen und Sagen allerlei jüdische oder auch christliche Erinnerungen herauslesen wollen und auf Grund dessen mehr oder weniger phantastische Hypothesen über ihre Herkunft aus Zentralasien aufgestellt, auf die hier nicht näher eingegangen zu werden braucht. Eine wirklich wissenschaftliche Sichtung und Deutung ihrer zahlreichen und, wie es scheint, weit zurückreichenden geschichtlichen Überlieferungen ist bisher leider noch nicht unternommen worden.

Viel gewaltiger und folgenreicher als die der Karen war die zweite große Welle siamochinesischer Völker, die von China her nach Hinterindien hereinbrach, die der Tai oder (nach der Aussprache der Siamesen und Lao) Thai. Das Verbreitungsgebiet der Tai erstreckt sich heute, natürlich mit zahlreichen Unterbrechungen, von Assam bis in die Nähe von Kanton, vom Yangtsekiang bis weit in die Malaiische Halbinsel hinein. Während das Einbruchstor der Tibetobirmanen nach Südostasien, wenn wir hier von den in Hinterindien an Zahl geringen und spät gekommenen Lolovölkern absehen, im Nordwesten lag, kam die Hauptmasse der Tai aus Yünnan, also aus einem Gebiet im Norden des zentralen Hinterindien, ein an Zahl und Bedeutung geringerer Teil von ihnen auch aus der Provinz Kwangsi, also aus dem Nordosten. Von Yünnan aus haben sie sich fächerförmig nach Westen, Süden und Südosten verbreitet. Ihre Hauptwanderrichtung ging weiter östlich als die der Tibetobirmanen von Norden nach Süden, doch haben die Abzweigungen beider Gruppen auf ihren Wegen einander vielfach gekreuzt.

Anders als Tibetobirmanen und Mon-Khmer-Völker, die bei ihrer Einwanderung in Südostasien alle noch auf der Kulturstufe recht altertümlicher Hackbauern standen — etwa den heutigen Naga, Tschin, Wa usw. entsprechend —, haben die Tai, schon als sie noch im südlichen China saßen, eine höhere Kultur mit Pflugwirtschaft und künstlich bewässerten Feldern besessen. Dies geht nicht nur aus der vergleichenden Betrachtung der heutigen Taivölker hervor, sondern wird auch von alten chinesischen Geschichtsquellen bezeugt. So bilden die Tai trotz ihrer langen Trennung, ihrer weiten Verbreitung und ihrer Zersplitterung in zahlreiche Völker, Stämme und Staaten noch heute sowohl in sprachlicher als auch in kultureller Beziehung eine viel einheitlichere Masse als Tibetobirmanen oder Austroasiaten. Und während die Einwanderung der beiden letztgenannten Gruppen nach Südostasien unserer Kenntnis durch das Dunkel der Vorgeschichte verdeckt ist, vollzieht sich die der Tai zum großen Teile schon in dem allerdings meist noch recht trüben Dämmerlicht der Frühgeschichte. Auch tragen, den Verschiedenheiten der Kulturen entsprechend, ihre Wanderungen einen anderen Charakter als die jener alten Hackbauvölker. Es handelt sich bei ihnen vielfach schon um planmäßige militärische Eroberungszüge und Koloniengründungen von größeren, staatlich organisierten Zentren



Abb. 461. Karen, Salwindistrikt, Unterbirma

aus. Sie bewegten sich nicht langsam die Gebirgsrücken entlang oder von Bergkette zu Bergkette wie die weniger kultivierten Stämme, sondern zogen durch die Täler, überschritten die Gebirge auf Pässen und siedelten sich in Tälern und Ebenen an. So waren denn die Tai auch, soweit man sie geschichtlich zurückverfolgen kann, nie ein eigentliches Bergvolk, obwohl sie größtenteils in gebirgigen Gegenden leben.

Noch heute bilden die Tai einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung der chinesischen Provinzen Yünnan, Kweitschou, Kwangsi und Kwangtung. Vielleicht waren sie die Träger jener alten, uns vorläufig nur in schattenhaften Umrissen erkennbaren südchinesischen Kultur, die im Lauf der letzten Jahrzehnte schon wiederholt das Interesse der Kultur- und besonders der Kunsthistoriker erweckt hat. Chinesische Quellen erwähnen bereits im ersten Jahrhundert n. Chr. ein Reich der Ngai-Lao oder Ai-Lao, eines Taivolkes, das wohl in der jetzigen Provinz Yünnan wohnte. Mehrere Kriege führten zeitweise zu ihrer Unterwerfung unter chinesische Oberhoheit. Ein anderes Reich der Tai, von den Chinesen Nantschao genannt, ebenfalls in Yünnan, vielleicht eine unmittelbare Fortsetzung des Ngai-Lao-Reiches, taucht im siebten Jahrhundert auf, erreicht im achten und neunten Jahrhundert mit Tali als Hauptstadt nach heftigen Kämpfen

gegen China und Tibet den Höhepunkt seiner Macht und wird im Jahr 1254 durch die Mongolen unter Kublai Chan vernichtet.

Die Einwanderung der Tai von Yünnan nach Hinterindien hat wohl um den Beginn der christlichen Zeitrechnung begonnen. Vielleicht hat dabei schon der Druck, den die Chinesen von Norden her ausübten, mitgespielt. Der Hauptstrom der Taivölker teilte sich in zwei große Arme. Der östliche folgte ungefähr dem Mekong und ergoß sich über Tongking, Laos und Siam, der westliche überflutete die Gegenden am oberen Irrawaddy und Tschindwin und das Land zwischen der oberbirmanischen Ebene und dem Salwin. Östlich vom Salwin, im nordwestlichen Siam, trafen beide Arme aufeinander. Zwischen ihnen lag wie eine Insel das Gebiet der Lawa und Wa. Erst nachdem die Lawa Siams unterworfen und zum großen Teil vernichtet oder aufgesaugt worden waren, drangen die Tai, von Süden kommend, auch in das Gebiet des jetzigen Fürstentums Kengtung zwischen Salwin und Mekong vor, besetzten die Täler dieses Landes und drängten die eingeborenen Wa in die Gebirge. Die sogenannten Wastaaten und das Gebiet der Wilden Wa östlich vom Salwin bilden den einzigen noch selbständigen Rest eines gewaltigen Völkerblocks, der noch in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten die ganze Mitte Hinterindiens umfaßte. Als die Siamesen im dreizehnten Jahrhundert bis an die Meeresküste vordrangen und in der Folge sogar einen großen Teil der Malaiischen Halbinsel eroberten, war die Zertrümmerung der großen austroasiatischen Masse Hinterindiens vollendet. Die Wa, Palaung, Mon usw. waren isoliert, der Zusammenhang zwischen den austroasiatisch sprechenden Stämmen Malakkas und den Völkern auf dem Rumpf der hinterindischen Halbinsel, die ihnen ihre Sprachen gegeben hatten, endgültig zerrissen.

Im Westen, in Birma, wo ihnen wahrscheinlich schon der Sturz des alten Reiches von Tagaung zuzuschreiben ist, scheint im sechsten und siebten Jahrhundert eine besonders starke Einwanderung von Tai (hier im Anschluß an den birmanischen Sprachgebrauch meist als Schan bezeichnet) stattgefunden zu haben. Im siebten oder achten Jahrhundert gründeten sie am Mao, einem linken Nebenfluß des Irrawaddy, in der Gegend der jetzigen chinesisch-birmanischen Grenze das Reich Mao, das in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts seine höchste Blüte erreichte und seinen Machtbereich zeitweise bis nach Manipur, Arakan, Laos usw. ausdehnte. Zur selben Zeit, um das Jahr 1228, erfolgte eine Expedition nach Assam,

die zur dauernden Ansiedlung eines Taivolkes, der Ahom, in diesem Lande führte, das ihnen auch seinen jetzigen Namen verdankt. Die Khamti, ein anderes Taivolk, ließen sich im Quellgebiet des Irrawaddy nieder. Aus dem Irrawaddytal nördlich von Tagaung waren die Birmanen damals wohl schon ganz verdrängt worden. Auch im Gebiet der jetzigen Schanstaaten westlich vom Salwin verdrängten die Schan zum größten Teil die frühere, der Hauptsache nach



Abb. 462. Schanfamilie, nordliche Schanstaaten, Birma
(Phot. A. K. Gebauer)

wahrscheinlich austroasiatische, in geringerem Maß vielleicht auch tibetobirmanische und karenische Bevölkerung. Der Fall des Reiches von Nantschao führte ihnen wohl neue Auswanderer aus Yünnan zu. Eine Zeitlang schien es, als solle ganz Birma dauernd unter die Herrschaft der Schan fallen. Nach der Zerstörung der birmanischen Hauptstadt Pagan durch die Mongolen oder durch die mit ihnen verbündeten Mao-Schan im Jahr 1284 kamen sowohl in Birma als in Pegu Schandynastien zur Regierung, die erst Mitte des sechzehnten Jahrhunderts endgültig beseitigt wurden, als König Bureng Naung Pegu und Birma einte. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts unterwarf Bureng Naung dann auch noch den größten Teil der

Schanstaaten. Im Jahr 1604 endlich erlag das Reich Mao vollends den Chinesen, während seine Vasallenstaaten unter chinesischer oder birmanischer Oberhoheit weiterbestanden und zum Teil noch heute bestehen. Mit der Unterwerfung der Schan war ihrer weiteren Ausbreitung in Birma, soweit sie sich durch bestimmt umgrenzte, planmäßig geleitete Bewegungen vollzog, eine Schranke gesetzt. Nur im Nordwesten fanden noch einige kleinere Wanderungen statt. So gründeten die Khamti um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts am Tschindwin ein neues Fürstentum. Schließlich wanderten Teile der Khamti und mehrere andere kleine Taistämme zwischen der Mitte des achtzehnten und der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von Oberbirma aus nach Assam.

Hier hatten die Ahom nach langen Kämpfen gegen die einheimischen Bodovölker im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts ganz Oberassam, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert auch Unterassam erobert. Der Name des Landes selbst, Assam, ist von Ahom abgeleitet. Schon seit dem vierzehnten Jahrhundert jedoch waren die Ahom immer mehr und mehr unter indischen Einfluß geraten. Nachdem im achtzehnten Jahrhundert König und Volk endgültig zum Hindutum übergetreten waren, büßten sie rasch ihre eigene Nationalität, Kultur und Sprache ein. Letztere muß heute als ausgestorben betrachtet werden und ist durch das Assamesische, eine dem Bengalischen verwandte indogermanische Sprache, ersetzt. Im Jahre 1823 kam Assam unter die Herrschaft der Birmanen, die es aber schon nach zwei Jahren an die Engländer verloren. Die fast ganz entnationalisierten Ahom bilden heute weniger ein eigenes Volk als eine Hindukaste.

Der östliche Hauptstrom der Tai bewegte sich von Yünnan aus ungefähr längs des Mekong und noch weiter im Osten südwärts. Schon seit dem sechsten oder siebten Jahrhundert n. Chr. scheinen Tai im nördlichen Siam, den sogenannten siamesischen Laosstaaten, ansässig gewesen zu sein. Doch dauerte es noch geraume Zeit, bis sie nach langen Kämpfen gegen die einheimischen Lawa und gegen die weit nach Norden vorgeschobenen Kolonien der Khmer endgültig zur Herrschaft gelangten, und auch weiter südlich, in der Menamebene Fuß zu fassen vermochten. Hier erlangten sie im Lauf des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts immer mehr das Übergewicht. Im dreizehnten Jahrhundert, wenn nicht schon früher, kam auch der Norden der Malaiischen Halbinsel unter ihre Herrschaft. Nachdem

sie die Oberhoheit Kambodschas endgültig abgeschüttelt hatten, erfolgte um 1350 die Gründung Ayuthias, das durch mehr als vier Jahrhunderte die Hauptstadt des siamesischen Reiches blieb. Die Siamesen oder Thai entstanden aus der Vermischung mehrerer Taistämme mit den einheimischen Khmer. Dabei dürften letztere der Zahl nach überwogen haben, nahmen aber die Sprache der Sieger an.

Im nördlichen Teil des heutigen Siam gründeten um 1300 n. Chr. die Yun, ein anderer Zweig der Tai, das Reich Lanna mit der Hauptstadt Tschiengmai, das später unter siamesische Oberhoheit kam. Vorher hatten sie das Gebiet am Knie des Mekong in der Gegend von Tschiengsen innegehabt. Sie waren wohl den Mekong entlang von Yünnan gekommen, sind ihrer Sprache nach nahe Verwandte der Lao und werden oft als westliche Lao bezeichnet. Von Tschiengsen her sollen auch im dreizehnten Jahrhundert die Khün nordwärts gezogen sein und nach Unterwerfung der austroasiatischen Wa das Fürstentum Kengtung zwischen Salwin und Mekong in den jetzigen birmanischen Schanstaaten gegründet haben. Ihnen nahe verwandt sind die Lü, das herrschende Volk in den südlichsten der chinesischen Schanstaaten (Kenghung usw.).

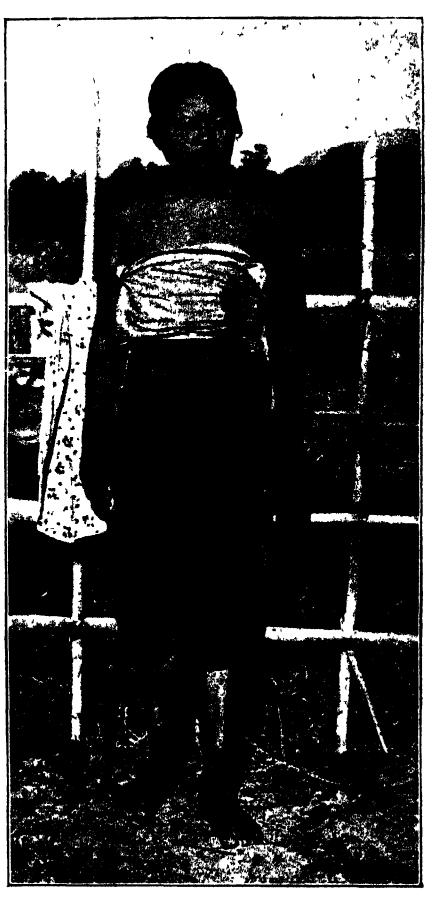


Abb. 463. Siamesin aus Mittelsiam
(Nach Hosseus, Durch König Tschulalongkorns Reich)

Die Lao im engeren Sinn kamen den Nam Hu, einem Nebenfluß des Mekong, entlang von Norden und gründeten am Mekong das Reich Langtschang oder Laos, das sich nach Zurückdrängung der Khmer südwärts allmählich bis an die Grenzen des heutigen Kambodscha erstreckte. Im achtzehnten Jahrhundert zerfiel

es in zwei Teile, von denen der südlichere nach Zerstörung seiner Hauptstadt Wiengtschang im Jahr 1828 an Siam fiel, während der nördlichere, Luang Prabang, noch heute, allerdings unter französischer Oberhoheit, fortbesteht.

Andere Taivölker bewegten sich weiter östlich als die Lao von Yünnan aus nach Süden und Südosten: die Nhang, Pu Eun, Pu Tai, die Weißen, Schwarzen und Roten Tai (so nach der Farbe ihrer Kleidung benannt), die sich in den Gegenden östlich vom Nam Hu und Mekong, im nördlichen Annam und vor allem am Schwarzen und Roten Fluß im nordwestlichen Tongking niederließen. Sie trafen hier auf eine Gruppe von Taivölkern, die nicht aus Yünnan, sondern aus dem Nordosten, aus der chinesischen Provinz Kwangsi stammen. Das wichtigste unter ihnen sind die Tho, die vielleicht schon im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt im nördlichen Tongking saßen. Es haben jedoch auch noch in späterer Zeit Einwanderungen von Tai aus Kwangsi stattgefunden, insbesondere die der Nung.

Als letzte von Norden gekommene Völker sind die Yao und Miao zu nennen, deren sprachliche Zugehörigkeit noch nicht einwandfrei feststeht. Während sie meist zur siamochinesischen Gruppe gerechnet werden, wollen Davies und, ihm folgend, die Verfasser des „Census Report of India" für 1911 in ihnen überhaupt nicht Angehörige des indochinesischen Sprachstammes, sondern Austroasiaten sehen.

Die Yao (auch Yaoyen, in Tongking Man genannt [Abb. 464]) haben sich während der letzten drei bis vier Jahrhunderte in zahlreichen Stämmen von der Provinz Kwangsi aus nach Tongking und Laos, in neuerer Zeit auch auf dem Wege über Yünnan in die britischen Schanstaaten und ins nördliche Siam verbreitet. Die Miao (Miaotse, in Tongking Meo genannt, sie selbst nennen sich Hmung) haben ihre eigentliche Heimat in der Provinz Kweitschou. Von hier aus verbreiteten sie sich nach Kwangsi und Yünnan und, anfangs nur in geringen Mengen, nach Tongking. Anfang des neunzehnten Jahrhunderts jedoch fand eine gewaltsame Masseneinwanderung in diesem Lande statt, der um das Jahr 1860, ausgelöst durch die damaligen inneren Wirren in China, ein noch viel heftigerer Einfall folgte. Seitdem dauert die Einwanderung der Miao nach Hinterindien ebenso wie die der Yao auf allmähliche und friedliche Weise an.

Bei dieser Gelegenheit mögen einige allgemeine Bemerkungen über die *Art der Wanderung* hinterindischer Völker eingeschaltet werden. Ältere Ethnologen, z. B. Bastian, glaubten, in den Bergstämmen durchwegs die in die Gebirge gedrängten Reste früherer, in den Bewohnern der Ebene die am spätesten gekommenen Völker sehen zu können. Heute wissen wir, daß dies nur in sehr beschränktem Maße richtig ist. Mehrere Ursachen wirkten und wirken noch zusammen, um einen großen Teil der neu einwandernden Stämme gerade die Gebirgsgegenden als Wohnplatz wählen zu lassen. Zunächst einmal bildeten die großen, staatlich geordneten Völker der Ebene für das Eindringen neuer Stämme oft gewaltigere Hindernisse als die Gebirge. Indem die Einwanderer der Richtung des geringsten Widerstandes folgten, mußten sie unwillkürlich in die weniger dicht bevölkerten Berggegenden gelangen. Aber der bestimmende Grund für die in Rede stehenden Völker (z. B. die Katschin, Lolo, Lisu, Yao, Miao), auf ihren Wanderungen die Gebirge nicht zu meiden, sondern sogar aufzusuchen, ist ihre Lebensweise, vor allem ihre Wirtschaft. Ihr Nahrungserwerb beruht in erster Linie auf dem *Rodungsfeldbau* (vgl. unten Abschnitt B 3 a). Die Ebene ist für dieses System nicht sehr geeignet, denn sie begünstigt seinen ärgsten Feind,



Abb. 464. Frau der Man oder Yao, Tongking

den Graswuchs. Vor allem aber ist in den Ebenen und Tälern, wo Kulturvölker wohnen oder gewohnt haben, der Wald, wenigstens der Urwald, meist schon längst zum größten Teile ausgerottet. So ist es nur natürlich, daß die Bergstämme auf ihren langsamen Wanderungen von Bergkette zu Bergkette ziehen oder den einzelnen Ketten folgen und stets neue Gebiete in den Bereich ihres primitiven Feldbaus bringen. Dabei kommt es vor, daß sie die Talbewohner vertreiben oder unterjochen, ohne sich doch selbst in den Tälern anzusiedeln. Der Übergang vom Hackbau zur Pflugwirtschaft, vom Rodungssystem der Gebirgsbewohner, das manchmal noch mit halbnomadischer Lebensweise verbunden ist, zum Dauerfeldbau der Kulturvölker ist stets mit der Überwindung eines nicht geringen inneren Widerstandes verbunden. Aber auch dort, wo dieser Übergang stattgefunden hat, wie z. B. bei einem Teile der Katschin, die einfach die Äcker der von ihnen vertriebenen Schan zu übernehmen brauchten, wirkt die Angewöhnung an die seit

unvordenklichen Zeiten übliche Wohnart im Gebirge weiter. So bauen die Katschin, auch wenn sie von den hohen Gebirgen herabsteigen, ihre Dörfer doch, wenn möglich, auf Hügel, wobei das Sicherheitsbedürfnis durchaus nicht die einzige Rolle spielt. Bisweilen besteht eine ausgesprochene Anpassung an ganz bestimmte absolute Höhenlagen. Dabei kommt nicht nur die Art des Feldbaus und der wichtigsten Feldfrüchte, sondern auch die Gewöhnung an ein bestimmtes Klima in Frage. Vielfach ist es die Malaria, welche manche noch nicht akklimatisierte Völker hindert, sich in den tieferen Lagen niederzulassen. So haben z. B. in Yünnan nach Davies die Chinesen die Tai aus den meisten Tälern und Ebenen von mehr als 4000 Fuß Seehöhe verdrängt, während sich letztere in den niedriger gelegenen und daher weniger gesunden Gegenden zu behaupten vermochten. In Tongking findet man die Miao und die einzelnen Stämme der Yao oder Man meist in ganz bestimmten Höhen: die Man Tien auf den niedersten Vorbergen durchschnittlich in 400 m Höhe, die Man Kuok in halber Höhe der Gebirge um 800 m, die Miao schließlich in mehr als 1200 m Höhe Alle diese Stämme sind im Lauf der letzten Jahrhunderte, zum Teil sogar der letzten Jahrzehnte ins Land gekommen. Dagegen leben die schon viel länger ansässigen Taivölker in den Flußtälern und die, neben den Bergstämmen der Muöng, wohl ältesten Bewohner des Landes, die Annamiten, in der Küstenebene. Aber wie sehr auch einzelne Stämme an ihren Bergen haften, bei günstiger Gelegenheit erfolgt schließlich doch der bedeutungsvolle Schritt in die Ebene hinab. So haben die Karen im Lauf der letzten Jahrhunderte von ihren Waldgebirgen aus große Teile des Irrawaddydeltas und der birmanischen Küstenebene in Besitz genommen, nachdem diese Gebiete durch die Kriege zwischen Birmanen, Mon und Siamesen entvölkert worden waren.

Ebensowenig als wir die Bergstämme in ihrer Gesamtheit als zurückgedrängte Reste einer Urbevölkerung ansehen dürfen, geht es an, die herrschenden, ebenenbewohnenden Kulturvölker jenen sämtlich als spätere Einwanderer gegenüberzustellen. Wenn auch die großen Kulturnationen Hinterindiens den Bergvölkern gegenüber als eine jüngere Schicht erscheinen, so hat sich diese, wenn wir von den Tai absehen, doch in Hinterindien selbst herausgebildet und verdankt ihre Entstehung zum größten Teil denselben Ursachen wie die der Kulturvölker Indonesiens: dem durch geographische Verhältnisse begünstigten Einwirken indischer Kolonisten und indischer Kultur. Das materielle und moralische Übergewicht, die Religion, die straffere politische Organisation, die Zusammenfassung zu größeren staatlichen Verbänden unter despotischer Leitung, lauter Errungenschaften, die sie den Indern verdanken, haben aus Haufen loser, oft recht verschiedenartiger Stämme große Völker mit einheitlicher Sprache und Kultur geschaffen, wie die Tscham, die Khmer, die Mon und die Birmanen.

Bei den Birmanen insbesondere läßt sich das Zusammenwachsen aus einer ganzen Reihe verschiedener, meist tibetobirmanischer Völker durch eine große Zahl mündlicher sowohl als schriftlicher Überlieferungen belegen. So bestand die Bevölkerung des alten Reiches von Prome im frühen Mittelalter aus mehreren, den Birmanen des Nordens (Gegend von Tagaung) zwar verwandten, aber noch nicht mit ihnen zu einem Volk verschmolzenen Stämmen, darunter den Pyu, deren Sprache aus einigen Inschriften bekannt ist. Die Bewohner mancher Gegenden Birmas leiten sich von Tschin und Naga ab. Eine Reihe tibetobirmanischer Stämme ist bis auf geringe Reste ganz in den Birmanen aufgegangen. Dazu gehören die Taman und Malin am Tschindwin, die Kadu zwischen Tschindwin und Irrawaddy, die Hpon am oberen Irrawaddy und andere.

Die Annamiten verdanken ihr nationales Dasein und ihre Erfolge auf Kosten der Tscham und Khmer in erster Linie der Annahme chinesischer Kultur.

Wenn auch die genannten, durch ihre Volkszahl und ihre staatliche Organisation mächtigen Kulturvölker vielfach die auf ursprünglicheren Stufen stehengebliebenen Stämme verdrängten oder auch, wie insbesondere die Birmanen und Annamiten, durch Kriege untereinander ihr Wohngebiet ausdehnten, so handelte es sich dabei doch nur um Wanderungen innerhalb Hinterindiens und nicht um das Auftreten neuer, von auswärts gekommener Völker. Ein solches liegt, soweit die Kulturvölker in Betracht kommen, abgesehen von fremden Kolonisten wie Chinesen und Indern, nur bei den Tai vor.

Durch welche Umstände die Tai auf heute chinesischem Gebiet zu einem Volke wurden, dessen sprachliche und kulturelle Zusammengehörigkeit noch nach so starken örtlichen Verschiebungen und jahrtausendelanger Trennung der einzelnen Teile so deutlich zutage tritt, ist schwer zu erkennen. Sind wir doch hier für die ersten Zeiten höherer Kultur und größerer staatlicher Gründungen auf verhältnismäßig spärliche chinesische Quellen angewiesen. Einige Stämme der Tai entwickelten sich nach ihrer politischen Einigung in der Menamebene und Annahme der indisch beeinflußten Kultur der Khmer rasch zum siamesischen Volke, das auch den größten Teil der einheimischen Khmer in sich aufnahm und sich infolgedessen in vielen Beziehungen von den übrigen Tai unterscheidet.

Von nicht geringem Einfluß auf die Völkerverteilung in Hinterindien war die von den großen Monarchien, besonders von Birma und Siam geübte Ansiedlung von Kriegsgefangenen und gewaltsame Verpflanzung unterworfener Völkerschaften.

So versetzten die Könige Siams nach der Eroberung Wiengtschangs zahlreiche Lao an die siamesisch-kambodschanische Grenze, wo sie die Wege im Stand zu halten und den Postverkehr zu vermitteln hatten. Insbesondere Künstler und Handwerker verleibte man gern dem eigenen Staate ein. Die Verzierung der Gebäude mit Glasmosaik z. B. soll im achtzehnten Jahrhundert durch siamesische Kriegsgefangene in Birma eingeführt worden sein.

Es erübrigt noch, kurz auf die **Rassenmerkmale der hinterindisch-assamischen Mongoloiden** *einzugehen.* Wie schwer es ist, hier eine halbwegs genaue Grenze zwischen „Malaien“ und „Mongolen“ zu ziehen, wurde schon erwähnt (s. S. 699 und 700). Immerhin treten die ausgesprochen mongolischen Rasseneigentümlichkeiten auf dem Festlande fast überall stärker zutage als auf den Inseln. Ja, es kommen innerhalb desselben Volkes neben Personen von malaiischem und solchen von schwach mongolischem Aussehen solche von ganz extrem mongolischem Typus vor, wie sie in Indonesien undenkbar wären. Im großen und ganzen kann man wohl sagen, daß das mongolische Element das malaiische überwiegt. Es zeigt sich in stärker ausladenden Backenknochen, weniger vorspringender Nase, abgeflachtem Obergesicht, verbunden mit oft recht ausgesprochener Prognathie, schiefstehenden Augen, Mongolenfalte und straffem, schwarzem *Haar.* Ein Hauptunterschied gegenüber den benachbarten Tibetanern und den Himalayavölkern von Bhutan an westwärts besteht in den Proportionen der äußeren Nase. Während der Durchschnitt des Nasalindex bei ersteren fast ausnahmslos unter achtzig bleibt, überschreitet er in Südostasien fast überall diese Zahl und steigt bei manchen Bergstämmen, z. B. den Garo, bis fünfundneunzig an. Die Körpergröße ist gering. Bei vielen Völkern beträgt sie weniger als 160 cm (Miao 154, Miri 156,4, Palaung 158, Annamiten 158,5, Katschin 158,7 cm usw.), bei den größwüchsigsten (Birmanen, Khmer, Karen, Khamti) 164 bis 165 cm. In bezug auf die Hautfarbe bestehen große Verschiedenheiten. Sie schwankt zwischen ausgesprochenem Braun (Birmanen von Oberbirma, Woni, Wa, Katschari usw.) und sehr hellen Tönen, die bisweilen an die Hautfarbe von Nordchinesen oder auch an die von Südeuropäern erinnern (Mon, Khasi, ein Teil der Siamesen, nördliche Schan usw.). Bei den nördlichen Schan und bei manchen Bergvölkern kommt deutliches Wangenrot vor. Der gelbe Ton tritt im allgemeinen viel stärker zutage als bei den Bewohnern Indonesiens. Die Iris ist meist dunkelbraun, doch kommen graue oder blaue Augen, wenn auch selten, vor (z. B. bei Garo, Palaung, Schan, Miao). Die Kopfform schwankt zwischen ausgesprochener Dolichokephalie und Brachykephalie, wobei die dolicho- und mesokephalen Mittelwerte unter den Bergvölkern, die brachykephalen unter den Kulturvölkern der Ebenen überwiegen. Dieser Unterschied ist jedoch nicht so allgemein und durchgreifend, daß er uns berechtigen würde, auf Grund unserer



Abb. 465. Katschin vom oberen Tschindwin, Nordwestbirma, in untypischer, von der dortigen schan-birmanischen Mischbevölkerung übernommener Tracht (Nach L. und C. Scherman, Im Stromgebiet des Irrawaddy)

viel zu ungenügenden Kenntnis die südostasiatischen Mongolen in eine lang- und eine kurzköpfige Unterrasse zu trennen.

Von Norden her reichen die Ausläufer jener hochgewachsenen Rasse Osttibets und des westlichen Ssetschuan herein, die vor allem unter den Lolo und Sifan jener Gegenden vertreten ist. Ihr Einfluß ist auch bei den Lolovölkern Hinterindiens (Lisu, Lahu usw.) unverkennbar, allerdings nicht so sehr in bezug auf die Korpergröße als auf die Gesichtszuge (schärferes Profil, gut ausgebildete, schmalere Nase mit hohem, oft gebogenem Rücken). Hier sei auf das häufige Vorkommen indianerähnlicher Typen besonders unter den Naga, aber auch bei Abor, Lisu usw. hingewiesen. Sie gehören wahrscheinlich einer alten Unterschicht der Mongoloiden an, deren Vorhandensein Hrdlička auch in Sibirien und Ostasien nachgewiesen hat.

Die Merkmale der malaiischen Rasse treten, wie schon erwähnt, insbesondere bei den Naga in Assam und bei manchen Moistämmen noch sehr deutlich zutage (siehe S. 700). Den Mongolen waren jedoch in Hinterindien nicht nur Malaien vorangegangen, sondern auch Völker, die überhaupt nicht zur gelben Rasse gehören. Ihre Reste sind noch da und dort unter der heutigen Bevölkerung nachzuweisen. Sie verraten sich bisweilen durch gewelltes oder

lockiges Haar, bisweilen durch geringere Körpergröße, durch dunklere Hautfarbe oder durch nichtmongoloide Gesichtszüge. Im Westen sind gewellte und gelockte Haare unter den Naga und Garo nicht selten. Ein Mittelpunkt nichtmongoloider Elemente liegt im Quellgebiet des Irrawaddy unter den ihrer Sprache nach tibetobirmanischen Khunnong und Kiutse sowie im zunächstgelegenen Teil des oberen Salwintales unter den Lutse. Auch unter den Wa, Lawa, Khamuk usw. der Schan- und Laosstaaten und unter den Trau, Por und einigen anderen Stämmen des Südostens sind sie deutlich zu erkennen.

Manche ältere, insbesondere französische Anthropologen neigten dazu, auf Grund einiger lockenhaariger oder kleinwüchsiger Leute einen großen Teil der Moi als Negritos zu betrachten. Später wollte man in ihnen unterschiedslos Weddoide sehen. So ungenügend jedoch die vorhandenen Berichte, Messungsergebnisse und Abbildungen sind, so läßt sich doch schon mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen, daß wir es in Südostasien und auch im südwestlichen China nicht nur mit einer nichtmongoloiden Rasse zu tun haben. Zunächst wäre angesichts der Verhältnisse auf der Malaiischen Halbinsel wohl daran zu denken, daß auch hier sowohl weddoide als auch negritische Mischungsbestandteile vorhanden sein könnten. Es scheint jedoch als müßten wir auch den Einfluß einer großwüchsigen wellhaarigen Rasse in Betracht ziehen. Wenigstens gehört ein Teil der häufig wellhaarigen Naga sowohl als der Moi zu den großwüchsigeren Völkern Südostasiens. So bleibt uns hier also vorläufig nichts anderes übrig, als auf die Lücken in unserer Kenntnis hinzuweisen.

3. Fremde Kolonisten

Bevor wir diese Übersicht über die Völker und Rassen Südostasiens abschließen, ist es noch nötig, jene von auswärts gekommenen Kolonistenvölker zu erwähnen, die, ohne je in Südostasien ganz heimisch zu werden (eine Ausnahme bilden die Hindu Assams), doch als Kulturbringer eine ungeheure Rolle gespielt und auch die rassenhafte Zusammensetzung der Bevölkerung stellenweise stark beeinflußt haben. Es sind dies die Inder, Araber, Chinesen und Europäer.

Die Einwanderung der Inder muß sowohl in Indonesien als in Hinterindien ungefähr um den Anfang der christlichen Zeitrechnung begonnen haben. Es haben daran sowohl „Arier“ aus Nordindien, als auch südindische „Drawidas“ teilgenommen. Jene alten indischen Kolonisten sind im Lauf der Jahrhunderte fast überall im einheimischen Volkstum aufgegangen, doch läßt sich in vielen Gegenden die Beimischung indischen Blutes noch deutlich

erkennen, so insbesondere auf Java (Abb. 466), Bali, Lombok, Sumatra (stark z. B. bei den Atschehern, in geringerem Maß bei den Batak), in einigen Küstengebieten Borneos, vielleicht auch unter den Maronene von Südostcelebes und Kabaëna, auf dem Festland besonders bei den Khmer und Tscham, aber auch im südlichen Siam und in geringerem Maß in Birma. Festeren Fuß vermochte das indische Volkstum in Assam zu fassen. Obwohl im Brahmaputratal bis zur Eroberung durch die Birmanen im Jahr 1823 stets einheimische Völker (Bodo und Ahom) herrschend blieben, hat doch unter dem Einfluß der Brahmanen eine langsame, aber unaufhaltsame Hinduisierung stattgefunden, die gleichzeitig das Einsickern vorderindischer Ansiedler erleichterte. So besteht heute die Bevölkerung des Brahmaputratales zum größten Teil aus Assamesen, welche eine arische, dem Bengali verwandte Sprache reden und der Rasse nach aus einer Mischung vorderindischer und mongoloider Bestandteile bestehen. Eine neue, sehr starke Welle vorderindischer Einwanderer — Arbeiter, Kaufleute, Beamte usw. — ist im Gefolge der Engländer nach Assam, Birma und dem britischen Teil der Malaiischen Halbinsel gekommen.



Abb. 466. Vornehmer Javane

Arabische Seefahrer und Kaufleute haben schon früh die malaiischen Inseln besucht, eine Einwanderung in größerem Maße begann jedoch erst im siebzehnten Jahrhundert und dauert noch heute an. Die Araber Indonesiens stammen fast alle aus Hadhramaut, sind als Händler, Geldverleiher oder Küstenfahrer tätig und werden von den einheimischen Mohammedanern als Landsleute des Propheten hochgeachtet. Ihre Zahl beträgt etwa 30 000. Da sie durchwegs eingeborene Frauen heiraten, ist ihr Einfluß auf die rassenhafte Zusammensetzung der Bevölkerung stellenweise recht bedeutend. In einigen malaiischen Staaten auf Sumatra und Borneo sind arabische Dynastien zur Herrschaft gelangt.

Die Einwanderung der Chinesen nach Indonesien soll schon im achten oder neunten Jahrhundert n. Chr. begonnen haben. Seit

der Besitzergreifung durch die Holländer hat sie einen gewaltigen Umfang angenommen. In den niederländischen Kolonien allein beträgt die Zahl der Chinesen weit über eine halbe Million. Sie sind meist Kaufleute, Plantagen- oder Minenarbeiter und haben auch politisch eine nicht unwichtige Rolle gespielt. So bestanden im westlichen Teil Borneos bis in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eine Reihe chinesischer Freistaaten, Kongsi, die sich um die dortigen Goldbergwerke gebildet hatten und erst nach langwierigen Kämpfen von den Holländern unterworfen werden konnten.

In Hinterindien hat die Einwanderung der Chinesen wohl schon früh begonnen, einen größeren Umfang aber erst in den letzten Jahrhunderten angenommen. Sie sind außer in den eigentlichen Gebirgsgegenden ziemlich allgemein verbreitet, am zahlreichsten in Siam und auf der Malaiischen Halbinsel, wo sie einen sehr beträchtlichen Teil, stellenweise sogar die Hälfte der Bevölkerung ausmachen. Da die Chinesen meist eingeborene Frauen heiraten und ein Teil ihrer Nachkommenschaft in der einheimischen Bevölkerung aufgeht, haben sie die Rasse der Hinterinder und Indonesier in manchen Gegenden stark beeinflußt.

Unter den Europäern sind vor allem die Portugiesen zu nennen, deren mit einheimischen Frauen gezeugte Nachkommen vielfach ganz in der eingeborenen Bevölkerung aufgegangen sind. In geringerem Maße ist dasselbe bei den Nachkommen holländischer Mischlinge, besonders aus früheren Jahrhunderten, der Fall. Obwohl im allgemeinen nicht sehr bedeutend, wird der europäische Einschlag doch immerhin bei der Erklärung der Rasseneigentümlichkeiten mancher Küstenbevölkerungen in Betracht zu ziehen sein. Auf den Philippinen, insbesondere natürlich in Manila und anderen Städten, hat neben einer recht beträchtlichen Mischung mit Spaniern auch eine solche mit mexikanischen und peruanischen Indianern stattgefunden, die jahrhundertelang die dortige spanische Besatzung bildeten.

B. Die Kulturen

1. Vorgeschichtliche Funde

Während Indonesien in den von Dubois bei Trinil auf Java ausgegrabenen Knochenfragmenten des Pithecanthropus einen für die Stammesgeschichte des Menschen so außerordentlich wichtigen

Fund geliefert hat, liegen zweifellos diluviale menschliche Reste aus Südostasien bisher nicht vor.

Wenn wir von einem im Sondebach, unweit von Trinil, gefundenen Zahn unbestimmten, aber möglicherweise diluvialen Alters absehen, müssen wir die von Rietschoten und Dubois bei Wadjak auf Java entdeckten Schädelfragmente eines Mannes und einer Frau wohl als die ältesten bisher bekanntgewordenen Zeugnisse für die Anwesenheit des Menschen auf südostasiatischem Boden betrachten. Ob sie, wie Dubois vermutet, in das Diluvium zurückreichen, ist allerdings noch nicht einwandfrei erwiesen. Auf alle Fälle aber sind sie, wie schon erwähnt (S. 690), ein Beweis für das einstige Vorhandensein einer australierähnlichen Bevölkerung auf Java. — Ebenfalls bei Wadjak, aber einer jüngeren Zeit entstammend, fand Dubois menschliche Skelettreste einer ganz verschiedenen, im Gegensatz zu jenen langköpfigen „Protoaustraliern“ kurzköpfigen Rasse. Die Schädel, die Zähne und auch andere Knochen waren mit Ocker rot gefärbt, ein Beweis für eine Art Schädel- und Knochenkultes, wie er ähnlich auch aus der Vorgeschichte Europas bekannt ist und noch heute auf den Andamanen geübt wird.

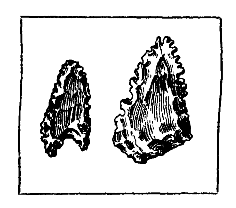


Abb. 467. Steinerne Pfeilspitzen aus den Höhlen von Lamontjong, Südwestcelebes (Nach P. und F. Sarasin)

Die wenigen sicheren Reste einer paläolithischen Kultur, die bisher aus Südostasien bekanntgeworden sind, entstammen einer nachdiluvialen Zeitperiode und wurden zusammen mit den Überbleibseln einer Tierwelt ausgegraben, die sich nicht wesentlich von jener der Gegenwart unterscheidet.

Eine reiche Ausbeute an paläolithischen Funden ergaben die Höhlen des Wohngebietes der Toala bei Lamontjong in Südwestcelebes, die von Paul und Fritz Sarasin in den Jahren 1902—1903 entdeckt und zum ersten Male untersucht wurden. In fünf Höhlen enthielt die den Boden bildende 40—80 cm mächtige Aschenschicht neben Jagdtierresten zahlreiche Werkzeuge aus Stein, Knochen, Zähnen, Muscheln und Holz. Die Steinwerkzeuge, meist aus Quarzit, daneben auch aus Andesit oder aus Kalkstein, nur selten aus Feuerstein, verraten eine ziemlich rohe und unbeholfene Art der Herstellung. Es sind darunter zweischneidige, seltener auch einschneidige Messer, ferner Schaber und Spitzen, die P. Sarasin als Lanzenspitzen deutet. Besonders zahlreich jedoch sind steinerne Pfeilspitzen mit sägeartig gezähnten Schneiden, bisweilen auch mit zwei richtigen Widerhaken oder Flügeln (Abb. 467). Gezähnte Steinsplitter von Schuppenform dienten wahrscheinlich zum Einsetzen in hölzerne Keulen, wie sie noch jetzt, allerdings statt dessen mit Metallsplittern besetzt, von den Toala gebraucht werden (Abb. 183). Spindel- oder pfriemenförmige Pfeilspitzen aus Knochen oder Wildschweinzähnen wurden wahrscheinlich seitlich geschäftet, so daß das eine Ende als Spitze, das andere als Widerhaken diente. Bruchstücke von Muschel- und Schneckenschalen verarbeitete man zu Schabern und Kratzern. Aus Röhren- und Phalangenknochen verstand man kleine Pfeifen herzustellen. Aus je zwei Bastfaserschnüren zusammengeknüpfte, grobe Knoten bilden

vielleicht die Reste geknüpfter Säcke, wie sie ähnlich noch bei den Australiern in Gebrauch sind. Durchlochte Bruchstücke menschlicher Knochen wurden wohl als Schmuckstücke und Amulette getragen, wie dies noch heute auf den Andamanen der Fall ist. Die Nahrung der steinzeitlichen Höhlenbewohner bestand ausschließlich aus den Ergebnissen ihrer Jagd- und Sammeltätigkeit. Neben Affen, Beuteltieren und anderen kleinen Säugern erlegte man besonders den Gemsbüffel, das Wildschwein und den Hirscheber. An Haustieren war vielleicht schon der Hund vorhanden. Sämtliche Tierarten, deren Reste in den Höhlen gefunden wurden, leben noch heute auf Celebes, wenn sie auch z. T., wie Gemsbüffel und Hirscheber, aus der näheren Umgebung des Höhlengebietes verschwunden sind.

Ihren Typen nach ähneln die meisten Steinwerkzeuge der Toalahöhlen von Lamontjong jenen des europäischen Jungpaläolithikums, insbesondere des Magdalénien. In den Pfeilspitzen mit Flügeln liegt jedoch eine Form vor, die in Europa erst in neolithischer Zeit auftritt. Auch hier ist der entfernte Einfluß irgendeiner neolithischen Kultur nicht ausgeschlossen, wofür auch ein in der Aschenschicht gefundenes Bruchstück eines irdenen Topfes spricht. Diese Berührung mit neolithischen Völkern kann jedoch nur eine sehr flüchtige gewesen sein, da bisher weder Steinbeile, noch auch, außer dem einen Stück, Topfscherben gefunden wurden. Es scheint vielmehr, daß das Paläolithikum hier unmittelbar mit der Metallzeit zusammenstieß und erst durch die Einfuhr eiserner Waffen und Geräte sein Ende fand.

Zusammen mit den Werkzeugen und Tierknochen fanden die Vettern Sarasin auch die Bruchstücke mehrerer menschlicher Skelette, die trotz ihrer schlechten Erhaltung doch erkennen ließen, daß sie einer kleinwüchsigen und zartgebauten Rasse angehörten. Man kann daher mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit die steinzeitlichen Bewohner der Höhlen von Lamontjong als die geradlinigen Vorfahren der heutigen Toala ansehen, die übrigens mehrere der Höhlen noch heute bewohnen (vgl. S. 788).

Der einzige andere vollkommen gesicherte paläolithische Fund aus Südostasien ist bisher der aus der Höhle Ulu Tjanko des Djambiflußgebietes im inneren Mittelsumatra. Hier fand Tobler eine paläolithische Wohnstätte, die neben Speiseresten und einigen anscheinend von einer zartgebauten Rasse stammenden menschlichen Knochenbruchstücken auch eine größere Zahl aus Obsidian hergestellter Werkzeuge enthielt. Unter diesen sind insbesondere Messer und Spitzen verschiedener Größe vertreten, in geringerem Maß auch Schaber. Typologisch steht auch dieses sumatranische Paläolithikum dem Magdalénien nahe. Von den Funden aus den Toalahöhlen unterscheidet es sich außer durch das verschiedene Material besonders durch das Fehlen der geflügelten oder gezähnten Pfeilspitzen.

Auch im westlichen Teil der Malaiischen Halbinsel, im Sultanat Perak, hat man in Höhlen und besonders unter überhängenden Felsenwänden Spuren einstiger menschlicher Bewohnung gefunden. Unter mehreren solchen Felsendächern bestand der Boden aus einer Breccie von Muschel- und Schneckenschalen, durchsetzt mit zerbrochenen und z. T. angebrannten Tierknochen, das Ganze durch Kalksalze zu einer festen Masse zusammengebacken.

An einer Stelle fanden sich die Skelette zweier als liegende Hocker bestatteter Menschen, doch war infolge des schlechten Erhaltungszustandes eine Rassenbestimmung nicht möglich. Die Mächtigkeit der 3—4 m dicken Schicht von Speiseresten spricht für eine lange Benützung der betreffenden Wohnplätze. Trotzdem fand L. Wray, der mehrere von ihnen untersuchte, außer Reibsteinen, gewöhnlichen Schlagsteinen und mehreren wohl als Farbstoff verwendeten Knollen Hämatits kein einziges Steinwerkzeug, so daß es nicht möglich ist, die Zugehörigkeit dieser Reste zu einer bestimmten Kultur festzustellen.

Dasselbe gilt von den Muschelabfallhaufen, die in der Provinz Wellesley und im südlichen Teil des Sultanats Kedah unweit der Westküste der Malaiischen Halbinsel liegen. Sie sind meist rund, 5—8 m hoch mit einem Durchmesser bis zu 55 m und bestehen ausschließlich aus den Schalen der eßbaren Herzmuschel, die durch kalkhaltiges Wasser zu einer festen Breccie zusammengebacken sind. Auch hier hat man keine Steinwerkzeuge oder sonstige Artefakte gefunden, dagegen ebenfalls Stücke von Hämatit. Ob mehrere in einem dieser Muschelhaufen entdeckte menschliche Skelette der nicht näher zu bestimmenden Zeit ihrer Entstehung angehören oder aber von einem späteren Begräbnis herrühren, ließ sich nicht feststellen. Überhaupt hat eine genauere wissenschaftliche Untersuchung der Haufen noch nicht stattgefunden, sondern nur eine oberflächliche Erkundung bei Gelegenheit ihrer Ausbeutung durch Kalkbrenner.

Noch nicht völlig geklärt ist auch der von Noetling bei Yenangyaung in Oberbirma gemachte Fund angeblicher Feuersteinwerkzeuge. Diese an der Oberfläche liegenden Stücke mußten nach der Ansicht Noetlings ihrem Fundplatze nach aus einer dem oberen Miozän oder dem Pliozän angehörigen Schicht stammen und wurden deshalb von einigen Forschern als Beweise für das tertiäre Alter des Menschengeschlechts angesehen. Spätere Untersuchungen haben ergeben, daß ein Irrtum vorlag und daß Feuersteine gleicher Art weit über die ganze Umgebung verstreut sind. Während ihre Artefaktnatur von mancher Seite überhaupt geleugnet wurde und man sie für Naturprodukte erklärte, wurden sie von anderen für paläolithische Reste aus nachtertiärer Zeit, ja gelegentlich sogar für neolithisch gehalten. Wahrscheinlich handelt es sich dabei wirklich um paläolithische Werkzeuge, über deren zeitliche Zugehörigkeit sich jedoch nichts aussagen läßt und die ebensogut aus der geologischen Jetztzeit wie aus dem Diluvium stammen können.

Während zweifellose Reste einer älteren Steinzeit in Südostasien bisher noch immer auf die zwei genannten Fundplätze in Celebes und Sumatra beschränkt sind, herrscht an Zeugnissen für das einstige Vorhandensein einer neolithischen Kultur durchaus kein Mangel. Allerdings ist auch hier die Zahl der von europäischen Forschern selbst gemachten und in zureichender Weise beschriebenen Funde eine recht geringe. Weitaus der größte Teil der in den Museen vorhandenen Steinbeile stammt aus dem Besitz von Eingeborenen, die diese als Donnerkeile (sie gelten meist als Zähne

des Donnergottes oder des Donnertieres) aus abergläubischen Gründen hochschätzen und zu allerhand magischen Zwecken verwenden. So läßt sich über die zeitliche Gliederung des südostasiatischen Neolithikums vorläufig nur wenig sagen. Immerhin befindet sich unter den von Europäern gemachten Funden einer, der vollkommen aus dem Rahmen aller übrigen herausfällt und den man aus typologischen Gründen mit einigem Recht an den Beginn neolithischer Kultur wird setzen dürfen.

Es ist dies der Oberflächenfund, den Tobler bei Bungamas im Oberland von Palembang auf Sumatra gemacht hat und der, abgesehen von Abfallspänen, aus Messern und roh zugehauenen Spitzen, wohl Lanzenspitzen, von Feuerstein und Jaspis, sowie einer ebenfalls nur zugehauenen Beilklinge aus Feuerstein von länglich rechteckiger Gestalt bestand (Abb. 468, Fig. 11—16). Keines der Stücke zeigt Spuren von Schliff oder selbst nur von Retuschierung, und nur das Vorhandensein eines Werkzeuges von ausgesprochener Beilform berechtigt dazu, sie als einem frühen Neolithikum oder doch als einer Übergangskultur angehörig und nicht als rein paläolithisch zu betrachten. Ob das Beil nur unvollendet geblieben oder aber eine rohe Frühform, ähnlich den „Scheibenspaltern" der dänischen Kjøkkenmøddinger, ist, laßt sich nicht sagen, doch spricht die Art der übrigen Werkzeuge eher für letzteres.

Im ganzen erscheint das Neolithikum Südostasiens mangels von Fundberichten vorläufig noch als eine ziemlich ungegliederte Masse, aus der sich nur zwei große, örtlich begrenzte und durch je einen eigentümlichen Beiltypus charakterisierte Gruppen deutlich abheben: eine festländische, als deren Leittypus das Schaftzungenbeil zu betrachten ist, und eine westindonesische, deren Werkzeugformen ihre höchste Entwicklung in den dachförmigen Spitzbeilen Javas und Sumatras finden. In beiden Fällen handelt es sich zweifellos um spätneolithische Kulturen. Ihnen müssen jedoch ältere Schichten zugrunde liegen, deren Steinwerkzeuge sich noch nicht so wesentlich von denen des übrigen Asien, Europas und der Südsee unterscheiden. Gewiß gehören viele der bisher bekanntgewordenen Stücke diesen älteren Schichten an; da sich jedoch die einfacheren Beilformen noch neben den hochspezialisierten dachförmigen und Schaftzungenbeilen in Gebrauch erhielten, ist bei dem Mangel stratigraphischer Angaben eine zeitliche Gliederung bloß nach den Formen nicht möglich.

Unter den Inseln Indonesiens hat Java bisher weitaus das meiste neolithische Material geliefert, was seine Ursache z. T. zweifellos in der hier besonders dichten Besiedlung und besonders ausgedehnten und gründlichen Bodenbebauung hat, da hierdurch die Gelegenheit zum Funde von Altertümern durch

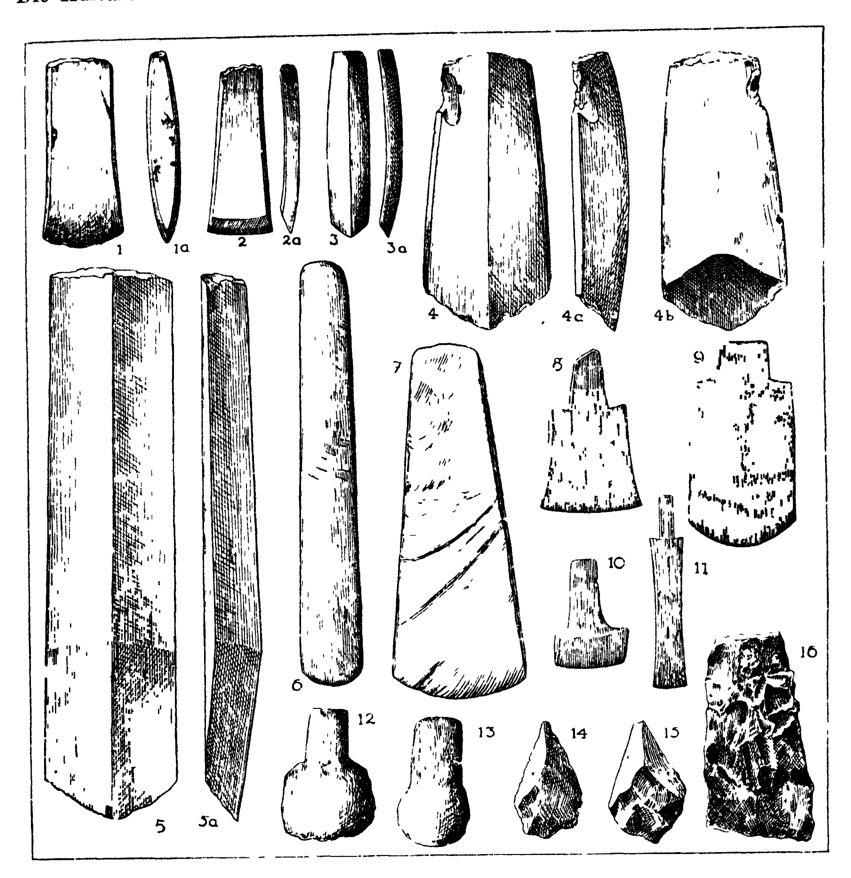


Abb. 468. Neolithische Gegenstände. 1—13 geschliffene Steinbeile: 1—5 aus Java (1/4 n. Gr.). 6 und 9 aus der Gegend von Luang Prabang, Laos, 7 von der Malaiischen Halbinsel (1/3 n. Gr.), 8, 10 und 11 aus Kambodscha, 12 und 13 aus dem Gebiet der Bahnar und Sedang; 14, 15 und 16 geschlagene Spitzen (Lanzenspitzen?) und geschlagenes Beil aus Feuerstein, Bungamas, Sumatra (1/4 n. Gr.) (1—5 nach Pleyte, 7 nach R. Martin, 6 und 8—13 nach den Veröffentlichungen der „Mission Pavie", 14—16 nach P. Sarasin)

die eingeborene Bevölkerung vervielfacht wird. Außerdem scheint aber auch die neolithische Kultur gerade hier einen Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht zu haben. Man kann dies aus der Schönheit und technischen Vollendung der Werkzeugformen schließen, die innerhalb des Archipels sonst vielleicht nur von jenen Sumatras erreicht werden. Charakteristisch sind für Java zunächst breitnackige Beile von länglicher Trapezform, meist mit deutlich ausgebildeten Seitenflächen und oft mit einseitig zugeschrägter, meißelartiger oder hohlmeißelartiger Schneide. Sehr häufig ist die ganze Klinge in der Längsrichtung gekrümmt, so daß das Werkzeug nur als Dechsel (Querbeil) gebraucht werden konnte (Abb. 468,

Fig. 1 und 2). Die schönste und höchstentwickelte Form Javas ist jedoch die des Spitzbeiles mit dachförmigem Querschnitt, die in ähnlicher Vollendung auch von Sumatra bekannt ist und in weniger schöner Ausführung auf Borneo vorzukommen scheint. Sie zerfällt in mehrere Typen, deren gemeinsames Merkmal darin besteht, daß die Oberseite der nur als Querbeil zu verwendenden Klinge nicht aus einer ebenen oder gewölbten Fläche besteht, sondern aus zwei Flächen, die dachförmig von einer Mittelkante abfallen (Abb. 468, Fig. 3—5). Bisweilen stoßen sie unmittelbar mit der die Unterseite bildenden Fläche zusammen, bisweilen sind sehr schmale Seitenflächen vorhanden, so daß also der Querschnitt entweder dreieckige oder fünfeckige Gestalt hat. Es gibt Stücke, bei denen die Mittelkante gerade verläuft und dann nach einer Knickung zur Schneide abfällt (Abb. 468, Fig. 5). Bei anderen wieder ist die ganze Oberseite in der Längsrichtung schön gewölbt (Abb. 468, Fig. 3 und 4). Die Unterseite ist entweder flach oder aber konkav, so daß dann die ganze Klinge eine gekrümmte Form annimmt. In allen Fällen jedoch läuft die Schneide von den Seiten gegen die Mittelkante spitz zu und ist obendrein an der Unterseite hohlmeißelartig angeschliffen.

An Java und Sumatra schließt sich ihren Werkzeugformen nach die Malaiische Halbinsel an. Hier gibt es länglich trapezförmige Steinbeile, ähnlich denen Javas, z. T. von recht bedeutender Größe und sehr schöner Ausführung. Häufig sind sie gekrümmt und zeichnen sich dann bi[illegible]durch ihre Länge (bis zu 25 cm) und ihre Dünne aus, eine Form, die [illegible]va bekannt ist. Vor allem aber ist eine Abart oder möglicherweis[illegible]ahform des dachförmigen Spitzbeiles für das Neolithikum der M[illegible]chen Halbinsel charakteristisch, bei der die Oberseite zum größten Teile flach und nur vorn in zwei schrägen Flächen spitz zugeschliffen, die Unterseite flach und bisweilen an der Schneide hohlgeschliffen ist (Abb. 469). Spitzbeile dieser Art kennt man auch aus Borneo. Flache Steinringe, wahrscheinlich zum Tragen auf der Brust bestimmte Schmuckgegenstände, hat man besonders im Osten der Halbinsel, in Pahang gefunden. — Der Reichtum der Malaiischen Halbinsel an neolithischen Überresten ist ein sehr bedeutender. Gerade hier aber ist der Mangel an systematischen Ausgrabungen und ausführlichen Fundberichten besonders empfindlich. Der Nachweis wirklicher neolithischer Siedlungen könnte unter Umständen für die Ermittlung der Herkunft und des Wanderweges der Malaiopolynesier entscheidend sein (s. S. 705). Solange ein solcher Nachweis nicht vorliegt, muß man mit der Möglichkeit rechnen, daß die vorhandenen Steingeräte von den Vorfahren der jetzigen Primitivvölker herrühren, sei es, daß sie sie im Tauschhandel erwarben, sei es, daß sie selbst bei der Berührung mit höher kultivierten Nachbarvölkern die neolithische Technik der Steinbearbeitung erlernt hatten (vgl. S. 768). Auf alle Fälle aber geht aus den Beiltypen hervor, daß im späteren Neolithikum eine starke Beeinflussung der Völker der Malaiischen Halbinsel von den großen Sundainseln her stattgefunden hat. Dagegen scheinen in dieser Zeit Einflüsse vom Rumpf Hinterindiens her nicht oder nur in geringem Maß wirksam gewesen zu sein, was sich durch das Fehlen des hinterindischen Schaftzungenbeiles zeigt.

Weit gröbere Formen als jene Javas und Sumatras weisen die meisten Steinbeile Borneos, Celebes' und der Inseln des östlichen Indonesien

auf. Charakteristisch sind hier besonders Beile von der Form eines gedrungenen Trapezes oder eines kurzen Rechtecks, das bisweilen einem Quadrat nahekommt. Vor allem aber fehlen, soweit die geringe Zahl der bisher bekanntgewordenen Funde einen Schluß erlaubt, in Celebes und im östlichen Indonesien die dachförmigen Spitzbeile. Es scheint also, daß die westlichen Inseln, insbesondere Java und Sumatra, im späteren Neolithikum eine Entwicklung durchgemacht haben, die sich nicht mehr nach Osten fortgepflanzt hat, und daß schon hier jene kulturelle, mit sprachlichen und anthropologischen Unterschieden parallelgehende Trennungslinie erscheint, die noch heute in so vieler Beziehung die Völker der Inseln östlich von Celebes und Sumbawa von jenen des Westens scheidet.

Auch in Hinterindien und Assam ist vorläufig nur eine hochentwickelte, durch das Schaftzungenbeil charakterisierte Kultur klar erkennbar. Ihr liegen jedoch ältere neolithische Schichten zugrunde, von denen die Ausgrabungen Mansuys in einer Höhle bei Pho-Binh-Gia im nördlichen Tongking eine Vorstellung zu geben vermögen. Unter einer Schicht schwarzer Erde mit rezenten Einschlüssen befand sich hier eine Schicht grauer Erde mit zahlreichen Aschenspuren, Süßwassermuscheln und den Knochen kleiner Säugetiere. In ihren höheren Teilen enthielt sie einige schön geschliffene Steinbeile, darunter eines der spätneolithischen Schaftzungenbeile. In den unteren Schichten jedoch, in einer Tiefe von 1,20—2 m, fand Mansuy Reste einer älteren Kultur, die durch bloß behauene oder nur an der Schneide zugeschliffene Steinbeile, Stampfer, Reibsteine und Schleifsteine von eigenartiger Form und eine rohe Keramik, z. T. mit den Abdrücken von Flechtwerk auf der Außenfläche der Scherben, charakterisiert erscheint. In derselben Schicht mit den Resten dieser neolithischen Kultur, nach Mansuys Ansicht der ältesten, die bisher in Hinterindien aufgedeckt wurde, lagen auch sieben menschliche Skelette, von denen jedoch nur drei Schädel geborgen werden konnten. Sie gehörten einer lang- und hochkopfigen Rasse mit verhaltnismäßig breitem und niederem Gesicht und wahrscheinlich von hohem Wuchs an, in der Verneau die noch unvermischten Vorfahren der langköpfigen Berg- und Inlandstämme Hinterindiens und Indonesiens erkennen will. — Derselben Kultur, wie die Funde von Pho-Binh-Gia, mögen wenigstens z. T. die im östlichen Hinterindien recht zahlreichen, bloß zugehauenen oder nur an der Schneide zugeschliffenen Steinbeile angehören, die wohl kaum alle als bloß unvollendet gebliebene Werkzeuge zu betrachten sind. Ein diesbezüglicher Nachweis läßt sich jedoch vorläufig nicht führen.

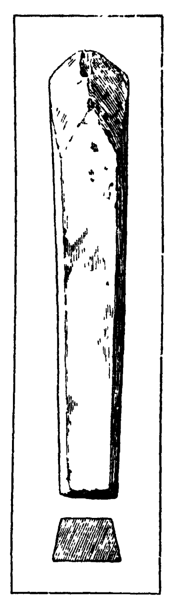


Abb. 469. Steinbeil, Malaiische Halbinsel ($^1/_4$ n. Gr.) (Nach R. Martin)

Die schon mehrfach erwähnten, für das Hoch- und Spätneolithikum des festländischen Südostasien so charakteristischen Flachbeile mit Schaftzunge (Abb. 468, Fig. 8—13) zeichnen sich dadurch aus, daß die Klinge deutlich in zwei Teile zerfällt: den eigentlichen Klingenkörper mit der Schneide und die an seinem Rücken abgesetzte schmalere Schaftzunge. Dabei herrscht im einzelnen

größte Verschiedenheit. Es gibt Beile, bei denen die Zunge an Länge hinter dem rechteckigen oder trapezförmigen Klingenkörper zurücktritt, und andere mit quadratischem oder noch kürzerem, liegendrechteckigem Klingenkörper und weit längerer Zunge. Es gibt Klingen, die sich von beiden Seiten gleichmäßig gegen die Schneide zu wölben, und solche mit einseitig zugeschrägter meißel- oder hohlmeißelartiger Schneide. In der Größe schwanken sie zwischen gewaltigen Beilen von 30 cm Länge und winzigen Werkzeugchen von 4 cm Länge und $1^{1}/_{2}$ cm Breite. Bei einer Nebenform ist die Schaftzunge nicht deutlich abgesetzt, sondern nur durch Knickungen der Seitenkanten angedeutet. Den bedeutenden Unterschieden in Größe und Form entsprechend wird wohl auch die Verwendung der einzelnen Stücke eine recht verschiedenartige gewesen sein. Neben richtigen Beilen und Dechseln befinden sich darunter fast sicher Bodenhacken und vielleicht auch wirkliche Meißel.

Das Verbreitungsgebiet der Schaftzungenbeile umfaßt beinahe das ganze festländische Südostasien. Westwärts erstreckt es sich bis in das Gebiet der Mundavölker im zentralen Vorderindien, südwärts bis zur Landenge von Kra, nicht jedoch, wie es scheint, auf die südlicheren Teile der Malaiischen Halbinsel. Wie weit die Schaftzungenbeile in China reichen, ist nicht bekannt, doch scheinen sie hier auf den Südosten beschränkt zu sein und kommen schon im westlichen Yünnan unter Hunderten dort gesammelter Beile nur mehr ganz ausnahmsweise und nicht in typischer Form vor. Dagegen wurden sie im Osten sowohl auf Formosa als auch in Japan nachgewiesen. — Schon gleich nach der Entdeckung von Schaftzungenbeilen im Gebiet der Mundavölker haben verschiedene Forscher (Phayre, Forbes u. a.) die Vermutung ausgesprochen, daß sie hier durch die Mon-Khmer-Völker eingeführt worden seien. Tatsächlich ist die Übereinstimmung zwischen der Verbreitung der Schaftzungenbeile und jener der austroasiatischen Sprachen eine so merkwürdige, daß man wohl nicht umhin kann, ihnen beizustimmen. Zwar finden sich Schaftzungenbeile in Assam, Birma und Siam auch in Gegenden, wo heute keine austroasiatischen Sprachen mehr gesprochen werden, doch läßt sich, wie schon anderwärts ausgeführt (S. 722 und 723), eine einstige austroasiatische Bevölkerung für diese Landstriche teils geschichtlich belegen, teils mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vermuten. Wenn im Süden, auf der Malaiischen Halbinsel, das Verbreitungsgebiet austroasiatischer Sprachen weiter reicht als jenes der Schaftzungenbeile, so spricht dies dafür, daß die Mon-Khmer-Völker erst, als sie schon die Metallbearbeitung kannten, ihren Einfluß bis in jene Gegenden erstreckt haben. Das Vorkommen der Schaftzungenbeile in Japan und Formosa mag vielleicht auf bloße kulturelle Beeinflussung vom Festland her zurückgehen, doch ist es auch nicht ausgeschlossen, daß auch hierher einst Mon-Khmer-Völker vorgedrungen sind. Möglicherweise gehörte ihnen jene alte Bevölkerung Formosas an, die, chinesischen Geschichtswerken und den mündlichen Überlieferungen der heutigen Eingeborenen nach zu schließen, im sechsten Jahrhundert n. Chr. durch eine Welle von den Philippinen kommender Einwanderer mit indonesischen Sprachen verdrängt worden zu sein scheint.

Daß es sich bei den Schaftzungenbeilen um einen den späteren Phasen des Neolithikums angehörenden Typus handelt, geht schon aus ihrer Form hervor, die eine längere Entwicklung voraussetzt. In Kambodscha reichen sie

unmittelbar bis an die Bronzezeit heran, ja sind vielleicht sogar noch gleichzeitig mit Bronzegeräten verwendet worden. Übrigens dürfte sogar ein Teil der in Südostasien heute noch gebräuchlichen eisernen Werkzeuge seine Form von der der Schaftzungensteinbeile übernommen haben (vgl. z. B. Abb. 540, Fig. 4). Durch das Vorkommen der Schaftzungenbeile im zentralen Vorderindien läßt sich auch ein chronologischer Anhaltspunkt gewinnen. Die Ansiedlung von Mon-Khmer-Völkern in Vorderindien muß geraume Zeit vor dem Eindringen der Arier ins Gangesland stattgefunden haben, da ja die Gebiete austroasiatischer Sprachen und Sprachreste in Zentralindien und im Himalaya eben durch dieses Vordringen der Arier auseinandergerissen und isoliert wurden. Auch muß es eine ganze Weile gedauert haben, bis die einheimischen Volksstämme die Sprachen der aus Osten gekommenen, an Zahl wahrscheinlich geringen Mon-Khmer angenommen hatten. Die Einwanderung der letzteren kann daher allerspätestens gegen Ende des zweiten Jahrtausends v. Chr. stattgefunden haben. Damals muß also der Typus der Schaftzungenbeile schon fertig vorgelegen haben. Es ist dies allerdings nur eine obere Grenze, und es ist ebensogut möglich, ja angesichts der sonstigen vorgeschichtlichen Funde aus Vorderindien sogar sehr wahrscheinlich, daß die Einwanderung der Mon-Khmer nach Vorderindien noch viel früher, etwa im dritten vorchristlichen Jahrtausend, erfolgte und daß die Schaftzungenbeile in Hinterindien damals bereits lange in Gebrauch waren.

Auch auf den Zeitpunkt der Trennung der Mon-Khmer-Völker (Träger der austroasiatischen Sprachen) und der Malaiopolynesier (Träger der austronesischen Sprachen) wirft die Verbreitung der Schaftzungenbeile ein Licht. Da letztere außer auf Formosa bisher auf den Inseln Südostasiens nicht sicher nachgewiesen wurden — das Vorkommen einzelner Stücke unsicherer Herkunft in Eingeborenenbesitz mag auf späterer Verschleppung beruhen — muß man wohl annehmen, daß diese Trennung schon in frühneolithischer Zeit stattgefunden hat (vgl. S. 705).

Unter den neolithischen Fundplätzen Hinterindiens nimmt der von Somron-Seng in Kambodscha den ersten Platz ein. Dieses Dorf liegt auf einem etwa 5 m hohen Hügel, der aus Schichten der bei den jährlichen Überschwemmungen des benachbarten Flusses abgelagerten Tonerde mit zahlreich eingeschlossenen Lagen von Süßwassermuscheln, wahrscheinlich Küchenabfallhaufen, besteht. Er enthält ferner, besonders in den Muschellagern, eine große Menge von Tier- und Menschenknochen und von Artefakten. Die menschlichen Skelette und ein Teil der Artefakte rühren von Bestattungen her, was dafür spricht, daß die Toten, wie noch heute bei einigen Stämmen Hinterindiens und Assams, unmittelbar vor oder unter den Häusern begraben wurden. Unter den Werkzeugen sind zunächst Steinbeile zu nennen, z. T. Schaftzungenbeile, der Zahl nach überwiegend jedoch andere Formen, trapezförmige oder dreieckige und spitznackige Beile und der Länge nach gekrümmte Dechselklingen, ferner Flach- und Hohlmeißel, die, mit Ausnahme der allerkleinsten Stücke, wohl auch zum größten Teil nach Art von Beilen gebraucht wurden. Was jedoch dem Fundplatz von Somron-Seng seine besondere Bedeutung verleiht, ist die große Menge von sonstigen Kulturresten, insbesondere von Schmuckgegenständen und Töpfereien. So fand man Pfeil- und Harpunenspitzen aus Knochen und Angel-

haken aus Knochen und aus Stein. Unter den besonders zahlreichen Schmuckstücken sind große flache Ringe aus hartem Stein zu erwähnen, die entweder als Armringe oder als Brustschmuck verwendet worden sein dürften, große Ringe aus Seemuschelschalen, insbesondere aus denen der Tridacnamuschel, die jedenfalls denselben Zwecken dienten, ferner kleinere Armringe aus Stein, durchbohrte Perlen in allen Größen und Formen aus Stein oder marinen Muschel- und Schneckenschalen, Schmuckgehänge aus denselben Materialien und große Ohrpflöcke aus Knochen oder aus gebranntem Ton, wie sie in ähnlicher Form, aber aus anderem Materiel, noch heute in Hinterindien weit verbreitet sind. Die Keramik zeichnet sich durch einen großen Reichtum an Formen und Ornamenten aus. Besonders charakteristisch sind wenig oder gar nicht verzierte bombenförmige Töpfe und bisweilen reichgeschmückte, flache Schalen mit hohem Fuß. Die Verzierungen, teils eingeritzt, teils erhaben herausgearbeitet, bestehen aus geometrischen Zeichnungen, schön verschlungenen Wellen- und Zickzacklinien, Maandern, Spiralen, Kreisen, Polygonen usw. — Die untersten Schichten von Somron-Seng unterscheiden sich nach Mansuy von den oberen nur durch das Vorherrschen einer einfacheren Keramik und das häufigere Vorkommen spitznackiger Beile. Von Eingeborenen wurde bei der Ausbeutung der Muschellager zum Zwecke der Kalkgewinnung auch eine Anzahl von Gegenständen aus Kupfer und Bronze gefunden, doch ließ sich nicht feststellen, welchen Schichten diese angehörten.

Außer Somron-Seng sind in Hinterindien noch zahlreiche andere neolithische Fundplätze bekanntgeworden, von denen manche, wie z. B. die der Gegend von Bienhoa in Cochinchina, viele Hunderte von Steinbeilen, insbesondere von Schaftzungenbeilen geliefert haben und jedenfalls die Stätten spätneolithischer Siedlungen andeuten. - Leider fehlen über diese Funde alle genaueren Angaben. Immerhin kann man rein nach den Beiltypen einige örtliche Untergruppen unterscheiden. So zeichnen sich z. B. die oberen Laosländer durch das häufige Vorkommen sehr schön und regelmäßig gearbeiteter, langer, schmaler und schmalnackiger Beile mit geraden, fast parallelen Seiten und Seitenflächen aus (Abb. 468, Fig. 6). Das Gebiet der Bahnar und Sedang im annamitischen Gebirge wiederum wird durch das Vorherrschen roher und unregelmäßig gestalteter Schaftzungenbeile mit abgerundeten Ecken, häufig auch mit hohlmeißelartiger Schneide und nur undeutlich abgesetzter Schaftzunge charakterisiert (Abb. 468, Fig. 12 und 13), während die in den Laosländern, Cochinchina, Kambodscha und Birma häufigen schönen Schaftzungenbeile mit geraden oder regelmäßig geschweiften Kanten und scharfen Ecken hier ganz zu fehlen scheinen. Auf Assam und auch hier bisher auf einen einzigen Fund, zusammen mit einem Schaftzungenbeil, beschränkt sind Rillenhämmer. Vollkommen fehlen in Südostasien bisher durchbohrte Beile und Hämmer, obwohl das Durchbohren von Steinen, wie durchbohrte Keulenköpfe aus Birma und die zahlreichen Steinringe und Steinperlen zeigen, bekannt war und in hoher Vollendung geübt wurde.

Die Dauer des Neolithikums war in den einzelnen Teilen Südostasiens eine sehr verschiedene. So sollen die Bewohner von Engano noch im Jahr 1770 Steinbeile gebraucht haben, und auch

in manchen Gebieten des östlichen Indonesien dürfte die Steinzeit nicht allzuweit zurückliegen. Auf den großen Sundainseln und auf dem Festland dagegen dürfte ihr Ende, vielleicht von einigen entlegenen Berggegenden abgesehen, schon längere Zeit vor dem Beginn der indischen Kolonisation (S. 750) anzusetzen sein, da manches dafür spricht, daß die Bearbeitung der Metalle, in einem großen Teil des Gebietes auch die des Eisens, damals schon bekannt war. Daß die Metallkultur sich allerdings bis heute noch nicht überall voll durchgesetzt hat und daß der Gebrauch von Waffen und Geräten aus Stein, Knochen, Holz und Bambus sich vielfach bis in die Gegenwart herein erhalten hat, soll an anderer Stelle ausgeführt werden (unten Abschnitt 3 h).

Noch wenig geklärt ist die Frage der südostasiatischen Bronzezeit. Daß eine solche bestanden hat, ist sicher, doch ist über ihre zeitliche und räumliche Begrenzung vorläufig nur wenig bekannt. In einiger Vollständigkeit tritt uns eine bronzezeitliche Kultur nur im östlichen Hinterindien entgegen. Aus den übrigen Teilen Südostasiens liegen bisher verhältnismäßig wenige Funde vor, die fast nur aus Äxten, vereinzelt auch aus Lanzenspitzen und (in Java) aus Hellebarden bestehen. Daran mag die weniger gründliche Durchforschung dieser Gegenden schuld sein, vielleicht aber auch die kürzere Dauer und weniger reiche Entfaltung der Bronzekultur in den betreffenden Landschaften. In vielen abgelegenen Berg- und Inselgebieten dürfte wohl die Steinzeit ohne Dazwischentreten einer Bronzezeit unmittelbar bis an die Eisenzeit herangereicht haben. Die Formen und Verzierungen der Bronzegegenstände und ihre geographische Verbreitung machen es wahrscheinlich, daß die Kenntnis des Bronzegusses aus dem Norden, von China her nach Hinterindien gekommen ist.

Auf dem Rumpf Hinterindiens, aber auch in Indonesien (Java, Celebes, Molukken) verbreitet sind Tüllenbeile, oft mit stark gekrümmter Schneide und weit ausladenden Ecken und häufig mit schmalen, plastisch hervortretenden Winkelleisten verziert. Besonders merkwürdig sind solche unsymmetrischer Form, bei denen eine Seitenkante länger ist als die andere, und deren Umriß bisweilen außerdem noch durch allerhand Knickungen und Zacken unregelmäßig gestaltet ist (Abb. 470, Fig. 1, 6 und 10). Beile dieser Gruppe sind von Yünnan bis in den Osten des Malaiischen Archipels (Banggai-Inseln), ja sogar in Neuguinea gefunden worden. Ihnen verwandt sind vielleicht die bronzenen Hellebarden Javas (Abb. 470, Fig. 2), deren Form sich, aus Eisen verfertigt, bis auf den heutigen Tag in Gebrauch erhalten hat. Ziemlich weit verbreitet, wenngleich nicht sehr häufig, scheinen auch bronzene Lanzenspitzen mit Tüllen zu sein.

Nur aus dem Osten Hinterindiens (Laosländer, Tongking, Kambodscha) kennt man vorläufig bronzene Harpunen- und Pfeilspitzen, Dolche und einschneidige, mit Spiralwellenornamenten verzierte Messer, kleine Tüllenmeißel, Angelhaken, Glöckchen und allerhand Schmuckgegenstände aus Bronze (Abb. 470, Fig. 3, 4 und 7). Zu erwähnen sind große, flache Ringe aus Bronze oder Kupfer (besonders in Somron-Seng gefunden), die vielleicht die Form der großen Muschelringe früherer Zeit fortsetzen.

Ihre höchste Entwicklung hat die Bronzekultur Südostasiens in Tongking erreicht, was sowohl aus der großen Zahl der von dort stammenden Funde als auch aus der reichen Ornamentierung der Dolche, Äxte und Lanzenspitzen hervorgeht. Es mag dies z. T. der besonders langen Dauer der Bronzezeit in dieser Gegend zu verdanken sein. Scheint es doch nach chinesischen Quellen, daß die Völker Tongkings und der angrenzenden Teile Chinas noch im ersten und z. T. sogar noch im dritten Jahrhundert n. Chr. Waffen aus Bronze benützten. Als Träger dieser wahrscheinlich schon recht hoch stehenden, spätbronzezeitlichen Kultur, die bis in die Anfänge frühgeschichtlicher Zeit hereinreicht, sind, soweit Hinterindien in Betracht kommt, wohl in erster Linie die damals in der Delta- und Küstenebene Tongkings ansässigen Annamiten zu betrachten Parmentier hat auf die nahe Verwandtschaft hingewiesen, die zwischen den Verzierungen in Tongking gefundener Bronzewaffen (neben Spiral- und Maandermustern Darstellungen von Tieren und von bemannten Schiffen, sowie stark stilisierte menschliche Figuren) und denen der ältesten, ebenfalls aus Tongking stammenden Metalltrommeln (vgl. unten Abschnitt 3 l) besteht. Auch chinesische Nachrichten machen es wahrscheinlich, daß dieser Trommeltypus bereits der ausgehenden Bronzezeit der Länder um den Golf von Tongking angehorte. Wenn diese Annahme richtig ist, so vermögen uns die auf einigen der Trommeln erhaltenen figürlichen Darstellungen — Hauser, Boote, Tanz- und Kriegsszenen — einigermaßen eine Vorstellung von jener alten Kultur zu vermitteln. Die auf Pfählen stehenden Häuser erinnern durch die Form des Daches und der Pfosten und durch ihre Verzierungen an die Bauweise mancher Gegenden des heutigen Indonesiens, insbesondere Sumatras, während der reiche Kopf- und Lendenschmuck der Krieger am ehesten Anklänge an den Kriegertanzschmuck mancher Nagastämme verrät. Einige Leute blasen auf Mundorgeln von derselben Form, die noch heute bei den Bergstämmen Tongkings gebräuchlich ist (vgl. Abb. 464) Die Bewaffnung besteht aus Bogen und Pfeil, langer Lanze, kurzem Wurfspeer, Streitaxt und Schild. Die Schafte der Lanzen scheinen mit Federn oder vielleicht auch, wie noch heute bei den Naga Assams und häufig in Indonesien, mit Haaren besetzt gewesen zu sein. Die Kampfesweise zu Schiff entspricht dem, was auch aus späterer Zeit von den Volkern jener Gegend bekannt ist, wo die Kriege zwischen Annamiten und Tscham hauptsächlich zur See ausgefochten wurden.

An dieser Stelle hätte sich die Darstellung der Eisenzeit anzuschließen, die in manchen Teilen Südostasiens mit dem Auftreten der Inder, Chinesen oder Tai, in vielen anderen erst mit dem jeweiligen Erscheinen der Europäer aus dem rein „prähistorischen“ Stadium heraustritt. Allein gerade hier liegt außer einigen



Abb. 470 Vorgeschichtliche Gegenstände aus Bronze: 1 Tüllenbeil, Laosländer; 2 Hellebarde, Java; 3 Messer, Kambodscha; 4 Glocke, Kambodscha; 5 Tüllenbeil, Kambodscha; 6 Tüllenbeil, Gegend von Luang Prabang, Laos; 7 Dolch, Laosländer; 8 Tüllenbeil, Celebes; 9 Tüllenbeil, Java; 10 Tüllenbeil. Grenzgebiet von Westyunnan und Birma (1 und 3–10 $^1/_4$, 2 $^1/_6$ n. Gr.)

(1 und 7 Naturhistorisches Museum, Wien; 9 Museum für Völkerkunde, Frankfurt a. M.; 3 und 4 nach Cartailhac; 2, 5 und 8 nach Worsaae; 6 nach den Veröffentlichungen der „Mission Pavie"; 10 nach Anderson)

ganz vereinzelten Untersuchungen von Gräbern und Höhlenbestattungen so gut wie gar kein Material vor. Das Interesse der Archäologen hat sich auf diesem Gebiet bisher ganz auf die Erforschung der Hochkulturreste beschränkt, während die Aufmerksamkeit der Eingeborenen durch eisenzeitliche Funde, deren Herkunft auch

ihnen ohne weiteres verständlich ist, natürlich nicht in dem Maße erweckt wird, wie durch die für Donnerkeile gehaltenen Stein- und Bronzeäxte. Diese Lücke in unseren Kenntnissen ist um so bedauerlicher, als von prähistorischen Zeugnissen gerade hier, wo die unmittelbare Anknüpfung an gut bekannnte Kulturen der Gegenwart und an die bisweilen um viele Jahrhunderte zurückreichenden mündlichen Überlieferungen der einzelnen Stämme möglich wäre, reiche Aufklärungen über die Völkerwanderungen und Kulturbeziehungen der jüngeren Vergangenheit zu erwarten sind.

2. Die primitiven Kulturen

Seit Jahrtausenden sind gewaltige Völker- und Kulturströme über das südostasiatische Inselgebiet hinweggegangen und haben sich bis in die entferntesten Teile der Südsee und des Indischen Ozeans fortgepflanzt; Hindukolonisten, Buddhisten und Mohammedaner gründeten Reiche und blühende Kulturstätten; aber in deren nächster Nähe, oft nur einen Weg von wenigen Tagen, ja Stunden entfernt, haben sich im Schutze des Urwalds bis auf den heutigen Tag Kulturformen erhalten, die, wenn sie auch von späteren Einwirkungen nicht unberührt geblieben sind, ihrem Grundstock nach zweifellos zu den altertümlichsten der Gegenwart gehören. Als ihre Träger erscheinen drei verschiedene Rassen: Negritos, Weddoide und Primitivmalaien.

Es sei jedoch gleich hier betont, daß nichts uns berechtigt, mit Beziehung auf die Kulturen dieser Völker von „der Urkultur" im absoluten Sinn zu sprechen, wie dies in neuerer Zeit geschehen ist. Selbst wenn wir von allem Kulturgut absehen, das sich als Überbleibsel längst verschollener, aber doch späterer Kulturströme gerade hier erhalten hat und seine nächsten Entsprechungen in Australien oder Melanesien findet, so ist doch noch immer kein zwingender Grund vorhanden, dem Rest, für den sich derartige Entlehnungen nicht wahrscheinlich machen lassen, eine höhere Altertümlichkeit zuzusprechen als etwa den frühpaläolithischen Kulturen Europas. Außerdem aber ist auch die Kulturarmut der südostasiatischen Primitiven nicht immer eine ursprüngliche. Hat doch bei den meisten von ihnen durch Berührung mit höheren Nachbarvölkern höchstwahrscheinlich ein Verlust früheren Kulturbesitzes, eine Kulturverarmung stattgefunden. In einem Falle läßt sich dies sogar mit Sicherheit aus prähistorischen Funden erweisen. Die Toala nämlich besaßen, wie die in ihren Höhlen ausgegrabenen steinernen Pfeilspitzen (Abb. 467) zeigen, früher jedenfalls den Bogen, während sie ihn heute nicht mehr kennen.

Allen Primitivvölkern gemeinsam ist, soweit sie nicht unter dem Einfluß höherstehender Nachbarn zum Feldbau übergegangen sind, eine durchaus aneignende Wirtschaft; sie sind Sammler, Jäger und Fischer, die in kleinen Familienhorden unstet, wenn auch meist innerhalb bestimmter Grenzen, umherziehen. Ihr Wesen ist im allgemeinen gutmütig, freundlich und ehrlich. Die Lüge kennen sie nicht. Sie werden gewöhnlich als friedlich geschildert, ja man hat behauptet, daß ihnen der Krieg unbekannt sei, was aber entschieden zu weit geht.

Die Andamaner z. B. ermordeten bis vor wenig mehr als einem halben Jahrhundert jeden an ihrer Küste landenden Fremden. Die häufige Ermordung Schiffbrüchiger war einer der Hauptanlässe für die Gründung der englischen Kolonie Port Blair. Auch Kämpfe zwischen den einzelnen Stämmen kamen vor, und bei den Überfällen, welche die Dschärawa auf Südandaman bis in die allerjüngste Vergangenheit immer wieder auf Kolonisten und Sträflinge bei Port Blair ausgeführt haben, wurde ausdrücklich das Raubmotiv (es handelte sich dabei um die Gewinnung von Eisenwerkzeugen) festgestellt. Ebenso scheinen die Aeta der Philippinen bis vor kurzem Raubzüge zur Erbeutung von Vieh unternommen zu haben. Auch die primitivmalaiischen Punan auf Borneo sind nicht durchweg friedlich und werden als geübte Blasrohrschützen, die jede Beleidigung unerbittlich rachen, von ihren Nachbarn gefürchtet. In manchen Fällen mag der unkriegerische Geist der Primitivstämme und ihre Duldsamkeit gegenüber Unterdrückungen eine Entartungserscheinung sein, hervorgerufen durch ihre Hilflosigkeit gegenüber ihren mächtigeren Nachbarn und Herren.

Gemeinsam ist ferner allen Primitivvölkern die äußerst einfache, patriarchalische Gesellschaftsgliederung. Selbst größere Verbände umfassen, wo sie überhaupt vorhanden sind (abgesehen vielleicht von einem Teile der Orang Laut), doch nur wenige Familiengruppen. Das Häuptlingswesen ist daher nur wenig entwickelt. Wo eine Hierarchie verschiedener einander übergeordneter Häuptlinge und Würdenträger vorkommt, wie insbesondere bei manchen Primitivmalaien des festen Landes und manchen Orang Laut, ist dies wohl in den meisten Fällen auf jungmalaiischen Einfluß zurückzuführen. Die Stellung der Frau ist im allgemeinen keine schlechte. Die Einehe herrscht vor. Bei den Toala und ebenso auf den Andamanen ist sie die einzige Eheform, bei den Völkern der Malaiischen Halbinsel, bei den Kubu und bei den Negritos der Philippinen bildet sie die Regel, doch kommen auch Fälle von Polygamie vor. Eine merkwürdige Ausnahmsstellung nehmen die Punan auf Borneo und die halbnegritischen Batak auf Palawan ein: bei ersteren kommt Polyandrie, bei letzteren sowohl Polyandrie als Polygamie vor. Während vor der Ehe

meist freier Geschlechtsverkehr herrscht (z. B. auf den Andamanen, bei den Kubu usw., seltener bei den Aëta), wird auf eheliche Treue großer Wert gelegt. Die Strafe für Ehebruch ist häufig der Tod. Meist sind Ansätze zu Exogamie vorhanden. Ein Teil der Stämme von Ostsumatra (Sakei, Talang, Mamak usw.) und in den Negri-Sembilan-Staaten der Malaiischen Halbinsel, sowie der Orang Laut hat unter minangkabauischem Einfluß das Mutterrecht angenommen.

Was den materiellen Kulturbesitz betrifft, so hat man das fast völlige Fehlen von Steinwerkzeugen hervorgehoben, ja manche Forscher sind soweit gegangen, die Kulturen der Negritos und Weddoiden geradezu als vorpaläolithisch zu bezeichnen. Davon kann gar keine Rede sein. Es sei hier nur auf die Ausgrabungen in den Toalahöhlen verwiesen (vgl. S. 753 und 754), die zeigen, daß wenigstens bei diesem weddoiden Stamm eine ausgesprochene Steinzeit bestanden hat. Ähnliches scheinen die Funde Toblers für Sumatra zu beweisen. Was die übrigen Primitivvölker betrifft, so sind bis jetzt systematische Ausgrabungen an ihren Wohnsitzen in so außerordentlich geringer Zahl gemacht worden, daß wir aus dem bisherigen Fehlen ihnen zuzuschreibender paläolithischer Funde noch nicht schließen dürfen, daß sie überhaupt nie ein Paläolithikum durchgemacht haben.

Ob die zahlreichen neolithischen Geräte, hauptsächlich Beile, die man auf der Malaiischen Halbinsel gefunden hat, von den Vorfahren der jetzigen Primitivvölker hergestellt wurden, ist sehr zweifelhaft. Skeat z. B. hat sich ganz entschieden gegen diese Ansicht ausgesprochen. Es wäre etwa an eine Einfuhr von auswärts zu denken, so wie die Semang, Senoi, Kubu usw. heutzutage Eisengeräte von den Malaien einhandeln. Allein wenn wir bedenken, daß die Semang stellenweise auch schon die Schmiedekunst von den Malaien übernommen haben, werden wir es doch nicht für so ganz ausgeschlossen halten können, daß ihre oder der Senoi und Dschakun Vorfahren trotz Beibehaltung ihrer primitiven Wirtschaftsweise einst auch die neolithische Technik der Steinbearbeitung von irgendwelchen höher kultivierten Nachbarn gelernt haben. Über ähnliche Fragen mit Bezug auf die Andamaner siehe Seite 777.

Daß nach jahrtausendlanger Berührung mit eisenverarbeitenden Völkern alle schneidenden Werkzeuge aus Stein, soweit deren in Gebrauch waren, längst durch eiserne ersetzt sind, ist ja selbstverständlich. Übrigens ist es möglich, daß der Stein als Stoff für Waffen und Geräte, wenn er auch wohl nirgends ganz gefehlt hat, hier doch immer bis zu einem gewissen Grad an Wichtigkeit hinter dem Holz und vor allem dem Bambus zurückgetreten ist. So hat



Tafel XXXVII *Batakmädchen, Nordsumatra*

(Phot. Schild)



Tafel XXXVIII *Batakbraut, Mandailing, Zentralsumatra*

(Phot. A. Grubauer)

man geradezu von einer „Holz-“ oder „Bambuszeit“ gesprochen. Lanzenspitzen aus Holz oder Bambus, Messer aus Bambus werden noch immer verwendet. Ein wichtiges Gerät ist der Grabstock, der zur Suche von Wurzeln und Knollenfrüchten dient. Die Kleidung und, mit Ausnahme der Andamaner und der Völker der Malaiischen Halbinsel, auch der Schmuck sind spärlich. Neben Höhlenwohnungen scheint der einfache Wetterschirm ursprünglich die häufigste Art der Unterkunft gewesen zu sein, doch kommen daneben auch verschiedene andere, zum Teil sogar schon recht entwickelte Formen vor. Mit Ausnahme der Andamanen findet sich fast überall an Haustieren der Hund. Häufig werden auch Hühner gehalten, doch handelt es sich da wohl schon um Einfluß von Nachbarvölkern. Neben der Jagd- und Fischereibeute und wildwachsenden Knollen und Früchten bildet auch der Honig der wilden Bienen ein wichtiges Nahrungsmittel. Berauschende Getränke und sonstige Genußmittel sind, soweit nicht in neuester Zeit eingeführt, unbekannt, fehlten z. B. auf den Andamanen bis zur Festsetzung der Engländer ganz. In religiöser Beziehung ist zu bemerken, daß der Geisterglaube weniger stark hervortritt als bei den feldbautreibenden Völkern.

Es liegt nahe, zu untersuchen, ob den einzelnen Rassen auch bestimmte Kulturen entsprechen. Wir wollen uns zunächst den Negritos zuwenden, ohne damit sagen zu wollen, daß die bei ihnen zu findenden Kulturformen altertümlicher seien als die der beiden anderen Gruppen.

a) Die Negritos im allgemeinen

Gemeinsam ist zunächst allen drei Negritovölkern der Besitz des Bogens, während er bei sämtlichen übrigen Primitivstämmen fehlt. Allein die Formen der Bogen und Pfeile sind sehr verschiedenartig. Nur zwischen dem Bogen der Semang und dem von Kleinandaman besteht Übereinstimmung. Ferner zeigen die Funde von Pfeilspitzen in den Toalahöhlen, daß der Gebrauch des Bogens früher wahrscheinlich auch bei anderen Primitivvölkern verbreitet, sein Besitz also vielleicht ursprünglich kein unterscheidendes Merkmal der Negritos gegenüber diesen war. Gemeinsam ist allen Negritos das Aufhängen von Tierschädeln und -knochen als Jagdtrophäen. Gemeinsam scheint ihnen ferner der Glaube an einen Himmels- und Gewittergott zu sein (Kari der Semang, Puluga oder Biliku

der Andamaner, hier bisweilen weiblich gedacht). Allerdings sind wir über die Religionen der Semang und Aëta so schlecht unterrichtet, daß sich nichts mit Bestimmtheit darüber sagen läßt. Alle drei Völker benützen den einfachen Wetterschirm. Aber während er bei den Semang und Aëta die gewöhnlichste Form der Wohnung bildet, errichten ihn die Andamaner nur dann, wenn sie bloß für ganz kurze Zeit an einem Ort zu bleiben beabsichtigen, und bewohnen sonst besser gebaute Hütten. Narbentatauierung ist nur bei den Aëta und den Andamanern häufig, kommt jedoch in seltenen Fällen auch bei den Semang vor. Manche Kulturbesitztümer finden sich nur bei zweien der drei Völker und fehlen dem dritten. Dazu gehört unter anderem die Rindenstoffkleidung der Aëta und Semang, die jedoch bei letzteren wahrscheinlich eine ziemlich junge, von den Senoi oder von den primitivmalaiischen Stämmen übernommene Errungenschaft ist und, da sie überdies auf den Andamanen fehlt, wohl nicht zum ursprünglichen Kulturbesitz der Negritos gehört haben dürfte. Ebenfalls bei den Aëta und den Semang findet man mit Ritzzeichnungen verzierte Bambuskämme von entschieden verwandter Form (Taf. XLIII). Da jedoch ähnliche Kämme in manchen Teilen Indonesiens und der Südsee eine weite Verbreitung haben, ist eine alte Entlehnung nicht unwahrscheinlich. Bei Andamanern und Semang findet man einfaches Erdbegräbnis in Hockerstellung und daneben als ehrenvollere Art der Bestattung Aussetzen der Leichen auf Bäumen. Ob, wie dies mehrfach behauptet worden ist, zwischen den sehr primitiven Bienenkorbhütten der Semang und den großen, bisweilen von einem ganzen Stamm bewohnten Rund- und Ovalhäusern der Andamaner tatsächlich ein näherer Zusammenhang besteht, ist sehr zweifelhaft.

Natürlich sind den hier angeführten Übereinstimmungen auch noch jene zuzurechnen, die oben als gemeinsame Merkmale aller Primitivvölker angeführt wurden, wie die Jagd- und Sammelwirtschaft, die ausschließliche oder vorherrschende Monogamie usw. Diesen Gemeinsamkeiten steht jedoch eine ganze Reihe nicht unerheblicher Unterschiede gegenüber, so daß es bisher nicht gelungen und vielleicht überhaupt nicht möglich ist, die zu vermutende ursprüngliche Negritokultur von dem später hinzugekommenen Kulturgut rein zu trennen und zu rekonstruieren. Vor allem ist hier auf eine merkwürdige Tatsache hinzuweisen. Während Semang und Aëta seit Jahrtausenden mit höher kultivierten Völkern

zusammengekommen sind, lebten die Andamaner infolge ihrer feindseligen Haltung gegen Fremde auf ihren Inseln, soviel wir wissen, vollkommen vereinsamt und fernab von jedem Verkehr; und trotzdem sind, wenn wir von offenkundig neu eingeführten Errungenschaften wie Eisen, Blasrohr, Pfahlhäusern, Blas- und Saiteninstrumenten und dem stellenweise geübten Hackbau absehen, die Semang und Aëta weit kulturärmer als die Andamaner, werden von diesen, was Zahl und Mannigfaltigkeit der Gebräuche, Geräte, des Schmuckes betrifft, bei weitem übertroffen, übertroffen aber vor allem durch den Besitz einiger Kulturgüter, die zu dem Bild, das wir uns von einer „primitiven“ Kultur zu machen gewohnt sind, keineswegs zu stimmen scheinen. Es sind dies Töpferei, Auslegerboote, Muschelbeile und ein verhältnismäßig weit vorgeschrittener Hausbau. Wenn wir eine ursprünglich vorhanden gewesene gemeinsame Negritokultur annehmen wollen, so gibt es zwei Möglichkeiten, dieses merkwürdige Verhältnis zwischen den Kulturen der Andamaner und denen der übrigen Negritos zu erklären. Entweder sind die Andamaner in alter Zeit von einem Volk mit neolithischer Kultur stark beeinflußt worden, während dies bei Aëta und Semang nicht oder nur in geringerem Grad der Fall war; oder aber standen die Kulturen der Aëta und Semang derjenigen der Andamaner früher näher und sind erst infolge der Berührung mit den höher kultivierten Nachbarvölkern, Unterdrückung durch diese, Abdrängung von der Küste usw. verarmt. Es wäre auch denkbar, daß beide Vorgänge zusammengewirkt und so die jetzigen Unterschiede hervorgerufen haben.

b) Die Andamaner

Die Andamaner zerfallen (oder vielmehr zerfielen) in zwölf auch sprachlich verschiedene Stämme, die jedoch in drei größere Gruppen zusammengefaßt werden, die Yerewa in Nordandaman und in der nördlichen Hälfte von Mittelandaman, die Bodschigngidschi in der südlichen Hälfte von Mittelandaman und in Südandaman und schließlich eine Gruppe, welche die beiden Stämme der Önge auf Kleinandaman und der Dschärawa im Inneren von Südandaman umfaßt. (Großandaman zerfällt in die drei, nur durch schmale Kanäle voneinander getrennten Inseln Nord-, Mittel- und Südandaman.) Wahrscheinlich stammen auch die Dschärawa ursprünglich von Kleinandaman und sind erst später gewaltsam auf

Südandaman eingedrungen. Ihrem Kulturbesitz nach unterscheiden sich Önge und Dschärawa nicht unwesentlich von den beiden anderen Gruppen.

Innerhalb der einzelnen Stämme gibt es eine Art Unterstämme, die mehrere Niederlassungen oder Familiengruppen umfassen, und an deren Spitze ein Häuptling steht. Der Häuptling und seine Frau genießen verschiedene Vorrechte, doch ist seine Macht sehr beschränkt und seine Würde nicht erblich. Vor der stets monogamen Ehe herrscht freier Geschlechtsverkehr. Verlobung der Kinder in frühem Alter durch ihre Eltern kommt bisweilen vor; auch besteht die Verpflichtung für den jüngeren Bruder, nach Tunlichkeit die Witwe des älteren zu heiraten, nicht jedoch umgekehrt (Leviratsehe). Im übrigen ist die Wahl außerhalb der Verwandtschaft, wozu auch die bloße Adoptivverwandtschaft gerechnet wird, frei. Auf Großandaman sucht man die Braut wenn möglich außerhalb des eigenen Unterstammes, doch ist dies nicht unbedingte Regel. Bei den Önge auf Kleinandaman herrscht ausgesprochene Lokalexogamie. Verwandtschaft rechnet man gleicherweise nach der väterlichen wie nach der mütterlichen Seite. Adoption von Kindern befreundeter Familien wird im weitesten Maße geübt. Sowohl Knaben als Mädchen müssen eine Reihe von Initiationsriten durchmachen, die zwischen dem elften und dreizehnten Jahr beginnen und sich über eine Reihe von Jahren hinziehen. Während dieser Zeit wird ihnen nacheinander das Verbot bestimmter Speisen (Schildkrötenfleisch, Honig, Schweinefett) auferlegt und dieses Verbot jedesmal unter bestimmten Zeremonien wieder aufgehoben. Diese Entsagungen sollen als Beweis für die Ausdauer der jungen Leute und für ihre Fähigkeit zur Erhaltung einer Familie gelten. Merkwürdig ist die Art der Begrüßung zwischen Verwandten nach längerer Trennung. Sie besteht darin, daß sie sich einander auf den Schoß setzen und unter Umarmungen heftig weinen. Das zeremonielle Vergießen von Tränen spielt überhaupt bei einer ganzen Reihe von Riten eine wichtige Rolle.

Als Nahrung dienen neben dem Fleisch der Jagdtiere, worunter das Wildschwein das wichtigste ist, und neben Fischen und Schildkröten auch Muscheln, Larven, Honig und zahlreiche wildwachsende Früchte und Wurzeln, besonders Yams. Fleisch wird über dem Feuer oder mittels erhitzter Steine geröstet oder auch in irdenen Töpfen gekocht.

Obwohl die Yerewa und Bodschigngidschi keine ständigen Wohn-

sitze haben, ziehen sie doch bei weitem nicht so unstet umher wie etwa die noch unberührteren Horden der Semang. Gewisse Orte werden je nach der Jahreszeit auch für längeren Aufenthalt aufgesucht. Wo sie nur für wenige Tage zu bleiben beabsichtigen, errichten sie bloße Wetterschirme. Für längere Dauer stellen sie etwas bessere Hütten her, die als eine Fortbildung des Wetterschirms erscheinen und im wesentlichen aus einem von vier Pfählen getragenen



Abb. 171. Haus auf Mittelandaman
(Phot. E H Man)

pultförmigen Blätterdach bestehen. Daneben kommen für längeren Aufenthalt aber auch Rundhütten von bis zu 10 m Durchmesser und 5 m Höhe vor (Abb. 471). Die Önge und Dschärawa benützen zwar auf ihren Jagd- und Fischzügen, die sie in der trockenen Jahreszeit unternehmen, ebenfalls Wetterschirme und Pultdachhütten, besitzen jedoch auch feste Behausungen, in denen sie alljährlich die Regenzeit zubringen. Es sind dies große, gut gebaute, ovale Hütten mit annähernd kegelförmigem, oben meist abgerundetem oder abgestumpftem Dach, die bisweilen bis zu 20 m Durchmesser und 10 m Höhe erreichen und keineswegs als primitiv im eigentlichen Sinn bezeichnet werden können. Sie dienen einer ganzen Horde als Wohnung, ja bei den Dschärawa genügen ein oder zwei derartige Häuser

dem ganzen Stamm als Versammlungsort und Unterschlupf für die Regenzeit. Als Schlafunterlagen verwendet man mittels Schnüren kunstvoll zusammengeknüpfte Matten aus Rohrstreifen, auf Klein-andaman auch erhöhte Schlafplattformen. Die Dschärawa besitzen hölzerne Kopfstützen.

Als Kleidung dienen beiden Geschlechtern schmale Gürtel aus Pandanusblattstreifen, oft schnurartig zusammengedreht, mit rückwärts herabhängenden Quasten aus Blattstreifen. Frauen tragen mehrere solcher Gürtel und befestigen darin vorn als Schambedeckung ein Blätter- oder Fasernbüschel (Abb. 472). Auch eine Art zierlichen Fransenschurzes aus den aufgefädelten Schalen der Dentaliumschnecke wird von Männern sowohl als von Frauen bisweilen getragen (Abb. 473). Doch gehen die Männer bei allen Stämmen häufig ganz nackt, bei den Dschärawa manchmal auch die Frauen. Verschiedentlich kommen Rindengürtel vor. Ein breiter, über eine Schulter gelegter Rindengurt dient den Frauen als Tragband für ihre kleinen Kinder. Als Schmuck tragen die Männer Arm- und Beinbänder aus Pandanusblattstreifen mit herabhängenden Quasten, ähnlich den Gürteln, nur entsprechend kleiner, ferner beide Geschlechter Kopfbinden, ebenfalls aus Pandanusblättern, sowie Hals- und Kopfschnüre aus Muscheln, Korallen, Tierknochen (von Schildkröten, Paradoxurus usw.) oder Menschenknochen, die letzteren meist mit Fransen aus aufgefädelten Dentaliumschnecken verziert. Auch feine Netze mit eingeknüpften Muscheln werden als Hals- und Armschmuck verwendet. Im großen und



Abb. 472. Gürtel für Frauen mit hinten herabhängenden Quasten aus Pandanusblattstreifen und vorn als Schambedeckung befestigtem Blätterbüschel, Andamanen (Museum für Völkerkunde, Berlin)



Abb. 473. Andamaner, Großandaman. Die Kopfhaut zum Teil rasiert und bemalt
(Phot. E. H. Man)

ganzen kann man sagen, daß der Schmuck der Andamaner für ein auf so primitiver Wirtschaftsstufe stehendes Volk von bemerkenswerter Mannigfaltigkeit ist. Vollkommen fehlen jedoch alle jene Schmuckformen, deren Verwendung eine vorhergegangene körperliche Verunstaltung bedingt, wie Ohr- oder Nasenschmuck. Narbentatauierung kommt bei den Yerewa und den Bodschigngidschi vor, nicht aber bei den Önge und Dschärawa. Männer und Frauen werden gleichermaßen tatauiert, indem man die Haut mit kleinen Quarzsplittern aufritzt. Körper- und Gesichtsbemalung ist bei allen Stämmen üblich. Das Kopfhaar wird meist zum Teil abrasiert (Abb. 473).

Die einzige allgemein verbreitete Waffe für Jagd sowohl als Krieg ist der Bogen. Er ist stets aus Holz, die Sehne eine mit Wachs gestärkte Bastschnur. Es besteht jedoch ein tiefgehender Unterschied zwischen dem einfachen Bogen der Önge und Dschärawa mit halbzylindrischem Querschnitt — die konvexe Seite ist dem Schützen abgewendet — und den prächtigen halbreflexen, S-förmig gekrümmten und in der Mitte eingeschnürten Flachbogen der beiden anderen Stammesgruppen (Abb. 473), die am meisten Ähnlichkeit mit Bogen

von den Neuen Hebriden aufweisen (vgl. Taf. IV, Fig. 30). Die Pfeile sind nie befiedert. Ihr Schaft besteht fast immer aus einem Rohr des Zwergbambus, in das die Spitze aus im Feuer gehärtetem Holz, aus einem Muschelstück oder aus Eisen eingesetzt wird. Früher gab es auch Pfeilspitzen aus Fischknochen und Rochenstacheln. Für die Wildschweinjagd verwendet man Harpunenpfeile, bei denen die jetzt durchweg eiserne Spitze sich nach erfolgreichem Schuß vom Schaft loslöst und mit diesem nur durch eine Schnur verbunden bleibt, so daß der nachschleppende Schaft das Tier bei der Flucht behindert. Vergiftung der Pfeile ist unbekannt. Lanzen für die Schweinejagd gibt es nur in einem Teil von Großandaman, Harpunen für den Schildkröten- und Dugongfang nur bei den Yerewa und Bodschigngidschi. Schilde fehlen wie bei allen südostasiatischen Primitivvölkern. Als Schutzwaffen sind höchstens die breiten Rindengürtel der Dschärawa anzusehen.

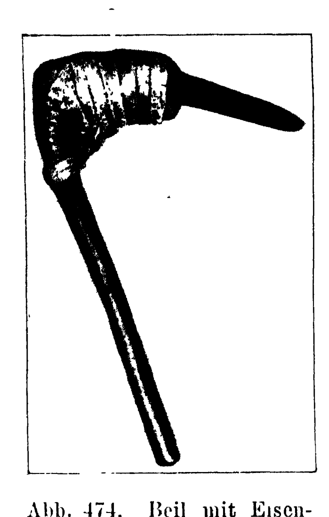


Abb. 474. Beil mit Eisenklinge, Andamanen. Die Muschelbeile stimmen damit in Form und Schaftung vollkommen überein (Museum fur Volkerkunde. Berlin)

Die Jagd betreibt man nicht nur zum Zwecke der Nahrungsgewinnung, sondern auch als Sport. Die Schädel der erbeuteten Wildschweine werden sorgfältig aufbewahrt. In den großen Stammeshäusern der Dschärawa auf Südandaman fand man Hunderte von ihnen aufgehängt. Tierfallen und Angeln sind unbekannt. Fische werden mit Pfeilen geschossen (auf Kleinandaman mehrzinkige Fischpfeile) oder mit Handnetzen gefangen, bisweilen nach vorheriger Vergiftung des Wassers. Flußmündungen sperrt man mit großen, etwa 80 Fuß langen und 15 Fuß tiefen Netzen ab, in die man die Fische hineintreibt.

Als Stoff für Werkzeuge und Waffen verwendet man Holz, Bambus (z. B. für Messer), Wildschweinzähne und insbesondere Muscheln. Letztere dienen je nach Art und Größe als Messer, Axtklingen, Pfeilspitzen, Löffel, Teller usw. Steinwerkzeuge werden nur in beschränktem Maße gebraucht: unbearbeitete Steine als Schlag-, Schleif- und Kochsteine, bearbeitete zum Rasieren des Kopfhaares

und zur Narbentatauierung. Die für die beiden letztgenannten Verrichtungen benötigten Instrumente gewinnt man, indem man ein Stück Quarz erhitzt, dann auskühlen läßt und mit einem zweiten Stück geeignete Splitter davon abschlägt, die übrigens immer nur fallweise hergestellt und nach dem Gebrauch weggeworfen werden. Manches spricht dafür, daß die Andamaner in früherer Zeit auch neolithische Steinwerkzeuge besessen haben. Koepsdorf fand in alten Küchenabfallhaufen zwei geschliffene Steinbeile und eine Pfeilspitze. Diese Funde sind vorläufig noch so vereinzelt, daß wir sie nicht mit Sicherheit den Vorfahren der jetzigen Andamaner zuschreiben können. Es wäre z. B. möglich, daß sie Schiffbrüchigen eines anderen Volkes angehört haben. Dagegen spricht allerdings, daß die Gegenstände aus einer örtlichen Gesteinsart hergestellt waren, und wenn man bedenkt, daß die Andamaner in ihrem knieförmig geschäfteten Muschelbeil (Abb. 474) eine ausgesprochen neolithische Werkzeugform besitzen, die noch dazu in Schäftung und Bindung größte Ähnlichkeit mit Beilen aus der Südsee zeigt, wird man die Möglichkeit, daß sie einst die neolithische Technik der Steinbearbeitung kannten und übten, nicht ohne weiteres ableugnen können. Es stände dies auch durchaus in Übereinstimmung mit anderen Kulturgütern, insbesondere mit dem Haus- und Bootbau. Eisen haben die Andamaner wahrscheinlich schon in früher Zeit gelegentlich von den Wracks gescheiterter Schiffe gewonnen. Es wird kalt mit Steinen gehämmert und zu Speer- und Pfeilspitzen sowie zu Beil- und Messerklingen verarbeitet (Abb. 474 und 475).

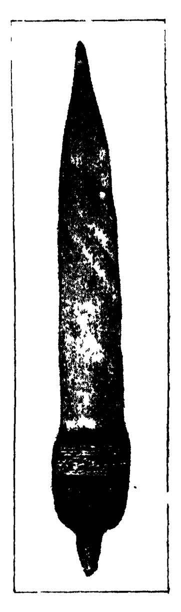


Abb. 475. Messer mit Klinge aus Bandeisen, Andamanen (Museum f. Völkerkunde, Berlin)

Die Boote werden ohne Zuhilfenahme von Feuer nur mit der Muschel- oder Eisenaxt aus einem Baumstamm ausgehöhlt. Es gibt kleine Boote mit einem Ausleger und daneben bei den Bodschigngidschi auch große Einbäume ohne Ausleger, die seetüchtiger sind und fünfzehn bis vierzig Menschen tragen können. Diese werden jedoch nach Angabe der Eingeborenen erst hergestellt, seitdem die Beschaffung von Eisen für Beilklingen leichter geworden ist.

Töpfe werden von beiden Geschlechtern durch Herausarbeiten aus einem Tonklumpen oder durch Aufbau aus einzelnen Tonstreifen

verfertigt, mit Ritzmustern verziert und roh gebrannt. Daneben benützt man auch Gefäße aus Holz oder Bambus.

In einem merkwürdigen Gegensatz zum übrigen Kulturbesitz steht das Fehlen eines jeden Haustieres, auch des Hundes, und die völlige Unkenntnis der Feuerbereitung. Was jedoch letztere betrifft, ist es, nach verschiedenen Mythen und Sagen zu schließen, sehr wahrscheinlich, daß sie den Andamanern früher bekannt war, also nur verlorengegangen ist. Sie sind infolgedessen gezwungen, auf ihren Wanderungen stets glimmende Holzscheite mitzuführen.

Das einzige Musikinstrument ist ein mit der konkaven Seite nach unten gelegtes schildförmiges Schallbrett, auf dem zu Tanz und Gesang mit den Füßen der Takt getreten wird. Große, die ganze Nacht währende Tanzfeste sind sehr beliebt. Auch zeigen die Andamaner einen sehr ausgesprochenen Sinn für Spiel und Sport.

Tote werden entweder in Hockerstellung begraben (Kinder unter dem Fußboden der elterlichen Hütte) oder auf einer Plattform in den Ästen eines Baumes beigesetzt. Wenn das Fleisch verwest ist, reinigt man die Knochen und verfertigt daraus Halsschnüre, die sowohl von den Hinterbliebenen getragen, als auch an Fremde verschenkt werden. Schädel und Unterkiefer werden, verziert mit Dentaliumschnüren und bisweilen mit Ocker bemalt, von den Angehörigen und ihren Freunden abwechselnd an einem Bande um den Hals getragen (Abb. 476). Man betrachtet die Knochen auch als Heil- und Schutzmittel gegen Krankheiten.

Böse Geister fürchtet man, schreibt ihnen Krankheiten und plötzlichen Tod zu und sucht sie durch Feuerbrände zu vertreiben, aber es gibt — ein beachtenswerter Unterschied gegenüber den südostasiatischen Pflanzenbauern — keinerlei Opfer für sie. Auch die Verehrung Pulugas oder Bilikus (vgl. S. 769 und 770), sowie der Sonne und des Mondes, wenn man hier überhaupt von Verehrung sprechen kann, beschränkt sich auf die Enthaltung von gewissen, diesen mythischen Persönlichkeiten mißliebigen Handlungen, bisweilen auch auf Abwehrmaßnahmen, kennt aber kein wirkliches Opfer. Zauberei ist eigentlich nur in ihrer negativen Form als tabuartiges Verbot, besonders in zahlreichen Speiseverboten, allgemein verbreitet. Es gibt zwar Leute, denen man übernatürliche Kräfte zuschreibt, insbesondere die Macht, andere krank zu machen, in ihren Träumen

mit Geistern zu verkehren und die Zukunft zu sehen, aber auch sie scheinen Zauberei als planmäßig geübte Handlung kaum zu kennen.

Wenn man die Kultur der Andamaner als Ganzes betrachtet, so findet man neben sehr primitiven Zügen (wie Fehlen des Hundes, Fehlen von Musikinstrumenten, Unkenntnis der Feuerbereitung, geringe Entwicklung der Zauberei und des Geisterkultes usw.) anderes, was man zwar als sehr altertümlich, aber doch keineswegs als wirklich primitiv bezeichnen kann. Es handelt sich dabei um Dinge, die ähnlich in anderen südostasiatischen Rückzugsgebieten oder aber in der Südsee wiederkehren. Es liegt daher die Vermutung nahe, daß wir darin Überreste alter, einst in Südostasien weitverbreiteter Kulturen zu sehen haben. Die Rundform der besseren Häuser, die Form des Auslegers, vielleicht auch Töpferei und Ahnenschädelkult scheinen irgendeinen Zusammenhang mit der Kultur der benachbarten Nikobarer anzudeuten, wenn auch Art und Zeitpunkt einer derartigen Berührung vollkommen im Dunkel liegen.

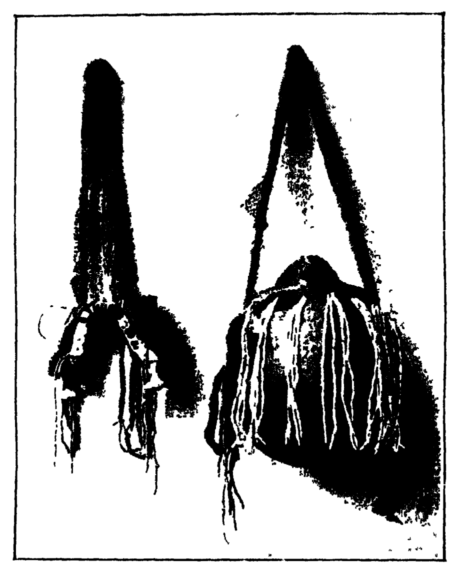


Abb. 476. Unterkiefer und Schädel, rot gefärbt und mit Fransen aus aufgefädelten Dentaliumschalen verziert, an netzartig geknüpften Tragbändern. Sie werden von den Angehörigen des Verstorbenen um den Hals getragen, Südandaman (Naturhistorisches Museum, Wien)

c) Die Negritos der Philippinen

Von den Aëta der Philippinen sagt Kroeber, ihre eigene Kultur sei völlig verschwunden; sie besäßen keinen Gegenstand, der sich nicht auch bei ihren malaiischen Nachbarn fände und daher entlehnt sein könne. Wenn dies auch etwas zu weit geht, so deutet es doch im großen und ganzen die Verhältnisse richtig an. Ur-

sprüngliches Negritogut ist hier außer der Sammelwirtschaft in erster Linie der als Behausung dienende Wetterschirm, ein mit geflochtenen Blättermatten bedeckter, mittels Stützen schief gestellter Bambusrahmen. An Schmuck sind die schon erwähnten Bambuskämme zu nennen (S. 770) und Taf. XLIII, Fig. 1), an denen man, ähnlich wie in der Südsee, häufig noch Federbüschel befestigt, dann Ohrpflöcke aus Bambus oder aus Rindenrollen, Halsschnüre aus Samen, Knochenstückchen oder Beeren, geflochtene Halsbänder, ebensolche Armbänder und solche aus Streifen von Wildschweinfell, schließlich ein von Männern unter dem Knie getragener Beinschmuck, aus einer steifen, aus Eberborsten geflochtenen Spiralschnur bestehend, von der die Enden der Borsten radial abstehen; er dient als Abzeichen für Jäger, die einen Eber erlegt haben, und soll gleichzeitig seinem Träger die Kraft und Ausdauer dieses Tieres verleihen. Narbentatauierung ist häufig. Die Kleidung besteht, wo noch nicht Baumwollstoffe eingeführt sind, aus einer schmalen, zwischen den Beinen durchgezogenen Schambinde für die Männer und einem kurzen Röckchen für die Frauen, beides aus Rindenstoff. Diese Rindenkleidung ist wohl ebensowenig ursprünglicher Negritobesitz wie die Bambuskämme, das Spitzfeilen der Zähne, die Musikinstrumente (Maultrommel, Tritonshorn, Rohrflöten und neben der malaiischen Bambuszither unter spanischem Einfluß entstandene Bambusgeigen), die Bestattung der Leichen in Baumsärgen, die Einrichtung der Sklaverei und die meisten Ehe- und Hochzeitsbräuche (Kaufehe, zeremonielles Zusammenessen der Brautleute). Stellenweise haben die Negritos hier auch schon Feldbau und Pfahlhäuser übernommen. Eiserne Messerklingen, Pfeilspitzen usw. werden von den Nachbarvölkern eingehandelt. Die Hauptwaffe ist der Bogen aus Holz oder Bambus mit Sehne aus Rotang oder gedrehtem Bast. Die Pfeile sind befiedert (meist Tangentialfiederung), haben Spitzen aus Bambus oder aus Eisen und werden vergiftet. Auch Harpunenpfeile mit beweglicher Spitze für die Schweinejagd, wie wir sie schon von den Andamanern kennengelernt haben, kommen vor. Die Batak von Palawan besitzen neben dem Bogen auch das Blasrohr. Zur Jagd verwendet man Hunde. Bisweilen wird das Wild in große Netze getrieben. Die Herstellung berauschender Getränke ist unbekannt, Betelkauen wenig verbreitet. Tabak raucht man in Zigarrenform, wobei das brennende Ende im Inneren des Mundes gehalten wird.



Abb. 477. Wetterschirm der Semang. Links angebaut ein kleiner Wetterschirm, der als Küche dient. Perak, Malaiische Halbinsel
(Nach N. Annandale and H. C. Robinson, Fasciculi Malayenses)

d) Die Semang und die Senoi

Eigenartiger als die Kultur der Aëta ist die der Semang, wie letztere sich ja auch noch Reste ihrer alten Sprache bewahrt haben. Doch hat hier eine so vielfache gegenseitige Beeinflussung zwischen den negritischen Semang und den weddoiden Senoi stattgefunden, daß es am besten scheint, beide Völker gleichzeitig zu besprechen.

Als Wohnungen dienen, soweit nicht unter malaiischem Einfluß schon Pfahlhäuser vorhanden sind, überhängende Felsen, Wetterschirme (Abb. 477) und kleine Baumhütten, bei den Semang auch winzige bienenkorbartige Rundhütten aus Palmblättern von wenig mehr als 1 m Durchmesser und Höhe. Die unberührteren Horden der Semang bleiben selten länger als drei Tage an einem Platz.

Beide Völker tragen Rindenkleidung, die Männer eine schmale Schambinde (Durchziehschurz), die Frauen entweder ein kurzes Röckchen oder eine ähnliche Binde wie die Männer. Daneben

gibt es auch einen Schurz aus Gras- oder Blätterbüscheln, die man an Hüftschnüren aus den glänzend schwarzen Rhizomorphen eines Pilzes oder aus Pflanzenfasern befestigt (Abb. 481). Auch Spiralgürtel aus Rotang kommen vor. Für die Semang ist ein ganz aus Rhizomorphen bestehender Fransenschurz besonders charakteristisch (Abb. 438). Wenn auch diese Dinge heute vielfach nur

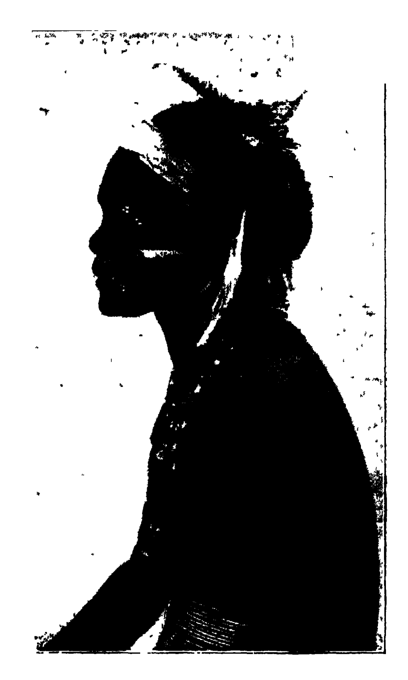



Abb. 478. Senoifrau mit Gesichtsbemalung und Nasenstäbchen, Perak, Malaiische Halbinsel

(Nach R. Martin, Die Inlandstamme der Malaiischen Halbinsel)

als Schmuck neben dem Rindenschurz getragen werden, haben wir in ihnen doch wohl die ältere Bekleidungsart der Semang und wahrscheinlich auch der Senoi zu sehen. Der Sinn für Schmuck ist sehr entwickelt. Halsschnüre und Armbänder aus Rhizomorphen, aus Rotang- oder Palmfasergeflecht, andere, an denen Zähne, Muscheln, Samen usw. aufgereiht werden, sind allgemein verbreitet. Blätter, Blumen und Büschel wohlriechenden Grases werden von den Frauen im Gürtel, im Haar und in den durchbohrten Ohrläppchen getragen (Abb. 478). Kopfbinden aus Rindenstoff finden

sich besonders bei den Senoi, und auf diese ist auch die Sitte beschränkt, das Nasenseptum zu durchbohren und darin einen Stachel des Stachelschweins zu tragen (Abb. 440 und 478). Ins Haar stecken die Frauen beider Völker Bambuskämme mit eingeritzten Verzierungen, die insbesondere bei den Semang als magischer Schutz gegen Krankheiten und allerlei Gefahren gelten. Auch Stäbchenkämme, ähnlich denen des östlichen Indonesien und der Südsee, sowie Haarpfeile aus Bambus kommen vor (Taf. XLIII, Fig. 2—6). Narben- und Stichtatauierung sind sehr selten, Gesichts- und Körperbemalung allgemein (Abb. 438 und 478).

Die ursprüngliche Waffe der Semang, der mehr als 2 m lange hölzerne Bogen, ist heute durch das Blasrohr fast verdrängt. Merkwürdig ist die ganz rudimentäre Befiederung der meist vergifteten Pfeile: die beiden Hälften einer der Länge nach entzwei geschnittenen Feder werden beiderseits des Schaftes stegartig befestigt, die Fahne jedoch weggeschnitten, so daß ein praktischer Nutzen nicht ersichtlich ist. Das Blasrohr, die Waffe der Senoi und der meisten Semang, besteht aus dem eigentlichen Lauf, einem zweiten als Schutz darüber gestülpten Rohr, beide aus Bambus, und einem Mundstück aus Holz oder getrocknetem Harz (Abb. 479). Als Geschosse dienen die zugespitzten Blattrippen der Bertampalme, an deren rückwärtigem Ende ein Pfropfen aus Pflanzenmark angebracht ist. Sie werden stets vergiftet (Abb. 480). Auch Speere mit Spitzen aus Bambus oder Eisen sind vorhanden. Eisen wird selbstverständlich von den Malaien bezogen, doch hat ein Teil der Semang das Schmiedehandwerk gelernt und versteht es, seine Pfeil- und Speerspitzen selbst zu verfertigen. Töpferei ist unbekannt. Von den Musikinstrumenten dürften die meisten (Mund- und Nasenflöten, Maultrommel, Bambuszither, Felltrommeln) fremden Ursprungs sein. Älteres Kulturgut der Senoi und Semang

Abb. 479. Blasrohr der Senoi aus Bambus mit Mundstück aus Palmholz, Perak, Malaiische Halbinsel. Rechts Längsdurchschnitt: Das eigentliche Blasrohr (schwarz) besteht aus einem glatten Rohr ohne irgendwelche Knoten. Die Schutzhülle besteht aus zwei ineinander geschobenen Röhren (Lindenmuseum, Stuttgart)

sind dagegen vielleicht gewisse Taktinstrumente: *einseitig geschlossene Bambuszylinder, die man auf den Boden oder auf Baumstämme stößt* (Abb. 481), oder auf deren offenes Ende man mit einem zusammengefalteten Palmblatt schlägt.

Höchst merkwürdig sind die eingeritzten Ornamente, mit denen man fast alle Gebrauchsgegenstände aus Bambus verziert, wie Kämme, Haarpfeile, Ohrpflöcke, Blasrohre, Köcher, Schallzylinder und verschiedene magisch-religiösen Zwecken dienende Geräte. Neben rein geometrischen Mustern kommen auch Pflanzen- und Tiermotive vor, seltener menschliche Figuren (Abb. 479 und 480, Taf. XLIII, Fig. 2—5). Meist haben diese Ornamente irgendeine magische Bedeutung, sollen als Jagdzauber dienen oder vor Krankheit und Gefahren schützen.

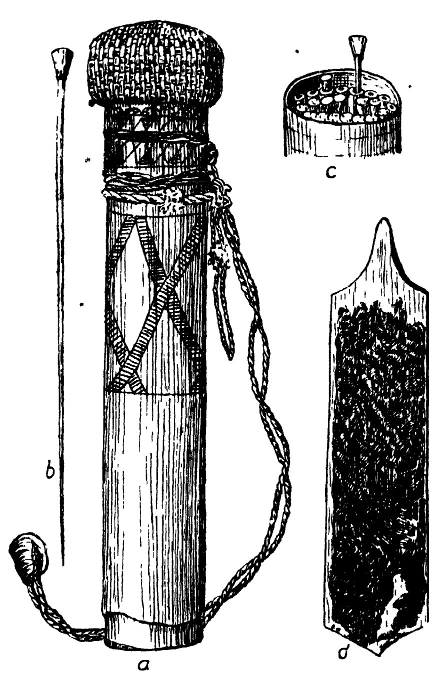


Abb. 480. a Köcher aus Bambus für Blasrohrpfeile; b Blasrohrpfeil; c Köcher geöffnet. Jeder Pfeil steckt abgesondert in einem Röhrchen; d Mit Gift bestrichenes Brett zum Bestreichen der Pfeile. Senoi, Malaiische Halbinsel (Lindenmuseum, Stuttgart)

Leichen bestatten die Semang meist in flachen Gräbern als liegende Hocker; nur für Zauberer ist die Baumbestattung üblich, damit ihr Geist von dem erhöhten Platz aus über den Wächter des Totenlandes hinwegfliegen könne. Die Senoi ließen, wie es scheint, vor noch nicht langer Zeit Tote einfach liegen, wo sie gestorben waren, und flohen den Ort. Jetzt pflegen auch sie meist die Leichen zu begraben.

Über die z. T. außerordentlich interessanten religiösen und mythologischen Vorstellungen der Semang und Senoi sind wir leider nur ganz ungenügend unterrichtet. Zauberei und Schamanismus spielen bei beiden Völkern eine große Rolle. Insbesondere bei den Semang ist der Zauberer meistens zugleich auch Häuptling. Dagegen tritt die Furcht vor Dämonen und Totengeistern

bei den Semang bemerkenswert wenig hervor, viel weniger als bei den Senoi. Nach Vaughan-Stevens, dessen Angaben jedoch noch sehr der Bestätigung bedürfen, glauben die Semang an einen obersten Gott Kari (Donner), Weltschöpfer und Seelenrichter, der sich im Gewitter äußert, auch Krankheiten und Tod schickt, und an einen geringeren Gott Ple, der die Erde und die Menschen gemacht hat

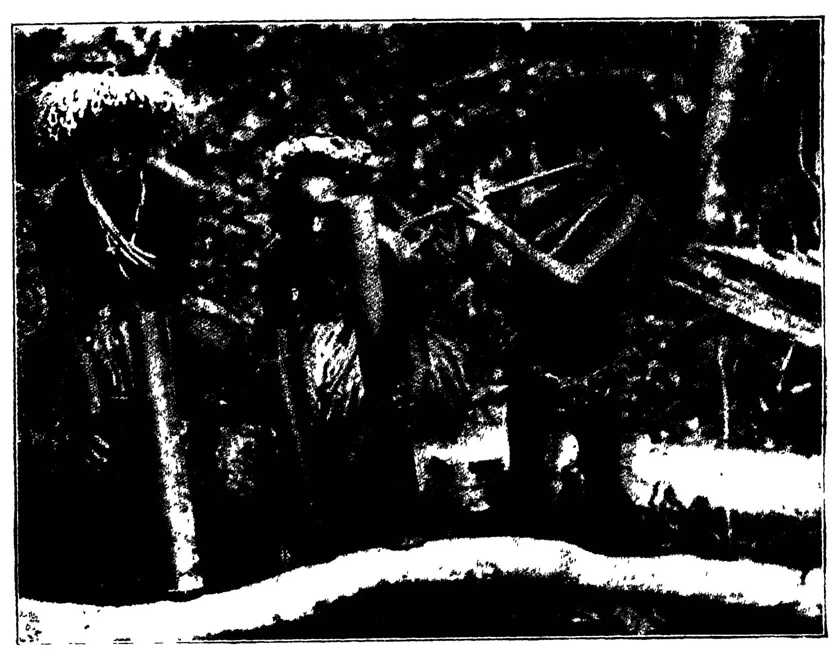


Abb. 481. Senoifrauen in Tanztracht mit Schallzylindern aus Bambus und Kind mit Nasenflöte. Perak, Malaiische Halbinsel
(Nach W. W. Skeat and C. O. Blagden, Pagan Races of the Malay Peninsula)

und als eine Art Mittler zwischen ihnen und Kari auftritt. Eine Reihe anderer Gottheiten gelten als Diener oder Gattinnen dieser beiden Götter. Skeat hingegen fand den Glauben an einen Weltschöpfer Ta Pönn, den Sohn der Erdmutter, der weiß von Farbe ist und im Osten wohnt, während sein kohlschwarzer Gegner Kakuh, wie es scheint der Herr des Totenlandes, im Westen haust.

Obwohl eigentlicher Totemismus (Gruppentotemismus) bei den Semang wie bei allen übrigen südostasiatischen Primitivvölkern fehlt, gibt es bei ihnen eine Art sehr merkwürdigen und altertümlichen G e s c h l e c h t s - und in Verbindung damit vielleicht auch

…dualtotemismus, worüber wir jedoch ebenfalls nur in sehr unzureichender und leider auch sehr unklarer Weise durch Vaughan-Stevens unterrichtet sind.

Zwei Arten von Vögeln enthalten die noch ungeborenen Menschenseelen, die eine Art die von Knaben, die andere die von Mädchen. Wenn die Frau schwanger ist, so tötet der Mann einen Seelenvogel und gibt ihn ihr zu essen, wodurch die Seele des Kindes in sie eingeht. Jedes Kind wird nach einem Baum benannt, in dessen Nahe es geboren ist und an dessen Fuß man die Nachgeburt begräbt. Nicht nur dieser Geburts- oder Namensbaum selbst, sondern alle Bäume derselben Art sind für den betreffenden Menschen während seines ganzen Lebens unverletzlich, ja er darf nicht einmal deren Früchte essen.

Sowohl bei den Semang als bei den Senoi findet sich mehr oder weniger ausgeprägt das Verbot des Verkehres zwischen Schwiegersohn und Schwiegermutter.

Es ist auf Grund unserer bisherigen, sehr lückenhaften Kenntnisse oft schwer zu entscheiden, was von den religiösen Vorstellungen der Semang und Senoi ihnen eigentümlich, was alte oder junge Entlehnung ist. Hinduische, buddhistische, islamische Einflüsse sind bei beiden Völkern in Menge nachzuweisen, vielfach sogar durch das Vorhandensein indischer, siamesischer, arabischer und malaiischer Lehnworte. Insbesondere scheinen die Vorstellungen vom Weltbau, von Himmel und Hölle, vom Leben der Seele nach dem Tode, von ihrer Belohnung und Bestrafung, wenn auch z. T. recht altertümlich, so doch ganz oder zum größten Teil von höher kultivierten Nachbarvölkern entlehnt zu sein. Auch Beziehungen zu den Religionen und Mythen indonesischer und hinterindischer Völker der Hackbaustufe lassen sich feststellen. Aber selbst für die obenerwähnten eigenartigen Seelenvorstellungen (Geschlechtstotemismus usw.) lassen sich verwandte Erscheinungen aus manchen Gegenden Australiens und Melanesiens beibringen. Da nun auch die Vorfahren der Australier und Melanesier einmal in Indonesien oder Hinterindien gewohnt haben müssen, ist selbst in diesem Fall eine sehr alte Entlehnung nicht ausgeschlossen. Wir müssen uns überhaupt mit dem Gedanken vertraut machen, daß die südostasiatischen Primitiven in ihrem Kulturgut zum großen Teil den ehemaligen Kulturbesitz ihrer Nachbarvölker widerspiegeln. Es ist hier ähnlich wie mit der Sprache. So wie die Semang, Senoi, Aëta, Kubu usw. ihre ursprünglichen Sprachen aufgegeben haben, die übernommenen aber dann doch mit einer gewissen Zähigkeit neueren Einflüssen gegenüber festhalten, so wird

auch einmal übernommenes Kulturgut festgehalten, auch dann, wenn es bei den Nachbarn, von denen sie es erhielten, längst verschwunden oder durch andere Formen verdrängt ist.

Als Beispiel diene die Bambuszither. Sie besteht bei den feldbautreibenden Völkern meist aus einem Bambuszylinder, aus dessen Oberfläche man dünne Streifen als Saiten herausschneidet und durch zwei Stege vom Schallkörper abhebt, so zwar, daß sie an ihren Enden mit diesem verbunden bleiben und mit ihm aus einem Stücke sind (Abb. 482, rechts). Sowohl bei den Semang und Senoi nun, als auch bei den Aeta und bei den in mancher Beziehung so altertümlichen Nikobarern findet man andere Arten dieses Instruments, wobei die Saiten nicht aus dem Rohr selbst herausgeschnitten, sondern selbständig hinzugefügt sind (Abb. 482, links). Obwohl die Art der Befestigung der Saiten bei den genannten Völkern eine verschiedene ist, so scheint doch das Prinzip des Hinzufügens der Saiten seiner geographischen Verbreitung nach älter zu sein als das Herausschneiden der Saiten aus dem Instrument selbst. Wir haben es daher bei den Senoi, Semang und Aeta wohl mit einem in alter Zeit entlehnten Kulturgut zu tun, das eine frühere, bei seinen ursprünglichen Besitzern verschwundene Form festhält.

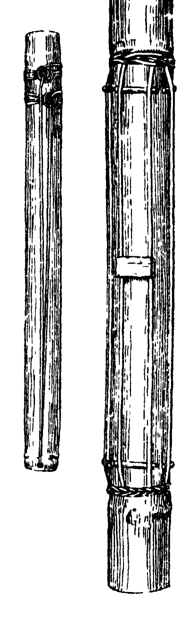


Abb. 482. Bambuszithern, links von den Semang und Senoi, Malaiische Halbinsel, rechts aus Südcelebes (Naturhistorisches Museum, Wien)

e) Die weddoiden und weddoid-primitivmalaiischen Stämme auf Celebes und Sumatra

Während die Senoi sich eine, wenn auch mit allerhand fremden Elementen gemischte, so doch recht eigenartige Kultur bewahrt haben, sind bei den übrigen weddoiden oder halbweddoiden Primitivvölkern infolge der starken Berührung mit höher kultivierten Nachbarn meist nur geringe Reste älteren Kulturbesitzes vorhanden. Der einstige Zustand schimmert nur mehr schwach durch, zeigt sich hauptsächlich in ihrer geistigen Beschaffenheit, ihren gesellschaftlichen Verhältnissen, bisweilen noch in ihren Wohnungen und Siedlungen, in ihrer Wirtschaft, im übrigen aber mehr in dem, was fehlt oder nur als Importware bekannt, als in dem, was tatsächlich vorhanden ist. Unter diesen Umständen fällt es bei den Weddoiden natürlich noch schwerer als bei den Negritos, das ihnen ursprünglich allen gemeinsame Kulturgut rein herauszuschälen.

Sehr merkwürdig ist die Kultur der von den Vettern Sarasin im

südwestlichen Celebes entdeckten Toala („Waldmenschen“), insbesondere wegen ihrer altertümlichen Wohnweise in Höhlen. Sie bewohnen jetzt allerdings nicht mehr den Höhlenboden selbst, sondern errichten darauf unter bugischem Einfluß meist noch recht primitive Pfahlhütten. Wie schon erwähnt (S. 753 und 754), lassen die in den Höhlen gefundenen paläolithischen Werkzeuge und Tierknochen eine ziemlich ununterbrochene Benützung derselben seit der vielleicht nicht allzuweit zurückliegenden Steinzeit vermuten. Heute betreiben die Toala bereits Feldbau. An Haustieren besitzen sie Hühner und Hunde. Ihre Waffen sind zugespitzte Bambusse als Lanzen und hölzerne, mit Metallsplittern, früher wahrscheinlich mit Steinsplittern besetzte und mit einem Büschel Menschenhaare verzierte Keulen (Abb. 483). Trotz des starken bugischen Einflusses und der nicht unbeträchtlichen Vermischung mit bugischen Flüchtlingen und Ausgestoßenen, zeigen sie sich in ihrer Denkart und ihren Charaktereigenschaften, insbesondere in ihrer Fremdenscheu, ganz als zur primitiven Völkerschicht gehörig.



Abb. 483. Mit Metallsplittern besetzte und mit Menschenhaar verzierte Keule der Toala, Südwestcelebes (Nach P. und F. Sarasin)

Unter den aus weddoiden und primitivmalaiischen Bestandteilen gemischten Völkern nehmen die Kubu in Südsumatra eine besondere Stellung ein wegen ihres z. T. außerordentlich niedrigen Kulturzustandes. Es bezieht sich dies allerdings nur mehr auf wenige kleine, in den Urwäldern umherschweifende und von ihrer Jagd und Sammeltätigkeit lebende Familiengruppen; weitaus der größte Teil der Kubu ist im Lauf des letzten Jahrhunderts unter malaiischem und holländischem Einfluß seßhaft geworden und betreibt Feldbau. Viele haben sogar den Islam angenommen.

Die primitiven Kubu errichten an ihren Lagerplätzen winzige Pfahlbauten, bestehend aus einer kleinen, niederen, mit Blättern überdachten Plattform ohne Wände. Als Kleidung tragen sowohl Männer als Frauen einen schmalen Durchziehschurz aus Rindenstoff. Schmuck fehlt vollkommen. Außer dem mehr als Werkzeug gebrauchten malaiischen Parang (Haumesser) ist die einzige Waffe der Wurfspeer, früher ganz aus Holz oder mit Bambus-

spitze, jetzt mit einer eisernen, natürlich von den Malaien bezogenen Klinge versehen. Als Grabwerkzeug dient ein zugespitzter Bambussplitter. Ein wichtiges Stück der Ausrüstung ist der auf dem Rücken getragene Korb. Die einzigen Haustiere sind Hunde und Hühner, letztere wohl recht neuer Einführung. Tänze, wahrscheinlich auch Musikinstrumente, fehlen, ebenso auch fast jegliche Ornamentik. Die religiösen Vorstellungen sind außerordentlich wenig entwickelt, ja nach van Dongen und Volz gehen sie den primitivsten Kubu überhaupt ab. Tote läßt man bisweilen liegen, wo sie gestorben sind; daneben kommen aber auch Erdbegräbnis, Plattformbestattung und Bestattung in hohlen Bäumen vor. Auf alle Fälle flieht man den Ort, und selbst die ansässigen, schon halb kultivierten Kubu pflegen sich noch nach einem Todesfall für einige Monate in den Wald zurückzuziehen. — Im großen und ganzen steht die Kultur der primitiven Kubu tief unter der der meisten anderen Primitiven, etwa der Andamaner. Man kann sich jedoch des Eindruckes nicht erwehren, daß auch bei ihnen infolge der Berührung mit den Malaien bis zu einem gewissen, wenn auch vielleicht nur geringen Grad, ein Verlust an Kulturgut stattgefunden hat.

Dasselbe ist wohl auch bei den Orang Benua und Sabimba im Innern der Inseln des Riau-Lingga-Archipels der Fall. Nur wenige Familien von ihnen betreiben noch die alte Jagd- und Sammelwirtschaft. Als Wohnung dient diesen ein von vier Pfählen getragenes Blätterdach, als Waffe ein mit Bajonett versehenes hölzernes Blasrohr, das jedoch nicht selbst verfertigt, sondern aus Borneo eingeführt wird. Im übrigen sind wir über diese Stämme außerordentlich schlecht unterrichtet.

f) Die primitivmalaiischen Stämme des Festlandes, Borneos und der Philippinen

Auch über die den Primitivmalaien ursprünglich eigentümliche Kultur läßt sich, besonders bei unserer noch sehr mangelhaften Kenntnis gerade dieser Völkergruppe, vorläufig nichts sagen. Höchstens könnte man mutmaßen, daß der schmale Durchziehschurz aus Rindenstoff und die einfachste Art des Pfahlbaus, eine ganz kleine, niedere Schlafplattform in Verbindung mit einem Wetterschirm oder einem Blätterdach (Kubu und bisweilen bei den Dschakun und Punan), vielleicht schon ihrem ursprünglichen Kulturbesitz angehört haben.

Die Primitivmalaien der Malaiischen Halbinsel, Dschakun, Mantra, Besisi usw., betreiben zwar gegenwärtig zum weitaus überwiegenden Teile Feldbau, haben sich aber trotz allen malaiischen Einflusses doch noch eine Reihe eigenartiger Züge bewahrt, die vielfach Anklänge an die Kulturen der Senoi und Semang zeigen, mit denen sie sich ja auch der Rasse nach mehr oder weniger vermischt haben (z. B. Gesichtsbemalung, Tanzschmuck aus Blättern, Ornamentik auf Bambusgeräten). Die alte Rindenkleidung, schmaler Durchziehschurz für Männer (Abb. 442), kurzes Röckchen für Frauen, wird meist nur mehr im Walde getragen, während man bei Berührung mit der Außenwelt malaiische Kleider anlegt. Einige Stämme sind noch nicht zum Feldbau übergegangen und ziehen noch ohne feste Wohnsitze umher. Sie errichten an ihren Lagerplätzen z. T. sehr einfache Bienenkorbhütten aus den 2—3 m langen Blättern der Bertampalme, die mit ihren Stielen in einem Kreis von etwa 2 m Durchmesser in die Erde gesteckt werden, so daß die Spitzen sich in der Mitte berühren, z. T. winzige, 2 Fuß hohe Plattformen in Verbindung mit einem Wetterschirm, die je einer Person als Schlafstelle dienen. Weit häufiger jedoch findet man bereits richtige Pfahlbauten, meist klein und roh gebaut, bisweilen ohne Wände, stellenweise aber auch schon von recht ansehnlicher Größe, ja von besserer Ausführung als die der benachbarten Malaien. Auch Baumhäuser kommen vor. Allgemein ist der Gebrauch hölzerner Kopfstützen ohne Füße. Die wichtigsten Waffen sind Lanzen und das Blasrohr aus Bambus.

Am zahlreichsten und am weitesten verbreitet sind unter den Sammler- und Jägervölkern Südostasiens wohl jene im Innern Borneos: die Punan, Bukitan, Bukit, Olo-Ot und andere, die reinsten Vertreter der hellhäutigen und schlichthaarigen primitivmalaiischen Rasse, obwohl auch sie von vereinzelten fremden (weddoiden? negritischen?) Beimischungen nicht ganz freigeblieben zu sein scheinen. Anders als die Primitivmalaien des Westens sind jene Borneos nicht so sehr mit hinduischen, buddhistischen und mohammedanischen Kulturvölkern in Berührung gekommen als mit jener Gruppe hackbautreibender Völker, die wir unter dem Namen Dayak zusammenzufassen pflegen. Sie haben daher auch andere Kultureinflüsse empfangen als jene.

Die Punan ziehen in Gruppen von zwanzig bis dreißig Erwachsenen und einer entsprechenden Anzahl Kinder umher, leben

hauptsächlich von der Jagd, von wildem Sago und den Samen gewisser Bäume, halten sich jedoch innerhalb bestimmter Gebiete. Als Wohnungen dienen ihnen Wetterschirme aus Palmblättern, bisweilen auch Höhlen. Ihre Kleidung, Durchziehschurz für Männer, ein kurzes Röckchen für Frauen, ist aus Rinde hergestellt. Tatauierung ist nicht allgemein und beruht wahrscheinlich auf einer ziemlich jungen Einfuhr. Als Waffe führen die Punan das hölzerne Blasrohr mit einer daran befestigten Lanzenspitze. Sie verfertigen es zwar selbst, müssen aber die dazu benötigte eiserne Bohrstange sowie alle anderen eisernen Geräte von ihren Nachbarn (Kayan, Kenyah usw.) beziehen. Wie alle Primitivstämme sind sie geschickt in der Herstellung geflochtener Matten und Körbe. An Musikinstrumenten besitzen sie die malaiische Bambuszither und das Primitiv-Xylophon (vgl. unten Abschnitt 3 l). Bambuspfeifen dienen auf der Jagd zur Nachahmung tierischer Lockrufe. Die Ehe ist meist exogam. Polygamie scheint nicht vorzukommen, dagegen Polyandrie. Der Mann tritt in die Horde der Frau ein. In religiöser Beziehung scheinen die Punan das meiste von ihren Nachbarn übernommen zu haben. Ihre Zauberer sind auch bei den höherkultivierten Nachbarvölkern angesehen und zum Zwecke von Krankenbeschwörungen gesucht. Zu erwähnen ist eine Art Krokodilkult; jede Horde führt stets eine hölzerne Krokodilfigur mit sich. Leichen läßt man unbeerdigt liegen, bedeckt sie nur mit Blättern und verläßt den Platz.

Die Kultur der Bukit, Bukitan, Olo-Ot usw. stimmt im großen und ganzen mit der der Punan überein. Bemerkenswert ist die Bestattungsweise der Olo-Ot. Hier wird die Leiche in einen eigens ausgehöhlten, noch lebenden Baum gesteckt und hierauf die Öffnung verschlossen und unkenntlich gemacht.

Im Gegensatz zu den Primitivvölkern der Malaiischen Halbinsel, Sumatras und Celebes' haben die Punan und die ihnen verwandten Stämme auf Borneo es verstanden, sich den höherkultivierten Nachbarn gegenüber der Hauptsache nach zu behaupten. Daß sie, trotz einer bisweilen vorhandenen sehr losen Abhängigkeit gegenüber den Häuptlingen der Nachbarvölker, kein unterdrücktes, im Niedergang befindliches Volk sind, zeigt schon ihr Kinderreichtum. Obwohl von Natur friedliebend, schüchtern und fremdenscheu, wissen sie sich doch im Notfall zu verteidigen und üben für erlittene Gewalttaten strenge Vergeltung. Da sie ausgezeichnete Blasrohrschützen und, ohne feste Niederlassungen, im Walde schwer

faßbar sind, wird ihre Rache sehr gefürchtet. Man bedient sich ihrer auch vielfach als Führer und Teilnehmer bei Kopf- und Sklavenjagden. Auf diese Art scheint ein Teil von ihnen sich zu recht kriegerischen Stämmen entwickelt und stellenweise sogar die ihnen ursprünglich fremde Kopfjagd übernommen zu haben. Manche Punan haben von ihren Nachbarn bereits den Feldbau gelernt, gehen aber dann meist bald in ihnen auf. So geben z. B. manche Dörfer der Kayan selbst zu, von Punan abzustammen.

Auf den Philippinen ist die primitivmalaiische Schicht durch die Mángyan im Inneren von Mindoro und wahrscheinlich durch die Tagbanua auf Palawan vertreten. Beide Völker enthalten eine ziemlich starke Beimischung von Negritos und möglicherweise auch von Weddoiden.

Nur ein geringer Teil der Mangyan führt noch ein unstetes Jäger- und Sammlerdasein. Hiebei dienen ihnen während der trockenen Jahreszeit Wetterschirme oder einige über ein einfaches Stangengerüst gelegte Palmblätter, während der Regenzeit eine mit Blättern gedeckte, auf Pfählen stehende Hütte ohne Wände als Wohnung. Weitaus die meisten Mangyan betreiben schon etwas Hackbau (Knollenfrüchte, Pisang, seltener Bergreis). Ein wichtiges Nahrungsmittel ist wilder Sago. Als Kleidung dient, wo sich noch halbwegs ursprüngliche Verhältnisse erhalten haben, sowohl Männern als Frauen ein Durchziehschurz aus Rindenstoff. Derjenige der Frauen wird nicht um den Leib gebunden, sondern vorn und rückwärts an dem aus Rotang oder ähnlichem Material geflochtenen und in zahlreichen Windungen um die Hüften gelegten Gürtel befestigt (Abb. 484). Die erwachsenen Mädchen bedecken außerdem die Brüste mit einem Streifen aus der Rinde der Pisangpflanze oder aus Flechtwerk, legen diesen jedoch nach der Hochzeit ab. Als Waffen und Werkzeuge dienen von auswärts bezogene Haumesser und Lanzen. Ein Teil der Mangyan besitzt Palmholzbögen. Die mit Holz- oder Bambusspitzen versehenen Pfeile werden vergiftet. Sonst jagt man meist mit Fallen. Bemerkenswert ist eine Art Trommelsprache, wobei man die Signale jedoch nicht mittels einer künstlich hergestellten Trommel gibt, sondern mit einem Holzschlägel auf die gewaltigen, strebepfeilerartigen Wurzelansätze mancher Urwaldbäume schlägt (Ähnliches kommt bei den Kubu vor). Obwohl Monogamie vorherrscht, sind doch Fälle, wo ein Mann zwei Frauen besitzt, nicht selten. Die Mädchen werden oft schon als Kinder verheiratet. Die einzelnen Familiengruppen und Siedlungen sind sehr klein und weit verstreut. Ein erbliches Häuptlingstum scheint nicht zu existieren. Der Charakter der Mangyan ist friedliebend und ehrlich. Vor Fremden haben sie meist eine große Scheu. Über ihre religiösen Vorstellungen ist fast nichts bekannt. Geisterverehrung und Opfer scheinen so gut wie ganz zu fehlen, doch kommen Abwehrmaßnahmen gegen böse Geister vor. Bezüglich der Behandlung der Leichen bestehen zwischen den einzelnen Gruppen ziemliche Unterschiede. Stellenweise kommt (ähnlich wie bei den Kubu und Selon) das Verlassen Sterbender vor, worauf man nach einiger Zeit zurückkehrt,

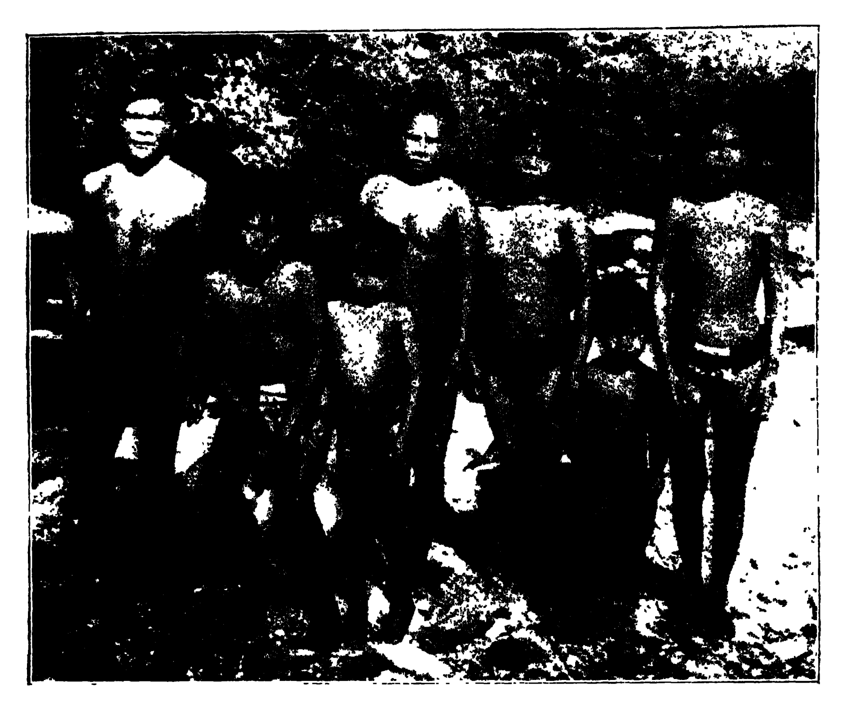


Abb. 484. Familie der primitivsten Mangyan, Oberlauf des Bacoflusses, Mindoro. Die sitzende Frau zeigt starke Spuren negritischer Beimischung
(Phot. Bureau of Science, Manila)

um nachzusehen, ob der Tod bereits eingetreten ist. In manchen Gegenden läßt man den Toten einfach in der Hütte liegen, wo er gestorben ist, und flieht. Daneben kommt auch Erdbegräbnis, Überdecken der Leichen mit Blättern und Höhlenbestattung vor. Meist verläßt man nach einem Todesfall ohne Rücksicht auf etwaige Anpflanzungen den Platz und kehrt erst nach Jahren zurück, und bisweilen verstecken sich, wie bei den Kubu, die Angehörigen für eine Zeit im Walde, ja verändern sogar ihre Namen. Bemerkenswert ist es, daß die Mangyan und ebenso die Tagbanua eine Schrift besitzen, die mit den übrigen, infolge spanischen Einflusses verschwundenen Philippinenschriften verwandt und letzten Endes indischen Ursprungs ist. Man ritzt die Zeichen in Bambus, bei den Mangyan von links nach rechts, bei den Tagbanua von oben nach unten, und verwendet sie zur Übermittlung von Nachrichten usw. Trotz dieser Spuren älterer Kultureinflüsse (ein allerdings kleiner Teil der Mangyan versteht auch die Töpferei und die Baumwollweberei) und trotz des überwiegend betriebenen Hackbaus ist doch der wesentlich primitive Charakter bei den Mangyan leicht, bei den Tagbanua weniger deutlich noch zu erkennen.

Bei dieser Gelegenheit möge kurz erörtert werden, wie sich eigentlich die schon mehrfach erwähnte kulturelle Beeinflussung seitens der höherstehenden Völker und schließlich der Übergang vom Sammler- und Jägertum zum Feldbau vollzieht. Am Anfang dieses Prozesses steht wohl überall der Handel, zunächst der sogenannte stumme Tauschhandel (vgl. Bd. I S 19). Auf Borneo scheint er noch vorzukommen, und von den Toala, Kubu und den Völkern der Malaiischen Halbinsel wurde er noch vor nicht allzulanger Zeit geübt. Daneben trat aber wohl schon sehr früh auch der offene Tauschhandel mit einzelnen Leuten, die sich das Vertrauen der betreffenden Stammes- oder Familiengruppe zu erwerben gewußt hatten. Anders wäre ja die so starke sprachliche Beeinflussung gar nicht denkbar. Es entwickelt sich bisweilen daraus eine Art Handelsmonopol, das schließlich geradezu zur Hörigkeit des Stammes dem betreffenden Händler gegenüber führen kann, besonders dann, wenn dieser Händler irgendeine obrigkeitliche Würde innehat. Gleichzeitig werden die Leute durch den Handel immer mehr an allerhand Kulturerrungenschaften gewöhnt, nicht nur an eiserne Werkzeuge und Waffen, eiserne und irdene Töpfe, Baumwollstoffe, Tabak usw., sondern auch an Reisnahrung und Salz. So kommt es schließlich dazu, daß manche Stämme nicht mehr unmittelbar von den Ergebnissen ihrer Jagd- und Sammeltätigkeit leben, sondern überwiegend von dem im Austausch für Waldprodukte eingehandelten Reis. Allmählich beginnen sie dann in Nachahmung ihrer Nachbarn selbst Fruchtbäume anzupflanzen, Waldflächen zu roden, Gärten und Felder anzulegen, auf denen sie zunächst meist allerhand Knollenfrüchte, Hirse oder Mais, später auch Bergreis bauen. Dabei kommt es im Anfang bisweilen vor, daß sie zwar säen, aber die Ernte nicht abwarten, sondern schon vorher wegen eines Todesfalles oder aus irgendeiner anderen Ursache den Ort verlassen. Natürlich werden Jagd und Sammeltätigkeit nicht ohne weiteres aufgegeben, schon deshalb nicht, weil die Ernte oft nur für einen kleinen Teil des Jahres ausreicht. Auch bei den ansässigen Kubu, Dschakun usw. bildet der Handel mit Waldprodukten, wie Kampfer, Damarharz, Guttapercha, Rotang, Bienenwachs, noch den wichtigsten Zweig des Lebenserwerbs. Hand in Hand mit dem Übergang zum Feldbau und der damit verbundenen größeren Seßhaftigkeit geht meist auch die Errichtung von Pfahlhäusern. Als Vorstufe dazu ist die Verbindung des Wetterschirmes mit einer kleinen Schlafplattform zu betrachten, wie sie, z. T. wohl schon unter fremdem Einfluß, z. T. vielleicht als ursprünglicher Kulturbesitz der Primitivmalaien, bisweilen bei den Dschakun, Punan, Aëta usw. vorkommt.

Es ist nur natürlich, daß infolge der Einführung metallener Geräte und Schmuckgegenstände und baumwollener Stoffe eine Reihe von Handfertigkeiten und Kenntnissen, die sich auf die Herstellung von Rindenstoffen, von Geräten, Waffen und Schmucksachen aus Holz, Bambus, Muschel, Stein und Knochen bezogen, vergessen werden, daß also bei stärkerer Berührung mit höherkultivierten Völkern zunächst ein ganz entschiedener Kulturverlust eintritt. Erst wenn die neuen Errungenschaften auch innerlich verarbeitet und dem übrigen Kulturbesitz sinnvoll eingegliedert sind, vermag unter günstigen Verhältnissen eine Kulturbereicherung einzutreten. Dann allerdings kann es bisweilen vorkommen, daß die Schüler ihre Lehrmeister in einer oder der anderen Weise übertreffen. So ist, um nur ein Beispiel anzuführen, das Blasrohr,



Abb. 485. Hütten der Schom Pen, Großnikobar
(Phot. E. H. Man)

zum mindesten in seiner jetzigen Form, bestimmt kein ursprünglicher Besitz der Punan, da sie ja die zu seiner Verfertigung benötigte eiserne Bohrstange mangels Kenntnis der Eisenbearbeitung nicht selbst herstellen können. Trotzdem aber haben sie es nicht nur dazu gebracht, die besten Blasrohrschützen Borneos zu sein, sondern sie versorgen sogar ihre Nachbarn z. T. mit dieser Waffe. Bemerkenswert ist es, wie rasch bisweilen religiöse und mythologische Vorstellungen und überhaupt geistige Kulturbesitztümer aufgenommen und wie zäh sie dann festgehalten werden. So findet man bei den Primitivstämmen der Malaiischen Halbinsel und Sumatras eine Menge dem Hindutum und dem Islam entstammender Vorstellungen, und auf den Philippinen haben sich merkwürdigerweise gerade nur die Tagbanua und Mangyan eine Schrift indischer Herkunft bewahrt, während alle übrigen Philippinenschriften dieses Ursprungs wieder verschwunden sind.

Heutzutage betreiben bereits viele Semang und Senoi, die meisten Primitivmalaien der Halbinsel (Besisi, Mantra, Dschakun usw.), die meisten Kubu und Sakei von Sumatra, fast alle Mangyan, manche Punan und Aëta und die meisten gemischten Negritostämme der Philippinen Hackbau. Es ist aber auch höchst wahrscheinlich, daß eine Reihe von Völkern, die wir heute nur als Pflanzenbauer kennen, vor verhältnismäßig kurzer Zeit, einigen

Jahrhunderten bis höchstens anderthalb Jahrtausenden, noch auf der Stufe der Jäger und Sammler standen und zum Teil sogar erst unter dem Einfluß von Hochkulturvölkern, hinduisierten Malaien, Javanen usw. zum Feldbau übergegangen sind. Die primitive Grundlage schimmert bei ihnen überall noch durch, zeigt sich vor allem in ihrer geistigen Beschaffenheit, ihrer Schüchternheit und Furcht vor Fremden, in ihrer Siedlungsweise in einzelnen, weit verstreuten, meist noch recht kleinen und schlecht gebauten Hütten (Abb. 485), vor allem aber in dem Mangel alles dessen, was sonst für die Kulturen der hackbautreibenden Völker charakteristisch ist. Bisweilen sind auch noch Überlieferungen über ein früheres Jäger- und Sammlerleben und die spätere Einführung des Feldbaus vorhanden. Zu diesen Stämmen müssen wir vor allem die schon besprochenen Toala rechnen, dann unter anderen die Orang Lom oder Orang Mapor auf Banka, die Lubu, Orang Ulu, Orang Talang und Orang Mamak auf Sumatra, schließlich die Tagbanua auf Palawan und die Schom Pen im Inneren von Großnikobar.

g) Die Orang Laut

In recht hohem Grad hat der Schwund alter Eigenart bei den meisten Stämmen der Orang Laut stattgefunden, jener Gruppe von Fischervölkern, die wir mit großer Wahrscheinlichkeit als eine Abzweigung der Dschakun ansehen können. Waren doch gerade sie als Küstenbewohner stärker der Berührung mit der Außenwelt ausgesetzt als die Inlandstämme. Es sei jedoch gleich bemerkt, daß wir über alle Stämme der Orang Laut nur sehr mangelhaft unterrichtet sind und daß uns von einigen kaum mehr als der Name bekannt ist. So mag bei genauerer Erforschung, besonders auf dem Gebiet der Gesellschaft, Religion und Mythologie, noch manch altes Kulturgut zum Vorschein kommen.

Gemeinsam war allen Orang Laut ursprünglich die Fischer- und Sammlerwirtschaft, der Mangel fester Wohnsitze auf dem Land und das Leben in Booten. Besonders letzteres ist ihre hervorstechendste Eigentümlichkeit, sei es, daß sie als kühne Seeleute das Meer befahren wie die Selon, die Orang Sekah von Billiton, die Badscho und andere, sei es, daß sie nur in den Flußmündungen und Mangrowesümpfen umherschwärmen, ohne sich in die offene See hinauszuwagen, wie die Orang Sletar und Orang

Beduanda Kallang von Dschohor und Singapur, oder daß sie schließlich, wie ein Teil der Akit von Sumatra, in auf Flößen stehenden Häusern auf den Flüssen des Inlandes wohnen. Ein einheitlicher Boottypus ist nicht vorhanden. Alle Boote der Orang Laut, mit Ausnahme jener der Sulusee, stimmen jedoch in dem Mangel von Auslegern überein. Die Fischerei steht im allgemeinen auf einer recht niedrigen Stufe. Es scheint, daß die Orang Laut ursprünglich nur das Fischen mit mehrspitzigen Speeren und mit Harpunen kannten, vielleicht auch die Angelfischerei. Besonders auffallend ist das Fehlen von Netzen bei manchen, wenn auch nicht bei allen Stämmen. Ebenso scheinen Waffen, außer den Fischspeeren und Harpunen, ursprünglich ganz gefehlt zu haben. Das vereinzelte Vorkommen des hölzernen Blasrohres bei den Akit, des Kugelbogens bei den Orang Laut von Trang geht jedenfalls auf jüngere Entlehnungen zurück. Metallbearbeitung, Weberei und Töpferei sind unbekannt. Die alte Rindenkleidung dürfte jetzt schon überall verschwunden sein, war aber Mitte des neunzehnten Jahrhunderts noch bei den Orang Sletar in Gebrauch. Das einzige allen Orang Laut gemeinsame Haustier ist der Hund. Daneben treten stellenweise auch Katzen und Hühner auf. Die Ehe scheint ausnahmslos monogam zu sein. Leichen werden meist begraben. Bei den Orang Laut von Trang herrscht Baumbestattung oder Beisetzung in Felsenhöhlen, bei den Selon Plattformbestattung.

Die niedrigststehenden unter den Orang Laut sind oder waren wohl die in den Flußmündungen und Mangrowesümpfen von Dschohor und Singapur umherziehenden Stämme, insbesondere die Orang Sletar, über die wir jedoch nur sehr wenig wissen. Zu den ursprünglichsten Zweigen der auf dem Meere lebenden Orang Laut gehören die Selon auf den der birmanischen Küste vorgelagerten Mergui-Inseln. Ohne feste Wohnsitze, in Gruppen von zehn bis vierzig Booten umherfahrend, deren jedes eine Familie enthält, sind sie ihrer Wirtschaft, Lebensweise und Geistesverfassung nach noch ganz ein primitives Fischer- und Jägervolk. Ihre einzigen Waffen sind Harpunen, z. T. mehrzinkige, die sowohl für den Fischfang als auch für die Wildschweinjagd verwendet werden. Fallen und ebenso Fischnetze sind unbekannt, dagegen scheinen Angeln vorzukommen. Die Kleidung zeigt nichts Eigenartiges mehr. Sie besteht aus einem Hüfttuch birmanischer Herkunft. Schmuck scheint ganz zu fehlen. Als Nahrung dienen Fische, unter denen eine

Rochenart getrocknet als Proviant für die Monsunzeit aufbewahrt *wird, Schildkröten, das Fleisch des Dugong (Seekuh) und des Wild*-schweins, besonders aber *Muscheln und Meerschnecken. Muschel-abfallhaufen findet man bei jedem Lager.* Außerdem sammeln die *Selon Honig und allerhand wildwachsende Knollenfrüchte, die z. T.* erst durch Einweichen in Wasser entgiftet und genießbar gemacht werden müssen. Allerdings hat auch hier etwa seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die oben (S. 794) gekennzeichnete Entwicklung eingesetzt, und heute leben die Selon zum größten Teil von Reis, den sie von chinesischen Händlern gegen allerhand Erzeugnisse des Meeres, wie Perlen, Perlmutter, Trepang (Seewalzen) usw., eintauschen.

In einem merkwürdigen Gegensatz zur sonstigen Kulturarmut der Selon steht der verhältnismäßig hochentwickelte Bootbau. Ihre Boote bestehen aus einem ausgehöhlten Baumstamm, der nach vorherigem Durchwässern über einem Feuer erhitzt und in diesem Zustand durch Eintreiben von Querhölzern ausgeweitet wird. Auf diesem Unterbau, der in der Mitte nur wenig über die Wasserfläche emporragt, errichtet man Bordwände aus den der Länge nach übereinandergelegten und fest verbundenen Blattstielen einer Palme (Abb. 486). Der rückwärtige Teil des 6—10 m langen Fahrzeuges trägt während der Reise ein kleines Verdeck aus Bambus und darüber als Kajüte ein Dach aus Atap (vgl. unten Abschnitt 3 c). Außerdem enthält jedes Boot einen mit Erde und Sand gefüllten Holzrahmen als Herd. Zur Fortbewegung dienen Ruder und aus Pandanusblattstreifen hergestellte Segel.

Den größten Teil des Jahres leben die Selon auf ihren Booten. Während des Südwestmonsuns jedoch errichten sie irgendwo am Strand noch im Flußbereich kleine, äußerst primitive Pfahlhütten von wenigen Metern Länge und Breite und so geringer Höhe, daß man darin bisweilen nicht einmal aufrecht stehen kann (Abb. 486). Das Dach und die Wände, wenn solche überhaupt vorhanden sind, bestehen aus Atap oder aus Matten. Die Herstellung derartiger Matten aus Pandanusstreifen ist ein wichtiges Gewerbe. Sie gelten oder galten unter den Selon als Wertmesser und werden auch nach auswärts verhandelt.

Bei der Hochzeit beschenkt der Bräutigam die Braut und ihre Eltern mit einigen Kleinigkeiten und übersiedelt dann in deren Boot, bis er imstande ist, sich ein eigenes zu bauen oder zu kaufen.

Über Stammesverbände, Häuptlingstum, Religion und Mythologie sind wir nur sehr wenig unterrichtet. Bemerkenswert ist die Verwendung roher, flacher Menschenfiguren aus Holz mit Bemalung und Muscheleinlagen im Kult. Figuren von fast derselben sehr eigenartigen Form findet man auch bei den mehr als 1000 km entfernten Mantong des Riauarchipels. Es handelt sich also da jedenfalls um altes Kulturgut der Orang Laut. Schwerkranke werden, sobald man den Tod herannahen sieht, verlassen.



Abb. 486 Boot und Hütten der Selon, Westküste der Landenge von Kra

Nach einigen Tagen kehrt man zurück, legt die Leiche auf eine niedere Plattform und meidet in Zukunft den Platz.

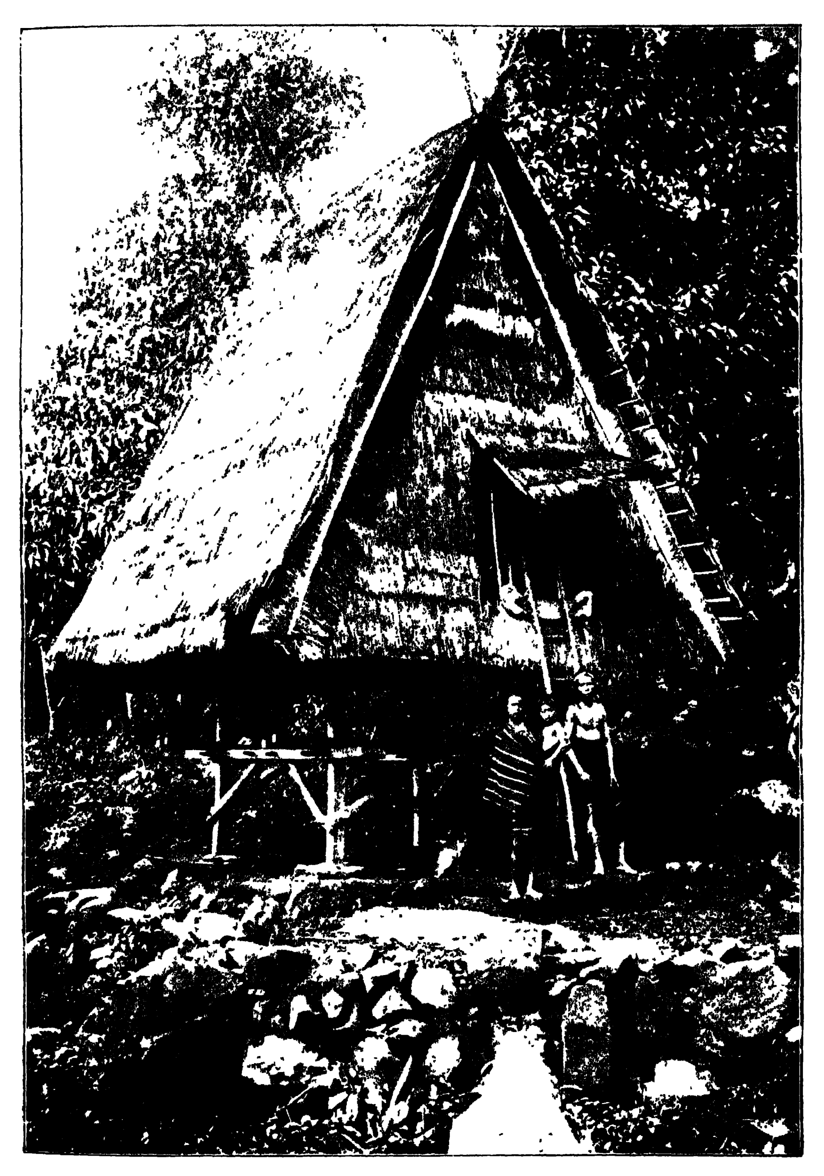
Neben den Selon, Akit, Sletar, Beduanda Kallang, Mantong usw., die außer Fischer auch in hohem Grade Jäger und Sammler von Waldprodukten sind, gibt es andere Stämme, die sich zu ausgesprochenen Fischer- und Seeräubervölkern entwickelt haben und die wir keineswegs mehr als wirklich primitiv bezeichnen können, obwohl auch sie zweifellos auf primitiver Grundlage erwachsen und den obengenannten Stämmen verwandt sind. So findet man hier schon recht entwickelte Boote, bei den Orang Sekah von Billiton z. B. Plankenboote, bei den Badscho von Südostcelebes sogar große Segelschiffe von zwanzig bis dreißig Tonnen Tragfähigkeit. Die Badscho von Borneo und Celebes errichten z. T. auch Häuser, sehr minderwertige Pfahlhütten, die immer im Wasser

stehen. Manche Orang Laut und Badscho sind seßhaft geworden, besitzen Anpflanzungen von Kokospalmen, Felder und Vieh, sind z. T. sogar zum Islam übergetreten. Aber auch dann gehen sie meist noch einen Teil des Jahres ihrer alten Beschäftigung nach. So zieht bei den mohammedanischen Orang Laut der Gegend von Trang in Siam, die Reis auf bewässerten Feldern bauen und in regelrechten Dörfern eine Strecke landeinwärts wohnen, jährlich die Jugend beider Geschlechter an die Küste, errichtet dort die für die Orang Laut charakteristischen kleinen Pfahlhütten und betreibt während einiger Monate ausschließlich Fischfang und das Sammeln von Muscheln und Trepang.

Bis zum Eingreifen der Holländer und Engländer im neunzehnten Jahrhundert waren manche Stämme der Orang Laut als Seeräuber gefürchtet. Sie hatten sich dazu wohl unter fremdem Einfluß entwickelt. Insbesondere die Heranziehung zu Kriegsdiensten seitens ihrer malaiischen oder bugischen Oberherren dürfte dabei eine Rolle gespielt haben (vgl. S. 792 über eine ähnliche Entwicklung bei den Punan). Aber nicht nur ihre Fürsten und Sultane haben sich ihrer bedient, sondern auch einzelne Seeräuber oder fremde Seeräubervölker haben sich gelegentlich mit ihnen verbündet und sie bei ihren Raubzügen verwendet. So machten die Orang Rayat von Dschohor öfter mit den Piratenflotten der Lanun von Borneo und Mindanao gemeinsame Sache, und die Badscho von Nordostborneo haben den Moro der Suluinseln Helfershelferdienste geleistet. Auch haben sich öfter malaiische, bugische und chinesische Seeräuber unter den Orang Laut niedergelassen und sich bisweilen durch Heirat mit der Tochter eines ihrer Häuptlinge zum Führer einer Gruppe aufgeschwungen. Wir sind jedoch trotzdem nicht berechtigt, die betreffenden Stämme deswegen, wie dies von manchen Reisenden und Forschern geschehen ist, als einen bloßen Haufen zusammengelaufenen Gesindels ohne völkische Eigenart zu betrachten. Trotz aller fremden Beimischungen und Beeinflussungen enthalten sie zweifellos alle einen Kern echter Orang Laut.

h) Primitive Sammlerstämme des östlichen Hinterindien

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß auch auf dem Rumpf des hinterindischen Festlandes primitive Sammlerstämme vorhanden zu sein scheinen, Stämme, über die allerdings bisher fast nichts bekannt ist. Sie leben in kleinen Gruppen auf beiden Seiten der annamitischen Bergkette zwischen dem großen Knie des Mekong östlich von Wiengtschang und der annamitischen Provinz Quangbinh. Im Laosgebiet werden sie Thai Pa (Waldmenschen) oder Kha Tong Luöng (Kha der gelben Blätter) genannt, letzteres angeblich, weil sie die Laubhütten, in denen sie wohnen, stets nach vier oder



Tafel XXXIX *Haus der Donggo, Ostsumbawa*

(Nach J. Elbert, Die Sunda-Expedition des Vereins fur Geographie und Statistik zu Frankfurt am Main)



Männerhaus der Landdayak mit Schädeltrophäen, Westborneo

(Nach einer Photographie im Naturhistorischen Museum, Wien)

fünf Tagen, sobald die dazu verwendeten Blätter gelb geworden sind, wieder verlassen. Die Annamiten nennen den im Flußgebiet des oberen Song Giang umherstreifenden Stamm Takkui.

Der Missionar Guignard hat durch Vermittlung Eingeborener Erkundigungen über die Takkui eingezogen. Danach sollen sich diese von den ihnen benachbarten Sak (einem Muöngstamm), deren Märkte sie besuchen, in Bezug auf das Äußere durch nicht schief gestellte Lidspalten und das Fehlen einer Mongolenfalte unterscheiden, sollen sehr scheu sein, in Höhlen, unter überhängenden Felsen oder in Laubhütten wohnen, keinen Feldbau betreiben, keinerlei Haustiere, nicht einmal Hunde, besitzen, sich nur mit einem Schurz aus Rindenstoff bekleiden, wozu die Frauen bisweilen ein Stück Rindenstoff als Brusttuch hinzufügen, und Tote unter sofortiger Flucht unbeerdigt liegen lassen. Ihre Sprache scheint nach den wenigen Proben, die Guignard davon erhalten konnte, aus austroasiatischen, annamitischen und Taielementen gemischt zu sein.

i) Jäger- und Sammlerstämme des östlichen Indonesien

Auch aus dem östlichen Indonesien kennt man Stämme, die wenigstens bis vor kurzem noch ganz oder vorwiegend von der Jagd, dem Fischfang und dem Sammeln von Waldprodukten lebten.

Zu ihnen gehören die Alfuren der Sulainseln, die allerdings fast alle nebenbei auch schon etwas Pflanzenbau betreiben, und die Gurngai und Tungu im Inneren der Aruinseln. Inwieweit man berechtigt ist, sie ihrer Kultur nach mit den bisher besprochenen Primitiven auf eine Stufe zu stellen, läßt sich vorläufig nicht sagen; doch scheint es, daß wenigstens die genannten Stämme der Aruinseln manches mit diesen gemeinsam haben. Bemerkenswerterweise verkehren oder verkehrten noch vor einigen Jahrzehnten die übrigen Bewohner der Aruinseln mit ihnen durch stummen Tauschhandel. Während die Alfuren der Sulainseln sich von den Alfuren Burus, Cerams usw. ihrem Äußeren nach nicht wesentlich unterscheiden, scheinen zwischen den Gurngai und Tungu einerseits und der Küstenbevölkerung der Aruinseln anderseits doch auch gewisse anthropologische Unterschiede zu bestehen.

3. Die mittleren Kulturen

Während die im vorigen Abschnitt besprochenen Kulturen als spärliche Überreste aus uralter Zeit erscheinen, die zwar dem Forscher gerade deshalb besonders wertvoll sind, aber im Völkerleben der Gegenwart eine sehr geringfügige und nebensächliche Rolle spielen, sind die nunmehr an die Reihe kommenden mittleren Kulturen (im wesentlichen die der niederen Pflanzenbauer) nicht nur wegen ihrer größeren räumlichen Ausdehnung bedeutungsvoll, sondern bilden auch den Boden, auf dem unter indischen, chinesischen und mohammedanischen Einflüssen alles höhere einheimische Kulturleben überhaupt erwachsen ist.

Aus äußeren Gründen mußte bedauerlicherweise für diesen Abschnitt die geographisch und ethnographisch geordnete Einzelschilderung, wie sie in den übrigen Teilen dieses Werkes und auch noch in dem Abschnitt über die primitiven Kulturen Südostasiens befolgt wurde, durch eine nach den einzelnen Seiten des Kulturlebens geordnete ersetzt werden. Dies hat allerdings den Vorteil, daß die großen Züge der Kulturverwandtschaften und Kulturbeziehungen, die selbst weit voneinander entfernte Gebiete miteinander verbinden, klarer sichtbar werden, andererseits aber auch den gewiß bedenklichen Nachteil, daß die einzelnen Kulturen und Kulturgruppen nicht als Ganzes, sondern nur stark zergliedert zur Darstellung gelangen können und infolgedessen die bedeutenden Unterschiede zwischen ihnen weniger als wünschenswert in Erscheinung treten. Um dem etwa dadurch hervorgerufenen irrtümlichen Eindruck einer in Wirklichkeit nicht bestehenden Gleichartigkeit zu begegnen, sei mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, daß es sich hier nicht etwa um *eine* Kultur oder gar um *die* Kultur der südostasiatischen niederen Pflanzenbauer handelt, sondern um eine große Menge von Kulturen und Kulturgruppen, von denen jede einzelne wiederum sich aus einer Reihe ihrem Alter und ihrer Herkunft nach verschiedenen Schichten zusammensetzt. Nur auf dem Wege angestrengtester Arbeit und zielbewußter, schrittweise fortschreitender Forschung kann es einmal gelingen, dieses Wirrsal zu klären und durch Aufdeckung seines geschichtlichen Werdens verständlich zu machen. Wenn hier vorläufig noch notgedrungen auf der einen Seite so ausgesprochene, zum Teil noch hart an der Grenze des Jäger-, Fischer- und Sammlertums stehende Naturvölker wie die Mentaweier und manche Alfurenstämme der Molukken, auf der anderen aber sogar Halbkulturvölker wie die Khasi, Palaung, Taungthu und andere in einem Abschnitt gemeinsam besprochen werden, so möge dem bis zu einem gewissen Grad zur Rechtfertigung dienen, daß auch diese Völker, die an den äußersten unteren und oberen Grenzen der auf den Hackbau sich gründenden Kulturen stehen, trotz des weiten, sie trennenden Abstandes durch eine ganze Reihe gemeinsamer Züge verbunden sind. Daß weder die Form der Bodenbebauung, noch der Besitz oder Nichtbesitz einer Schrift, noch sogar die Religion an und für sich strenge Unterscheidungsmerkmale zwischen den Völkern der mittleren und höheren Kulturschichten bilden, braucht wohl keiner besonderen Erwähnung. Es genüge ein Hinweis auf die Batak, die man trotz ihrer Pflugwirtschaft und ihrer Schrift, auf die Gayo und Taungthu, die man trotz ihrer Zugehörigkeit zum Islam bzw. zum Buddhismus nicht als Kulturvölker wird gelten lassen wollen. Wie überall, wo es sich um Äußerungen menschlichen Geistes und menschlicher Tätigkeit handelt, gibt es eben auch hier keine festen Grenzen, sind Übergänge und Mischformen vorhanden. So kann denn auch eine Definition des Unterschiedes zwischen den mittleren und den hohen Kulturen vorläufig ohne allzu großen Schaden unterbleiben. Wenn bei der Schilderung der mittleren Kulturen gelegentlich auch noch einmal auf die schon besprochenen primitiven Völker zurückgegriffen wurde, ist daran zu erinnern, daß sich ja gerade bei diesen so manches aus höheren Kulturschichten Stammende, von den Nachbarn Übernommene noch erhalten hat, nachdem es bei den ursprünglichen Besitzern schon verschwunden war. Ebenso bedarf es wohl kaum eines Wortes der Rechtfertigung, daß vielfach schon hier ältere Teile des Kulturbesitzes der

eigentlichen Kulturvölker herangezogen und besprochen wurden. Sind doch diese ausnahmslos unter fremdem Einfluß unmittelbar aus Hackbaustämmen hervorgewachsen, wobei die älteren Kulturschichten natürlich keineswegs ganz verschwunden sind, sondern sich stets mehr oder weniger deutlich unter dem sie überlagernden späteren Kulturgut erhalten haben. Allerdings wurden gelegentlich auch des Zusammenhanges wegen und um Wiederholungen zu vermeiden, Dinge vorweggenommen, die ausschließlich oder vorwiegend der Hochkulturen angehören; doch ist dies stets ausdrücklich hervorgehoben worden.

a) Nahrung; Pflanzenbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei

Im Gegensatz zu der aneignenden Wirtschaft der im vorhergehenden Abschnitt besprochenen Völker, die erst in junger oder jüngster Zeit teilweise zum Pflanzenbau übergegangen sind, bildet letzterer bei den Völkern der mittleren Schichten, in manchen Gegenden allerdings noch neben der Ausbeutung der wildwachsenden Sagopalme, die Grundlage des Lebens und der Kultur. Er zerfällt (abgesehen von der an anderer Stelle zu besprechenden „Pflugkultur") in zwei durch allerhand Übergänge und Mischformen miteinander verbundene, aber doch recht deutlich zu erkennende Stufen: eine ältere, die ursprünglich noch keine Körnerfrüchte kennt und sich hauptsächlich mit dem Bau von Baum- und Knollenfrüchten abgibt (an Wichtigkeit treten diese allerdings häufig hinter dem Mark der Sagopalme zurück), und eine jüngere, bei der der Bau von Körnerfrüchten überwiegt. Die ältere Stufe findet man vielfach im östlichen Indonesien, besonders auf den Molukken, Aru- und Kei-Inseln, obwohl auch hier schon Reis- und Maisbau im Vordringen begriffen sind, sowie auf einigen Inseln und Inselgruppen des äußersten Westens (Nikobaren, Mentawei-Inseln, Engano), aber auch sonst verstreut in einigen kleineren Gebieten. Die jüngere herrscht, soweit sie nicht durch die Pflugkultur verdrängt worden ist, in den übrigen Teilen Südostasiens, besonders in den für die Anlage bewässerter Felder nicht sehr günstigen Berggegenden.

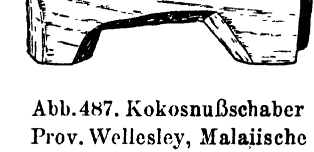


Abb. 487. Kokosnußschaber Prov. Wellesley, Malaiische Halbinsel (Lindenmuseum, Stuttgart)

Unter den Knollenfrüchten sind die wichtigsten die verschiedenen Arten von Yams (Dioscorea), der Taro (Colocasia antiquorum) und die süße Batate, letztere von den Spaniern aus Amerika eingeführt. An sonstigen Ge-

wächsen sind insbesondere Bohnen zu nennen, worunter manche Arten vor dem Genuß entgiftet werden müssen (dasselbe ist bei den Yamswurzeln der Fall), dann Kürbisse, Zuckerrohr und allerhand Gewürze (spanischer Pfeffer usw.) Fast allgemein verbreitet ist der Pisang oder die Banane. Von den zahlreichen Fruchtbäumen seien nur der Durian und der namentlich im östlichen Indonesien verbreitete Brotfruchtbaum erwähnt. Unter den Palmen ragt die allerdings meist nur in niederen Lagen gedeihende Kokospalme durch ihren vielseitigen Nutzen hervor. Ihre Frucht dient in verschiedenen Stadien der Reife als Speise oder als Futtermittel. Der wässerige Inhalt unreifer Früchte bildet ein beliebtes, auf manchen kleineren Inseln, wo Brunnen fehlen, sogar das einzige Getränk. Die jungen Blattsprossen verzehrt man als Gemüse („Palmkohl"). Aus dem Fleisch der Früchte gewinnt man Öl und verfertigt aus ihren Schalen Gefäße, Löffel usw. (Abb. 537), während ihre faserige Umhüllung (Coir) ein gutes Material zum Drehen von Stricken abgibt. Die Blätter dienen, in Streifen geschnitten, zur Herstellung von Flechtarbeiten.

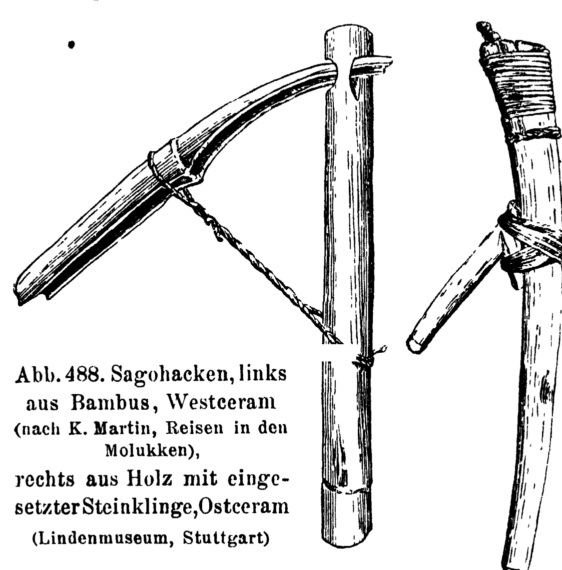


Abb. 488. Sagohacken, links aus Bambus, Westceram (nach K. Martin, Reisen in den Molukken), rechts aus Holz mit eingesetzter Steinklinge, Ostceram (Lindenmuseum, Stuttgart)

Durch ganz Südostasien von den Hängen des Himalaya bis in den äußersten Süden und Osten Indonesiens, ja noch weit darüber hinaus verbreitet (vgl. Abb. 37) ist der Genuß des Sago. Während er jedoch in den meisten Gegenden nur gelegentlich gegessen wird, bildet er auf den Molukken, den Kei-Inseln und in einigen Gegenden von Celebes und Borneo, wo Sagopalmen in großer Menge und in dichten Beständen auftreten, die Hauptnahrung.

Man gewinnt den Sago aus dem Mark verschiedener wildwachsender oder (seltener und meist erst in neuerer Zeit) angepflanzter Palmenarten, hauptsächlich der Sagopalmen im engeren Sinn (Metroxylon). Die Palme wird zu diesem Zweck gefällt, der Stamm gespalten und das Mark herausgeklopft, wozu man sich eines hammer- oder hackenförmigen Werkzeuges aus Holz (bisweilen mit Eisen beschlagen, auf Ostceram mit einer rohen Feuersteinklinge versehen) oder aus Bambus (Westceram) bedient (Abb. 488). Die Markmasse wird hierauf in einem hölzernen oder auch einem aus den Blattscheiden der Palme selbst her-

gestellten Trog gewaschen, durchgesiebt und so zu Mehl verarbeitet, das man entweder mit Wasser angerührt und mit verschiedenen Zutaten versehen als Brei (auf den Molukken „Papeda“ genannt) genießt, in kleinen irdenen Öfen zu Broten bäckt oder einfach röstet. — Wenn auch die Ausbeutung der wildwachsenden Sagopalmen unter die Formen der aneignenden Wirtschaft fällt, so scheint sie doch eine Kulturerrungenschaft zu bilden, die den eigentlichen Primitivvölkern ursprünglich fremd war und nur stellenweise (Borneo, Mindoro) und wohl unter fremdem Einfluß von ihnen geübt wird.



Abb. 489. Reisstampfende Tobelafrauen, Zentralcelebes
(Nach A. Grubauer, Unter Kopfjagern in Zentralcelebes)

Unter den Getreidearten Südostasiens nimmt der Reis heute die erste Stellung ein. Daneben spielen Hirse und Mais eine nicht unbedeutende Rolle. In manchen Gegenden, die sich, sei es wegen ihrer Bodenbeschaffenheit, sei es wegen ihres Klimas, nicht zum Reisbau eignen, bilden sie die hauptsächlichsten oder einzigen Getreidefrüchte. Aber auch abgesehen davon werden sie besonders von kulturell tiefer stehenden Völkern gerne angebaut, da sie weniger Arbeit verlangen. Überhaupt scheint der Hirsebau in Südostasien älter zu sein als der Reisbau. Der Mais hat trotz seiner jungen Einführung sowohl auf den Inseln als auf dem Festland bis in die abgelegensten Gebiete hinein weite Verbreitung gefunden. Er dürfte vielfach die Hirse,

stellenweise vielleicht sogar den Bergreis verdrängt haben. Der **Reis** gilt mancherorts noch heute als Luxusspeise. Bisweilen dient er nur zur Alkoholbereitung. Meist jedoch bildet er das Hauptnahrungsmittel und spielt dementsprechend auch in Sage und Kult eine weit wichtigere Rolle als alle anderen Kulturpflanzen (vgl. S. 914).

Vor dem Genuß muß der Reis in großen hölzernen Mörsern enthülst werden, eine Arbeit der Frauen und Mädchen, die allmorgendlich vorgenommen wird. Die verwendeten Mörser sind teils trog-, teils becherförmig (Abb. 489), teils bestehen sie aus einem langen, meist kahnförmig geformten Balken mit einer ganzen Reihe nebeneinander liegender Stampflöcher (Batak, manche Naga in Assam und stellenweise auf Celebes). Im nördlichen Hinterindien gebraucht man bisweilen mit Wasserkraft betriebene Reisstampfen ursprünglich wohl chinesischer Herkunft. Außer dem Kochen des Reises in irdenen oder metallenen Gefäßen und dem Rösten in einem Stück grünen, frisch abgeschnittenen Bambusrohrs ist auch das Dünsten eine beliebte Zubereitungsart.

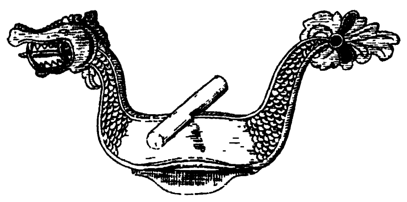


Abb. 490. Reiserntemesser, Borneo (Nach H. Ling Roth, The Natives of Sarawak and British North Borneo)

Der **Bergreis** oder Trockenreis, mit dem wir es bei den Völkern der hier besprochenen Kulturgruppen vornehmlich zu tun haben, wird, wie übrigens auch die anderen Körnerfrüchte und die meisten Knollenfrüchte und Gemüsearten, auf **Waldrodungen** gebaut (malaiisch Ladang, birmanisch Taungya, „Berggarten“, in Assam Dschhum, in Französisch-Hinterindien Rai genannt).

Zum Fällen der Bäume bedient man sich entweder einer Axt oder des auch als Waffe gebrauchten Haumessers (Da, Parang usw., s. S. 870 ff.). Nach einigen Wochen, wenn das Holz genügend ausgetrocknet ist, zündet man es an. Die Asche der verbrannten Bäume und Sträucher dient als Düngemittel. Auf abschüssigem Boden legt man einige der gefällten Stämme quer über den Hang, um das Hinwegspülen der Erde durch den Regen zu verhüten. Zum Aufhacken des Bodens sowie zum Jäten des Unkrauts verwendet man eiserne, bisweilen auch bloß hölzerne oder knöcherne Hauen (vgl. S. 863 und Abb. 540). In Indonesien, z. B. bei den Batak auf Sumatra, auf Luzon, Celebes und den Kleinen Sundainseln sind schwere, an einer Seite zugespitzte Grabstöcke zum Aufbrechen des Bodens gebräuchlich, jedoch, wie es scheint, häufiger für bewässerte Reisfelder als für Rodungen. Der Same wird bisweilen ausgeworfen, öfter jedoch in kleine, mit dem Pflanzstock gebohrte Löcher gelegt. Letzterer ist meist ein mit besonderer Sorgfalt ausgeführtes Werkzeug, dessen oberes Ende gern zu einem Taktinstrument gestaltet wird. Bei den Bagobo auf Mindanao z. B. trägt er eine Bambusklapper, bei den Iban in Borneo ist sein oberer Teil bisweilen durchbrochen und enthält im Innern ein loses, aus dem Stock selbst geschnittenes, beim Pflanzen klapperndes Stück Holz; bei den Karen Birmas, wo er aus Bambus

besteht, ist das eine Ende durch hineingebohrte Löcher sogar zu einem Windinstrument umgewandelt. — Da die Pflanzungen häufig sehr weit von den Dörfern entfernt sind, errichtet man auf ihnen für die Zeit der Felderbestellung kleine Pfahlhütten oder Baumhäuser. Zum Schutz gegen Hirsche und Schweine werden die Felder umzäunt. Mannigfaltig und oft sehr sinnreich sind die Vogel- und Affenscheuchen, von denen manche durch Wasserkraft bewegt werden. — Als Werkzeug für die Reisernte gebraucht man in Indonesien und auf der Malaiischen Halbinsel, zum Teil auch in Siam, ein wiegenförmiges Messer, mit dem man die Halme unmittelbar unterhalb der Ähren durchschneidet (Abb. 490). Seiner Form nach geht es, wie Moszkowski nachgewiesen hat, fast sicher auf die früher, in Luzon bisweilen sogar noch jetzt als Erntemesser gebrauchten Muschelschalen zurück. Auf dem Festland kommt stellenweise ein faches Abstreifen der Ähren mit der Hand vor. Sonst verwendet man zum Schnitt Messer oder gezähnte Sicheln. Die häufigste Art des Drusches besteht im Treten des Getreides, sei es in einem großen Korb, sei es auf einer auf Pfahlen stehenden Plattform, durch deren Ritzen die Körner hinabfallen. Eine andere Methode besteht darin, die Halme gegen den Boden zu schlagen. Die Frucht wird meist in kleinen, auf Pfahlen stehenden Speichern (Abb. 491), seltener in großen Körben im Wohnhause selbst aufbewahrt. Die Dauer, während welcher die in Rodungen angelegten Felder bebaut werden können, beträgt ein bis zwei, in seltenen Fällen drei Jahre. Dann zwingt die Erschöpfung des Bodens, vor allem aber das unwiderstehliche Wachstum von Gras und Unkraut dazu, ein neues Stück Wald zu roden. Erst nach vier bis fünfzehn Jahren — es hängt dies von der Beschaffenheit des Bodens und von der Menge des zur Verfügung stehenden Landes ab — kehrt man zu demselben Grundstück zurück. Inzwischen hat der neu aufgeschossene Wald Gras und Unkraut erstickt, der Boden ist ausgeruht und erhält durch die Düngung mit der Asche der verbrannten Bäume und Sträucher frische Nährstoffe.

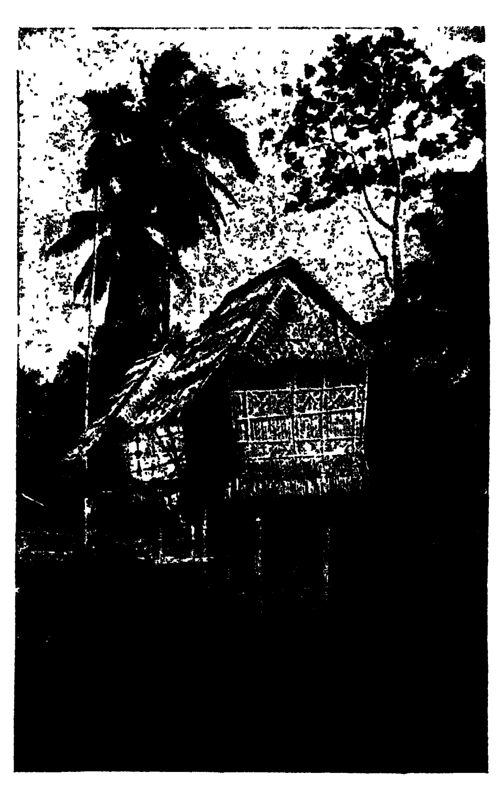


Abb. 491. Vorratsspeicher der Tobela, Zentralcelebes
(Nach A. Grubauer, Unter Kopfjagern in Zentralcelebes)

Wenn auch die Züge des Rodungsfeldbaus, wie er in Südostasien betrieben wird, im großen und ganzen überall die gleichen sind, so bestehen doch im einzelnen recht bedeutende Unterschiede. Es gibt Völker, die ihn zu hoher Vollendung gebracht haben, neben anderen, die infolge ihrer geringen Sorgfalt beim Anbau Jahr für Jahr mit Nahrungsmangel zu kämpfen haben und den fehlenden Reis oder Mais entweder kaufen oder aber durch das Sammeln wildwachsender Pflanzen ersetzen müssen. Unter günstigen Verhältnissen, wenn genügend Land für häufigen Felderwechsel vorhanden ist, vor allem aber auf Urwaldboden, übertrifft das Erträgnis bei weitem dasjenige von bewässerten Dauerfeldern. So ist es kein Wunder, wenn insbesondere Bergvölker dem Rodungsfeldbau den Vorzug geben. Die Angami-Naga z. B. legen, wo Boden und klimatische Verhältnisse dies ermöglichen, lieber „Dschhums“ an als ihre prachtvollen Terrassenfelder. Die Mikir in Assam, die früher vielfach Pflugwirtschaft betrieben, haben sie zum größten Teil wieder aufgegeben, da sie vom Bergreis bessere Erträgnisse erzielen.

Der mit dem Pflug betriebene Ackerbau der Hochkulturvölker soll erst später besprochen werden, wenn er auch hie und da bereits bei den Völkern der mittleren Kulturschichten Eingang gefunden hat (z. B. bei den Batak auf Sumatra, bei einem Teil der Katschin usw.). Stellenweise findet man jedoch noch eine andere Art eines höchst merkwürdigen Feldbaus: künstlich bewässerte Terrassenfelder, die mit Rinder- oder Schweinemist gedüngt, aber nur mit Hacke und Grabstock bearbeitet werden.

Ein Zentrum solchen Terrassenfeldbaus findet sich in Assam bei den Angami und einigen benachbarten Nagastämmen, ein anderes im nördlichen Luzon bei den Ifugao und Igorot. Ganze Berglehnen werden in Terrassen von wechselnder Breite (bei den Angami 2 bis 200 Fuß) verwandelt, die einzelnen Terrassen mit Erd- oder Steinwallen eingefaßt und oft von weither durch ein kunstvolles System von Kanälen und bambusenen Wasserleitungen mit Wasser gespeist (Abb. 492). Die Verteilung des Wassers wird durch ein verwickeltes Wasserrecht geregelt. Obwohl dieser Terrassenfeldbau ursprünglich wohl auf fremden Einfluß von seiten irgendeiner Hochkultur zurückgeht, so ist er doch sowohl in Assam als auf Luzon in eigenartiger Weise entwickelt und trotz des sonst altertümlichen Kulturganzen zu hoher Vollendung gebracht worden.

Unter den Haustieren sind Schweine (soweit nicht durch den Islam verdrängt), Hunde und Hühner fast allgemein verbreitet. Dagegen weist die Verbreitung von Rind und Büffel in kulturhistorischer Beziehung bemerkenswerte Lücken auf.

Leider liegen gerade auf diesem Gebiet noch keine zusammenfassenden Untersuchungen und vielfach nur sehr mangelhafte Berichte vor. Rind und Büffel fehlen nicht nur in weiten Gebieten des östlichen Indonesien, insbesondere auf den Molukken, ferner auf Formosa (soweit nicht unter chinesischem Einfluß eingeführt) und auf einer Anzahl kleinerer Inseln und Inselgruppen (Nikobaren, Mentawei-Inseln, Engano); auch bei einer Reihe von Bergstämmen des Fest-

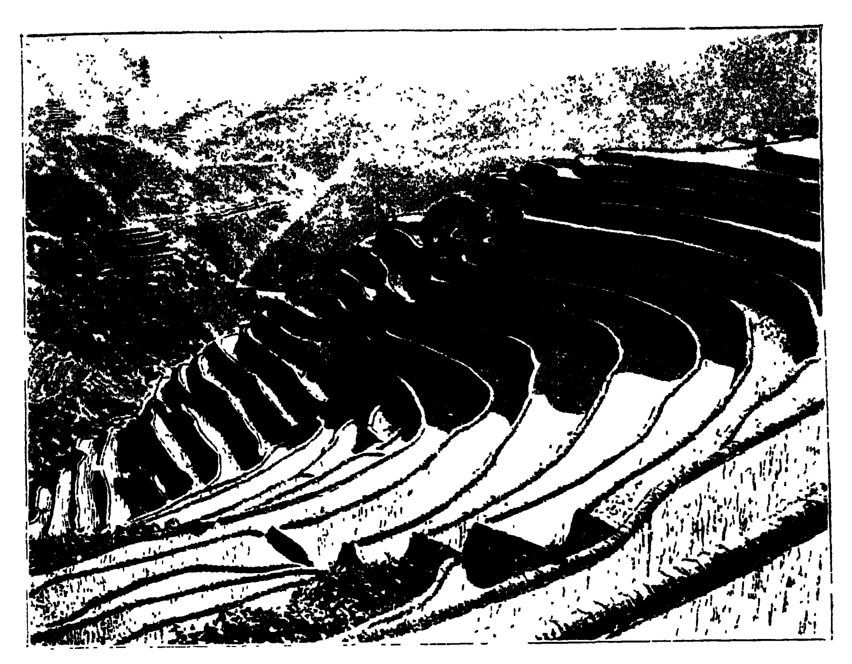


Abb. 492. Reisfelder der Ifugao, Nordluzon
(Phot. Bureau of Science, Manila)

landes und der größeren Inseln sind sie entweder gar nicht vorhanden oder aber erscheinen als neue, noch nicht recht eingebürgerte Einführung. Zu diesen hornviehlosen Völkern gehören z. B. einige Stämme der Karen in Birma, einige Bergstämme der Philippinen und die meisten Inlandvölker Borneos. Andere Völker wieder, auch solche mit recht altertümlicher Kultur wie die Naga und Kuki-Tschin in Assam und Birma, die Toradscha auf Celebes usw. müssen, nach der Rolle, welche Büffel und Rind im Kult, im Schmuck und in der Ornamentik spielen, schon sehr lange Viehzüchter sein (vgl. S. 946 ff. und Abb. 500, 501, 528, 563, 565, 571, 577 und Taf. XLI). Die meisten in Südostasien verbreiteten Rinderarten, insbesondere die Buckelochsen oder Zebus, wahrscheinlich aber auch der Büffel, dürften indischen Ursprungs sein. Man hat jedoch auch zwei Arten einheimischer Wildrinder gezähmt: den Banteng, von dem die Rinderrassen der Inseln Bali und Madura abstammen, und den Gayal, der von den Bergvölkern Assams und Ostbengalens und des westlichen und nördlichen Birma gehalten wird, den Stämmen der Kuki-Tschin-Gruppe, den Tipura, Naga, Mischmi und Katschin. Ob er eine selbständige, auch wild vorkommende Art der Gattung Bibos bildet oder bloß eine gezähmte Abart des Gaur, steht allerdings nicht fest. Bei den an Tibet grenzenden Mischmi tritt auch bereits der Yak auf. — Wenn man von offenkundig jungen Entlehnungen absieht, wie der Verwendung als Zugvieh bei eindringender Pflugkultur, als Pack- oder Reittier bei einigen Stämmen der Philippinen, werden Rind und Büffel bei den Völkern der mittleren Schichten bloß als Schlachtvieh gehalten.

Man schlachtet sie jedoch nur als Opfer oder bei festlichen Gelegenheiten, die dann auch meist religiöse Bedeutung haben. Die Opfer können sich bisweilen so häufen, daß geradezu Rindermangel eintritt. Obwohl das Fleisch, wenn sich die Gelegenheit ergibt, mit großer Gier gegessen wird, kommt doch ein Schlachten bloß zum Zwecke des Fleischgenusses ohne religiöse Grundlage fast gar nicht vor. Milch wird mit wenigen Ausnahmen nicht getrunken. Wo dies doch der Fall ist, wie bei den Gayo, Batak und Minangkabau-Malaien auf Sumatra, liegt wohl alter indischer Einfluß vor. Rinder und Büffel werden als Besitz sehr geschätzt und gelten häufig beim Brautkauf, bei Wergeld- und sonstigen Sühnezahlungen als Werteinheit. — Ziemlich weite Verbreitung haben die Ziegen, doch sind sie stellenweise erst zugleich mit dem Islam eingeführt worden und fehlen häufig noch ganz. In manchen Gegenden, so z. B. bei den Bergstämmen Assams und Westbirmas, wo insbesondere die Naga reichlichen Gebrauch von Ziegenhaar zu Schmuckzwecken machen, scheint ihre Zucht eine alteingebürgerte zu sein. Das Pferd gehört auf dem Festland so gut wie ausschließlich den Hochkulturvölkern an. Dagegen hat es in Indonesien, obwohl erst von Indern und Europäern eingeführt, stellenweise auch Eingang bei den Völkern der mittleren Kulturschichten gefunden, so bei manchen Stammen in Nordluzon und auf Mindanao, bei den Gayo und Batak auf Sumatra und vor allem auf den Kleinen Sundainseln.

Fleisch von Haustieren wird, wie schon erwähnt, in der Regel nur bei Gelegenheit von Opfern und Festen gegessen, dann allerdings häufig in großen Mengen. Bei vielen Völkern ißt man auch Hunde und schätzt sie sogar als besondere Leckerbissen. Stellenweise, besonders in Gegenden, wo noch die ältere Stufe des Pflanzenbaus (s. S. 803) vorherrscht, spielt die Jagd als Nahrungserwerb noch eine recht bedeutende Rolle. Überall aber wird sie als Sport mit Leidenschaft geübt.

Neben der Einzeljagd veranstaltet man gern große Treibjagden, bei denen das Wild in Netze oder zwischen zwei allmählich sich einander nähernde und schließlich in einem Winkel zusammenstoßende Gatter getrieben und dann mit Lanzen erlegt wird. Außerordentlich mannigfaltig sind die Fallen. Am häufigsten sind wohl jene Arten, bei denen ein gewaltsam gebogener und in dieser Stellung befestiger Ast als Sprungfeder wirkt, sei es daß er beim Zurückschnellen das Tier in einer Schlinge fangt und emporreißt, sei es daß er es mit einem an seinem freien Ende befestigten Speer durchbohrt. Daneben gibt es aber auch Armbrustfallen mit Selbstschuß, Schlag- und Käfigfallen, Fallgruben und die verschiedensten anderen Systeme. Bisweilen treibt man das Wild gegen zugespitzte, in die Erde gesteckte Bambusspieße. Vielfach verwendet man Hunde zur Jagd. — Soweit nicht totemistische oder sonstige Speiseverbote aus religiösen oder magischen Gründen vorliegen, werden fast alle Tiere gegessen, auch Schlangen, Frösche, Käfer, Insektenlarven usw. Honig verzehrt man mit Vorliebe, wenn er die Maden der Bienen enthält. Meist handelt es sich dabei um den Honig der wilden Bienen, doch kommt stellenweise (z. B. bei den Naga) auch eine primitive Bienenzucht vor.

Wichtiger als die Jagd ist in den meisten Gegenden die Fischerei.

Fast allgemein verbreitet sind Fischkörbe, Reusen und andere Fallen (Abb. 493 und Abb. 544, Fig. 11), das Abdämmen der Flüsse und das Vergiften von Binnenwässern oder bei Ebbe zwischen den Korallenbänken zurückbleibenden Tümpeln. Als Fischgift, in Indonesien Tuba genannt, verwendet man die Wurzeln, Blätter oder Früchte einer ganzen Reihe verschiedener Pflanzenarten, auch das Holz bestimmter Bäume. Die Fische werden durch das Gift betäubt, kommen an die Oberfläche und können dort leicht gefangen werden. Wo Pfeil und Bogen vorhanden sind, verwendet man sie meist auch zum Schießen von Fischen (z. B. Tschin in Birma, Mentawei Inseln, Formosa, Ceram, Kei, Timorlaut). Der Fischfang mit Speeren und Harpunen, häufig bei Fackellicht, ist besonders auf dem Meer stark verbreitet. Fast überall kennt man Angeln. Neben der Hakenangel kommt in Indonesien eine Schlingenangel vor. Eine auf den Molukken einheimische, auch in Singapur und an der Nordküste Javas gebräuchliche, aber hier vielleicht von den Bugi eingeführte Abart des Angelns ist das Fischen mit dem Drachen. Der im Boot sitzende Fischer hält die Schnur des aus einem großen Blatt bestehenden Drachens in der Hand und läßt diesen so fliegen, daß der an seinem Schwanzende befestigte Köder über die Wellen hintanzt. Der Köder ist bisweilen an einem Angelhaken, bisweilen auch nur an einer Schlinge befestigt. Auf den Molukken gebraucht man ähnlich wie bei der Drachenfischerei Melanesiens (s. S. 69) einen Knäuel von Spinngeweb gleichzeitig als Köder und als Fangvorrichtung. — Fast überall verbreitet und außerordentlich mannigfaltig sind die Netze: Hand- und Schöpfnetze verschiedenster Größe und Form, Stellnetze, Wurf- und Schleppnetze. Immerhin kommen einige Lücken vor, wo sie ganz fehlen oder doch auffallend wenig entwickelt sind, und zwar nicht nur bei manchen Inlandstämmen, sondern auch in Küstengebieten (z. B. auf den Kei-Inseln). Überhaupt werden Netze weit mehr im Fischereibetrieb der Kulturvölker verwendet als in dem der mittleren Schichten.

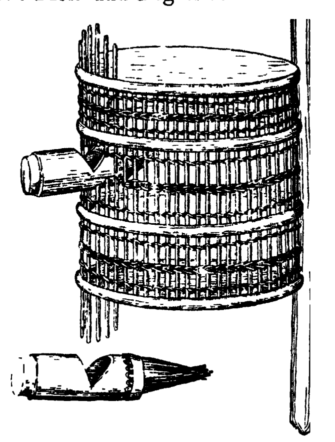


Abb. 493. Fischfalle aus Bambus, Baramfluß, Serawak, Borneo (Nach H. Ling Roth, The Natives of Sarawak and British North Borneo)

Über Menschenfresserei s. S. 934.

b) Genußmittel

Unter den Genußmitteln Südostasiens steht der Betel wohl an erster Stelle.

Um einen Betelbissen zu machen, bestreicht man ein Blatt des Betelpfeffers (Chavica Betle) mit Kalk und umwickelt damit ein Stück der Betelnuß, der Frucht der sogenannten Betelpalme (Areca catechu). Meist kommen dazu noch

einige Zusätze, am häufigsten ein Stück Gambir und etwas Kautabak. Wo der echte Betelpfeffer und die Nüsse der Areca catechu nicht erhaltlich sind, verwendet man die Blätter, beziehungsweise Früchte verwandter Arten. Manche Moistämme des östlichen Hinterindien benützen die Rinde gewisser Bäume als Ersatzmittel für die Arekanuß. Auf den Molukken gebraucht man statt der Blätter die Früchte des Betelpfeffers. Das Betelkauen wirkt schwach narkotisch, verleiht einen angenehm riechenden Atem und beeinflußt in günstiger Weise die Verdauung und den Stoffwechsel. Dagegen wirkt es ungünstig auf die Zähne ein, die mit der Zeit geschwärzt und entstellt werden, bei unmaßigem Betelgenuß auch vorzeitig ausfallen. Bei den Bewohnern der Nikobaren ist, wohl infolge besonders starker Beimischung von Kalk zum Betelpriem, häufig eine vollkommene Deformation der Mundteile zu beobachten (Abb. 441). — Die Rolle, die der Betel im Leben der meisten südostasiatischen, besonders aber der indonesischen Völker spielt, ist eine sehr große. Das Anbieten der Betelbestandteile an Bekannte und Gäste gilt überall als Zeichen der Freundschaft oder Höflichkeit, bisweilen ohne weiteres als Begrüßung Kein Fest kann ohne Betelgenuß vorübergehen. Vor allem aber gilt zwischen jungen Männern und Mädchen das Anbieten des Betelblattes meist als Liebes- oder Brautwerbung, dessen Annahme als Zusage. Auch bei der Hochzeit selbst spielt die gegenseitige Zureichung des Betelbissens haufig eine Rolle. Arekanüsse oder auch gebrauchsfertige Betelprieme bilden in vielen Gegenden Indonesiens die häufigste Opfergabe, sowohl für Naturgottheiten als fur Ahnengeister. Auch das Anspucken oder Bestreichen mit dem durch das Betelkauen rot gefarbten Speichel wird häufig als Kulthandlung, bei der Krankenbeschwörung oder zum Schutz gegen böse Geister geübt. — Für die Herstellung des Betelbissens sowie zur Aufbewahrung der einzelnen Bestandteile gebraucht man eine Reihe von Geraten und Behältern, die oft zu den hübschesten Erzeugnissen des einheimischen Kunstgewerbes gehören Zur Aufbewahrung des meist aus Muscheln gewonnenen Kalkes dienen in Indonesien vielfach kleine Kurbisflaschen oder auch Bambuskocher, im Osten, besonders auf Celebes, Ceram, Timor und den umliegenden Inseln. mit prachtigen eingeritzten Zeichnungen verziert (Abb. 494). Anderwärts verwendet man metallene Büchschen. Auch für Tabak und Gambir, für die Arekanüsse und Betelblätter hat man entweder metallene oder bambusene Büchsen oder kleine, oft sehr kunstvoll geflochtene Körbchen. Zum Betelbesteck gehört auch ein kleiner Löffel oder Spatel zum Aufstreichen des Kalkes sowie ein Gerät zum Zerkleinern der Arekanuß, meist eine Art Zange (Abb. 495), seltener (z. B. bei den Batak auf Sumatra) ein Messer, hie und da (Siam, Java) auch ein kleiner Morser. Das Ganze trägt man in einem Korb oder einer Umhängtasche bei sich. Aber auch zum unentbehrlichen Hausgerät gehört, besonders bei den höher kultivierten Volkern, ein Betelservice. Das Herrschern und Wurdenträgern von Dienern nachgetragene, aus Gold hergestellte Betelgerät, darunter ein Spucknapf, bildet eines der zahlreichen Würdeabzeichen der Kulturvölker.

Das Verbreitungsgebiet des Betelkauens ist sehr groß. Außerhalb Südostasiens umfaßt es im Osten den größten Teil Melanesiens (s. Abb. 37), im Norden das südliche China, im Westen Vorderindien, Ceylon, die Malediven und Lakkadiven. Angesichts dieser weiten

Verbreitung und des allem Anschein nach ziemlich hohen Alters des Betelgenusses ist es umso bemerkenswerter, daß er gerade in Südostasien bei einer ganzen Reihe von Völkern fehlt: nicht nur, abgesehen von ganz jungen Einflüssen, bei den Primitivvölkern, sondern auch auf Engano und den Mentawei-Inseln, bei einem Teil der Bergstämme von Assam und Birma, insbesondere bei mehreren Naga-

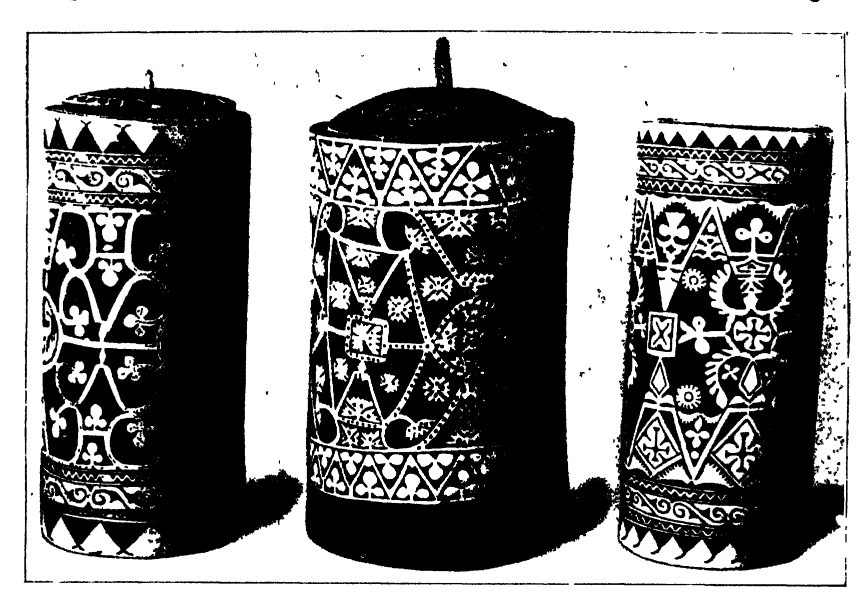


Abb. 494. Büchsen aus Bambus für Betelzubehör, Timor
(Naturhistorisches Museum, Wien)

stämmen, ferner bei einigen Stämmen Formosas und der Philippinen (z. B. den Bontok-Igorot) und in einem großen Teil des inneren Borneo. Das Betelkauen scheint jedoch überall im Vordringen begriffen zu sein und verdrängt z. B. bei den Katschin Birmas und in Innerborneo, wo es eine ganz neue Einführung ist, immer mehr den Tabakgenuß.

Unter den alkoholischen Getränken ist zunächst der Palmwein zu nennen.

Man gewinnt ihn aus der Zuckerpalme (Arenga sacharifera), seltener aus der Kokospalme, indem man eine Blütentraube abschneidet und den aus der Schnittfläche des Stengels träufelnden Saft in einem darunter befestigten Bambusgefäß auffängt. Den Saft läßt man dann, meist unter Zusatz verschiedener anderer Stoffe, gären. Bisweilen destilliert man daraus Branntwein.

In vielen Gegenden bildet der Palmwein den einzigen Rauschtrank, z. B. bei den Batak auf Sumatra, insbesondere aber dort, wo kein Getreidebau in größerem Umfang stattfindet, also im östlichsten Indonesien (Molukken, Kei-Inseln usw.), auf Engano, den Mentawei-Inseln und den Nikobaren. Auf den Philippinen und auf Borneo gebraucht man neben dem Palmwein den gegorenen Saft des Zuckerrohrs. Auch aus gegorenem Honig sowie aus verschiedenen Früchten (Ananaswein bei den Schan) stellt man Getränke her. Weit wichtiger sind jedoch die aus verschiedenen Getreidearten — Reis, Hirse, Hiobstränen, seltener Mais — gewonnenen Biere. Sie sind, soweit nicht durch den Buddhismus verdrängt, über ganz Assam, Hinterindien und Formosa verbreitet. In Indonesien kennt man sie auf Borneo, bei einigen Philippinenvölkern, stellenweise auf den Kleinen Sundainseln usw.

Besonders bei den Bergvölkern des Festlandes spielt das Reisbier eine ungeheure Rolle in Sitte und Religion. Bei seiner Herstellung müssen die Frauen allerhand abergläubische Maßregeln und Enthaltungen beobachten. Bei keinem Fest, keiner Hochzeit und keinem Leichenschmaus darf es fehlen; ja die zeremonielle Übersendung einer bestimmten Anzahl damit gefüllter Gefäße und der feierliche Trunk bilden oft wesentliche Bestandteile der betreffenden Riten. Auch als Opfergabe wird es vielfach verwendet. Bei den Kuki-Tschin und bei den Moistämmen schlürft man das Bier aus großen Gefäßen mittels bambusener, oft schön verzierter Saugrohre. Während die Männer mancherorts, z. B. bei den Angami-Naga, wenn sie nicht gerade bei der Arbeit sind, ununterbrochen trinken, ist es bei anderen Stämmen üblich, Reisbier nur bei Gelegenheit von Festen zu genießen. Bemerkenswert ist die Gewinnung der Hefe bei einigen Stämmen Formosas. Als solche dienen dort nämlich von den Frauen zerkaute und in ein Gefäß gespuckte Reis- oder Hirsekörner. — Die Herstellung von Branntwein aus Reis oder Hirse scheint eine ziemlich neue Einführung zu sein, hat aber doch schon bei vielen Bergstämmen (z. B. den Katschin, Khasi, Luschei) Fuß gefaßt, während sie bei anderen noch fehlt.

Über das Alter des Tabakgenusses in Südostasien herrscht noch immer nicht volle Klarheit. Manche Forscher sind geneigt, schon eine voreuropäische Kenntnis des Tabaks anzunehmen. Die Wahrscheinlichkeit spricht jedoch dafür, daß er erst im sechzehnten Jahrhundert von europäischen Seefahrern und Händlern eingeführt wurde. Trotzdem kann man ihn wohl als das räumlich verbreitetste Genußmittel Südostasiens bezeichnen, besonders da er ja meist auch einen Bestandteil des Betelbissens bildet. Weniger allgemein ist das Rauchen, doch hat es sich rascher bis in die entlegensten Gegenden verbreitet als das Betelkauen und wird, wie schon erwähnt, dort erst in neuester Zeit von letzterem verdrängt.



Abb. 495. Eiserne Zangen zum Zerkleinern der Arekanüsse, die rechte mit Silber belegt, Java
(Nach J. A. Loebèr jr., Geïllustreerde beschrijvingen van Indische Kunstnijverheid, Koloniaal Instituut Amsterdam)

Geraucht wird der Tabak in Zigarren-, seltener in Zigarettenform (Abb. 452), am häufigsten jedoch, wenigstens bei den Völkern der mittleren Kulturschichten, aus metallenen, tönernen oder bambusenen Pfeifen. Merkwürdig ist eine Art des Tabakgenusses bei den Kuki-Tschin und einem Teil der Naga. Neben gewöhnlichen Pfeifen sind dort Wasserpfeifen in Gebrauch, die meist von den Frauen geraucht werden. Das mit Tabaksaft gemischte Wasser wird dann in kleine Bambusfiolen geleert, die die Männer bei sich tragen, um von Zeit zu Zeit einen Schluck davon in den Mund zu nehmen und nach einigen Minuten wieder auszuspucken.

Der Gebrauch des **Opiums** ist, wo er überhaupt vorkommt, wohl überall recht jungen Datums. Er findet sich besonders bei den an China grenzenden Stämmen (Katschin usw.) und stellenweise in Indonesien, wo er durch arabische und chinesische Händler eingeführt wurde. Mohn wird zwar vielfach von den Bergstämmen des nördlichen Hinterindien gebaut, insbesondere von den Miao, jedoch mehr für den Verkauf als für den eigenen Genuß.

c) Häuser und Siedlungen

Im Hausbau der Südostasiaten überwiegt, wenigstens was die räumliche Verbreitung betrifft, der **Pfahlbau**, das auf Pfählen über den Erdboden erhobene oder, seltener, im Wasser errichtete Haus.

Man hat die **Entstehung des Pfahlbaus** aus allerhand örtlichen Verhaltnissen erklaren wollen und diesbezügliche Entwicklungsreihen aufgestellt, allein alle derartigen Versuche sind vorläufig abzulehnen. Ist es doch sehr fraglich, ob der Pfahlbau überhaupt in Sudostasien selbständig entstanden, ob er nicht wie so viel anderes Kulturgut aus Norden und Westen gekommen ist und mit den Pfahlbauten Sibiriens, Westasiens und Europas genetisch zusammenhängt. — Daß der Pfahlbau eine für Südostasien sehr zweckmaßige Bauart ist, kann nicht bezweifelt werden. Unter seinen vielen Vorteilen ist wohl in erster Linie der Schutz vor der besonders während der Regenzeit außerordentlich starken Bodenfeuchtigkeit zu nennen, dann der Schutz gegen Ungeziefer und wilde Tiere, die Möglichkeit, sich durch Hinausbauen der Häuser ins Wasser oder aber, bei Landbauten, durch Entzünden von stark rauchenden Feuern unter dem Fußboden gegen Stechmücken zu sichern, die größere Reinlichkeit, die Leichtigkeit des Bauens auf unebenem Grund, wo sonst umfangreiche Aufschüttungen oder Abgrabungen nötig wären, der Gewinn eines kühlen, luftigen Raumes für häusliche Arbeiten unter dem Fußboden, schließlich in manchen Fallen auch der Schutz gegen feindliche Überfälle. Trotz seiner Zweckmaßigkeit gerade für das Klima und die Verhältnisse Südostasiens hat der Pfahlbau jedoch stellenweise dem Eindringen fremder Einflüsse nicht standhalten können — ein interessantes Beispiel dafür, wie bei einer Kulturänderung auch die bestangepaßten einheimischen Formen verschwinden konnen, um auf fremdem Boden entstandenen und daher für die neue Umgebung weniger zweckmäßigen Platz zu machen. Hier sind vor allem einige Gebiete besonders starken **indischen Einflusses** zu nennen. So haben die Katschari des Brahmaputratales ihrer ganzen ethnographischen Stellung nach ihre Häuser einst höchstwahrscheinlich auf Pfählen errichtet, während sie dies heute nicht mehr tun. Bei den Ahom läßt sich dieser Vorgang sogar geschichtlich feststellen. Im sechzehnten Jahrhundert wohnten sie noch in Pfahlbauten, gegenwärtig errichten sie, völlig hinduisiert, ihre Häuser auf Erdsockeln. Überhaupt scheinen Unterbauten aus gestampfter Erde oder aus Steinen haufig an Stelle des Pfostengerüstes getreten zu sein. So ist vielleicht auch die Bauweise der Khasi auf einer Steinunterlage auf indischen Einfluß zurückzuführen, um so mehr als die an den Rändern ihres Gebietes wohnenden, nah verwandten Stämme zum Teil noch Pfahlbauten besitzen. Das gleiche gilt von den auf Erdsockeln errichteten Häusern der hinduisierten Meithei von Manipur. —

Auch in Indonesien hat die Mischung indischer und einheimischer Bauart stellenweise zu ähnlichen Formen geführt, so bei den Javanen Mittel- und Ostjavas und vor allem bei den Sassak auf Lombok, deren Häuser auf bisweilen mannshohen, außen mit unbehauenen Steinen verkleideten Erdsockeln stehen. — Ob die ebenerdige Bauweise der Tscham von Annam auf indischen Einfluß zurückgeht oder auf annamitischen, also letzten Endes chinesischen, ist zweifelhaft. Chinesischer Kultureinfluß hat übrigens nicht nur bei den Annamiten, sondern auch bei einem Teil der Miao, Yao, Lisu und der nahe der chinesischen Grenze wohnenden Tai zum Aufgeben des Pfahlbaus geführt, während andere Teile dieser Völker ihn noch



Abb. 496. Rundhaus im Bau, Westtimor
(Nach J. Wanner, Ethnologische Notizen über die Inseln Timor und Misol, Archiv für Anthropologie N. F. XII)

beibehalten haben. — Auf den Molukken wiederum war es der Einfluß der Europäer, der vielfach das Verschwinden des Pfahlbaus veranlaßt hat. So bringt z. B. an den Küsten Cerams die Bekehrung zum Christentum in der Regel auch den Übergang zur ebenerdigen Bauweise mit sich. Dasselbe ist in der Landschaft Minahassa in Nordcelebes der Fall. — Anderwärts, z. B. in Birma, hat sich der Pfahlbau sowohl indischen als europäischen Einflüssen gegenüber siegreich behauptet. So werden hier die prächtigsten Klöster in einer Holzarchitektur, deren Formen auf indische Stein- und Ziegelbauten zurückzuführen sind, auf Pfählen oder statt dessen auf gemauerten Pfeilern errichtet.

Ganz anders als die bisher angeführten sind eine Reihe weiterer Vorkommnisse ebenerdiger Bauten zu bewerten. Hier sind vor allem die ebenerdigen Rundhäuser Timors zu nennen, die wir mit Sicherheit als Überbleibsel aus einer alten, vielleicht noch vor-

malaiischen Kultur betrachten können (Abb. 496). Fraglicher ist die kulturhistorische Bedeutung der ebenerdigen Bauweise bei den südlichen und westlichen Nagastämmen in Assam (Angami, Abb. 563, Lhota, Rengma, Kabui usw.), bei einigen Stämmen der Moi im südöstlichen Hinterindien (Trau usw.) und bei den Igorot im nördlichen Luzon. Es ist nicht klar, ob wir es hier mit einer älteren Art des Hausbaus zu tun haben, mit jüngeren Einflüssen oder mit selbständigen Entwicklungen. Sehr merkwürdig und verwickelt liegen die Verhältnisse auf Formosa.

Hier herrscht für das gewöhnliche Wohnhaus der ebenerdige Bau, vielfach aus Steinen aufgeführt, vor. Bei den Tsarisen und bisweilen auch bei den Paiwan ist der rückwärtige Teil des Hauses in die Berglehne hineingegraben, während bei den Bunun und bei den östlichen Tayal in die Erde versenkte Häuser vorkommen, deren Vertiefung insbesondere bei den Tayal so stark ist, daß man von der Tür aus mittels einer Leiter ins Innere hinabsteigen muß. Der Pfahlbau scheint früher nur bei einem Teil der jetzt fast verschwundenen Stämme der westlichen Ebene allgemein gewesen zu sein. Dagegen überwiegt er auch heute noch bei den Bergstämmen für Gebäude, die besonderen Zwecken dienen, wie Junggesellen- und Vorratshäuser. Bei den Tsou in Zentralformosa dürfen Fische nur in eigens hiefür bestimmten, auf Pfählen stehenden Hütten verzehrt werden. Dieses Nebeneinandervorkommen von ebenerdigen, versenkten und auf Pfählen stehenden Häusern deutet auf starke Kulturmischung, z. T. vielleicht auf einstige Kulturzusammenhänge mit den prähistorischen Bewohnern Japans und den Ainu hin. Allerdings mag das Wohnen in ebenerdigen und versenkten Häusern auch durch klimatische Verhältnisse (starke Stürme) hervorgerufen oder wenigstens die Übernahme dieser Wohnweise einer älteren Bevölkerungsschicht durch die später eingewanderten malaiischen Stämme dadurch begünstigt worden sein. Auf der Formosa im Südosten benachbarten kleinen Insel Botel Tobago ist eine eigenartige Verbindung von Pfahlbau und versenktem Haus üblich. Die Ansiedlungen bestehen hier aus großen, aus Steinen künstlich aufgehäuften Plattformen mit ausgesparten Vertiefungen, in deren jeder je eines der auf Pfählen errichteten Wohnhäuser steht, so zwar, daß gerade nur das Dach über die Oberfläche der Plattform emporragt. Die ebenfalls auf Pfählen stehenden Arbeitshäuser, Wach- und Vorratshäuschen dagegen werden auf der Plattform selbst errichtet, die überhaupt den Einwohnern unter Tags als gewöhnlicher Aufenthaltsort dient.

Als Baumaterial kommen in erster Linie Holz und Bambus in Betracht. Dabei ist zu bemerken, daß vielfach gerade die Bergstämme und überhaupt die Völker der mittleren Kulturen starke, hölzerne Tragpfosten und dicke Holzplanken für Boden und Wände bevorzugen, während der Bambus besonders bei den unteren Schichten der Kulturvölker in weitestem Umfang verwendet wird.

Der Bambus gibt in seinen größten Arten Pfosten und Balken ab und dient auch häufig, der Länge nach gespalten und flachgedrückt, als Material



Abb. 497. Aus Schieferplatten erbautes Haus der Paiwan, Südformosa. Im Vordergrund auf dem ebenfalls mit Schieferplatten gepflasterten Platz ein Götterbild
(Nach J. B. M. McGovern, Unter den Kopfjagern auf Formosa)

für Wände und Fußboden. Auch aus Bambusstreifen geflochtene, oft sehr hübsch gemusterte Matten werden vielfach als Wände gebraucht. In manchen Gegenden verwendet man Baumrinde für Wände, Fußboden und Dach. Sonst dienen bisweilen Schindeln aus Holz oder Bambus als Dachbedeckung, häufiger jedoch Gras- oder Palmblattbüschel, reihenweise an Bambusstangen gebunden, die man in kleinen Abständen an den Dachsparren befestigt. Diese Art der Dachbedeckung wird in Indonesien meist als Atap bezeichnet. Auf der Malaiischen Halbinsel und im Archipel stellt man bisweilen auch die Wände des Hauses aus Atap her. Ein im östlichen Indonesien, besonders auf den Molukken, für Hauswände oft gebrauchter Baustoff sind die Blattrippen verschiedener Palmarten, Gabba-Gabba genannt. Zur Befestigung der einzelnen Bauteile, soweit sie nicht ineinander verzapft sind, verwendet man als Bindematerial Rotang oder biegsame Bambusstreifen. Stein und Lehm spielen im Hausbau nur selten eine nennenswerte Rolle. Bei Pfahlbauten dienen große Steine bisweilen als Unterlagen für

die Pfähle (Sundanesen, Toradscha, Nias, Flores usw.). Bei ebenerdigen Häusern werden die unteren Teile der Mauern manchmal aus Steinen aufgemauert, bei den Angami z. B. die Rückwand des Hauses bis zu einer Höhe von etwa 3 Fuß. Über die steinernen Unterbauten der Häuser bei den Khasi, Sassak usw. siehe oben. Wirkliche Steinhäuser, bisweilen aus unbehauenen Geröllsteinen, häufiger aus großen Schieferplatten hergestellt, gibt es nur auf Formosa, besonders im Zentrum und im Süden der Insel. Bei den Tsarisen und einem Teil der Paiwan bestehen



Abb 498. Häuser auf Nankauri, Nikobaren
(Phot. E. H Man)

nicht nur Wände, Dach und Fußboden und die erhöhten Lagerstätten im Inneren des Hauses aus Schieferplatten, sondern auch die Platze vor den Häusern und die Dorfstraßen sind häufig mit solchen gepflastert (Abb. 497). Hutten mit Lehmwänden sind z. B. bei den ärmeren Klassen der Igorot auf Luzon gebräuchlich.

Als eine der ältesten Hausformen Indonesiens und als ein Überbleibsel aus einer uralten, fast verschwundenen Kulturschicht ist das Rundhaus zu betrachten.

Als ebenerdiger Bau, ohne Untersatz von Pfählen, hat es sich außer auf den Andamanen (Abb. 471) nur in einem Teil der Insel Timor erhalten (Abb. 496), hier wie dort sowohl in der Form des Bienenkorb- als in der des Kegeldachhauses. Allerdings erreichen die nur von einer Familie bewohnten Rundhäuser

Timors jene der Andamanen, die in der Regenzeit einer ganzen Horde als Unterschlupf dienen, bei weitem nicht an Größe. Häufiger als das ebenerdige Rundhaus ist das auf Pfählen stehende, das man wohl als eine Mischform aus ersterem und aus den einer späteren Kulturschicht angehörenden rechteckigen Pfahlhäusern ansehen kann. Runde Pfahlbauten findet man ebenfalls auf Timor, weiter neben verschiedenen anderen Hausformen auf Engano, auf den Nikobaren (Abb. 498) und als Junggesellenhäuser bei einem Teil der Dayak des westlichen Borneo (Taf. XL). Auch die ovalen Häuser im Nordteil

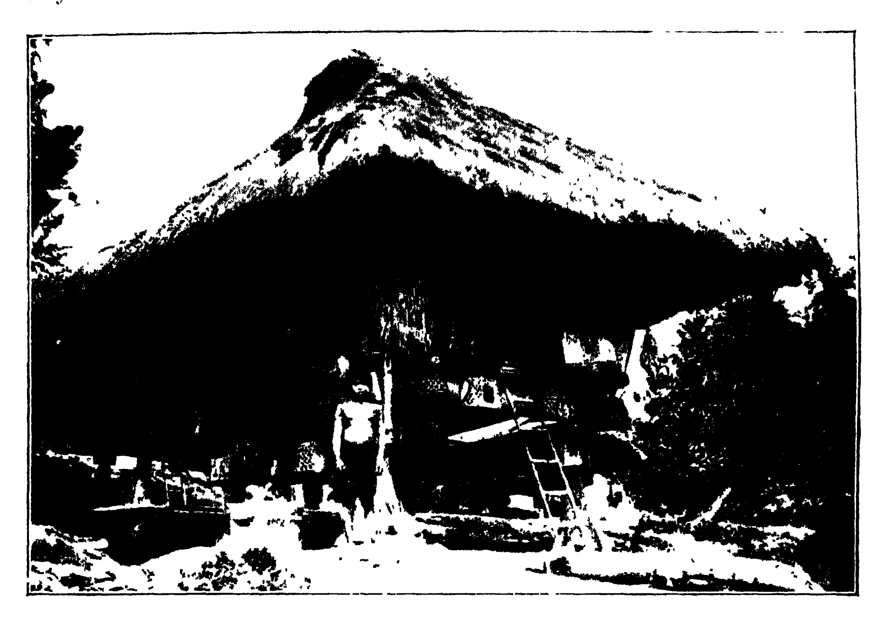


Abb. 499. Haus der Ifugao mit daran aufgehängten Hühnerkörben, Nordluzon
(Phot. Bureau of Science, Manila)

der Insel Nias gehen wohl ursprünglich auf denselben Typus zurück. Ob dies auch bei den teils ebenerdigen, teils auf Pfählen stehenden, achteckigen Häusern des nördlichen Halmahera zutrifft, ist fraglich. Manches deutet hier auf Beeinflussung durch die Bauart malaiischer Moscheen hin.

Im übrigen herrscht das Haus mit rechteckigem Hauptgrundriß vor, häufig allerdings mit halbrundem oder spitzem Dachvorbau an den Schmalseiten.

Es ist unmöglich, in wenigen Worten einen Begriff von der ungeheuren Mannigfaltigkeit südostasiatischer Hausformen zu geben. Da überdies vergleichende, das ganze Gebiet umfassende Untersuchungen noch fehlen, können hier nur einige Einzelheiten herausgegriffen werden, zu deren Ergänzung auf die Abbildungen verwiesen sei. Im allgemeinen kann man sagen, daß auf dem Festlande die einfacheren Formen überwiegen, während sich Indonesien durch großen Formenreichtum auszeichnet. In manchen Gegenden, wie z. B. bei den

Batak, vor allem aber auf Nias hat die einheimische Baukunst Werke von kühnem Schwung und bemerkenswerter künstlerischer Vollendung geschaffen (Abb. 502, 503). Den Langhäusern der Dayak dürfte, was Größe betrifft, wohl kein anderes Naturvolk der Erde etwas gleichzusetzen haben. Eine ziemlich häufige Eigentümlichkeit indonesischer Häuser ist die Neigung der Wände nach außen, so daß also sowohl Quer- als Längsschnitt, wenn man von dem Raum zwischen den Dachflächen absieht, einem auf der Schmalseite stehenden Trapez gleichen. Man findet diese Bauart z. B. bei den Alfuren von Ceram, bei den Batak (Abb. 503), auf Nias, stellenweise auf Borneo und Luzon (Abb. 499) und schließlich auf dem Festlande bei den Stieng des südöstlichen Hinterindien. Das Dach ist meist mächtig entwickelt. Für viele Gegenden des östlichen Indonesien sind kleine Häuser charakteristisch, die von außen einem liegenden dreiseitigen Prisma gleichen, sei es, daß überhaupt keine Wände vorhanden sind und das Dach unmittelbar auf dem Fußboden aufliegt, wie bei den Donggo im Osten der Insel Sumbawa (Taf. XXXIX) und stellenweise in Zentralcelebes, sei es, daß das Dach auf allen Seiten bis zur Höhe des auf Pfählen stehenden Fußbodens oder noch tiefer herabreicht, so daß die Wände von außen nicht sichtbar sind. Neben den an Zahl überwiegenden einfachen Satteldächern kommen, besonders in Indonesien, allerhand andere Formen vor Walmdächer mit verhältnismäßig kurzem First, bisweilen der Pyramidenform sich nähernd, sind für einen Teil von Luzon charakteristisch (Abb. 499), Dächer mit in der Mitte sattelförmig eingesenktem und an den Enden aufwärtsgebogenem First für einige Völker Sumatras, insbesondere die Minangkabauer und die Toba-Batak. Davon abgesehen gehören die Dächer der Toba-Batak einem auch in Hinterindien und Assam nicht seltenen Typus mit (auf der Vorderseite stets weiter als auf der Rückseite des Hauses) vorspringendem First an, von dem die Dachränder schräg nach rückwärts laufen. Bei den Katschin, wo diese Form besonders ausgebildet ist, wird der vorspringende Teil des Daches von einer gewaltigen Holzsäule gestützt, die den Schädel eines geopferten Büffels trägt (Abb. 500). Eine auffallend verwandte Hausform, allerdings viel schöner ausgeführt und mit prächtigen Malereien und Schnitzereien verziert, besitzen die Toradscha (im engeren Sinn) auf Celebes. Sogar der an der Vordersäule befestigte Büffelkopf kehrt, allerdings häufig in Holz nachgeahmt, hier wieder (Abb. 501). Wir haben es da wohl mit einer der so zahlreichen Sonderbeziehungen zwischen weit voneinander entfernt wohnenden Völkern Hinterindiens und Indonesiens zu tun, die wir vorläufig mehr zu ahnen als wie richtig zu deuten und zu erklären vermögen. Eine derartige Sonderbeziehung zwischen Nias und Flores (deren Vorhandensein übrigens durch eine Reihe sonstiger Übereinstimmungen im Kulturbesitz bekräftigt wird) scheinen die gewaltigen, ihrer Form und Konstruktion nach verwandten Dächer dieser Inseln anzuzeigen (Abb. 502). Die komplizierten Dachbauten der Karo-Batak (Abb. 503) erscheinen in ihrer Verbindung von Walmdach und Giebeldach mit vorspringendem First als schönste Ausbildung eines auch sonst in Ost- und Südostasien (z. B. in Japan und auf Mindanao) vorkommenden und bis nach Melanesien zu verfolgenden Typus. Ein anderer, besonders im mittleren und westlichen Hinterindien weitverbreiteter Typus (auf Formosa gehören ihm die auf Pfählen stehenden Junggesellenhäuser der Mitte und des Südens an) zeigt halbrunden Abschluß der Schmalseiten des Daches.

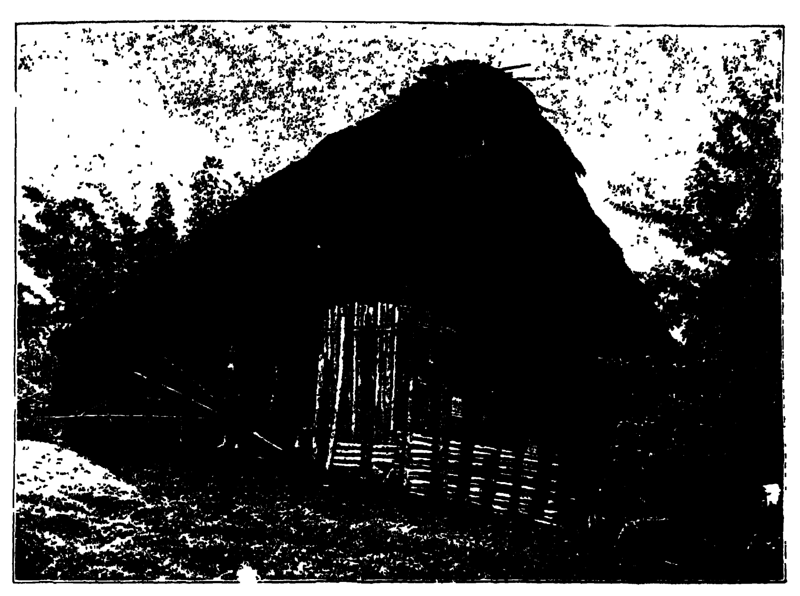


Abb. 500. Häuptlingshaus der Katschin, Fürstentum Nord-Hsenwi, Nördliche Schanstaaten, Birma
(Nach L. Schermann, Wohnhaustypen in Birma und Assam, Archiv fur Anthropologie N. F. XIV)

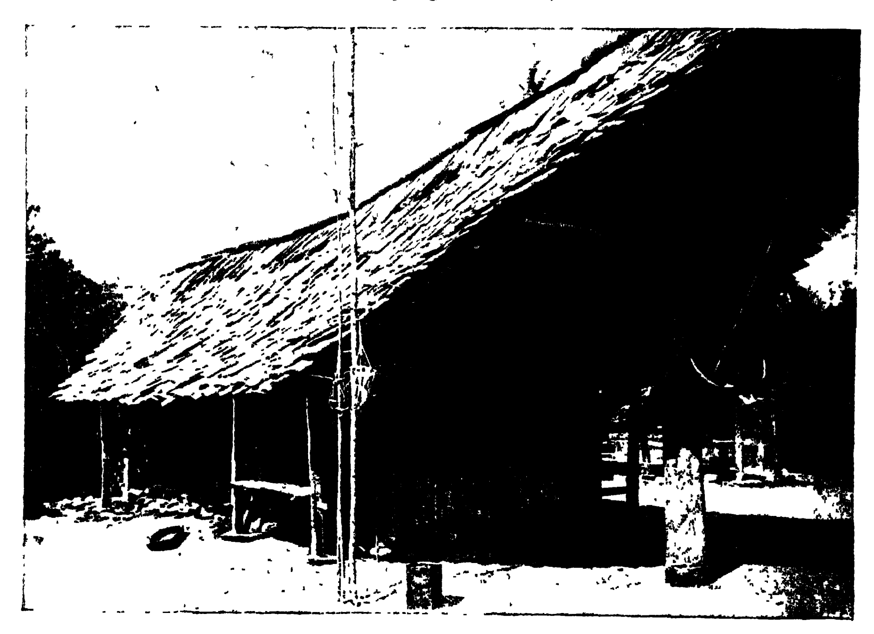


Abb. 501. Häuptlingshaus der Toradscha, Zentralcelebes
(Nach A. Grubauer, Unter Kopfjägern in Zentralcelebes)

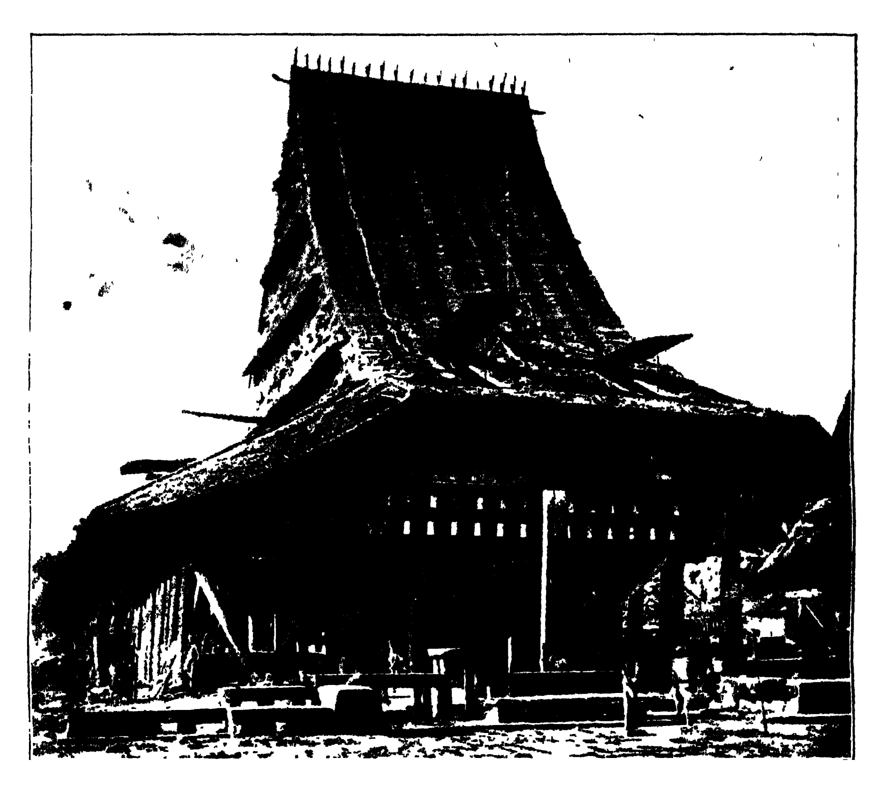


Abb. 502. Häuptlingshaus in Südnias, im Vordergrund Steindenkmäler
(Nach E. E. W. Gs. Schroder, Nias)

Entweder besteht das Dach aus getrennten Teilen, nämlich dem einfachen Giebeldach und den aus den Giebelflachen vorspringenden flachen Halbkuppeldächern (besonders bei den Schan, Abb. 504), oder aber Seitenflächen und halbrunde Vorsprünge bilden ein Ganzes, so daß der Grundriß des Daches (nicht aber der des stets rechteckigen Hauses selbst) elliptische Form zeigt. Dies ist z. B. bei den Palaung und einem Teil der nördlichen Karenstämme der Fall (Abb. 505). Die Verzierung der Dächer mit gekreuzten und geschnitzten Giebelbalken (Abb. 506 und 507) oder mit hölzernen Nachahmungen von Büffelhörnern ist häufig ein Vorrecht der Häuptlinge oder von Leuten, die durch Veranstaltung bestimmter Feste und Einhaltung gewisser magischer Verbote einen höheren sozialen Rang erworben haben (Abb. 563). — Die Länge der Pfähle, die das Haus tragen, schwankt zwischen wenigen Dezimetern und 10—15 m. In Gebirgsgegenden stehen die auf abschüssigem Grund erbauten Häuser manchmal nur z. T. auf Pfählen, während die bergwärts gerichtete Seite unmittelbar auf der Erde aufruht (Abb. 564). Im allgemeinen ist der Raum unter dem Fußboden etwa mannshoch und dient oft als Arbeitsraum für die Frauen, als Gerätekammer oder als Stall. Häufig ist er mit Wänden aus Gitterwerk oder aus Bambusgeflecht um-



Abb. 503. Haus der Karo-Batak, Sumatra
(Phot. Dr. Brugel)

geben, wodurch das Haus den Charakter eines Pfahlbaus äußerlich ganz verliert (Abb. 500, 501). Bei den Batak und stellenweise in Zentralcelebes kommen neben wirklichen Pfahlbauten auch Häuser vor, die statt von Pfählen von einer Unterlage aus horizontal gelegten Baumstämmen getragen werden (Abb. 507). — Als Aufgang zum Haus dient, soweit noch ursprünglichere Verhältnisse vorliegen, meist eine aus einem starken Baumstamm oder Balken mit eingeschnittenen Stufen bestehende Stiege (Abb. 507, 564). Die Kulturvölker verwenden statt dessen aus Holz oder Bambus zusammengefügte Stiegen oder Leitern.

Als eine Abart des Pfahlbaus ist das Baumhaus zu betrachten (Abb. 508). Insbesondere die einsamen, oft weit vom Dorf entfernt in den Rodungen gelegenen Feldhäuser (s. S. 807) werden häufig zum Schutz gegen Elefanten und andere wilde Tiere in den Ästegabelungen eines Baumes oder auf in halber Höhe abgeschnittenen Stämmen errichtet. Bei manchen Völkern ist diese Bauart, hier allerdings mehr als Schutzmittel gegen menschliche Feinde, zu allgemeinerer Verwendung auch für gewöhnliche Wohnhäuser gelangt (Kalinga auf Luzon, Mandaya auf Mindanao).

Größe und Inneneinteilung der Häuser hängen natürlich in erster Linie von den sozialen und wirtschaftlichen Verhält-

nissen ab. Während bei manchen Stämmen Einfamilienhäuser, bisweilen sogar mit nur einem Raum, üblich sind, hat die Bildung von Großfamilien, sowie der Besitz von Leibeigenen und Sklaven bei anderen zu recht umfangreichen Bauten geführt. Natürlich ist dies vor allem dort der Fall, wo die Töchter mit ihren Männern oder aber die Söhne mit ihren Frauen im Haus der Eltern wohnen. Aber auch darüber hinaus findet man häufig eine ganze Anzahl verwandter Familien, eine ganze Sippe, ja eine ganze Gemeinde unter einem Dach vereinigt. Diese Sippen- und Dorfhäuser — denn häufig besteht eine ganze Niederlassung aus einem einzigen Haus — sind eine für Südostasien sehr charakteristische Erscheinung. Auf dem Festlande kennt man sie unter anderem von den Deori-Tschutiya in Assam, von einem Teil der Khunnong des Irrawaddyquellgebietes, den Bué-Karen in Birma und einer Reihe von Stämmen im Süden Französisch-Hinterindiens. In Indonesien finden sie sich in Zentralsumatra, Nordcelebes, im östlichen Ceram, stellenweise auf den Kleinen Sundainseln, auf den Mentawei-Inseln und vor allem bei den Dayakvölkern Borneos.

Bei den Dayak haben sie, sowohl was Größe als was technische Ausführung betrifft, ihre höchste Ausbildung erreicht. Bei manchen Stämmen beträgt die durchschnittliche Länge der Häuser 200 m, während einzelne eine solche von 300 m erreichen. Meist ist das Haus der Länge nach in zwei Teile geteilt: der eine besteht aus den in einer Reihe nebeneinanderliegenden, durch Querwände getrennten Wohnräumen der einzelnen Familien, der zweite aus einer offenen Galerie, die als gemeinsamer Arbeitsplatz, als Empfangsraum für Fremde, als Schlafraum für die Junggesellen dient, und in der großere Geräte sowie die bei den Kopfjagden erbeuteten Schädel aufbewahrt werden. Auf dem Festland ist dagegen die Anordnung der Familiengemächer in zwei Reihen an beiden Seiten eines durch das ganze Haus laufenden Ganges häufig. -- Bei Stämmen, wo die Häuptlingsmacht stark entwickelt ist und die Häuptlinge über eine große Zahl von Gefolgsleuten und Sklaven verfügen, kommen ihre Häuser bisweilen den Dorfhäusern anderer Gegenden an Größe gleich (z. B. bei den Katschin vereinzelte Häuptlingshäuser von 60 bis 100 m Länge), ohne daß sie jedoch ihrer sozialen Bedeutung und ihrer Inneneinteilung nach diesen gleichzusetzen sind.

Bei einer Reihe von Völkern sind die Häuser außen und innen mit figürlichen und ornamentalen Schnitzereien geschmückt und häufig auch bemalt. Besonders schön verzierte Häuser kennt man z. B. von den Angami und einigen anderen Nagastämmen, von einem Teil der Moi und Dayak, vor allem aber von den Batak, Niassern und Toradscha.

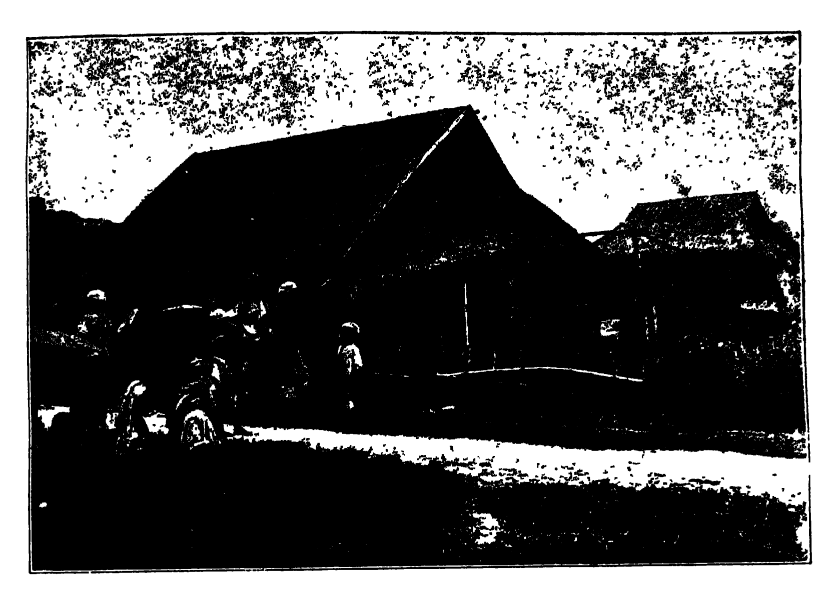


Abb. 504. Haus der Schan, Fürstentum Nord-Hsenwi, Nördliche Schanstaaten, Birma

(Nach L. Scherman, Wohnhaustypen in Birma und Assam, Archiv für Anthropologie N. F. XIV)

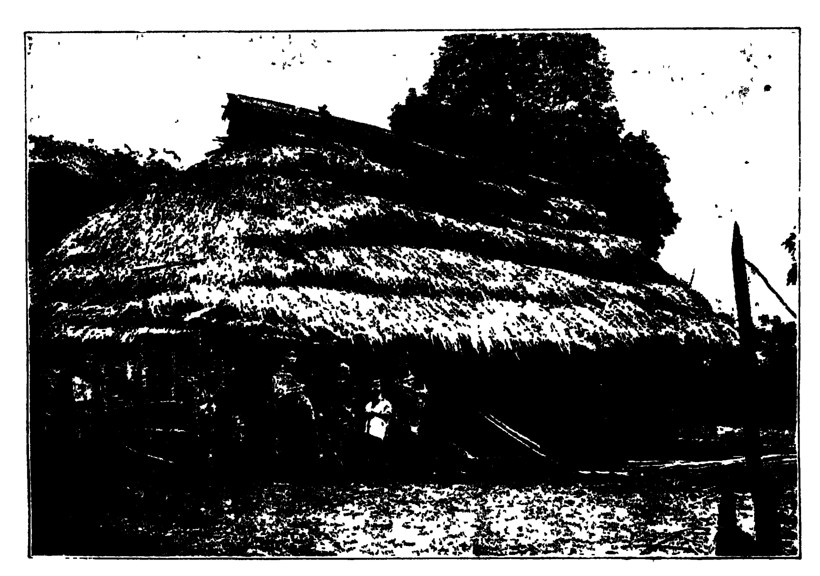


Abb. 505. Haus der Padaung, Südliche Schanstaaten, Birma

(Nach L. Scherman, Wohnhaustypen in Birma und Assam, Archiv für Anthropologie N. F. XIV)

Neben rein ornamentalen Mustern kommen vielfach Darstellungen religiöser, mythologischer oder magischer Bedeutung vor, sei es nun, daß sie sich auf den Götter- und Ahnenkult oder auf die Kopfjagd beziehen (in Relief geschnitzte Menschenköpfe an Wänden und Stützpfosten von Nagahäusern), sei es, daß sie Unheil abwehren oder als Fruchtbarkeitszauber dienen sollen. Zu den letztgenannten gehören wohl die Frauenbrüste, die von Assam und *Birma* (*Naga*, *Tschin*, *Katschin*) über *Sumatra* (*Batak*) und *Celebes* bis in den äußersten Osten des Archipels (Misool) als geschnitzte Hausverzierungen verbreitet sind. Außerordentlich häufig sind auch Tierdarstellungen, über deren nähere Bedeutung noch wenig bekannt ist.

Neben den eigentlichen Wohnhäusern sind meist noch verschiedene Gebäude vorhanden, die besonderen Zwecken dienen und in Größe, Bauart und Verzierung von ersteren abweichen. Hier sind vor allem die schon erwähnten, auf Pfählen stehenden, kleinen Getreidespeicher zu nennen (Abb. 491), ferner Reisstampfhäuser (Batak), Arbeitshäuser, Küchenhäuser, das weitverbreitete und, wo es vorhanden, den gesellschaftlichen Mittelpunkt bildende Männerhaus (Taf. XL und Abb. 562, 564), Geister- und Totenhäuschen, stellenweise auch Gebär- und Sterbehäuser (Kar Nikobar) oder Menstruationshäuser (Ceram).

Größe, Art und Lage der Siedlungen sind so mannigfaltig, daß es, insbesondere bei dem Mangel vergleichender Untersuchungen, vorläufig unmöglich ist, einen auch nur halbwegs befriedigenden Überblick zu geben. Selbst innerhalb beschränkter, von nahverwandten Stämmen bewohnter Gebiete findet man die größten Unterschiede. So leben z. B. im nördlichen Luzon die Ifugao in kleinen, verstreuten Weilern, die Tinggian in regelrechten Dörfern und die Bontok in großen Ortschaften von bis zu tausend Einwohnern.

Ständige Kriegsgefahr begünstigt meist große, stark befestigte Ansiedlungen (Dörfer mit vielen hundert Häusern und Tausenden von Einwohnern bei den Naga, Luschei und Tschin). Oft hat in solchen Fällen der durch die europäischen Kolonialmächte eingeführte Landfriede zur Verkleinerung der Ortschaften und zur Zerstreuung der Einwohner in kleinen Weilern geführt. Anderwärts wieder ist gerade die Angst vor feindlichen Angriffen der Grund zum Wohnen in verborgen gelegenen, einzelnstehenden Häusern. Wo das Häuptlingstum stark ausgebildet ist, trachten meist die Häuptlinge, den Stamm zwecks größerer Machtentfaltung in einer großen Siedlung zusammenzuhalten. Bei den so kriegerischen Katschin in Oberbirma dagegen ist es gerade das mit dem Minoratserbrecht verbundene Abwandern der älteren Häuptlingssöhne mit ihren Gefolgsleuten, das zu immer größerer Zersplitterung in kleine, meist nicht einmal befestigte Dörfer führt. Im Gegensatz dazu besitzen die Angami-Naga mit ihren gewaltigen Dörfern überhaupt kaum eigentliche Häuptlinge. Ja ihre Dörfer treten auch politisch nicht immer als Einheit auf, sondern zerfallen in eine

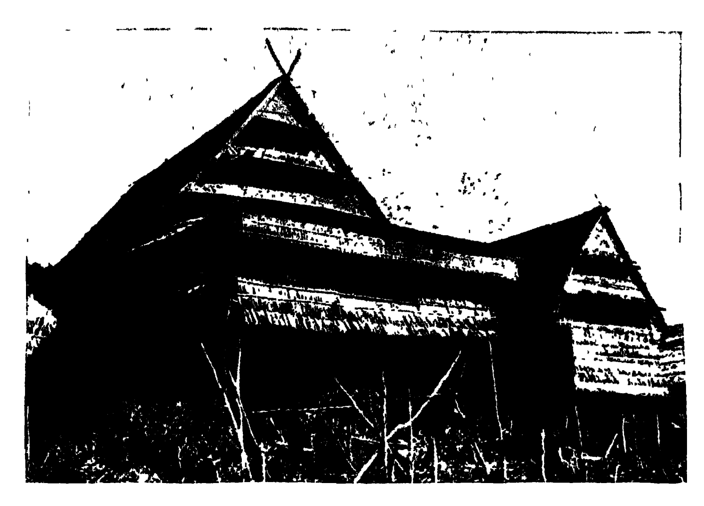


Abb. 506. Häuser der Tambe-É, Gegend des Matannasees, Zentralcelebes

(Nach A. rubauer, Unter Kopfjägern in Zentralcelebes)

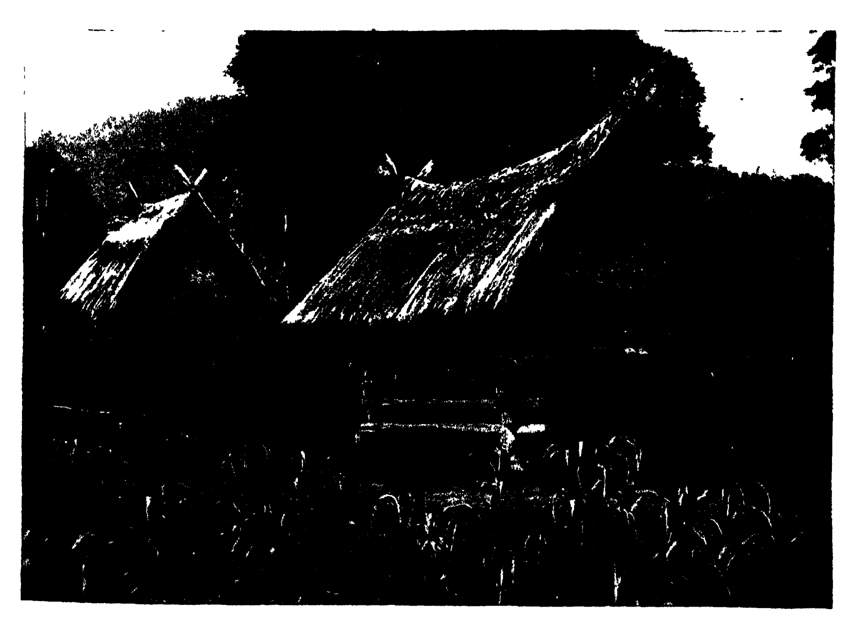


Abb. 507. Häuser der Tokulawi, Gegend des Lindusees, Zentralcelebes

(Nach A. Grubauer, Unter Kopfjägern in Zentralcelebes)



Abb. 508. Baumhaus der Garo, Assam
(Nach A. Playfair, The Garos)

Reihe getrennte Quartiere bewohnender und oft miteinander verfeindeter Clans. Wir müssen eben bei allen diesen Dingen das wechselnde Zusammenwirken der verschiedensten Ursachen, wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Verhältnisse, Klima und Bodenbeschaffenheit, Überlieferung und fremden Kultureinfluß in Betracht ziehen und sind noch weit davon entfernt, die Zusammenhänge klar zu erkennen.

Neben den aus einem einzigen oder doch wenigen Langhäusern bestehenden Siedlungen gibt es Haufen-, Straßen- und Zeilendörfer und solche, die kreisförmig um einen Mittelplatz oder um das Junggesellenhaus angeordnet sind. Pflasterung von Straßen und Plätzen kommt außer in einigen Gegenden Südformosas (Abb. 497) auch auf Nias vor. Wie schon an anderer Stelle ausgeführt wurde (S. 745 und 746), errichten viele Völker des Festlandes, wenn man von den Kulturvölkern absieht, wohl die meisten, ihre Dörfer auf Höhen, auf Berg-

lehnen und Bergvorsprüngen, bisweilen sogar auf den höchsten Kämmen der Gebirge. Auch in Indonesien sind solche Höhensiedlungen ziemlich häufig, beispielsweise bei den Batak auf Sumatra, bei den Bergstämmen der Philippinen, im inneren Celebes, stellenweise auf den Kleinen Sundainseln usw. Andere Völker wieder bevorzugen die Lage an Flüssen, so die Garo und Miri in Assam und die meisten Dayak. Daß die Kulturvölker, Birmanen, Schan, Siamesen, Khmer, Malaien usw., wo immer möglich, in Ebenen und Flußtälern wohnen, ist bei ihrem Wirtschaftssystem (Pflugkultur mit bewässerten Reisfeldern), sowie ihrer ganzen geschichtlichen Entwicklung nach selbstverständlich.

Die Seßhaftigkeit ist, besonders bei den Bergstämmen, im allgemeinen eine geringe. Man muß dabei zwischen wirklichen Wanderungen unterscheiden, wobei der betreffende Stamm in ganz neue Gebiete eindringt, um sich dort dauernd niederzulassen, und dem periodischen Verlegen des Dorfes innerhalb eines beschränkten Gebietes.

Als Beispiele neueren Datums für erstere, die durch viele andere vom Festland und aus Indonesien vermehrt werden könnten, seien nur die südwärts gerichteten Wanderungen der Katschin, Lisu, Lahu, Miao und Yao im nördlichen Hinterindien erwähnt (s. S. 733—736, 744). Die periodischen Wanderungen hängen in erster Linie mit der Art des Feldbaus zusammen. Wenn der Boden in der Umgebung des Dorfes erschöpft ist, so wird dieses, um die neuen Rodungen nicht in allzu großer Entfernung anlegen zu müssen, abgebrochen und in ihre Nähe verlegt. Man bleibt aber dabei innerhalb eines bestimmten Gebietes und



Abb. 509. Hängebrücke aus Rotang, Gegend des Possosees, Zentralcelebes
(Nach A. Grubauer, Unter Kopfjägern in Zentralcelebes)

kehrt nach einer Reihe von Jahren in dieselbe Gegend zurück. **Es gibt Stämme, die alle zwei, drei Jahre, ja sogar solche, die, wie ein Teil der Karen, jährlich ihre Dörfer verlegen. Nicht immer ist diese halbnomadische Lebensweise als ein Zeichen besonders ursprünglicher Kultur anzusehen. Sie kann auch sekundär entstehen, wenn ein Volk einmal ins wirkliche Wandern gerät, oder sonst aus veränderten Lebensumständen. So gewöhnen sich die Garo, seitdem sie unter britischer Herrschaft in Frieden leben, immer mehr daran, das Wohnen in festen Dörfern aufzugeben und für ständig in ihre Feldhütten zu übersiedeln, die bei Anlage einer neuen Rodung stets neu errichtet werden müssen. Ähnliche Entwicklungen findet man im Innern Borneos. Übrigens bedingt der Rodungs-**



Abb. 510. Hängewerkbrücke der **Toradscha aus Bambus**, Zentralcelebes
(**Nach A. Grubauer, Unter Kopfjägern in Zentralcelebes**)

feldbau durchaus nicht immer eine unseßhafte Lebensweise. Viele Völker, z. B. die meisten Naga, wohnen in ständigen Dörfern, wenn sie auch bisweilen einen stundenweiten Weg bis zu ihren Feldern zurückzulegen haben. — Auch aus allerhand religiösen und magischen Gründen verlegt man oft die Dorfer an andere Plätze, so bei besonders zahlreichen Todes- oder Unglücksfällen, beim Tod des Häuptlings, bei Bränden, bösen Vorzeichen usw. Aus derartigen Ursachen werden z. B. die ungeheuren, sorgfältig gebauten Dorfhäuser der Inlandstämme von Borneo häufig abgebrochen und unter tunlichster Verwendung ihres auf dem Wasserwege transportierten Materials an anderer Stelle neu aufgebaut, noch bevor die Erschöpfung des Bodens dazu Anlaß geben würde.

Bemerkenswert sind die oft sehr kunstvollen Dorfbefestigungen. Ihre höchste Ausbildung haben sie wohl bei einigen Stämmen des Festlandes (Angami-Naga, Wa usw.), sowie bei den Batak und Niassern erreicht.

Hier sind die größeren Ortschaften nicht nur durch die auch sonst üblichen Erdwälle, lebenden Hecken, Holz- und Bambuspalisaden, Wolfsgruben, spanischen Reiter und als Fußangeln dienenden, zugespitzten Bambussplitter geschützt, sondern



Schilde aus Flechtwerk, an einer Schulterschnur getragen, mit Federn geschmückt; die am Schild befestigten, ihn überragenden drei Zierstäbe mit teils weißen, teils gefärbten Ziegenhaaren besetzt. Die Schäfte der Lanzen ebenfalls mit Haaren verziert. An Abzeichen für erfolgreiche Krieger sind zu sehen: auf der Brust gekreuzte, mit Haaren besetzte Schärpen: Schmuckplatten aus Holz, mit gefärbtem Ziegenhaar und Reihen von Kaurischnecken verziert; Schwanzfedern des Nashornvogels und hölzerne Hornernachahmungen als Kopfschmuck, mit Menschen- und Ziegenhaar geschmückte Zierschwänze, deren hohler, vorderer Teil als Köcher für die als Fußangeln verwendeten zugespitzten Bambussplitter dient; die aus einem Kürbis hergestellte Nachbildung eines erbeuteten Menschenkopfes. Die vorherrschenden Farben – besonders für das gefärbte Ziegenhaar — sind Rot und Gelb.

Tafel XLI *Mao-Naga in vollem Kriegsschmuck, Manipur*

(Nach T. C. Hodson, The Naga Tribes of Manipur)



Tafel XLII *Häuptlinge der Tobu Tihu aus dem Innern der Insel Wetar*

(Nach J. Elbert, Die Sunda-Expedition des Vereins fur Geographie und Statistik zu Frankfurt am Main)

bisweilen noch mit einem ganzen System von Steinmauern mit Schießscharten und starken, schön geschnitzten Holztoren umgeben (Abb. 577). Auf Nias und bei den Angami bilden manchmal steinerne Treppen von außen den Zugang zum Tor, während man bei den Wa das Dorf auf einem versenkten Weg und durch einen bis zu hundert Schritt langen, schmalen und gewundenen Gang betritt, der leicht verteidigt werden kann. In der Nähe der Tore stehen bei den Naga oft auf hohen Pfählen oder auf Bäumen errichtete Wachthäuschen. Nicht überall sind die Dörfer befestigt. Manche Stämme kennen überhaupt keine Befestigungen, andere, wie die Katschin und viele Dayak, errichten sie nur bei drohender Kriegsgefahr. Auch Feldbefestigungen zur Verteidigung wichtiger Wege, zuweilen auch Schanzen und Schützengräben für die offene Feldschlacht (z. B. bei den Batak) kommen vor.

Von sonstigen Bauwerken sind die B r ü c k e n wegen ihrer oft technisch hochstehenden und kunstvollen Konstruktion besonders zu erwähnen.

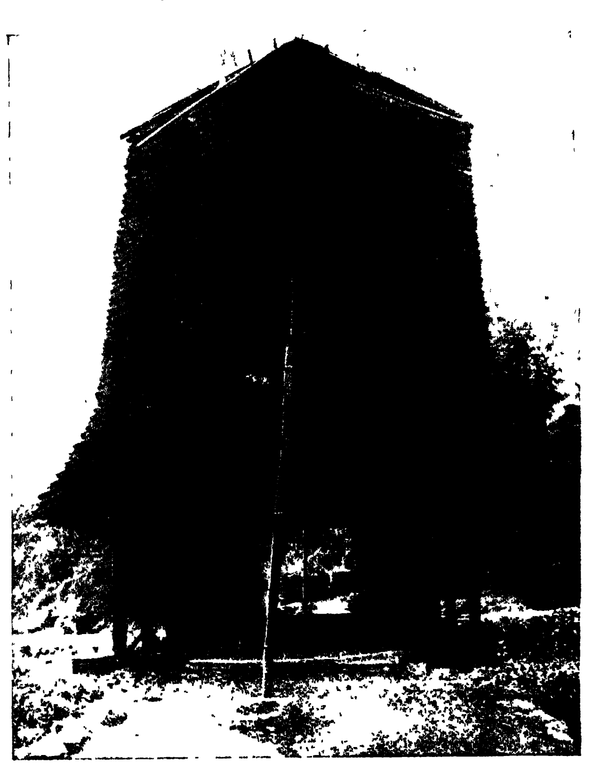


Abb. 511. Brücke der Toradscha, Zentralcelebes
(Nach A. Grubauer, Unter Kopfjägern in Zentralcelebes)

Fast allgemein verbreitet sind Hängebrücken aus Rotang, Bambus und Lianen (Abb. 509). Bambusbrücken in einem komplizierten Hängewerksystem kommen sowohl auf dem Festland (Naga) als auch in Indonesien vor (Abb. 510). Kühn geschwungene, steil auf- und absteigende Bogenbrücken aus Bambus sind aus dem nördlichen Birma und aus Formosa bekannt. In den Grenzgebieten gegen Tibet, also insbesondere bei den Nordassamvölkern und bei den Lisu sind Seilbrücken in Gebrauch. Sie bestehen aus einem über den Fluß gespannten, aus Bambus gedrehten Seil, an dem mittels eines Holzblockes ein Korb oder eine Schlinge hin- und hergleitet, worin sitzend man sich ans andere Ufer hinüberzieht. Brücken ähnlicher Art kommen auch bei den Pakpak-Batak auf Sumatra

vor. Die mit prächtig geschnitzten und bemalten Dachbauten überdeckten Brücken der Toradscha (im engeren Sinn) in Zentralcelebes gehören zu den künstlerisch hochstehendsten Holzbauten Indonesiens (Abb. 511).

d) Kleidung und Schmuck

Vollkommenes Nacktgehen ist bei einigen der östlicheren Nagastämme in Assam üblich, und zwar in manchen Dörfern für die Männer, in anderen wieder für die Frauen. Die Männer tragen dabei außer ihrem Schmuck nur einen breiten, fest zusammengezogenen Gürtel aus Rinde oder Flechtwerk (Abb. 456).

Auf Engano gingen früher die Männer nackt. Sonst kommt, wenn man von den Andamanen absieht, in Südostasien höchstens gelegentliches Nacktgehen während der Arbeit vor und auch das nur bei einzelnen Völkern, z. B. bei den Wa in Birma, den Igorot auf Luzon und den Yami auf Botel Tobago.

Als ein besonders altertümliches Kleidungsstück erscheint seiner ganzen Verbreitung nach der von den Frauen getragene Fransenrock.

Man findet ihn vor allem auf den an alten Kulturüberbleibseln so reichen Inseln im Norden und Westen Sumatras: auf den nördlichen Nikobaren (Kar Nikobar, Teressa, Tschaura) aus Palmblattstreifen (Abb. 512), auf den Mentawei-Inseln aus zerschlissenen Pisangblättern (Taf. XXXVI), hier häufig noch durch einen kragenartigen Überwurf für den Oberkörper aus demselben Material ergänzt, auf Engano aus Palmfasern (Trauerkleidung) oder Glasperlschnüren (Festtracht). Aber auch im östlichen Indonesien, auf den Philippinen und auf dem Festland sind noch da und dort Spuren von ihm vorhanden (Trauerkleidung der Witwen auf den Aruinseln, allerdings kein ganzer Rock, sondern nur eine schmale Schamschürze aus Palmblattstreifen; ähnliche Kleidungsstücke vereinzelt auf Timor, Flores, Ternate; durch den Gürtel gesteckte Blätterbüschel als Schambedeckung der Frauen während der Feldarbeit bei den Igorot auf Luzon; Lederfransenrock der noch nicht erwachsenen Mädchen bei den Mikir in Assam).

Die einfache Schamschürze, ein schmales Stück Stoff, vom Gürtel oder von einer Hüftschnur frei herabhängend, findet sich auf Engano, bei einigen Nagastämmen und bei den Khunnong des Irrawaddyquellgebietes.

Wenn man von diesen nur vereinzelt auftretenden Kleidungsstücken absieht, erscheint als die älteste Kleidung der mongoloiden Völker Südostasiens (möglicherweise sogar schon den Primitivmalaien angehörig; vgl. S. 789) der Durchziehschurz, ursprünglich überall aus Rindenstoff angefertigt, gegenwärtig jedoch häufig aus gewobenem Tuch.

Man kann davon zwei Grundtypen unterscheiden: beim einen wird der zwischen den Beinen durchgezogene Schurz vorn und rückwärts am Gürtel befestigt,

beim zweiten wird er um die Hüfte geschlungen, dann zwischen den Beinen hindurchgezogen und wieder durch die Hüftwindung gesteckt, und zwar meist so, daß die Enden vorn, bisweilen auch rückwärts schürzenartig herabhängen (Taf. XXXVI und Abb. 454, 455, 513, 516). In seinen älteren Formen ist er stets sehr schmal, so daß die Schamteile oft kaum verdeckt werden; der zweite Typus ist jedoch vielfach zu breiteren Lendentüchern weiterentwickelt worden. Meist sind es nur die Männer, die den Durchziehschurz (malaiisch „Tschawat")

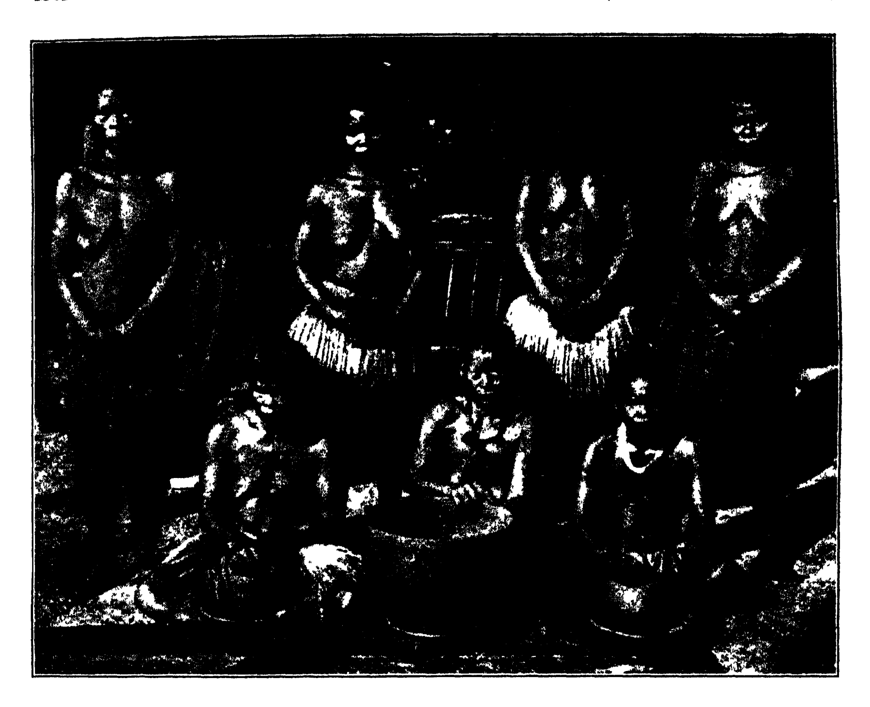


Abb. 512. Frauen bei der Töpferarbeit, Insel Tschaura, Nikobaren
(Phot. E. H. Man)

tragen, stellenweise jedoch auch die Frauen (Kubu, Senoi, Mangyan auf Mindoro (Abb. 484), Wemale auf Ceram, einige Moistämme in Französisch-Hinterindien).

Weit häufiger bedienen sich die Frauen eines rockartig um die Hüften geschlungenen und durch Einstecken eines Zipfels befestigten Tuches, das in seiner primitivsten Form nur etwa bis zur Mitte der Oberschenkel, sonst bis zu den Knien oder sogar bis zu den Knöcheln reicht (Abb. 456, 531). Bei manchen Völkern (z. B. den Angami und einigen anderen ihnen benachbarten Nagastämmen) tragen auch die Männer derartige Hüfttücher (Taf. XLI).

Seltener sind, soweit nicht jungmalaiischer Einfluß in B... ...ht komm
...ungenähte, röhrenförmige Röcke, die man wie den S... ...der m...
...den Kulturvölker über den Kopf anzieht.

Der Oberkörper *wird sowohl von Männern als von Frauen häufig noch nackt getragen oder doch nur bei besonderen Gelegenheiten bekleidet. Wo dies nicht der Fall ist, erscheint als alteinheimische Bekleidung für Frauen ein unter den Schultern um* die Brust geschlungenes oder auch über eine Schulter gelegtes tuchartiges Gewand, für Männer, seltener auch für Frauen, eine ärmellose, vorn offene Jacke, bisweilen mit Schulterklappen (Abb. 447, 516).

Um die Schultern geworfene Decken werden bei kaltem Wetter als Mäntel benützt (Abb. 454, 505). Regenmäntel und Regenjacken aus Blättern, Gras, Bast oder Rinde sind allgemein verbreitet. Zum älteren Kulturgut gehören auch von den Männern rückwärts getragene Sitzmatten oder Sitzfelle (besonders Borneo und Celebes, Abb. 514) Einer jüngeren Kulturschicht gehören hemdartige Kittel mit vorn spitz zulaufendem Halsausschnitt und meist kurzen, weiten Ärmeln an, wie sie hauptsächlich bei den Karen und einigen benachbarten Völkern Birmas und Siams üblich sind (Abb. 461, 523, 559). Noch jüngeren Kulturströmungen entstammen die sowohl auf den Festland als auf den Inseln gegenwärtig sehr verbreiteten langärmeligen Jacken (Abb. 449, 459, 460, 464, 465, 497, 521). Hosen, ursprünglich dem südostasiatischen Gebiet fremd, sind auf zwei Wegen eingedrungen: vom Norden mit den Tai und anderen aus China südwärts gewanderten Völkern und von Westen im Gefolge des Islam. Auf dem Festland sind sie von den meisten Bergstämmen des mittleren Hinterindien, auch von einem Teil der Karen übernommen worden, in Indonesien unter anderem von den heidnischen Stämmen Mindanaos, die sie durch die Moro, und von manchen Toradschavölkern in Celebes, die sie von den Bugi erhalten haben. Gamaschen sind für viele Bergstämme Assams, Hinterindiens und Formosas charakteristisch. Sie gehören meist zur Frauentracht und sind dann aus Tuch, bei den Khasi bisweilen aus Blättern hergestellt. Bei den Angami und einigen anderen Nagastämmen dagegen tragen die Männer aus gelb und rot gefärbten Rohrstreifen geflochtene und oft mit Baumwolle ausgestopfte Gamaschen, die häufig um die Waden herumgeflochten werden und daher nicht abgelegt werden können (Abb. 526).

Zum alten Kulturgut gehören Kopfbinden aus einem Streifen Rindenstoffes, aus Flechtwerk usw., während Kopftücher wohl meist



Abb. 513. Kalingakrieger, Nordluzon
(Phot. Bureau of Science, Manila)

auf alten indischen, richtige Turbane in Indonesien auf mohammedanischen, bei den Bergstämmen Birmas, der Schan- und Laosstaaten und Tongkings auf nördlichen, aus China eindringenden Kultureinfluß zurückzuführen sind. Alteinheimisch sind auch Kappen aus Rotanggeflecht, aus Holz (Igorot), aus Kürbisschalen (Philippinen, Celebes) oder Fell (Affenfellmützen auf Celebes, Pantherfellmützen der Batak, Kappen aus Fuchsfell bei den Mischmi in Assam, Mützen aus dem Kopffell junger Hirsche, zuweilen mit dem Geweih daran, auf Formosa, Abb. 544, Fig. 10). Große, entweder flachkonische oder mit breiten Krempen versehene Hüte aus feinem Flechtwerk sind in Hinterindien, abgesehen von einigen Moistämmen, auf die Tai und Annamiten oder solche Völker, die deren Tracht angenommen haben, beschränkt. In Indonesien dagegen haben Hüte ähnlicher, meist flachkonischer Form auch bei vielen Völkern mit altertümlicherer Kultur Eingang gefunden, so insbesondere auf Borneo und Celebes. Sie sind hier allerdings meist nicht aus Flechtwerk, sondern aus zusammengenähten Palmblättern oder Rinde hergestellt und oft mit prächtigen gemalten, bisweilen auch gestickten Ornamenten verziert (Abb. 515).



Abb. 514. Bemalte Fellsitzschürzen aus der Gegend des Possosees, Zentralcelebes
(Nach A. Grubauer, Unter Kopfjägern in Zentralcelebes)

Überhaupt herrscht in Indonesien in bezug auf Kopfbedeckungen weit größere Mannigfaltigkeit als auf dem Festland. Von den gerade auf kleineren Inseln mit altertümlicher Kultur häufigen Sonderformen seien die ungeheuren. flachen Männerhüte der Mentaweier aus den Blattscheiden der Sagopalme erwähnt, ferner die aus Pandanus- oder Palmblättern hergestellten Trauerhüte der Männer auf Engano, die einer verkehrt getragenen (nach hinten statt nach vorn gebogenen) phrygischen Mütze gleichen und, nach den bisweilen ganz ähnlichen Kopfbedeckungen der bei den Ifugao auf Luzon als Löffelgriffe dienenden geschnitzten Menschenfiguren zu schließen (Abb. 537, Fig. 4), früher in Indonesien weiter verbreitet gewesen sein dürften. Besonders merkwürdig sind auch die Festhüte der Yami auf der kleinen Insel Botel Tobago, südöstlich von Formosa (Abb. 516).

Während sich die alteinheimische Art der Kleidung stellenweise noch recht rein erhalten hat, so z. B. bei den meisten Nagastämmen, bei einem Teil der Moi, bei den Bergstämmen Luzons, im größten Teil von Borneo, auf den Inseln westlich von Sumatra und vielfach

auf Celebes und im östlichen Indonesien, haben sich anderwärts infolge der unmittelbaren oder auch nur mittelbaren Berührung mit Kulturvölkern durch die Häufung und Weiterbildung zu verschiedenen Zeiten übernommener Kleidungs- und Schmuckelemente r iche und komplizierte Volkstrachten entwickelt.

Hier wären als Beispiele etwa die heidnischen Stämme Mindanaos und die Khasi in Assam zu nennen. Vor allem aber haben die meisten Bergstämme des nördlichen Hinterindien, Katschin, Lisu, Lolo, Palaung, Miao, Yao, n mancher, tibetisch-ostasiatische Arten der Bekleidung teils schon auf ihren Wanderungen aus China mitgebracht, teils erst auf hinterindischem Boden übernommen und weiterverbreitet (Abb. 459, 460, 464). Auch bei den Eingeborenen Formosas hat bereits manches aus jüngeren oder älteren chinesischen Trachten Stammende Eingang gefunden (Abb. 497, 521, 535). Alle diese, besonders was die Kleidung der Frauen betrifft, meist reichen und schwerfälligen Volkstrachten werden heute immer mehr durch die einfachere Kleidung der herrschenden Kulturvölker — Birmanen, Schan, Siamesen, Malaien usw. — verdrängt (Abb. 465).

Als ältestes Material für die Kleidung erscheinen, wenn man von Palmblättern für F. ansenröcke usw. absieht, die aus geklopfter Baumrinde hergestellten Stoffe.

Auf dem Festlande haben sie sich außer bei den Primitivstämmen der Malaiischen Halbinsel nur in wenigen Resten da und dort in Assam und unter den Völkern der östlichen Gebirge erhalten. Viel weiter verbreitet sind sie in Indonesien, hier meist als Fuya bezeichnet, wo sie nur auf wenigen Inseln ganz fehlen. Ihre höchste Entwicklung haben sie in Zentralcelebes unter den Tobada und einigen benachbarten Stämmen erreicht, wo sie in einer ganzen Reihe verschiedener Sorten hergestellt und mit prächtigen Ornamenten bemalt werden. Man verfertigt hier aus ihnen nicht nur wie sonst schmale Durchziehschurze und ungenähte Röcke, sondern eine außerordentlich reiche Frauentracht, aus Jacken, Kopftüchern, gebauschten Schleppröcken usw. bestehend (Abb. 517, 518).

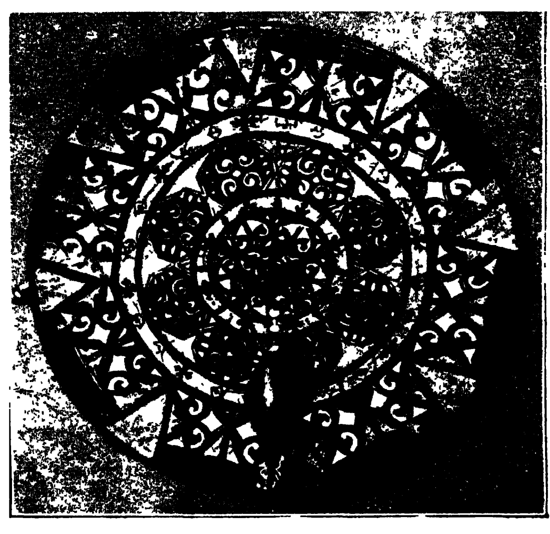


Abb. 515. Festhut der Tobelafrauen, Zentralcelebes
(Nach A. Grubauer, Unter Kopfjägern in Zentralcelebes)

Zum Klopfen der Rinde verwendet man hölzerne Keulen (Borneo) und Schlägel oder mittels einer Rotangschlinge geschäftete, gerillte Stein- und Holzhämmer (Celebes).

Die obenerwähnten ärmellosen Jacken sind häufig aus Rinde oder Bast verfertigt. Auch Felle werden, wenn auch meist in geringem Ausmaß, zur Herstellung von Kleidungsstücken verwendet.



Abb. 516. Mann und Frau der Yami mit Festhüten, der des Mannes aus Streifen von Silberblech zusammengesetzt und visierartig bis über das Gesicht herabreichend, der der Frau aus Holz; Botel Tobago

(Nach J. B. M. McGovern, Unter den Kopfjagern auf Formosa)

Außer den schon erwähnten Fellmützen und den Sitzfellen der Toradscha sind noch die ponchoartigen Kriegsröcke mancher Dayakstämme aus Ziegen-, Bären- oder Tigerkatzenfell (Abb. 525) und vor allem die Hirschfellmäntel und -röcke der Stämme von Zentralformosa zu nennen.

Weberei fehlt in einigen besonders altertümlichen Kulturgebieten ganz (Nikobaren, Mentawei-Inseln, Engano). Anderwärts erscheint sie vielfach noch als eine verhältnismäßig junge Einführung, die mit allerhand abergläubischen Beschränkungen und Verboten umgeben ist.

So darf bei den Ulu-Ayer und Kenyah in Borneo nicht im Hause selbst, sondern nur in eigens für diesen Zweck bestimmten Hütten gewoben werden. Bei den Tangkhul Naga in Manipur dürfen nur die Frauen von sechs Dorfern und nur innerhalb dieser Dorfer weben. Ähnliche Verhaltnisse findet man bei

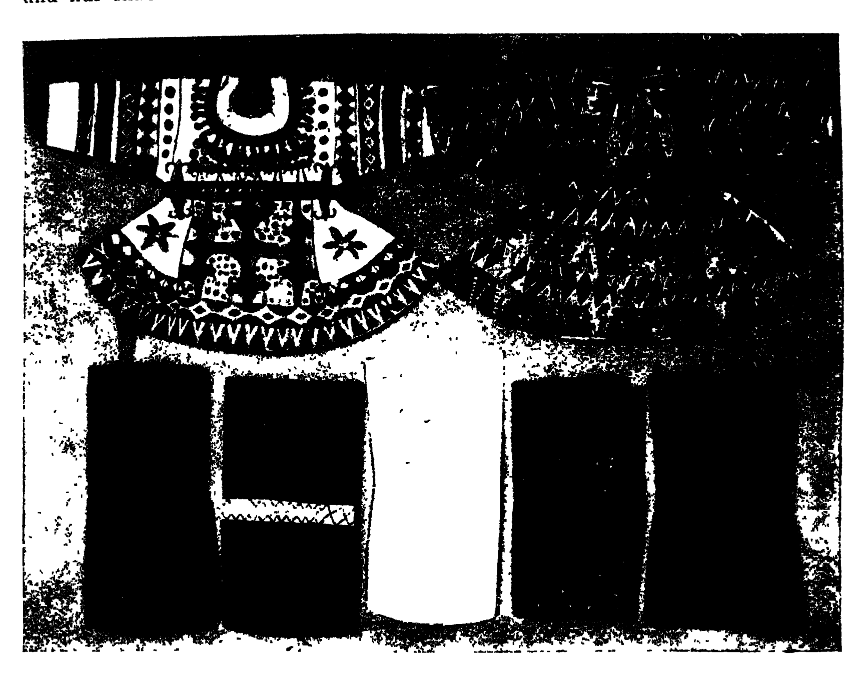


Abb. 517. Kleidungsstücke für Frauen aus Fuya (Rindenstoff), Zentralcelebes
(Nach A. Grubauer, Unter Kopfjagern in Zentralcelebes)

den Sema-Naga, wahrend bei den Niaheun in Französisch-Laos Weberei überhaupt verboten ist. Auch einige Stämme der Karen in Birma sowie eine Reihe indonesischer Völker üben die Weberei nicht aus (Ilongot auf Luzon, Tapung-Malaien in Sumatra, mehrere Dayakstämme, Toradscha von Zentralcelebes, die meisten Alfuren von Halmahera und Ceram). Es ist jedoch im einzelnen Fall schwer zu sagen, ob es sich um ursprüngliche Unkenntnis oder aber um ein Aufgeben des Handwerks infolge starker Einfuhr auswärtiger Stoffe handelt. Bei den Dayak z. B., insbesondere bei einem Teil der Kayan und Kenyah ist nachgewiesenermaßen letzteres der Fall. Als eine Vorstufe der Weberei darf man vielleicht das Flechten von Gewandstoffen aus Palmblattstreifen ansehen, wie es noch heute auf den Aruinseln üblich ist.



Abb. 518. Frauen und Mädchen der Toleboni in Rindenstoffkleidung, Zentralcelebes
(Nach A. Grubauer, Unter Kopfjägern in Zentralcelebes)

Die Weberei mit Pflanzenfasern erscheint der Baumwollweberei gegenüber als ältere Form der Webetechnik.

Als Material verwendet sie die Bastfasern verschiedener Bäume (Naga in Assam, Pih und Mnong Rlam in Französisch-Hinterindien, Bontok-Igorot auf Luzon, Dayak, Niasser usw.), Hanf und Nesseln (insbesondere in Assam, im nördlichen Hinterindien und auf Formosa), die Blattscheidenfasern der Musa textilis, einer Pisangart („Manilahanf“, Philippinen, Sangi- und Talautinseln), die Blattrippen anderer Musaarten (Buru, Wetan), Ananasfasern (Dayak, Philippinen, Nias), Palmfasern (Nordcelebes, Ceram, Timorlaut) usw. Die Fäden werden dabei meist nicht gesponnen, sondern durch Aneinanderknüpfen der einzelnen Fasern hergestellt.

Die Baumwollweberei ist möglicherweise erst durch die Inder nach Südostasien gebracht worden, doch läßt sich nichts Sicheres darüber sagen. Heute ist sie auch unter den kulturell weniger hochstehenden Völkern stark verbreitet. Häufig werden Baumwoll-,

Pflanzenfaserweberei und Rindenstoffbereitung nebeneinander ausgeübt. Ja die älteren Methoden haben sich bisweilen ihrer müheloseren Herstellung wegen noch erhalten, wo die einheimische Baumwollweberei durch die Einfuhr auswärtiger Erzeugnisse bereits ganz verdrängt worden ist.

Bei der Bearbeitung der Baumwolle müssen zunächst die Kerne entfernt werden. Dies geschieht entweder durch Rollen mittels eines Stabes auf einem Brett oder flachem Stein oder aber durch die Baumwollentkernmaschine, einen Apparat ursprünglich wohl indischer Herkunft, der von Turkestan bis ins östliche Indonesien verbreitet ist. Er besteht aus zwei in einem Gestell befestigten hölzernen Walzen, wovon die eine mit der Hand gedreht wird und die Bewegung mittels einer Schraubenübersetzung der zweiten mitteilt. Die Baumwolle wird zwischen den sich gegeneinander drehenden Walzen durchgezogen, wobei die Kerne zurückbleiben (Abb. 519). Zum Auflockern der Baumwolle verwendet man einen Zupfbogen. Gesponnen wird mittels Handspindeln oder eines mit der Hand gedrehten Spinnrades. Die Weberei, stets von den Frauen betrieben, ist überwiegend sogenannte Halbweberei (weil noch dem Flechten nahestehend), wobei die Bildung des Fachs mit der Hand vorgenommen wird. Meist ist der Kettbaum an zwei Pflöcken festgemacht, während die Frau die Kette mittels eines am Brustbaum befestigten und um ihren Rücken gelegten Gürtels oder Holzbügels spannt (Abb. 520). Auf Formosa wird der Kettbaum nicht befestigt, sondern besteht aus einem Brett oder einer hohlen Holztrommel und liegt auf dem Boden, während die Weberin ihm bloß mit ihren dagegen gestemmten Füßen Halt verleiht (Abb. 521). Bei den Batak auf Sumatra ist die Kette auf einem langen Bambusrahmen ausgespannt, der schief gegen das Dach des Hauses oder des Reisspeichers gelehnt wird. Überhaupt bestehen im einzelnen in bezug auf die Konstruktion des Webstuhls und die Art des Webens zwischen den verschiedenen Völkern und Gegenden bedeutende Unterschiede. Nicht nur Kulturvölker, wie Javanen, Balier usw., sondern auch manche Dayak, Timoresen und andere weniger kultivierte Völker stellen technisch und künstlerisch außerordentlich hochstehende, oft prächtig gemusterte oder mit Metallfäden durchwirkte Gewebe her.

Neben der Musterung des Gewebes durch Verwendung verschiedenfarbigen Garnes — bei den meisten Völkern des Festlandes ist nur diese Art im Gebrauch — sind die mannigfachen Färbemethoden zu erwähnen, wobei das Muster durch Überdecken der jeweils nicht zu färbenden Teile hervorgerufen wird. Es handelt sich dabei ihrer ganzen Verbreitung nach — sie reicht

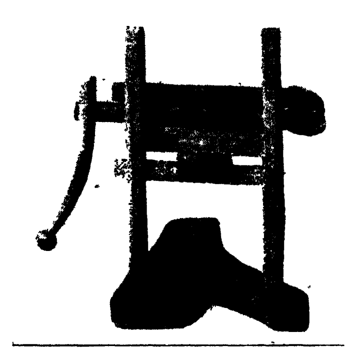


Abb. 519. Baumwollentkernmaschine, Nordluzon (Naturhistorisches Museum, Wien)

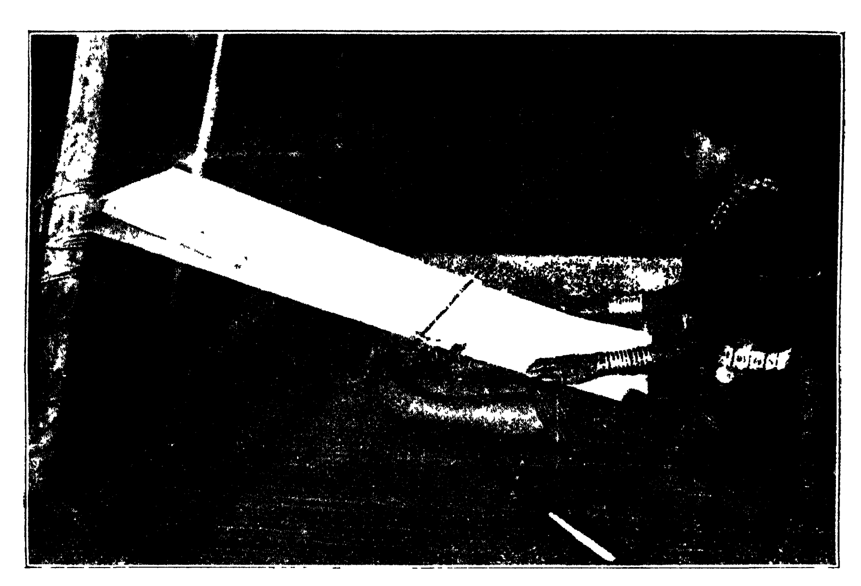


Abb. 520. Ibanfrau webend, Serawak, Borneo
(Nach Ch Hose and W. McDougall, The Pagan Tribes of Borneo)

ostwärts bis zu den Neuen Hebriden — zweifellos um eine alteinheimische Technik, die aber in späterer Zeit unter indischem Einfluß zu besonderer Vollendung gebracht wurde.

Beim sogenannten Ikatten wird das Muster bereits vor dem Weben auf das Garn aufgetragen, indem man die Fäden. bevor man sie in den Farbstoff taucht, bündelweise an den Stellen, die von der Farbe frei bleiben sollen, mit Bastfasern, Blattstreifen oder Wachsfäden umwindet und dieses Verfahren so oft wiederholt, als man verschiedene Farben anzubringen wünscht (Abb. 522). Diese Technik ist in Indonesien weit verbreitet, besonders auf Sumatra, Borneo, bei den heidnischen Stämmen Mindanaos, auf den Kleinen Sundainseln und der östlich anschließenden Inselkette, weniger auf Java. Auch auf der Malaiischen Halbinsel, in Siam und in Kambodscha wird sie geübt. Eine andere Methode besteht darin, erst das fertige Gewebe zu farben, wobei man die jeweils freibleibenden Muster mit Bambusstückchen, Rinde oder Blättern übernäht.

Unendlich mannigfaltig und zugleich von größter kulturhistorischer Bedeutung ist der Schmuck der südostasiatischen Völker. Gerade hier zeigen sich die weitreichendsten Zusammenhänge. Neben alten Schmuckformen, deren Verbreitungsgebiet sich von den Hängen des Himalaya bis weit in die Südsee erstreckt, heben sich deutlich spätere und späteste Schichten ab. Letzteren gehören zunächst alle Schmuckgegenstände aus Edelmetall an.



Abb. 521. Tayalfrau webend, Nordformosa
(Nach J. B. M. McGovern, Unter den Kopfjägern auf Formosa)

Die Verwendung von Gold und Silber ist zweifellos erst von den Indern und von den in jüngerer Zeit aus Norden gekommenen Völkern (Tai usw.) nach Südostasien gebracht worden. Goldschmuck findet man auf dem Festland so gut wie ausschließlich bei den Kulturvölkern, höchstens noch bei einem Halbkulturvolk wie den Khasi. Bei den großen Gruppen der Naga und Kuki-Tschin fehlt aber auch Silberschmuck außer in einigen Randgebieten fast völlig, ein Zeichen dafür, wie wenig sie von jüngeren Kulturströmungen beeinflußt worden sind. Weiter östlich ist Silberschmuck nicht nur durch die Taivölker, sondern auch durch spätere Einwanderer aus China her (Lisu, Lahu, Miao, Yao usw.) verbreitet worden und findet sich, wenn auch in geringerem Maße, sogar bei Völkern mit sonst recht altertümlicher Kultur wie den Wa- und den Moistämmen. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Indonesien, doch hat hier der Goldschmuck auch außerhalb der eigentlichen Kulturvölker da und dort Fuß gefaßt. Aber auch hier gibt es außer Inseln, wo Edelmetallschmuck überhaupt fehlt (Engano, Mentawei-Inseln und bis vor kurzem die Nikobaren), weite Strecken, wo er nur in sehr unbedeutenden Mengen vorhanden ist und nicht hergestellt, sondern von auswärts eingeführt wird.

Höchst charakteristisch ist für Südostasien der Hüft-, Arm- und Beinschmuck aus Rotangreifen.

Vielfach findet man ihn noch in seiner ältesten Form als Rotangspiralgürtel, wie er ähnlich auch in Melanesien vorkommt (Naga in Assam, Borneo, Luzon, Kleine Sundainseln usw., vgl. auch S. 792 und Abb. 484). Weit häufiger sind jedoch geschlossene Hüftringe aus schwarz, rot oder gelb gefärbtem Rotang,

oft in ungeheurer Zahl getragen. Katschinfrauen z. B. tragen ihrer bisweilen mehr als hundert Stück (Abb. 459, 460). Am reichsten entwickelt ist dieser Reifenschmuck wohl bei den östlichen Naga, bei den Katschin, bei den Bergstämmen der birmanischen Schanstaaten (Palaung, Karenni, Taungthu usw.) und bei einigen Stämmen der Philippinen und Borneos. Sehr häufig sind auf dem Festland schwarze und rote Beinringe aus Rotang oder ähnlichem Material, die unmittelbar unter den Knien getragen werden, seltener derartige Armringe. Die Hüftreifen ersetzt man öfters durch dünne, biegsame und ebenfalls gefärbte Ringe aus feinem Flechtwerk. Hierher gehören unter anderem die aus zahlreichen einzelnen, nur stellenweise durch Querbänder verbundenen Flechtwerkringen bestehenden Gürtel der Bergstämme von Luzon.

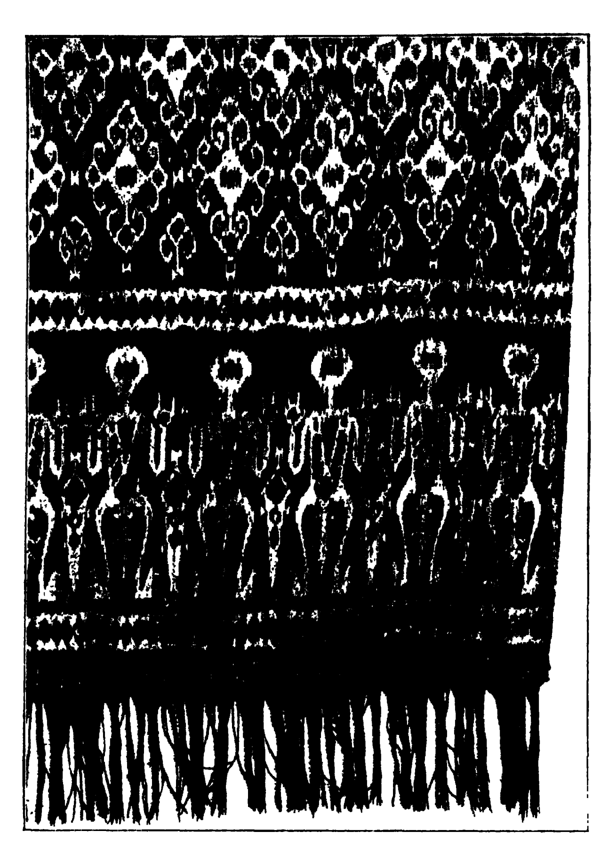


Abb. 522. Baumwollenes, mittels Ikattechnik gefärbtes Tuch, Sumba

(Nach J. A. Loebèr jr., Geïllustreerde beschrijvingen van Indische Kunstnijverheid, Koloniaal Instituut, Amsterdam)

Auch der in Südostasien stark verbreitete Schmuck aus schweren Messingdrahtspiralen ist seiner Form nach wenigstens zum Teil auf den Rotangreifenschmuck zurückzuführen.

Besonders entwickelt ist er auf Borneo und in den südlichen Schan- und den Karennistaaten Birmas. Hier tragen z. B. die Frauen der Padaung, eines der nördlichen Karenstämme, nicht nur an Armen und Beinen Spiralen aus dickem Messingdraht, die Unterarm, Waden und einen Teil der Oberschenkel bedecken, sondern auch noch einen bis zu fünfundzwanzig Windungen

umfassenden Halskragen aus demselben Material, der mit der Zeit eine starke Dehnung des Halses bewirkt (Abb. 505, 523). Auch auf Luzon, Borneo, Celebes, bei manchen Moi- und Nagastämmen usw. findet man Arm- und Beinspiralen aus massivem Messingdraht oder statt dessen eine Anzahl dicht nebeneinander liegender Ringe, das Ganze oft mehrere Kilo schwer, so daß, besonders bei Frauen, die Bewegungsfähigkeit bisweilen ernstlich beeinträchtigt wird. Die Frauen der Dusun in Nordborneo tragen Messingdrahtspiralen um die Hüften, die der Iban oder Seedayak eine Art Mieder, aus einer großen Zahl durch Messingdrähte verbundener Rotangreifen bestehend, auf die kleine Messingringe aufgefädelt sind (Abb. 520).



Abb. 523. Padaungfrauen mit Messingschmuck, Südliche Schanstaaten, Birma
(Phot. H. G. A. Leveson. Nach G. Buschan, Die Sitten der Völker)

Wenn auch die Verwendung von Messingschmuck in Südostasien vielleicht älter ist als die indische Kolonisation, so muß sie doch einer verhältnismäßig jungen Kulturschicht angehören. Daneben aber findet man eine ungeheure Menge nach Form und Material höchst altertümlichen Schmuckes.

Seemuscheln und -schnecken spielen nicht nur auf den Inseln und an den Küsten, sondern bis tief ins Inland hinein (Naga, Katschari) eine große Rolle. Gerade hier tritt in Art und Form der Schmuckstücke die Verwandtschaft mit den ozeanischen Kulturen oft in überraschendster Weise zutage. Sehr verbreitet sind in Indonesien Armreifen aus Conus- und Tridacnaschalen. Federn,

Schmetterlinge, glänzende Käferflügel, Vogelschnäbel, Zähne und Krallen von Raubtieren, Eberzähne, Elfenbein, Knochen, Samen, aber auch Bündel wohlriechender Gräser und Kräuter finden reichste Verwendung, besonders natürlich dort, wo sich auch in der Kleidung die alteinheimischen Formen am reinsten erhalten haben (siehe Seite 838). Die Kaurischnecke und der Same des Tränengrases („Hiobsträne", Coix lacrima) dienen zum Benähen von Kleidungsstücken, Gürteln, Umhängtaschen usw. (Abb. 529). Sehr häufig ist Arm-, Brust- und Halsschmuck aus feinem Flechtwerk. Bei den Bergstämmen des Festlandes und der Insel Luzon sind Halsschnüre aus Achat- oder Karneolperlen hochgeschätzt und gelten meist als kostbare Erbstücke. Eine gleiche Schätzung erfahren in Indonesien die älteren Sorten von Glasperlen.

Während Nasenschmuck nur ganz vereinzelt vorkommt (in den Nasenflügeln getragene Metallknöpfe bei den Nagafrauen des Diraptales in Assam), ist der Schmuck der Ohren meist außerordentlich stark entwickelt.

Fast überall wird das Lappchen durchbohrt und stark erweitert (Abb. 448). Man trägt darin Pflöcke aus Holz, Elfenbein, Halbedelsteinen, Metall, oft mit herabhängenden Perlschnüren verziert, Röhren aus Bambus, Messing oder Silber, in die man Blumen, bunte Stoffe, gefarbtes Ziegenhaar, Federn und dergleichen steckt, messingene Ohrringe, oft in so großer Zahl und von solchem Gewicht daß man sie an einem über den Kopf laufenden Band befestigen muß, damit die Ohrläppchen nicht zerrissen werden (Garo und einige Nagastämme, Abb. 524). In Indonesien sind metallene Ohrgehänge in Form schön geschwungener Haken ziemlich verbreitet (Taf. XXXVII). Schweinezähne und Schnäbel des Nashornvogels dienen bisweilen als Mannerohrschmuck, bei manchen Nagastämmen auch große Bündel von Baumwolle, die durch das Läppchen gesteckt werden. Aber nicht nur das Ohrläppchen wird durchbohrt, sondern häufig auch die Ohrmuschel und die Ohrleisten, in denen man dann allerhand Knöpfe und Stifte befestigt (Abb 448).

Haarpfeile aus Geweih, Horn, Knochen, Eberzähnen oder Metall, Kämme aus Holz, Bambus oder Schildkrot, in Indonesien. seltener auf dem Festland (Mro in Tschittagong und Arakan), auch Stäbchenkämme sind außerordentlich verbreitet (Taf. XLIII). Auch hier zeigen sich in Form und Verzierung wieder die weitreichendsten Zusammenhänge, nicht nur zwischen den einzelnen Gebieten des festländischen und insularen Südostasien, sondern auch mit Ozeanien.

Häufig findet man das für manche Inseln Melanesiens und Mikronesiens so charakteristische Befestigen von Zierstäbchen mit Federn (in Südostasien statt dessen bisweilen mit gefärbten Haaren) am Kamm oder Haarpfeil (Naga, Kuki-Tschin, Mro, Philippinen, Borneo, Flores, Timorgruppe. Südwest- und Südostinseln, Abb. 527). Bei den heidnischen Stämmen Mindanaos werden die eingeritzten Verzierungen der hölzernen Kämme mit Kalk ausgefüllt wie in Melanesien.

Mußte schon auf die Wichtigkeit des Schmuckes im allgemeinen für die Aufdeckung alter kulturhistorischer Zusammenhänge hingewiesen werden, so gilt dies noch weit mehr vom Kriegs- und Tanzschmuck der Männer. Gerade hier besteht meist eine so hochgradige Spezialisierung der Formen, daß man selbst bei Ähnlichkeiten, die in weit voneinander entfernten Gebieten auftreten, selbständige Entstehung oder Konvergenz mit größter Wahrscheinlichkeit ausschließen kann. Dazu kommt noch, daß der Tracht der Krieger und älteren Männer vielfach eine ganz besondere soziale Bedeutung beigelegt wird, da man das Recht, bestimmte Schmuckstücke und Verzierungen der Kleidung zu tragen, durch bestimmte Handlungen, meist durch Kriegstaten (Erbeutung von Schädeln), bisweilen auch durch Liebesabenteuer oder durch mit großem Aufwand verbundene religiöse Zeremonien und Opfer erwerben muß. Naturgemäß ist die Grenze zwischen reinem Schmuck und Kriegstrachtbestandteilen, die dem Körperschutz dienen, also eigentlich als Schutzwaffen zu bezeichnen sind, nur schwer zu ziehen. Manches, was stellenweise noch praktischen Zwecken im Kampfe dient, hat sich anderwärts nur in der Tanz- und Festtracht erhalten. Zu bemerken ist, daß häufig dieselben Schmuckmotive einmal als Körperschmuck, ein anderes Mal als Schmuck der Waffen (Helmzier, Schildzier) auftreten.



Abb. 524. Garofrau, Assam
(Nach A. Playfair, The Garos)

Einer recht alten Kulturschicht müssen ihrer Verbreitung nach die über je eine Schulter und die entgegengesetzte Hüfte gelegten und auf Brust und Rücken gekreuzten oder mehrmals um den Leib gewickelten Schärpen angehören (Kriegs- und Kriegerfesttracht mehrerer Nagastämme in Assam [Taf. XLI], Kriegstracht der Bahnar in Französisch-Hinterindien, der Bagobo, Mandaya und Bukidnon auf Mindanao, Tanzschmuck auf den Molukken; verwandt damit ein von den Garo in Assam beim Kriegstanz auf dem

Rücken getragenes Tuch, dessen vier Ecken auf der Brust zusammengeknüpft werden [Abb. 455]). Ursprünglich diente diese Schärpenumhüllung wohl als Schutz des Oberkörpers im Kampfe, und in einigen Gegenden (Mindanao, Bahnar) ist dies noch jetzt der Fall. Das gleiche gilt von den ponchoartigen Kriegsröcken der Dayak aus Ziegen-, Bären- oder Tigerkatzenfell, bisweilen auch aus Schlangenhaut (Abb. 525). Hier haben Kleidungsstücke ähnlicher Form allerdings auch in die Tanztracht der Frauen Eingang gefunden.



Abb. 525. Junger Mann der Murik (eines Dayakstammes) in Kriegstracht, Serawak, Borneo (Nach Ch. Hose and W. McDougall, The Pagan Tribes of Borneo)

Federn dienen fast ausschließlich Kriegern zum Schmuck (federbesetzte Kriegsröcke und mit Federn geschmückte Rotanghelme der Dayak [Abb. 525], Federschmuck der Krieger auf Luzon und Formosa [Abb. 497, 513], der Garo [Abb. 455] und anderer Stämme in Assam und Westbirma usw.). Besonders die schönen Schwanzfedern des Nashornvogels dienen als Abzeichen für erfolgreiche Kopfjäger. Den prächtigsten Federschmuck findet man wohl bei den Angami und einigen benachbarten Nagastämmen Assams (Abb. 526). Für Südostasien besonders charakteristisch ist ferner die Verwendung von Ziegen-, Hunde- und Menschenhaar zur Verzierung von Kleidungs- und Schmuckstücken der Krieger und zur Verzierung der Waffen.

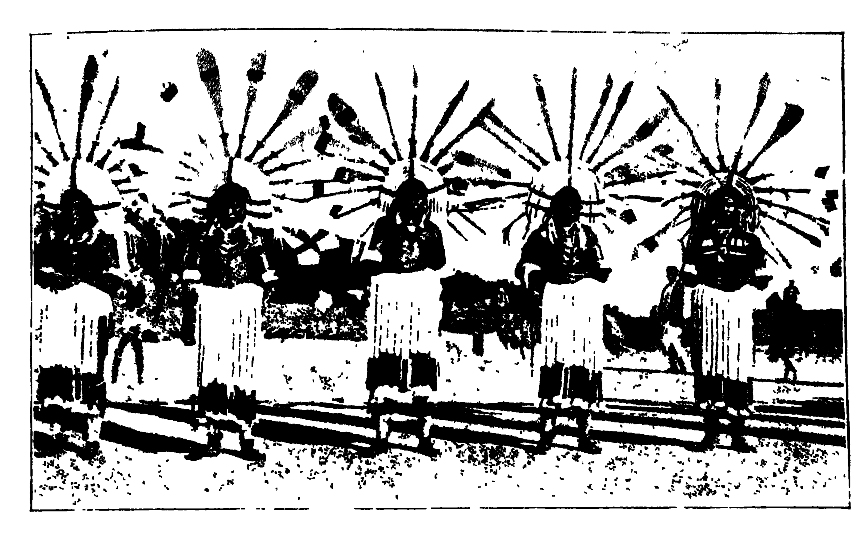


Abb. 526. Junge Männer der Angami-Naga in Tanztracht mit Federkopfschmuck (Schwanzfedern des Nashornvogels bei Kriegern, die Köpfe erbeutet haben. sonst bloße Nachahmungen solcher Federn), mit Elfenbeinarmringen, von den Hüften herabhängenden Baumwollschnüren, die Erfolge auf erotischem Gebiet andeuten, und mit aus Rohrstreifen geflochtenen Gamaschen, Assam
(Nach J. H. Hutton, The Angami Nagas)

Dabei wird das Ziegen- und Hundehaar häufig rot gefärbt, während man dem Menschenhaar seine natürliche Farbe beläßt. Am reichlichsten macht man von diesem Haarschmuck bei den Naga in Assam Gebrauch, doch fehlt er auch in Indonesien fast nirgends ganz und tritt besonders in Celebes und im Osten wieder stärker hervor (Taf. XLI, XLII, XLV, siehe auch Seite 869f. und 872). Überhaupt zeigen sich gerade in den Kriegertrachten die überraschendsten Übereinstimmungen zwischen Assam einerseits und dem östlichen Indonesien, besonders dessen südlicher Inselkette andererseits. Ein im östlichen Indonesien stark verbreitetes Schmuckmotiv besteht in einem mit Federbüscheln besetzten Stab oder Rotangstreifen, der entweder am Gürtel oder Panzer befestigt vertikal auf dem Rücken getragen wird (Alor, Solor, Taf. XXXIV, Timor, auch Tugeri auf Neuguinea) oder der an den Schild gesteckt wird (Aru, Abb. 549, Solor, Taf. XXXIV, Batak auf Sumatra). Ihnen entsprechen vollkommen die an den Plankschilden angebrachten Zierstäbe der Angami-, Mao- und Maram-Naga in Assam (Taf. XLI), nur daß hier die Federn durch Ziegenhaarbüschel ersetzt sind, wie übrigens auch auf Timor und zum Teil bei den Batak. Auf Timorlaut tragen die Krieger nicht vertikale, sondern wagrecht gleich einem Schwanz vom Rücken abstehende, aufwärts gekrümmte und an ihrem Ende mit Federn verzierte Stäbe. Auch hiezu findet sich eine Entsprechung in Assam in den mit Menschen- und Ziegenhaar besetzten, ebenfalls aufwärts gekrümmten, innen hohlen und als Köcher für Fußangeln dienenden Zierschwänzen aus Holz oder Horn bei den Angami und anderen Nagastämmen (Abb. 527 und Taf. XLI).

Wadenbänder aus Streifen langhaarigen Ziegenfells gehören zum Schmuck der Krieger in einigen Teilen von Celebes, auf Flores, Wetar usw. Ein Halsschmuck aus Wildschweinzähnen dient bei den Ao und einigen anderen Nagastämmen als Auszeichnung für Krieger, die Köpfe erbeutet haben (Abb. 456). Falsche Bärte kommen als Kriegsschmuck auf Flores und Nias vor. Noch häufiger sind auf Nias Schnurrbartnachbildungen aus Messing oder Gold mit auf beiden Seiten hoch emporstehenden, schweinshauerartigen Enden. Sie werden im Krieg und bei festlichen Gelegenheiten mittels an den Helm gebundener Schnüre zwischen Oberlippe und Nase befestigt und sollen wohl ihrem Träger das Aussehen eines Dämons verleihen.

Als sehr altes, zur Kriegertracht gehöriges Schmuckmotiv erweist sich seiner ganzen Verbreitung nach der auf Helmen und Kappen angebrachte Hörnerschmuck (Naga in Assam, Ifugao auf Luzon, hier allerdings ohne Helm, nur im Kopftuch befestigt, Toradscha auf Celebes, Flores, Timor, Solor, Alor). Es handelt sich dabei nie um wirkliche Hörner, sondern um Nachbildungen von Büffelhörnern aus dünnen Hornstreifen, Holz (Naga, Taf. XLI), Messingblech (Celebes, Abb. 528) oder Silber (Timor). Stark verbreitet sind als Helmzier auch Wildschweinzähne (Abor, Naga, Katschin, Dayak usw.) und der Kopf des Nashornvogels (Abor in Assam, Dayak von Südostborneo, Toradscha und Minahasser auf Celebes, als Kopfschmuck ohne Helm bei den Ilongot auf Luzon). Der prächtigste Helmschmuck, aus vergoldetem Metall oder aber aus purem Gold hergestellte Nachbildungen von Palmzweigen, findet sich auf Nias.

Zum Schlusse seien noch als häufige und wichtige Ergänzung der Tracht die zahlreichen verschiedenen Arten von Umhängtaschen (Abb. 529) und kleinen Tragkörbchen (Taf. XLVI, Fig. 6) erwähnt, wie sie insbesondere zur Aufbewahrung der Rauch- und Betelrequisiten dienen.

e) Körperverunstaltungen

Die fast allgemein verbreitete Durchbohrung und Dehnung des Ohrläppchens, die häufige Durchbohrung der Ohrmuschel und die nur ganz vereinzelt vorkommende der Nasenflügel wurden bereits erwähnt (Seite 848).

An sonstigen Körperverunstaltungen ist zunächst die in Indonesien und auf der Malaiischen Halbinsel stark verbreitete Deformation des Schädels zu nennen.



Abb. 527. Krieger in vollem Kriegsschmuck, Timorlaut. (Die Haartracht ist in der Zeichnung zu niedrig)
(Nach Jacobsen, Reise in die Inselwelt des Bandameeres)

In demselben Gebiet findet man fast überall V e r s t ü m m e l u n g d e r Z ä h n e, besonders der Vorderzähne. Sie wird in einer ganzen Reihe verschiedener Formen geübt: als Zuspitzen der Zähne (Abb. 452), horizontales Abfeilen der Zahnkrone, Abfeilen der Vorderflächen usw.

Die zu entfernenden Teile werden dabei entweder abgeschlagen, indem man sich eines Meißels (Abb. 530) oder eines Hammers bedient, oder aber mittels eines Steines abgeschliffen. Heutzutage benützt man statt dessen oft europäische Feilen. Auf dem Festlande kommen derartige Verstümmelungen, außer auf der Malaiischen Halbinsel, nur im Südosten vor, bei den Bahnar, Sedang, Trau und anderen Moistämmen.



Abb. 528. Kriegshut der Tobela, Zentralcelebes
(Nach A. Grubauer, Unter Kopfjägern in Zentralcelebes)

Während in manchen Gegenden blendend weiße Zähne sehr geschätzt werden und man diese nach dem Gebrauch des Betels stets sorgfältig putzt, ist anderwärts künstliche S c h w ä r z u n g d e r Z ä h n e Brauch, und zwar nicht nur in vielen Teilen Indonesiens, sondern auch auf dem Festland, so bei den Khmer, Siamesen, Schan, Mon, bei manchen Karen- und Nagastämmen usw. Sowohl das Feilen und Zumeißeln als auch das Schwärzen der Zähne tritt häufig als P u b e r t ä t s r i t u s oder aber als ein unmittelbar vor oder nach der Hochzeit geübter Brauch auf. Dasselbe ist bezüglich des A u s b r e c h e n s d e r Z ä h n e der Fall.

Als Pubertätsritus findet man dieses auf Formosa, wo sowohl Jünglingen als Mädchen die zwei oberen Eckzähne ausgebrochen werden, und in Zentralcelebes, wo man den Mädchen einen Teil der Schneidezähne, stellenweise sogar sämtliche zwölf Schneide- und Eckzähne entfernt. Auf Engano lassen sich die Frauen nach der Hochzeit die oberen Eckzähne ausschlagen.

Während man es beim Feilen und Abmeißeln der Zähne, wahrscheinlich auch beim Schwärzen, mit alteinheimischen Bräuchen, beim Ausschlagen sogar mit einem uralten Kulturüberbleibsel zu tun hat, gehört das A u s s c h m ü c k e n d e r Z ä h n e mit Gold

fast sicher einer ziemlich späten, wohl erst im Gefolge der indischen Kolonisation aufgetretenen Kulturströmung an.

Es gibt davon verschiedene Arten: Einlegen von Gold- oder, als Ersatz, von Messing- oder Perlmutterplättchen in eigens hergestellte Vertiefungen, Einsetzen von kleinen Stiften zwischen die Zähne und schließlich Überziehen einzelner Zähne oder ganzer Zahnreihen, manchmal sogar des Zahnfleisches mit Goldblech. Man kennt das Verzieren der Zähne mit Gold gegenwärtig von den Batak, von den Malaien Mittelsumatras, von einer Reihe von Dayakstämmen, von den Igorot auf Luzon, den Toradscha in Zentralcelebes, von Timor und von Leti. Früher war es viel weiter verbreitet. Europäische Reisende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts erwähnen es von den Javanen, Makassaren, Tagalog und Bisaya. Aber auch auf dem Festland, zum mindesten in den chinesisch-birmanischen Grenzgebieten, war es, wie aus dem Bericht Marco Polos hervorgeht, einmal im Brauch.

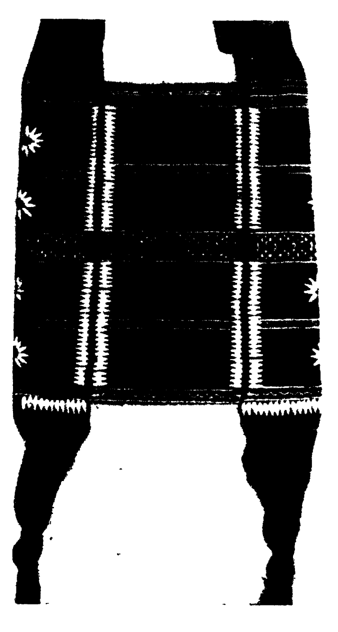


Abb. 529. Umhängetasche, mit den Samen von Coix lacrima (Hiobstränen) benäht; Südl. Schanstaaten, Birma
(Nach L. und C Scherman, Im Stromgebiet des Irrawaddy)

Beschneidung der Knaben wird in Indonesien nicht nur von den Mohammedanern, sondern auch von einer Reihe heidnischer Völker geübt und ist in manchen Fällen vorislamisch, wenn sie sich auch im Gefolge des Islams immer mehr ausbreitet.

In manchen Gegenden kommt Zirkumzision, in anderen Inzision vor. Bei den heidnischen Völkern nehmen die Knaben die Operation bisweilen durch allmähliches Abklemmen der Vorhaut selbst an sich vor (Batak, einige Dayakstämme, Aruinseln). Beschneidung der Mädchen ist nur bei den Mohammedanern üblich. Auf dem Festlande ist auch die Knabenbeschneidung auf die mohammedanischen Völker beschränkt.

Eine besonders unter den Dayak und Toradscha auf Borneo und Celebes sehr häufige, aber auch sonst in Indonesien verbreitete, früher auch in Hinterindien (Pegu) geübte Sitte ist das Durchbohren des männlichen Gliedes zwecks Einführung eines kleinen Pflockes, der als Reizmittel beim Beischlaf dient. Von sonstigen Deformationen der Geschlechtsteile ist das Zubinden der Vorhaut zu nennen, wie es besonders auf Formosa, und das Durchziehen der in die Länge gezogenen Vorhaut durch einen engen Ring aus Bein oder Bambus, wie es bei den Tangkhul-Naga in Manipur üblich ist.

Eine recht altertümliche, auch aus Neuguinea bekannte Art der Körperverunstaltung ist das Einschnüren der Hüften bei Männern, sei es, daß man dazu einen eigenen Gürtel verwendet (Formosa, nordöstliche Naga) oder den gewöhnlichen Lendendurchziehschurz (Nordluzon, Ceram).

Tatauierung ist sowohl auf dem Festlande als auf den Inseln sehr häufig. So wird sie von vielen Bergstämmen Assams (Dafla, Abor, Mikir, Ao- und Tangkhul-Naga, östliche Nagastämme usw.), in Birma von den südlichen Tschin, den Karenni und in geringerem Maße auch von einigen anderen Karenstämmen sowie von den Katschin geübt, vor allem aber von den Birmanen selbst und den Schan. Ferner findet man sie auf Formosa, auf den Philippinen (Bergstämme von Nordluzon, weniger auf Mindanao, in vorspanischer Zeit auch bei den Ilokano, Tagalog und Bisaya), bei den Dayak Borneos, im südlichen Nias, auf den Batu- und Mentawei-Inseln, Ceram, Ambon, den Kei-, Aru-, Timorlaut- und Babarinseln, auf Wetar, Flores, Timor, Sumba usw. Auf Sumatra, Java und Celebes fehlt sie so gut wie ganz, ebenso auf Halmahera, Buru und einer Anzahl anderer kleinerer Inseln.

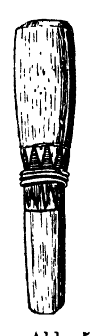


Abb. 530. Schlägel und Meißel für das Zumeißeln der Schneidezähne, Karo-Batak, Sumatra

Bei manchen Stämmen sind nur die Männer tatauiert, bei anderen nur die Frauen, bei anderen wiederum beide Geschlechter. Auch in bezug auf Ausdehnung und Zeichnung bestehen bedeutende Unterschiede. Während sich die Tatauierung bisweilen auf einige winzige Marken beschränkt, bedeckt sie anderwärts ganze Gliedmaßen (Abb. 531), ja fast den ganzen Körper. Bei den südlichen Tschin in Birma und bei den Tayal auf Formosa lassen sich die [illegible] das Gesicht, besonders die Kinn-, Mund- und Wangengegend tatauieren. Als Farbstoff für die fast immer blaue oder blaugrüne Farbe verwendet man Ruß oder Indigo. In selteneren Fällen kommt auch Rot zur Anwendung. Neben geometrischen Mustern, Strichen, Punkten, Spiralornamenten usw. kommen stilisierte [illegible] und Menschenfiguren (Abb. 532), häufig auch Darstellungen der Gestirne vor, während magische Zeichen, Zaubersprüche und dergleichen auf die Kulturvölker, insbesondere Schan und Birmanen beschränkt sind. Nicht nur zwischen den einzelnen Stämmen bestehen Unterschiede in der Zeichnung, sondern auch innerhalb des Stammes je nach dem sozialen Rang. Bei Männern dienen bestimmte Muster bisweilen als Zeichen vollbrachter Kriegstaten (Erbeutung von Köpfen). Bei beiden Geschlechtern hat die Tatauierung vielfach den Charakter eines Pubertätsritus. Damit hängt es wohl zusammen, daß man ihr einen bestimmten Einfluß auf das Leben nach dem Tode zuschreibt und von ihrer Unterlassung nachteilige Folgen für die Seele auf ihrem Weg ins

Totenland erwartet. Auf Ceram wird die Tatauierung im Zusammenhang mit der Aufnahme in den Kakihanbund (siehe Seite 901) vorgenommen.

Neben der gewöhnlichen Stichtatauierung kommt im östlichen Indonesien die auch aus Neuguinea bekannte Narbentatauierung durch Erzeugen von Brandwunden vor, so auf Muna, den Babar- und den Timorlautinseln.

Körper- und Gesichtsbemalung wird nicht nur bei weniger kultivierten Völkern wie Naga, Batak, Mentaweiern, Toradscha usw. geübt, sondern auch bei Kulturvölkern wie Javanen, Baliern und Birmanen, bei letzteren wenigstens in der Form des Weißschminkens der Frauen.



Abb. 531. Kalingafrau mit Tatauierung, Nordluzon (Phot. Bureau of Science, Manila)

f) Feuererzeugung

In Südostasien sind fünf Arten der Feuererzeugung üblich. Dabei lassen sich, wenn man von den beiden jüngeren, Feuerpumpe und Brennglas, absieht, die drei übrigen, Feuersägen, Feuerbohren und Feuerschlagen, nach dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse weder räumlich und nach ihrer Zugehörigkeit zu bestimmten Völkergruppen gegeneinander abgrenzen noch auch zeitlich bestimmten Kulturschichten zuweisen. Vielfach kommen bei einem und demselben Volk mehrere oder (abgesehen von dem bisher nur aus Siam bekannten und ausschließlich der buddhistischen Hochkultur angehörigen, wohl aus Indien stammenden Brennglas) alle Arten nebeneinander vor.

Am häufigsten dürfte wohl das Feuersägen sein. Es zerfällt in zwei Abarten: das Feuersägen mittels eines aus Rotang oder einem Bambusstreifen bestehenden Bandes auf einem Holz- oder Bambusstab und das Sägen mit Bambus auf Bambus. — Neben dem einfachen, mit den Händen gedrehten Feuerquirl findet man hie und da Schnur- und Drillbohrer verwendet, letzteren insbesondere auf Madura. — Die altertümlichste Form des Schlagfeuerzeuges besteht wohl in dem Aneinanderschlagen von Bambus und Stein. Bisweilen verwendet man statt des Steines irdene Topfscherben. Aber auch der Gebrauch von Stahl und Bambus sowie von Stahl und Stein ist weit verbreitet. —

Bei der aus Birma, Siam, Annam, den Philippinen, Borneo, Sumatra, Java und den Kleinen Sundainseln bekannten **Feuerpumpe** wird ein kleiner Kolben kräftig in eine einseitig geschlossene Röhre aus Horn, Holz oder Metall hineingestoßen. Durch das Zusammenpressen der Luft entsteht Wärme, und der an der Spitze des Kolbens befestigte Zunder wird in Glut versetzt.

g) Bambusarbeiten, Flechterei, Töpferei, Hausrat

Hier mögen zunächst über ein für die Kulturen Südostasiens in vieler Hinsicht geradezu richtunggebendes Material, den Bambus, einige Worte gesagt sein.

Seine Wichtigkeit für den Hausbau wurde bereits erwähnt. Dient er doch nicht nur häufig für Pfosten, Balken, Versteifungen usw., sondern auch zur Herstellung von Wänden und Fußboden, sei es aus geflochtenen Matten, sei es durch Aneinanderreihen dünner Bambuslatten oder indem man die Rohre der Länge nach spaltet und plattdrückt. Aber auch die Dächer deckt man bisweilen, insbesondere in Sumatra, mit Bambusschindeln. Man spaltet zu diesem Zweck die Rohre der Länge nach und belegt die Dachseite mit einer Lage derartiger Halbröhren, die Höhlung nach oben gekehrt. Darüber kommt eine zweite Lage mit der Höhlung nach unten, so zwar, daß die einzelnen Halbröhren ineinander greifen. Auch Zäune, Palisaden, spanische Reiter werden aus Bambus hergestellt, ferner oft umfangreiche und kunstvolle Konstruktionen wie Wasserleitungen, Brucken (Abb. 510) und, bei den Kulturvölkern, gewaltige Wasserschöpfräder. Ein Abschnitt eines Bambusrohres mit erhaltener unterer Scheidewand bildet das häufigste Wassergefäß. Aber auch eine ganze Reihe anderer Behälter, von großen Vorratsgefäßen, Pfeilköchern und dergleichen bis zu den kleinsten Tabak- und Kalkbüchsen der Betelkauer werden aus häufig schön verzierten Rohrabschnitten des Bambus hergestellt. Insbesondere in Indonesien hat sich in vielen Gegenden hiefür eine eigene, höchst mannigfaltige und reizvolle Ornamentik entwickelt (Abb. 494). Daß der Bambus auch eines der häufigsten Kochgefäße abgibt, wurde schon erwähnt. In dünne Streifen geschnitten liefert er ein biegsames und ausgezeichnetes Flechtmaterial für Matten, Hüte, Korbe und Reusen. Auch Seile werden aus ihm gedreht (Bambusseilbrücken der Grenzländer gegen Tibet). In Jagd und Krieg spielt er eine große Rolle. Nicht nur das Blasrohr und der Bogen sind vielfach aus Bambus; infolge seines starken Gehalts an Kieselsäure eignet er sich, zugespitzt und geschärft, auch für Lanzen- und Pfeilspitzen und Fußangeln. Ferner werden zahlreiche Musikinstrumente aus Bambus hergestellt: Bambuszithern, Maultrommeln, Flöten, Klarinetten, Panpfeifen, Mundorgeln, Klappern, Rasseln und eine ganze Reihe von Idiophonen vom einfachen, mit einem Stab angeschlagenen oder auf den Boden gestampften Schallrohr (Abb. 481) bis zu den komplizierten, aus zahlreichen — bis zu sechsunddreißig — aufgehängten Schallröhren bestehenden, glockenspielartigen Instrumenten der Sundanesen und Javanen (vgl. auch Abb. 556). Die verschiedenen Verwendungsarten des Bambus sind jedoch mit den hier aufgezählten noch lange nicht erschöpft, „denn schlafend oder wachend, bei jeder Art von Tätigkeit und auch in jeder Altersstufe ist der Mensch in Süd- und Ostasien, soweit das Bambus-

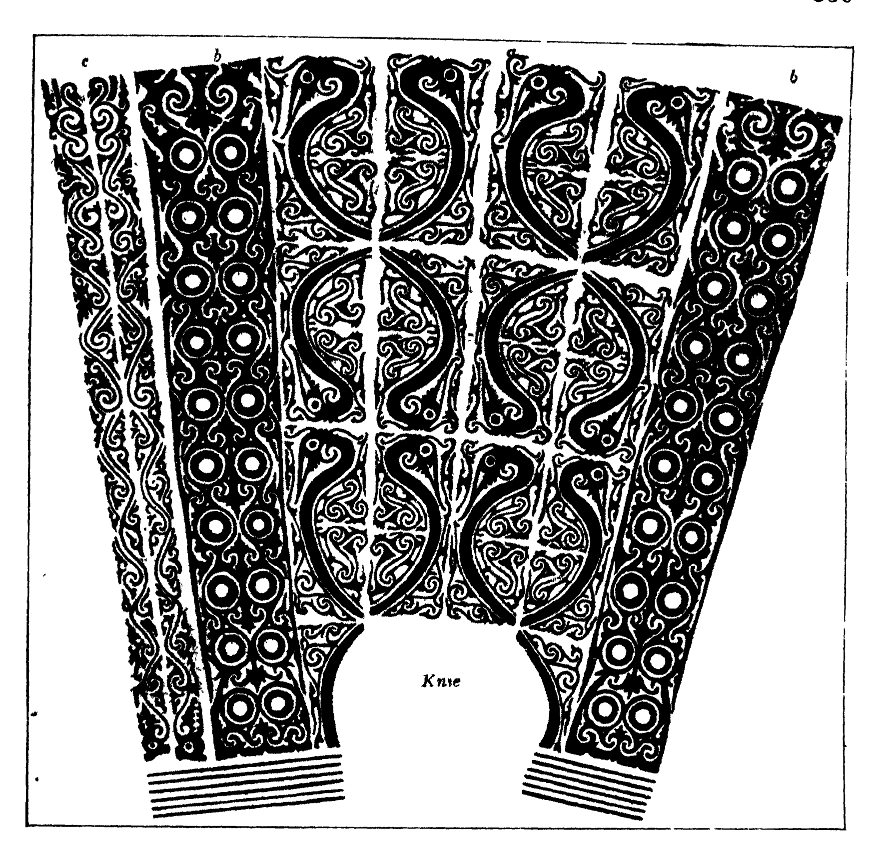


Abb. 532. Schenkeltatauierung einer Frau der Long-Glat, eines Dayakstammes, Mahakamflußgebiet, Borneo Das Mittelstuck (a) zeigt stilisierte Nashornvogelfiguren, das Motiv der beiden Seitenteile (b) ist den Schwungfedern des Argusfasans. das des rückwartigen Schlußstückes (c) der Zeichnung auf einem Prunkgrab entlehnt.

(Nach A. W. Nieuwenhuis, Quer durch Borneo)

rohr gedeiht, von Gebilden aus demselben umgeben und im Gebrauch solcher" (J. J. Rein) Schließlich sei noch erwähnt, daß zwar weitaus überwiegend wildwachsender Bambus verwendet wird, daß man ihn aber auch, wo Mangel daran besteht, in Pflanzungen zieht, seltener in Indonesien, häufiger in Siam, Birma und Assam.

Auf einer sehr hohen Stufe steht fast überall die **Flechtkunst**, begünstigt durch das Vorhandensein einer ganzen Reihe ausgezeichneter Materialien (Bambus, Rotang, Palm- und Pandanusblätter, mehrere Grasarten).

Wir haben ihre Verwendung im Hausbau (Mattenwände und -böden), in *Kleidung und Schmuck* (geflochtene Röcke auf den Aruinseln, Sitzschürzen auf Borneo und Celebes, Gamaschen der Angami-Naga, Hüte und Kappen, geflochtener Arm-, Brust- und Halsschmuck) und in der Fischerei (Reusen) schon kennengelernt. Dazu kommt eine große Menge der verschiedensten Körbe und Behälter vom gewaltigen Vorratskorb von mehreren Metern Durchmesser bis zum zartesten, in zierlichen Mustern geflochtenen Täschchen für Tabak- und Betelblätter.

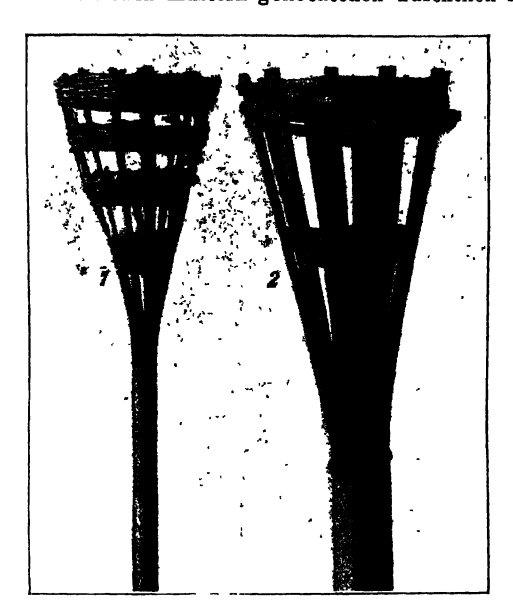
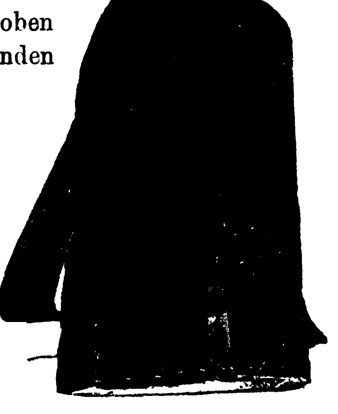


Abb. 533. Opferkörbe aus Bambus: 1 aus Französisch-Laos; 2 aus Südcelebes (Naturhistorisches Museum, Wien)

Von Assam bis ins östliche Indonesien verbreitet sind trichterförmige Opferkörbe, die man herstellt, indem man eine Bambusstange an einem Ende in Längsstreifen schneidet, diese auseinander biegt und horizontal mit Bambusstreifen oder Rotang durchflicht (Abb. 533). Mit dem anderen Ende in die Erde gepflanzt dienen sie als eine Art Altar, bei den Wa in Birma, den Kalinga und Tinggian in Nordluzon und den Batak in Sumatra auch zur zeitweiligen oder dauernden Aufnahme der auf der Kopfjagd erbeuteten Schädel. — Für die älteren Kulturschichten charakteristisch sind große Tragkörbe, oft nach unten spitz zulaufend, die entweder mittels Schulterbändern oder an einem Kopfband auf dem Rücken getragen werden (Abb. 461, Taf. XXXVI). Auch offene Traggestelle kommen vor. In manchen Gegenden des zentralen Celebes verwendet man statt der geflochtenen Tragkörbe Felltornister (Abb. 534) oder aus Palmblattscheiden zusammengenähte Behälter. Palmblätter und -blattscheiden sowie Pandanusblattstreifen, aneinandergenäht, -gesteckt oder -gebunden, dienen überhaupt zur Herstellung einer großen Menge von Gegenständen, wie Hüten, Speisedeckeln, Wassereimern, Schachteln, Regenmänteln, Matten und Segeln. Aus Pflanzenfasern geknüpfte Rucksäcke werden auf Formosa gebraucht.

Töpferei ist, soweit geeignetes Material vorkommt und sie nicht durch die Einfuhr eiserner Kochgefäße verdrängt ist (wie in weiten Gebieten Borneos), ziemlich allgemein verbreitet. Naturgemäß ist die Herstellung von Töpfen an die Fundstellen brauchbaren Rohstoffes gebunden. Dort entstehen bisweilen regelrechte Werkstätten, die den Ausgangspunkt eines lebhaften Handels bilden. So versorgt, um ein Beispiel anzuführen, die kleine Nikobareninsel Tschaura die ganze Inselgruppe der Nikobaren mit Töpfen (Abb. 512) Ja es besteht für die übrigen Inseln ein ähnliches Verbot, Töpfe herzustellen, wie dies oben (Seite 841) von mehreren anderen Gegenden bezüglich der Weberei erwähnt wurde.


Abb. 534. Felltornister der Tobela, Zentralcelebes (Nach A. Grubauer, Unter Kopfjagern in Zentralcelebes)

Die Töpfe werden entweder aus dem vollen Tonklumpen gearbeitet oder aus einzelnen ringförmigen Lagen aufgebaut, bisweilen auch um einen Bambuszylinder (Naga), einen Kürbis oder eine halbe Kokosnußschale geformt und an einem offenen Feuer oder in einem Reisighaufen gebrannt. Die Drehscheibe ist nur den Kulturvölkern bekannt, während Töpferöfen und Glasur überhaupt nur bei den Kulturvölkern Hinterindiens zu finden sind und in Indonesien ganz fehlen. Einen gewissen Ersatz für die Glasur bildet das in Indonesien übliche Bestreuen der Töpfe mit Harzpulver, das im Feuer schmilzt und ihnen so eine dichtere und glattere Oberfläche verleiht. Wenn die Töpferei bei manchen Völkern eine recht geringe Rolle spielt und meist technisch nicht sehr entwickelt ist, so liegt dies zum Teil sicher an der reichlichen Verwendung von Gefäßen aus Bambus, Flaschenkürbissen, Kokosnußschalen und Horn (Trinkhörner der Naga).

Vom sonstigen Hausrat seien hier nur die für Indonesien sehr charakteristischen ankerförmigen Haken aus Holz, Horn oder Knochen erwähnt, die zum Aufhängen von Kleidern, Waffen und anderen Gegenständen in den Häusern dienen (Abb. 536), ferner einige Löffelformen, die für die Feststellung weitreichender Kulturbeziehungen von Wichtigkeit sind: tiefe Schöpflöffel aus Kokosnußschale mit durch die Schale gestecktem Holzstiel, von Hinterindien bis Neuguinea und Mikronesien verbreitet (Abb. 537, Fig. 1); flachere Löffel, ebenfalls aus dem Segment einer Kokosnuß gefertigt, das durchbohrt und mittels Rotangstreifen am Stiel festgebunden ist (Abb. 537, Fig. 2); schließlich Löffel in der für Neu-



Abb. 535. Amifrau bei der Töpferarbeit, Ostformosa
(Nach J. B. M. McGovern, Unter den Kopfjägern auf Formosa)

guinea und Melanesien typischen gekrümmten Form, besonders deutlich ausgeprägt in den Horn- und Kokosnußlöffeln der Timorgruppe, und den Löffeln aus Muschel- oder Nautilusschalen der östlichsten Inseln, aber auch noch zu erkennen in den Holzlöffeln mit prächtig geschnitzten Menschenfiguren als Griff bei den Bergstämmen Nordluzons (Abb. 537, Fig. 3—6).

h) Metallbearbeitung

Ähnlich wie sich neben der Weberei der Gebrauch von Rindenstoffen in vielen Teilen Südostasiens erhalten hat, finden wir auch neben Geräten und Waffen aus Eisen vielfach noch solche aus anderen Stoffen, die als bis auf den heutigen Tag fortlebende Reste der Vormetallzeit anzusehen sind.

Dazu gehören Lanzen und Wurfspieße aus einer zugespitzten und im Feuer gehärteten Holz- oder Bambusstange, oder aber aus einer Bambusspitze an hölzernem Schaft bestehend (in Indonesien sehr weit verbreitet und sogar noch bei

einem Kulturvolk wie den Bugi im Gebrauch, stellenweise auch auf dem Festland zu finden, wie bei den Garo, Khunnong, Wa und Sedang), Pfeile mit Holz-, Bambus- oder Knochenspitze (Philippinen, Molukken, Timor, Südwest- und Südostinseln usw.), Hacken und Spaten mit dem Schulterblatt eines Büffels als Klinge (Katschin in Birma, Maronene in Südost-, Tokulawi in Zentralcelebes, Abb. 540, Fig. 5), Bambusmesser, wie sie insbesondere zum Durchschneiden der Nabelschnur gebraucht werden, Muschelschalen als Erntemesser (Luzon), ein runder Fauststein mit daran befestigter Feuersteinspitze, von den Tschin in Birma als Schlagwaffe bei Raufereien benützt, und anderes mehr.

Im übrigen ist zu bemerken, daß der Grad, in welchem die einzelnen Völker die Eisentechnik beherrschen, ein sehr verschiedener ist. Manche, wie die Alfuren Halmaheras und des inneren Ceram, gebrauchen zwar eiserne Werkzeuge und Waffen, wissen diese aber nicht selbst herzustellen. Gerade auf Halmahera und Ceram und überhaupt im östlichen Indonesien treten auch die Lanzen und Pfeile mit Holz-, Bambus- oder Knochenspitze besonders häufig auf. Die Bewohner der Mentawei-Inseln und jene von Engano, wo die Steinzeit vielleicht keine zwei Jahrhunderte zurückliegt, verstehen zwar die fertig eingeführten Schwert- und Messerklingen auf kaltem Wege durch Schleifen und Feilen zu bearbeiten, um ihnen eine bestimmte Form zu geben, kennen aber nicht die Kunst des Schmiedens. Manche Völker wieder, die ihre Werkzeuge und Waffen selbst herstellen, kennen nicht die Gewinnung des Eisens und beziehen dieses von auswärts, während schließlich andere selbst Bergbau betreiben und das Eisen aus dem Erz zu erzeugen wissen.

Wo dies nicht der Fall ist, ist es bisweilen schwer, zu entscheiden, ob es sich um ursprüngliche Unkenntnis oder um den Verlust einer ehemaligen Kenntnis handelt. Sehen wir doch auch in der Gegenwart, wie z. B. bei den Dayak Borneos die Einfuhr billigen und besseren europäischen Eisens die mühsame inländische Eisenerzeugung immer mehr verdrängt. Im östlichen Indonesien allerdings, wo die Eisentechnik vielfach überhaupt recht jung zu sein scheint, müssen wir wohl eine ursprüngliche Unkenntnis annehmen.

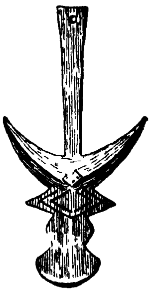


Abb. 536. Aufhängehaken der Tobada aus Holz, Zentralcelebes (Nach A. Grubauer)

Von solchen Ausnahmen wie den Mentawei-Inseln, Engano, den ostindonesischen Inseln und wohl auch den Nikobaren und einzelnen Gebirgsgegenden im Inneren des Festlandes und der großen Inseln abgesehen, dürfte die Eisentechnik in Südostasien schon vorindisch sein. Damit soll nicht gesagt sein, daß sie nicht aus Vorderindien gekommen sein kann, wohl aber daß dies, wenn überhaupt, schon vor der großen indischen Kolonisation

(Seite 750) der Fall war. Allerdings ist es auch möglich, daß sie von Zentral- oder Ostasien her Hinterindien und weiterhin Indonesien erreicht hat.

Für beide Möglichkeiten lassen sich Gründe anführen: für die Herkunft aus Ostasien die Verwandtschaft des südostasiatischen stehenden Kolbengebläses mit dem liegenden Kolbengebläse Chinas; für die Herkunft aus Indien eine

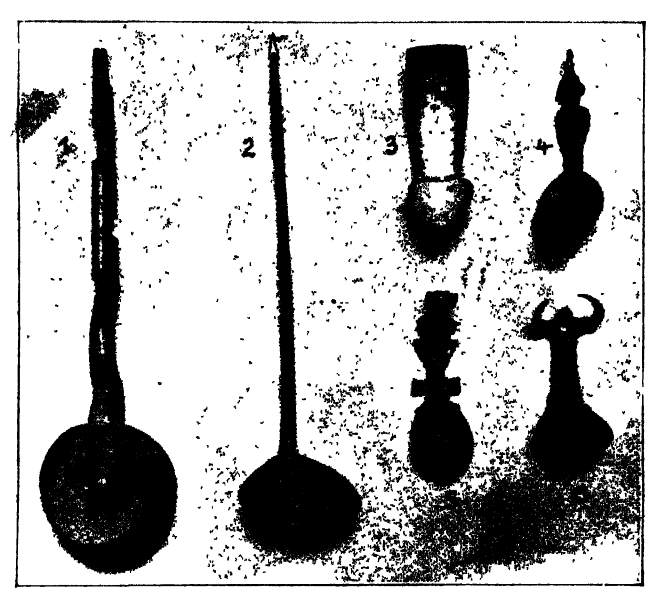
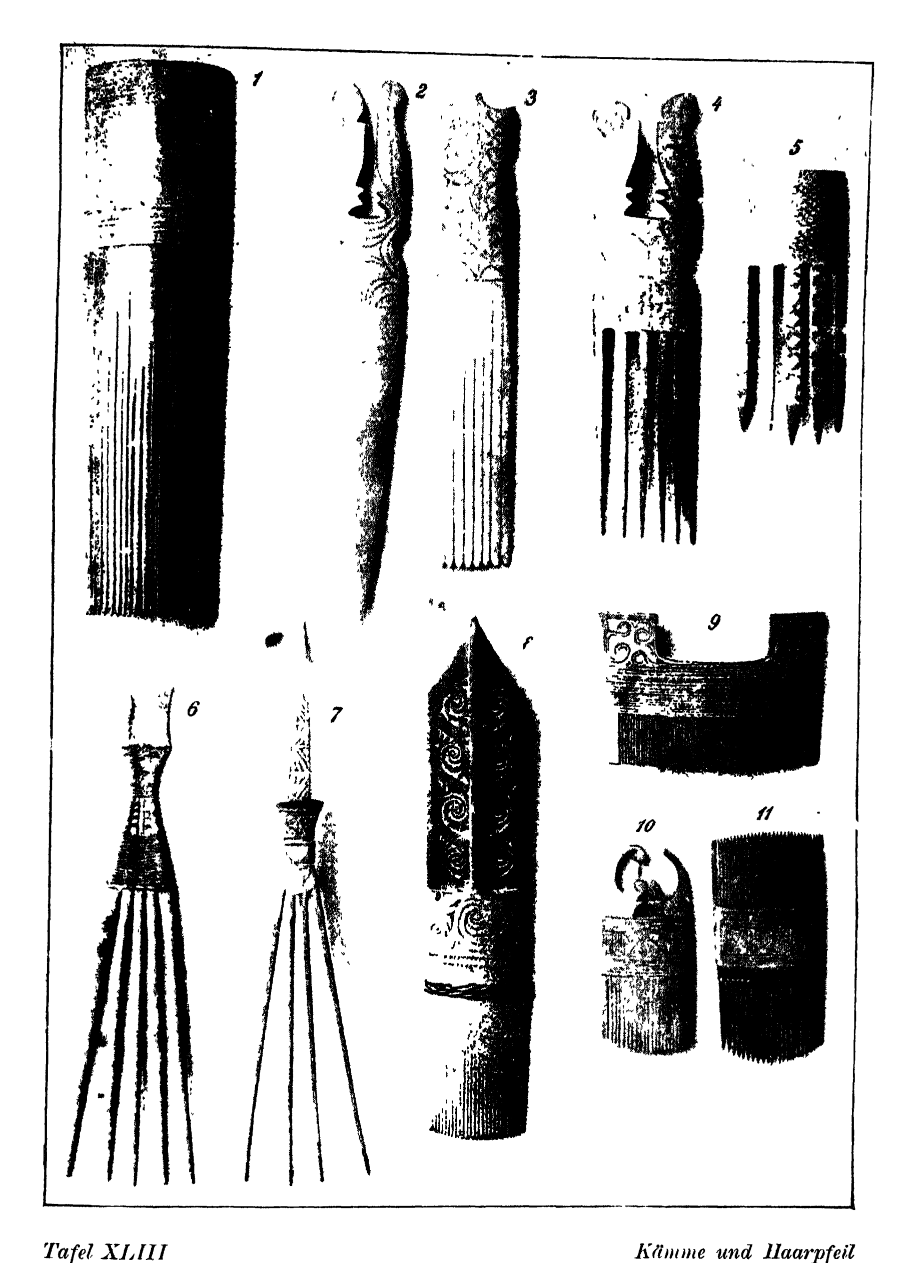


Abb. 537. 1 Schöpflöffel aus Kokosnußschale mit Holzstiel, Nordsiam; 2 Löffel aus dem Segment einer Kokosnuß mit Holzstiel, Siam; 3 Löffel aus Nautilusschale. Timorlaut; 4 Löffel aus Holz, Ifugao, Nordluzon; 5 Löffel aus Horn, Alor; 6 Löffel aus Kokosnußschale, Timor
(Naturhistorisches Museum, Wien)

ebenfalls denkbare Verwandtschaft des stehenden Kolbengebläses mit dem indischen Schalengebläse und die lange Dauer der Bronzezeit gerade in den Grenzgebieten Chinas und Hinterindiens.

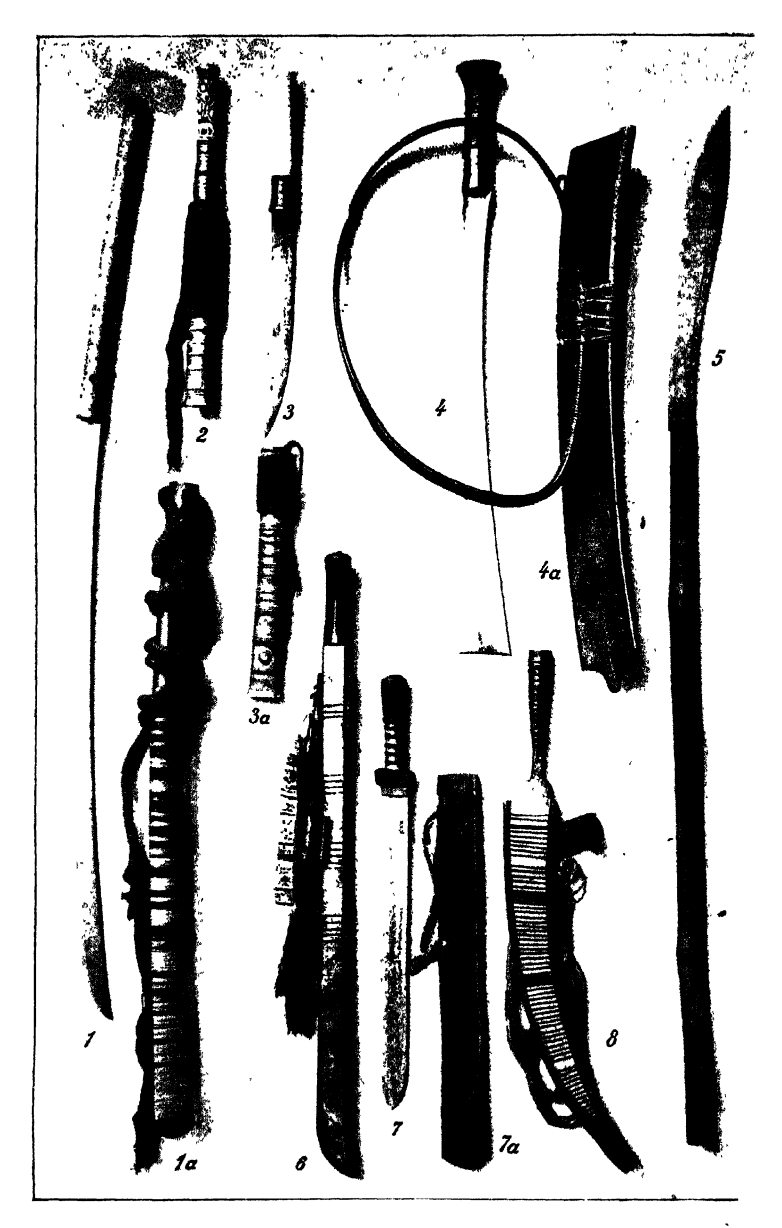
Jedenfalls paßt das stehende Kolbengebläse, wie es von Assam bis Neuguinea verbreitet ist und durch indonesische Auswanderer auch nach Madagaskar gebracht wurde, so gut in den Formenkreis der südostasiatischen „Bambuskultur“ mit ihrer reichlichen Verwendung von Bambus- und, wohl von diesen abgeleiteten, Holzröhren (Blasrohr, Feuerpumpe, Wasserleitungen, Trinksaugrohre usw.), daß man versucht ist, eine Entstehung dieses Gebläses in Südostasien selbst, Südchina vielleicht eingerechnet, anzunehmen.



Tafel XLIII *Kämme und Haarpfeil*

1 Aëta, Luzon; 2 bis 6 Senoi und Semang, Malaiische Halbinsel; 7 Ceram; 8 Westborneo; 9 bis 11 Kaseng, Französisch-Laos. — 1 bis 5 und 7 bis 11 aus Bambus, 6 Stäbchenkamm aus Holz. Bei 10 das Ende des einen Hornes abgebrochen

(Naturhistorisches Museum, Wien)



Tafel XLIV *Schwerter und Dolche aus Hinterindien und Formo*

1 Schwert der Schan, Nördliche Schanstaaten, Birma. Bambusener, mit Schnuren umwickelt Griff, hölzerne Scheide, rote, baumwollene Tragschnur; 2 Dolch der Schan, Südliche Scha staaten, Birma. Die Schnitzereien des aus Hirschhorn hergestellten Griffes zeigen Af und Raubtiere. Die hölzerne Scheide mit Silberblech überzogen; 3 Dolch der Sch Südliche Schanstaaten, Birma. Griff aus Hirschhorn, die hölzerne Scheide mit Silberbl überzogen; 4 und 7 Schwerter der Katschin, Nordbirma; 5 Französisch-Laos; 6 und 8 Formo. Bei 6 Griff aus Horn, bei 8 der eiserne, mit Rotang umflochtene Griff mit der Klinge einem Stück geschmiedet

(1 und 4 bis 8 Naturhistorisches Museum, Wien)

In seiner einfachsten und verbreitetsten Form besteht es aus zwei aufrecht stehenden, oben offenen Bambus- oder Holzzylindern (häufig ausgehöhlte Palmstämme), in denen sich an Stangen Kolben bewegen, die die Luft durch je eine unten wagrecht eingefügte dünne Röhre ins Feuer pressen (Abb. 538). Am Rand des Kolbens sind Hühnerfedern angebracht, die als Ventil wirken, indem sie beim Hineinstoßen sich aufblähen, beim Zurückziehen der Stange sich zusammenlegen. Durch abwechselndes Bewegen der beiden Kolben entsteht ein anhaltender Luftstrom. In selteneren Fällen verwendet man nur einen Zylinder, bei der Verhüttung des Erzes jedoch auch mehr als zwei, häufig drei oder vier, in Borneo bis zu zwölf. Bei den Birmanen sind die beiden Kolbenstangen an einem gleicharmigen Hebel befestigt, der mittels einer von seinem einen Ende herabhängenden Stange auf und nieder bewegt wird.

Wo in Südostasien andere Gebläseformen als die eben beschriebene vorkommen, hat man es wohl stets mit späteren Kultureinflüssen zu tun.

Dies gilt z. B. vom Schlauchblasebalg, wie er in Atscheh, auf Java (hier beim Gelbguß) und auf Lombok gebraucht wird. Er ist entweder durch Inder oder Araber eingeführt worden. Anderseits reicht er von Norden her auch zu den Man oder Yao Tongkings herein. Aus China stammt das liegende, beiderseits geschlossene Kolbengebläse, teils zylindrisch, teils viereckig (Kastengebläse). In seiner entwickelteren Form besitzt es an beiden Enden Klappenventile. Die Luftabfuhr erfolgt ebenfalls durch Klappenventile in einen parallel anliegenden Nebenzylinder, aus dem in der Mitte ein seitliches Rohr zum Feuer führt. Der Kolben wirkt daher doppelt, sowohl beim Vorstoßen als beim Zurückziehen, weshalb schon ein einziger Zylinder beziehungsweise Kasten zur Erzeugung eines ständigen Luftstroms genügt. Dieses Gebläse ist aus dem östlichen Hinterindien (Tongking, Annam, Kambodscha, Laosländer) sowie aus Java bezeugt. Auf indischen Einfluß ist wohl das Schalengebläse der Kui in Kambodscha zurückzuführen, verwandt dem in Orissa (Vorderindien) gebrauchten. Es muß früher in Südostasien weiter verbreitet gewesen sein, da es, wie Foy bemerkt, stellenweise das stehende Kolbengebläse der Dayak beeinflußt zu haben scheint. Ebenso wie nämlich beim Schalengebläse in Kambodscha und Orissa die das Gefäß abschließende Haut abwechselnd durch Treten mit den Füßen niedergedrückt und durch eine mit dem anderen Ende an einem elastischen Bambus befestigte Schnur automatisch wieder in die Höhe gezogen wird, ist auch die Kolbenstange mancher Dayakgebläse an einem federnden Bambusrohr befestigt, das sie nach jedem Herabstoßen immer wieder emporschnellen macht. -- Auch in Assam, bei den Khasi, kommt ein eigenartiges Gebläse vor, doch lassen die ungenügenden Beschreibungen nicht erkennen, ob es sich um ein Schalengebläse oder um einen dem europäischen verwandten Blasebalg handelt. Im übrigen reicht das südostasiatische stehende Kolbengebläse hier sicher bis zu den Naga. Über die bei den Bodovölkern verwendeten Gebläseformen sind wir leider nicht unterrichtet, so daß sich die Westgrenze des Kolbengebläses nicht mit Sicherheit feststellen läßt.

Bei der Verhüttung werden meist tönerne Schmelzöfen gebraucht, doch kommt auch Ausschmelzen des Metalls ohne Ofen,



Abb. 538. Kalabit bei der Schmiedearbeit mit stehendem Kolbengebläse und Steinhämmern, Serawak, Borneo

(Nach Ch. Hose and W. McDougall, The Pagan Tribes of Borneo)

nur unter einem schräg gestellten Stein vor (beide Arten der Eisengewinnung z. B. bei den Khasi). In einigen Gegenden Birmas verwendet man einen Ofen mit natürlichem Zug ohne Gebläse (Windofen). Gefeuert wird mit Holzkohle.

Unter den Schmiedewerkzeugen sind besonders der meist steinerne Amboß, runde Steinhämmer mit Schlingenschäftung (Abb. 538) für die gröbere, ebenso geschäftete Eisenhämmer für die feinere Arbeit und eiserne Zangen zu erwähnen. Die Herstellung von Stahl durch abwechselndes Glühen und Abkühlen des Eisens ist bekannt.

Ziemlich verbreitet ist sowohl auf dem Festlande als auf den Inseln der Gelbguß, der zur Herstellung messingener Schmuckstücke, Glöckchen, Büchsen usw. dient.

Am höchsten entwickelt ist er bei den Batak, die aus diesem Material nicht nur kunstvolle Schmuckgegenstände, sondern auch große Stockköpfe mit figürlichen Darstellungen, Tabakpfeifen von mehr als einem Meter Länge und dergleichen herzustellen wissen. Abgesehen von den altertümlichsten Formen

des Messingschmucks (vgl. S. 846, 847 und Abb. 520, 523, 524), die übrigens meist nicht selbst gegossen, sondern aus eingeführtem Messingdraht verfertigt werden, verraten die meisten Gegenstände aus Messing in Form und Ornamentik den unmittelbaren Einfluß der Kulturvölker (Malaien, Atscheher, Javanen usw.), gehen also letzten Endes auf Vorbilder zurück, die dem indischen oder mohammedanischen Formenkreis angehören.

In seltenen Fällen wird noch der ja auch bei den meisten Kulturvölkern schon fast verschwundene Bronzeguß geübt. Auch die Bearbeitung der Edelmetalle ist wenig verbreitet. Stellenweise gibt es zwar Goldschmiede, wie bei den Batak, Igorot, auf Kissar und Luang, meist jedoch bezieht man Gold- und Silberschmuck, wo überhaupt solcher getragen wird, von den benachbarten Kulturvölkern.

i) Werkzeuge und Waffen

Von eisernen Werkzeugen seien hier nur die Äxte erwähnt. Man kann von ihnen zwei Haupttypen unterscheiden.

Eine mittels Rotangbindung an knieförmigem, federndem Stiel mit verdicktem Griffteil geschäftete Axt (Abb. 539, Fig. 1) ist für den größten Teil Indonesiens und die Malaiische Halbinsel charakteristisch und wird auch in einigen Gebieten Hinterindiens gebraucht (z. B. in Birma beim Bootbau). Die Klinge ist innerhalb der steifen Rotangumflechtung verstellbar, so daß das Werkzeug sowohl als Axt wie als Dechsel verwendet werden kann. Im östlichen Hinterindien kommt eine Nebenform mit nicht aufgebundener, sondern mittels einer Tülle geschäfteter Axt vor (Abb. 539, Fig. 2). Der zweite Haupttypus, wobei die Klinge einfach durch eine Öffnung des geraden, nur am Ende etwas verdickten Stieles gesteckt wird (Abb. 540, Fig. 1), ist besonders bei den Bergstämmen Assams und des westlichen Birma, auf Nias und im östlichen Indonesien (Kei-Inseln) verbreitet. Beide Typen haben ihre Verwandten unter den Steinäxten der Südsee und gehen zweifellos auf neolithische Formen zurück. Eine abweichende Art der Knieaxt, ebenfalls gewissen ozeanischen Formen entsprechend, findet man auf Engano. Hier ist die Klinge — noch um 1770 soll sie aus Stein gewesen sein — dem Schaft nicht aufgebunden, sondern in ein bewegliches Zwischenfutter gefaßt, das dem Schaft aufgesteckt wird.

Unter den Waffen ist zunächst als besonders altertümlich die Keule zu nennen, die allerdings nur mehr sporadisch auftritt und über deren Verbreitung wir außerdem recht schlecht unterrichtet sind.

Auf Alor tritt sie als Stabkeule auf, auf den Aruinseln, neben einfachen Holzformen, als Morgenstern mit eingesetzten Nägeln. Hier verwendet man auch die Säge des Sägefisches als Schlagwaffe. Auf Engano diente eine etwa 2 m lange Flachkeule den Frauen als Waffe, sowohl bei Streitigkeiten untereinander als auch im Kriege, um ihren Männern durch Zertrümmerung der großen Setzschilde ihrer Gegner zu Hilfe zu kommen (Abb. 541). Am häufigsten sind Keulen auf Celebes. Hier sei nochmals auf die mit Metallsplittern besetzten Keulen der Toala verwiesen (s. S. 788). Aber auch sonst findet man da und dort auf der Insel, besonders im Süden, hölzerne Kolbenkeulen, sei es als Waffen

gen Diebe, sei es als Wurfkeulen zum Erlegen von Fischen. In der Landschaft Minahassa (Nordcelebes) scheinen Keulen früher auch im Kriege gebraucht worden zu sein. Ebenfalls auf Celebes verwendet man knieförmig gekrümmte, bumerangähnliche Wurfhölzer zur Vogeljagd. Auf beiden Seiten zugespitzte, als Kriegswaffen dienende Wurfhölzer sind aus Borneo und von der Malaiischen Halbinsel bekannt. Sonst wird noch gelegentlich über Keulen auf Sumatra, Java, Kissar und den Molukken berichtet, doch sind sie nirgends häufig. Auf Sumatra und Java, wo mit Metall beschlagene Keulen vorkommen, mag es sich z. T. um indischen Einfluß handeln. Wenigstens hat man in Java antike eherne Keulenköpfe aus der Hinduzeit von ausgesprochen vorderindischem Typus gefunden. Auch die hölzerne, bisweilen mit einem silbernen Knauf versehene Keule, die bei den Khasi in Assam zur Ermordung von Menschen im Zusammenhang mit dem Thlenkult verwendet wird (s. S. 933), gehört, wie dieser Kult selbst, vielleicht einer verhältnismäßig jungen Kulturschicht an.

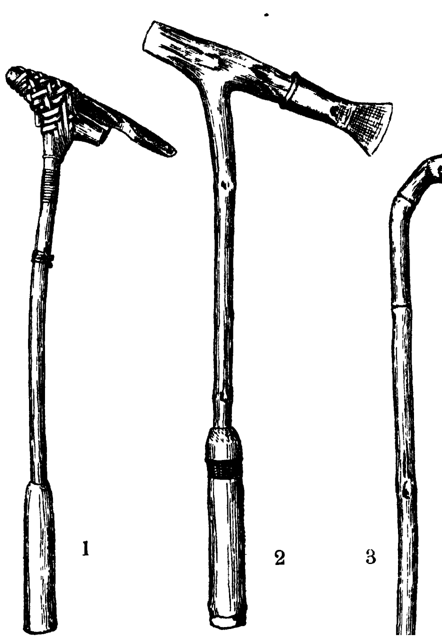


Abb. 539. 1 Axt mit aufgebundener, in der steifen Rotangumflechtung verstellbarer Klinge, Dayak, Borneo; 2 Axt mit Tüllenklinge, Französisch-Laos; 3 Haumesser der Moi, Französisch-Laos, Schaft aus Bambus mit einem Teil der Wurzel. Die Schneide befindet sich an der nach innen gekrümmten Seite der Klinge (Naturhistorisches Museum, Wien)

Die meistgebrauchte Kriegswaffe Südostasiens und als solche wie auch als Jagdwaffe allgemein verbreitet ist die Lanze.

Das häufige Vorkommen von Lanzen aus Holz oder Bambus oder mit Bambusspitze an hölzernem Schaft wurde schon erwähnt. Hölzerne Lanzen und Wurfspieße mit zahlreichen kleinen eingeschnittenen Widerhaken sind bei den Schom Pen auf Großnikobar (Abb. 576, Fig. 5) und bei den Alfuren der Molukken, insbesondere auf Halmahera, in Gebrauch. Die Alfuren Cerams besitzen Lanzen mit Spitzen aus Kasuarknochen. Auf Engano verwendete man früher Fischgräten als Widerhaken oder fügte unterhalb der Spitze einen ganzen Delphinkiefer samt den Zähnen ein, die dann als Widerhaken wirkten. Im größten Teil Südostasiens sind jedoch eiserne Lanzenspitzen in Gebrauch, bisweilen solche von gewaltiger Größe, wie bei den Naga (Taf. XLI). Lanzen mit Widerhaken sind besonders in Indonesien verbreitet (z. B. auf Luzon, [Abb. 513]). Bisweilen wird die Spitze außer Gebrauch durch eine hölzerne

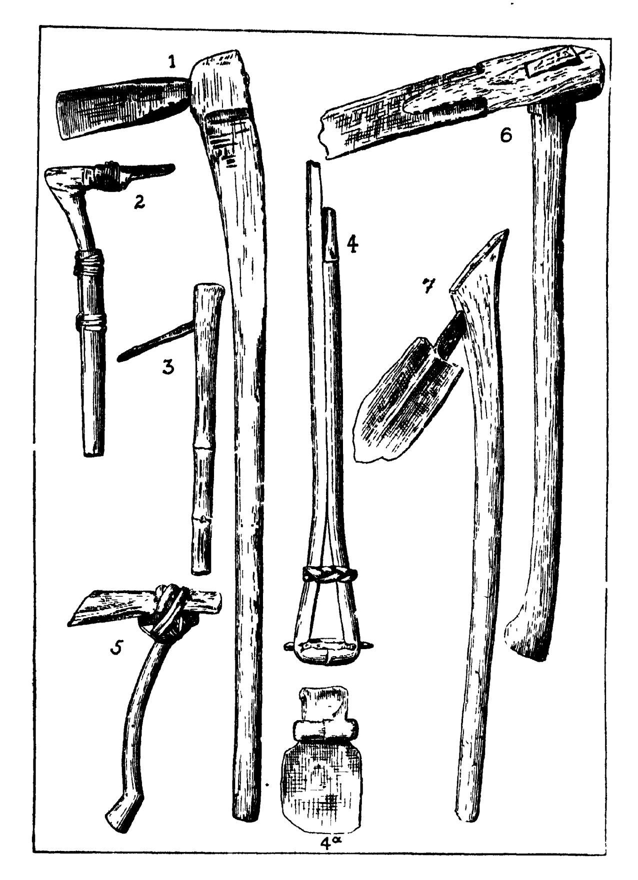


Abb. 540. 1 Axt der Tschakma mit verstellbarer Klinge, Hinterland von Tschittagong, Ostbengalen; 2 Feldhacke der Luschei, der Schaft aus Bambus, Hinterland von Tschittagong, Ostbengalen: 3 Feldhacke der Mro, der Schaft aus Bambus, Hinterland von Tschittagong, Ostbengalen; 4 Feldhacke der nordöstlichsten Naga, der Schaft aus gespaltenem Rotang, Gegend von Makum, Assam · 5 Feldhacke der Maronene mit dem Schulterblatt eines Büffels als Klinge; Südostcelebes; 6 Feldhacke, Bali: 7 Feldhacke, Sumatra. Sämtliche Klingen mit Ausnahme derer von Fig. 5 aus Eisen (1, 2 und 3 nach E. Riebeck, 4 nach S. E. Peal, 5 nach J. Elbert, 6 und 7 Lindenmuseum Stuttgart)

Scheide geschützt (Karen, Dayak). Stricklanzen, bei denen der Krieger die Lanze nach dem Wurf mittels eines daran befestigten Strickes zurückziehen konnte, waren früher auf Formosa, auf Halmahera und als Waffe der Kavallerie bei den Bugi und Makassaren auf Celebes in Gebrauch. Bemerkenswert ist die häufig vorkommende Verzierung des-Lanzenschaftes mit Haaren. Am stärksten ausgebildet ist sie

bei den Naga in Assam, wo besonders die Prunklanzen entweder mit weiß-, rot- oder schwarzgefärbten, oft bürstenartig kurzgeschnittenen Ziegen- und Hundehaaren, oder mit Menschenhaaren besetzt sind, denen man ihre natürliche Farbe und Länge beläßt (Taf. XLI und Abb. 456). Aber auch sonst ist sowohl in Hinterindien als in Indonesien die Verzierung der Lanzenschäfte mit Haaren mehr oder weniger verbreitet (z. B. Batak auf Sumatra, Kalinga auf Luzon) und tritt im östlichen Indonesien (Celebes, Timor usw.) wieder stärker hervor.

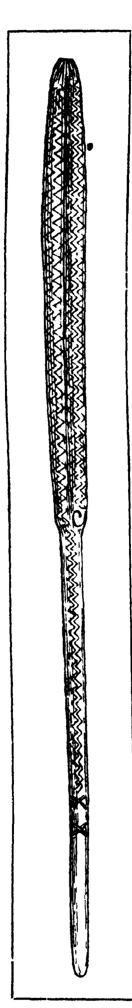


Abb. 541. Hölzerne Frauenkeule, Engano. (Nach J.D.E.Schmeltz, Internationales Archiv für Ethnogr. VI)

In bezug auf die Formen der Schwerter, Säbel, Messer und Dolche läßt sich Südostasien deutlich in zwei Gebiete trennen: ein südliches, welches die Malaiische Halbinsel und Indonesien ohne den nördlichen Teil von Luzon umfaßt, und ein nördliches, zu dem das Festland (ohne die Malaiische Halbinsel) und Formosa gehören. In Nordluzon berühren und mischen sich beide Gruppen, wobei die nördlichen Formen überwiegen. Sonst haben nur an wenigen Stellen nördliche Formen in Indonesien, oder umgekehrt südliche in Hinterindien und Assam Eingang gefunden. Wenn im folgenden der Bequemlichkeit und Kürze wegen von Schwertern die Rede ist, so ist festzuhalten, daß darunter größtenteils Säbel und Haumesser zu verstehen sind und daß diese bei vielen Völkern nicht nur als Waffen, sondern gleichzeitig auch als Werkzeuge, z B. zum Fällen von Bäumen, verwendet werden.

Für das nördliche Gebiet sind besonders einschneidige Schwerter und Haumesser mit Vordergewicht, meist mäßig gekrümmter, vorn oft verbreiterter, oft auch spitzenloser Klinge und verhältnismäßig sehr langem, rundem und nur selten verziertem Stangengriff charakteristisch.

Seine extremste Ausprägung findet dieser Typus in den Schwertäxten der Naga in Assam und der Bergstämme von Nordluzon (Abb. 542). Eine Mittelstellung zwischen diesen Schwertäxten und den eigentlichen Schwertern nehmen manche nur als Werkzeug gebrauchte spitzenlose Haumesser der Birmanen und benachbarter Völker ein. Auch die gegen das Ende zu verbreiterten und ebenfalls in einer Querkante endigenden Schwerter der Khamti und Katschin in Nordbirma gehören hierher (Taf. XLIV, Fig. 4). Sogar in den Schwertern der Kulturvölker (Birmanen, Schan, Siamesen usw.) klingt dieser Typus

noch entfernt an. Ihrer Form nach erinnern sie an das japanische Schwert, besitzen jedoch, mit Ausnahme mancher Schwerter des östlichen Hinterindien, kein Stichblatt (Taf. XLIV, Fig. 1). Der Griff ist sehr lang, im östlichen Hinterindien unter den Lao und Moi oft um vieles länger als die Klinge, so daß man eigentlich von Haulanzen sprechen müßte (Taf. XLIV, Fig. 5). Auch hierin zeigen sich Anklänge an Japan. Altertümlicher erscheinen die an einem Krückstock geschäfteten Haumesser oder Hausicheln der Moi (Abb. 539, Fig. 3). Im Nordwesten reicht das gerade, einschneidige Schwert der Tibetaner über das Gebiet der Nordassamvölker bis zu den Katschin und Lisu herein (Taf. XLIV, Fig. 7). Im Osten erscheint es, neben kurzen Krummschwertern eigenartiger Form (Taf. XLIV, Fig. 8) auf Formosa wieder (Taf. XLIV, Fig. 6). Auch in bezug auf die Scheide bestehen nahe Beziehungen zwischen dem osthimalayisch-nordbirmanischen Gebiet einerseits, Formosa und Nordluzon anderseits. Hier wie dort kommt die einseitig offene Holzscheide vor, in der das Schwert durch Rotang-, Bambus- oder Metallstreifen festgehalten wird. Im Westen findet sie sich bei den Nordassamvölkern, den Khamti, Katschin und manchen Naga, während die Nagaschwertaxt sonst meist offen, in einer hölzernen Öse hängend, getragen wird (Taf. XLIV, Fig. 4a, 6, 7a, 8, Abb. 542, Fig. 2a, Abb. 544, Fig. 4, 6). Auf Luzon ist es der Bolo, das breite Haumesser der Igorot und Ifugao, das in nur einseitig geschlossener Scheide getragen wird. Vereinzelt scheinen solche Scheiden auch auf Borneo vorzukommen.



Abb. 542 Schwertäxte: 1 von den Tinggian, Nordluzon; 2 von den Konke-Naga, Gebiet des oberen Tschindwin, Nordwestbirma; 2a Scheide zu 2; 3 von den Angami-Naga, Assam, der Schaft mit schwarzem Menschenhaar und rotgefärbtem Ziegenhaar besetzt
(Naturhistorisches Museum, Wien)

Im Rahmen dieser Darstellung eine noch so oberflächliche Übersicht über die unglaublich mannigfaltigen Schwert- und Dolchformen Indonesiens zu geben, erscheint unmöglich. Es gibt allerdings gewisse Grundtypen, die aber ins Unendliche abgewandelt oder auch miteinander gekreuzt werden. Jedes Volk hat seine eigenen Abarten, die wiederum in zahlreichen, genau unterschiedenen und be-

sonders benannten Varianten auftreten. Gegenüber der schlichten Form hinterindischer Klingen und Griffe ist hier gerade der ungeheure Formenreichtum charakteristisch.

Nicht nur bei Kulturvölkern, auch bei den Dayak wird die Klinge mit Ziselierungen, mit Einlagen von Kupfer oder Silber verziert, ihr Rücken bisweilen in Zacken, Schnörkel und durchbrochene Muster aufgelöst. Noch weit mannigfaltiger als die Klingen sind die Griffe. Besonders weit verbreitet sind solche, die einen Tierkopf mit geöffnetem Rachen darstellen. Bisweilen ist die ursprüngliche Tierform so umgebildet und vereinfacht, daß man sie kaum mehr erkennt (Taf. XLV, Fig. 1, 2, 3). Diese Rachengriffe stammen nach Foy letzten Endes von indischen Schwertgrifformen mit Löwenkopf ab, wie sie ähnlich noch heute bei den Kulturvölkern, insbesondere auf Java, vorkommen. Für die Schwertgriffe des südlichen Nias und der Kayan, Kenyah und anderer Dayakstämme Borneos mit ihrer Verbindung von Rachenmotiv und Menschenfigur dürften sich (gelegentlich auch an hinterindischen Schwertgriffen vorkommende) Darstellungen aus dem Gebiet der indischen Mythologie als Vorlage nachweisen lassen (Taf. XLV, Fig. 6, 9). Überhaupt scheinen mit wenigen Ausnahmen alle Schwertgriffe Indonesiens unmittelbar oder mittelbar von indischen Formen abgeleitet zu sein, die allerdings in durchaus eigenartiger Weise umgeschaffen und weitergebildet wurden. Die uns schon von den Lanzen her bekannte Verzierung mit rotem Ziegenhaar, oft auch mit Menschenhaar, kehrt hier wieder, besonders an den Griffen jener Klasse von Schwertern, die man meist als Klewang oder Parang, auf Borneo auch als Mandau bezeichnet: Hiebwaffen mit Vordergewicht, die wohl die altertümlichsten und auch die häufigsten Formen Indonesiens umfassen (Taf. XLV, Fig. 1, 4, 5, 6, 9). Auch die Schwerter der Kampilanform mit Rachengriff und Parierstange (Taf. XLV, Fig. 2), wie sie rings um die Celebessee (Mindanao, Nordborneo, Nordcelebes, Talaut- und Sangi-Inseln) gebraucht werden, gehören hierher, ebenso die Schwerter mit Griffkorb aus Rochenhaut von der Banda- und Alfurensee. Weniger häufig sind Säbel mit Handgewicht und bisweilen kreuzförmigem Griff. Sie gehen auf arabischen, jungindischen und großenteils wohl auch europäischen Einfluß zurück. Mit ihnen dürfen die merkwürdigen Schwerter der Landdayak und anderer Stämme von Westborneo nicht verwechselt werden, deren eiserner, mit Parierstange versehener Griff mit der Klinge zusammen aus einem Stück geschmiedet ist (Taf. XLV, Fig. 5). Schwerter von einer der hinterindischen verwandten Form findet man auf den Suluinseln und auf Mindanao, ebenda und in Nordborneo auch zweischneidige Dolche und Krummesser, die deutlich arabischen Einfluß verraten. Die weitaus größte Verbreitung unter den Dolchen besitzt jedoch der Kris, allerdings fast ausschließlich bei den Kultur- und Halbkulturvölkern. Er tritt bereits in der Hinduzeit Javas auf und kommt heute in einer ungeheuren Zahl verschiedener Abarten vor. Die zweischneidige Klinge ist entweder gerade oder, häufiger, schlangenförmig gewellt und erhält durch Zusammenschweißen von Eisenstäben verschiedener Qualität, bei besseren Stücken von gewöhnlichem Eisen und nickelhaltigem Meteoreisen, sowie durch nachheriges Ätzen eine prächtige, oft fälschlich als Damaszierung bezeichnete Musterung. Der Griff, aus Holz, Elfenbein oder Metall, bisweilen aus Gold, hat die Form eines Pistolenkolbens oder

stellt eine stark stilisierte menschliche Figur, bisweilen auch einen Vogelkopf dar. Die schönsten Stücke mit ihrer wunderbar feinen Ausführung von Klinge, Griff und Scheide in edelstem Material erscheinen als wahre Kunstwerke (Abb. 543).

Merkwürdig ist das Auftreten zur südlichen Schwertergruppe gehöriger Formen bei einigen Bergstämmen des Festlandes im Hinterland von Tschittagong und in Assam. So besitzen die zur Kuki-Tschin-Gruppe gehörigen Stämme von Tschittagong und Nordarakan ein Schwert, das fast genau einer bestimmten Abart des Kampilantypus der Celebessee entspricht. Da der Kampilan hauptsächlich eine Waffe der mohammedanischen Seeräubervölker von Nordborneo Mindanao und der Suluinseln ist, gerade die Küste des bengalischen Meerbusens von Arakan bis zur Gangesmündung aber im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ein Tummelplatz von Seeräubern verschiedenster Herkunft war, ist eine Übertragung durch diese denkbar. Schwieriger ist es, sich das Vorkommen von Schwertern mit eisernem, aus einem Stück mit der Klinge bestehendem Griff samt Parierstange bei den Garo und Khasi zu erklären, deren Verwandtschaft mit dem schon erwähnten Schwert der Landdayak ganz unverkennbar ist (Abb. 455 und Taf. XLV, Fig. 5). Sowohl in Assam als in Borneo dürfte es sich wohl um Reste einer einst weiter verbreiteten, möglicherweise altindischen Waffe handeln. Überhaupt stammen die Waffen der weniger kultivierten Völker sicher zum großen Teil von Formen ab, die ursprünglich bei Kulturvölkern in Gebrauch waren, sich aber jetzt nur mehr in entlegenen Gebirgsgegenden erhalten haben. So erscheint das merkwürdige, an einen Krückstock geschäftete Haumesser der Moi (Abb. 539, Fig 3) noch auf den Reliefdarstellungen von Angkor-Wat (elftes oder zwölftes Jahrhundert) als Waffe der kambodschanischen Infanterie sowohl als Kavallerie (Tafel XLVII am linken Bildrand). Ebenda sind kambodschanische Krieger abgebildet, deren Lanzenschäfte mit Federn besetzt sind. Die birmanische Reiterei führte noch im neunzehnten Jahrhundert mit Pfauenfederbüscheln befiederte Wurfspeere. Heute treten mit Federn besetzte Lanzen nur mehr ganz vereinzelt in Gebieten niederer Kultur auf (bei den Dayak auf Borneo, als Tanzlanzen auf Ceram).

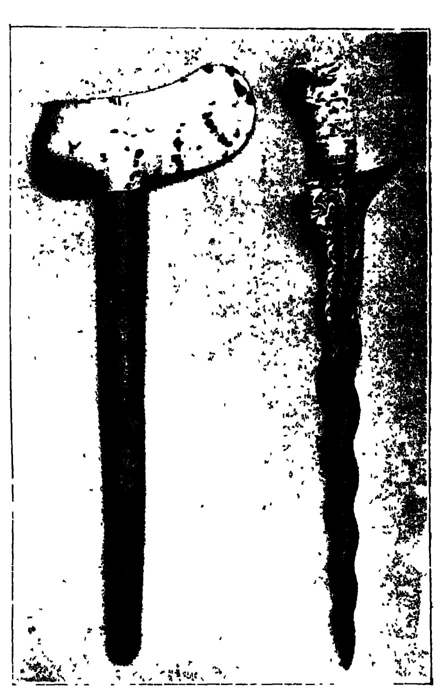


Abb. 543. Kris mit elfenbeinernem Griff, Klinge mit Gold eingelegt, Zwinge aus Gold und Rubinen, Djokjakarta, Java
(Museum für Völkerkunde, Berlin)

Erklärung der Abbildung 544

1 Luntenflinte mit aus Rotang geflochtenem Hohlring zur Aufnahme der Lunte. Der Lauf der Flinte ist mit Rotang am Vorschaft festgebunden (1/7 n. Gr.); 2 Pulverflasche aus Holz, der federnde Deckel ist aus der Geweihstange eines Muntjakhirsches geschnitzt (1/2 n. Gr.); 2a Durchschnitt durch die Pulverflasche (1/5 n. Gr.); 3 Patronentasche mit Pulvermaßen und Kugelbeutel (1/6 n. Gr.); 4 Dolch mit Holzscheide und aus Rotang geflochtenem Gehänge (1/6 n. Gr.); 5 Halsschmuck eines Kopfjägers aus auf Rotang gezogenen Pflanzenmarkscheiben, jede Scheibe bedeutet einen erbeuteten Kopf (1/4 n. Gr.); 6 Kopfjägermesser mit Holzscheide (1/5 n. Gr.); 7 Armring aus zwei zusammengebundenen Eberhauern (1/2 n. Gr.); 8 Hacke aus Eisen, mit Rotang auf einen Ast gebunden (1/6 n. Gr.); 9 Tabakspfeife mit Kopf aus dem Wurzelstück eines Bambus (1/2 n. Gr.); 10 Kappe aus der Kopfhaut eines Muntjakhirsches mit Geweih (1/3 n. Gr.); 11 Fangvorrichtung einer Fischfalle; 12 Bogen aus Bambus mit Rotangsehne (1/8 n. Gr.); 13 Fischpfeil mit gezahnten Holzspitzen (1/8 n. Gr.). (1—3 Formosa, 4 Insel Botel Tobago, 5—13 Formosa)

(Lindenmuseum Stuttgart)

Der einfache Holz- oder Bambusbogen kommt als noch gebrauchte Kriegs- und Jagdwaffe auf Formosa (Abb. 544, Fig. 12), den Philippinen (außer bei Negritos und Halbnegritos auch bei den Tinggian und Ilongot auf Luzon und bei den heidnischen Völkern Mindanaos), auf den Mentawei-Inseln und im Osten vor (Nordhalmahera, Ceram, Kleine Sundainseln von Sumbawa an ostwärts, Südwest- und Südost- [Abb. 527], Kei- und Aruinseln).

Auf Java wird er gegenwärtig nur zum Scheibenschießen verwendet, wurde aber noch während des großen javanischen Krieges von 1825 bis 1830 als Kriegswaffe gebraucht, auf Bali sogar noch später. Aus älteren, einheimischen sowohl als europäischen und chinesischen Quellen, aus mündlichen Überlieferungen, aus der rituellen Verwendung des Bogens (Toradscha auf Celebes) und seinem Vorkommen als Kinderspielzeug, vor allem auch aus sprachlichen Befunden geht hervor, daß er noch vor wenigen Jahrhunderten nicht nur auf Java, sondern auch auf Sumatra, Celebes, Buru, der Malaiischen Halbinsel, bei sämtlichen Völkern der Philippinen, bei den Küstenmalaien Borneos und in früherer Zeit wahrscheinlich auch bei den Dayak als Kriegswaffe verwendet wurde. Er ist z. T. durch die Einführung von Feuerwaffen, z. T. wahrscheinlich durch das Blasrohr verdrängt worden.

Auf dem Festlande findet man den einfachen Bogen, meist aus Bambus, im Westen bei den Kuki-Tschin und einem Teil der Naga, wo er aber infolge des Vordringens von Vorderladegewehr und Armbrust in raschem Verschwinden begriffen ist, dann bei den Nordassamstämmen und vor allem bei den Khasi, deren Hauptwaffe er bildet. Die Garo kennen ihn nur als Kinderspielzeug. Über die

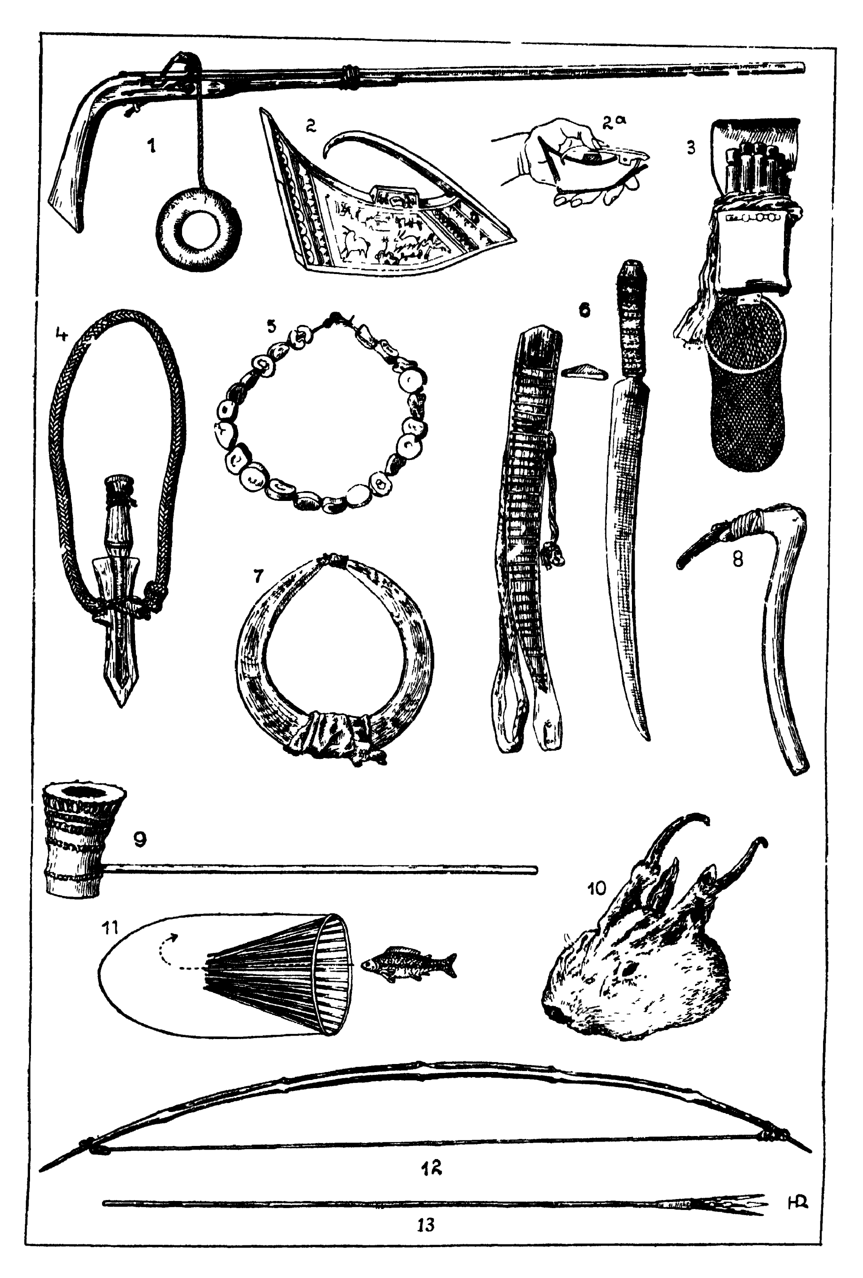


Abb. 544. Waffen, Schmuck und Geräte aus Formosa

Verbreitung des Bogens im mittleren und östlichen Hinterindien sind wir nur wenig unterrichtet. Fast überall hat er der Armbrust weichen müssen, doch scheint er noch stellenweise im nördlichen *Siam* und bei den Moi vorzukommen.

Auf die Formen des Bogens hier näher einzugehen, würde zu weit führen. Nur einige Einzelheiten mögen erwähnt werden. So ist für die Khasi ein Bambusbogen mit einer Bambussehne bezeichnend, deren knopfartig verdickte Enden beiderseits in an den Bogenenden befestigte Schlingen eingeknüpft sind. Diese sehr charakteristische, auch aus Westafrika bekannte Befestigungsart läßt sich westwärts bis zu zentralindischen Stämmen (Dschuang, Bhil), ostwärts über die Kugelbögen Hinterindiens bis nach Hainan und den Philippinen verfolgen, wo sie allerdings nicht allgemein ist. Sonst wird die aus Rotang oder einer gedrehten Bastschnur bestehende Sehne meist in Einkerbungen des Bogens eingehängt oder aber über eine abgesetzte Spitze des Bogenendes gestreift, wobei ihr bisweilen, wie bei den gewaltigen Holzbögen von Timorlaut und anderen Inseln der südindonesischen Kette, eine knaufartige Verdickung des Bogens als Widerlager dient. Eine sehr seltene, vielleicht nur hier vorkommende Art der Sehnenbefestigung findet man auf Bali. An beiden Enden der Sehne sind eiserne Haken angebracht, die in ebenfalls eiserne, am Bogen befestigte Ösen eingehängt werden. Umwicklung des Bogens mit Schnüren oder Umflechtung mit Rotangstreifen findet man in Indonesien ziemlich häufig (Philippinen, Timorlaut usw.), Verstärkung durch Auflegen eines flachen Holzstabes oder einer Sehne auf der Außenseite des Bogens auf den Aruinseln. Zusammengesetzte Reflexbögen waren einst unter indischem und chinesischem Einfluß bei den Kulturvölkern ziemlich allgemein verbreitet, vermochten aber meist nicht die einheimischen Formen ganz zu verdrängen. Gegenwärtig sind sie in noch höherem Grad verschwunden als diese. Doch findet man z. B. auf Java noch neben den einfachen Holz- und Bambusbögen aus Horn hergestellte Bögen asiatischer Form. — Für Pfeilspitzen verwendet man neben Eisen auch Kupfer oder Messing (Mentawei-Inseln), Holz, Bambus und Knochen. Spitzen mit Widerhaken sind häufig. Auch Harpunenpfeile mit ablösbarer, mittels einer Schnur am Schaft befestigter Spitze, mehrzinkige Fischpfeile (Abb. 544, Fig. 13) und stumpfe Vogelpfeile kommen vor. Die Fiederung ist, wo überhaupt vorhanden (im größten Teil Indonesiens fehlt sie), meist radial.

Der Kugelbogen, dessen der Länge nach in zwei Streifen gespaltene Bambus- oder Rotangsehne in der Mitte ein geflochtenes Widerlager für die als Geschosse dienenden Lehmkugeln einschließt, ist auf dem Festlande ziemlich allgemein verbreitet, während er in Indonesien nur auf Sumatra vorzukommen scheint. Er dient zur Jagd auf Vögel und kleine Tiere sowie zum Verscheuchen der Vögel von den Reisfeldern.

Die Armbrust ist von Norden her, aus dem südlichen China nach Hinterindien gekommen und hat, wie schon erwähnt, den Bogen dort fast ganz verdrängt.

Soweit sie nicht selbst wieder im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts den Feuerwaffen hat weichen müssen, ist sie über den ganzen Rumpf der hinterindischen Halbinsel westwärts bis zu den Bergen der Tschin und Naga verbreitet. Ja, sie ist auch hier im Vordringen begriffen und hat bereits bei den südlichen Tschin, bei einigen östlichen Nagastämmen, bei den Mischmi, Abor und Miri in Nordassam Eingang gefunden. Obwohl sie auch von Birmanen, Schan, Siamesen usw. gebraucht wird, ist sie doch hauptsächlich eine Waffe der Bergstämme, der Karen (Abb. 461), Katschin, Lahu, Wa, Moi, Miao, Yao usw., vor allem aber der Lisu am oberen Salwin und Mekong, wo sie ganz gewaltige Dimensionen annimmt. Die meist ziemlich kurzen Bambuspfeile sind vorn entweder einfach zu einer Spitze mit etwas verengtem Hals zugeschnitzt oder mit einer Eisen-, bisweilen auch einer Kupfer- oder Messingspitze (Moi) versehen. Als Befiederung dient ein zu einem Dreieck gefaltetes und in den gespaltenen Pfeilschaft geklemmtes Bambusblatt. — Eine von der hinterindischen in bezug auf Form, Abzug und Geschoß (lange Pfeile mit Eisenspitze) grundverschiedene Armbrust wird auf den nördlichen Nikobareninseln zur Taubenjagd verwendet (Abb. 576, Fig. 3). Wie Horwitz dargetan hat, handelt es sich hier jedenfalls um europäischen Einfluß. Versucht doch die Nikobarenarmbrust in der Form ihres Schaftes offenkundig ein europäisches Gewehr nachzuahmen. In Indonesien

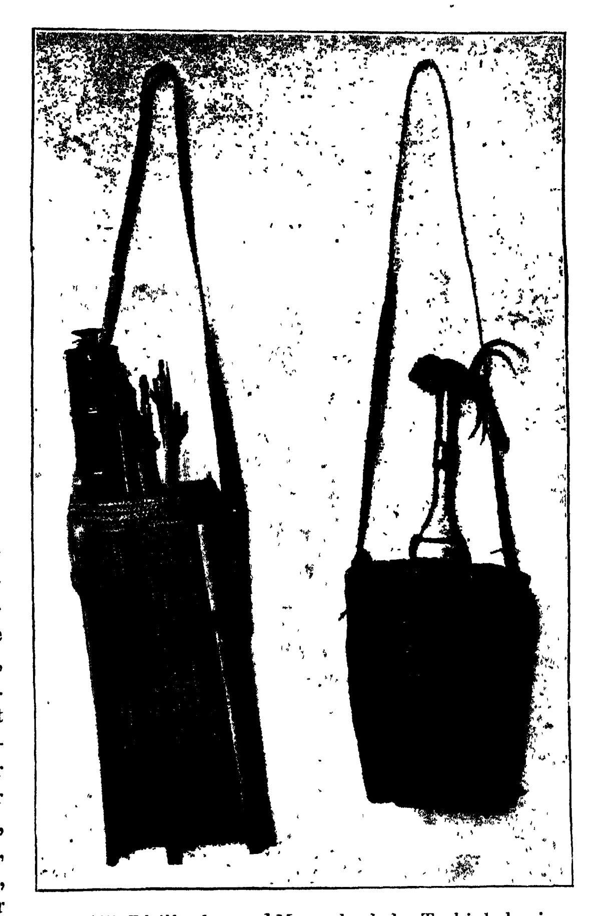


Abb. 545. Pfeilköcher und Messerkorb der Tschinbok, eines Tschinstammes, Westbirma
(Nach L. Scherman, Berichte des Ethnogr. Mus. in München, Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst 1913)

ist die Armbrust als Kinderspielzeug bis in den äußersten Osten verbreitet, scheint aber nie ernstlich als Waffe verwendet worden zu sein.

Die charakteristische Fernwaffe des westlichen Indonesien ist das Blasrohr.

Zwar findet man es heute auf der Malaiischen Halbinsel nur bei den primitiven Stämmen, aus manchen Teilen Sumatras und aus den Küstengegenden von Celebes ist es ganz verschwunden und hat sich auf Java nur als Kinderspielzeug erhalten. Allein ältere Berichte lassen erkennen, daß es vor gar nicht langer Zeit auch von den Malaien, Javanen, Makassaren und Bugi noch als Kriegswaffe gebraucht wurde. Bei einer Reihe sumatranischer Völker, auf Nias, Banka und den umliegenden Inseln, auf den Kleinen Sundainseln ostwärts bis Timor und Kissar, im inneren Celebes, in einem Teil der Philippinen, vor allem aber bei den Dayakvölkern Borneos wird es noch heute verwendet. Auf den Nikobaren, Mentawei-Inseln und Engano fehlt es, ebenso auf der südlichen Inselkette Indonesiens östlich von Timor. Auf den Molukken ist es vielleicht erst in junger Zeit durch die Makassaren eingeführt worden, ist aber großenteils wieder verschwunden. Über seine Verbreitung auf dem Festlande außerhalb der Malaiischen Halbinsel sind wir nur sehr schlecht unterrichtet; doch ist bekannt, daß es bei den Meithei oder Manipuri, bei den Bre, einem Karenstamm Birmas, und stellenweise bei den Moi zu finden ist. Neben Blasrohren aus Bambus (z. B. Malaiische Halbinsel und Java) kommen solche aus Holz vor (insbesondere Borneo), an denen dann häufig eine hölzerne oder eiserne Lanzenspitze angebracht wird. Die kleinen Pfeile aus Bambus oder Palmblattrippen sind einfach zugespitzt oder mit einer Spitze aus Eisen, Messing oder Haifischzahn versehen. Als Dichtung dient ein Pfropfen aus Pflanzenmark oder Baumwolle.

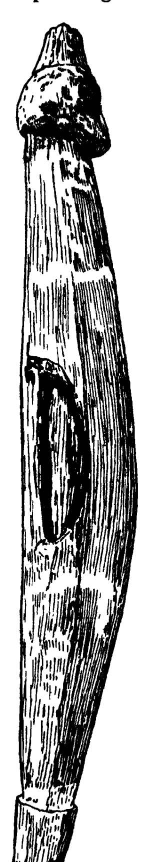


Abb. 546. Hölzerner Parierschild, Alor (Museum für Völkerkunde, Berlin)

Die Blasrohrpfeile werden stets, Bogen- und besonders Armbrustpfeile häufig vergiftet.

In Indonesien und im südlichen Hinterindien verwendet man hierzu meist das sogenannte Ipoh, das aus dem Saft des Upasbaumes (Antiaris toxicaria) und aus der Wurzel einer Strychnosart gewonnen wird. Das Pfeilgift des nördlichen Hinterindien wird aus Akonit bereitet. Bei den Tschin und Abor kommt Vergiften der Kriegspfeile durch Hineinstecken in ein verfaulendes Aas vor.

Das Werfen von Steinen aus freier Hand als Kampfmittel, besonders bei der Verteidigung von Befestigungen, ist stark verbreitet, in Indonesien auch die Steinschleuder.

Unter den Verteidigungswaffen steht der Schild an erster Stelle. Insbesondere Indonesien zeichnet sich hier wieder durch größte Mannigfaltigkeit aus; ist es

doch nach Frobenius „das an Schildformen reichste Land der Erde“. Es besitzt darunter einige besonders altertümliche Typen von hohem kulturgeschichtlichem Interesse.

Hier ist vor allem der von den Vorkämpfern auf Alor gebrauchte schmale, hölzerne Parierschild mit einfacher seitlicher Durchbohrung für den Griff wegen seiner nahen Verwandtschaft mit australischen Parierschilden ältester Art zu nennen (Abb. 546, vgl. auch Abb. 10, Fig. 1). Eine merkwürdige Mischform aus Parierschild und breiteren Schildformen findet sich auf Wetar. Hier besteht der Schild aus zwei nur locker verbundenen Teilen: einem schmalen, dem Parierschild entsprechenden aus Holz oder Horn, der an dem zweiten, breiten, kreuzförmigen, aus Büffelhautpergament bestehenden Teil mittels einer Öse befestigt wird. In der Mitte des Breitteiles befindet sich eine Öffnung, durch die hindurch der Krieger den Griff des schmalen Teiles erfassen kann (Tafel XLII). Hölzerne Parierschilde etwas entwickelterer Form, von der Mitte gegen die Seiten dachförmig abfallend und mit aus dem vollen geschnitztem oder angesetztem Griff sind für das östliche Indonesien charakteristisch, und zwar gerade, sehr lange und schmale Schilde für die südliche Inselreihe und einen Teil Cerams, von oben nach unten gekrümmte und in der Mitte etwas eingeschnürte für die Molukken und einige Teile von Celebes (Abb. 550, Fig. 3), schließlich ausgesprochen dachförmige, ebenfalls für Celebes (hier bisweilen aus Flechtwerk) und für Ceram (Abb. 547, Fig. 3). Alle diese Schilde sind häufig mit Schnecken-, Muschel- oder Perlmuttereinlagen, bunten Rotangstreifen oder

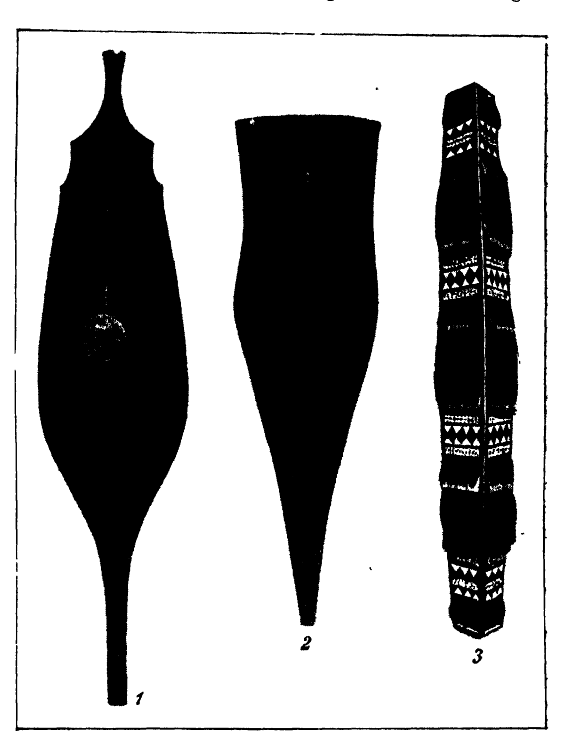


Abb. 547. 1 Holzschild, Nias; 2 bemalter Holzschild mit aufgesetztem Buckel aus Kokosnußschale, Mentawei-Inseln; 3 hölzerner Schild, mit schmalen Streifen Silberblechs beschlagen, mit dreieckigen Beinstückchen und kleinen Schneckenschalen eingelegt und mit schwarzen, weißen und rotgefärbten Haaren besetzt, Golf von Tomini. Nordcelebes
(Naturhistorisches Museum, Wien)

gefärbtem Haar verziert. Auf den Molukken haben sie sich vielfach nur als Tanzschilde erhalten. — Die breiten, hölzernen Schilde von Borneo und Mindanao stimmen mit den Parierschilden des östlichen Indonesien in der Art des in der Längsrichtung verlaufenden, mit dem Schild aus einem Stück geschnitzten und frei herausgearbeiteten Griffes überein. Die großen, oben und unten spitz

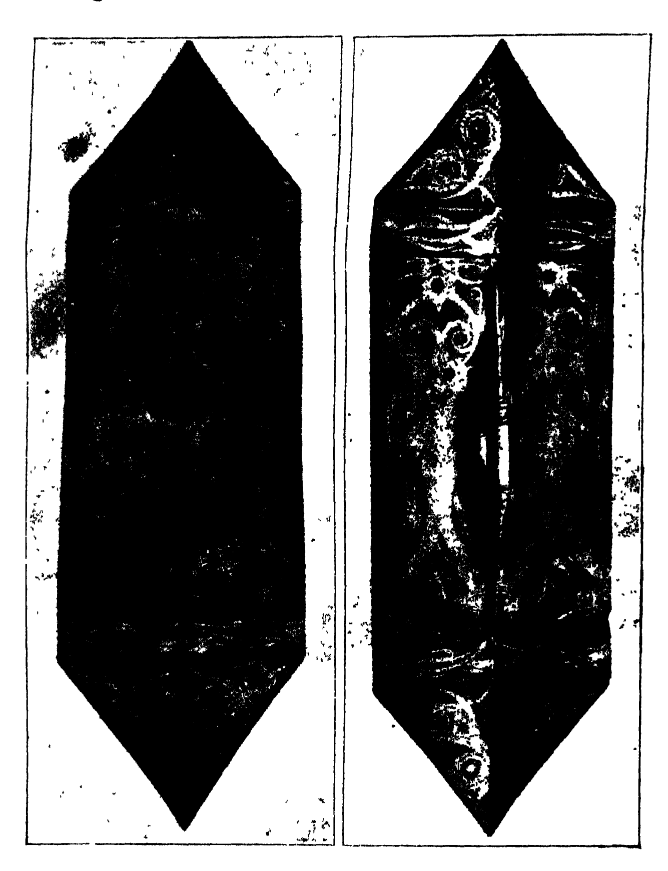


Abb. 548. Bemalter Holzschild der Dayak, Borneo
(Naturhistorisches Museum, Wien)

zulaufenden, meist mit Dämonenfratzen und Rankenornamenten bemalten, oft auch mit Menschen- oder Ziegenhaaren verzierten Langschilde der Dayak erinnern auch durch ihre dachförmige Gestalt noch an die Schilde Ostindonesiens (Abb. 548). Daneben kommen in Borneo auch andere Formen vor, so ovale Schilde aus Rinde oder Flechtwerk, aber ebenfalls noch mit dem Griff in der Längsachse. Noch altertümlicher erscheint der in die innere Schildfläche selbst versenkte Griffkanal der hölzernen Schilde von den Mentawei-Inseln, von Nias und Nordluzon (Abb. 547, Fig. 1, 2, Abb. 513). Eine Sonderstellung nimmt der

gewaltige, bis zu 24 kg schwere Schild von Engano ein, den der Krieger als Brustwehr vor sich auf den Boden stellte, um, dahinter hervortretend, seine Wurfspeere zu schleudern. — Einer ganz anderen Entwicklungsreihe als die bisher genannten Schilde gehört der im südöstlichen Indonesien vorkommende, auch aus Neuguinea bekannte Bogenschild an, der, mittels einer Schnur über die Schulter gehängt, an der linken Seite getragen wird. Am eigenartigsten ist der aus Rotang und Kokosfaserschnüren geflochtene Schild der Aruinseln (Abb. 549). In seiner oberen Hälfte ist eine viereckige, mit einer Klappe verschließbare Öffnung angebracht, durch die der Krieger den linken Arm steckt, mit dem er den Bogen hält. Bei den aus Holz bzw. Leder bestehenden Bogenschilden der Inseln Solor und Alor dagegen ist am oberen Rand ein Ausschnitt für den linken Arm angebracht. — Jüngere Kulturströmungen brachten vom asiatischen Festland her Lang- und Viereckschilde mit quergestelltem Griff. Meist sind zwei Griffhölzer vorhanden, durch deren eines der Arm gesteckt und deren zweites in die Hand genommen wird. Hierher gehören die großen, mit Fell überzogenen Holzschilde des nördlichen Nias, die kleinen Lederschilde der Batak und Toradscha und einige hölzerne Schilde der kleinen Sundainseln (Alor, Solor), die als Mischformen des quergriffigen Langschildes und des Parierschildes erscheinen (Taf. XXXIV).



Abb. 549. Bogenschild aus Rotang mit Kokosfaserschnüren durchflochten. Die seitliche Verzierung ist das Abzeichen eines Vorfechters. Den Schild hängt der Krieger auf die linke Schulter, indem er den Arm durch die mit einer Klappe versehene Öffnung steckt, wodurch er seine freie Bewegung für das Bogenspannen behält, zugleich aber seine dem Feinde zugekehrte linke Seite deckt. Aru-Inseln

(Museum für Völkerkunde, Berlin)

Vor allem aber bildet das südostasiatische Festland ein Hauptverbreitungsgebiet des jüngeren Langschildes.

Hier sind unter anderem die mit Fell überzogenen Holzschilde mancher Moistämme, die Lederschilde der Katschin, Tschin und Luschei, die Leder- und Flechtwerkschilde der Naga zu nennen. Aber auch ältere Formen fehlen nicht. So findet sich der hölzerne Schild mit Griff in der Längsrichtung (neben Leder- und Bambusschilden) bei den Garo (Abb. 455). Der mit Fell überzogene Holzschild der Kaseng in Französisch-Laos besitzt zwar quergestellte Griffstangen, scheint aber in seiner Form vom Parierschild beeinflußt zu sein (Abb. 550, Fig. 1). Vor allem aber zeigen die Schilde der Angami und anderer Nagastämme deut-

den Einfluß des Bogenschildes. Sie werden nämlich mit einer Schnur über die Schulter gehängt, haben allerdings daneben auch einen quergestellten Griff, mittels dessen man sie handhabt (Tafel XLI, Abb. 550, Fig. 2).

Als jüngste Schildform erscheint der asiatische Rundschild.

Er wird oder wurde hauptsächlich von den Kulturvölkern und Halbkulturvölkern gebraucht (z. B. von den Khasi, Khamti, Schan, Atschehern, Malaien, Javanen, den Moro der Suluinseln), hat aber auch bei manchen Bergstämmen (Naga von Manipur, Moi, Bagobo auf Mindanao, stellenweise bei den Dayak usw.) Eingang gefunden. Ursprünglich aus Leder, mit Vorliebe aus Nashornleder, erzeugt, wird er jetzt häufig aus Holz (Radé, Moro, Bagobo, Dayak), auf den Kleinen Sundainseln aus Pergament hergestellt.

Der Bogenschild der Aruinseln leitet zu den geflochtenen Panzern über, ja könnte fast mit dem gleichen Recht als solcher bezeichnet werden wie als Schild.

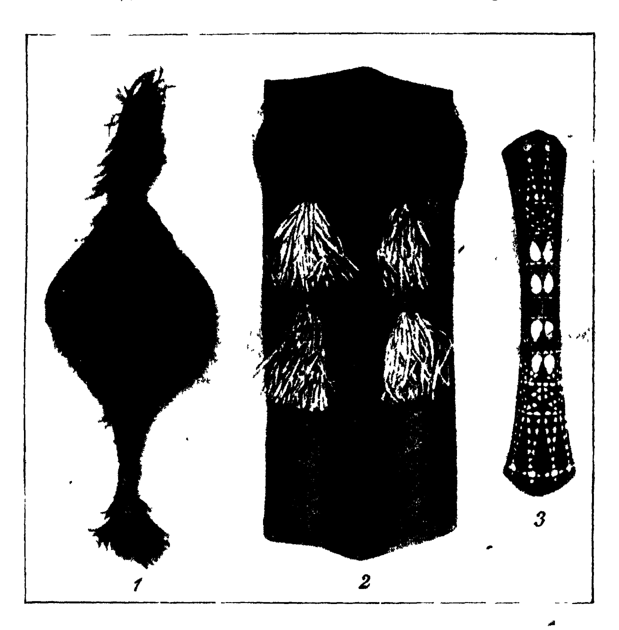


Abb. 550. 1 Hölzerner Schild der Kaseng, mit schwarzem Ziegenfell überzogen, mit quergestellter Griffstange und Armriemen, Französisch-Laos; 2 Büffellederschild der Konyak-Naga, mit rotgefärbtem Ziegenhaar und Büscheln getrockneten Grases verziert, mit Quergriff aus Rotang und Schulterschnur, Assam; 3 Holzschild mit Einlagen aus Muschelschalen, Molukken
(Naturhistorisches Museum, Wien)

In besonders altertümlicher Gestalt tritt der Panzer wieder auf Alor auf: als breiter, aus Rotang geflochtener Gürtel. Auch sonst wird hie und da von Rotangpanzern berichtet, so von Buton und aus älterer Zeit von den Philippinen. Weit häufiger sind jedoch ärmellose, vorn offene, aus Pflanzenfaserschnüren geknüpfte Panzerjacken, in der Form den auch in der gewöhnlichen Kleidung getragenen ärmellosen Jacken entsprechend (Nias, Borneo, Celebes, Kei-Inseln usw.). Wattierte Jacken als Körperschutz im Kriege findet man bei den Gayo auf Sumatra und bei den Dayak. Früher kamen sie auch auf den Philippinen vor. Weitaus am häufigsten jedoch sind Lederpanzer, sowohl bei den Bergstämmen des Festlandes als in Indonesien (Nias, Moro auf den

Philippinen, Celebes, Kleine Sundainseln, Südwest- und Südostinseln usw.). Auf Alor und den Timorlautinseln treten sie in der auch aus Melanesien bekannten Form der Panzer mit Nackenschutz auf (Abb. 527). Sehr eigenartig sind die von den Iban (Seedayak) und Toradscha gebrauchten Schuppenpanzerjacken, aus Rinde bestehend, auf welche bei ersteren Fischschuppen, bei letzteren Schuppen aus Leder aufgenäht sind (Abb. 551). Auf den Philippinen scheinen früher Platten- oder Stäbchenpanzer aus Holz oder Horn vorgekommen zu sein. Bei einigen Stämmen Mindanaos umwickeln die Krieger den Oberkörper mit dicken Lagen aus Manilahanf gewobenen Stoffes, wie überhaupt die Schärpenbekleidung der Männer bei Krieg und Tanz (siehe Seite 849/50) ursprünglich einem praktischen Schutzbedürfnis entsprungen sein dürfte. Auch sonst gehen ja Waffen, besonders die Verteidigungswaffen, und Schmuck vielfach ineinander über und sind oft schwer zu trennen. So mögen denn auch die ponchoartigen Kriegsröcke der Dayak (siehe Seite 850 und Abb. 525) an dieser Stelle noch einmal erwähnt sein.

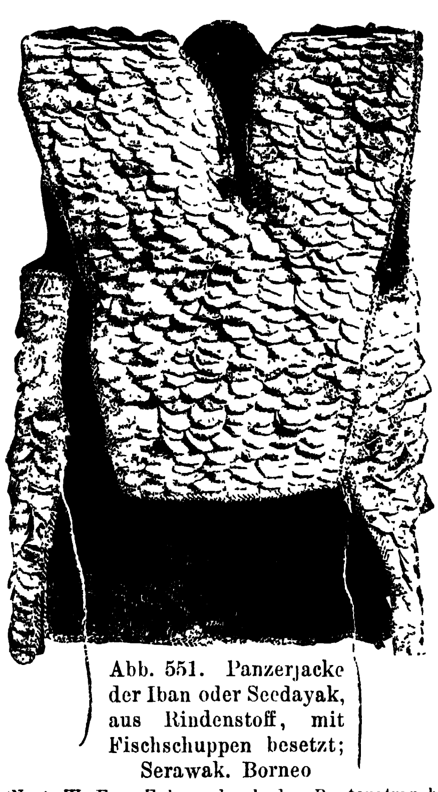


Abb. 551. Panzerjacke der Iban oder Seedayak, aus Rindenstoff, mit Fischschuppen besetzt; Serawak. Borneo
(Nach W. Foy, Führer durch das Rautenstrauch-Joest-Museum der Stadt Cöln)

Auch zwischen den gewöhnlichen Rotang- und Fellkappen einerseits, dem Helm andererseits läßt sich keine scharfe Grenze ziehen.

In manchen Fällen wird die gleiche Kopfbedeckung im Frieden wie im Kriege getragen. Häufig allerdings gibt sich der Helm schon durch seinen Schmuck als Teil der Kriegstracht zu erkennen, ist auch infolge seiner Festigkeit durchaus geeignet, dem Kopf als Schutz zu dienen. Neben den Helmen aus bloßem Rotanggeflecht (Abb. 525, 528) kommen auch gelegentlich, allerdings viel seltener, solche aus anderen Materialien vor, z. B. auf Nias Helme aus Eisenblech aus Tauwerk oder aus Leder, auf Borneo Schuppenhelme mit Fischschuppen oder, Schuppen des Schuppentieres auf einer Unterlage aus Rinde oder Rotangflechtwerk, auf den Nikobaren Fechthauben aus Coir (faserige Umhüllung der Kokosnuß) oder aus mit Baumwollstoff überzogener Rinde (Abb. 576, Fig. 1 und 2). Über die aus Federn, Nashornvogelköpfen, Eberzähnen, Hörnernachbildungen usw. bestehende Helmzier wurde schon an anderer Stelle gesprochen (siehe auch

S. 850, 852). Natürlich können manche Prunkhelme, etwa die mit ungeheuren Holzhörnern versehenen Helme der Angami- und Mao-Naga, nicht wirklich auf Kopfjägerzügen und bei Überfällen gebraucht werden und gehören eigentlich der Festtracht der Krieger an. Man darf jedoch nicht vergessen, daß es neben dem ungeregelten Kleinkrieg auch feierlich angesagte Feldschlachten gibt (z. B. bei den Naga, Batak, Igorot und auf den Kleinen Sundainseln) und daß die Krieger bei solchen Gelegenheiten auch die weniger praktischen Zwecken als dem Schmuck und der Erregung von Furcht dienenden Stücke anlegen.

k) Boote

Bootbau und Schiffahrt nehmen nicht nur bei den Seefahrervölkern Indonesiens eine hervorragende Stellung ein; auch bei den Bewohnern der hinterindischen Flußebenen und weiter Gebiete im Inneren von Borneo und Ostsumatra spielt sich ein großer Teil des täglichen Lebens und der größte Teil des Verkehrs auf dem Wasser ab.

So ist es nicht erstaunlich, daß wir auch hier wieder die ungeheure Mannigfaltigkeit der Formen, die zahllosen örtlichen Abwandlungen und Vermischungen einiger Grundtypen finden, auf die schon bei einigen anderen Kulturbesitztümern (Haus, Schwert, Schild) hingewiesen werden mußte, und auch hier wieder in Indonesien in höherem Grad als auf dem Festland. Dazu kommt gerade hier neben starrem Festhalten an Altüberkommenem in abgelegenen Gebieten ein Einströmen verschiedenartigster fremder Einflüsse in die Gebiete lebhafteren Verkehrs.

Wenn man von den unter indischen, arabischen, chinesischen und europäischen Einflüssen älterer und neuerer Zeit entstandenen Formen der Plankenboote absieht, so liegt fast allen einheimischen Bootsarten der Einbaum zugrunde, sei es in der Form des einfach ausgehöhlten Baumstammes wie bei zahlreichen kleinen Küsten- und Flußfahrzeugen, aber auch bei vielen die See befahrenden Auslegerbooten, sei es in der Form des nicht nur ausgehöhlten, sondern auch durch abwechselndes Durchnässen und Erhitzen und gleichzeitiges Eintreiben von Querhölzern erweiterten Stammes.

Meist dient dieser künstlich auseinandergebogene Stamm als flacher Unterbau, der durch Bordwände aus Planken oder, in selteneren Fällen, aus Flechtwerk erhöht wird (vgl. auch Seite 798). Zur Befestigung der Planken untereinander und an dem Schiffsunterteil dienen hölzerne Stifte oder Rotangnähte. Auf diese Art werden Boote von ganz bedeutender Größe hergestellt, wie z. B. die großen Frachtsegelschiffe auf dem unteren Irrawaddy, die etwa hundert Fuß langen, bloß aus einem durch Auseinanderbiegen erweiterten Einbaum ohne Bordwände bestehenden siamesischen Staatsbarken usw.

Eine durchaus andere Bauart ist in Ostindonesien, insbesondere auf den Kei-Inseln zu Hause. Neben dem gewöhnlichen Einbaum

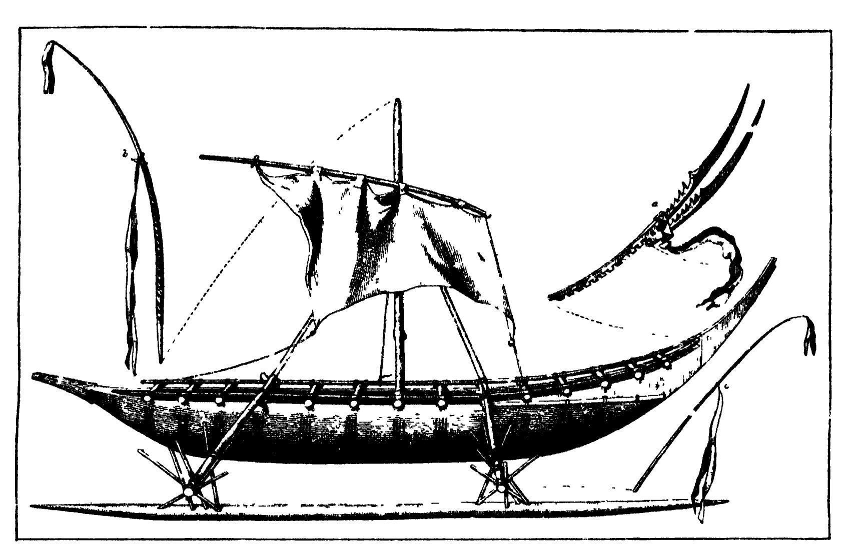


Abb. 552. Modell eines Nikobarenbootes. Die Bugverzierung und die Flaggenstangen werden nur bei festlichen Gelegenheiten an den bezeichneten Stellen angebracht. (Nach E. H. Man, Journ. Anthr. Inst. of Great Britain and Ireland XI)

mit Ausleger gibt es hier Plankenboote, die einer alten Kulturschicht anzugehören scheinen und nach Friederici nächste Verwandtschaft mit dem Plankenboot Neu-Mecklenburgs und der Salomoninseln aufweisen.

Auch in der Art, wie sie gebaut werden, unterscheiden sie sich von den Plankenbooten des übrigen Indonesien. Die einzelnen Planken werden nicht wie sonst unter Zuhilfenahme von Wasser und Feuer gebogen, sondern gleich in ihrer endgültigen Gestalt aus dem vollen Stamm herausgearbeitet. Auch stellt man, ebenso wie in Melanesien, zuerst die Bootswände her und fügt dann erst die Rippen ein. Man verwendet das Plankenboot, dessen alter Typus unter jungmalaiischem und europäischem Einfluß weiterentwickelt wurde, entweder ohne Ausleger („Orembai") oder aber mit Doppelausleger („Korakora", wohl eine spätere Mischform). Noch näher als dieses doch nicht mehr ganz ursprüngliche Fahrzeug Ostindonesiens scheint das genähte, auslegerlose Plankenboot der kleinen Insel Botel Tobago, südöstlich von Formosa, den melanesischen Formen zu stehen.

Auslegerboote sind heute aus dem größten Teil Sumatras und Javas verschwunden und fehlen auf Borneo ganz, während sie auf den übrigen Inseln Indonesiens noch starke Verbreitung besitzen.

Außer auf den Andamanen und Nikobaren, wo einseitige Ausleger verwendet werden (Abb. 552), findet man mit ganz wenigen Ausnahmen nur Doppelausleger (Abb. 553). Die Boote der Andamanen und Nikobaren zeichnen sich, worauf



Abb. 553. Boot der Patasiwa, Ceram
(Nach O. D. Tauern, Patasiwa und Patalima)

zuerst Graebner hingewiesen hat, auch durch eine Art der Befestigung des Auslegerbalkens an den Querstangen aus, die im übrigen Indonesien fehlt und erst wieder in Melanesien auftritt. Wir haben es also hier mit einem alten Kulturrest zu tun. — Doppelboote fehlen in Indonesien, sind jedoch in den oberen Laosländern, in der Gegend von Luang Prabang, auf dem Mekong für die Fahrt flußabwärts im Gebrauch. Bei der Bergfahrt nimmt man das die beiden Boote verbindende Gestell auseinander und benutzt diese einzeln.

Eine Eigentümlichkeit, die viele von den älteren indonesischen Bootformen mit jenen Ozeaniens teilen, ist die gabelförmige Gestalt des Buges: ein vorwärts gerichteter Dorn schützt das Boot vor dem Auflaufen auf Riffe, ein darüber befindlicher Steven bildet den Abschluß des Bootsraumes. Außer in Indonesien findet sich diese Form auch bei den Flußfahrzeugen der Birmanen. In sehr einfacher Weise zeigen sie die Boote der Selon (Abb. 486). In vielen Fällen ist sie jedoch unter Aufgeben des ursprünglichen Zweckes rein ornamental, z. B. als Rachen eines Seeungeheuers gestaltet worden (Abb. 552).

Rindenboote sind bei den Dschakun der Malaiischen Halbinsel und bei manchen Dayak in Gebrauch.

Das Segel tritt, wenn man von den komplizierten Takelungen mancher Kulturvölker absieht, als Dreiecks- oder, häufiger, als trapezförmiges Viereckssegel mit zwei Raaen auf. Zum Teil wird es noch aus Blattstreifen zusammengenäht oder -geheftet, anderwärts aus Palmfasern gewoben. Besonders für den Osten, Celebes und die Molukken, charakteristisch sind dreibeinige Masten aus

Bambus. — Die ursprünglichste Ruderform ist das kurze Paddelruder, häufig mit Krückengriff (Abb. 554), doch treten daneben auch schmale Langruder auf. — Der hölzerne Anker wird mit einem Stein beschwert. Auf Celebes verwendet man daneben auch Anker aus Hirschgeweih.

l) Musikinstrumente

Die große hölzerne Schlitztrommel (Signaltrommel) kommt in typischer Form bei den Ao und den östlich an sie anschließenden Nagastämmen in Assam und bei den Wa in Birma vor.

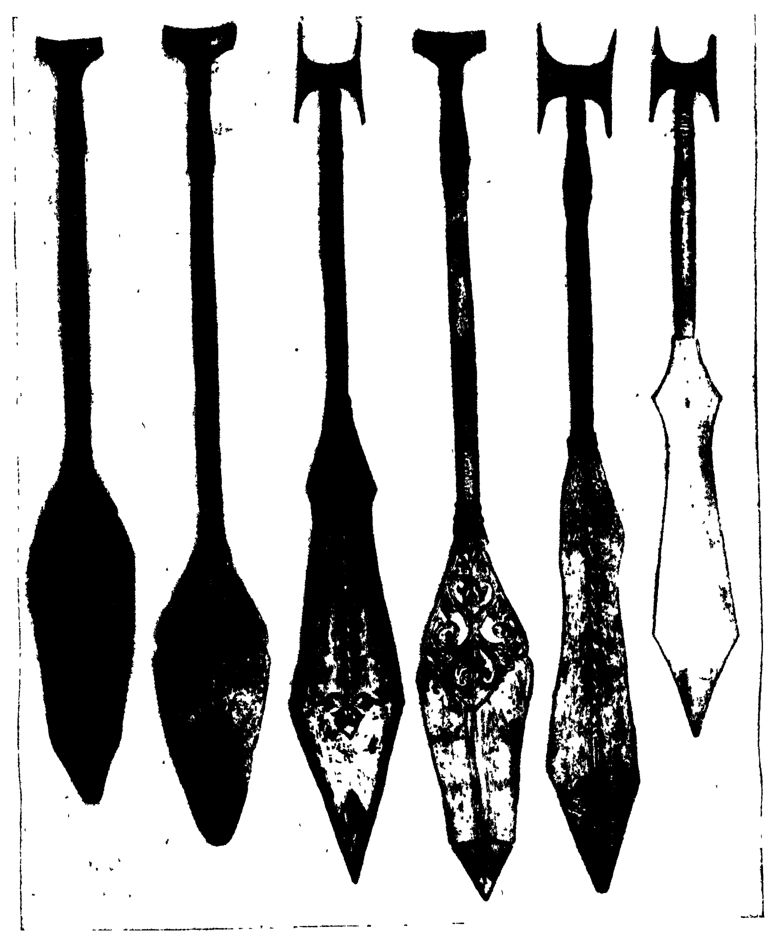


Abb. 554. Ruder vom Matannasee, Zentralcelebes
(Nach A. Grubauer, Unter Kopfjägern in Zentralcelebes)

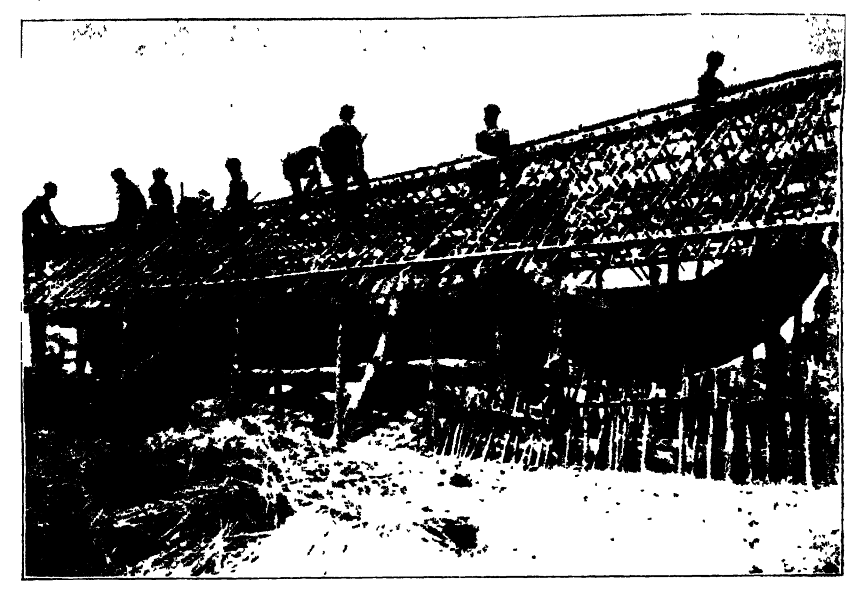


Abb. 555. Große, hölzerne Schlitztrommel (Signaltrommel) der Ao-Naga. Assam (Phot. Missionar P. F. Stegmiller)

Sie ist aus einem gewaltigen Baumstamm hergestellt, ruht horizontal auf hölzernen Unterlagen und befindet sich in einer besonderen Hütte, meist in der Nähe des Junggesellenhauses. Man benützt sie sowohl um im Krieg Alarmsignale zu geben, als auch bei festlichen Gelegenheiten. Bei den Ao-Naga erreicht sie zwanzig Fuß Länge und mehr; ihr eines Ende ist hier als Tierkopf, meist als der eines Gayalstieres gestaltet. Sie ist ein heiliges Instrument, gilt als Sitz einer Gottheit und darf von Frauen und Kindern nicht berührt werden (Abb. 555). Wie in Westafrika und in Melanesien steht auch hier die Signaltrommel in besonderer Beziehung zur Kopfjagd. Bei den Wa werden die frisch erbeuteten Köpfe, bevor sie an ihren endgültigen Aufbewahrungsort kommen, eine Zeitlang im Trommelhaus aufgehängt, bei den Ao-Naga, ähnlich wie auf den Salomoninseln, auf die Trommel selbst gelegt.

Kleinere Schlitztrommeln aus Holz sind sowohl auf dem Festland als in Indonesien weit verbreitet. Man kennt sie von den Birmanen, von Nias (zum Vertreiben der Wildschweine von den Pflanzungen), von Borneo, Celebes, Java, Lombok (hier zum Zusammenrufen der Dorfbewohner zur Arbeit verwendet), Sumbawa usw. Vielleicht noch häufiger ist die Schlitztrommel aus Bambus.

Einfache Schlaginstrumente aus Bambus oder Holz sind überhaupt für Südostasien und insbesondere für Indonesien charakteristisch. Sie sind von den höheren Kulturvölkern vielfach weitergebildet

worden und in deren Orchester übergegangen. Wie sich aus dem einfachen, auf den Boden gestoßenen oder mit einem Klöppel angeschlagenen Schallzylinder aus Bambus komplizierte Bambusglockenspiele entwickelt haben (vgl. S. 858), so sind die prächtigen Xylophone der Javanen, Birmanen, Khmer usw. aus den Klanghölzern entstanden, wie wir sie noch heute bei Dayak, Punan, Toala, Niassern usw. (aber auch in Melanesien, vgl. Abb 87) in Gebrauch finden. Meist verwendet man deren drei verschieden abgetönte, die der Spieler auf der Erde sitzend über die auseinandergespreizten Beine legt. Auf Nias streckt man die Beine zu diesem Zweck über eine in die Erde gegrabene Grube aus, die als Resonanzboden dient.

Das Schwirrholz hat sich da und dort als Kinderspielzeug erhalten. Auf der Malaiischen Halbinsel diente es früher zum Vertreiben der Elefanten von den Pflanzungen, und bei den Kayan auf Borneo scheint ihm sogar noch eine gewisse religiöse Bedeutung zuzukommen. Man hängt es hier auf die Bäume, die man in den Rodungen als Wohnsitze für die Geister des Ortes stehen läßt.

Felltrommeln sind fast allgemein verbreitet. Nur wenigen, besonders altertümlichen Kulturbezirken fehlen sie oder treten dort doch sehr stark zurück (Nikobaren, Engano, einige Nagastämme).

In Assam, im westlichen Hinterindien und im westlichen Indonesien überwiegt die Riemen- und Rotangspannung (Abb. 558), im östlichen Hinterindien die Pflockspannung und im Osten Indonesiens (Celebes, Molukken usw.) die Keilspannung (Abb. 557). Aus den zahlreichen Formen seien hier nur zwei herausgehoben: große, aus einem ausgehöhlten Baumstamm hergestellte und an beiden Enden bespannte Röhrentrommeln, die meist im Junggesellen- oder Versammlungshaus aufbewahrt und bei religiösen Festen geschlagen werden (Katschin, Luschei, Zentralsumatra, Luzon, Dayak, Celebes, Wetar usw.); ferner Bechertrommeln, nach ihrer einem Weinglas ähnlichen Form so benannt und nur einseitig, an ihrem breiteren Ende, bespannt. Sie sind über Birma, die Schanstaaten (Abb. 558) und einen großen Teil Indonesiens (Nias, Borneo, Celebes und die östlichen Inseln) verbreitet. Im Osten berühren sie sich mit den ihnen verwandten Sanduhrtrommeln. — Tönerne Trommeln sind von den Garo in Assam, von der Malaiischen Halbinsel und stellenweise aus Indonesien bekannt.

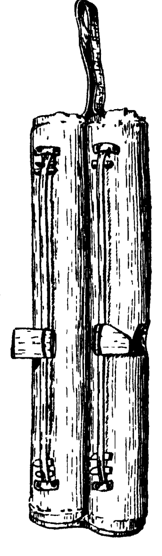


Abb 556. Bambuszither mit Holzklappen zum Anschlagen mit dem Finger, Java (Lindenmuseum, Stuttgart)

Eine außerordentlich große Rolle spielen bei fast allen hier in Betracht kommenden Völkern Gongs

aus Messing oder Bronze, obwohl sie sie nicht selbst herzustellen vermögen, sondern sie von *ihren kultivierteren Nachbarn* (Birmanen, Malaien, Javanen usw.) oder sogar aus China beziehen müssen.

Man schlägt sie bei Tänzen, Festen, Geisterbeschwörungen, bei Leichenbestattungen und als Alarmsignal im Kriege. Vor allem aber gelten sie von den Grenzen Bengalens und Tibets bis ins östlichste Indonesien als Geld und Wertmesser, wobei ihr eigener Wert zum Teil von Größe und Material, zum Teil von der Schönheit des Tones abhängt. Man verwendet sie besonders zur Zahlung des Brautpreises sowie zur Entrichtung von Bußen und Kriegsentschädigungen. Reiche Leute legen mit Vorliebe ihr Kapital in Gongs an, und für Häuptlinge ist es oft geradezu unerläßlich, eine größere Anzahl davon zu besitzen. Diese Sitte ist vielleicht in Anlehnung an die Königs- und Fürstenhöfe der Kulturvölker entstanden, an denen, wie früher in Birma, jetzt noch in Siam und bei den Schan, Gongs und Metalltrommeln zu den Würdezeichen gehören und die Tageszeit oder die einzelnen Verrichtungen des Herrschers verkünden.



Abb. 557. Trommel der Tobela, Gegend des Towutisees, Zentralcelebes

(Nach A. Grubauer, Unter Kopfjägern in Zentralcelebes)

Hier ist auch der großen Metalltrommeln — richtiger wären sie Kesselgongs zu nennen — nochmals Erwähnung zu tun, die nicht nur über China und Hinterindien verbreitet, sondern auch in Indonesien bis in den äußersten Osten (Kei-Inseln) als seltene und heilig gehaltene Gegenstände aus alter Zeit zu finden sind.

Über ihre Herkunft und Bedeutung ist im Lauf der letzten Jahrzehnte eine umfangreiche Literatur entstanden, ohne daß es bisher möglich gewesen wäre, diese Frage einer endgültigen Lösung zuzuführen. Sie sind aus einer bronzeähnlichen Legierung nach dem Verfahren der verlorenen Form gegossen. In der Mitte der Schlagfläche weisen sie stets einen Stern auf. Die ältesten Stücke zeigen in vertiefter Flächendarstellung bemannte Schiffe, Pfahlhäuser, Tiere, Tanz- und Kriegsszenen, über die schon an anderer Stelle gesprochen wurde (Seite 764); bei den jüngeren sind diese Darstellungen zu unverstandenen Ornamenten entartet. Außerdem sind für die meisten dieser Trommeln plastische Tierfiguren charakteristisch, meist Frösche, seltener Elefanten oder Schnecken,

bisweilen auch Reiterfiguren, die in bestimmter Verteilung auf der Schlagplatte und den Seiten angebracht sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach bilden die Küstenländer des südlichsten China und des nordöstlichen Hinterindien das Entstehungsgebiet dieses Trommeltypus. Von hier dürfte er sich einerseits nach China, anderseits nach Süden verbreitet haben. Auf hinterindischem Boden wurden derartige Trommeln bis vor wenigen Jahren in Ngwedaung in den Karennistaaten von einigen Schan verfertigt. Die Kunst des Trommelgießens soll dort vor etwa zwei Jahrhunderten durch kambodschanische Einwanderer eingeführt worden sein. Die Metalltrommeln spielen bei den nördlichen Karen und einigen anderen Stämmen des mittleren Hinterindien dieselbe Rolle wie sonst die Gongs: man schlägt sie bei religiösen Festen und im Krieg, bisweilen auch bloß zum Vergnügen, und verwendet sie als Zahlungsmittel (Abb. 559). — Auch in Java werden oder wurden noch vor kurzem metallene Trommeln, jedoch in Sanduhrform, für die Ausfuhr nach der Insel Alor hergestellt.

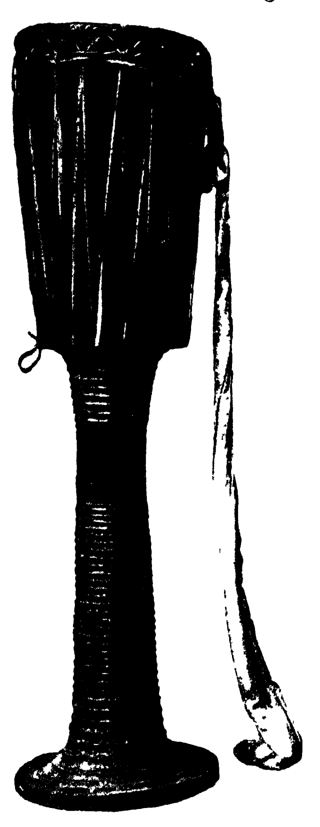


Abb. 558. Bechertrommel der Palaung, Nördl. Schanstaaten, Birma
(Nach C. Sachs, Die Musikinstrumente Birmas und Assams im Ethnogr. Mus. in München)

An Blasinstrumenten sind sowohl auf dem Festland als auf den Inseln Mund- und Nasenflöten, Pfeifen, Bambustrompeten usw. stark verbreitet. Ziemlich häufig findet man auch die Panpfeife (z. B. bei den Karen in Birma, bei den Tinggian in Nordluzon), da und dort Muschelhörner (Malaien von Brunei, Alfuren auf Ceram). Die Garo, Naga, Karen und Moi besitzen Hörner aus Büffelhorn. Besonders interessant sind die bei den Kuki-Tschin-Stämmen, den Völkern der Schan- und Laosstaaten und den Dayak verbreiteten Mundorgeln, aus einem Kürbis mit einer Anzahl darin eingesetzter Orgelpfeifen aus Bambus und einem ebensolchen Mundstück bestehend (Abb. 560). Eine abweichende Art der Mundorgel, in einer Form, die bereits auf den ältesten Metalltrommeln Tongkings abgebildet ist, wird noch heute von den Lao und den Bergstämmen des nordöstlichen Hinterindien gebraucht (Abb. 464). Hölzerne Signalpfeifen in Verbindung mit einem ausgebildeten Signalsystem gibt es auf Timor.

Die Maultrommel, meist aus Bambus oder Holz, seltener

aus Metall, ist fast allgemein verbreitet und wird sowohl auf dem Festland als in Indonesien und Formosa vielfach bei der Liebes- und Brautwerbung verwendet.

Unter den Saiteninstrumenten ist nur die schon erwähnte, in Indonesien, auf der Malaiischen Halbinsel, den Nikobaren in Kambodscha und bei den Luschei verbreitete Bambuszither (S. 787, Abb. 482 und 556) ganz sicher alteinheimisch, möglicherweise auch der vereinzelt vorkommende Musikbogen (Borneo, Formosa). Bezüglich der übrigen, in zahlreichen und zum Teil sehr altertümlichen Formen vorkommenden Zupf- und Streichinstrumente ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie alle erst indischen, arabischen, chinesischen und zum Teil auch europäischen Kultureinflüssen ihr Dasein verdanken, wenn sie auch später in eigenartiger Weise umgebildet wurden (Abb. 561).

m) Gesellschaft

Bei den meisten Völkern des Festlandes, soweit sie nicht Hochkulturen angehören, auf Nias, in großen Teilen Sumatras (Batak, Gayo, Minangkabaumalaien usw.) und des östlichen Indonesien bilden exogame Clans und Sippen das Gerüst des gesellschaftlichen Aufbaus, während sie anderwärts, insbesondere auf Borneo, Celebes und den Philippinen, ganz fehlen.

Bei den Bontok-Igorot auf Luzon ist zwar der Ato, das eine politische und religiöse Einheit bildende Dorfquartier (S. 905), vermutlich als ein letzter Ausklang des Clanwesens anzusehen, hat aber keine Bedeutung in bezug auf gemeinsame Abstammung oder Ehebeschränkungen. Es steht jedermann frei, durch Übersiedlung in einen anderen Ato einzutreten.

Stellenweise gibt es noch ausgesprochen lokale, ungetrennt und ungemischt ein einheitliches Gebiet bewohnende exogame Clans, wie etwa die Fenna auf Buru, die selbst wieder in Soas, Sippenverbände zerfällt. Häufiger findet man denselben Landstrich, ja dasselbe Dorf von Angehörigen mehrerer Clans bewohnt. Infolge von Wanderungen, Stammes- und Kulturmischung, Absplitterung neuer Unterclans und Untersippen, Adoption usw. ist der Aufbau der Gesellschaft bisweilen ein äußerst verwickelter, und es ist oft schwer, zwischen Sippe und Clan (die häufig überhaupt zusammenfallen), sowie zwischen Clan und den Zerfallserscheinungen der stellenweise vorkommenden Heiratsklassen zu unterscheiden. Die Grenzen zwischen diesen einzelnen Gliedern der Gesellschaft sind keine starren; neben reinen Ausprägungen eines Typus sind Übergangs- und Mischformen häufig. Dazu kommt oft noch eine andere, mit der Clan-, Sippen- oder Klassenverfassung nicht parallel gehende, sondern sie kreuzende Einteilung in Stämme, sei es solche rein ethnographischer und sprachlicher, sei es solche auch oder nur politischer Bedeutung.

Mutterrechtliche Heiratsklassen in der weitverbreiteten und altertümlichen Form des Zweiklassensystems gibt es bei den Garo in Assam, ein vaterrechtliches (ursprünglich wohl auch hier mutterrechtliches), stark im Verfall begriffenes Zweiklassensystem bei den Angami und einigen benachbarten Nagastämmen. Auch sonst scheinen Reste von Heiratsklassen bei einigen vaterrechtlichen Völkern Assams (z. B. den Mikir) vorhanden zu sein. Auch die ursprünglich in Vierzahl vorhandenen, jetzt zahlreicheren Sukus der Minangkabaumalaien von Sumatra sind, da die ursprünglichen Sukus paarweise zusammengehörten, wohl aus einem Zweiklassensystem entstanden. Auch bei den Batak scheinen noch Spuren eines solchen vorhanden zu sein (s. den nächsten Absatz). Übrigens sind meist, wie bei den Garo und Angami, innerhalb der Klassen oder aber, die Klasseneinteilung überkreuzend, neben diesen noch eine große Menge von Clans und Sippen vorhanden.

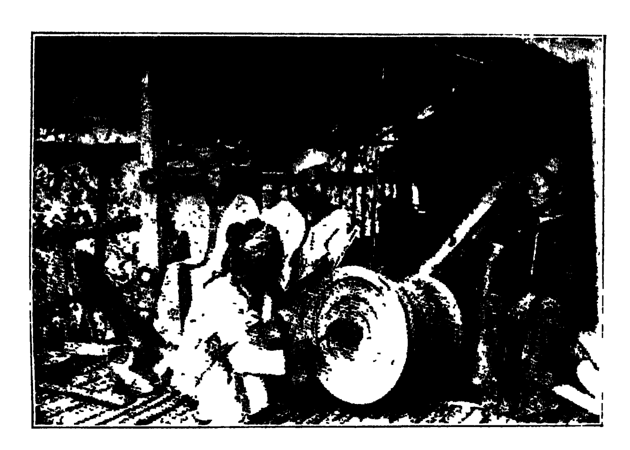


Abb. 559. Karen mit Metalltrommel, Birma
(Nach M. and B Ferrars, Burma)

Die Angami-Naga zerfallen, um ein Beispiel anzuführen, in zwei ursprünglich und in einigen Gegenden sogar noch bis in die allerjüngste Vergangenheit exogame Klassen, „Kelhu“. Praktisch von viel größerer Bedeutung ist jedoch der Clan, „Thino“. Er bildet die eigentliche gesellschaftliche und religiöse, bis zu einem gewissen Grad auch politische Einheit. Innerhalb des Dorfes bewohnt er ein eigenes befestigtes Quartier. Feindseligkeiten zwischen den verschiedenen Clans eines Dorfes waren nicht selten. Bei starkem Anwachsen eines Thino erfolgt eine Teilung in Unterclans, deren gemeinsame Herkunft sich in Heiratsverboten für ihre Angehörigen äußert. Denn mit dem Verfall der Klassenexogamie ist der Clan exogame Einheit geworden. Allerdings geht auch ihm diese Eigenschaft bereits allmählich verloren und geht auf eine gesellschaftliche Unterteilung noch niedereren Grades, die Sippe, „Putsa“, über. — Hier ist der lokale Zusammenhang des Clans wenigstens noch innerhalb des Dorfes gewahrt, während im übrigen schon ziemlich starke Zersplitterung besteht. Viel größer ist diese

bei anderen Völkern, wie den Katschin, wo die einzelnen Teile einer Sippe bunt durch die verschiedenen Stammes- oder besser politischen Territorien verstreut sind. Bemerkenswert sind die Verhältnisse bei den Batak Sumatras. Auch hier hat eine starke Zerstreuung der verschiedenen Clans über weite Gebiete, in denen sie ursprünglich fremd waren, stattgefunden. Allein in jedem eine Einheit bildenden Teilgebiet gibt es eine herrschende „Marga“ (Clan), der der Häuptling angehören muß und die in erster Linie das Verfügungsrecht über Grund und Boden besitzt. Ihr zunächst steht eine zweite Marga, die ihre exogame Ergänzung bildet, so zwar, daß die Leute dieser zwei Margas vorwiegend einander heiraten, während die ortsansässigen Angehörigen weiterer Margas ihnen ferner stehen. Natürlich ist das Verhältnis in anderen Teilgebieten umgekehrt, so daß eine Marga, die in einem Orte die Herrschaft führt, im nächsten nur als der herrschenden beigesellt oder als zugewandert und untergeordnet erscheint.

Bei manchen Völkern tragen einzelne Clans totemistischen Charakter, ja Spuren von Totemismus haben stellenweise die alte, schon verschwundene Clanverfassung überlebt und sich sogar bei ausgesprochenen Kulturvölkern erhalten.

Besonders im östlichen Indonesien ist Totemismus stark verbreitet. Man kennt ihn von Ambon, Ceram, Buru und den Südwestinseln. Auch auf Halmahera und den Aruinseln scheinen Spuren vorhanden zu sein. Weiter im Westen ist ein Teil der Margas der Batak zweifellos totemistisch, und dasselbe ist wahrscheinlich bei einigen Clans der Gayo auf Sumatra und der Niasser der Fall. Auf Borneo sind bisher nur recht zweifelhafte Spuren bei den Klemantan und einigen anderen Stämmen des Nordwestens nachgewiesen worden. Viel deutlichere Reste von Totemismus findet man auf dem Festland bei den Khasi und einigen Bodovölkern Assams (Garo, Lalung, Katschari), bei einigen Stämmen der Naga (Lhota, Ao, Sema usw.), bei den Tscham, stellenweise bei den Khmer und bei einem Teil der mohammedanischen Fischerbevölkerung an den Küsten der Malaiischen Halbinsel. Wahrscheinlich sind sie in Wirklichkeit noch weit häufiger, als bisher bekannt geworden ist.

Bemerkenswert ist die starke Verbreitung mutterrechtlicher Gesellschaftsformen in Südostasien, und zwar z. T. in derart reiner und folgerichtiger Ausprägung, wie sie nur in wenigen anderen Gegenden der Erde zu finden sind.

In seinen reinsten Formen tritt das Mutterrecht im assamesischen Bergland zwischen Brahmaputra und Surma bei den Garo, Khasi, Sinteng und einigen kleineren Stämmen auf, ferner im Osten Hinterindiens bei den Tscham, Radé, Dscharai, Trau und einigen anderen Moistämmen, bei einigen Stämmen Formosas und schließlich bei den Minangkabaumalaien im westlichen Hochland Mittelsumatras (Padangsches Oberland). An den Rändern dieser Gebiete haben sich durch gegenseitige Durchdringung mutterrechtlicher und vaterrechtlicher oder gleichrechtlicher Gesellschaftsformen Mischformen gebildet. Solche bestehen z. B. in Assam bei mehreren den Garo, Khasi und Sinteng benachbarten Bodovölkern (Rabha, Dimasa, Lalung). Auf Sumatra hat sich das Mutterrecht im Gefolge

der ethnographischen und politischen Ausbreitung der Minangkabauer und ihnen verwandter malaiischer Völker von den westlichen Gebirgsländern der Mitte aus über weite Teile des östlichen Tieflandes verbreitet (auch bei der Urbevölkerung, den Orang Talang, Sakei usw. ist es hier zur Herrschaft gekommen) und hat auch vereinzelt im Süden der Insel Fuß gefaßt. Minangkabauische Kolonisten haben es sogar über die Straße von Malakka getragen und in den Negri-Sembilan-Staaten an der Westküste der Malaiischen Halbinsel eingeführt. — Auch abgesehen von der unmittelbaren Nachbarschaft der Gebiete reinen Mutterrechts sind mutterrechtliche Reste und Spuren sowohl auf dem Festland als auf den Inseln weit verbreitet. So finden sich solche z. B. bei den Tipura in Ostbengalen, bei den Scho (dem südlichsten Stamm der Tschin) in Birma, bei den Bué-Karen ebenda, bei einer Reihe von Dayakstämmen Borneos (z. B. bei den Kalabit in Serawak, den Manyuké im Westen, den Olo-Ngadschu im Süden der Insel), in Zentralcelebes, im östlichen Teil Timors und auf den Südwestinseln.

Einige Züge mutterrechtlicher Gesellschaftsformen aus Südostasien mögen hier erwähnt sein. So zerfallen die Garo in zwei allgemein verbreitete Heiratsklassen (wozu stellenweise noch eine örtlich beschränkte und wohl jüngere dritte tritt) und innerhalb der Klassen wiederum in eine große Zahl von Sippen, die bisweilen Spuren totemistischen Charakters aufweisen. Die Kinder gehören der Klasse und Sippe der Mutter an. Streng mutterrechtlich ist auch das Erbrecht geregelt. Nur Frauen und Mädchen sind erbberechtigt, in erster Linie die jüngste Tochter, deren Gatte, wenn sein Schwiegervater stirbt, die Schwiegermutter heiraten muß. Der Mann wohnt bei seiner Frau, bzw. bei seinen Schwiegereltern. Obwohl er selbst nichts besitzt, so hat er doch die Nutznießung des Besitzes seiner Frau. Auch die Häuptlingswürde vererbt sich durch die Frauen und wird von dem Gatten der Betreffenden ausgeübt. Stirbt eine Frau ohne Hinterlassung von Töchtern, so hat ihr Mann das Recht, von ihren Sippenverwandten die Beistellung eines Mädchens der Sippe als Gattin zu fordern, und bleibt dann weiter im Genuß des Besitzes der ersten Frau. Abgesehen von derartigen Fällen geht die Brautwerbung nicht vom Mann, sondern vom Mädchen aus, das auch (ganz entsprechend der Dienstehe in vaterrechtlichen Verhältnissen, nur umgekehrt) für eine Zeit zu den künftigen Schwiegereltern zieht und ihnen Dienste leistet. Überhaupt erscheinen die bei den vaterrechtlichen Völkern üblichen Satzungen und Bräuche hier vielfach in ganz sinngerechter mutterrechtlicher Umkehrung, am deutlichsten bei den Garo, mehr vereinzelt auch bei anderen Völkern. So kommt, entsprechend dem in Hinterindien häufigen Minoratserbrecht, das Töchterminorat außer

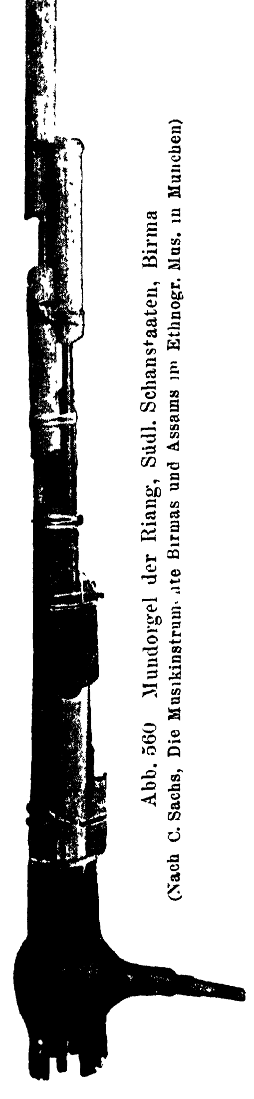


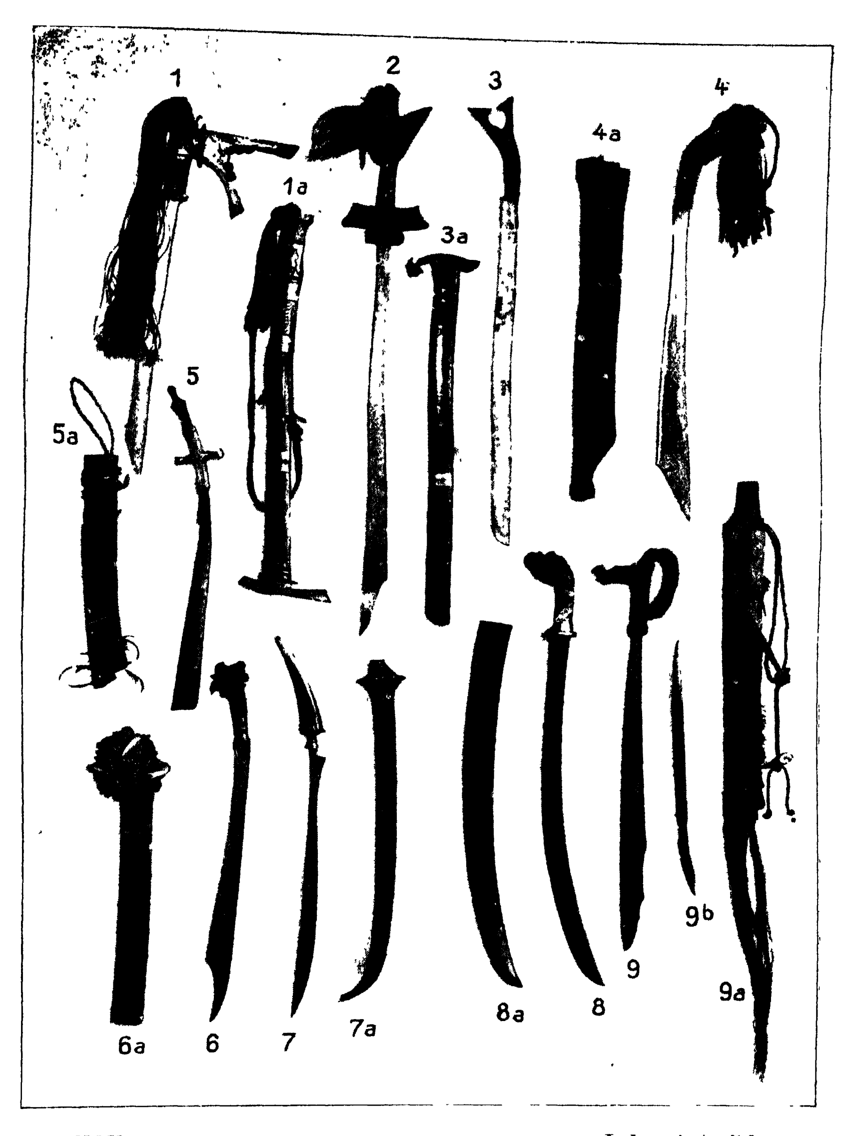
Abb. 560 Mundorgel der Riang, Südl. Schanstaaten, Birma
(Nach C. Sachs, Die Musikinstrumente Birmas und Assams im Ethnogr. Mus. in München)

bei den Garo auch bei den Khasi (die Fürstenwürde, die auf den ältesten Sohn der ältesten Schwester übergeht, ausgenommen) und bei den Tscham vor. Die Werbung von seiten des Mädchens findet man bei den Radé und Tscham im östlichen Hinterindien, bisweilen bei den Minangkabauern auf Sumatra, bei den Kalabit in Serawak, vor allem aber bei den Manyuké des westlichen und den Olo-Ngadschu des südlichen und östlichen Borneo, wo das Mädchen den erwählten Jüngling durch wiederholte Werbung, Übersendung kostbarer Geschenke usw. sogar rechtlich *zwingen kann, ihre Werbung anzunehmen. Die umgekehrte Dienstehe* (Wohnen des Mädchens bei den Eltern des Mannes vor der formellen Hochzeit) kommt außer bei den Garo bei manchen Moi vor, besonders bei den Radé, wo die Braut, falls sie während dieser einjährigen Probezeit nicht schwanger wird, der Familie des Bräutigams sogar eine Zahlung zu leisten hat. Auch im östlichen Timor kommt stellenweise „Bräutigamskauf" vor. Während bei den Khasi und Garo der Mann wenigstens für einige Jahre zu den Schwiegereltern zieht und dann, wenn er nicht gerade eine jüngste Tochter geheiratet hat, ein eigenes Heim errichtet, bleibt er bei den Sinteng und Minangkabauern auch nach der Hochzeit im Haus seiner Mutter oder Großmutter und besucht seine Frau, die ebenfalls in ihrer mütterlichen Wohnung bleibt, meist erst nach Anbruch der Dunkelheit. Im Gegensatz zu den mutterrechtlichen Völkern Assams, wo nur Frauen Besitz erben können und dieser bei Mangel von Töchtern mit Übergehung der Söhne an die jüngste Tochter der Schwester oder eine andere weibliche Verwandte der Frau fällt, erben bei den Minangkabauern auch Söhne von ihrer Mutter, bzw. von deren Brüdern. Der älteste Bruder der Mutter tritt, wie auch sonst bei Völkern mit Mutterrecht, stark hervor, am stärksten wohl bei den Minangkabauern. Natürlich ist auch der Ahnenkult mehr oder weniger mutterrechtlich geregelt, was sich z. B. bei den Khasi in der Verehrung der Geister der Sippenstammütter und sonstigen weiblichen Vorfahren sowie der Geister von deren ältesten Brüdern äußert. Daneben wird allerdings gerade bei den Khasi auch dem Geist des verstorbenen Vaters und dem seiner Mutter geopfert.



Abb. 561. Kurzlaute der Katschin, mit dem Kopf eines Nashornvogels als Bekrönung, Nördl. Schanstaaten, Birma
(Nach C. Sachs, Die Musikinstrumente Birmas und Assams im Ethnogr Mus. in München)

Ausgesprochenes Vaterrecht herrscht bei den meisten Bergstämmen des Festlandes (außer den obengenannten), bei den Batak und Gayo in Nordsumatra, in einem Teil Südsumatras, auf Nias und im größten Teil des östlichen Indonesien. Es äußert sich in der Zugehörigkeit der Kinder zur Familie und Sippe des Vaters (über Ausnahmen siehe den nächsten Absatz), in der männlichen Besitzerbfolge — meist sind nur Söhne und andere männliche Verwandte erbberechtigt oder das Erbrecht der Töchter ist zum mindesten sehr beschränkt — und im Auftreten vaterrechtlicher Eheformen.



Tafel XLV *Indonesische Schwerter*

1 Gebiet des Possosees, Zentralcelebes. Griff aus Horn, mit Stanniol belegt und mit aus Menschenhaaren geflochtenen Zopfchen verziert; 2 „Kampilan", Schwert der mohammedanischen Piratenstamme von Westmindanao, Nordostborneo und den Suluinseln. Der Griff aus Holz, an der Parierstange zwei bronzene Schellen angehängt; 3 Atscheh, Nordsumatra. Griff aus Horn; 4 Gegend sudlich vom Towutisee, Südostcelebes Griff aus Holz, mit Haarzopfchen verziert; 5 Kriegsschwert der Landdayak, Westborneo; 6 Südnias. Griff aus Holz, an der Scheide ein aus Rotang geflochtener Korb fur Amulette; 7 Schwert eines Guru (Priesters) der Toba-Batak, Sumatra. Griff aus Hirschhorn; 8 Malaienschwert, Borneo. Griff aus Horn geschnitzt, die Griffstange mit reich ornamentiertem Goldblech belegt; 9 „Malat" (auch „Mandau" oder „Parang Ilang" genannt), Kayan, Kapuasflußgebiet, Zentralborneo. Griff aus Hirschhorn geschnitzt Klinge mit Messing tauschiert; 9b Messer, das an der Innenseite der Schwertscheide in einem besonderen Behalter getragen wird. — (Lindenmuseum, Stuttgart)



Tafel XLVI — *Südostasiatische Plastik*

1 Männliche Grabfigur, Kaseng, Französisch-Niederlaos; 2 Weibliche Ahnenfigur, Igorot, Nordluzon; 3 Weibliche Figur, zum Schutz gegen Geister im Inneren der Familienkammern oder neben deren Tür aufgestellt, Dayak, Westborneo; 4 Weibliche Ahnenfigur, Damar, Südwestinseln; 5 „Adu zatua“, männliche Ahnenfigur, Nias; 6 Tragkörbchen, mit Büscheln getrockneten Grases und einer geschnitzten und bemalten Gesichtsdarstellung geschmückt, Angami-Naga, Assam; 7 „Kareau“, bemalte weibliche Figur, zum Schutz gegen Geister in oder vor dem Haus aufgestellt, Großnikobar; 8 Ahnenfigur einer Frau und 9 solche eines Mannes aus dem obersten Stande, aus dem die Häuptlinge, Priester und Priesterinnen hervorgehen, Leti, Südwestinseln; 10 „Henta-koi“, bemalte Vogelfigur, bei Krankheit verfertigt und im Haus aufgehängt, um dem Schamanen bei der Auffindung und Vertreibung des die Krankheit verursachenden Geistes zu helfen; 11 Männliche Figur aus Stein, vor einem Häuptlingshaus aufgestellt, Nias. Schnurrbart und Augenränder gemalt, Kopfbedeckung und Füße abgebrochen; 12 Menschliche Figur, bei Krankheitsfällen verfertigt, Nias (vgl. S. 921). — Sämtliche Bildwerke mit Ausnahme von 11 aus Holz. — (Naturhistorisches Museum, Wien)

Vor allem gehört die Kaufehe hierher. Mit der Bezahlung des Brautpreises geht die Frau in den Besitz ihres Mannes und in seine Familie und Sippe über, die im Falle seines Todes fast stets gewisse Rechte auf sie geltend machen kann (Leviratsehe usw.). Daneben tritt fast überall die Dienstehe auf, wobei der Mann, falls er zur Zahlung des Brautpreises nicht imstande ist, bei seinen Schwiegereltern wohnt und für sie arbeitet. Bisweilen dauert dieses Verhältnis nur eine durch den Brauch bestimmte Reihe von Jahren, sei es vor oder nach der formellen Hochzeit. Diese Form der Dienstehe ist besonders bei den Bergstämmen des Festlandes häufig. In anderen Fällen wieder, in Indonesien häufiger als auf dem Festland, ist die Dienstehe zeitlich nicht beschränkt und trägt nicht so sehr den Charakter einer Bezahlung des Brautpreises in Arbeit als den einer Schuldleibeigenschaft. Das Verhältnis der Abhängigkeit von den Schwiegereltern endet in diesem Fall erst dann, wenn der Mann imstande ist, den Brautpreis abzuzahlen oder wenn er ihnen als Ersatz für diesen eines seiner Kinder überläßt. — Der Dienstehe ähnlich und mit ihr durch allerlei Zwischenformen verbunden ist die Adoptionsehe, wobei der Mann aus seiner Familie aus- und in die der Frau eintritt. Er verliert dadurch die Erbberechtigung in seiner Familie, wohnt bei den Schwiegereltern, und seine Kinder gehören der Familie und Sippe des Schwiegervaters an. Obwohl diese Eheform von manchen mutterrechtlichen Formen bisweilen schwer zu unterscheiden ist, darf sie doch mit ihnen nicht verwechselt werden und ist sicher nicht immer und überall als ein unmittelbarer Rest mutterrechtlicher Zustände anzusehen. Vor allem ist dies nicht bei jener sowohl auf dem Festland als auf den Inseln ziemlich allgemein verbreiteten Abart der Adoptionsehe der Fall, die man die älteste Tochter eingehen läßt, wenn keine Söhne vorhanden sind. Sie bezweckt, dem Haushalt der Eltern der Frau die nötigen Arbeitskräfte zu erhalten, bzw. zuzuführen, vor allem aber in den Enkeln Nachkommen zu gewinnen, die die Familie fortpflanzen und die Ahnenopfer darbringen sollen. Obwohl die vaterrechtliche Erbfolge dabei für eine Generation tatsächlich (aber nicht rechtlich, da entweder die Tochter oder ihr Gatte als Sohn gilt) unterbrochen wird, ist diese Art der Adoptionsehe doch eine durchaus vaterrechtliche Einrichtung. Die Form der Adoption des Gatten in die Familie des Schwiegervaters wird dabei meist auch äußerlich durch die üblichen Riten gewahrt. Auch wenn kein Mangel an Söhnen besteht, läßt man in manchen Teilen Indonesiens (Nord- und Südsumatra, Molukken) häufig eine oder mehrere Töchter derartige Adoptionsehen eingehen, sei es, weil der Bräutigam keine Aussicht hat, einen Brautpreis aufzubringen, sei es, um auf diese Weise die Zahl der Familienmitglieder und damit die wirtschaftliche und politische Kraft der Familie und Sippe zu vermehren. Fast allgemein verbreitet ist die Entführungsehe. Sie wird meist dann angewendet, wenn die Eltern des Mädchens die Verbindung nicht zugeben wollen, und ist eine rechtlich anerkannte Art der Eheschließung, die nur die Befolgung gewisser Formen (Hinterlassung eines Gegenstandes als Zeichen usw.), sowie meist die nachträgliche Zahlung eines Sühnegeldes erheischt. Stellenweise, z. B. auf Bali und Lombok, hat sie sich zu der an Häufigkeit weit überwiegenden, ja fast allein üblichen Eheform entwickelt. Öfters suchen ihr die Eltern durch Kinderverlobungen und Kinderheiraten zuvorzukommen.

In bezug auf das Erbrecht ist neben dem Majorat das besonders auf dem Festland häufige Vorkommen des Minorats zu erwähnen. Man findet es z. B. bei den Angami- und Sema-Naga, vor allem aber bei den Katschin, wo nicht nur das väterliche Haus, sondern auch die Häuptlingswürde auf den jüngsten Sohn übergeht. Bisweilen werden sowohl der älteste als auch der jüngste Sohn bei der Erbteilung bevorzugt, wie bei verschiedenen Bergstämmen Assams und *Birmas* und bei den *Batak* auf *Sumatra*, wo die *Häuptlingswürde* entweder dem ältesten oder dem jüngsten Sohn zufällt.

Neben ausgesprochenem Vaterrecht und Mutterrecht sind gleichrechtliche Gesellschaftsformen stark verbreitet, bei denen die Verwandtschaft sowohl nach der Vater- wie nach der Mutterseite gerechnet wird, sowohl Söhne als Töchter erben und Mann und Frau vermögens- und eherechtlich gleichgestellt sind.

Am reinsten ist diese Gesellschaftsform bei den Bergstämmen der Philippinen, insbesondere jenen des nördlichen Luzon, zu finden. Sie herrscht auch auf Borneo, Celebes, bei manchen Karen und Moi und bei den meisten Kulturvölkern (Birmanen, Tai, Malaien, Javanen, Bugi usw.), ist jedoch dort überall bis zu einem gewissen Grad vater- oder mutterrechtlich gefärbt.

Monogamie ist aus wirtschaftlichen Gründen natürlich weit häufiger als Polygamie, die sich meist nur Häuptlinge und Reiche erlauben können oder die als Folge der weitverbreiteten Leviratsehe auftritt, wonach der jüngere Bruder die Witwe des älteren heiraten muß.

Allerdings gibt es auch Gebiete, wo Polygamie stärker in Erscheinung tritt, wie auf Nias, bei den Batak, bei den Mischmi usw. Auch dem Mutterrecht ist sie nicht fremd und kommt z. B. bei Garo, Khasi und Tscham vor. Daneben gibt es allerdings auch Gebiete ausgesprochener Monogamie, wo Vielweiberei überhaupt verboten ist oder doch nach Möglichkeit verhindert wird, wie bei den Angami und einigen benachbarten Nagastämmen, auf Formosa, bei den Igorot, Ifugao und anderen Bergstämmen Luzons und bei einem großen Teil der Dayak, wo allerdings die Polygamie unter malaiisch-mohammedanischem Einfluß im Vordringen begriffen ist.

Polyandrie ist bei den Dafla in Nordassam üblich und soll nach Tauern bis vor kurzem auch bei den Makahala im westlichen Ceram vorgekommen sein.

Werbung und Hochzeit sind meist an bestimmte, oft sehr umständliche Formen gebunden und ziehen sich oft durch Tage oder Wochen hin.

Bei der Werbung spielt, wie schon erwähnt (S. 812), die feierliche Übersendung von Betelingredienzien und deren Annahme oder Zurückweisung oft eine Rolle. Den Kern des Hochzeitszeremoniells bildet besonders häufig das Zusammenessen von Bräutigam und Braut (z. B. bei Birmanen, Schan, Meithei, Angami, Taungthu, Batak, Minangkabauern, Dayak, Toradscha, auf Nias, Java,

Bali, Mindanao, den Kei-Inseln usw.), bisweilen auch das gemeinsame Trinken von Palmwein oder Reisbier (z. B. auf den Inseln der Letigruppe und bei den Katschin Birmas) oder gemeinsames Betelkauen (z. B. bei manchen Dayak, auf Buru und Sawu). Daneben bilden das Zusammenfügen der Hände des Brautpaares, das Zusammenbinden der Handgelenke *mittels eines Fadens*, das Zusammennähen oder -knüpfen beiderseitiger Kleidungsstücke, das Bedecken des Paares mit einem Tuch häufige Hochzeitsriten. Nach der Hochzeit ist meist die Ausübung des Beischlafs während einer bestimmten Zahl von Tagen verboten.

Vor der Ehe ist der Geschlechtsverkehr meist frei oder doch nur geringen Beschränkungen (Sühnezahlungen bei Schwangerschaft usw.) unterworfen. Die Ehe wird oft erst nach erfolgter Schwangerschaft (z. B. bei den Igorot) oder sogar erst nach Geburt von Kindern (z. B. auf den Mentawei-Inseln) geschlossen. Allerdings gibt es daneben auch Völker, bei denen Jungfräulichkeit vor der Ehe gefordert und ein Fehltritt streng (auf Nias früher durch den Tod) bestraft wird.

Wenn auch Altersklassen und die mit ihnen zusammenhängenden Übergangsriten nur an wenigen Stellen in so ausgeprägter Form auftreten wie etwa in manchen Teilen Melanesiens oder Afrikas, so sind sie dafür doch ziemlich allgemein verbreitet und dürften kaum irgendwo ganz fehlen.

Von einem der nordöstlichen Nagastämme hat Bastian, von den Nguon, einem Stamm der Muöng in Nordannam, Cadière über eine Einteilung der größeren Knaben und der erwachsenen Junggesellen in fünf ausgesprochene Altersklassen berichtet. Jeder dieser Altersklassen kommen bestimmte Obliegenheiten zu. Wahrscheinlich sind ähnliche Systeme von Altersklassen in Hinterindien viel stärker verbreitet, als bisher bekannt. Über Zahnverstümmelungen, Beschneidung und Tatauierung als Mannbarkeitsriten wurde schon an anderer Stelle gesprochen (S. 854—857). Gelegentlich kommen auch andere Riten vor. So darf z. B. bei den Palaung in Birma kein Jüngling Beziehungen zu Mädchen anknüpfen, bevor er an einem der Hauptfeste einen Einzeltanz aufgeführt hat. Bei den Tangkhul-Naga in Manipur erfolgt bei der Mannbarwerdung der Jünglinge die Anlegung des Penisringes, bei manchen Dayak die Durchbohrung der Glans penis (S. 855). Bei zahlreichen Völkern gilt oder galt die Erbeutung eines Schädels als eine Art Mannbarkeitsprobe, so insbesondere bei den Naga, Luschei, Dayak und auf Ceram. Bei den Kayan auf Borneo darf kein Jüngling an einem Kriege teilnehmen, bevor er nicht eine Zeremonie mitgemacht hat, deren wesentlicher Zug darin besteht, daß die zu Kriegern zu weihenden Knaben mit dem Schwert auf einen frisch erbeuteten Schädel schlagen. Überhaupt treten Übergangsriten aus einer Altersklasse in die andere gerade auf Borneo z. T. noch recht deutlich auf. So findet z. B. bei den Kayan die Namengebung für alle etwa drei Jahre alten Kinder eines Langhauses gemeinsam statt. Bei manchen Dayakstämmen des Westens werden das erste Haarschneiden bei Knaben und Mädchen, die Durchbohrung der Ohrläppchen der Mädchen und die Beschneidung der Knaben jährlich unter großen, mehrere Tage dauernden Festlichkeiten vorgenommen, wobei Männer und Knaben maskiert auftreten.

Auch die mehrwöchige Abschließung der mannbar werdenden Mädchen in einem dunklen Raum kommt stellenweise auf Borneo vor, und zwar nicht nur bei manchen Dayak, sondern auch in malaiischen Fürstenfamilien. Denselben Brauch findet man bei den mohammedanischen Tscham in Annam und vor allem bei den Alfuren Cerams.

Stark verbreitet ist die Einrichtung des Männerhauses. In seiner ursprünglichen Form dient es als Schlaf- und Wohnraum der Junggesellen, als Wachthaus, Fremdenherberge, Beratungs- und Versammlungshaus und überhaupt als gesellschaftlicher, politischer und religiöser Mittelpunkt des Dorfes oder, wo mehrere Männerhäuser vorhanden sind, des Quartiers oder Clans. Meist werden darin die erbeuteten Menschenschädel (Abb. 564 und Taf. XL), ferner Jagdtrophäen, die als heilig betrachteten Kriegs- und Festtrommeln (S. 888/89) und oft allerhand andere Stammesheiligtümer aufbewahrt. Von den gewöhnlichen Wohnhäusern unterscheidet es sich häufig durch Größe und andere Bauart (Abb. 562 und Tafel XL) und durch den reicheren Schmuck mit figürlichen Schnitzereien mythologischer und religiös-magischer Bedeutung.

In typischer Form ist das Männerhaus besonders bei vielen Bergstämmen des Festlandes zu finden, so etwa bei den Garo, Lalung, Mikir, Abor, bei den meisten (aber nicht allen) Naga- und Kuki-Tschin-Stämmen, bei einem Teil der Karen, bei den Bahnar, Dscharai und anderen Moistämmen. In den Langhäusern Borneos wird es meist durch die große Galerie vertreten (S. 826), die den Junggesellen als Schlafraum dient, kommt jedoch bei den Land-Dayak und ihnen verwandten Stämmen des Westens als gesondertes Gebäude mit rundem oder achteckigem Grundriß vor (Tafel XL). Typisch findet man das Männerhaus ferner auf Formosa, bei den Igorot auf Luzon und bei den Batak auf Sumatra. Weit häufiger jedoch ist es in Indonesien nur mehr in weniger ursprünglichen Formen erhalten, wobei es nicht mehr als Schlaf- und Wohnraum der Junggesellen, sondern nur noch als Versammlungs- und Beratungshaus und Fremdenherberge (im größten Teil Sumatras, auf Nias, Celebes, Ceram, Kei-Inseln usw.) oder als Geisterhaus und Tempel (auf Celebes, Ceram, den Kleinen Sundainseln usw.) dient. — Neben dem Männerhaus, dessen Betreten bisweilen (aber nicht überall) den Frauen verboten oder nur bei festlichen Gelegenheiten erlaubt ist, gibt es bei manchen Stämmen Mädchenhäuser, in denen die mannbaren Mädchen schlafen und dann meist auch ihre Liebhaber empfangen, so bei den Ao und einigen anderen Nagastämmen, bei einem Teil der Katschin und bei den Igorot.

Allenthalben kommen bestimmte Kulte vor, an denen nur die erwachsenen Jünglinge und Männer unter strengem Ausschluß der Weiber teilnehmen.

Dies ist besonders häufig bei jenen Riten der Fall, die sich auf Krieg und die Erbeutung von Schädeln beziehen. Aber auch die Gesamtheit der Jung-

gesellen tritt bisweilen bei religiösen und festlichen Gelegenheiten gesondert auf, so etwa bei den Quoireng-Naga in Manipur, wo sie beim jährlich gefeierten großen Totenfest Tänze und Ringkämpfe auszuführen haben, und bei den Mikir in Assam, wo ihnen wichtige Obliegenheiten bei der Leichenbestattung zufallen. Bei den Mikir kommen auch richtige Junggesellenbünde zum Zwecke gemeinsamer Arbeit auf den Dorffeldern vor, die unter selbstgewählten, Strafrecht besitzenden Führern stehen.

Ein wirklicher Geheimbund ist der Kakihan bei den zu den Patasiwa hitam („Schwarzen Patasiwa", so wegen ihrer Tatauierung genannt, vgl. S. 906) gehörigen Stämmen im westlichen Ceram.

Jedes männliche Mitglied dieser Stämme muß bei Beginn der Pubertät oder noch früher in den Bund aufgenommen werden. Bei der Aufnahme verbleiben die Knaben eine gewisse Zeit unter der Aufsicht der Priester in dem im Walde verborgen gelegenen Kakihanhaus. Man schert ihnen die Haare und tatauiert sie mit den Abzeichen des Bundes. Währenddessen ahmen die Priester im Kakihanhaus

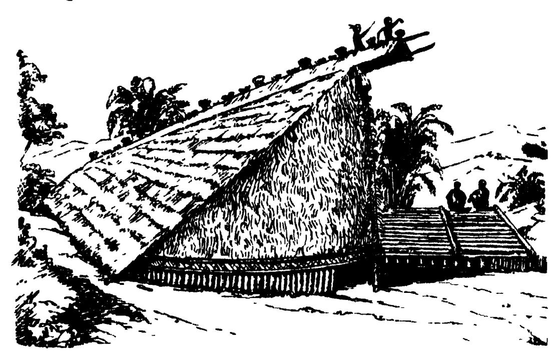


Abb. 562. Männerhaus der Ao-Naga, Assam
(Nach R. G Woodthorpe, Journ. Anthr. Inst. of Great Britain and Ireland XI)

mittels bambusener Sprachrohre die Stimmen der Geister nach. Den Frauen, die streng ferngehalten werden, teilt man mit, daß ein Geist die Knaben getötet habe, und zeigt ihnen zum Beweis in Schweineblut getauchte Speere. Nach einigen Tagen wird verkündet, der Geist habe die Knaben auf Bitten der Priester wieder zum Leben erweckt. Bei der Rückkehr ins Elternhaus benehmen sich die Knaben, als hätten sie die einfachsten Handlungen, ja sogar das Sprechen vergessen und müßten alles von neuem lernen. — Ursprünglich wahrscheinlich aus alten Kulturresten (Pubertatsriten, Geheimbundwesen) hervorgegangen, deren nächste Verwandte man in Melanesien suchen muß, hat der Kakihan vermutlich im Zusammenhang mit den Kampfen zwischen Tidore und Ternate, zwischen Patasiwa und Patalima (s. S. 906) festere Gestalt gewonnen. Als religiös-politischer Geheimbund hat er sich auch dem Eindringen des holländischen Einflusses widersetzt, hat jedoch im Lauf der letzten Jahrzehnte mit der zunehmenden Macht der Holländer stark an Bedeutung verloren.

Ein ausgebildetes Ständewesen ist ziemlich verbreitet. Meist bilden die Angehörigen der Häuptlingsfamilien eine Oberschicht, zu der in manchen Teilen Indonesiens, seltener auf dem Festland, auch noch ein eigentlicher Adel gehört, und der die Masse der Freien und schließlich die Leibeigenen und Sklaven in ihren verschiedenen Ab-

stufungen (Schuldsklaven, Kriegsgefangene, zur Sklaverei verurteilte Verbrecher usw.) gegenüberstehen.

In Indonesien äußert sich die schroffere Ausbildung des Ständewesens öfters in tunlichster Verhinderung von Heiraten zwischen Angehörigen der oberen und mittleren Schicht (wie bei manchen Dayakstämmen), auf Celebes und im östlichen Indonesien stellenweise sogar im strengen Verbot (bisweilen, so auf Kissar, bei Todesstrafe), eine Frau aus einem höheren Stand zu ehelichen. Meist fallen die sozialen Schichten mit ökonomischen zusammen oder sind sogar durch das Vermögen bestimmt, so daß bisweilen die Angehörigen des Adels geradezu als die „Reichen“ bezeichnet werden. Die Bontok-Igorot z. B., bei denen eigentliche Häuptlinge fehlen und die Verfassung der einzelnen Gemeinden eine durchaus demokratische ist, zerfallen in die drei Schichten der Reichen, der Mittelvermögenden und der mehr oder weniger in persönlicher und wirtschaftlicher Abhängigkeit lebenden Armen.

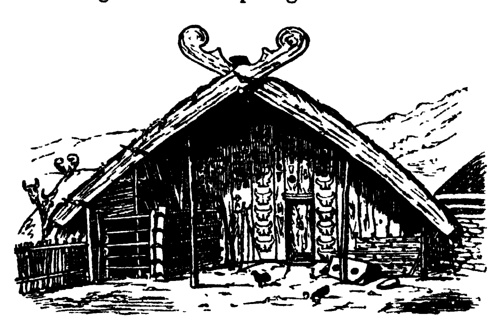


Abb. 563. Haus eines Angami-Naga, der durch Veranstaltung gewisser Feste das Recht erworben hat, an seinem Haus gekreuzte Giebelverzierungen, sog. „Haushörner“, anzubringen. An der Vorderwand des Hauses in Relief geschnitzte Gayalköpfe als Reichtumssymbol. Links ein Opferdenkmal mit den Schädeln zweier geopferter Gayals

(Nach R. G. Woodthorpe, Journ. Anthr. Inst. of Great Britain and Ireland XI)

Neben den durch die Geburt sich fortpflanzenden gesellschaftlichen Rangstufen gibt es öfters auch solche, die persönlich erworben werden müssen und die nicht durch Erbschaft übertragen werden können.

Hierher gehört die Auszeichnung für kriegerische Taten (Erbeutung von Schädeln, Tötung von Feinden usw.), die sich durch das Recht, bestimmte Abzeichen zu tragen, äußert (Abb. 526, 549 und Taf. XXXIV, XLI, vgl. auch S. 849/50, 932). Bei den Bergstämmen Assams und des westlichen Birma, insbesondere bei den Naga und Kuki-Tschin, besteht meist auch die Möglichkeit, durch Abhalten einer Reihe gewisser, für ihre Veranstalter mit großen Kosten (Tieropfer, Bewirtung des ganzen Dorfes usw.), aber auch mit allerhand Enthaltungen und Verboten verbundener Feste in einen höheren Rang aufzusteigen. Diese Feste verteilen sich bisweilen über mehrere Jahre, gipfeln häufig in der Errichtung eines megalithischen Denkmals und verleihen das Recht, bestimmte Abzeichen zu tragen und an seinem Haus gekreuzte, Hörner vorstellende Giebelbalken anzubringen (Abb. 563).

Bei den meisten Völkern besteht ein erbliches Häuptlingstum, wenn auch in bezug auf dessen rechtliche und tatsächliche Stellung bedeutende Unterschiede vorhanden sind.

Es gibt Stämme, bei denen Häuptlinge überhaupt fehlen oder doch nur eine ganz schattenhafte Macht besitzen, wie die Bontok-Igoroten, die Angami, Lhota, Ao und einige andere Nagastämme. Hier üben dann meist die Ältesten der Gemeinde die Regierung und Rechtsprechung aus oder übertragen diese, wobei aber häufig schon äußerer Einfluß mitspricht, einem gewählten Führer. Überhaupt ist das Häuptlingstum in manchen Gegenden durch Einflußnahme, sei es der eingeborenen, sei es der europäischen Regierungen in seinem Wesen verändert worden. Älteren, letzten Endes wohl indischen Kultureinflüssen verdanken einige Priesterhäuptlinge ihre merkwürdige Ausnahmestellung. Zu ihnen gehört der Singa Mangaradscha („der Löwe, der Großkönig", der Name stammt aus dem Sanskrit), der Häuptling eines Batakdorfes am Tobasee in Sumatra, der infolge der ihm zugeschriebenen magischen Kräfte weit über die Grenzen seines eigenen kleinen Herrschaftsgebietes hinaus auch politischen Einfluß ausübte. Der letzte Singa Mangaradscha fiel 1907 im Kampf gegen die Holländer. Noch rätselhafter ist die Herkunft und ursprüngliche Bedeutung der „Könige" des Feuers und des Wassers bei den Dscharai in Französisch - Hinterindien. Es sind dies zwei Priesterhäuptlinge, deren, politisch übrigens nicht große, Macht sich auf den Besitz gewisser heiliger Gegenstände (beim „König des Feuers" ein heiliges Schwert) stützte. Sie dürfen, oder durften doch bis vor kurzem, keines natürlichen Todes sterben, sondern wurden, sobald man sie dem Tode nahe glaubte, durch Lanzenstiche getötet. Ihr Amt vererbt sich stets in den gleichen (mutterrechtlichen) Familien, doch werden die Nachfolger unter sämtlichen Angehörigen der Familie gewählt. Die Bedeutung dieser Priesterfürsten muß früher eine größere gewesen sein als in der Gegenwart. So tauschten die Könige von Kambodscha bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts regelmäßig mit ihnen Geschenke aus, und dieser Brauch erscheint schon in einem kambodschanischen Dokument aus dem Jahre 1601 als etwas Althergebrachtes. Wie sich der fremde Ursprung der Würde des Singa Mangaradscha schon durch den Namen zeigt, so gibt sich



Abb. 564. Männerhaus der Konyak-Naga, Assam, mit über den First hinausragenden und an ihrem freien Teil mit Stroh umwickelten Hauptpfosten. Diese Eigentümlichkeit, die auf eine Gruppe von sechsundvierzig, von einem gemeinsamen Stammdorf sich herleitenden Dörfern beschränkt ist, ermöglicht es, die durch die Bodenfeuchtigkeit morsch werdenden unteren Teile der Hauptpfosten durch einfaches Niederlassen der letzteren zu ersetzen. Die Vorderseite des Hauses links von der Tür wird durch ein Gestell mit den auf Brettern reihenweise übereinander geordneten Schädeltrophäen eingenommen. Links zwei frisch erbeutete Schädel auf Stangen

(Nach S. E. Peal, Journ. Anthr. Inst. of Great Britain and Ireland XI)

der der „Könige“ des Feuers und des Wassers durch den Umstand klar zu erkennen, daß ihre Leichen nicht, wie dies sonst bei den Dscharai üblich ist, begraben, sondern verbrannt werden. Wahrscheinlich handelt es sich sowohl beim Singa Mangaradscha als bei den Königen des Feuers und des Wassers um die in Barbarei zurückversunkenen Reste der Ableger irgendwelcher Hochkulturen, wobei für den Singa Mangaradscha die Anknüpfung wohl bei den alten Reichen Minangkabau oder Atscheh, für die Priesterhäuptlinge der Dscharai bei Kambodscha oder beim alten Tschampa zu suchen sein dürfte. Ob und wie der Brauch, diese heiligen, ursprünglich wohl irgendeine Gottheit vertretenden „Könige“ der Dscharai keines natürlichen Todes sterben zu lassen, mit ähnlichen Vorkommnissen in anderen Weltteilen historisch zusammenhängt, läßt sich vorläufig nicht sagen. (Vgl. hiezu Frazer, The Golden Bough.) — Natürlich ist, besonders unter noch ursprünglichen Verhältnissen, der persönlichen Initiative und Energie einzelner Häuptlinge oder ganzer Häuptlingsgeschlechter ein weiter Spielraum gelassen, und die Entwicklung verläuft keineswegs überall in der gleichen Richtung. Während sich das Aufkommen und die Ausbreitung mächtiger Häuptlingsdynastien bisweilen geschichtlich verfolgen lassen (z. B. bei mehreren Kuki-Tschin- und Moistämmen), liegt anderwärts (z. B. bei den Angami-Naga) wohl ein Verfall des einstigen Häuptlingstums vor. Bei den Katschin haben sogar im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts stellenweise Revolutionen mit Vertreibung der Häuptlinge stattgefunden, denen allerdings zum Teil wieder eine Restauration gefolgt ist. — Wo das Häuptlingstum in ausgeprägter Form vorhanden ist, besitzt der Häuptling meist eine ganze Reihe materieller und ideeller Vorrechte. Bisweilen gilt er, wenigstens theoretisch, als alleiniger Besitzer des Bodens (z. B. bei den Tschin und Katschin). Die Untertanen sind häufig verpflichtet, ihm beim Hausbau, bei der Bestellung der Felder zu helfen (Katschin, Sema-Naga, Kayan, Kenyah, Batak usw.) oder auch ihm einen Teil jedes auf der Jagd erbeuteten Tieres abzuliefern. Er hat das Recht, sich durch besonders gemusterte Kleidung und besonderen Schmuck auszuzeichnen, an seinem Haus bestimmte Abzeichen und Schnitzereien anzubringen usw. Neben der Kriegführung und politischen Befugnissen fallen ihm auch bestimmte religiöse Obliegenheiten zu. So muß er sich öfters einer ganzen Reihe nur für ihn geltender tabuartiger Verbote und Enthaltungen unterwerfen. Meist zeichnen sich die Häuptlinge durch großen Besitz an Grund und Boden, beweglichen Gütern und Sklaven aus. Damit hängt auch das häufige Vorkommen der Polygamie zusammen, wobei aber sicher oft auch das Beispiel der Fürsten der benachbarten Kulturvölker mitspielt. Übrigens ist die Macht der Häuptlinge stets gewissen rechtlichen oder doch tatsächlichen Beschränkungen unterworfen: ersteres z. B. bei den Katschin dadurch, daß ihnen ein oder mehrere Führer des Volkes beratend zur Seite stehen, letzteres durch die Möglichkeit der Abwanderung der Untertanen, wenn diese unzufrieden sind, sei es einzeln, sei es in geschlossenen Gruppen, die unter Führung eines neugewählten Häuptlings eine neue Niederlassung gründen (kommt z. B. bei Tschin und Dayak vor). Neben dem Häuptling stehen oft allerhand andere Würdenträger, untergeordnete Häuptlinge, Sippenhäupter usw. Auch spielt meist die Ratsversammlung der älteren und einflußreicheren Männer eine starke, oft entscheidende Rolle.

Die politische Einheit ist meist klein.

Bei den Bontok-Igorot z. B. wird sie durch den Ato, das Dorfquartier (Seite 892), gebildet, dessen Regierung in den Händen einer Ältestenversammlung liegt. Nach außen allerdings treten die Atos eines Dorfes (das also eine Art Bundesstaat bildet) gemeinsam auf. Bei den Angami- und anderen Nagastämmen bewohnt der Clan ein eigenes Dorfquartier und tritt auch in politischer Beziehung, bei Fehden usw., in gewissem Grad als Einheit auf (Seite 893). Bei größeren Kriegen handelt auch hier das Dorf geeint. — Auch über das Dorf hinaus gibt es öfters politische Gebilde meist allerdings recht lockerer Art. Zum Teil verdanken sie ihre Entstehung kriegerischer Eroberung und Unterwerfung wie bisweilen bei den Katschin und häufig bei den Stämmen der Kuki-Tschin-Gruppe und der Moi, oder dem übermächtigen politischen Einfluß eines kraftvollen Häuptlings. In diesen Fällen sind sie wenig dauerhaft. überdauern bisweilen nur kurze Zeit das Leben ihres Gründers. Etwas festerer Art sind Staatenbünde oder auch aus mehreren Dörfern bestehende Bundesstaaten, wie sie besonders für das westliche und innere Sumatra charakteristisch sind (hier meist nach der Anzahl der verbündeten Dörfer oder „Kotas" als „VI Kotas", „XII Kotas", „XX Kotas" usw. bezeichnet). Wo mehrere Dörfer einen nicht durch Eroberung gegründeten, einheitlichen Staat unter einem gemeinsamen Häuptling bilden, da handelt es sich meist um ein Stammdorf und von diesem aus gegründete jüngere Siedlungen. Häufig allerdings wird mit der Zeit der unmittelbare politische Zusammenhang gelöst, und es bleibt dann nur ein loses Zusammengehörigkeitsgefühl übrig, wie es etwa zwischen den griechischen Kolonien des Altertums und ihren Mutterstädten bestand. Das Bewußtsein einer solchen Zusammengehörigkeit und die Überlieferung gemeinsamer Herkunft erhält sich bisweilen durch viele Jahrhunderte und beeinflußt oft in Kriegsfällen die politische Stellungnahme. besonders dort, wo mächtige Häuptlingsfamilien die Überlieferung lebendig erhalten. So konnte z. B. Peal für eine Gruppe von sechsundvierzig Dörfern der nordöstlichen Naga an Hand der mündlichen Überlieferung, besonders der um viele Generationen nach rückwärts zu verfolgenden Häuptlingsstammbäume, die Herkunft von einem gemeinsamen Stammdorf nachweisen, die auch noch zum Teil durch jährliche Übersendung von Geschenken an dieses seitens der jüngeren Dörfer anerkannt wird. Seine Untersuchungen werden auch durch das Vorkommen gerade nur dieser Dörfergruppe eigentümlicher Kulturmerkmale bestätigt (Abb. 564). Ähnliche Verhältnisse findet man in vielen Gegenden Hinterindiens und Indonesiens. Obwohl es nicht allzuoft vorkommt, daß ein ganzer „Stamm" als solcher sich zu einheitlichem politischen Handeln aufschwingt, findet man, trotz aller etwaigen Blutfehden und Kriege innerhalb des Stammes, doch meist auch ein der sprachlichen und kulturellen Verwandtschaft entsprechendes, gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl, das sich in bezug auf soziale Verhältnisse (stark verbreitete Stammesendogamie, neben der natürlich Klassen- oder Sippenexogamie bestehen kann), in religiöser Einheit (z. B. bei den Mao und anderen Nagastämmen) oder in politischer Rücksichtnahme (z. B. bei den Kayan Borneos, die trotz größter politischer und territorialer Zersplitterung einander nicht bekämpfen) äußert.

Eine merkwürdige, nur auf das östlichste Indonesien beschränkte politische Zweiteilung, der aber stellenweise auch ethnographische Bedeutung zukommt, bilden die auf Ceram als **Patasiwa** und **Patalima**, sonst meist als **Ulisiwa** und **Ulilima**, auf den Aruinseln als Ursiwa und Urlima bezeichneten Parteigruppen.

Alle diese Namen sind am besten als „Neuner Leute“ und „Fünfer Leute“ wiederzugeben, und diese Zahlen sind auch den jeweils nach ihnen benannten Gruppen heilig. Vermutungsweise sind die beiden Parteigruppen im fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert im Gefolge der langdauernden Kämpfe zwischen den Sultanaten Tidore und Ternate entstanden, wobei die zu den Patasiwa (Ulisiwa) gehörigen Stämme und Ortschaften auf seiten Tidores, die zu den Patalima (Ulilima) gehörigen auf seiten Ternates standen. Sicheres ist aber weder über die Entstehung der beiden Gruppen noch über die Bedeutung der mit ihnen verbundenen Zahlensymbolik bekannt. Beide Gruppen sind heute noch im westlichen und mittleren Ceram, auf den Kei- und Aruinseln vorhanden und bestanden früher auch auf Ambon, den Uliassern und den Bandainseln. Im westlichen Ceram wird ein Teil der zu den Patasiwa gehörigen Stämme durch den Kakihanbund (S. 901) und durch aus bestimmten Häuptlingen, Priestern und Würdenträgern zusammengesetzte gemeinsame Ratsversammlungen (Saniri) politisch enger zusammengehalten.

n) Handel, Geldwesen, Verständigungsmittel

Der Handel ist weitaus überwiegend Fernhandel, während ein geregeltes Marktwesen nur in wenigen Gegenden besteht (z. B. bei den Khasi, bei den Batak und in einem Teil von Zentralcelebes) und wohl stets auf Hochkultureinflüsse zurückzuführen ist.

In den meisten Gegenden sind verschiedene Arten von Geldsorten und Wertmessern in Gebrauch.

Am weitesten verbreitet ist sowohl auf dem Festland als in Indonesien die Verwendung von Gongs als Geld, doch dienen sie weit weniger dem Handel als für Brautkauf, Sühnezahlungen und dergleichen und vor allem als Mittel zur Anhäufung von Kapital (vgl. S. 890). Bei einigen Stämmen des westlichen und mittleren Hinterindien, besonders bei den Karen, nehmen die großen Metalltrommeln ihre Stelle ein (vgl. S. 890/91). Eine ähnliche Rolle spielen bei den viehzüchtenden Stämmen Rinder, ferner in manchen Teilen Indonesiens, z. B. auf den Kei-Inseln und bei den Dayak Borneos, bronzene Vorderladekanonen, ebenfalls bei den Dayak und auf den Philippinen alte, glasierte Steingutvasen (seltener Porzellanvasen), wahrscheinlich chinesischer Herkunft, auf Mindanao und auf den Molukken, besonders auf Ceram, chinesische Porzellanteller und -schüsseln, auf Flores, Timorlaut, den Kei- und Aruinseln Elefantenzähne usw. Muschelgeld verschiedener Art findet man bei einigen Nagastämmen in Assam, Spuren davon noch stellenweise in Indonesien. Die Verwendung der Kaurischnecke als Geld dagegen scheint stets auf die Kulturvölker Hinterindiens

(Birmanen, Siamesen, Lao) und der Philippinen beschränkt gewesen zu sein und hat sich in diesen Gegenden zum Teil bis in die neueste Zeit hinein erhalten. Sonstige Geldsorten sind eiserne Hacken (Angami-Naga, Bahnar), kleine Eisenstäbe (Moi), Eisenstreifen bestimmter Form, einzeln oder in Bündeln (Naga), Haumesser (früher auf den Mentawei-Inseln), Messingarmringe (Tokulawi auf Celebes), Tabakbrote und konserviertes Schweinefleisch (beides auf Nias), Goldstaub (Borneo), Glas- und Achatperlen (Dayak und Moi), Reisähren (Igorot) usw. Bei den Mischmi in Nordassam dienen die Schädel geschlachteter Rinder und auf der Jagd erlegter Tiere als Geld. Bei den Batak Sumatras gilt ein bestimmtes Maß Reis oder Salz, auf den Nikobaren ein Paar Kokosnüsse als Werteinheit.

Stark verbreitet sind gewisse Verständigungsmittel zur Übermittlung von Nachrichten, sowie andere, die als Gedächtnisbehelf und als schriftliche Dokumente dienen.

Zu ersteren gehört die Übersendung gewisser symbolischer Gegenstände, wie sie bei Naga, Katschin, Batak, Dayak usw. besonders für Kriegserklärungen, als Aufforderung zur Teilnahme an einem Kriegszug und gelegentlich auch als Liebesbotschaft geübt wird. So bedeuten etwa bei den Angami ein angebranntes Stück Holz, eine Gewehrkugel und eine Schote des spanischen Pfeffers, zu einem Bündel zusammengebunden, eine Kriegserklärung; eine Lanze, ein Tuch, ein Huhn und einige Eier ein Zeichen der Unterwerfung und Freundschaft und eine Bitte um Hilfe. Knotenschnüre dienen auf dem Festland, auf Borneo und wohl auch sonst zur Mitteilung, in wieviel Tagen eine Zusammenkunft, ein Fest, der Ausmarsch zu einem Kriegszug usw. stattzufinden hat, doch scheint ihnen stellenweise auch eine weitere, noch wenig geklärte Bedeutung zuzukommen. In erster Linie als Gedächtnisbehelfe und als Dokumente (Erkennungszeichen Pässe, Schuldbriefe) dienen Kerbhölzer. Ihre höchste Ausbildung haben sie auf den Nikobaren erhalten, wo der Handel mit Kokosnüssen ein Rechnen nach Zehntausenden bedingt.

Schriftsysteme, letzten Endes indischer Herkunft, haben, wenn man von den buddhistischen Taungthu in Birma absieht, bei den Völkern der mittleren Kulturschichten nur an zwei Stellen Fuß gefaßt, bei den Batak Sumatras und auf den Philippinen. Auf den Philippinen sind jedoch diese indischen Alphabete mit Ausnahme jener der Mangyan und Tagbanua wieder verschwunden (vgl. S. 793).

o) Religion

Es ist nahezu unmöglich, auf wenigen Seiten eine Darstellung der Religionen südostasiatischer Völker der Hackbaustufe zu geben, ohne in unzulässige Verallgemeinerungen zu verfallen. So ist auch die für diese Religionen häufig (z. B. in den amtlichen englischen Publikationen) gebrauchte Bezeichnung „Animismus" durchaus keine glückliche, denn sie täuscht eine Einheitlichkeit vor, die nicht vorhanden ist, und erweckt den Anschein, als handle es sich hier überall nur um einen Seelen- und Dämonenkult, was der Wirklichkeit vielfach nicht entspricht. Einen so hervorragenden Bestand-

teil der südostasiatischen Religionen auch der Animismus bildet, so bleibt er eben doch nur ein Bestandteil, und es dürfte kaum ein Volk geben, das daneben nicht auch Gottheiten höherer Ordnung, wenigstens aber einen über den Dämonen stehenden Himmelsgott oder Schöpfer kennt. Daran ändert es auch nichts, daß diesen Göttern, ebenso wie in anderen polytheistischen Religionen, bisweilen dämonische Züge anhaften, ja daß sie häufig mit denselben Gattungsnamen bezeichnet werden wie niedere Natur- und selbst Ahnengeister.

Allerdings spielen Animismus, Ahnenkult, Opfer für niedere Naturgeister und Zauberei im täglichen Leben des Einzelnen eine weit größere Rolle als die Verehrung der höheren Gottheiten, deren Kult meist in den Händen der Priester liegt; bisweilen werden die obersten Götter nicht unmittelbar, sondern durch Vermittlung niederer Gottheiten angerufen (wie vielfach auf Nias und Borneo); ja nicht selten ist gerade für die höchste Gottheit ein eigentlicher Kult mit Opfern und gottesdienstlichen Handlungen überhaupt nicht vorhanden. Bildliche Darstellungen gerade der höheren Götter gehören zu den Seltenheiten. Aber trotz aller dieser Einschränkungen sind bei vielen südostasiatischen Völkern Götterglaube und Götterverehrung nicht minder lebendig und behaupten ihren Platz neben Ahnen- und Dämonenkult. Ja selbst bei Völkern, die für den höchsten Himmelsgott keinen positiven Kult kennen, glaubt man doch meist, daß dieser über die Einhaltung gewisser moralischer Verbote wache, daß er den Menschen die Seelen zuteile usw., ruft ihn auch wohl bei gewissen Gelegenheiten (z. B. in Geburtswehen, in großer Gefahr, beim Schwören) an. Allerdings gibt es Völker, wie etwa die Nikobarer, bei denen Animismus und Totengeisterkult so sehr in den Vordergrund treten, daß die schwachen Spuren eines Poly- oder auch Monotheismus daneben fast verschwinden und die Gottheiten nur mythologische, aber so gut wie keine religiöse Bedeutung besitzen.

Es ist nicht möglich, hier eine noch so kurze Übersicht über die unendlich mannigfaltigen Göttersysteme und Mythen der südostasiatischen Völker zu geben. Selbst die wichtigsten Grundzüge lassen sich mangels von Vorarbeiten vorläufig nicht einwandfrei feststellen. Denn wenn auch für Indonesien eine Reihe zusammenfassender Untersuchungen schon vorliegt (es sei insbesondere auf die Arbeiten von Wilken, Kruijt, P. W. Schmidt und Nieuwenhuis verwiesen), die allerdings die ungeheuere Menge und Vielartigkeit des Stoffes noch bei weitem nicht erschöpfen, so fehlen solche für Hinterindien, Assam und Formosa noch ganz.

Die Vorstellungen der Laien von den Göttern sind gewöhnlich ziemlich unbestimmt und schwankend. Die genaue Kenntnis der Götterwelt und der Mythen ist Sache der Priester. Wo ein ausgebildetes Priesterwesen besteht, nehmen die Umrisse der einzelnen Göttergestalten und die mythischen Erzählungen festere Form an, ja sind öfters zu einem gewaltigen Welt- und Göttersystem von bisweilen schon fast philosophischem Charakter zusammengefaßt

und in umfangreichen epischen und liturgischen Dichtungen festgehalten worden. Hier ist z. B. das große, leider noch nicht im Wortlaut aufgezeichnete Epos der Kaori, eines Katschinstammes der Gegend von Bhamo am Irrawaddy, zu nennen, das die Theogonie, die Welt- und Menschenschöpfung, die Abstammung und Familiengeschichte der Häuptlinge und die Wanderungen des Stammes behandelt und von den Dschaiwas, den höchsten Priestern, bei besonders feierlichen Gelegenheiten rezitiert wird. Diese Rezitation dauert nach Gilhodes, dem wir in erster Linie die Kenntnis des Inhaltes verdanken, vier Tage und vier Nächte. Hier ist auch des allerdings nicht von Priestern, sondern von Laien gesungenen, eine ganze Nacht in Anspruch nehmenden Mengap der Iban oder Seedayak von Serawak Erwähnung zu tun, mittels dessen man bei Gelegenheit gewisser Feste den Kriegsgott und Herrn der Omenvögel Singalang Burong zur Teilnahme einlädt, und zwar in Form eines Epos, das erzählt, wie Singalang Burong zum erstenmal aus dem Himmel geholt wurde, um bei einem Feste der Vorfahren zu erscheinen. Schließlich sind hier auch die weitverbreiteten Schilderungen der Himmels- und Unterweltsfahrten zu nennen, wie sie häufig bei Krankenheilungen und beim Totenfest rezitiert werden (vgl. S. 920 und 927).

Neben den höheren Göttern steht überall eine große Menge von Naturgeistern, die häufig im täglichen Leben eine größere Rolle spielen als erstere, da man sie meist für böse hält, glaubt, daß sie durch Entführen der Seelen und auf andere Weise Krankheit und Wahnsinn verursachen, und deshalb trachtet, sie durch Opfer günstig zu stimmen oder, wenn erzürnt, zu versöhnen.

Sie bewohnen Berge, Felsen, Flüsse, Wasserfälle und Wälder. Am gefürchtetsten sind meist die Baumgeister, besonders die in den großen Fikusarten wohnenden.

Noch zahlreicher als die Naturgeister ist die große Klasse der Totengeister, alle Abstufungen von den hilfreichen, aber doch leicht zu erzürnenden Vorfahrengeistern bis zu den furchtbaren Gespenstern Verunglückter, auf ungewöhnliche Art Verstorbener oder nicht regelrecht Bestatteter umfassend.

Besonders gefürchtet sind die Geister im Wochenbett gestorbener Frauen, von denen man glaubt, daß sie, aus Neid oder um Gefährtinnen zu bekommen, die Frauen in Kindesnöten zu toten suchen und auch den Männern nachstellen, sei es, um sich an ihnen für ihr Schicksal zu rächen, sei es, um si[e] zu sich ins Grab herabzuziehen.

Der Kult der Totengeister fehlt wohl nirgends ganz und nimmt stellenweise den Charakter eines richtigen Ahnenkultes an. In einigen Gegenden tritt dieser besonders stark in den Vordergrund, so z. B. bei den Khasi in Assam, auf Nias, stellenweise auf Borneo, auf den Philippinen und im östlichen Indonesien, was sich (außer bei den Khasi) schon rein äußerlich durch den Gebrauch zahlreicher Ahnenfiguren zeigt (Tafel XLVI, Fig. 2, 4, 5, 8, 9).

So wird auf Nias für jeden Verstorbenen, sei es Mann oder Frau, der männliche Nachkommen hinterlassen hat, eine hölzerne Figur verfertigt, in die der Priester die Seele des Toten überträgt. Fast allgemein ist der Gebrauch von Ahnenbildern im östlichen Indonesien, besonders auf den Kei-, Aru-, Südwest- und Südost- und den östlicheren der Kleinen Sundainseln. Besondere Verehrung genießt hier der Geist des Dorfgründers, meist als Hockerfigur auf der Spitze eines Pfahles sitzend dargestellt. Auf Leti wird sogar in jedem Haus eine Figur des Erbauers aufbewahrt und täglich mit Speisen versehen. Aber auch sonst sind hölzerne Ahnenbilder, teils stehende, teils in Hockerstellung oder mit untergeschlagenen Beinen sitzende Figuren (letztere auf das Vorbild indischer Buddhastatuen zurückgehend) im Osten stark verbreitet (Tafel XLVI, Fig. 4, 8, 9).

Auf die unendlich mannigfaltigen Kultformen, auf die zahlreichen privaten oder öffentlichen Opfer — vegetabilische, Getränk-, Tier- und Menschenopfer (vgl. S. 933 f. und 946 ff.) — kann hier ebensowenig näher eingegangen werden wie auf die verschiedenen Arten von Opferplätzen, heiligen Hainen, Altären (vgl. S. 860 und Abb. 533 über die besonders weitverbreiteten trichterförmigen Opferkörbe), Tempeln und Geisterhäusern (vgl. auch S. 900). Überall besteht ein wenn auch meist nicht nach dem Tag genau, so doch nach der Reihenfolge bestimmter und sich eng an das Vegetationsjahr anschließender Festkalender.

Weitaus die meisten unter den jährlich wiederkehrenden religiösen Riten und Opferhandlungen stehen unmittelbar oder mittelbar mit dem Pflanzenbau in Verbindung, ob sie nun Wachstum und Fruchtbarkeit durch Vermittlung der Götter und Geister oder aber auf magischem Wege günstig beeinflussen wollen. Das Roden des Waldes, die Aussaat, die Zeit des Wachstums und der Reife, die Ernte — sie alle sind mit unzähligen religiösen und magischen Handlungen, Opfern, Festen und Verboten verbunden (vgl. S. 914 und 918). Daneben kommen (z. B. bei den Katschin und bei den Bergstämmen von Nordluzon, aber auch anderwärts) Feste vor, die nicht jährlich, sondern nur nach einer besonders reichlichen Ernte von Häuptlingen oder Reichen für die ganze Gemeinde teils als Dankopfer für die Götter, teils zur Beförderung der Fruchtbarkeit veranstaltet werden. Wahrscheinlich tragen auch die mehrfach erwähnten (S. 902, 922) sozialreligiösen Weihefeste der Naga und Kuki-Tschin zum Teile wenigstens diesen Charakter. An sonstigen öffentlichen Festen sind besonders die jährlich wiederholten oder in längeren, unregelmäßigen Zwischenräumen wiederkehrenden Totenfeste (S. 927), die Feste der jährlichen Geisteraustreibung (Garo, Sinteng, Katschari), die jährlichen Feste zur Verhütung von Krankheiten (bei mehreren Nagastämmen) und solche zu Ehren von Gottheiten zu erwähnen, die aber alle häufig gleichzeitig zum Feldbau in Beziehung treten. Einen sehr wesentlichen Bestandteil der wichtigeren religiösen Feste bildet meist neben dem Opfer der Tanz. Für die Fruchtbarkeitsfeste sind häufig symbolisch dargestellte geschlechtliche Handlungen (z. B. Tauziehen zwischen der Gesamtheit der Jünglinge und der Mädchen bei mehreren Naga- und Kuki-Tschin-Stämmen

und auf Halmahera) oder aber eine tatsächliche geschlechtliche Vermischung ohne Rücksicht auf das Eheband oder sonstige Regeln charakteristisch, wie sie bei gewissen orgiastischen Festen der Tangkhul-Naga in Manipur, einiger Taistämme im nördlichen Tongking, einiger Dayakstämme in Westborneo und stellenweise im östlichen Indonesien als Fruchtbarkeitsritus vorkommt.

Maskenfeste und Maskentänze sind auf dem Festlande ziemlich selten, häufiger in Indonesien.

Auf dem Festlande kommen sie als Begleiterscheinung der Leichenfeier bei den Garo, gelegentlich der jährlichen Dämonenaustreibung bei den Katschari und



Abb. 565. Opferdenkmäler der Khautlang, eines Kukistammes, Manipur. Jedes der Denkmäler erinnert an die Schlachtung eines Gayal. Auf dem breiten Teil unterhalb der Gabelung ist je ein Gayalkopf in Flachrelief geschnitzt (in der Reproduktion nur undeutlich zu sehen)
(Nach J. Shakespear, The Lushei Kuki Clans)

Sinteng, gelegentlich des Neujahrsfestes bei den Lao, gelegentlich des Totenfestes bei den Dscharai und vielleicht noch anderen Stämmen des Ostens vor (Abb. 569). Besonders häufig sind sie auf Borneo, wo sie außer beim Totenfest auch bei allerhand mit Aussaat und Ernte zusammenhängenden Festen aufgeführt werden, bei den Kayan z. B. zur Saatzeit, wobei die als Geister maskierten Tänzer die Reisseele einzufangen haben (Abb. 566). Sie fehlen auch auf Sumatra und Java nicht (bei der Leichenbestattung der Batak, bei den Hochzeiten der Sundanesen), kommen bei Makassaren und Bugi auf Celebes vor und sind im östlichen Indonesien nicht selten (auf Halmahera beim Totenfest, auf Tidore, Flores, Leti und den Kei-Inseln).

Fast überall gibt es Priester oder Priesterinnen, wenn auch die Bedeutung und Macht des Priestertums bei den einzelnen Stämmen sehr verschieden ist.

Die Priester sind die Bewahrer des Wissens von den Göttern und Ahnen von Schöpfung und Weltbau, sie kennen die richtigen Riten, haben die Opfer für die höheren Götter und die wichtigeren öffentlichen Feste zu leiten, beim Totenfest die Seelen der Verstorbenen unter genauer Anweisung des Weges ins Totenland zu schicken usw.

Neben dem eigentlichen Priestertum ist auch das **Schamanentum** *stark verbreitet.*

Die Schamanen und Schamaninnen bereiten sich auf ihren Beruf nicht durch Lernen vor wie die Priester, sondern erlangen ihn durch plötzliche Eingebung und bedürfen auch, soweit sie nicht gleichzeitig Priester sind, keiner besonderen Kenntnisse. Sie haben in der durch Musik, Gesang, Tanz, Weihrauch usw. hervorgerufenen Ekstase als Medien zu dienen, in denen sich die Geister zeitweilig verkörpern, um durch den Mund des Schamanen Auskunft über Krankheits- und Todesursachen, über anzuwendende Heilmittel, den Göttern und Geistern darzubringende Opfer, über den Ausgang bevorstehender Unternehmungen usw. zu geben. Auch die Krankenheilungen durch Austreiben eines in den Kranken gefahrenen Geistes, durch Entfernen der von menschlichen Zauberern oder Geistern in den Körper des Kranken gehexten Gegenstände sind meist Sache der Schamanen. Während in manchen Gegenden, so z. B. bei den Batak und bei den meisten Bergstämmen des Festlandes, eine strenge Scheidung zwischen Priester- und Schamanentum besteht, fallen anderwärts, so vielfach auf Borneo und den Philippinen, bei den Bugi und Minahassern auf Celebes, beide Berufe zusammen und werden von denselben Personen gleichzeitig ausgeübt. — Nach Kruijt ist der Schamanismus in manchen Küstengegenden von Zentralcelebes (im Innern fehlt er fast ganz) und auf Halmahera nicht bodenständig, sondern erst mit dem Islam eingeführt worden. Auch bei den Dayak scheint das Schamanentum Einflüsse von höheren Kulturen her erfahren zu haben. Dafür spricht das Vorkommen sich als Frauen kleidender und gebärdender männlicher Schamanen bei den Iban in Nordwest- und den Olo-Ngadschu in Südborneo, bei letzteren überdies noch die Ausübung der Prostitution sowohl durch diese Weibmänner (Basir), als auch durch die Priesterschamaninnen (Balian) — beides Züge, die sonst nur dem Schamanentum der höheren Kulturschichten eigentümlich sind (vgl. die als Frauen gekleideten Schamanen der Bugi und Makassaren und die Ausübung der Prostitution durch die Tänzerinnen bei den gleichen Völkern und auf Java; diese öffentlichen Tänzerinnen übten früher zweifellos den Priesterschamanenberuf aus, und dasselbe dürfte bei den als Frauen gekleideten Tänzerlustknaben von Atscheh, Java und Bali der Fall gewesen sein).

Neben dem Schamanismus dienen unzählige, nach Stamm und Örtlichkeit wechselnde Arten von Divination der Erforschung der Zukunft.

Außer Traumdeutung, Inkubation (Schlafen an heiligen Stellen, um von den Geistern durch Wahrträume Auskunft zu erlangen), Knochen- und Eingeweideschau gibt es eine ganze Menge der verschiedensten Orakelmethoden, wie Zerbrechen von Eiern, um aus der Lage der Schalensplitter zu wahrsagen (Khasi),

Durchschlagen von großen Früchten mit einem Messer, wobei das Größenverhältnis der einzelnen Stücke maßgebend ist, Zersprengen eines Bambu rohres durch Erhitzung, Aufgreifen einer Anzahl Stäbchen aufs Geratewohl, wobei es darauf ankommt, ob deren Zahl sich als gerade oder ungerade herausstellt, usw. Allgemein verbreitet ist auch der Glaube an Vorzeichen und das Achten auf Omentiere. Stellenweise ist die Vogelschau zu einer nach festen Regeln mit vieler Geduld betriebenen Kunst entwickelt worden, so insbesondere bei vielen Dayakstämmen auf Borneo, in geringerem Maße auch anderwarts, wie bei den

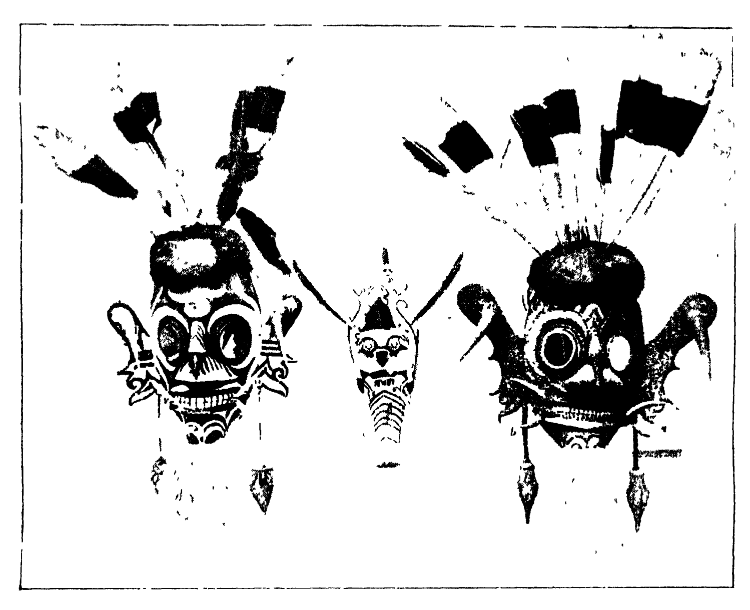


Abb. 566. Links und rechts Geistermasken der Mahakam-Kayan mit Schwanzfedern des Nashornvogels als Kopfschmuck, in der Mitte Schweinemaske der Mendalam-Kayan, Zentralborneo
(Nach A. W. Nieuwenhuis, Quer durch Borneo)

Bahnar, auf den Philippinen und in der Minahassa. Bei manchen Völkern haben gewisse Arten der Divination eine so übermächtige Stellung erlangt, daß kein Entschluß gefaßt, keine wichtigere Handlung unternommen wird, ohne zuerst das Orakel zu befragen. Dies ist z. B. bei dem Eibrechen der Khasi, dem Wahrsagen aus Hühnerknochen bei den Karen, der Eingeweide- und Vogelschau bei einem Teil der Dayak der Fall, wo etwa eine Verlobung ohne weiteres aufgehoben wird, wenn die Vorzeichen ungünstig ausfallen.

Von höchster Wichtigkeit und das ganze Denken beherrschend sind Animismus und Zauberglaube, beide wie anderwärts so auch hier vielfach ineinander verkettet und oft nur schwer oder gar nicht voneinander zu trennen.

Die animistische Weltanschauung der Südostasiaten äußert sich in dem Glauben, daß alles, nicht nur Menschen und Tiere, sondern auch Pflanzen und leblose Gegenstände, beseelt sei oder es wenigstens sein könne. Der Grad dieser Beseelung ist allerdings recht verschieden, am höchsten (vom Menschen abgesehen) dort, wo es sich um Tiere, Pflanzen und Gegenstände handelt, die für den Menschen aus irgendwelchen Gründen von besonderer Wichtigkeit sind (Haus- und Jagdtiere, Kulturpflanzen, wertvolle Naturschätze wie Kampferbäume und Bergwerke, wichtige Gegenstände wie Häuser, Boote, Werkzeuge). Man sucht die betreffenden Seelen sich günstig zu stimmen oder wenigstens nicht zu erschrecken oder zu beleidigen, trachtet auch wohl, sie in seine Gewalt zu bekommen. — Eine besonders wichtige Rolle spielt die Reisseele, und ein großer Teil der Feldbauriten hängt mit dem Glauben an sie zusammen. Man behandelt den Reis bis zu einem gewissen Grad als menschliche Person, füttert ihn, indem man die Ähren während des Wachstums mit Speisen berührt oder bestreut, bisweilen mit denselben, die man schwangeren Frauen verabreicht. Vor allem soll eine Menge verschiedenartiger Verbote verhindern, daß die Reisseele durch unvorsichtige Handlungen oder Worte erschreckt werde und fliehe (vgl. S. 918 über Tabusprachen) oder sonstwie abhanden komme. So ist zur Erntezeit Fremden der Zutritt meist nicht gestattet, aus Angst, sie könnten die Reisseele mit sich fortnehmen. Durch verschiedene Riten trachtet man, die etwa entflohene Reisseele wieder zurückzuholen (vgl. S. 911 über die Maskentänze der Kayan). Meist wird ein besonderer Teil der Ernte als Sitz der Reisseele angesehen, entweder die zuerst geschnittenen oder eine Anzahl besonders großer und kräftiger Ähren, die außerdem noch bestimmte Merkmale aufweisen müssen (in Indonesien bezeichnet man dieses Ährenbüschel meist als Reismutter) und die mit besonderer Sorgfalt behandelt und aufbewahrt werden, um die Seele des Reises festzuhalten und auf das Saatgut zu übertragen.

Das Vorkommen und die Verbreitung des Totemismus wurden schon in anderem Zusammenhang erwähnt (S. 894). Es gibt jedoch daneben noch zahlreiche andere Arten von Tierglauben und Tierverehrung, die, wenn auch zum Teil aus ähnlichen Gedankengängen erwachsen, doch mit Totemismus nicht gleichgestellt oder verwechselt werden dürfen.

Hier seien nur einige wenige der wichtigsten Tierkulte erwähnt. Meist gelten sie besonders gefürchteten oder auffallenden Tieren oder solchen, die man für die Verkörperung von Ahnenseelen hält, bisweilen auch Omentieren. Im ganzen Verbreitungsgebiet des Tigers (festländisches Südostasien, Sumatra, Java, Bali), ja sogar darüber hinaus gibt es eine Menge religiöser und abergläubischer Vorstellungen und Kulte, die sich auf ihn beziehen. Auf Sumatra z. B. findet man stellenweise den Glauben, daß die Seelen mancher Verstorbenen in Tiger übergehen und ihren Nachkommen in dieser Gestalt helfen. Der Tod durch einen Tiger gilt meist als Strafe für Sünden. Die Karo-Batak und die Annamiten glauben, daß die Seelen der vom Tiger Getöteten auf seinem Rücken reiten, ihn vor Gefahren beschützen und daß deren Wohl und Wehe von dem des Tigers abhänge. Dieser wird überhaupt als Besitzer magischer Kräfte angesehen, nur

mit Ehrfurcht genannt (z. B. „Großvater") und von vielen Völkern nur ungern und ausnahmsweise gejagt. Die Annamiten z. B. opfern einem gefangenen Tiger, bevor sie ihn töten. Eine wichtige Stellung nimmt in Glauben und Kult auch das Krokodil ein. In Indonesien und auf der Malaiischen Halbinsel findet man fast überall den Glauben, daß Krokodil und Mensch verwandt seien (stellenweise liegen wohl Fälle von wirklichem Totemismus vor), und häufig eine regelrechte, mit Opfern verbundene Krokodilverehrung. Krokodil und Eidechse die ebenso wie ersteres vielfach als Seelentier und als heilig gilt, spielen eine bedeutende Rolle in der Ornamentik der indonesischen Völker. Stellenweise genießt der Aal große Verehrung und wird bisweilen ebenfalls für die Verkörperung der Seelen Verstorbener gehalten (Igorot in Nordluzon, Bugi auf Celebes, Molukken, Wetar). Vom Himalaya bis nach Melanesien verbreitet ist die religiöse Schätzung des ebenso durch die Pracht seines Gefieders, seine Größe, die absonderliche Gestalt seines Schnabels und sein unheimliches Krächzen wie durch seine merkwürdigen Lebensgewohnheiten auffallenden Nashornvogels. Er spielt in Mythologie und Ornamentik eine nicht unbedeutende Rolle (Abb. 532) und gilt als Glücksvogel, der Dämonen und böse Einflüsse abwehrt. Stilisierte, oft prachtvoll geschnitzte und bemalte Figuren dieses Vogels finden bei einer ganzen Reihe religiöser R[illegible]n und Feste der Iban und anderer Dayakstämme Verwendung. Die Bugi und Makassaren begraben seinen Kopf unter dem Hauptpfeiler des Hauses. Holzerne Nachbildungen von Nashornvögeln als Giebelfiguren oder Dachverzierungen gibt es bei den Biadschu in Südostborneo, bei den Toradscha (im engeren Sinn) und bei den Batak, Särge in Nashornvogelgestalt bei den Ao- und Konyak-Naga und bei den Batak, bei letzteren auch den Tanz einer Nashornvogelmaske beim Leichenbegängnis. Die Federn und bisweilen auch der Schnabel des Nashornvogels gelten als Auszeichnung für Krieger, die Schädel erbeutet haben, und sein Kopf bildet eine häufige Helmzier (S. 850 und 852, Abb. 525, 526, 561, 566). Der Kult der Omenvögel, besonders einer Falkenart, spielt bei mehreren Dayakstämmen eine wichtige Rolle. — Bei den Iban (Seedayak) in Serawak gibt es viele Leute, die einen „heimlichen Helfer" (Ngarong) besitzen, der ihnen erstmalig seine Erscheinungsform, meist die irgendeines Tieres, im Traume offenbart. Da nicht nur der Besitzer des Ngarong selbst, sondern auch seine Kinder und Enkel es vermeiden, Tiere der betreffenden Art zu töten, ist der Brauch eigentlichem Totemismus zum mindesten sehr ähnlich und ist auch als eine Art Individualtotemismus angesehen worden.

Der Gebrauch von natürlichen oder künstlichen zauberkräftigen Gegenständen, heiligen Familien- und Stammeserbstücken, Amuletten usw. ist allgemein verbreitet, wobei Emanismus oder Fetischismus (der Gegenstand wirkt durch magische Ausstrahlung seiner Eigenschaften), Animismus (der Gegenstand gilt als beseelt) und Geisterglaube (der Gegenstand gilt als Sitz eines besonderen Geistes) in zahlreichen Mischungen und Übergängen mitspielen und oft nur schwer oder gar nicht auseinandergehalten werden können. Dies gilt insbesondere auch von dem sowohl auf dem Festland als auf den Inseln sehr häufigen und wichtigen Steinkult.

Heilige Felsen oder Steinblöcke, die als verwandelte Menschen oder Tiere, als Sitze von Geistern oder von unpersönlichen übernatürlichen Kräften gelten und die auch einen gewissen Kult genießen, findet man fast überall. Davon abgesehen spielt der Steinkult auf dem Festland insbesondere bei den Naga, Karen und einigen Moistämmen, in Indonesien bei den Niassern, Minangkabauern, einigen Dayakstämmen, auf Halmahera und Timor und wohl auch sonst noch im Osten eine große Rolle. So gibt es bei den meisten Nagastämmen, sei es im Dorf, sei es am Fuß der heiligen Gummibäume, die in der Nähe der Dörfer stehen, Haufen von Steinen, die als heilig, oft als Sitz einer Gottheit gelten. Man leistet Eide auf sie, und häufig spielen sie auch eine Rolle bei den Kopfjagdriten, indem man die frisch erbeuteten Köpfe auf sie niederlegt oder ihnen wenigstens vorzeigt. Naga, Karen und Bahnar bewahren in ihren Häusern Steine auf, die mehr oder weniger den Charakter von Fetischen tragen, Opfer an Hühnern und Eiern erhalten (oder vielleicht richtiger damit gefüttert und gestärkt werden) und als glückbringend fur Jagd, Krieg, Handel, Feldbau usw. gelten. Auch bei den Häusern der Kenyah auf Borneo gibt es heilige Steine, die man bei Verlegung des Hauses mitführt. Sehr verbreitet ist der Glaube, daß es männliche und weibliche Steine gebe, daß die Steine sich vermehren, wachsen und ihre Farbe verändern könnten.

Unter den zahlreichen Abwehrmitteln gegen böse Geister (z. B. Waffen, Entblößen der Genitalien, verschiedene Amulette usw.) sind besonders die aus Holz hergestellten Wächterfiguren zu nennen, wie man sie in vielen Gegenden Indonesiens bei Häusern und Dorfern aufgestellt findet, bisweilen bewaffnet oder mit übermaßig großen Geschlechtsteilen versehen. Hierher gehören auch die von den Nikobarern in und bei den Häusern aufgestellten und besonders bei Krankheitsfällen eigens hergestellten Menschen- und Tierfiguren (Kareau und Henta-koi), die teils den die Krankheit verursachenden Geist erschrecken, teils dem Priesterschamanen bei seiner Aufsuchung und Vertreibung behilflich sein sollen (Taf. XLVI, Fig. 7 und 10). Ziemlich verbreitet sind in Indonesien zauberkraftige Fluch- und Drohzeichen, die bei den Pflanzungen zum Schutz gegen Diebe aufgestellt oder aufgehangt werden. Besonders charakteristisch sind sie für den Osten (Molukken, Kei-, Südwest- und Sudostinseln, Timor usw.), hier meist unter dem Namen Matakau bekannt. Eine Krokodilfigur z. B. soll den Dieb mit dem Tode durch dieses Tier bedrohen, ein Stein ihm Leibschmerzen, ein Tintenfisch Schwellungen verursachen usw.

Für Südostasien außerordentlich bezeichnend sind die zahlreichen Tabuvorschriften, die sowohl mit reinem Zauberglauben als auch mit dem Götter-, Dämonen- und Seelenkult in Verbindung stehen können.

In Indonesien werden sie häufig als Pemali, Lah oder Pantang oder mit diesen dreien verwandten Worten bezeichnet, auf den Mentawei-Inseln Punän, bei den Khasi Sang, bei den Tscham Tabung genannt usw. Für die betreffenden Einrichtungen der Naga und anderer Bergvölker Assams hat sich in der Ethnologie der Name Genna (von Angami „Kenna") eingebürgert. Die Bedeutung aller dieser Namen ist nicht eindeutig und schwankt zwischen den Begriffen „verboten" und „heilig". Von der Nichtbeachtung eines Tabus fürchtet man

stets, sei es automatisch durch magische Wirkung eintretendes, sei es von den Göttern, Dämonen oder Ahnengeistern verhängtes Unheil für den Einzelnen oder die ganze Gemeinde. Art und Umfang der Tabuverbote sowie die verschiedenen Gelegenheiten, bei denen solche einzutreten haben, sind unendlich mannigfaltig. Obwohl allgemein verbreitet, treten sie doch nicht überall gleich stark in den Vordergrund. Auf dem Festland z. B. sind sie bei den Bergstämmen des Westens und des Ostens besonders zahlreich und streng. Selbst bei vielen Kulturvölkern wie Malaien, Bugi, Tscham, Khmer usw. spielen sie noch eine große Rolle. — Es gibt Tabus, die sich auf Gegenstände oder Örtlichkeiten, und solche, die sich auf Tätigkeiten oder Worte beziehen; solche, die stets und allgemein in Geltung sind (so ist es z. B. bei den Khasi „sang“, beim Hausbau Nägel zu gebrauchen, bei den Angami-Naga „kenna“, gewisse Holzarten zur Feuerung zu verwenden), und solche, die stets, aber nur für Männer oder Frauen gelten, so etwa bestimmte Speiseverbote (besonders für Frauen). Bei den Angami-Naga ist es, um ein Beispiel anzuführen, für einen Mann „kenna“, einen Rock anzulegen, den schon eine Frau getragen hat, oder sich eine Feder des Nashornvogels ins Haar zu stecken, wenn er noch keinen Schädel erbeutet hat. Andere Verbote gelten nur für gewisse Altersstufen, für bestimmte Familien oder Sippen (z. B. totemistische und andere Speiseverbote), für Ortschaften (vgl. S. 841 und 861 über Gewerbeverbote) oder schließlich nur für Einzelpersonen von bestimmtem religiösen oder sozialen Rang, wie Priester, Häuptlinge und (bei den Naga und Kuki-Tschin) Leute, die die Weihefeste durchgemacht, beziehungsweise ein Steindenkmal errichtet haben (siehe S. 902 und 922). Von noch größerer Wichtigkeit sind jene Tabus, die nicht stets in Geltung sind, sondern nur bei bestimmten Gelegenheiten in Kraft treten und dann meist das ganze gewohnte Tun und Treiben durch eine Reihe der verschiedenartigsten Verbote (Speise-, Kleidungs-, Arbeitsverbote, Verbot jeglichen Verkehrs mit Außenstehenden) lahmlegen. Hier sind z. B. die Trauertabus zu nennen, denen nach einem Todesfall die Familie, besonders die Witwe, bisweilen auch die ganze Sippe oder (seltener), wie bei den Mao-Naga, das ganze Dorf unterliegt. Bei dem Tode eines Häuptlings erstrecken sich die Trauerverbote gewöhnlich auf seinen ganzen Machtbereich. Anderen Charakter wieder tragen jene Tabus, die nach einem durch Verunglückung oder auf ungewöhnliche Weise erfolgten Todesfall (im Wochenbett, durch wilde Tiere, durch Sturz, Ertrinken usw., vgl. S. 921), bei Unglücksfällen und Naturkatastrophen (Brand, Erdbeben, Sonnen- oder Mondfinsternis, Epidemien, Mißwachs und Hungersnot) eintreten. Sogar das Töten gewisser Tiere bringt bisweilen ein Tabu für das ganze Dorf mit sich, so z. B. bei den Nagastämmen Manipurs das Erlegen einer Pythonschlange, bei den Angami-Naga die Tötung eines Jagdhundes. Bei den Naga wird sowohl durch die Geburt eines Kindes als auch durch die eines Haustieres das betreffende Haus mit seinen Einwohnern für einen oder mehrere Tage tabuiert, bei manchen Moistämmen sogar das ganze Dorf. Bei vielen Völkern gibt jede größere Festlichkeit, jeder wichtigere religiöse oder soziale Ritus Anlaß zu einem Tabu, währenddessen man zu Hause verbleiben, insbesondere jede Feldarbeit unterlassen muß und Fremden der Eintritt ins Dorf oder Haus verboten ist. Hiezu dienen bisweilen allerhand Verbotszeichen, bei manchen Karen z. B. ein Bogen mit einem Pfeil. Es gibt kaum eine etwas aus dem alltäglichen Geleise fallende

Gelegenheit, die nicht mit einer ganzen Reihe verschiedenartiger Verbote verbunden wäre: Haus- und Bootbau, Aussaat und Ernte, Krieg und Jagd, Hochzeit und Begräbnis, das Brauen von Reisbier und das Sammeln von Waldprodukten, sie alle haben ihre besonderen Verbote, bei ihnen allen muß man sich gewisser Handlungen enthalten, darf gewisse Worte nicht aussprechen oder bestimmte Speisen nicht genießen. Manche Verbote tragen mehr wirtschaftlichen als religiös-magischen Charakter, wie z. B. bei einigen Nagastämmen das Verbot, zur Anbauzeit zu jagen oder gewisse Gewerbe auszuüben. Auch das „Sassi" der Molukken, womit auf Buru die Pflanzungen vor der Ernte für einen gewissen Zeitraum durch Anbringung bestimmter Zeichen (in den Boden gesteckte oder aufgehängte Palmwedel usw.) belegt werden, um sie auf diese Weise dem Sonnengott zu weihen, hat auf Ambon und den Uliassern, wohl erst unter christlichem Einfluß, im wesentlichen wirtschaftliche Bedeutung angenommen.

Besonders in Indonesien, auf der Malaiischen Halbinsel und im östlichen Hinterindien häufig sind T a b u s p r a c h e n, die man bei besonderen Gelegenheiten und Tätigkeiten gebraucht, um seine Absichten vor den Geistern oder auch vor den Seelen von Tieren, Pflanzen oder leblosen Gegenständen geheimzuhalten.

Die gewöhnlichen Ausdrücke werden dabei entweder nach bestimmten Regeln abgeändert oder durch weniger gebräuchliche, archaische oder fremdsprachige ersetzt, noch häufiger aber durch Umschreibungen und Metaphern ausgedrückt. Es gibt Sammlersprachen (z. B. die „Kampfersprachen" der Kampfersucher auf Borneo und der Malaiischen Halbinsel, die Sprache der Adlerholzsammler bei den Tscham in Annam), Jagd-, Kriegs-, Bergwerks-, Fischer- und Seemannssprachen, ja stellenweise sogar eine Erntesprache, die man gebraucht, um das Gesprochene vor der Reisseele geheimzuhalten. — Obwohl ihrer Bedeutung nach nicht hierher gehörig, seien doch bei dieser Gelegenheit die fast überall, sowohl auf dem Festland als in Indonesien vorkommenden p o e t i s c h - l i t u r g i s c h e n S p r a c h e n erwähnt, in denen Epen, Gesänge, Gebete usw. abgefaßt sind und die man bei Anrufung von Göttern und Geistern, Krankenbeschwörungen usw. gebraucht. Teils sind es archaische, dem Laien oft gar nicht mehr verständliche Formen der Umgangssprache, teils mehr oder weniger künstliche Schöpfungen der Priester. Bisweilen gelten sie geradezu als „Geistersprachen".

Besonders zahlreichen Speise- und Tätigkeitsverboten sind (ganz abgesehen von der oben erwähnten allgemeinen Tabuierung des Hauses oder Dorfes nach einer Geburt) beide Eltern sowohl während der Schwangerschaftsperiode als auch in der ersten Zeit nach der G e b u r t eines Kindes unterworfen.

So dürfen die Eltern während der Schwangerschaft z. B. keine Knoten knüpfen, weil dadurch die Geburt erschwert würde, nichts schneiden, damit das Kind nicht mit einer Hasenscharte auf die Welt komme usw. Bisweilen darf der Vater unmittelbar vor und nach der Niederkunft nicht ausgehen, weil man fürchtet, daß sich ihm bei der Heimkehr böse Geister an die Fersen heften könnten. Das richtige M ä n n e r k i n d b e t t (Couvade) kommt auf Buru,

auf den Nikobaren und bei den Miri in Assam vor. Da und dort (z. B. auf Borneo) scheinen auch sonst noch Spuren davon vorhanden zu sein Fast stets muß sich die Mutter nach Beendigung des Wochenbettes und vor Wiederaufnahme ihrer gewohnten Tätigkeit bestimmten Reinigungsriten unterwerfen. Zu den reinigenden und geisterabwehrenden Mitteln gehört wohl auch das sowohl auf dem Festland als auf den Inseln fast allgemein verbreitete Wöchnerinnenfeuer, neben oder über dem die Frau unmittelbar nach der Niederkunft während einer bestimmten Zahl von Tagen zu liegen hat.

Sind schon die Vorstellungen über die Seelen von Tieren, Pflanzen und leblosen Dingen recht kompliziert und verschiedenartig — eine allgemeine Darstellung wie die vorliegende kann naturgemäß die Schwierigkeiten und Probleme kaum von ferne andeuten —, so ist es noch viel schwerer, sich über die Vorstellungen südostasiatischer Völker von der menschlichen Seele klar zu werden.

Stark verbreitet ist der Glaube an eine Mehrheit von Seelen (zwei bis neun), die teils in verschiedenen Teilen des Körpers, teils auch außerhalb desselben ihren Sitz haben. Ihre Bedeutung schwankt ungefähr zwischen dem bloßen Begriff der Lebenskraft und dem eines mit dem Menschen, so lange er lebt, innig verbundenen Schutz- oder Schadengeistes (bei den Karen, Batak und anderwärts hat jeder Mensch auch böse Seelen, die ihm zu schaden, ja ihn zu töten trachten). Im gewöhnlichen Leben allerdings wird meist nur mit einer Seele gerechnet. Aber auch diese entspricht keineswegs dem europäischen Seelenbegriff, ist z. B. beim lebenden Menschen (anders ist es beim toten) mit dem Begriff der bewußten Persönlichkeit eigentlich nur in zwei Fällen verbunden: im Schlaf, wenn das Umherwandern der meist in Insektenform (als Schmetterling, Leuchtkäfer usw.) gedachten Seele die Träume verursacht, und bei den Himmels- und Unterweltfahrten der Priester, wobei diese ihre Seele aussenden und deren Erlebnisse schildern (vgl. S. 909 und 920). Ansonsten wird die Seele zwar als ein zum Leben nötiger, aber nicht mit dem Bewußtsein identischer Bestandteil der menschlichen Person aufgefaßt. Dies geht schon daraus hervor, daß sie ihren Besitzer auch im wachen Zustand verlassen kann und dies zwar nach einiger Zeit Krankheit, aber erst nach längerer Abwesenheit den Tod nach sich zieht. — Der Seele drohen stets zahlreiche Gefahren, besonders von bösen Geistern (Natur- und Totengeistern), von Hexen, Vampiren und Werwölfen, die teils dadurch, daß sie sie gefangennehmen und zurückhalten, teils indem sie sie verzehren, Krankheit und Tod verursachen.

Bei dieser Gelegenheit sei kurz der in Südostasien stark verbreitete Werwolf- und Vampirglaube erwähnt.

Man glaubt, daß gewisse Menschen die Fähigkeit besitzen, sich nach Belieben (oder bisweilen auch unbewußt und unwillkürlich) zeitweise in ein reißendes Tier zu verwandeln, sei es, daß sie sich tatsächlich körperlich verwandeln oder daß nur ihre Seele Tiergestalt annimmt oder in ein Tier fährt, während der Körper leblos liegen bleibt. Dementsprechend zerreißen sie auch Menschen und Tiere leiblich oder verzehren nur deren Seele, bzw. gewisse

lebenswichtige Organe, die als Seelensitze gelten, besonders die Leber, dadurch Krankheiten hervorrufend. Wo der Tiger vorkommt, da ist er es, seltener der Leopard, dessen Gestalt die Betreffenden annehmen. Wo er fehlt, wie auf Borneo, Celebes, den Philippinen und den Inseln östlich von Bali, glaubt man an eine Verwandlung in Krokodile, Hunde, Katzen usw. — Hexentum und Vampirismus tragen häufig den Charakter einer bewußten oder unbewußten Besessenheit, die durch Vererbung oder Ansteckung erworben wird. Besonders verbreitet ist der Glaube, daß bei derartigen Personen der Kopf mit den daran hängenden Eingeweiden zur Nachtzeit den Körper verlasse und selbständig umherfliege, um den Menschen das Blut auszusaugen oder ihre Leber anzunagen. Personen, die im Verdacht stehen, Vampire oder Hexen zu sein, müssen sich meist einem Gottesurteil unterwerfen und werden, wenn dieses gegen sie ausfällt, getötet oder als Sklaven verkauft.

Den animistischen und magischen Vorstellungen über die möglichen Ursachen von Krankheiten entspricht auch ihre Behandlung.

Sie besteht zunächst in der Ermittlung der Krankheitsursache (natürliche Ursachen, Geistereinfluß, Raub der Seele durch einen Geist, Behexung usw.) sowie des gegen die Krankheit anzuwendenden Heilmittels bzw. der darzubringenden Opfer durch Divination oder Schamanismus; schließlich, außer in tatsächlich oder vermeintlich wirksamen Heilmitteln (oft natürlich magischen Charakters), in Opferhandlungen, Krankheitsbeschwörungen durch den Priester oder Schamanen, Zurückrufen und Einfangen der entflohenen oder entführten Seele, Aussaugen des Krankheitsstoffes, Entfernung der durch Hexerei oder andere übernatürliche Ursachen angeblich in den Körper gelangten Gegenstände (Steine usw.) durch Kneten, Austreiben des in den Kranken gefahrenen bösen Geistes und Bannen desselben in ein Huhn, in eine menschliche Figur, in einen Käfig oder in ein Geisterschiffchen, das man im Wasser forttreiben läßt. Neben den schon genannten findet sich jedoch noch eine Reihe anderer Vorstellungen über Todesursachen: so, daß ein hoher oder der höchste Gott die Lebensfaden der Menschen in der Hand hält und daß der Mensch stirbt, wenn der Faden reißt (Katschin, Toradscha); daß die Lebensdauer vorbestimmt, von der Seele schon vor der Geburt als Los gezogen ist (Batak, Niasser, Minahasser); schließlich daß einer der hoheren Götter die Seelen entführt, daß die Menschen Eigentum eines Gottes sind, der sie für seine Feste und Gelage schlachtet, wie man Haustiere schlachtet. So gelten bei den Tschang-Naga in Assam die Menschen als die Gayalrinder des Himmelsgottes, auf Nias als Schweine des Gottes Lature (Nordnias), bzw. des Gottes Lowalani (Südnias). Ähnlichen Vorstellungen entspringt der aus Ostborneo, Celebes, Halmahera usw. bekannte Brauch des Zurückholens der von einem Gott entführten Seele aus dem Himmel durch den Priester. Dieser sendet zu diesem Zweck seine eigene Seele aus, die mit Hilfe niederer, als Vermittler und Helfer auftretender Gottheiten in den Himmel gelangt und den Himmelsgott bewegt, die Seele zurückzuerstatten. Bei dieser Gelegenheit rezitiert der Priester lange Litaneien, deren Inhalt seine Erlebnisse auf dem Weg ins Götterland erzählt. — Die auf den Nikobaren übliche Bekämpfung von Krankheiten durch Verfertigen von Bildwerken (Henta-koi) wurde schon an

anderer Stelle erwähnt (S. 916, vgl. auch S. 936). In vielleicht noch größerem Umfang wird sie auf Nias geübt, wo man bei einem Krankheitsfall bisweilen Dutzende von meist sehr rohen Figuren aus bestimmten Holzarten herstellt (Tafel XLVI, Fig. 12). Auf den Nikobaren dienen die betreffenden Figuren teils als Geisterscheuchen, teils sollen sie die Aufmerksamkeit der Krankheitsgeister ablenken. Weniger klar ist ihre Bedeutung auf Nias. Einerseits scheint man sie als Mittel für den Verkehr mit den zu Hilfe gerufenen Gottheiten und Geistern zu benützen, die sich auf ihnen niederlassen sollen, andererseits auch ihnen eine unmittelbare, fetischartige Wirkung zuzuschreiben. Auch die Vorstellung, daß man durch Verfertigen einer Figur dem die Krankheit verursachenden Gott oder Dämon ein stellvertretendes Opfer liefere, ist dem Brauch ursprünglich vielleicht nicht fremd gewesen.

Das Leben der Seele nach dem Tod wird in wechselndem Maße durch die Todesart, das Alter und bisweilen auch den körperlichen Zustand des Verstorbenen (bei Krüppeln), durch seinen sozialen Stand, seine Taten und Handlungen bei Lebzeiten und schließlich durch Vollzug oder Nichtvollzug der Bestattungs- und Totenbräuche bestimmt.

Von den Seelen auf gewaltsame oder ungewöhnliche Art Verstorbener glaubt man meist, daß sie an einen besonderen, von dem gewöhnlichen Totenland verschiedenen Seelenort kommen oder aber als böse Gespenster auf der Erde umherwandeln. Letzteres gilt insbesondere von den Geistern im Wochenbett verstorbener Frauen (vgl. S. 909), Ertrunkener, vom Blitz Erschlagener oder sonstwie Verunglückter, an Seuchen Gestorbener und vor allem von den Geistern solcher Leute, die durch wilde Tiere, insbesondere durch Tiger (was meist als Strafe für irgendwelche Sünden gilt) ums Leben gekommen sind. Dementsprechend tritt nach einem derartigen Todesfall eine ganze Reihe von Tabus fur die Familie oder für das ganze Dorf ein. Die Verwandten eines solchen Toten müssen sich oft langwierigen und kostspieligen Reinigungszeremonien unterziehen, um weiteres, von den erzürnten Geistern drohendes Unheil oder auch die bloß magisch wirkende Ansteckung abzuwehren. Meist wird die Leiche bei einer der genannten Todesarten auf besondere Weise und unter allerhand Vorsichtsmaßregeln bestattet, bei den Katschin z. B., wo Erdbegräbnis üblich ist, verbrannt, anderwärts, wo man für gewöhnlich die Leichen verbrennt (z. B. auf Bali), begraben. Allerdings ist der Glaube, daß es gewaltsam Verstorbenen im Jenseits weniger gut ergehe als an Krankheiten Gestorbenen oder daß sie zu Gespenstern würden, nicht allgemein. Insbesondere bezüglich der Seelen gefallener Krieger gibt es zahlreiche Ausnahmen. Im östlichen Indonesien (z. B. auf Halmahera und auf den Luang-Sermata-Inseln) verehrt man sogar die Geister gefallener Krieger oder Verunglückter ganz besonders, da man, wohl unter der Voraussetzung, daß sie nicht ins Totenland gehen, sondern auf der Erde verbleiben, von ihnen tatkräftige Unterstützung erwartet. Auch den Geistern von kleinen Kindern und Fehlgeburten werden meist besondere, sei es gute, sei es böse Eigenschaften zugeschrieben. Ebenso nimmt man häufig von Leuten, die an irgendeinem körperlichen Gebrechen

litten oder verstümmelt waren, an, daß ihre Geister nicht in das gewöhnliche Totenland eingehen können.

Ziemlich allgemein ist der Glaube, daß die Seele nach dem Tode nicht sogleich ins Totenland wandere, sondern sich noch eine Zeitlang in der Umgebung des Hauses oder, wenn der Leichnam schon bestattet ist, des Grabes aufhalte und erst nach Vollendung der Leichenfeierlichkeiten, häufig sogar erst nach Abhaltung des großen Totenfestes (s. S. 927/28) den Weg ins Jenseits antrete. Auf diesem Weg haben die Seelen eine ganze Reihe von Hindernissen zu überwinden und von Gefahren zu bestehen. Vor allem müssen sie am Wächter des Totenlandes vorbeikommen, der meist in menschlicher, gelegentlich auch in tierischer Gestalt gedacht ist. Ihm gegenüber müssen sie sich über ihre Berechtigung, ins Totenland einzugehen, ausweisen, häufig auch sich den Eintritt durch bestimmte Abgaben (eine Muschel, eine Steinperle u. dgl.) erkaufen oder, wenn es sich um Krieger handelt, mit ihm kämpfen. Eine ebenfalls sehr verbreitete Vorstellung ist die, daß die Seele über eine schwer zu beschreitende Brücke hinüber muß, die aus einem schlüpfrigen Baumstamm, einem Bambus, einer Liane, einem Schwert oder einer Schlange besteht, und daß die Seelen böser Menschen oder solcher, die bei Lebzeiten nicht die nötigen Bedingungen erfüllt haben (vgl. den nächsten Absatz), von der Brücke abstürzen, bisweilen in einen Kessel oder See mit siedendem Wasser (Katschin. Dayak, Toradscha, Minahasser, Primitivstämme der Malaiischen Halbinsel usw.). Diese Vorstellung von der Seelenbrücke gehört wahrscheinlich einer ganzen Reihe verschiedener Kulturschichten an (stellenweise ist sie offenkundig indischer oder mohammedanischer Herkunft) und ist zweifellos mit ähnlichen Vorstellungen westlicher wohnender Völker (Perser usw.) genetisch verwandt.

Sehr häufig findet sich der Glaube, daß nur Männer, die Köpfe erbeutet und geschlechtlich verkehrt haben, ins Totenland eingehen können, wobei es sich nicht um die Zeugung von Kindern, sondern um den Geschlechtsgenuß an und für sich handelt (Luschei, Dayak, Toradscha). Oft ist auch die Tatauierung unerläßlich, besonders für Frauen (z. B. bei den Dafla in Assam und häufig bei den Dayak). Noch weiter verbreitet ist die Vorstellung, daß Häuptlingen und Reichen im Jenseits ein besseres Los winke als gewöhnlichen Leuten, daß sie einen besonderen Seelenort bewohnen, ja daß sie den auf dem Weg ins Jenseits drohenden gefährlichen Proben gar nicht unterworfen würden. Bei den Katschin z. B. überfliegen die Häuptlingsseelen die Seelenbrücke. Bei vielen Naga- und Kuki-Tschin-Stämmen kann man sich durch Veranstaltung gewisser Opfer und Weihefeste, die auch den sozialen Rang des Lebenden erhöhen (vgl. S. 902 und 929), den Anspruch auf Eingang ins Paradies nach dem Tode erwerben. Dazu ist allerdings bei den Luschei noch die Tötung eines Menschen und gewisser Jagdtiere, bei den Angami die Enthaltung vom Genuß als unrein geltender Fleischarten nötig. Zum Teil hängen diese Vorstellungen wohl mit dem Glauben zusammen, daß nur solche Seelen ins Totenland eingelassen würden, die von den Seelen durch den Verstorbenen bei Lebzeiten selbst geopferter oder erlegter oder bei der Leichenfeier von seinen Verwandten geschlachteter Tiere, besonders Rinder, begleitet sind. Bisweilen dienen diese Tiere geradezu als Seelenführer auf dem Weg ins Totenland. Meist finden sich auch mehr oder weniger schattenhafte Vorstellungen über eine moralische Vergeltung im Jenseits, doch treten sie an

Wichtigkeit fast immer hinter den anderen hier genannten zurück. Das Totenland zerfällt gewöhnlich in eine Reihe verschiedener Abteilungen, in die die Seelen je nach Todesart, Stand usw. gelangen. Ziemlich häufig ist der Glaube an ein mehrmaliges Sterben (z. B. bei den Angami und Minangkabauern siebenmal, bei den Tangkhul-Naga-Männern sechsmal, -Frauen fünfmal), bisweilen mit einem Hinabsinken in eine immer tiefere Unterwelt verbunden und schließlich mit völliger Vernichtung oder mit der Verwandlung in Insekten, Wolken usw. endigend. Auch davon abgesehen fehlen Seelenwanderungsvorstellungen wohl kaum irgendwo ganz (vgl. auch S. 914/15). Anders als die Seele des Lebenden wird die des Toten durchaus als mit der Persönlichkeit selbst identisch gedacht. Wo die Mehrheit der Seelen des lebenden Menschen herangezogen wird, um die verschiedenen, ebenso wie in anderen Gegenden der Erde nebeneinander hergehenden und logisch miteinander nicht zu vereinenden Jenseitsvorstellungen (Seele im Haus, auf dem Grab, in einem Tier, in der Unterwelt usw.) zu erklären, handelt es sich wohl meist um verhältnismäßig späte, nicht im allgemeinen Volksglauben wurzelnde Spekulation.

Die Bestattung der Leichen ist, soweit es sich nicht um kleine Kinder, Sklaven oder an ungewöhnlichen Todesarten Verstorbene handelt, fast stets mit zahlreichen Totenriten, Opfern usw., bisweilen mit feierlicher Aufbahrung, mit Tänzen und Scheingefechten verbunden.

Eine ganze Reihe von Bräuchen soll das Wiederkommen des Toten verhindern (Binden der Leiche, Hinaustragen durch ein in die Wand gebrochenes Loch statt durch die Tür, Bestreuen mit Asche usw.), während andere sich als Vorsichtsmaßregeln darstellen, die die Seelen der Lebenden hindern sollen, dem Verstorbenen zu folgen, so z. B. wenn man Kinder anbindet, sobald ein Leichenzug vorüberzieht, oder wenn die Iban bei einem Begräbnis hölzerne Haken in den Gürtel stecken, um ihre Seelen festzuhalten.

Die Bestattungsart wechselt von Stamm zu Stamm und auch innerhalb der einzelnen Stämme je nach Stand, Alter und Vermögen der Verstorbenen. Dazu kommt infolge der häufigen Mehrstufigkeit der Bestattung eine verwirrende Mannigfaltigkeit der Formen, so daß es, besonders bei dem Mangel vergleichender Untersuchungen, vorläufig unmöglich ist, im Rahmen einer allgemeinen Darstellung eine auch nur halbwegs befriedigende Übersicht zu geben, und nicht mehr als einige Beispiele angeführt werden können.

Neben Erdbegräbnis — bisweilen, so bei den Abor in Assam, auf Botel Tobago, in vielen Gegenden des östlichen Indonesien usw., in Hockerstellung — kommt Bestattung über der Erde in Särgen, Dörren der Leiche, Plattform-, Baum- und Höhlenbestattung vor. Manchmal findet zunächst überhaupt keine eigentliche Bestattung statt, sondern man bewahrt den Sarg mit der Leiche im Haus auf, bis sämtliche Weichteile verschwunden sind — die Verwesungsflüssigkeit wird ausgeschöpft oder durch ein Bambusrohr abgeleitet — um dann die Knochen erst bei Gelegenheit des Totenfestes zu bestatten (insbesondere

bei einigen Kuki-Tschin-, Dayak- und Toradschastämmen). Aber auch wo dies nicht regelmäßig der Fall ist, behält man Leichen von Häuptlingen, Vornehmen und Reichen oft wochen-, ja monatelang im oder beim Haus, um die nötigen Vorbereitungen für eine besonders großartige, mit zahlreichen Opfern und Gelagen verbundene Leichenfeier treffen zu können. — Wo Särge verwendet werden, bestehen diese meist aus einem der Länge nach entzweigeschnittenen und ausgehöhlten Baumstamm, der teils unverziert, teils mit Schnitzereien (Schlangen, Eidechsen usw. bei manchen Dayak, geschnitzte Büffelköpfe in Nordostborneo und Luzon usw.) geschmückt ist. Bisweilen haben sie die Form eines Bootes (Batak und stellenweise auf Borneo und Celebes) oder, bei den Ao- und Konyak-Naga und manchmal auch bei den Batak, die eines Nashornvogels. Doch findet man neben Stämmen, die ihre Toten in Särgen bestatten, viele andere, die sie bloß in Matten gehüllt begraben beziehungsweise auf Plattformen aussetzen. Plattformbestattung in Verbindung mit Leichenräucherung ist auf dem Festland bei den Ao, Konyak und anderen östlichen Nagastämmen und bei den Siyin-Tschin, Bestattung auf Bäumen bei den gleichen Nagastämmen und im nördlichen, siamesischen Teil der Malaiischen Halbinsel üblich. Auch in Indonesien fehlen diese Bestattungsarten nicht. So kommt Baumbestattung auf Timorlaut, den Mentawei-Inseln und Nias, Aussetzen der Leichen auf Plattformen stellenweise auf Borneo und Celebes, auf Nias, Buru, Ceram, Misool usw. vor. Aufhängen des Sarges oder der in Matten gehüllten Leiche an einem Stangengerüst bisweilen bei den Batak. Verwandt damit sind wohl auch die bei vielen Dayakstämmen häufigen Prunkgräber für Häuptlinge und Vornehme, bei denen der Sarg entweder von einer Holzsäule getragen wird oder in einem auf hohen Pfählen stehenden, mit Schnitzereien und Farben prächtig verzierten Totenhäuschen ruht (Abb. 567). Manche Stämme begraben ihre Toten unter oder unmittelbar vor dem Haus, z. B. die Kabui-Naga in Manipur, die Wa in Birma, einige Stämme auf Celebes und die meisten Stämme Formosas, bei denen das nunmehr als Grab dienende Haus von den Lebenden verlassen wird. Stark verbreitet ist auf Luzon, Borneo, Celebes und in manchen Teilen des östlichen Indonesien Höhlen- und Felsenbestattung, wobei die Särge in Höhlen oder am Fuß überhängender Felswände niedergestellt werden. Öfters handelt es sich dabei um die letzte Station einer mehrstufigen Bestattung. Für jeden Sarg einzeln in Felsen, oft hoch über der Talsohle ausgemeißelte Grüfte benutzen die Toradscha (im engeren Sinne) in Zentralcelebes (Abb. 568). In der Minahassa waren früher in Tuffelsen gemeißelte Grüfte und daneben ebenfalls aus Tuffstein hergestellte, frei stehende Särge in Gestalt eines reich mit Reliefschmuck verzierten Häuschens gebräuchlich, in denen die Leichen in Hockerstellung beigesetzt wurden. Bestattung der Toten in gewaltigen irdenen Gefäßen kommt auf Borneo, besonders im Nordosten, vor und war früher dort noch stärker verbreitet.

Leichenverbrennung ist auf dem Festlande (von hinduischen und buddhistischen Kulturvölkern abgesehen) bei den Khasi, Sinteng, Mikir, Garo, Rabha, Katschari (neben Erdbegräbnis) und einigen anderen kleinen Bodostämmen, bei den nördlichsten Stämmen der Kuki und den südlichsten der Tschin, bei den Sgau- und Puo-Karen, bei einem Teil der Katschin und Lahu und bei einigen Stämmen der Yao oder Man in Tongking üblich. Bei den

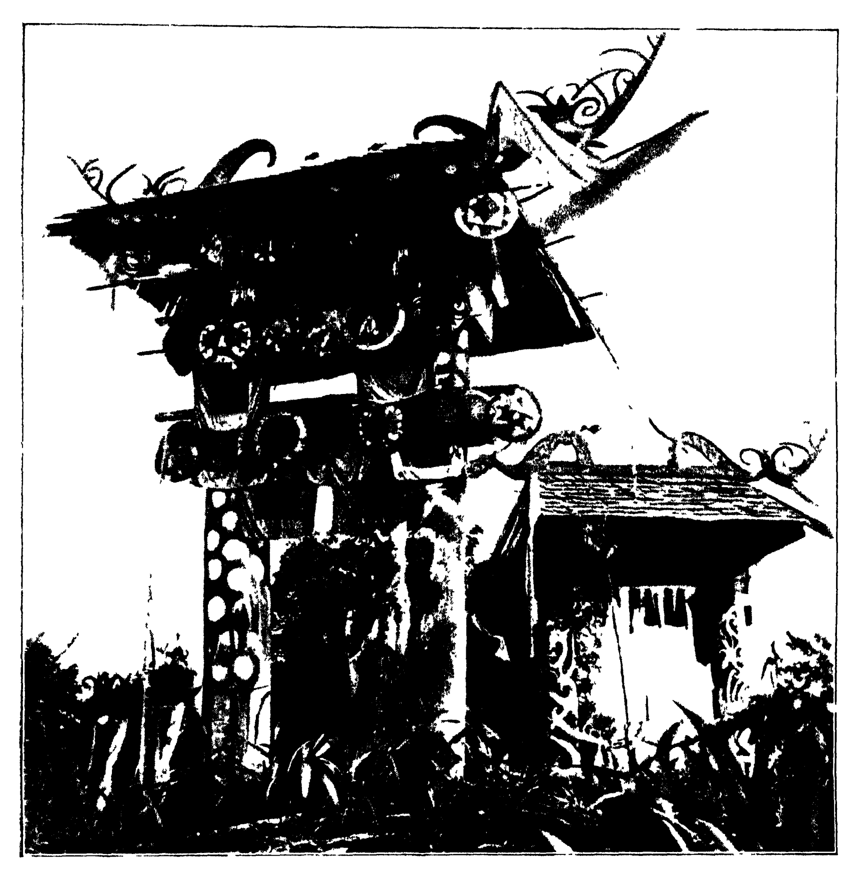


Abb. 567. Prunkgräber eines Hauptlings (rechts) und einer Häuptlingstochter (links) der Kenyah, Zentralborneo. Die die Sarge enthaltenden Kammern stehen auf emalten, vier bis sechs Meter hohen Pfählen. Auf den Dächern stilisierte Hundefiguren. Am linken Grabe zahlreiche Kleidungsstücke und Hüte, am rechten Schilde, Kriegsjacken usw. aufgehängt
(Nach A. W. Nieuwenhuis, Quer durch Borneo)

genannten Stämmen Assams liegt z. T. offenkundig indischer Einfluß vor, ob bei allen ist unsicher. Die Sgau und Puo dürften die Verbrennung in ziemlich junger Zeit von den Mon übernommen haben. In Indonesien kommt Leichenverbrennung (außer bei den hinduischen Baliern) bei einem Teil der Batak, bei den Landdayak im westlichen Serawak und bei einigen Dayakstämmen des Baritoflußgebietes vor. Wahrscheinlich geht sie in allen diesen Fällen auf indischen Einfluß zurück.

Ebenso mannigfaltig wie die Bestattungsart ist auch die äußere Kennzeichnung des Grabes.

Naturgemäß kommt sie nur beim Erdbegräbnis oder allenfalls noch bei Felsengrüften in Betracht, da ja bei den verschiedenen Arten der oberirdischen Bestattung Grab und Grabdenkmal zusammenfallen (s. z. B. Abb. 567). Das häufigste Grabmal bildet wohl ein kleines Häuschen, meist bloß aus einem einfachen,



Abb. 568. Felsengrüfte der Toradscha mit Grabwächterfiguren, Zentralcelebes
(Nach A. Grubauer, Unter Kopfjagern in Zentralcelebes)

rasch verfallenden Gras- oder Blätterdach bestehend, bei manchen Völkern jedoch, besonders wenn es sich um Häuptlinge handelt, sorgfältiger und solider hergestellt und prächtig verziert (Abb. 569). Doch kommen auch Steinhaufen, liegende Steinplatten, stehende Grabsteine, Erdhügel, Umzäunungen usw. vor. Hölzerne Grabfiguren, die bisweilen den Toten selbst darstellen sollen (Angami-Naga, Bahnar, Dscharai, Batak usw.), bisweilen in größerer oder geringerer

Zahl als Begleiter des Toten oder als Grabwächter aufgestellt werden (Dscharai, manche Dayak, Toradscha, vgl. Abb. 568 und 569), sind in ihrer Verbreitung ziemlich beschränkt. Sehr häufig, ja fast allgemein ist dagegen die Sitte der Grabbeigaben, das Niederlegen oder Aufhängen von Gegenständen aus dem Besitz des Verstorbenen am Grabe.

Die Totenriten sind in den meisten Fällen mit dem Begraben, Verbrennen oder sonstigen Bestatten der Leiche noch nicht beendigt. Häufig müssen in gewissen Zeitabständen am Grab oder im Haus Opfer dargebracht werden; vor allem aber fehlt fast nirgends in irgendeiner Form das die Totenriten abschließende Totenfest, bei dem die Seelen der Verstorbenen unter allerhand Zeremonien, Tänzen, mimischen Darstellungen usw. endgültig ins Totenland geschickt werden.

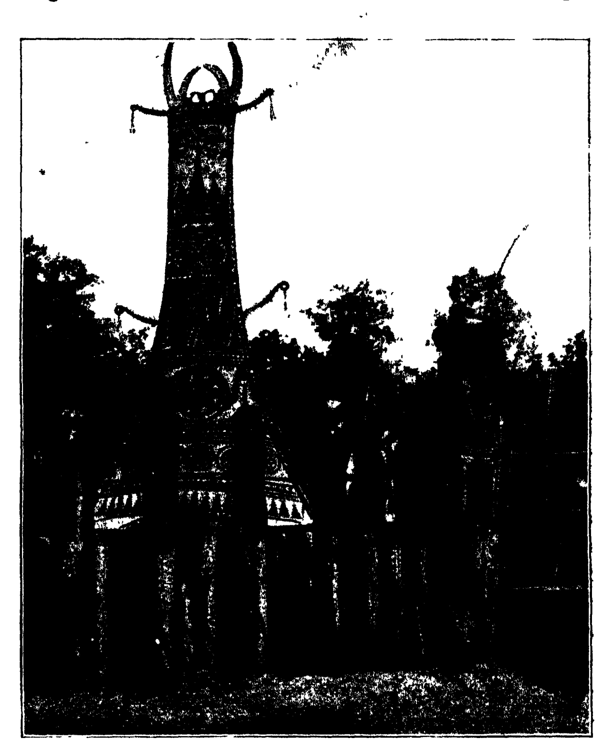


Abb. 569. Grab der Dscharai, Gegend westlich von Kontun, Französisch-Indochina. Das über dem niederen Grabhügel errichtete, mit weißem Baumwollstoff belegte Dach ist mit Ornamenten und in seinem obersten Teil mit Jagdszenen bemalt. Auf der das Grab umgebenden Palisade geschnitzte Hockerfiguren (Leidtragende?). Die Figur rechts am Eck trägt eine Maske, wie sie bei den Totenfeiern gebraucht wird
(Nach H. Maitre, Les Jungles Moï)

Bei manchen Stämmen wird das Totenfest nach kürzerer oder längerer Zeit für jeden Verstorbenen besonders gefeiert (z. B. bei den Garo, Katschin, Batak), bei anderen, so bei einer ganzen Reihe von Naga-, Kuki-Tschin-, Karen- und Dayakstämmen, jährlich gemeinsam für alle Toten des Jahres, während man es anderwärts (z. B. bei den Khasi, Nikobaren, stellenweise auf Borneo, bei den Tobeloresen auf Halmahera usw.) in unregelmäßigen, mehrere Jahre umfassenden Zwischenräumen für alle während dieser



Abb. 570. Steindenkmäler der Khasi, für verstorbene Verwandte errichtet. Laitkor, Khasiberge, Assam. Die ganze zusammengehörige Gruppe von Denkmälern besteht aus neun aufrechtstehenden, „männlichen" Steinen, die dem Andenken männlicher Angehöriger der betreffenden Familie, und einem davor liegenden „weiblichen" Stein, der der Stammutter des ganzen Clans gewidmet ist (Nach P. R. T. Gurdon, Journ. As. Soc. of Bengal LXXIII)

Zeit Verstorbenen gleichzeitig veranstaltet. Wo mehrstufige Bestattung üblich ist, wie in vielen Gegenden Indonesiens (Nias, Borneo, Celebes, Molukken usw.), auf den Nikobaren, bei den Tscham und einem Teil der Moi im östlichen Hinterindien, bei einigen Kuki-Tschin-Stämmen, den Khasi und Garo, fällt das Totenfest mit der Überführung der Gebeine oder wenigstens des Schädels an ihre endgültige Ruhestätte (Höhlen und Felsenklippen bei vielen Dayak und Toradscha, auf den Kei- und Aruinseln, aus Steinkisten bestehende Sippengrüfte bei den Khasi usw.) zusammen. Überhaupt dürfte, nach Kruijt, dem ganzen Brauch ursprünglich der Glaube zugrunde liegen, daß die Seele erst dann ins Totenland eingehen kann, wenn alle Weichteile des Körpers verschwunden sind.

Ahnenschädelkult in verschiedenen Formen, teils nur bei Gelegenheit des Totenfestes, teils auch nachher, ist in Indonesien ziemlich häufig, auf dem Festland seltener.

Man kennt ihn von Timorlaut, Babar, Ceram, Buru, von einigen Toradscha- und Dayakstämmen, den Batak, Niassern und den Nikobarern. Auf dem Festland findet er sich bei den Ao- und Konyak-Naga in Assam und bei den Lolo des nördlichen Tongking.

Mit dem Totenkult und Jenseitsglauben hängen auch die in Assam und Westbirma und in einigen Gegenden Indonesiens häufigen megalithischen Denkmäler wenigstens z. T. zusammen, weshalb sie an dieser Stelle besprochen sein mögen.

Wichtiger als die megalithischen Gräber (Steinkisten als Grüfte für die Aschenurnen bei den Khasi, als Schädelbehälter auf Nias, mit Steinen belegte Erdhügel oder Steinplattformen bei einigen Nagastämmen) und als die da und dort vorkommenden eigentlichen Grabsteine sind die Steindenkmäler, die man zu Ehren eines Verstorbenen (aber nicht auf seinem Grab) oder als Erinnerungszeichen für Opferfeste oder sonstige wichtige Begebenheiten errichtet. In Assam umfaßt das Verbreitungsgebiet der Megalithen die Wohnsitze der Garo, Khasi, Sinteng, Mikir, der westlichen Naga (Lhota, Rengma, Angami und Nagastämme von Manipur) und eines Teiles der Kuki-Tschin-Stämme. Während die Steine im äußersten Westen dieses Gebietes bei den Garo nur klein und teils Opfersteine für Götter, teils Denkmäler für gefallene Krieger sind, erreichen sie bei den Khasi und Sinteng eine gewaltige Größe (vereinzelt bis 9 m Höhe) und dienen dort mit wenigen Ausnahmen dem Ahnenkult. Sie bestehen aus Menhirs, die stets in ungerader Zahl (drei, fünf, sieben, neun) in einer Reihe aufgestellt sind, und davor liegenden Steinplatten oder Steintischen (Abb. 570). Man glaubt, daß die Seelen der Vorfahren die Denkmäler als Ruheplätze benutzen. Die liegenden Steinplatten (sie werden gegenüber den „männlichen“ Menhirs als „weiblich“ bezeichnet) dienen bisweilen auch als Altäre oder als Rastbänke für Wanderer. Bei den westlichen Nagastämmen bestehen die Denkmäler aus teils einzelstehenden, teils in umfangreichen Steinsetzungen (Steinkreisen, Steinalleen usw.) angeordneten Menhirs, aus liegenden Steinplatten, Steintischen und Steinhaufen. Menhirs werden sowohl zu Ehren des verstorbenen Vaters von einem seiner Söhne als auch von reichen Leuten bei Gelegenheit der von ihnen veranstalteten Weihefeste errichtet, durch die sie weltliche Ehren bei Lebzeiten und den Eintritt ins Paradies nach dem Tode zu erlangen trachten (vgl. S. 902 und 922). Daneben gibt es auch Gedenksteine für allerhand historische Begebenheiten



Abb. 571. Steinernes Denkmal für Mangkhaia, einen in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ermordeten Häuptling der Ralte, eines Kukistammes, Luscheiberge, Assam. Die Darstellungen in Flachrelief zeigen in ihrem oberen Teil mehrere Reihen von Menschen, vermutlich den Verstorbenen mit seinen Angehörigen und Gefolgsleuten, in ihrem unteren Teil Gayalschädel, womit wahrscheinlich die vom Verstorbenen selbst bei seinen Lebzeiten geopferten Gayals gemeint sind
(Nach J. Shakespear, The Lushei Kuki Clans)

und Steine, die verschiedenen Kultzwecken dienen. Bei den Luschei und einigen anderen Kuki-Tschin-Stämmen kommen ebenfalls Menhirs und Steinplattformen als Denkmäler für verstorbene Häuptlinge oder als Gedenksteine für die erwähnten religiös-sozialen Weihefeste vor. Anders als die der Naga, Khasi usw., deren Steindenkmäler mit ganz wenigen Ausnahmen entweder unbearbeitet oder nur roh zugehauen sind, sind die Totendenkmäler der Kuki-Tschin-Stämme (neben steinernen kommen auch solche aus Holz vor) öfters mit Reliefs verziert, die den Toten, seine Familie, seinen Besitz und seine Kriegs-, Jagd- und Opferhandlungen darstellen (Abb. 571). Auch in Indonesien sind megalithische Denkmäler ziemlich häufig, so z. B. auf Flores, in Zentralcelebes (Steinkreise und Steinalleen als Opferplätze bei den Toradscha im engeren Sinn, rohe Steinstatuen bei den Tonapu und Tobada), in der Minahassa, stellenweise auf Borneo und Sumatra, vor allem aber auf Nias, wo man geradezu von einer „Megalithkultur“ sprechen kann, insbesondere da Steine auch zu anderen als rein religiösen Zwecken, z. B. als Steintreppen, Steinbänke, als Pflasterung für Dorfstraßen usw., hier reiche Verwendung finden. Ähnlich wie bei den Naga und Kuki-Tschin dienen auch auf Nias Menhirs, Steintische und liegende Steinplatten z. T. als Denkmäler für Verstorbene, z. T. werden sie von Lebenden unter gewissen Festlichkeiten für sich selbst errichtet (Abb. 502). Sie zeichnen sich durch sorgfältige Bearbeitung und oft durch eine prächtige Reliefornamentik aus, die typisch indonesische Motive mit solchen indischer Herkunft verbindet. Bisweilen errichtet man statt der gewöhnlich obeliskförmigen Menhirs steinerne Kolossalstatuen. — Die Heranführung der Steine an ihren Aufstellungsplatz erfolgt sowohl auf dem Festland als auf den Inseln meist mittels hölzerner Schlitten. Die Lhota-Naga in Assam verwenden statt dessen große, aus einem Stangengerüst bestehende Bahren, die von sechzig bis hundert Menschen getragen werden.

Zum Schlusse sei hier die für Südostasien so außerordentlich charakteristische Kopfjagd besprochen, ein sozial-religiöser Brauch, dessen große Bedeutung schon daraus hervorgeht, daß er zu fast allen wichtigeren Seiten des religiösen und vielen des gesellschaftlichen Lebens in Beziehung steht, zur Götter- und Geisterverehrung ebenso wie zum Emanismus und Animismus, zu den Agrarriten sowohl als zum Totenkult und Jenseitsglauben, aber auch zur Altersklasseneinteilung, Eheschließung und zur sozialen Rangordnung.

Durch die Kolonialmächte ist die Kopfjagd im größten Teil ihres einstigen Verbreitungsgebietes unterdrückt oder doch großen Beschränkungen unterworfen worden. Im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts wurde sie noch von den Garo und von fast allen Naga- und Kuki-Tschin-Stämmen in Assam und Westbirma, von einem Teil der Wa an der birmanisch-chinesischen Grenze, von fast allen Bergstämmen Formosas und des nördlichen Luzon, von den meisten Dayak und den heidnischen Stämmen auf Celebes geübt, war ferner bei den Batak Sumatras, auf Nias, den Mentawei-Inseln, Engano, Sumba, den Inseln der Timorgruppe, den Südwest- und Südostinseln, auf Halmahera und bei den Alfuren des westlichen und mittleren Ceram in Brauch. Aus vielen anderen Gebieten war sie

schon vor dem Eingreifen der Europäer infolge indischer, buddhistischer, chinesischer und mohammedanischer Einflüsse verschwunden, doch haben sich vielfach in Sitte, Glauben und Kult noch Überbleibsel davon erhalten, auf dem Festlande z. B. bei den meisten Bodovölkern, den Khasi, Sinteng, Meithei, Birmanen, Mon und stellenweise im östlichen Hinterindien. Auf Ambon und den Uliassern war die Kopfjagd noch zur Zeit der Entdeckung üblich. Auf Buru scheint sie von den Ternatanen um 1500 unterdrückt worden zu sein. Noch weniger weit muß ihr allmähliches Verschwinden (unter Beibehaltung zahlreicher Menschenopfer) bei den heidnischen Stämmen Mindanaos zurückliegen. In Südsumatra wurde sie unter den Orang Abung, einem Zweig der Lamponger, erst im achtzehnten Jahrhundert ausgerottet, und selbst auf Java und Bali fehlen nicht alle Spuren ihres einstigen Vorhandenseins. Wahrscheinlich war die Kopfjagd vor dem Eindringen indischen und chinesischen Kultureinflusses bei allen hackbautreibenden Völkern Südostasiens (außer den zum Hackbau übergegangenen Primitiven) verbreitet. Sie dürfte jedoch kaum in Südostasien selbständig entstanden, auch mit dem stellenweise dort geübten Ahnenschädelkult wohl nicht unmittelbar verwandt sein, sondern hängt fast sicher mit den Kopfjagdbräuchen des alten Europa und Westasien genetisch zusammen. — Nirgends in Südostasien läßt sich die Kopfjagd aus einem einzigen Motiv heraus erklären, sondern stets sind eine ganze Reihe von Beweggründen nebeneinander wirksam. Am wichtigsten sind die Beziehungen zum Feldbau und zum Totenkult, ja es ist nicht ausgeschlossen, daß hier, besonders im ersteren, der Ursprung des ganzen Brauches zu suchen ist. Der Glaube, daß man durch die Erbeutung von Schädeln Wachstum und Reife günstig beeinflussen könne, sei es durch Vermittlung von Gottheiten oder Ahnengeistern, denen man sie opfert, sei es durch unmittelbare Wirkung der ihnen innewohnenden magischen Kraft, findet sich besonders ausgeprägt bei den Naga, Wa, Dayak, Toradscha, den Bergstämmen von Nordluzon und den Formosanern, dürfte aber auch sonst nur selten ganz fehlen. Als Totenopfer, insbesondere für verstorbene Häuptlinge, tritt die Kopfjagd bei den Garo, bei vielen Kuki-Tschin-Stämmen, bei einem großen Teil der Dayak und Toradscha, auf Nias und Timor auf. Häufig darf die mit zahlreichen Verboten und Beschränkungen verbundene Trauerzeit erst nach Erbeutung eines Schädels beendet werden. Daneben findet man bisweilen auch den Glauben, daß die Seelen der von einem Krieger Getöteten und ihrer Köpfe Beraubten ihm nach seinem Tode im Jenseits dienen müssen (insbesondere bei manchen Naga- und Dayakstämmen), ja daß ein Mann nur dann ins Totenland eingehen könne, wenn er mindestens einen Schädel erbeutet habe (s. S. 922). Häufig dienen die Schädel auch als sogenanntes Bauopfer, sei es, daß man sie unter dem Hauptpfosten des zu errichtenden Gebäudes begräbt, sei es, daß man sie später darin aufhängt (Wa, Niasser, Mentaweier, Dayak, Alfuren von Ceram usw.). Es spielen dabei sowohl emanistische Gedankengänge mit (der Schädel soll dem Bauwerk auf magische Weise Festigkeit verleihen), als auch animistische (der beim Schädel bleibende Geist des Getöteten soll zum Schutzgeist des betreffenden Hauses oder Dorfes werden und andere Geister fernhalten). Auch als Opferhandlung für bestimmte Gottheiten kommt die Kopfjagd vor, insbesondere für regenspendende und fruchtbarkeitbefördernde Berggötter und, bei Epidemien, für die Krankheitsdämonen. Bei manchen Stämmen gilt oder

galt die Erbeutung eines Schädels als Mannbarkeitsprobe und war zur Eheschließung unerläßlich (S. 899). Fast überall besitzen Krieger, die einen oder mehrere Schädel erbeutet haben, das Recht, besondere Abzeichen zu tragen, bei den Alfuren Cerams z. B. ihren Lendenschurz mit bestimmten Mustern zu bemalen, bei manchen Nagastämmen eine der Zahl der Schädel entsprechende Anzahl von Nashornvogelfedern im Haar zu tragen, bei den Konyak-Naga und bei den Kayan sich auf bestimmte Art tatauieren zu lassen usw. (vgl. auch Taf. XLI, Abb. 526 und S. 850, 856). Daß infolgedessen neben den genannten religiösen Motiven und neben der Befriedigung von Rachegefühlen auch die bloße Eitelkeit einen wichtigen Antrieb für die Ausübung der Kopfjagd bildet, ist selbstverständlich. Ja stellenweise ist letztere geradezu zu einem aus Liebhaberei betriebenen Sport entartet, wenn auch daneben tieferliegende Beweggründe kaum irgendwo ganz fehlen.



Abb. 572. Schädeltrophäe mit ergänztem Gesichtsteil und auf der Stirn eingeritzten Verzierungen. Das Gesicht und ein Teil des Schädels mit Stanniol überzogen, die Augen durch Kaurischnecken, die Augenbrauen durch kleine Haarbüschel angedeutet. Dayak, Borneo

(Nach F. Heger, Schädelkultus der Dayak und anderer Stämme des Malaiischen Archipels. Mitt. d. Anthr. Ges. in Wien XLVII)

Die Kopfjagd wird nicht nur bei Gelegenheit von Kriegen und Blutfehden betrieben, sondern häufig auch ganz unabhängig von irgendwelcher Feindschaft auf richtigen Kopfjägerzügen, die von einzelnen oder von einigen Leuten gemeinsam eigens zu diesem Zweck unternommen werden. Die meisten Stämme nehmen unterschiedslos die Köpfe von Männern, Frauen und Kindern, während anderwärts, so insbesondere bei den Wa und Garo, bei denen ein regelrechter Schädelhandel betrieben wird oder wurde, der Wert eines Schädels je nach der Stammeszugehörigkeit, der Tapferkeit und dem gesellschaftlichen Rang des Ermordeten schwankt. Bisweilen schneidet man außer dem Kopf auch Hände und Füße ab, um sie zu verschiedenen magischen Zwecken zu verwenden. Die Erbeutung eines frischen Kopfes gibt meist Anlaß zu einer Reihe von Riten, unter denen Tänze und die Speisung und Tränkung des Kopfes besonders häufig sind. Die Behandlung und Aufbewahrung der Schädel schwankt von Stamm zu Stamm. Auf Formosa z. B. werden sie stellenweise in eigenen steinernen Gestellen aufgeschichtet, stellenweise im Getreidespeicher oder im Männerhaus verwahrt. Überhaupt bildet das Männer- oder das Versammlungshaus (Tafel XL und Abb. 561). bei vielen Dayak die ihm entsprechende gemeinsame Galerie des Langhauses, den häufigsten Aufbewahrungsort. Auch Schädelbäume (z. B. bei den Lhota- und Tangkhul-Naga) oder Aufstecken der Schädel auf Stangen findet man, bei den Wa in Birma ganze Schädelalleen, aus Reihen von Pfosten bestehend, deren

jeder in einer Nische einen Schädel birgt. Die Ao- und Konyak-Naga versehen die Schädel mit einem Paar Büffel- oder Gayalhörnern. Ergänzung der Weichteile durch Wachs u. dgl., Einsetzen von Kaurischnecken, Perlmutterscheiben oder Holzstückchen als Augen ist bei Niassern, Dayak und Toradscha nicht selten, bei manchen Dayakstämmen auch das Überziehen des ganzen Schädels mit Stanniol oder seine Verzierung mit eingeschnittenen Rankenornamenten (Abb. 572 und 573). Bemerkenswert ist es, daß sich der auf die Kopfjagd und auf den Besitz von Menschenschädeln bezügliche Ideenkreis häufig auch auf Tierschädel erstreckt, daß man diese bis herab zu den Schädeln von Fischen oft ebenso sammelt wie jene und daß bisweilen nicht so sehr ein grundsätzlicher als ein Unterschied des Grades zwischen Menschen und Tierschädeln gemacht wird (vgl. auch S. 907 über das Schädelgeld der Mischmi).

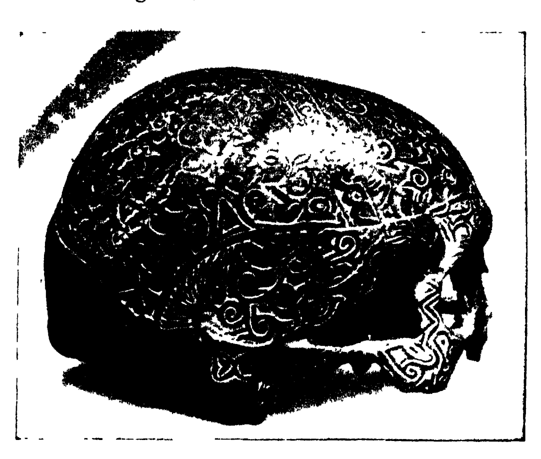


Abb. 573. Schädeltrophäe mit eingeschnittenen Verzierungen. Dayak, Borneo
(Nach F. Heger, Schadelkultus der Dayak und anderer Stamme des Malaiischen Archipels. Mitt. d. Anthr. Ges. in Wien XLVII)

Der Kopfjagd in vieler Beziehung verwandt, ja in zahlreichen, wenn auch nicht in allen Fällen unmittelbar von ihr abzuleiten sind die in Südostasien stark verbreiteten Menschenopfer.

Bei den meisten die Kopfjagd betreibenden Stämmen wechseln die Heimbringung eines erbeuteten Kopfes und die Tötung eines Kriegsgefangenen oder eines gekauften Sklaven sowohl beim Bau-, Toten- und Götteropfer als auch zum Zwecke magischer Fruchtbarkeitsriten miteinander ab, ohne daß zwischen beiden ein sehr wesentlicher Unterschied bestünde. Häufig (z. B. bei den Luschei und auf Timor) wurde sogar die Abschlachtung eines Gefangenen durch einen Häuptlingssohn, der gar nicht am Kriegszuge teilgenommen hatte, ebenso als Mannbarkeitsprobe angerechnet wie die Erbeutung eines Schädels. Auch die Menschenopfer der heidnischen Stämme Mindanaos und mancher Moistämme dürften von einstiger Kopfjagd herzuleiten sein und ebenso wohl die Menschenopfer, die manche Familien der Khasi dem Schlangendämon Thlen, einer Art Spiritus familiaris, darbringen, wobei man das Opfer meuchlerisch mittels einer Keule ermordet. Vor allem gilt dies aber von den Menschenopfern, die bei den meisten Bodovölkern, besonders den Katschari, Dimasa, Tschutiya und Tipura, und bei den Sinteng zum Teil bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein für gewisse Gottheiten, meist weiblichen Geschlechtes, üblich waren und bei denen der Kopf die eigentliche Opfergabe bildete. Dieser blutige Gottinnenkult der Bodo und Sinteng, der sein Dasein wohl in erster Linie der Berührung vorder-

indischer Kultur mit dem einheimischen Kopfjägertum verdankt, hat seinerseits wieder manche Formen der Hindureligion. insbesondere den Çaktikult, nicht unwesentlich beeinflußt.

Sehr häufig kommt in Verbindung mit Kopfjagd und Menschenopfer Kannibalismus vor, durch den man sich den Mut, die Schlauheit und sonstige wünschenswerte Eigenschaften des Getöteten anzueignen hofft oder aber seine Rache zu befriedigen sucht. Als Strafe für gewisse Verbrechen kommt er außerdem bei einigen Stämmen der Batak vor.

Außer bei den Batak verzehrt man nicht den ganzen Körper, sondern nur bestimmte Teile. wie Leber, Herz, Hirn, Handballen, trinkt auch bisweilen das Blut. Dieser Teilkannibalismus aus magischen Gründen ist noch weiter verbreitet als die Kopfjagd und wird sogar von den Kriegern mancher Kulturvölker (Schan, Khmer, Chinesen) noch geübt. Zu einer ausgesprochenen Liebhaberei hat sich das Menschenfressertum nur bei einem Teil der Batak entwickelt.

p) Kunst

Obwohl Darstellungen der höheren Götter zu den Seltenheiten gehören, bieten doch Totenkult und Geisterglaube mit ihren Ahnenbildern, Dorf-, Haus- und Grabwächterfiguren, den bei Krankheiten und sonstigen besonderen Gelegenheiten fallweise hergestellten Idolen usw. der Plastik reichen Anlaß zur Nachbildung des Menschen.

Als Material dient weitaus am häufigsten Holz, doch findet man daneben gelegentlich auch mehr oder weniger rohe vollplastische Steinfiguren (Tobada. Igorot, Batak, Nias [Taf. XLVI, Fig. 11]). sowie Steinreliefs (Minahassa an Steinsärgen, Nias, Formosa [Abb. 497], Kuki-Tschin-Stämme [Abb. 571[1]). — Wenn auch im allgemeinen die Proportionen der einzelnen Körperteile und die Durchbildung der Körperformen und des Gesichts viel zu wünschen übrig lassen, ist doch, wenigstens in einigen Gegenden und in den besseren Stücken, eine gewisse künstlerische Begabung unverkennbar. Zwischen den einzelnen Gebieten alteinheimischer Kultur bestehen, auch wenn man von der Ornamentik absieht. ganz bezeichnende stilistische Unterschiede. Solche Gebiete mehr oder weniger deutlich ausgeprägten bildhauerischen Stils sind etwa das südöstliche Indonesien (Taf. XLVI, Fig. 4, 8, 9), Zentralcelebes, die Minahassa, Borneo (Abb. 566 und Taf. XLVI, Fig. 3), Nordluzon (Abb. 537, Fig. 4 und Taf. XLVI, Fig. 2), Formosa (Abb. 497), die Batakländer (Abb 574), Engano, Nias (Taf. XLVI, Fig. 5, 11, 12), die Nikobaren (Taf. XLVI, Fig. 7, 10), das Gebiet der Naga (Abb. 577 und Taf. XLVI, Fig. 6) und das der Moistämme (Abb. 569 und Taf. XLVI, Fig. 1). Hockerfiguren sind besonders im östlichen Indonesien häufig (Taf. XLVI, Fig. 4, 9). kommen aber auch auf Luzon, bei den Batak und bei den Moistämmen vor (Abb. 569). Stark verbreitet sind auch Kriegerstatuen in voller Wehr, sei es Grabdenkmäler, sei es geisterabwehrende Wächterfiguren, oft mit wirklicher

Kleidung, Federschmuck usw. versehen und bisweilen mit drohend erhobenen Waffen dargestellt (Nordluzon, Borneo, Batak, Nikobaren, Angami-Naga). Auch ithyphallische Figuren dienen häufig als Schutz gegen böse Geister und sonstiges Unheil. — Sehr charakteristische Züge weist die Plastik der Batak auf. Zwar sind die Einzelfiguren (Ahnenbilder usw.) bei ihnen meist recht minderwertig, dagegen zeigen, außer den Hausverzierungen, die Schnitzereien an manchen Gebrauchsgegenständen des Kultes, wie Zauberstäben, Zauberlampen, Arzneidosen, ein bemerkenswertes künstlerisches Können. Besonders charakteristisch sind hier eine Vorliebe für Reiterfiguren (vielleicht auf alten indischen Einfluß zurückzuführen) und die häufige Aneinanderreihung zahlreicher Menschen- und Tierfiguren, von denen eine stets auf den Schultern der anderen hockt (Abb. 574). Die für Kriegs- und Regenzauber verwendeten Zauberstäbe der Priester erinnern dadurch trotz ihres kleineren Maßstabes äußerlich an die Wappenpfähle der nordwestamerikanischen Indianer (Bd. I, S. 128, 131), ohne doch, wenigstens gegenwärtig, ihrer Bedeutung nach mit ihnen übereinzustimmen oder überhaupt mit dem Ahnenkult zusammenzuhängen. Möglicherweise sind sie Symbole des niederfahrenden Blitzes. — Ungeheuer reich an geschnitzten Menschenfiguren, „Adu“ genannt (Ahnenbildern, Dorf- und Hauswächtern, Figuren zur Krankheitsbekämpfung usw.), ist die Insel Nias. Die Ausführung schwankt zwischen bloßen Pfählen mit rohester Andeutung des menschlichen Gesichts (Taf. XLVI, Fig. 12) und sorgfältig durchgearbeiteten, streng stilisierten Bildwerken (Taf. XLVI, Fig. 5). Die besten Stücke zeigen sogar ein Hinausgehen über diese konventionelle Form und bemerkenswerte Ansätze zu naturalistischer Darstellung. Auch die Bildhauerei in Stein (vollplastische Menschenfiguren von bisweilen überlebensgroßen Dimensionen, Reliefs an megalithischen Denkmälern, an Steintreppen, steinernen Häuptlingsthronen usw.) steht hier höher als sonst in Südostasien (die Kulturvölker natürlich ausgenommen). — Zweifellos ist die niassische Bildnerei nicht ganz frei von indischen Einflüssen. Noch stärker machen sich diese auf der Insel Leti (Südwestinseln) geltend, und zwar durch die richtigere Erfassung der Körperformen, die Ornamentik an Kopfbedeckung und Sockel und vor allem durch das Vorkommen von Figuren in sitzender Haltung mit untergeschlagenen Beinen, die offenkundig gewissen Buddhastatuen nachgebildet sind (Taf. XLVI, Fig. 8, 9). — Eine Sonderstellung nimmt die Plastik der Nikobaren ein. Trotz meist recht roher Bearbeitung weisen die dortigen Menschen- und Tierfiguren, die teils ständig als Geisterscheuchen verwendet (Kareau), teils bei Gelegenheit von Krankheiten verfertigt werden (Hentakoi), doch einen frischen Naturalismus und eine lebendige Darstellung der Bewegung auf, wie man sie in Südostasien außerhalb der Kulturvölker sonst nirgends findet.

Abb. 574. Arzneibüchse aus dem Horn der sumatranischen Bergantilope mit geschnitztem, hölzernem Verschluß. Sie dient zur Aufbewahrung der „Pubuk“ genannten Zaubersalbe, die aus den Leichenteilen eines plötzlich oder auf gewaltsame Weise verstorbenen Menschen hergestellt wird. Karo-Batak, Sumatra (Lindenmuseum, Stuttgart)

Erklärung der Abb. 575

Das Bild besteht aus einem Rahmen und fünf in diesen lose eingefügten Brettchen. Die runde Scheibe oben in der Mitte bedeutet die Sonne, die kleinere Scheibe links am Eck Sonne oder Mond (das Gegenstück abgebrochen). Auf dem oberen Teil des Rahmens Sterne und in der Mitte zwei Leitern, deren Bedeutung unsicher ist. Möglicherweise sollen sie der Seele des Schamanen dazu dienen, in die Luft zu steigen, um dort den die Krankheit verursachenden Geist zu finden und zu bekämpfen. Der oberste der fünf mittleren Bildstreifen zeigt einen Reigentanz, von sechs Männern und zwei Frauen ausgeführt. Sowohl Männer als Frauen tragen Zipfelmützen, wie sie im achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts auf den Nikobaren üblich waren. Rechts und links je eine Kokospalme. Zweiter Bildstreifen: in der Mitte ein Pandanusbaum, rechts und links je ein Schwein und darüber ein Hahn, dann folgen auf beiden Seiten Hunde und schließlich je ein Großfußhuhn. Dritter Bildstreifen: Segelschiffe, davon das mittelste ein Nikobarenboot, links davon ein europäisches, rechts ein birmanisches Handelsschiff. Vierter Bildstreifen: Seetiere, darunter von links nach rechts Korallenstock oder Qualle (?), Rochen, Aal (?), Krokodil. Haifisch, zwei große Krebse, fünf verschiedene Arten von Fischen, Meermann (ein sagenhaftes Wesen, halb Mensch, halb Fisch). Der fünfte der mittleren Bildstreifen und der untere Abschluß des Rahmens zeigen verschiedene Tiere, die auf dem Meeresgrund leben, Seesterne, Muscheln, Polypen, Krabben usw. — Farben außer der Naturfarbe des Holzes bloß Schwarz und Rot. Die Umrißlinien der einzelnen Figuren sind in das Holz eingeritzt

(Naturhistorisches Museum, Wien)

Von ihrer erfreulichsten Seite zeigt sich die südostasiatische Schnitzkunst in den Verzierungen an Häusern und sonstigen Bauwerken, an Booten, Särgen, Schwertgriffen und verschiedenen Gebrauchsgegenständen.

Die besseren Hauser der Niasser, der Batak, der Toradscha, mancher Dayak- und Nagastämme usw. sind oft geradezu Meisterwerke der Holzschnitzkunst. Dabei zeigt sich, entsprechend der reicheren Entwicklung des Ornaments, in Indonesien, besonders bei den Batak, Dayak und Toradscha, eine stärkere Verwendung rein ornamentaler Motive, wobei auch die zur Darstellung gelangenden Menschen- oder Tierfiguren geschmackvoll stilisiert und dem Ornament organisch eingegliedert werden (Abb. 511). Auf dem Festland dagegen, z. B. bei den Naga, herrschen einzelne figürliche Darstellungen vor, die mehr oder weniger unvermittelt nebeneinander stehen und weit mehr Symbole als eigentlicher Schmuck sind (Abb. 563, 577).

Malerei und Zeichnung (Ritzzeichnung) dienen fast ausschließlich der Verzierung von Gebäuden und Gebrauchsgegenständen oder, bei der Tatauierung, des menschlichen Körpers.

Neben rein ornamental behandelten Darstellungen — zu den schönsten gehören die Malereien auf den Schilden der Dayak, vgl. Abb. 548 — findet man gelegentlich auch mehr oder weniger naturalistische Jagd-, Kriegs-, Festszenen usw., sei es an Häusern oder sonstigen Baulichkeiten (Batak, Dscharai usw.,

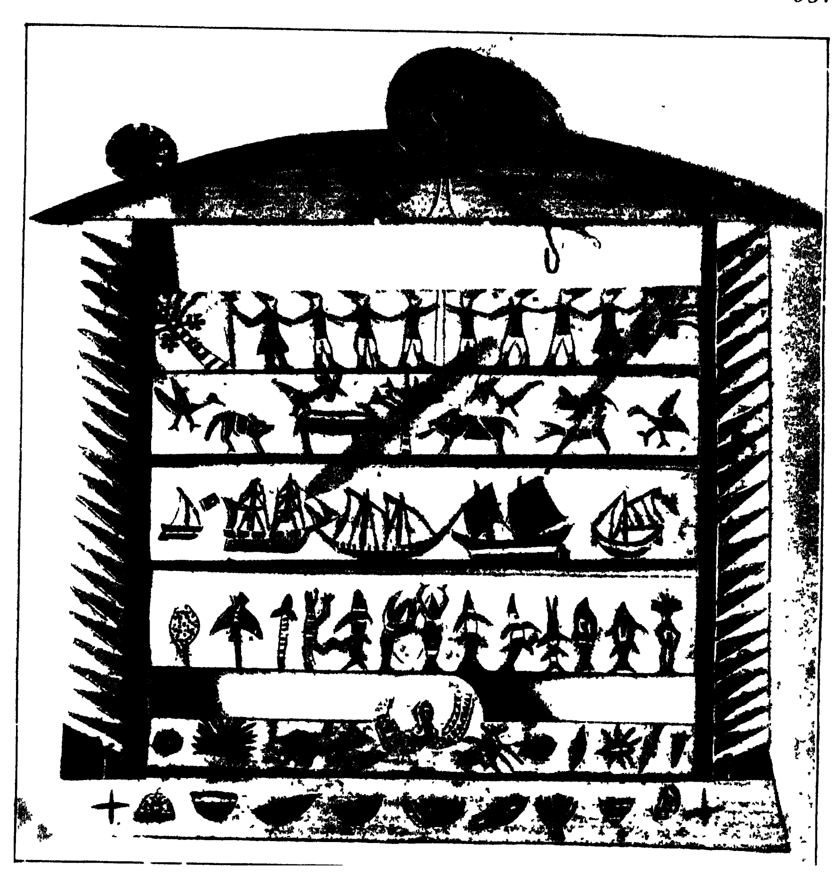


Abb. 575. Auf Holz gemaltes Bild (Henta-koi), anläßlich eines Krankheitsfalles verfertigt, Nikobaren

vgl. z. B. Abb. 569), sei es auf Bambusköchern und -dosen (Dayak, Ceram usw.). — Auch darin wieder nehmen die Nikobaren eine Sonderstellung ein. Hier gibt es nämlich richtige Tafelgemälde, die im Innern der Häuser aufgehängt werden, eine für Südostasien ganz einzigartige Erscheinung. Sie bestehen teils aus Blattscheiden der Arekapalme, teils aus Brettern, auf denen die Umrißlinien eingeritzt und die Flächen, soweit erforderlich, mit Farben ausgefüllt werden. Den Gegenstand der Darstellung bildet häufig der im Mond lebende Deuse, „der Geber von allem“ (vgl. S. 942), noch häufiger aber die ganze Welt, wie sie sich im Geist des Nikobaren spiegelt, vom gestirnten Himmel bis zum tiefsten Meeresgrund (Abb. 575). Über den Zweck dieser Bilder sind wir noch immer nur sehr ungenügend unterrichtet. Man verfertigt sie bei Krankheiten nach Angabe des Schamanen und bezeichnet sie ebenso wie die bei denselben Gelegenheiten geschnitzten Menschen- und Tierfiguren als Henta-koi (vgl. S. 916, 921, 935). Es scheint, daß sie die Auf-

merksamkeit des die Krankheit verursachenden Geistes auf sich lenken oder aber, da es sich meist um die Geister Verstorbener handelt, ihn durch Bilder aus seinem vergangenen Leben erfreuen und besänftigen sollen. Die Vermutung liegt nahe, daß fremde Vorlagen die erste Anregung zur Verfertigung derartiger Tafeln gegeben haben, am ehesten wohl europäische Bilder, vielleicht solche aus dem Besitz der seit dem siebzehnten Jahrhundert hier tätigen Missionare.

Zum Schluß noch einige Worte zur Charakterisierung des Ornaments.

Auf dem Festland ist es wenig entwickelt und beschränkt sich sowohl in der Schnitzerei und Ritztechnik als auch in Weberei und Stickerei meist auf die Nebeneinanderstellung kleiner, geradlinig-geometrischer Muster, auf Zickzackbänder und dergleichen. Nur an wenigen Stellen, bei einigen Moistämmen (Abb. 569, Taf. XLIII, Fig. 9) und bei den Katschin (in einigen religiösen Symbolen), treten daneben runde Formen, Wellenlinien usw. auf. Im Gegensatz dazu herrscht in weiten Teilen Indonesiens, so bei den Batak, Dayak, auf Timor, Ceram, Halmahera, in geringerem Maß auch auf Celebes, eine ausgesprochene Vorliebe für Rankenmuster, Flecht- und Wellenbänder, runde Haken, Kreise und Spiralen. Besonders bei den Dayak werden auch die ornamental verwendeten Menschen- und Tierfiguren gern in phantastisch verschlungene Ranken und Spiralen aufgelöst (Abb. 532, 548, 567). Unter indischem Einfluß sind dann derartige Muster zu richtigen Pflanzenranken weitergebildet worden (Abb. 573). Auch in zahlreichen mythologischen Motiven äußert sich der indische Einfluß auf die indonesische Ornamentik, in Löwen- und Dämonenköpfen (Abb. 548), Nagaschlangen (Abb. 490) usw. Auf Einzelheiten dieser Ornamentik und ihre örtlichen Verschiedenheiten näher einzugehen, würde zu weit führen. So sei hier nur auf die Abbildungen verwiesen, die allerdings von dem außerordentlichen Formen- und Farbenreichtum dieser Kunst naturgemäß nur eine schwache Vorstellung zu geben vermögen (Abb. 494, 501, 511, 514, 515, 517, 522, 527 links unten, 532, 537 Fig. 3—6, 548, 567, 573, Taf. XLIII, Fig. 8).

q) Kulturaufbau

Was am Beginne des Abschnittes über Südostasien von den Rassen und Völkern der Südsee und Australiens gesagt wurde, daß sie nämlich alle einmal den Weg über südostasiatisches Gebiet genommen haben müssen, das gilt auch von ihren Kulturen.

Gewiß ist das mitgebrachte oder übernommene Kulturgut in der Südsee in eigenartiger Weise weiterentwickelt und wohl auch durch selbständige Schöpfungen bereichert worden, aber der Grundstock, daran ist ein Zweifel nicht möglich, ist aus Westen, aus Indonesien und vom asiatischen Festland gekommen. Tatsächlich zeigen ja auch die Kulturen südostasiatischer und ozeanischer Völker in vieler Hinsicht große Ähnlichkeit und klar zutage liegende Verwandtschaft. Eine andere Frage ist es allerdings, ob in Südostasien nicht nur die gleichen Kulturelemente, sondern auch dieselben Kulturschichten und Kulturkreise vorhanden sind wie in der Südsee (vgl.

S. 54 ff.). Die Möglichkeit ist gewiß nicht unbedingt zu leugnen. Grundsätzlich abzulehnen sind jedoch Versuche, die in der Südsee ermittelten Kulturkreise unter der Voraussetzung, die einzelnen Schichten und ihre Reiherfolge müßten hier wie dort die gleichen sein, von vornherein auch in Südostasien suchen zu wollen. Wissen wir doch nicht, ob nicht Kulturkomplexe, die in Ozeanien und Australien einheitlich auftreten, vielleicht erst im östlichen Indonesien aus der Vermischung sehr verschiedenartiger Bestandteile entstanden sind. So ist es ganz gut denkbar, daß in Südostasien, bei aller Verwandtschaft und trotz der Gleichartigkeit zahlreicher Kulturmerkmale, doch ganz andere Kulturschichten vorhanden sind als im Gebiet der Südsee, daß die einzelnen Elemente dort ursprünglich in ganz anderer Zusammengehörigkeit aufgetreten sind als hier.

So findet man, um ein Beispiel anzuführen, in Südostasien mehrfach Elemente vergesellschaftet, die Gräbner für die Südsee der Totem- und der Zweiklassenkultur zuweist: bei den östlichen Nagastämmen in Assam z. B. Plattformbestattung mit Leichenräucherung, Rindengürtel bei sonstigem Nacktgehen und wahrscheinlich auch lokale vaterrechtliche Totemgruppen (Totemkultur), daneben Ahnenschädelkult und Signaltrommeln (Zweiklassenkultur), bei den Andamanern Kegeldachhütten und Rindengürtel (Totemkultur) neben Ahnenschädelkult (Zweiklassenkultur). Es wäre jedoch methodisch verfehlt, hier von vornherein eine Überlagerung der Totemkultur durch die Zweiklassenkultur anzunehmen. Eine solche Annahme kann möglicherweise einmal ein Ergebnis fortgeschrittener Forschung, darf jedoch nie deren Voraussetzung sein. Nur durch sorgfältige Untersuchung der südostasiatischen Kulturen selbst, vor allem der Verbreitung, Herkunft und Wandlungen der einzelnen Kulturbesitztümer, wird man, natürlich auch unter Berücksichtigung der Forschungsergebnisse aus benachbarten Gebieten, zur Aufstellung von Kulturschichten und Kulturkreisen und zu einer Kulturgeschichte Südostasiens gelangen können, ein Ziel, dessen Erreichung noch zahlreiche mühevolle und zeitraubende Vorarbeiten voraussetzt. Wenn die Verhältnisse hier insofern ungünstiger liegen als in der Südsee, als die älteren Kulturschichten kaum irgendwo mehr auch nur halbwegs ungestört und ungemischt vorhanden sind und der ganze Kulturaufbau ein viel verwickelterer ist als dort, so ist anderseits der Vorteil nicht zu unterschätzen, daß zahlreiche schriftliche Quellen einheimischen, chinesischen, arabischen und europäischen Ursprungs eine größere zeitliche Tiefe erschließen, manche chronologische Anhaltspunkte geben und bisweilen auch Kulturwandlungen erkennen und verfolgen lassen.

Wenn aus den genannten Gründen von einer Aufstellung von Kulturschichten und Kulturkreisen hier vorläufig abgesehen wird, so sollen doch einige örtliche Gruppen und einzelne wichtige Kulturströme kurz gekennzeichnet werden.

Als Gebiete besonders altertümlicher Kultur heben sich einige Inseln des Westens (Nikobaren, Mentawei-Inseln, Engano) und die Inseln östlich von Celebes und Sumbawa deutlich von dem übrigen Südostasien ab.

Die Nikobaren, die Mentawei-Inseln und Engano stimmen in dem Fehlen des Reisbaues und des Getreidebaues überhaupt überein (vgl. S. 803).

Erklärung der Abb. 576

1 Fechthaube aus geklopfter Baumrinde, mit buntem Baumwollstoff überzogen; 2 Fechthaube aus Kokosnußfasern (Coir), mit Baumwollstoff gefüttert. Beide Arten von Fechthauben trägt man, die erste auf den mittleren und südlichen, die zweite auf den nördlichen Inseln, bei den Stockgefechten, die meist als Zweikämpfe zwischen Beleidigtem und Beleidiger, Bestohlenem und Dieb, betrogenem Gatten und Ehebrecher, bisweilen aber auch zwischen ganzen Ortschaften gleichzeitig ausgefochten werden und die man auch gelegentlich des Totenfestes zu Ehren des Verstorbenen veranstaltet; 3 Armbrust und Pfeil mit Eisenspitze, auf den nördlichen Inseln zur Taubenjagd verwendet; 4 Bogen und Pfeil mit Eisenspitze, auf den mittleren und nördlichen Inseln, Kar Nikobar ausgenommen, von den Kindern zur Vogeljagd benützt; 5 Hölzerner Wurfspeer der Schom Pen, Großnikobar; 6 Speer zum Aufspießen von Seewalzen (Trepang); 7 Fischspeer; 8 Reiselanze; 9 Harpune für den Fang von Schildkröten, Rochen, Haifischen und Dugongs; 6—9 mit Eisenspitzen; 10 Kopfschmuck aus Pandanusblattstreifen für junge Leute beider Geschlechter; 11 Sitzrost für den Vorderteil eines Bootes

(Nach E. H. Man, Journ Anthr. Inst. of Great Britain and Ireland XI)

Auf Engano und den Mentawei-Inseln bilden Knollenfrüchte, bzw. Sago, die Hauptnahrung. Die Lebensführung der Nikobarer gründet sich mit Ausnahme der Schom Pen im wesentlichen auf die Früchte der Kokospalme und des Pandanusbaumes. In allen drei Inselgebieten sind an Haustieren nur Hühner, Hunde und Schweine vorhanden. Über das Vorkommen des Fransenrockes für Frauen vgl. S. 834, Abb. 512 und Taf. XXXVI. Weberei ist unbekannt, auf Engano und den Mentawei-Inseln auch das Betelkauen. Ebenso fehlt hier die Kenntnis des Eisenschmiedens, während sie auf den Nikobaren eine jedenfalls recht junge und im ganzen Kulturleben noch nicht allzu fest verankerte Errungenschaft bildet. Keines der drei Inselgebiete besitzt Blasrohre. Dagegen hat sich auf den Mentawei-Inseln, eine Ausnahme im westlichen Indonesien, der Bogen noch im allgemeinen Gebrauch erhalten. Ob die sehr mangelhaften Kinderbogen der Nikobaren, die von den Knaben zur Vogeljagd verwendet werden, ein alter Kulturbesitz sind und nicht vielleicht eine spätere Einführung, ist recht fraglich (Abb. 576, Fig. 4). In mancher Beziehung (z. B. in dem Vorhandensein runder Pfahlbauten, vgl. S. 821 und Abb. 498) zeigt sich nähere Verwandtschaft zwischen den Nikobaren und Engano, während in anderem (Kopfjagd, Zahnfeilen, Tatauieren, Doppelausleger der Boote, Ornamentik usw.) Engano und die Mentawei-Inseln dem übrigen Indonesien näherstehen und die Nikobaren *eine Sonderstellung einnehmen. — Überhaupt hat sich auf den Nikobaren* infolge der Mischung alter Kulturreste und jüngerer Einflüsse verschiedenster Herkunft, infolge von Sonderentwicklungen und wohl auch infolge des Verlustes manches ehemaligen Besitzes eine ganz eigenartige Kultur entwickelt. Dabei ist zu bemerken, daß auch zwischen den einzelnen Nikobareninseln nicht unwesentliche Unterschiede bestehen, Unterschiede, die sich allerdings zum Teil erst innerhalb der letzten Jahrhunderte infolge der verschieden starken Einwirkung des auswärtigen Handels und der Missionen herausgebildet

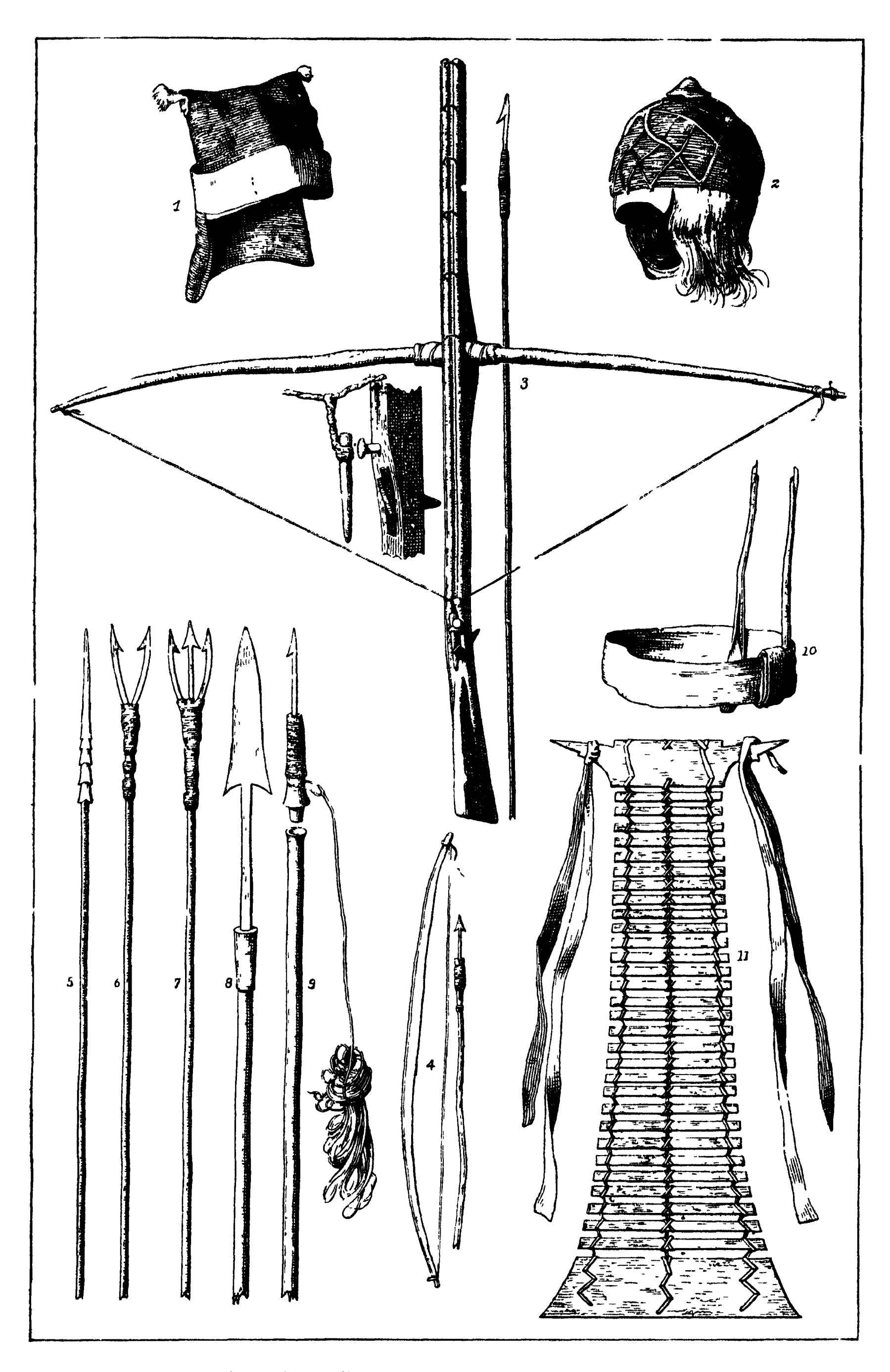


Abb. 576. Gegenstände von den Nikobaren

haben. Eine Sonderstellung nehmen vor allem die Schom Pen im Inneren von Großnikobar ein, deren Kultur, wie schon erwähnt, vielleicht unmittelbar auf primitiver Grundlage ruht (vgl. S. 796). Wichtige Unterscheidungsmerkmale gegenüber den übrigen Nikobarern bilden ihr mit sehr geringer Seßhaftigkeit verbundener Rodungsfeldbau (Yams, Bananen usw.), die außerordentlich einfachen, meist wandlosen, viereckigen Hütten (Abb. 485) und die aus Rinde hergestellten, von in die Erde gesteckten Pfählen getragenen Kochkessel, während die bei ihnen noch übliche Rindenkleidung und die mit eingekerbten Widerhaken versehenen hölzernen Wurfspeere (Abb. 576, Fig. 5) in nicht zu ferner Vergangenheit auch sonst auf den Nikobaren verbreitet waren. — Noch heute bildet auf allen Nikobareninseln der ungewöhnlich schmale, straff angezogene Durchziehschurz, allerdings nicht mehr aus Bast, sondern aus eingeführten Baumwollstoffen, die Kleidung der Männer, eine Kleidung, die der ganzen Inselgruppe bei den indischen und chinesischen Seefahrern des frühen Mittelalters den Namen „Land der Nackten" eingetragen hat (Abb. 498, die zwei Männer rechts). Sehr altertümliche Formen zeigt die nur auf der kleinen Insel Tschaura geübte Töpferei (Abb. 512). An Musikinstrumenten gibt es bloß Bambuszithern mit einer angefügten Saite (vgl. S. 787) und Flöten. Die Ausleger der Boote unterscheiden sich durch die Art, wie der Schwimmbalken an den Querstangen befestigt ist von allen Auslegerformen Indonesiens, von den meisten auch dadurch, daß sie stets nur in der Einzahl, nur an einer Seite des Bootes vorhanden sind, stimmen dagegen in beidem mit den Auslegern der Andamanen und mit melanesischen Formen überein (Abb. 552). Recht eigenartig ist auch die aller höheren Kultformen entbehrende, in Geisterabwehr, Geisteraustreibungsfesten, Schamanismus, tabuartigen Verboten und einem umständlichen Totenkult sich erschöpfende Religion. Bemerkenswert sind die auf den nördlichen Inseln, besonders auf Kar Nikobar vorhandenen Gebär- und Sterbehäuser sowie die Sitte des Männerkindbettes (vgl. S. 918/19). Über die Sonderstellung der nikobarischen Bildhauerei und Malerei vgl. S. 935—937. Außer den dort erwähnten Bildern geht wohl auch der auf den mittleren Inseln für den Weltschöpfer gebrauchte Name Deuse, vielleicht auch die Gestalt des Schöpfers selbst auf den Einfluß der Missionare zurück, die hier seit dem siebzehnten Jahrhundert mit größeren und geringeren Unterbrechungen, wenn auch ziemlich erfolglos tätig waren. Europäischem Einfluß, vielleicht der Erfindung irgendeines Matrosen, verdanken wohl auch die nördlichen Inseln die zur Taubenjagd gebrauchte Armbrust (Abb. 576, Fig. 3, vgl. auch S. 877). Überhaupt haben der seit mehr als einem Jahrtausend betriebene Tauschhandel mit Kokosnüssen und Ambra, in den letzten Jahrhunderten auch die Niederlassung birmanischer und indischer Händler eine Reihe jüngerer Kulturgüter gebracht (z. B. Schmiedekunst, Betelkauen), ohne doch den altertümlichen Kern der Nikobarenkultur sehr wesentlich verändern zu können.

Ein anderes Gebiet, in dem sich Reste der verschiedensten älteren Kulturschichten und Kulturströme häufen, ist das östliche Indonesien (Molukken, Kleine Sundainseln etwa vom östlichen Sumbawa an, Südwest- und Südost-, Kei- und Aruinseln). Es ist dasselbe Gebiet, in dem die Mischung mit papuanischen und vielleicht auch australischen Rassenelementen und der Einfluß nichtaustronesischer Sprachen mehr oder weniger deutlich zutage tritt. Es wäre

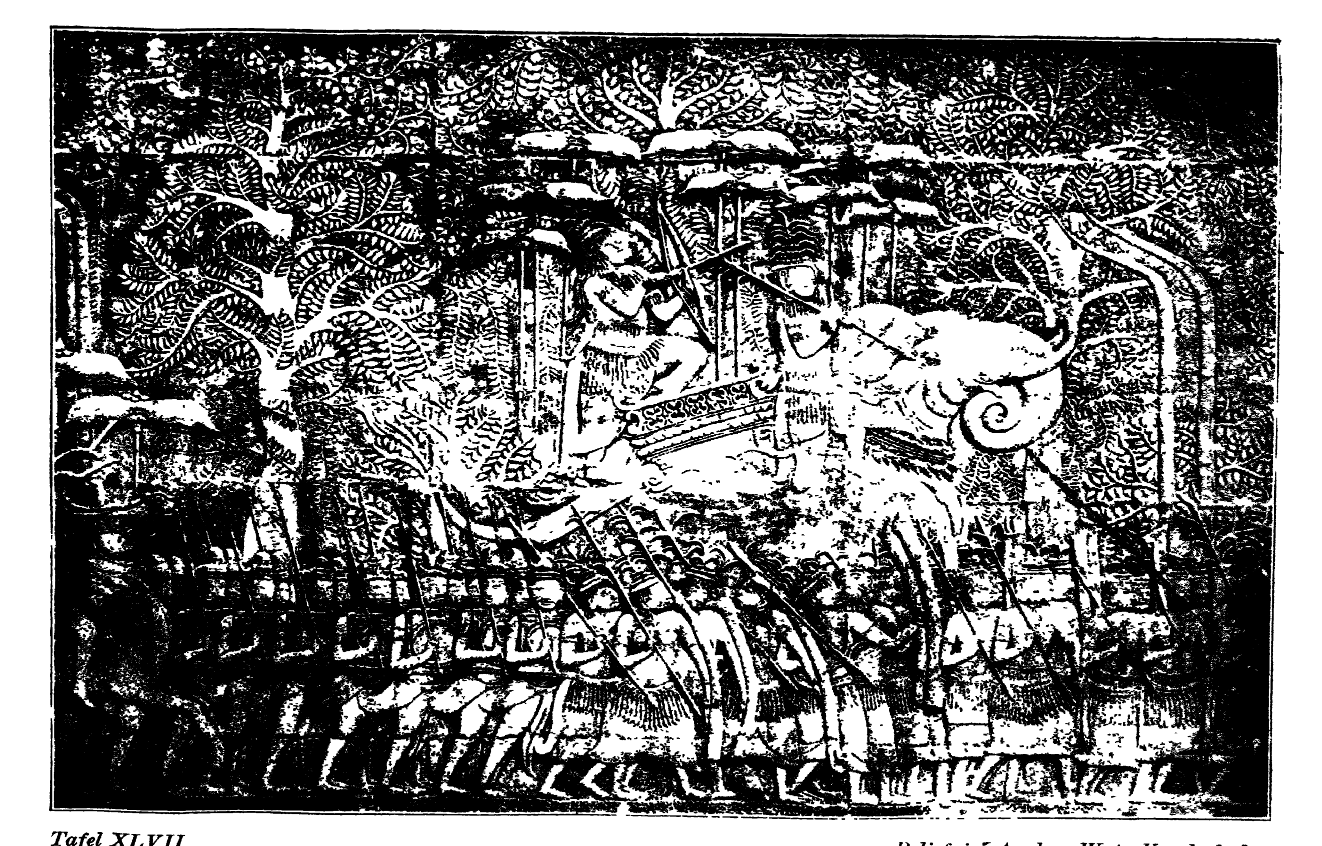
jedoch verfehlt, alle jene alten Kulturreste und alle Übereinstimmungen mit den Kulturen Neuguineas und Melanesiens ausnahmslos auf Rechnung des papuanischen Rassenbestandteiles der ostindonesischen Völker zu setzen. Man darf nicht vergessen, daß sich gerade hier, in den festlandfernsten Gebieten Indonesiens, Kultureigentümlichkeiten der älteren malaiopolynesischen Einwandererwellen erhalten haben, die anderwärts verschwunden sind, und daß andererseits gerade die Inselwelt des östlichen Indonesien (neben den Philippinen und vielleicht auch neben Nordcelebes) den Ausgangspunkt der polynesischen Völker- und Kulturwanderungen gebildet hat, worauf sicher auch viele nähere Übereinstimmungen zwischen den Kulturen Ostindonesiens und Melanesiens zurückzuführen sind.

Als recht altertümlich erscheint vor allem schon die Form des Pflanzenbaus im östlichen Indonesien, das starke Zurücktreten der Körnerfrüchte, besonders des Reisbaus, die wichtige Rolle, die dem Sago zukommt, und die geringe Entwicklung der Viehzucht, besonders der Rinderzucht (auf den Molukken, wo überhaupt vorhanden, von den Europäern eingeführt, dagegen auf der südlichen Inselkette, wenigstens in deren westlichem Teil bis etwa zur Insel Wetar und vielleicht noch darüber hinaus alteinheimisch, vgl. auch S. 803 ff. und 946/48). Ebenso charakteristisch ist die geringe Entwicklung und Jugend, ja in manchen Teilen sogar das völlige Fehlen der Schmiedekunst in Verbindung mit der starken Verbreitung hölzerner, bambusener, knöcherner und in geringem Maß auch noch steinerner Werkzeuge und Waffen (vgl. S. 804, 863 und 868). Als uralte Kulturreste erscheinen die ebenerdige Rundhütte des westlichen Timor (S. 817 und Abb. 496) und vor allem der australischen Formen so nahestehende Parierschild von Alor (S. 879 und Abb. 546). Man vergleiche auch, was auf den Seiten 811, 822, 857, 867/68, 879, 881. 882/83, 885, 894, 901, 916. 918 über Drachenfischerei, Hausformen, Brandnarbentatauierung, Keulen, Schild- und Panzerformen, Plankenboote, Totemismus und Verbotszeichen im östlichen Indonesien, sowie über den an melanesische Bräuche erinnernden Kakihanbund auf Ceram gesagt wurde. In mancher Beziehung, z. B. in Haus- und Schildformen (vgl. S. 822 und 879), machen sich ostindonesische Kultureigentümlichkeiten stellenweise schon auf Celebes bemerkbar, doch ist dabei nicht zu vergessen, daß die Ostküste von Celebes auch in späterer Zeit, etwa seit dem fünfzehnten Jahrhundert, infolge ihrer politischen Abhängigkeit von Ternate Kultureinflüssen von den Molukken her ausgesetzt war. Auch in bezug auf Religion und Mythologie unterscheidet sich der Osten (Molukken, Kei-, Aru-, Südwest- und Südostinseln) recht deutlich vom übrigen Indonesien, insbesondere durch die Verehrung des die Erde befruchtenden Sonnengottes (häufig als „Herr Sonne“ bezeichnet), nach P. W. Schmidt ein Erbteil des papuanischen Bevölkerungsbestandteils. Allerdings machen sich in den äußeren Formen dieses Kults, besonders in dem auf den Südwestinseln verbreiteten sogenannten Purkakult, stellenweise auch höhere Kultureinflüsse, letzten Endes wohl indischen Ursprungs, geltend (goldene Priesterabzeichen usw.). Überhaupt war ja gerade das östliche Indonesien mit seinen kleinen und leicht durchdringbaren Inseln und seinem regen Gewürzhandel schon von alters her mannigfachen fremden Einflüssen ausgesetzt, in geringem Maße schon indischen, stärker islamischen und seit dem sechzehnten Jahrhundert spanischen, portugiesischen und holländischen.

Gerade diese Verbindung sehr altertümlicher und sehr junger Elemente ist für viele Inseln Ostindonesiens, besonders aber für die Molukken charakteristisch, während sich nähere Beziehungen zu den älteren, auf Getreidehackbau sich gründenden Kulturschichten des westlichen und nördlichen Indonesien und der hinterindisch-assamesischen Bergländer stärker auf der südlichen Inselkette Ostindonesiens geltend machen (vgl. S. 851 und 948). Allerdings ist daneben nicht zu vergessen, daß gewisse Kulturmerkmale sich, soweit nicht durch spätere Entwicklungen und fremde Einflüsse verdrängt, fast lückenlos über das ganze südostasiatische Gebiet erstrecken, also auch dem östlichen Indonesien in seiner Gesamtheit mit den übrigen Teilen Südostasiens gemeinsam sind. Zahlreiche Beispiele hiefür sind in den vorhergehenden Seiten angeführt worden. Hier sei nur etwa auf die Verbreitung der Kopfjagd, der Tabueinrichtungen, der Rindenstoffe und des Durchziehschurzes für Männer hingewiesen.

Auch auf den Großen und Kleinen Sundainseln, auf Nias, den Philippinen, Formosa und dem südostasiatischen Festland fehlen nicht allerhand ältere Kulturreste, wenn sie auch zerstreuter auftreten als im Osten. Den bestimmenden Charakter erhalten jedoch die mittleren Kulturen dieser Gebiete durch einige jüngere Errungenschaften, wie Weberei, Eisentechnik, Blasrohr (nur in Indonesien), besonders aber, einzelne Gegenden auf Borneo und Celebes mit vorwiegendem Sagogenuß ausgenommen, durch den Getreidehackbau, in erster Linie den Reisbau auf Waldrodungen. Doch sei ausdrücklich bemerkt, daß es zum mindesten sehr zweifelhaft ist, ob alle diese Dinge einer im geschichtlichen Sinn einheitlichen Kulturschicht angehören.

In typischer Form findet man die hier in Betracht kommenden Kulturen gegenwärtig insbesondere noch auf Nias, in den Batakländern Sumatras (stark mit indischen Kulturelementen gemischt), auf Borneo mit Ausnahme der von Malaien, Javanen und Bugi besiedelten Küstenstrecken, im zentralen und östlichen Celebes, in der Landschaft Minahassa in Nordcelebes (soweit nicht im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts durch europäisch-christliche Einflüsse zum Verschwinden gebracht), im östlichen Mindanao (stark von den mohammedanischen Moros beeinflußt), im Inneren Nordluzons und in der östlichen Hälfte Formosas. Weniger typisch und stärker mit Hochkulturelementen durchsetzt, nehmen sie noch einige Teile Sumatras ein und bilden, wie schon erwähnt, schließlich auch die Grundlage, auf der sich die höheren Kulturen der Javanen, Bugi, Makassaren, Malaien, Atscheher usw. aufbauen. Auf dem südostasiatischen Festland bilden vor allem die Bergländer des Westens und des Ostens noch Sitze typischer Hackbaukulturen. Am reinsten erhalten haben sich diese bei den Nagastämmen Assams und Westbirmas, denen die meisten Kuki-Tschin-Stämme, die Garo und die (einigermaßen tibetisch beeinflußten) Nordassamstämme darin nahe kommen, während die Kulturen der Mikir, der Bodovölker (außer den Garo) und der Khasi und Sinteng durch indische und vielleicht auch andere Hochkultureinflüsse starke Veränderungen erlitten haben. Im mittleren Hinterindien bildet das



Tafel XLVII — *Relief in Angkor-Wat, Kambodscha*

Vorbeimarsch der Vasallen und des Heeres vor dem König. Sandsteinrelief des elften oder zwölften Jahrhunderts.



Tafel XLVIII *Buddhistische Kultbauten in Birma*

Buddhistische Kultbauten auf der Terrasse der Schwe Dagon Payâ („Goldene Dagon-Pagode") zu Rangun, Birma. Links unmittelbar am Fuße der auf dem Bild nicht sichtbaren Pagode, einer gewaltigen Stupa, Figuren zweier Elefanten, eines Löwen und eines Manotthiba (sphinxartige Wesen mit zwei Löwenleibern und einem Menschenkopf). Im Hintergrund einige Tazaungs (Buddhabilder enthaltende Hallen) mit mehrfach übereinandergetürmten und vergoldeten Dächern, sowie zwei Zedis (Stupas). Davor eherne Glocken ohne Klöppel, deren Außenwand man beim Gebet mit einer Hirschstange anschlagt, und drei Tagundaings, Fahnenstangen, von denen mit Gebeten beschriebene Wimpel wehen. Ihre Sockel stellen den mythischen Berg Meru mit den ihn bewohnenden Geistern vor.

Gebiet der sogenannten Wilden Wa zwischen dem Salwin und der birmanisch-chinesischen Grenze eine kleine Insel älterer Kultur (Kopfjagd, Signaltrommel, Durchziehschurz). Im Osten weisen die austroasiatischen Wald- und Bergstämme („Moi“, „Kha“) im großen und ganzen noch recht typisch die Züge der Hackbaukulturen auf, wenn diese auch hier nirgends mehr so rein zutage treten wie etwa bei den Naga und Wa. Bezeichnend für die mannigfachen Hochkultureinflüsse, die alle Moistämme erfahren haben, ist z. B. der reichlichere Silberschmuck, der häufige Besitz von Elefanten und Pferden sowie das vollkommene Fehlen der Kopfjagd, die überall durch die in großem Umfang betriebenen Sklavenjagden ersetzt ist. Noch weniger rein sind die „mittleren Kulturen“ bei den Karen und Katschin Birmas zu erkennen, die alle mehr oder weniger durch Birmanen und Schan beeinflußt worden sind. Die Bergstämme der mittleren und nordöstlichen Hochländer Hinterindiens endlich haben mit Ausnahme der Wilden Wa entweder, soweit sie alteinheimisch sind (Palaung, Riang, Lawa usw.), durch den Einfluß der Schan und Lao eine bedeutende Kulturveränderung erfahren, oder aber waren, soweit sie in neuerer Zeit als Einwanderer kamen (Lolostämme, Yao, Miao), schon vorher in ihrer südchinesischen Heimat durch die jahrtausendlange Berührung mit den Chinesen stark umgewandelt worden und haben selbst zur Verbreitung chinesischer und anderer fremder Kultureigentümlichkeiten nördlicher Herkunft in Hinterindien wesentlich beigetragen. Daß auch den Hochkulturen des südostasiatischen Festlandes, seien sie nun mehr indisch oder mehr chinesisch gefärbt, jene alten, hier unter dem Namen „mittlere Kulturen“ zusammengefaßten Hackbaukulturen zugrunde liegen, braucht wohl kaum eigens erwähnt zu werden.

Innerhalb der einzelnen Inseln und Festlandsgebiete haben sich mit der Zeit gewisse Merkmale herausgebildet, die etwa Borneo, Celebes, Luzon, Formosa, Assam usw. als Kulturbezirke für sich erscheinen lassen; ja in vielen Beziehungen muß man sogar Indonesien einerseits und das festländische Südostasien anderseits als größere Kultureinheiten betrachten (ganz bezeichnende Unterschiede z. B. in der Ornamentik). Betrachtet man jedoch die Dinge aus der Nähe, so sieht man überall unter der gerade für das betreffende Gebiet charakteristischen gemeinsamen Deckschicht die größte Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit, durch die oft unmittelbar benachbarte und nächstverwandte Stämme getrennt und einander räumlich sowohl als ihren Sprachen nach fernstehende verbunden werden. Sogar auf räumlich ganz beschränktem Gebiet findet man derartige Unterschiede, auf Nias z. B. zwischen dem nördlichen und dem südlichen Teil der Insel. Bemerkt sei, daß eine Übereinstimmung zwischen der Verbreitung von Vaterrecht und Mutterrecht und derjenigen anderer Kulturbesitztümer im Sinne der Kulturkreislehre (vgl. Bd. I, S. 49/50) wenigstens gegenwärtig in keiner Weise mehr erkennbar ist. — Aussichtsreicher als die Aufstellung von Kulturkreisen durch bloßes Nebeneinanderreihen ganz verschiedenartiger, nur ihrer geographischen Verbreitung nach mehr oder weniger übereinstimmender Kulturmerkmale — ein Verfahren, das zwar gewiß nicht unberechtigt ist, aber doch leicht zu Täuschungen und Irrtümern Anlaß geben kann — aussichtsreicher dürfte es sein, zunächst einmal der Verbreitung und Geschichte gewisser organisch zusammenhängender Gruppen von Kulturmerkmalen nachzugehen. Eine derartige, sehr scharf umrissene Gruppe

gründet sich z. B. auf den Reisbau in Waldrodungen. Es gehören ihr sowohl Merkmale der materiellen Kultur an (Technik des Anbaus, Pflanzstöcke, Erntemesser und sonstige Werkzeuge, Vogelscheuchen, Reismörser, Reisbier usw., vgl. S. 806 ff. und 814) als auch bestimmte Mythen, Kultformen (vgl. S. 910/11 und 914) und Rechtsbräuche. Besonders dort, wo der Reisbau in verhältnismäßig junger Zeit in Gebiete des älteren Hackbaus (vgl. S. 803) eingedrungen ist, wie im östlichen Indonesien, werden auch die mündlichen Überlieferungen noch manche Anhaltspunkte über seine erste Einführung sowie über die dadurch bewirkten Kulturänderungen bieten. — Den Kern einer anderen derartigen Gruppe von Kulturmerkmalen scheint die Rinderzucht zu bilden (vgl. hiezu auch S. 808—810). Von der nur ausnahmsweise üblichen Milchverwertung allerdings kann man ebenso wie von der gelegentlichen Verwendung der Rinder als Arbeitstiere ohne weiteres absehen, da es sich dabei durchwegs um das Ergebnis jüngerer Kultureinwirkungen handelt. Ursprünglich ist das Rind (im weitesten Sinn, auch Büffel, Gayal und Yak mit inbegriffen) in Südostasien bloß Opfertier, dessen Fleisch man nur bei festlichen Gelegenheiten verzehrt, und daneben Vermögensanlage, ja, ähnlich wie in so vielen anderen Gegenden, zum Teil geradezu Wertmesser (vgl. S. 810 und 906/7). Auf dem Festland spielt das Rinderopfer besonders bei den tibetobirmanischen Bergstämmen des Westens und bei den austroasiatischen des mittleren und östlichen Hinterindien eine große Rolle, also gerade bei jenen Völkern, die als Träger alter, bodenständiger Hackbaukulturen erscheinen. Über seine Verbreitung in Indonesien läßt sich nicht viel Sicheres sagen. Es kommt unter anderem bei den Batak auf Sumatra, stellenweise auf Luzon, bei den Olo-Ngadschu auf Borneo, in Zentralcelebes und auf einigen der Kleinen Sundainseln, insbesondere auf Flores vor. Die häufigsten Arten der Tötung des Opferrindes sind das Erstechen mit Lanzen (z. B. bei den Batak und bei den Toradscha im engeren Sinne) oder das langsame Instückehauen (vielfach bei den Kuki-Tschin-, Naga- und Nordassamstämmen, bei den Bahnar im östlichen Hinterindien, bei den Toleboni in Zentralcelebes und bei den Nageh auf Flores). Der Schädel wird entweder am Hause des Opfernden (Abb. 500) oder aber an der Opferstelle selbst (bei Totenopfern natürlich am Grabe), beziehungsweise an einem der Opferdenkmäler aufgehängt (Abb. 563). Zu letzteren gehören ihrer Bedeutung nach wenigstens zum Teil auch die oben besprochenen Menhirs, da ja das Rinderopfer eine der wichtigsten Riten sowohl des Totenopfers wie auch der Weihe- und Fruchtbarkeitsfeste bildet (vgl. S. 902 und 929/30). Auf Celebes dienen sie sogar vielfach als Opferpfosten, an die die zu schlachtenden Rinder festgebunden werden. Noch charakteristischer sind die bei vielen Bergstämmen Assams und Birmas (Garo, Naga, Kuki-Tschin, Katschin, Wa) als Fest- und Opferdenkmäler dienenden Yförmigen hölzernen Pfosten. Ursprünglich dienten auch sie als Opferpfosten zum Anbinden der Rinder, und bei den Garo und einigen Naga- und Kukistämmen ist dies (wie übrigens auch im südlichen Vorderindien) noch jetzt der Fall. Meist aber werden sie nur mehr als bloße Denkmäler, je eines für jedes geopferte Rind, errichtet (Abb. 565). Die zu höherer Kultur aufgestiegenen Katschari haben sie in ihrer alten, im Jahre 1536 zerstörten Hauptstadt Dimapur sogar in Stein, in Form mächtiger Monolithen nachgebildet. Ob die Yförmigen Wächterfiguren und bei Krankheiten verwendeten Idole der

Niasser (Taf. XLVI, Fig. 12) desselben Ursprungs sind, läßt sich vorläufig nicht sagen, ist aber bei den mannigfachen Kulturübereinstimmungen, die gerade zwischen Nias und den assamesisch-westbirmanischen Bergländern bestehen, nicht unwahrscheinlich. Weiter östlich tauchen Yförmige Opferpfosten für Rinderopfer auf Flores auf, ja lassen sich vielleicht in Gestalt verschiedener Denk-



Abb. 577. Dorftor der Angamiortschaft Kohima, Assam. Die Schnitzereien am oberen Teil der Torplanken stellen Gayalköpfe und Krieger mit Lanzen und mit Kopfschmuck aus den Schwanzfedern des Nashornvogels vor, die Halbkugeln des mittleren Frieses Frauenbrüste (Reichtumssymbol). Unten Gayalfiguren in Flachrelief
(Nach J. H. Hutton, The Angami Nagas)

mäler und nicht mehr verstandener Symbole sogar bis nach Melanesien verfolgen. Die große Bedeutung, die dem Besitz von Rindern und vor allem dem Rinderopfer und den Hörnern als religiösem oder magischem Symbol (häufig als Reichtumssymbol) bei so vielen südostasiatischen Völkern zugemessen wird (vgl. auch S. 907 über das Schädelgeld der Mischmi), ist vielleicht aus irgendwelchen noch wenig geklärten Beziehungen zu einem alten Mondkult und be-

sonders auch aus solchen zum Jenseitsglauben zu erklären (vgl. S. 922). *Dazu kommt noch die den Hörnern zugeschriebene geisterabwehrende Wirkung. Eine Folgeerscheinung ist die häufige bildnerische Darstellung von Rindern oder vielmehr Rinderköpfen (meist Gayal oder Büffel) in Relief oder Vollplastik an* Häusern (Abb. 501 und 563). Dorftoren (Abb. 577), Denkmälern (Abb. 571), Signaltrommeln (S. 888), Särgen (S. 924) usw. Auch gewisse Beziehungen zur Kopfjagd scheinen zu bestehen (z. B. Verzierung der Schädel mit Hörnern bei einigen Nagastämmen, vgl. S. 933). In denselben Kulturzusammenhang gehören möglicherweise auch der Hörnerschmuck der Krieger (S. 852, Taf. XLI und Abb. 528) und die sogenannten Haushörner, Giebelverzierungen, wie sie bei zahlreichen Bergstämmen des Festlandes (Naga, Palaung, Wa usw.) als Abzeichen für die Häuser von Häuptlingen oder Festgebern üblich sind, aber auch in vielen Gegenden Indonesiens (z. B. bei den Batak, bei vielen Stämmen von Zentralcelebes, auf Timorlaut usw.) vorkommen, sei es in phantastischen Formen wie bei den Naga (Abb. 563), sei es als naturgetreue Nachahmung von Büffelhörnern wie, neben der häufigeren Darstellung ganzer Büffelköpfe, bei den Batak (Abb. 500, vgl. auch S. 824 und 902). Aus all dem läßt sich entnehmen, daß sich ein Kulturstrom, bei dem das Rind (Gayal und Büffel inbegriffen) als Vermögensobjekt und vor allem als Opfertier große Bedeutung hatte, wahrscheinlich schon in vorhinduischer Zeit von Assam und Hinterindien aus über viele Teile Indonesiens ergoß, und zwar vermutlich in zwei Armen, von denen der eine über Luzon unter flüchtiger Berührung des nördlichen Borneo nach Südostborneo (Baritoflußgebiet) und Celebes ging, während der andere, infolge der hinduischen und später islamischen Überlagerung nur mehr in Resten nachweisbare, über Sumatra (Batak, vielleicht mit einer Abzweigung nach Nias) und wohl auch über Java und die Kleinen Sundainseln (Flores) mindestens bis auf die Südwestinseln vorgedrungen sein dürfte, ja gewisse ursprünglich wahrscheinlich dem Rinderopfer entlehnte Symbole in seinen Ausläufern weit über das Verbreitungsgebiet der Rinder selbst hinaus getragen zu haben scheint. — Ähnliche organische Kulturkomplexe, wie sie hier für Reisbau und Rinderzucht aufgezeigt wurden, werden sich wahrscheinlich noch mehr nachweisen lassen, wodurch Aussicht vorhanden ist, mit der Zeit zur Aufstellung besser gesicherter Kulturkreise zu gelangen, als dies durch die bloße Aneinanderreihung ihrem Wesen nach nicht notwendig zusammengehöriger Kulturmerkmale möglich ist, obwohl letztere daneben nie ganz zu entbehren sein wird. Auch sei zum Schlusse nochmals ausdrücklich betont, daß mit den vorhergehenden Ausführungen keineswegs etwa eine Ablehnung der kulturhistorischen Methode überhaupt und der Kulturkreisforschung für Südostasien ausgesprochen sein soll, sondern nur der Wunsch nach ihrer weiteren Ausgestaltung und Vertiefung.

4. Fremde Kultureinflüsse. Die Hochkulturen

Vereinzelte, dem Gebiet des alten Ägypten und Vorderasien entstammende Kulturerrungenschaften haben zweifellos schon in ferner vorgeschichtlicher Zeit, von Volk zu Volk weiter verbreitet oder auf Wanderungen mitgetragen, auch das südöstliche Asien

erreicht und dort Fuß gefaßt. Fraglich ist es dagegen, ob je eine unmittelbare Beeinflussung Südostasiens durch jene alten Kulturvölker stattgefunden hat.

Die neuesten, diese Frage betreffenden Werke einiger englischer Forscher waren bei der Abfassung des vorliegenden Abschnittes leider nicht zugänglich. So läßt sich ein Urteil über die darin behaupteten alten Kulturbeziehungen zwischen Ägypten-Vorderasien einer-, Südostasien anderseits hier nicht abgeben. Unmöglich sind solche Beziehungen gewiß nicht, wenn auch vorläufig noch bedeutende chronologische Schwierigkeiten dagegen sprechen. Übrigens lassen sich die unleugbar vorhandenen Übereinstimmungen zwischen Südostasien und dem alten Orient auch auf andere Weise als durch unmittelbare Übertragung erklären. Der Kulturbesitz Vorderindiens entstammt, wie A. Haberlandt an anderer Stelle ausgeführt hat (S. 487), zum großen Teil dem vorderasiatisch-mittelländischen Kulturkreis. Vieles nun, was davon schon in alter Zeit durch indische Kolonisten nach Südostasien verpflanzt wurde, hat sich dort erhalten, während es in Vorderindien wieder verschwunden ist. Als Beispiel sei die birmanische Bogenharfe genannt (Abb. 578), heute das einzige Instrument ihrer Art im ganzen südlichen und östlichen Asien und nach C. Sachs fast sicher verwandt mit der Harfe des alten Ägypten und Syrien. Da sie jedoch durch altbuddhistische Bildwerke der ersten nachchristlichen Jahrhunderte auch für Vorderindien belegt ist, wäre die Annahme einer unmittelbaren Übertragung etwa aus Ägypten nach Birma ganz unnötig und gewiß auch unrichtig.

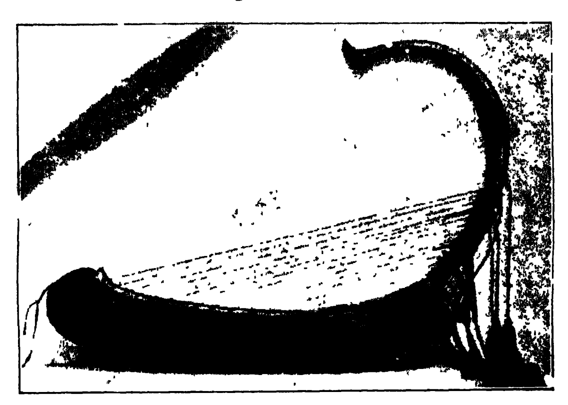


Abb. 578. Birmanische Harfe
(Museum für Völkerkunde, München)

Indische Kaufleute und Abenteurer, buddhistische und brahmanische Missionare mögen sich vereinzelt schon in vorchristlicher Zeit im südöstlichen Asien niedergelassen haben. Greifbar wird uns diese indische Kolonisation erst in der Zeit um oder kurz nach Christi Geburt.

Sie muß damals gleich mit großer Kraft eingesetzt und in rascher Folge die meisten Küsten- und einige Inlandsgebiete Hinterindiens und des westlichen Indonesien in ihren Bereich gezogen haben und bewirkte überall die Gründung gefestigter Staaten mit indischer Gesittung und Religion. Vielleicht noch in vorchristliche Zeit fällt die Niederlassung unter den Mon der Irrawaddy-, Sittang- und Salwinmündungen. Spätestens im ersten nachchristlichen Jahrhundert entstand

am unteren Mekong das Reich Funan. Nach einer Zeit großer Macht erlag es im sechsten Jahrhundert einem seiner Vasallenfürstentümer, Kambodscha, das nun im Lauf der nächsten sieben Jahrhunderte die Hindukultur des festländischen Hinderindien zur höchsten Blüte brachte. Dem ersten nachchristlichen Jahrhundert entstammten wahrscheinlich auch die Hindukolonien im Nordteil der Malaiischen Halbinsel (Tenasserim, Ligor usw.). Im zweiten Jahrhundert entstand unter Kämpfen gegen China, wahrscheinlich durch Verschmelzung einiger älterer Hindufürstentümer das Reich Tschampa, das den größten Teil des jetzigen Annam umfaßte (vgl. S. 725). Hier hat man die älteste bisher aus Hinterindien bekannte Inschrift gefunden. Sie ist in Sanskrit abgefaßt, zwar nicht datiert, dem Charakter der Schrift nach aber dem dritten Jahrhundert angehörig. Auch auf Sumatra und Java dürfte die indische Kolonisation schon im ersten Jahrhundert eingesetzt haben. Besonders wichtig wurde später auf Sumatra das Reich Çrivijaya, dessen Mittelpunkt in der Gegend des jetzigen Palembang lag und dessen Machtbereich sich im achten Jahrhundert auf der einen Seite bis zum Norden der Malaiischen Halbinsel, ja vielleicht sogar bis nach Siam und Kambodscha, auf der anderen bis nach Mitteljava erstreckte. Auf Java scheinen schon zur Zeit des Ptolemäus (zweites Jahrhundert n. Chr.) Hindukolonien bestanden zu haben. Aus Inschriften des vierten und fünften Jahrhunderts bekannt ist ein indisches Reich in Westjava. Etwa seit dem sechsten Jahrhundert tauchen in Mitteljava verschiedene Hindureiche auf, die zunächst nur durch chinesische Berichte, später, seit dem achten Jahrhundert, auch durch datierte Inschriften in Sanskrit und Kawi (Altjavanisch) bezeugt werden. Hier erreichte die aus Indien eingeführte Kultur bald eine hohe Blüte, verschwand aber plötzlich im zehnten Jahrhundert, vielleicht infolge Verwüstung der Gegend durch vulkanische Ausbrüche. Gleichzeitig verschob sich der Schwerpunkt der indojavanischen Kultur nach dem östlichen Java, wo schon vorher, seit dem achten Jahrhundert, ein Hindureich durch Inschriften nachweisbar ist. Von den verschiedenen, teils nach-, teils nebeneinander blühenden Staaten Ostjavas haben einige bedeutende politische Macht erlangt. Verschiedentlich erfolgten Eroberungszüge über See, besonders nach Sumatra und Bali. So wurde im dreizehnten Jahrhundert auf Sumatra ein Vasallenstaat gegründet, aus dem später das Reich Minangkabau hervorging. Im Jahre 1294 endlich entstand in Ostjava nach mehrjährigen Wirren und nach dem Rückzug der chinesischen Armee Kublai Chans (vgl. S. 964) das Reich Madjapahit, das zur Zeit seiner höchsten Blüte in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts Ost- und Mitteljava, die Küstengebiete so ziemlich aller Inseln Indonesiens bis zum westlichen Neuguinea und bis zu den Suluinseln, sowie die Malaiische Halbinsel umfaßte. Damals erfolgte wohl die Zerstörung Singapurs, die von den malaiischen Chroniken fälschlich schon ins dreizehnte Jahrhundert versetzt wird (vgl. S. 708). Im sechzehnten Jahrhundert erlagen die Hindureiche Javas, darunter das bereits stark geschwächte und seiner Außenbesitzungen beraubte Madjapahit, dem Islam. Viele Javanen, die ihre alte Religion nicht aufgeben wollten, wanderten damals nach Bali aus, das mindestens schon seit dem zehnten Jahrhundert zum Teil hinduisiert war. Auch auf Lombok und Sumbawa bestanden in alter Zeit Hindureiche. Vor allem aber blühte ein solches, wie aus mehreren Inschriften hervorgeht, bereits um das Jahr 400 n. Chr. an der Ostküste Borneos, im Gebiet des

jetzigen Sultanats Kutei. Auch in anderen Küstengegenden Borneos gelangte, größtenteils wohl durch Besiedelung von Java her, das Hindutum zur Herrschaft, ja es scheint, wie verschiedene archäologische Funde zeigen, seinen Einfluß stellenweise bis tief ins Innere der Insel ausgedehnt zu haben. Inwieweit auf Celebes und den Inseln des Ostens indische Kolonien bestanden, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, doch haben sich, spätestens zur Zeit des Reiches von Madjapahit, indojavanische Kulturelemente weit über die Grenzen der eigentlichen Kulturvölker hinaus bis in den äußersten Osten und nordwärts bis ins mittlere Luzon verbreitet, was sich in dem Vorhandensein von Sanskritworten, von mythologischen Vorstellungen indischer Herkunft, von gewissen Schmuck- und Waffenformen äußert. Besonders verbreitet sind z. B. Götternamen, die von dem Sanskritnamen Bhattara Guru — der göttliche Lehrer, eine Bezeichnung für Çiva — abgeleitet sind (Batara Guru bei den Batak, Mahatara bei einigen Dayakstämmen, Bathala bei den Tagalog). Auch sei hier darauf verwiesen, was oben über die Religion und Mythologie der Senoi und Semang (S. 786) und der Primitivstämme überhaupt (S. 795), über die Schriften der Batak und der Philippinenvölker (S. 793, 907), über Hausbau (S. 816/17), Baumwollverarbeitung (S. 842/43), Gold- und Silberschmuck (S. 845), Ausschmücken der Zähne durch Einlagen (S. 854/55), Schwertgriffe (S. 872), Saiteninstrumente (S. 892), Priesterhäuptlinge (S. 903/04), Leichenverbrennung (S. 924/25), Ornamentik (S. 930, 938), Plastik (935) und Religion (S. 943) gesagt wurde.

An der Kolonisierung Hinterindiens und Indonesiens haben, wie schon anderwärts erwähnt (S. 750), Auswanderer aus verschiedenen Teilen Indiens, auch aus seinen westlichen und nördlichen Gegenden, teilgenommen. Der Hauptstrom kam jedoch von der Ostküste des Dekkan. So scheinen z. B. die Gründer der Hindureiche in Westjava, Ostborneo und dem östlichen Hinterindien (Funan, Kambodscha, Tschampa) aus dem alten Reich der Pallavakönige hergekommen zu sein, dessen Mittelpunkt in der Gegend des heutigen Madras lag. Wie lange der unmittelbare Zufluß indischer Kolonisten gedauert, oder vielmehr wie oft er sich in größerem Umfang wiederholt hat, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Ostjava hat noch im dreizehnten Jahrhundert eine neue Einwandererwelle aufgenommen. Im übrigen ging die weitere Verbreitung indischen Blutes und indischer Kultur der Hauptsache nach von den älteren Niederlassungen selbst aus, in denen sich aus indischen und den der Menge nach überwiegenden einheimischen Rassenbestandteilen naturgemäß bald eine Mischbevölkerung mit einer Mischkultur herausgebildet hatte. Im wesentlichen scheint die Einwanderung der Inder auch in Hinterindien zur See erfolgt zu sein. Nur die Gründer des alten birmanischen Reiches von Tagaung am oberen Irrawaddy (S. 730) sind vielleicht zu Land aus dem nördlichen Vorderindien gekommen.

Wahrscheinlich haben schon die frühesten indischen Einwanderer aus ihrer Heimat sowohl den Buddhismus als den Hinduismus mitgebracht.

Schon zur Zeit des Königs Açoka von Magadha (drittes Jahrhundert v. Chr.) scheinen buddhistische Missionsversuche in Hinterindien, wahrscheinlich in der Gegend von Pegu, unternommen worden zu sein. Seit dem vierten oder fünften

nachchristlichen Jahrhundert scheint der Buddhismus in seiner nördlichen Form (Mahayana) starken Anhang auf der Malaiischen Halbinsel und auf Sumatra gehabt zu haben, wo insbesondere die Könige von Çrivijaya für seine Ausbreitung sorgten. Dagegen gab es auf Java anfangs des fünften Jahrhunderts nur erst wenige Buddhisten neben zahlreichen Brahmanen. Erst im achten Jahrhundert gelangte der Buddhismus in Mitteljava zu Bedeutung, wahrscheinlich auch hier unter dem Einfluß der Könige von Çrivijaya. Obwohl er gerade auf Java Werke von unvergleichlicher Schönheit hinterlassen hat (Borobudur, um 850 n. Chr. erbaut), ist er doch dort stets eine Religion der oberen Klassen und einzelner Könige und Fürsten geblieben und hat wohl kaum je sehr tief im Volke Wurzel gefaßt. So ist er denn auch dort noch viel gründlicher verschwunden als die Hindureligion, hat sich überhaupt von ganz Indonesien einzig auf Bali in geringen, sehr entarteten Resten bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt. Die eigentliche Volksreligion Javas und ebenso jene Funans, Kambodschas und Tschampas war die çivaitische Form des Hinduismus, während die Vishnuverehrung hier überall mehr die Privatreligion einzelner Könige war. Stärker verbreitet scheint sie in Birma gewesen zu sein. Daneben gab es in den Kulturländern Hinterindiens (Funan, Tschampa, Birma) mindestens seit dem fünften Jahrhundert auch buddhistische Gemeinden, die ebenso wie jene Indonesiens der Mahayanaschule angehörten. Nur in Pegu und im birmanischen Reich Prome am unteren Irrawaddy (vgl. S. 730) hat der Buddhismus der südlichen Schule (Hinayana) schon früh von Ceylon aus Eingang gefunden. In Prome ist er bereits fur das sechste Jahrhundert nachweisbar. — Meist haben in den Ländern Südostasiens Hinduismus und Buddhismus friedlich nebeneinander bestanden, so daß — eine im östlichen Asien häufige Erscheinung (vgl. S. 616 ff., 676 ff., 953/54) — viele sich zu beiden Religionen gleichzeitig bekannten und dieselben Könige beide gleichzeitig durch fromme Stiftungen förderten. So ist es nicht verwunderlich, daß beide Religionen einander stark beeinflußt haben, ja daß zwischen Çivaismus und mahayanistischem Buddhismus bisweilen sogar ausgesprochene Mischformen entstanden. Auf dem Festland allerdings blieb das Verhältnis nicht immer so ungetrübt, ja es kam seitens einzelner Könige gelegentlich sogar zu Buddhistenverfolgungen. Der Sieg blieb schließlich dem Buddhismus, und zwar in seiner südlichen Form, die von Pegu aus im elften Jahrhundert zunächst in Birma Eingang fand, sich dann zu den Schan, Siamesen und Lao verbreitete und schließlich im vierzehnten Jahrhundert auch in Kambodscha zur Herrschaft gelangte. Damit verschwand gleichzeitig auch das Sanskrit, die heilige Sprache des Hinduismus und des nördlichen Buddhismus, aus dem Gebrauch und wurde durch das Pali, die Kirchensprache der südlichen Buddhisten, ersetzt. — Während so der Hinduismus auf dem Rumpf Hinterindiens durch den Buddhismus verdrängt wurde, erlag er in Indonesien und auf der Malaiischen Halbinsel dem Islam. Nur auf Bali und in den von Baliern bewohnten Teilen Lomboks sowie in einigen Gegenden der siamesischen Provinz Ligor im Norden der Malaiischen Halbinsel hat er sich bis auf den heutigen Tag halbwegs rein erhalten. Daneben gibt es noch eine Reihe kleiner, zurückgedrängter Völkersplitter, bei denen die alte Hindureligion in entarteter, oft kaum mehr kenntlicher Form weiterlebt. Dazu gehören die Badui im westlichen, die

Tenggerer im östlichen Java, die Buda auf Lombok und ein Teil der Tscham im südlichen Annam. Bei den Tscham z. B. zeigt sich die brahmanische Herkunft der Priesterkaste noch in manchen Speiseverboten und vor allem in der vaterrechtlichen Familienfolge, während sonst Mutterrecht herrscht. Tote werden verbrannt, und auch sonst weist der Kult, ganz abgesehen von den zahlreichen dabei verwendeten Sanskritworten, noch viele Anklänge an indische Riten auf. Allein das Bewußtsein der Zugehörigkeit zur Hindureligion und des Zusammenhanges mit deren Bekennern in anderen Ländern ist völlig verlorengegangen, und man verehrt in den alten Hindutempeln aus der Glanzzeit des Reiches vor den Bildern Çivas und seiner Gattin, deren Namen und Bedeutung man vergessen hat, vergötterte, teils historische, teils rein mythische Könige und Königinnen des alten Tschampa. — Auch bei den heute buddhistischen und mohammedanischen Völkern Hinterindiens und Indonesiens hat der Hinduismus zahlreiche deutliche Spuren hinterlassen. Eine große Menge aus dem Sanskrit stammender Worte erinnert noch heute in Birma, in Siam, in Kambodscha und in Indonesien an seine einstige Herrschaft. Staatsordnung, Recht, Schrift, Literatur, Zeitrechnung und Astrologie, sie alle tragen in wechselndem Maß den Stempel ihrer Herkunft aus dem Hindutum an sich. Ja in Birma, Siam und Kambodscha haben sich bis heute kleine Reste der alten Brahmanenkaste erhalten, deren Angehörige verschiedene Vorrechte genießen und als Hofastrologen sowie als leitende Priester bei bestimmten öffentlichen Riten noch eine gewisse Rolle spielen.

Ganz andere Schicksale als im übrigen Südostasien hat die Hindureligion in Assam gehabt, wo sie noch heute an Ausbreitung ständig zunimmt.

Obwohl hier früh, wohl schon in vorchristlicher Zeit eingedrungen, ist sie doch bei weitem nicht so rasch von der ganzen Volksmasse angenommen worden wie etwa in Java oder Kambodscha. Sie blieb lange eine Religion der Könige und oberen Klassen. Ja, die einheimischen Dynastien selbst haben bisweilen durch Jahrhunderte Brahmanen an ihrem Hof gehalten und den Hindu-Göttern geopfert, ohne doch förmlich zur Hindureligion überzutreten oder ihrer alten Volksreligion zu entsagen. Da die schließlich doch hinduisierten Königshäuser dann öfters wieder von solchen verdrängt wurden, die es noch nicht waren, aber ihrerseits bald ebenfalls unter den Einfluß der Brahmanen gerieten, hat sich derselbe Vorgang im Lauf von anderthalb oder zwei Jahrtausenden mehrmals wiederholt. So führten die Könige der Ahom schon seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts neben ihrem einheimischen Namen einen indischen, errichteten im siebzehnten Jahrhundert Tempel für Çiva, ließen öffentliche Bauten durch Brahmanen einweihen und mischten sich sogar in die Streitigkeiten zwischen den indischen Sekten der Çaktas (Çaktiverehrer, vgl. s. S. 516) und Vaishnavas (Vishnuverehrer), nahmen aber erst im Jahr 1714 förmlich die Hindureligion an und ließen auch dann noch das alte Stammespriestertum neben dem Brahmanentum weiter bestehen. Die Könige von Manipur traten ebenfalls erst im achtzehnten Jahrhundert, die von Katschar im Jahr 1790 zum Hindutum über, nachdem sie schon durch Jahrhunderte an den Kulthandlungen der Brahmanen teilgenommen hatten. Es ist begreiflich,

daß zwei Religionen, die durch mehr als ein Jahrtausend nebeneinander bestehen und zum großen Teil von denselben Personen gleichzeitig bekannt und ausgeübt werden, mit der Zeit stark aufeinander einwirken müssen. So haben hier sowohl die einheimischen Volksreligionen der meisten Bodovölker, der Ahom und der Sinteng, viel vom Hindutum angenommen, als auch dieses von jenen. Auf die Rolle, die Assam in der Entwicklung der indischen Çaktiverehrung gespielt hat, wurde schon an anderer Stelle hingewiesen (S. 933/34). Hier befinden sich denn auch einige der wichtigsten Çaktiheiligtümer Indiens, darunter das hervorragendste überhaupt, der Tempel der Kamakhya bei Gauhati am Brahmaputra. Allerdings hat, obwohl diese Orte noch gegenwärtig durch Pilger aus vielen Gegenden Indiens aufgesucht werden, die Zahl der Çaktas im Lande selbst im Lauf der letzten Jahrhunderte infolge des Anwachsens des Vishnuismus stark abgenommen. — Wenn die Hinduisierung des Brahmaputratales außerordentlich lange gebraucht hat und auch heute nach zweitausendjähriger Dauer noch keineswegs beendet ist, so hat das Hindutum, begünstigt durch die unmittelbare Nachbarschaft Bengalens, doch um so fester Fuß gefaßt, und es ist nur eine Frage der Zeit, bis die bereits auf dem Wege der Hinduisierung begriffenen Metsch, Katschari, Rabha, Mikir usw aus selbständigen Völkern ebenso zu bloßen Hindukasten geworden sind, wie dies bei den Kotsch, den meisten Tschutiya und einigen anderen Zweigen der Bodo sowie bei den Ahom bereits jetzt der Fall ist (vgl. S. 742, 751).

Der südliche Buddhismus ist, wenn man von den Annamiten und Malaien absieht, gegenwärtig die Religion der großen Völker Hinterindiens.

Ihm gehören die Birmanen, Arakaner, Mon, Khmer, sämtliche Taivölker mit Ausnahme jener Tongkings und Annams an, ferner der größte Teil der Karen und zahlreiche kleinere Völker, wie die Palaung, Taungyo, viele Wa usw. Durch Bekehrung der Bergstämme breitet er sich immer weiter aus. Seine Hauptstütze sind die Mönchsklöster, die auch als Schulen dienen und von sämtlichen Knaben besucht werden. Eine Folge dieses allgemeinen Schulbesuches ist die für asiatische Verhältnisse große Zahl von des Lesens und Schreibens kundigen Männern. In einigen abgelegenen Gegenden erfüllen die Klöster und die von frommen Buddhisten gestifteten Rasthäuser die Aufgaben, die früher dem Männerhaus zukamen, dienen als Fremdenherbergen und ständige Unterkunft für die Junggesellen des Dorfes. Aber auch sonst ist es in Birma, in Siam und in etwas geringerem Maß in Kambodscha Sitte, daß jeder junge Mann, sei es noch als Knabe, sei es als erwachsener Jüngling, für kürzere oder längere Zeit als Novize in ein Kloster eintritt. Dieser Brauch hat insbesondere in Birma und Siam geradezu den Charakter eines Pubertätsritus angenommen. Übrigens kommen daneben verschiedentlich auch andere, nicht mit der buddhistischen Religion zusammenhängende Pubertäts- und Übergangsriten vor, so die Tatauierung der Knaben bei den Birmanen und bei den Schan der birmanischen Schanstaaten, die Durchbohrung der Ohrläppchen der Mädchen bei den Birmanen, das feierliche Abschneiden des Haarschopfes größerer Kinder beider Geschlechter bei Siamesen und Khmer (noch aus dem brahmanischen Rituell stammend) und die mehrere Tage bis mehrere Monate dauernde Absperrung der mannbaren

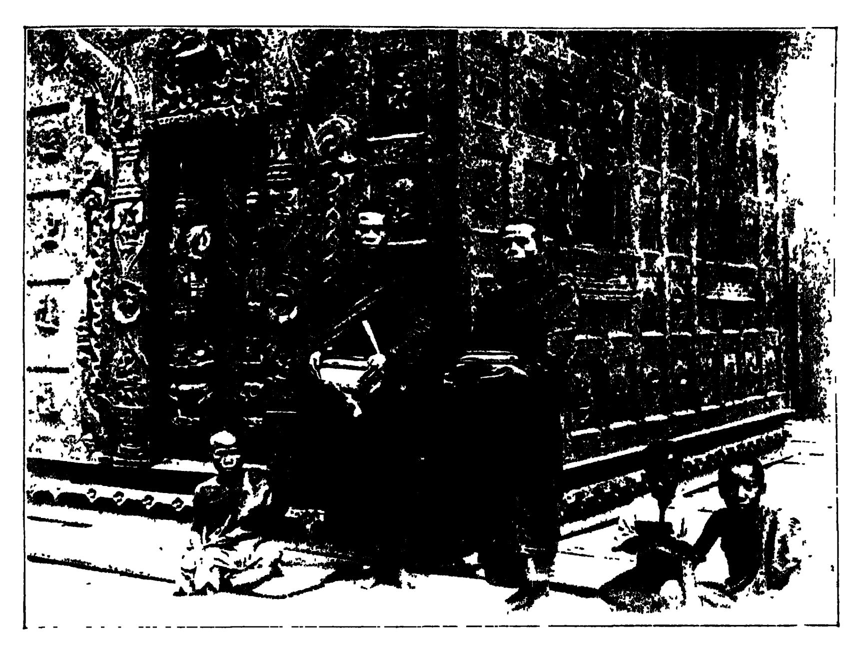


Abb. 579. Buddhistische Mönche mit Bettelschalen und Klosterschüler, darunter zwei Novizen, im „Goldenen Kloster der Königin“, Mandalay, Birma
(Phot L Scherman)

Mädchen in ihrem mit einem Vorhang verhüllten Bett bei den Khmer. — Neben dem Buddhismus ist überall der alte Geisterglaube lebendig geblieben, ja hat sich unter der Einwirkung verschiedenster fremder Einflüsse weiterentwickelt und zum Teil festere Formen angenommen. So spielt z. B. in Birma die Verehrung der „Nats“ (die Bezeichnung umfaßt Götter und Geister jeder Art, gute sowohl als böse) eine große Rolle. Die wichtigsten von ihnen werden als „die siebenunddreißig Nats“ zusammengefaßt, und ihr Kult bildet geradezu eine zweite Nationalreligion der Birmanen, mit Opfern, Festen und einer eigenen, meist weiblichen und stark schamanistisch gefärbten Priesterschaft. Zu diesen siebenunddreißig Nats gehören verschiedene brahmanische Gottheiten — so gilt Indra als ihr König —, ferner Gestalten der alten einheimischen Mythologie und die Geister mehrerer historischer Persönlichkeiten, so jener des schon genannten Königs Bureng Naung (S. 741). Zum Buddhismus hat man sie als Bewohner eines der niederen Götterhimmel des buddhistischen Weltgebäudes in lockere Beziehung gebracht.

Den indischen Kolonisten verdankt Südostasien vor allem die Einführung eines höheren Staatswesens.

Die Einrichtungen des Staates und des Hofes hängen oder hingen sowohl in den brahmanischen als in den buddhistischen Ländern aufs engste mit den kosmologischen Vorstellungen zusammen. Der Staat soll ein Abbild des Welt-



Abb. 580. Kronprinz von Kutei in Hoftracht, Ostborneo. Bemerkenswert die Entblößung des Oberkörpers (auch auf Java für die Hoftracht vorgeschrieben), Körper- und Gesichtsbemalung, Krone, die an das Abzeichen der obersten Hindukasten erinnernde Schnur, die in Nagaköpfe endigenden Oberarmreifen und eine auf der Brust getragene, goldene Vishnufigur, die im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts ausgegraben wurde und zu den Reichsinsignien gehört (Phot. L. van Ende)

gebäudes sein und nach denselben Regeln regiert werden wie dieses, andererseits aber auf magischem Wege auch wieder die Naturgeschehnisse beeinflussen und in geordneten Bahnen erhalten. So galt, um ein Beispiel anzuführen, in Birma der Königsthron als Mittelpunkt der Welt, der König besaß vier den Hauptrichtungen der Windrose entsprechende Hauptfrauen und vier den Nebenrichtungen entsprechende Nebenfrauen, und seine vier ersten Minister stellten die vier Lokapalas, die Hüter des indischen Weltgebäudes, vor. Ähnliche Einrichtungen scheinen schon in den ältesten Hindureichen Javas geherrscht zu haben. Nicht überall allerdings ist die Angleichung an die kosmologischen Vorstellungen gleich konsequent durchgeführt. — Der König besitzt despotische Macht. Man hält ihn für heilig und schreibt ihm häufig übernatürliche, magische Kräfte zu. In den alten Hindureichen, z. B. in Kambodscha, galt er als die Inkarnation einer Gottheit. Wie das kosmologische Grundprinzip und das Gottesgnadentum stammen auch die äußeren Formen des Hofes und des Staats- und Beamtenwesens aus Vorderindien, letzten Endes aber, wenigstens zum großen Teil, aus den despotischen Monarchien des alten Vorderasien. Es gehören dazu *unter anderem die Annahme eines Thronnamens* durch den König beim Regierungsantritt, bisweilen auch die Verleihung eines Kultnamens an den verstorbenen König, das Hofzeremoniell, besonders das Niederwerfen bei der Audienz, der Gebrauch einer besonderen Hofsprache und einer Hoftracht, die sich sogar an den mohammedanischen Fürstenhöfen Indonesiens, besonders auf Java und Borneo, bis heute vielfach noch in ihrer alten, aus der Hinduzeit stammenden Form erhalten hat (Abb. 580).

die Hoheits- und Würdeabzeichen, wie Sonnenschirm (Taf. XLVII), Krone (Abb. 580), bestimmte Waffen usw., der Palastdienst mit seinen Hofdamen, Pagen und Würdenträgern, das Halten von Harems, von Hofastrologen, von Musiker- und Tänzerinnentruppen, die Verkündigung der Tagesstunden oder der augenblicklichen Beschäftigung des Königs im Palast durch Trommel- oder Gongschläge, die feierliche Aufwartung und Eidesleistung der Großen und Vasallen am Neujahrstag, die Zuteilung der Provinzeinkünfte an Königinnen, Prinzen, Prinzessinnen und Würdenträger (die Betreffenden „essen“ die Provinz) und vieles andere. Charakteristisch für die größeren Staaten war überhaupt das Vasallen- und Lehenswesen, das ihnen im Lauf der Geschichte unzählige Male durch Empörung mächtiger Vasallen zum Verhängnis geworden ist, dem alten Funan im sechsten Jahrhundert ebenso wie dem Reich Madjapahit auf Java im fünfzehnten und sechzehnten. Stark verbreitet war auch die Bestellung

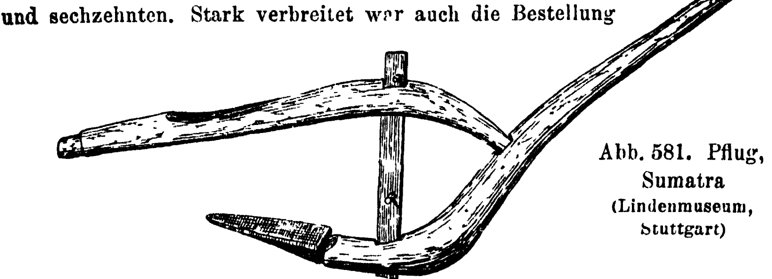


Abb. 581. Pflug, Sumatra (Lindenmuseum, Stuttgart)

von Nebenkönigen oder das Mitregieren des Thronfolgers. Eine naturgemäße Begleiterscheinung der geordneten Staatseinrichtungen ist ein ausgebildetes Heerwesen, meist mit Verwendung von Reiterei und Kriegselefanten (Taf. XLVII).

Inwieweit zur Hinduzeit das indische Kastenwesen in Hinterindien und Indonesien geherrscht hat, läßt sich schwer sagen. Gegenwärtig ist es mit Ausnahme von Bali, wo es noch in voller Blüte steht, überall bis auf geringe Reste verschwunden. Als typisch indische, auch nach Südostasien verpflanzte Erscheinungen sind die Feuerbestattung und die Witwenverbrennung zu nennen. Letztere ist für die alten Hindureiche durch zahlreiche geschichtliche Zeugnisse belegt und wurde auf Bali noch in den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts geübt. Die Leichenverbrennung ist bei den Kulturvölkern Indonesiens mit Ausnahme der Balier durch den Islam zum Verschwinden gebracht worden. In Hinterindien ist sie die vorherrschende Bestattungsart bei den Tscham, soweit sie nicht Mohammedaner sind, bei den Khmer, Siamesen und Mon, während bei den Birmanen Verbrennen und Begraben der Leichen etwa gleich häufig vorkommen und bei den Schan das letztere die Regel bildet. Nur die Leichen buddhistischer Mönche werden auch bei Birmanen und Schan stets verbrannt (vgl. über Leichenverbrennung auch S. 924/25). Bemerkenswert ist die im buddhistischen Hinterindien verbreitete Sitte, den Toten eine Münze in den Mund zu legen, sowie das Gesicht verstorbener Herrscher mit Goldblättchen zu belegen (Schan, Khmer). Frühe chinesische Berichte erwähnen für die alten Hindureiche des südöstlichen Hinterindien (Funan, Kambodscha) und der Malaiischen Halbinsel neben der Leichenverbrennung auch das Aussetzen zum



Abb. 582. Javanisches Bauernhaus

Fraß für Vögel und Hunde, einen vielleicht mit dem nördlichen Buddhismus eingedrungenen Brauch (vgl. S. 445). Spuren davon haben sich in Siam und Kambodscha bis in die letzten Jahrzehnte erhalten, nicht nur als Bestattungsart für Hingerichtete, sondern auch als solche armer Leute (Siam) oder besonders frommer Buddhisten, die sie, um durch Fütterung der Vögel Verdiens zu erlangen, letztwillig verfügen (Kambodscha).

Nicht geringer als auf religiösem und gesellschaftlichem Gebiet war die Einwirkung Indiens auf dem der materiellen Kultur.

In erster Linie verdankt ihm Südostasien die Kenntnis des Pfluges (Abb. 581) und des Ackerbaus auf Dauerfeldern, besonders auf überschwemmten Reisfeldern. Wo die natürliche Überschwemmung in der Regenzeit nicht genügt, werden diese durch ein System von Kanälen und Dämmen oder mittels Schöpfwerken künstlich bewässert. In unebenem Gelände müssen sie selbstverständlich terrassiert werden. — Auch die Viehzucht verdankt den Indern manchen Fortschritt (vgl. S. 809/10). Vor allem aber haben diese das Pferd und die Zahmung des Elefanten eingeführt. Gegenwärtig ist der Gebrauch des Elefanten als Reit- und Arbeitstier auf Assam und den Rumpf Hinterindiens beschränkt, war jedoch in früheren Jahrhunderten auch auf Sumatra, Java und Borneo üblich. Bootbau, Schiffahrt und Fischerei haben manche neue Anregungen erhalten. Der Fischfang auf den überschwemmten Reisfeldern bildet vielfach ein wichtiges Nebenprodukt der Ackerwirtschaft. Auf Java und Madura betreibt man seit der Hinduzeit regelrechte Fischzucht in Süß- und Salzwasserteichen. Indischer Herkunft ist wohl auch die von den Siamesen, von den Malaien Sumatras und



Abb. 583. Javanische Frauen beim Batiken von Stoffen

Borneos, von den Makassaren und Bugi auf Celebes und von den Javanen als Sport betriebene Hirschjagd zu Pferde mit Lanze, Hirschfänger oder Lasso. Dasselbe gilt von den als Volksbelustigung sehr beliebten Tierkämpfen: Kämpfe zwischen Tiger und Büffel, zwischen Wildschwein und Widder auf Java, zwischen zwei Stieren bei Malaien, Atschehern und Maduresen, ferner Tauben-, Wachtel- und Hahnenkämpfe, worunter besonders die letzteren auch über das Gebiet der eigentlichen Kulturvölker hinaus stark verbreitet sind. — Im Gegensatz zu der prachtvollen Architektur der religiösen Gebäude und der Fürstenpaläste weist der gewöhnliche Wohnbau gegenüber dem der mittleren Kulturschichten im allgemeinen keinen großen Fortschritt, ja bisweilen sogar einen Rückschritt auf. Es hängt dies mit den größeren sozialen Gegensätzen innerhalb der Kulturvölker zusammen. Die große Masse der Siamesen, Javanen usw. lebt in weniger gut gebauten und kleineren Häusern als etwa der Durchschnitt der Garo, Katschin, Batak usw. (Abb. 582). Über die Wirkung des unmittelbaren indischen Einflusses auf die Hausformen vgl. S. 816/17. Ergänzend sei bemerkt, daß die Balier ebenerdige, aus Lehm oder Steinen errichtete Häuser besitzen — Daß auch Kleidung und Schmuck gründlich umgestaltet wurden, sei nur kurz erwähnt, ohne auf nähere Einzelheiten einzugehen (vgl. S. 839, 845). Ebensowenig kann hier auf die außerordentlich mannigfaltigen Waffenformen eingegangen werden, von denen einige schon an anderer Stelle besprochen oder abgebildet wurden (vgl. S. 872/73, Abb 543, Taf. XLV, Fig. 8). An sonstigen Errungenschaften der materiellen Kultur, die Südostasien den Indern verdankt, seien der W a g e n, die T ö p f e r s c h e i b e und der T r i t t w e b s t u h l genannt, letzterer stärker bei den Kultur- und Halbkulturvölkern des Festlandes (Birmanen, Mon, Khmer, Taivölker, Meithei, Katschari, Malaien der Halbinsel usw.), weniger bei denen Indonesiens verbreitet (Malaien von Mittelsumatra und Nordwestborneo,

stellenweise, aber nicht allgemein, auch bei den Javanen). Möglicherweise haben überhaupt erst die indischen Kolonisten Baumwollbau und Baumwollweberei eingeführt, und fast sicher gilt dies von zwei bei der Baumwollverarbeitung häufig verwendeten Geräten: der Entkernmaschine und dem Spinnrad (S. 843). Auch mehrere Arten der Musterung von Geweben durch Überdecken der nicht zu färbenden Teile dürften indischen Ursprungs sein. Bestimmt ist dies bei der auf Sumatra, Java und Bali geübten Plangitechnik der Fall, wobei man die betreffenden Muster mittels durchgezogener Fäden abschnürt und vor dem Färben mit Blättern umwickelt. Beim Batiken dagegen wird die Zeichnung auf beiden Seiten des Gewebes in Wachs ausgeführt, das man in geschmolzenem Zustand mittels winziger Gießkännchen mit feiner Ausgußöffnung aufträgt (Abb. 583). Die mit Wachs überdeckten Stellen werden von der Farbe nicht angegriffen. Nach dem Färben wird das Wachs in heißem Wasser abgeschmolzen und muß natürlich für jede weitere Farbe wieder auf andere Teile des Gewebes aufgetragen werden. Die Batiktechnik ist der Hauptsache nach auf Java beschränkt, wenn sie auch, vielleicht infolge jüngerer javanischer Einflüsse, sporadisch auf Sumatra und Borneo vorkommt. Sie stammt wahrscheinlich aus dem südlichen Vorderindien, wo sie an der Koromandelküste noch heute geübt wird. Ein Färben mittels Wachsdeckverfahren gibt es übrigens auch in Birma, wobei aber das flüssige Wachs mit hölzernen Stempeln aufgetragen wird.

Von Indien aus hat das Kunsthandwerk Südostasiens überhaupt eine Menge neuer Techniken und Formen, noch mehr aber Anregungen erhalten, die hier in eigenartiger Weise weiterentwickelt wurden. Die höchsten Leistungen der indisch beeinflußten Kultur Südostasiens liegen jedoch zweifellos auf dem Gebiet der Architektur und Plastik.

Java, Birma, Siam, Annam und vor allem Kambodscha sind mit zahllosen Resten einer Kunst bedeckt, die in ihren hervorragendsten Werken die Kunst des Mutterlandes Indien an Großartigkeit und wohl auch an Schönheit noch übertrifft. Buddhismus und Hinduismus haben an ihr gleichen Teil gehabt. In Mitteljava taucht sie mit einer Anzahl çivaitischer und buddhistischer Tempel im achten Jahrhundert schon gleich von Anfang an in hoher Vollendung auf, um bald im buddhistischen Tempel von Borobudur (um 850) den Gipfelpunkt zu erreichen. Im zehnten Jahrhundert erlischt sie und findet nunmehr ihre Fortsetzung in der stilistisch allerdings etwas abweichenden Kunst Ostjavas und später, nach dem Fall von Madjapahit, Balis. In Hinterindien sind es vor allem die Khmer, die eine ungeheure Menge von Bildwerken und gewaltigen Steinbauten vorwiegend brahmanischen Charakters — die ältesten etwa aus dem siebenten Jahrhundert — hinterlassen haben. Den Höhepunkt ihrer Kunst und der hinterindischen Architektur überhaupt bildet der gewaltige, im elften oder zwölften Jahrhundert entstandene vishnuitische Tempel Angkor-Wat, nicht weit von den Ruinen der alten kambodschanischen Hauptstadt Angkor-Thom (Taf. XLVII). Auch die seit dem siebenten Jahrhundert blühende Kunst der Tscham diente vorwiegend religiösen Zwecken des Hinduismus. Die Architektur bevorzugte hier den Backsteinbau, der übrigens

auch in Kambodscha nicht fehlt und vor allem in Birma eine große Rolle spielt. In letzterem Land ist die mit buddhistischen Tempeln und Tempelruinen besäte Trümmerstätte der alten Hauptstadt Pagan am Irrawaddy (elftes bis dreizehntes Jahrhundert) besonders bemerkenswert. Die von Pegu und Birma ausgegangene, verschiedentlich auch von Ceylon aus genährte religiöse Welle, die den südlichen Buddhismus im größten Teil Hinterindiens zur Herrschaft brachte, brachte natürlich auch neue künstlerische Formen mit, vor allem die Stupa (Taf. XLVIII), die vorher in Südostasien, von Birma abgesehen, fast ganz gefehlt hatte. So ist z. B. aus Java bisher eine einzige Stupa bekannt, allerdings die großartigste überhaupt, nämlich der Borobudur. — Neben der Stein- und Backsteinbaukunst besteht in den buddhistischen Ländern Hinterindiens eine reiche, ebenfalls auf indische Formen zurückgehende Holzarchitektur, die in Königs- und Fürstenpalasten, Tempeln und vor allem Klöstern viele prächtige, durch die phantastisch übereinandergetürmten Dächer, die schöne Raumgestaltung, die märchenhafte Pracht der Farben und der Vergoldung und den Reichtum der Schnitzereien gleich ausgezeichnete Werke geschaffen hat (Abb. 579, Taf. XLVIII). Den Gegenstand der Schnitzereien bilden teils Szenen aus dem Leben des Buddha, teils mythologische Gestalten, Kinnaris, Garudas usw. (Abb. 584, vgl. auch Taf. XLVIII), und die im Buddhismus etwa die Stellung von Engeln und Erzengeln einnehmenden indischen Gottheiten Indra und Brahma (Abb. 579 auf der Türfüllung).



Abb. 584. Holzerne, rot und golden bemalte Garudafigur, Siam (Museum fur Volkerkunde, Berlin)

Teils indischer Herkunft, teils wenigstens infolge indischer Anregungen zur Entwicklung gekommen sind Schrift, Literatur, Theater und Musik.

Die ältesten, dem dritten bis fünften Jahrhundert entstammenden Inschriften aus Annam, Westjava und Ostborneo sind der Schrift des schon erwähnten Pallavareiches an der Koromandelküste unmittelbar verwandt. Später sind noch verschiedene andere Schriftsysteme, auch solche nordindischen Ursprungs, eingeführt und örtlich weiterentwickelt worden. — Auch die Literatur, sowohl die profane als die religiöse (buddhistische und hinduische), hat naturgemäß ihre ersten Anregungen von Indien aus erhalten. Insbesondere die großen Epen, Ramayana und Mahabharata, haben großen Einfluß ausgeübt. Sie sind verschiedentlich in die Landessprachen übersetzt worden (ersteres z. B. in das bis 1400 gesprochene Altjavanische oder Kawi, ins Neujavanische und ins Siamesische), und ihre Gestalten sind sogar bei den mohammedanischen

Völkern auch jetzt noch lebendig. — Eine große Rolle spielt im Leben der hinterindischen und indonesischen Kulturvölker das Theater. Die Heimat, wenn auch wohl nicht die ursprüngliche Heimat des Schattentheaters („Wayang Purwa" und „Wayang Gedog") ist Java, wo es schon für die erste Hälfte des elften Jahrhunderts nachweisbar ist und die Wayangfiguren (Abb. 585) ein beliebtes, ornamental verwendetes Motiv des Kunsthandwerks geworden sind (Abb. 495). Von hier hat es sich einerseits nach Bali und Lombok, anderseits zu den Malaien Sumatras, Riaus und des Festlandes und zu den Siamesen verbreitet. Vielfach kommt ihm noch eine religiöse Bedeutung zu. Man führt es bei festlichen Gelegenheiten, auch als Folge eines Gelübdes oder bei Epidemien auf, um die Geister zu vertreiben oder zu besänftigen, und vollzieht vor jeder Aufführung eine Reihe magischer und animistischer Riten. Dasselbe gilt von dem nur auf Java vorkommenden Wayang Beber, bei dem die Vorstellung bloß in Abrollung einer Bildrolle, auf der die Handlung gemalt ist, unter gleichzeitiger Rezitierung des Textes besteht. Marionettentheater gibt es in Birma und auf Java. Weiter verbreitet sind dramatische Aufführungen, bei denen menschliche Schauspieler auftreten (Birma, Siam, Kambodscha, Malaien, Java, Bali). Auf Java und Bali waren letztere früher stets maskiert, ja auf Java sprachen sie nicht selbst, sondern führten die Handlung pantomimisch auf, während ein Erzähler den Text dazu hersagte. Erst seit dem achtzehnten Jahrhundert hat sich hier ein Theater entwickelt, bei dem die Personen unmaskiert auftreten und gleichzeitig handeln und sprechen („Wayang Wong", Abb. 586). — Die Stoffe der südostasiatischen Dramen sind meist entweder der Geschichte oder Sage des eigenen Landes oder den großen indischen Epen Ramayana und Mahabharata, in Birma häufig den Yatakas (Erzahlungen von den früheren Existenzen Buddhas) entnommen. — Zu erwähnen sind noch die meist von Frauen aufgeführten Schautänze, die weiblichen Balletttruppen der Fürstenhöfe und die Berufstanzerinnen, auf Java offenkundig Nachfolgerinnen der indischen Tempeltänzerinnen der Hinduzeit und zum Teil schamanistische Züge aufweisend. — Die Musikinstrumente der Kulturvolker stimmen zum Teil noch mit denen der älteren Kulturschichten überein, zum Teil stellen sie sich als Weiterbildungen von solchen dar, wie z. B. das Xylophon (Abb. 587, vgl. S. 889), zum Teil sind es Neubildungen oder Instrumente fremder (indischer, chinesischer, arabischer) Herkunft (Abb. 578, vgl. S. 892). Theater- und Tanzvorstellungen werden meist von Orchestern begleitet, die der Hauptsache nach aus Schlaginstrumenten (Trommeln, Gongs usw.) bestehen, während Blas- und besonders Saiteninstrumente nur eine untergeordnete Rolle spielen (Abb. 587).

Der Reichtum der unter indischem Einfluß in Südostasien zur Blüte gelangten Kultur konnte in den vorhergehenden Ausführungen nur von ferne angedeutet werden. Ausdrücklich sei betont, daß es sich dabei nicht um sklavische Nachahmung fremder Formen handelte, sondern um eine dem südostasiatischen Volkscharakter entsprechende, auch aus einheimischen Quellen genährte, sinnvolle Um- und Weiterbildung, die in mancher Hinsicht das Vorbild sogar übertroffen hat. So liegt denn auch im Gegensatz zu Vorderindien der Schwerpunkt der südostasiatischen Hochkulturen bei weitem nicht so sehr in der gedanklichen Durchdringung von Welt und Religion, als in deren sinnenfroher Verschönerung durch die Kunst. — Erwähnt sei schließlich, daß



Abb. 585. Figur für das Schattentheater, aus Büffelhautpergament ausgeschnitten, Java (Nach J. A. Loebèr jr., Geïllustreerde beschrijvingen van Indische Kunstnijverheid, Koloniaal Instituut, Amsterdam)

diese Kulturen, abgesehen von dem hohen Interesse, das ihnen an und für sich zukommt, in jüngster Zeit für die Ethnologie eine ganz neue Bedeutung gewonnen haben, seitdem wir durch die Untersuchungen Röcks, Graebners' und Kreichgauers wissen, daß hier eine der Hauptwurzeln der amerikanischen Hochkulturen zu suchen sein dürfte.

Chinesischer Einfluß ist in Südostasien sehr alt und hat sich im nordöstlichen Hinterindien spätestens seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. unmittelbar geltend gemacht.

Damals kamen die in Tongking ansässigen Annamiten unter chinesische Oberhoheit, die bis ins zehnte Jahrhundert n. Chr. gedauert hat. Die chinesische Herrschaft erstreckte sich sogar über einen beträchtlichen Teil des heutigen Annam, bis die Erhebung der Tscham und die Gründung des Reiches Tschampa im zweiten Jahrhundert n. Chr. die Grenzen zugunsten der indisch beeinflußten Kultur für mehr als ein Jahrtausend nach Norden verschob. Der Sturz Tschampas und das Vordringen der Annamiten bis ins Mekongdelta (vgl. S. 725) haben dann die kulturelle Einflußsphäre Chinas bedeutend erweitert. Politisch hat übrigens China schon seit früher Zeit in Südostasien etwa dieselbe Rolle gespielt wie das römische Reich im Westen. Als weitaus größte Macht des östlichen Asien hat es stets Anspruch auf eine wenigstens nominelle Oberherrlichkeit über die Staaten Hinterindiens und Indonesiens gemacht, die auch häufig durch Gesandtschaften und Übersendung von Geschenken anerkannt wurde (früheste Gesandtschaft aus Funan im dritten, aus Java im fünften Jahrhundert). Bisweilen wurden auch Versuche zu einer tatsächlichen Unterwerfung unternommen, so gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts unter Kublai Chan, der das birmanische Reich von Pagan vernichtete (1284) und einen erfolglosen Angriff auf Java machte (1294). — Die Annamiten haben in hohem Grad chinesische Gesittung, chinesische Rechtsanschauungen und Staatseinrichtungen, chinesische Schrift, Literatur und Religion angenommen. Wie in China bestehen auch hier Buddhismus (in seiner chinesischen Form), Taöismus und Konfuzianismus nebeneinander, wozu allerdings noch eine Menge alteinheimischer Anschauungen und Bräuche kommen. Auch Tracht, Technik, Handwerk und Kunst sind im wesentlichen von China abhängig. Auch die Tai Tongkings, die Muöng und alle im Lauf der letzten Jahrhunderte aus Norden gekommenen Bergstämme stehen stark unter chinesischem Kultureinfluß. Ja sogar die hinterindischen Völker mit vorwiegend indisch-buddhistischer Kultur haben zahlreiche chinesische Kulturelemente aufgenommen, verhaltnismäßig am wenigsten noch die Birmanen und Mon, stärker die Khmer, die Siamesen und die übrigen Taivölker. So sei auf die bei Schan, Siamesen und Khmer übliche Zeitrechnung nach dem Zyklus der zwölf Tiere, auf die Porzellanfabrikation der Siamesen und die Papierbereitung der Schan, auf die Seidenzucht und Seidenweberei, auf das in der ganzen Osthälfte Hinterindiens verbreitete liegende Kolbengebläse (S. 865) und die dem chinesischen System entsprechende Pflockspannung der Trommeln (S. 889) verwiesen. Auch in Indonesien fehlen chinesische Einflüsse nicht. Vgl. z. B. S. 865 über das liegende Kolbengebläse auf Java, S. 906 über die Verwendung chinesischen Porzellans und Steinguts.

Die chinesische Kultur ist nicht die einzige, die von Norden her eingewirkt hat.

Zunächst ist die der Tibeter zu nennen, deren Spuren bei der Nordassamvölkern, bei den Katschin und Lisu nachweisbar sind. Wichtiger wurde für Hinterindien die alte Kultur der Tai von Yünnan, die allerdings vorläufig nur sehr fragmentarisch aus chinesischen Berichten des siebenten bis neunten Jahrhunderts und durch Vergleichung der jetzigen Taikulturen rekonstruiert werden kann. Ob es sich dabei um einen bloßen Ableger chinesischer Kultur oder um eine selbständige Schwesterkultur der letzteren, vielleicht auch um Kulturelemente indischer oder zentralasiatischer Herkunft gehandelt hat, werden uns nur archäologische Untersuchungen in Yünnan selbst lehren können. — Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß gewisse Kulturbesitztümer zweifellos gleichzeitig oder zu verschiedenen Zeiten aus zwei oder drei verschiedenen Herkunftsländern — Indien, China, Nantschao (vorchinesisches Yünnan) — nach Südostasien gelangt sind. Dazu gehören wahrscheinlich der Reisbau auf bewässerten Feldern, Pflug, Wagen, Töpferscheibe, Trittwebstuhl, Silberschmuck, Sonnenschirm, Theater, Astrologie, vielleicht auch die Seidenweberei. Eine genaue Abgrenzung zwischen indischem und ostasiatischem Einfluß ist im einzelnen vorläufig noch sehr schwer und häufig unmöglich.

Wie der Hinduismus und der Buddhismus, so ist auch der Islam, der diesen Religionen in Indonesien zum Verhängnis werden sollte, von Indien aus eingeführt worden.

Im elften und zwölften Jahrhundert hatte der Islam in Vorderindien festen Fuß gefaßt, und schon bald nachher scheinen sich indische Mohammedaner als Kaufleute auch in Indonesien und auf der Malaiischen Halbinsel niedergelassen zu haben, wo sie bald großen Einfluß gewannen und immer mehr Eingeborene zu ihrem Glauben bekehrten. Im dreizehnten Jahrhundert bildeten sich mohammedanische Gemeinden in Nordsumatra, und am Ende dieses Jahrhunderts war der Islam in einigen der dortigen Fürstentümer (Samudra, Perlak) bereits die herrschende Religion geworden. Auch auf der Malaiischen Halbinsel nahm er im vierzehnten Jahrhundert stets an Macht zu. Bei seiner weiteren Ausbreitung hat die Stadt Malakka als großes Handelszentrum seit etwa 1400 eine wichtige Rolle gespielt. Hier wurden zahlreiche zu Handelszwecken anwesende Javanen bekehrt, die nach ihrer Heimkehr die neue Religion auch in ihrer Heimat verbreiteten, unterstützt durch dort bereits ansässige persische und indisch-mohammedanische Kaufleute. Rasch wuchs im Lauf des fünfzehnten Jahrhunderts die Macht des Islam, besonders im mittleren Java, zuerst auf friedlichem Wege, dann, nachdem einige Vasallenfürsten des immer mehr verfallenden Reiches von Madjapahit zu ihm übergetreten waren, auch auf dem der kriegerischen Eroberung. Einer dieser Fürsten, der den Titel eines Sultans von Demak angenommen hatte, machte um das Jahr 1518 dem Reich Madjapahit ein Ende. Sein Nachfolger eroberte im Jahr 1527 bereits einen Teil von Westjava. Im Lauf des sechzehnten Jahrhunderts gelangte der Islam unter zahlreichen Kämpfen überall auf der Insel zur Herrschaft, mit Ausnahme des äußersten Ostens, wo sich mit Unterstützung des nahen Bali ein Hindureich

bis gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts behauptete. — Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert verbreitete sich der Islam bereits über die meisten Küstengebiete Indonesiens bis in den äußersten Osten, wo ihm allerdings seit dem sechzehnten und noch mehr im siebzehnten Jahrhundert das Christentum in den Weg trat. Auf den Philippinen soll er sogar schon um 1380 Fuß gefaßt haben. Zur Zeit der Ankunft der Spanier, um das Jahr 1570, bestand bereits ein mohammedanisches Sultanat bei den Tagalog der Gegend von Manila, wo aber der Islam unter spanisch-christlichem Einfluß bald wieder verschwand.



Abb. 586. Tanzer aus einer Wayang Wong-Aufführung, Java

Dagegen konnten sich die mohammedanischen Sultanate der Moro und Lanun auf den Suluinseln und im westlichen Mindanao bis in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunders sogar ihre politische Selbständigkeit erhalten. — Mehr als neun Zehntel der Bevölkerung Niederländisch-Indiens bekennen sich gegenwärtig zum Islam. Er ist die herrschende Religion auf Sumatra mit Ausnahme eines Teiles des Batak, eines Teiles der weddoid-primitivmalaiischen Stämme des Ostens und geringer heidnischer Bevölkerungsreste im südlichen Teil des westlichen Hochlandes, ferner auf Java, außer bei den Badui und Tenggerern, auf Madura, bei den Sassak auf Lombok und im größten Teil von Sumbawa. Auf Borneo, Celebes, Flores, den Molukken (außer der ganz christlichen Gruppe von Ambon und den Uliassern), den Kei- und Aruinseln beherrscht er wenigstens größere oder geringere Teile der Küstengegenden, manche kleinere Inseln, z. B. Ternate und Tidore, auch ganz. Auf der Malaiischen Halbinsel fällt das Verbreitungsgebiet des Islam im wesentlichen mit dem der Malaien zusammen. Sehr früh, vielleicht schon im zehnten Jahrhundert, scheint er im äußersten Osten Hinterindiens bei den Tscham Fuß gefaßt zu haben. Noch bekennt ihn ein Teil der spärlichen, im südlichen Annam ansässigen Reste dieses Volkes,

allerdings in einer sehr entarteten, stark mit hinduischen und alteinheimischen Religionselementen durchsetzten Form, während auf der anderen Seite auch der entartete Hinduismus der heidnischen Tscham stark durch den Islam beeinflußt wurde. Reiner ist, infolge der Einwirkung der am unteren Mekong ansässigen malaiischen Kolonisten, der Islam der nach Kambodscha ausgewanderten Tscham. — Wie in seinem Herkunftsland Indien, so wies auch der Islam der indonesischen und hinterindischen Völker ursprünglich starke Spuren schiitischer Beeinflussung auf. Erst seit dem siebzehnten Jahrhundert erfolgte unter der Einwirkung der Mekkafahrten und infolge der Einwanderung der Araber (vgl. S 751) eine allmähliche Reinigung von nicht orthodox-sunnitischen Bestandteilen. Doch sind bei weitem noch nicht alle Spuren des Schiitentums verschwunden, noch viel weniger



Abb 587 Kleines kambodschanisches Orchester: Flöte, Xylophon, zwei Trommeln und ein aus sechzehn Gongs bestehendes Gongspiel

die des Hinduismus und am allerwenigsten die alten noch aus vorhinduischer Zeit stammenden animistischen Vorstellungen, die überall noch klar zutage liegen. — Der Islam hat auf die Kultur Indonesiens und der Malaiischen Halbinsel im allgemeinen nicht sehr günstig gewirkt. Er hat die Baukunst der Hinduzeit zum Verschwinden gebracht, ohne Neues an ihre Stelle zu setzen. Was etwa an Moscheen und sonstigen mohammedanischen Bauwerken vorhanden ist, ist künstlerisch bedeutungslos. Nur auf dem Gebiet des Kunstgewerbes hat der Islam einige wenige neue Formen gebracht, ohne zum Glück die alten, aus der Hinduzeit stammenden Stilarten und Techniken verdrängen zu können, die noch heute vielfach die mythologischen Gestalten des Hinduismus ornamental verwerten. Eine stärkere Bereicherung hat die Literatur erfahren, indem neben die einheimischen und altindischen Stoffe vielfach solche persischer und arabischer Herkunft traten, die auch in das javanische Theater Eingang gefunden haben. Die arabische Schrift wird von Malaien, Atschehern und Ternatanen, in geringerem Maß, hauptsächlich für religiöse Werke, auch von Sundanesen und Javanen gebraucht. Staat und Gesellschaft, besonders das Familienrecht, wurden natürlich zum großen Teil den mohammedanischen Gesetzen entsprechend abgeändert, ohne daß diese doch überall durchzudringen vermochten. So vermochte der Islam weder bei den Tscham noch bei den

Minangkabauern das seinen Satzungen so sehr widersprechende Mutterrecht zu verdrängen, obwohl bei den letztgenannten die orthodoxe Sekte der Padri in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sogar in einem blutigen Religionskrieg dagegen ankämpfte. Wenn der Islam auf diese Art häufig nur als ein dünner Firnis erscheint, hat er auf der anderen Seite doch auch vielfach über die Grenzen der mohammedanischen Völker hinaus gewirkt, was sich bei vielen heidnischen Stämmen entweder auf dem Gebiet der Tracht und materiellen Kultur oder in mythologischen Vorstellungen und in Worten arabischer Herkunft äußert.

Als letzte Quelle südostasiatischer Kultur ist schließlich Europa zu nennen.

Wenn wir von modern europäischen Einführungen absehen, die vorläufig im Kulturleben Südostasiens größtenteils als noch nicht assimilierte Fremdkörper erscheinen, kommt nur die alte Einwirkung der Spanier, Portugiesen und Holländer in Betracht. Naturgemäß haben sich diese alten europäischen Einflüsse am stärksten auf den Philippinen, Molukken und auf Timor geltend gemacht, wo (neben Malakka) die ältesten und wichtigsten Niederlassungen bestanden. Auf den Suluinseln, den Molukken und in einigen Küstengegenden von Celebes zeigen sie sich z. B. in der Verwendung von Messinghelmen und Messingpanzern älterer europäischer Form, auf den Molukken in Tanztrachten, die aus einer merkwürdigen Mischung einheimischer und fremder, europäischen Trachten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts nachgebildeter Elemente bestehen. Portugiesische Lehnworte zeugen noch im ganzen Osten von der großen Rolle, die dieses Land einst dort gespielt hat. In wie hohem Maß die dem Christentum gewonnenen Völker der Philippinen, besonders die Tagalog und Bisaya, mit spanischer Kultur durchtränkt worden sind, kann als bekannt vorausgesetzt werden.

Literatur

Australien und Ozeanien [1]

Allgemeines, Entdeckungsfahrten

Bougainville, Voyage round the World 1766—1769 (Paris 1772).

Christmann, Fr., und Oberländer, R., Ozeanien, die Inseln der Südsee (Leipzig 1873).

Cohn, L., Spuren der Araber in der Südsee. Deutsche Geographische Blätter XXXIX 55 f. (1921).

Cook's First Voyage. A Journal of a Voyage round the World in the "Endeavour" 1768—1771 (London 1771).

— Second Voyage towards the South Pole and round the World in H. M. S. S. "Revolution" and "Adventure" 1772—1775 (London 1777).

— Third Voyage, Journal of Capt. Cook's Last Voyage to the Pacific Ocean 1776—1779 (Newbery 1781).

— Neueste Reisebeschreibungen, oder dritte und letzte Reise, welche auf Befehl des Königs von England nach den Südinseln ... in den Jahren 1776—1780 unternommen wurden (Nürnberg 1786—1799).

Dumont d'Urville, Histoire du voyage autour du monde de la Corvette „Astrolabe" 1826—1829 (Paris 1830—1833).

— Entdeckungsreise der französischen Corvette „Astrolabe", unternommen in den Jahren 1826—1829 (Schaffhausen 1830).

— Voyage au Pôle sud et dans l'Océanie sur les Corvettes l'Astrolabe et la Zélée pendant les années 1837—1840 (Paris 1842).

Edge-Partington and Heape, Album of the Natives of the Pacific Islands (Manchester 1890).

Finsch, O., Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke zur Südsee (Wien 1888—1893).

— Südseearbeiten. Gewerbe- und Kunstfleiß, Tauschmittel usw. (Hamburg 1914).

Forster, G., Joh. Reinh. Forsters Bemerkungen ... auf seiner Reise um die Welt (Berlin 1783).

Foy, W., Schemelförmige Kokosnußschaber. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft XXXIV 112 f. (Wien 1904).

Gräbner, F., Kulturkreise in Ozeanien. Zeitschrift für Ethnologie XXXVII 28 f. (Berlin 1905).

— Wanderung und Entwicklung sozialer Systeme in Australien. Globus XC 181 207 220 237 (Braunschweig 1906).

Hallier, H., Über frühere Landbrücken, Pflanzen- und Völkerwanderungen zwischen Australien und Amerika. Mededeelung van's Rijks Herbarium Nr. 13 (Leiden 1921).

[1] Außer wichtigeren älteren und neueren Arbeiten hat für Australien und Ozeanien in der Hauptsache die einschlägige Literatur seit 1914 Berücksichtigung gefunden; die vorausgehenden Arbeiten sind im Zentralblatt für Anthropologie (1896—1912, I—XVII) zusammengestellt.

Helmreich, Th., Das Geldwesen in den deutschen Schutzgebieten (Fürth 1912—1915).
Hocart, A. M., Mana. Man XIV (London 1914).
Kraemer, A., Der Wert der Südseekeule für Völkerbeziehungen. Globus LXXXVI 125 f. (Braunschweig 1904).
Krusenstern, A. J. v., Reise um die Welt 1803—1806 (St. Petersburg 1810 bis 1812)
La Pérouse, Voyage autour du monde (Paris 1797).
— Entdeckungsreisen in den Jahren 1785—1788 (Berlin 1799—1800).
Lehmann, Fr., Mana, der Begriff des „Außerordentlich Wirkungsvollen" bei Südseevölkern (Leipzig 1922).
Meinicke, Karl E., Die Inseln des Stillen Ozeans (Leipzig 1875/76).
Mendana, A. de, The Discovery of the Solomon Islands in 1568, translated from the Original Spanish M. S. S. (London 1901).
Meyer, A. B., Alte Südseegegenstände in Südamerika. Globus LXXXVI 202 f. (Braunschweig 1904).
Plischke, H, Der Fischdrachen. Veröffentlichungen des Städtischen Museums für Völkerkunde Leipzig. 6 (1922).
Prochownik, L., Messungen an Südseeskeletten mit besonderer Berücksichtigung des Beckens (Hamburg 1887).
(Roggeveen, J.), Histoire de l'expédition de trois vaisseaux, envoyés par la Compagnie des Indes Orientales aux Terres Australes en 1721 (La Haye 1739).
Röhr, J., Das Wesen des Mana. Anthropos XIV/XV 97 f. (Wien 1919/20).
Schmeltz, J. D. E., Schnecken und Muscheln im Leben der Völker Indonesiens und Oceaniens (Leiden 1894).
Schnee, H., Deutsches Koloniallexikon I (Leipzig 1920).
Schneider, O., Muschelgeld-Studien (Dresden 1905).
Schouten, G., Voyage aux Indes Orientales l'ans 1658—1665 (Amsterdam 1708).
Tasman, A. J., Journal of his Discovery of Van Diemen's Land and New Zealand in 1641—1643 (Amsterdam 1898).

Australien und Tasmanien

Alsberg, H., Die älteste Spur des Menschen in Australien. Globus LXXXV 109 f. (Braunschweig 1904).
Basedow, H., Aboriginal Rock Carvings of great Antiquity in South Australia. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain XLIV (London 1914).
— Beitrag zur Entstehung der Stilisierungsornamente der Eingeborenen Australiens. Archiv für Anthropologie VII 216 f. (Braunschweig 1909).
— Evidence of Bark Canoes and Food-Carriers in the Murray River. — Relics of the lost Tasmanian Race. Man XIV (London 1914.)
Berry, R., and Büchner, The Craniometry of the Tasmanian Aboriginal. *Journal of the Anthropological Institute of Great Britain XLIV (London 1914).*
Bird, W. H., A short Vocabulary of the Chowie-Language of the Buccaneer-Islands, North-Western Australia. Anthropos X/XI 180 f. (Wien 1915/16).
Brown, A. R., The Relationship System of the Dieri Tribe. Man XIV (London 1914).

Brown, A. R., Australian Rafts. Man XIV (London 1916).

Buchner, M., Das Bumerangwerfen. Zeitschrift für Ethnologie XLVII 219 f. (Berlin 1915).

Christmann, Fr., Australien. Geschichte der Entdeckungreisen und der Kolonisation (Leipzig 1870).

Clément, E.. Ethn. Notes on the Western-Australian Aborigines (Leiden 1903).

Collins, D., Account of the Colony in New South Wales with Remarks on the Aborigines (London 1798—1802).

Cunow, H.. Die Verwandtschaftsorganisation der Australneger (Stuttgart 1894).

Daisy, B, A few Notes of some South-Western Australian Dialects. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain XLIV (London 1914).

Dampier, W., Nouveau voyage autour du monde [Vol. IV, V, voyage aux terres Australes] (Rouen 1723).

Eylmann, E., Die Eingeborenen der Kolonie Südaustralien (Berlin 1908).

Flower, W. H., Aborigines of Tasmania (Manchester 1878).

French, A , Savage Life and Scenes in Australia and New Zealand (London 1847).

Gennep, A. van, Mythes et légendes d'Australie (Paris 1908).

Haddon, A. C., The Ethnography of the Western Tribes of Torres Straits (London 1890).

Howitt, A. W., The Native Tribes of South-East Australia (London 1904).

Klaatsch. H.. Reisebericht aus Australien. Zeitschrift für Ethnologie XXXVIII 776 f. (Berlin 1906).

— Schlußbericht über meine Reise nach Australien 1904—1907. Zeitschrift für Ethnologie XXXIX 635 f. (Berlin 1907).

Knabenhans. A., Die politische Organisation bei den australischen Eingeborenen (Berlin 1919).

Lauterer, Australien und Tasmanien (Freiburg 1900).

Leichhardt, J., Tagebuch einer Landreise in Australien 1844/45 (Halle 1851).

Leonhardi, V., Über einige religiöse und totemistische Vorstellungen der Arunda und Loritja in Zentralaustralien. Globus XCI 285 f. (Braunschweig 1907).

Ling Roth. H., The Aborigines of Tasmania (Halifax, England, 1899).

Long, C. E., Some Australian Classes, Named and Nameless. Man XVI (London 1916).

Lumholtz, C., Au pays des Cannibales 1880—1884 (Paris 1890).

— Unter Menschenfressern (Hamburg 1892).

v. Luschan, F., Zur Stellung der Tasmanier im anthropologischen System. Zeitschrift für Ethnologie XLIII 287 f. (Berlin 1911).

Matthew, J., Eaglehawk and Crow. A Study of the Australian Aborigines including an Inquiry into their Origin and a Survey of Australian Languages (London 1899).

— Two representative Tribes of Queensland, with an Inquiry concerning the Origin of the Australian Race (London 1910).

Matthews, R. H., Australian Tribes — their Formation and Government. Zeitschrift für Ethnologie XXXVIII 939 f. (Berlin 1906).

Nötling, Fr., Beiträge zur Kenntnis der archäolithischen Kultur der Tasmanier. Zeitschrift für Ethnologie XLIII 632 f. (Berlin 1911).

Nötling, Fr., Studien über die Technik der tasmanischen Tromatta. Archiv für Anthropologie VIII 197 f. (Braunschweig 1909).

Ridley, W., Kámılarói and other Australian Languages (Sidney 1845).

Roth, W. E., Ethnological Studies among the North-West-Central Queensland Aborigines (Brisbane 1897).

— North Queensland Ethnogr. Bull. I ff. (Brisbane 1901 ff.).

Sarg, F. C. A., Die australischen Bumerangs im Städtischen Völkermuseum Frankfurt a. M. (Frankfurt a. M. 1911).

Schmidt, W., Die Gliederung der australischen Sprachen (Wien 1919).

Seligmann, C. G., An Australian Bible Story. Man XVI (London 1916).

Sergi, G., Tasmanier und Australier. Archiv für Anthropologie XI 201 f. (Braunschweig 1911).

Spencer, B., and Gillen, F. J., The native Tribes of Central-Australia (London 1899).

— — The Northern Tribes of Central-Australia (London 1904).

Stokes, J. L., Discoveries in Australia, voyage of H. M. S. "Beagle" 1837—1843 (London 1846).

Strehlow, Die Aranda- und Loritja-Stämme in Zentralaustralien (Frankfurt a. M. 1909).

Thomas, N. W., Kinship Organisation and Group Marriage in Australia (Cambridge 1906).

— The native Races of Australia (London 1906).

Westermarck, C. A., The Tribes and Intertribal Relations in Australia (London 1910).

Melanesien

Aa, Rob. van der, Reizen naar Nederl. Nieuw Guinea 1871—1876 (S'Grâvenhague 1879).

d'Albertis, L. M., New Guinea (London 1880).

Baer, K. E. v., Über Papuas und Alfuren (St. Petersburg 1859).

Balfour, H., Note on a new Kind of Fish-hook from Goodenought Islands, New-Guinea. Man XV (London 1915).

Barton, F. R., Tatooing in South-Eastern New Guinea. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain XLVIII (London 1918).

Beaver, W. N., Some Notes on the Nomenclature of Western Papua. — Some Notes on the Eating of human Flesh in the Western Division of Papua. — A further Note on the Use of the Wooden Trumpet in Papua. Man XVI (London 1914) und XVI (1916).

Beschreibender Katalog der Ethnographischen Sammlung Ludwig Biros aus Deutsch-Neuguinea (Berlinhafen) (Budapest 1899 und 1901).

Bijlmer, H. J. T., Anthropological Results of the Dutch Scientific Central New Guinea Expedition anno 1920, followed by an Essay of the Anthropology of the Papuas (Leiden 1922).

Bögershausen, G., Fadenspiele in Matupi, Neupommern. Anthropos X/XI 908 f. (Wien 1915/16).

Bouillon, P., Etude sur le dialecte de Sugu (Guadalcanel Solomon Isl.) Anthropos X/XI 758 ff. (Wien 1915/16).

Brown, G., Melanesians and Polynesians (London 1910).
Browne, J. M., Note on a Visit to New Caledonia. Man XVI (London 1916).
Burger, F., Land und Leute auf den südöstlichen Molukken, dem Bismarckarchipel und den Salomoninseln. Koloniale Abhandlungen, Heft 72—74 (Berlin).
— Die Küsten- und Bergstämme der Gazellehalbinsel (Stuttgart 1913).
Chalmers, J., Pioneering in New Guinea (London 1887).
Chinnery and Beaver, Notes on the Initiation Ceremonies of the Koko, Papua. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain XLV (London 1919).
Chinnery, E., The Application of Anthropological Methods to tribal Development in New Guinea. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain XLIX (London 1919).
Clercq, F. S. A. de, und Schmeltz, J. D. E., Ethnogr. beschrijving van de West- en Nordkust v. Nederl. Nieuw-Guinea (London 1893).
Codrington, R. H., The Melanesian Languages (Oxford 1885).
— The Melanesians (Oxford 1891).
Compton, String Figures from New Caledonia and Loyalty Islands. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain XLIX (London 1919).
Dorsey, G. A., Observations on an Collection of Papua Crania. Field Columb. Mus. Public. 21 (Chicago 1897).
Durand, Voyages en Calédonie. Le Tour du Monde VI, Nr. 42 und 43 (1900).
Earl, G. M., The Native Races of the Indian Archipelago: Papuans (London 1853).
Edge-Partington, J., Fishing Appliance from Ysabel Islands (Bugotu). Man XV (London 1915).
Finsch, O., Samoafahrten. Reisen in Kaiser-Wilhelms-Land und Englisch-Neuguinea (Leipzig 1888).
— Neuguinea und seine Bewohner (Bremen 1865)
Foley, A. E., Quatre années en Océanie; histoire naturelle de l'homme et des sociétés qu'il organise; mœurs et coutûmes . . . (Paris 1866—1876).
Forrest, Th., A voyage to New Guinea . . . during the years 1774, 1775 and 1776 (London 1779).
— Reise nach Neuguinea (Hamburg 1782).
Fox, C. E., Social Organisation in San Cristoval, Solomon Islands. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain XLIX (London 1919).
— and Drew, Beliefs and Tales of San Cristoval, Solomon Islands. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain XLIX (London 1919).
Foy, W., Tanzobjekte vom Bismarckarchipel, Nissan und Buka. Publ. Kgl. Ethnogr. Museums Dresden XIII (1900).
— Zur Geschichte der Tanzkeulen von den Santa-Cruz-Inseln. Ethnologica 1916 II, Heft 2.
Friederici, G., Wissenschaftliche Ergebnisse einer amtlichen Forschungsreise nach dem Bismarckarchipel (Berlin 1908).
— Beiträge zur Völker- und Sprachenkunde von Deutsch-Neuguinea. Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten, Ergänzungsheft 5 (Berlin 1912).
— Untersuchungen über eine melanesische Wanderstraße. Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten. Ergänzungsheft 7 (Berlin 1913).

v. d. Gabelentz, H. C., Die melanesischen Sprachen. Abhandlungen d. philolog. hist. Klasse d. Kgl. Sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften VII (Leipzig 1879).

— Beiträge zur Kenntnis der melanesischen, mikronesischen und papuanischen Sprachen. (Ebendaselbst VIII 373 [Leipzig 1882].)

Garnier, J., Voyage autour du monde. La Nouvelle Calédonie (Paris 1871).

Girieud, J., et Herrenschmidt, La Nouvelle Calédonie, suivie d'un aperçu sur les Nouvelles-Hébrides, les Iles Santa-Cruz et les Swallow (Rouen 1898).

Goudswaard, A., De Papoewa's v. d. Gulvinksbaai (Schiedam 1863).

Gräbner, F., Völkerkunde der Santa-Cruz-Inseln. Ethnologica 1909, I 71.

Grimshaw, The New Guinea (London 1910).

Guppy, The Solomon Islands and their Natives (London 1887).

Haddon, A. C., The Decoration Art of British New Guinea, a Study of Papuan Ethnography (Dublin 1894).

— The Kabiri or Scrara District, Fly River, Papua. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain XLXVI (London 1916).

— Kava drinking in New Guinea. Man XVI (London 1916).

Hambruch, P., Wuvulu und Aua. Beiheft zur Zeitschrift d. Hamburg. Wissenschaftl. Anstalten XXV (1907).

Hardy, H. N., Note on a Native Dance in the Admirality Islands. Man XVI (London 1916).

Hees, Fr., Ein Beitrag aus den Sagen und Erzählungen der Nakanai (Neupommern, Südsee). Anthropos X/XI 861 ff. (Wien 1915/16).

Hocart, A. M., The Disappearance of a useful Art in Rotuma. — More about Touvo. — On the Meaning of the Rotuman word "Atua". — Rotuman Conception of death. Man XIV/XV (London 1914/15).

Karutz, R., Weitere Bemerkungen zur Ethnographie der Matty-Insel .Internationales Archiv für Ethnographie XIII (Leiden).

— Engano-Popolo. Malaiischer Einfluß im Bismarckarchipel. Globus LXXXIII 26 f. (Braunschweig 1903).

Kleintitschen, A., Die Küstenbewohner der Gazellehalbinsel (Hiltrup 1907).

Krämer-Bannow, E., Bei kunstsinnigen Kannibalen in der Südsee (Neu-Mecklenburg) (Berlin 1916).

Landtmann, G., The Magic of the Kiwai Papuas in Warfare. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain XLVI (London 1916).

v. Luschan, F., Beiträge zur Ethnographie von Neuguinea (Berlin 1899).

Malinowski, The Spirits of the Dead in the Trobriand Islands. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain XLVI (London 1916)

— Fishing in the Trobriand Islands. Man XVII (London 1917).

Mantegazza, P., Studi antropologici ed etnografici sulla Nuova Guinea (Firenze 1877).

Meier, J., Mythen und Erzählungen der Küstenbewohner der Gazellehalbinsel (Neu-Pommern) (Münster 1909).

Melching, K., Staatenbildung in Melanesien (Minden 1897).

Meyer, A. B., Von Neuguinea und dem Bismarckarchipel. Publikation des K. Ethnographischen Museums Dresden VII (1889).

— Die Papuasprache in Niederländisch-Neuguinea. Globus XCIV 189 f. (Braunschweig 1908).

Meyer, A. B., und Parkinson, R., Schnitzereien und Masken vom Bismarck-archipel und Neuguinea. Publikation des K. Ethnographischen Museums Dresden X (1895).

— — Album von Papua-Typen. Neuguinea und Bismarckarchipel (Dresden 1894 bis 1900).

Miklucho-Maklay, N. N., Die Admiralitätsinseln (Russ.). Nachrichten der K. Russischen Geographischen Gesellschaft 1878, 409 f.

Müller, H., Erster Versuch einer Grammatik der Sulkasprache, Neupommern. Anthropos X/XI 75 f. (Wien 1915/16).

Murray and Ray, The People and Language between the Fly and Strickland Rivers. Man XVII (London 1917).

Neuhauß, Deutsch-Neuguinea (Berlin 1911).

Nieuw Guinea, ethnographisch en natuurk. onderzocht en beschriven in 1858 door een Nederl. Indische Commissie (Amsterdam 1862).

Oliveau, Quelques observations personelles sur l'éthnographie et l'anthropologie des Nouvelles-Hébrides. Bulletin de la Société d'anthropologie X 335 f. (Paris 1911).

Parkinson, R., Dreißig Jahre in der Südsee (Stuttgart 1907).

Peekel, G., Religion und Zauberei aus dem mittleren Neumecklenburg (Münster i. W. 1910).

Pfeil, Graf J., Studien und Beobachtungen in der Südsee (Braunschweig 1899).

Rascher, Die Sulka, ein Beitrag zur Ethnographie von Neupommern. Archiv für Anthropologie I 209 f. (Braunschweig 1904).

— Aus der deutschen Südsee (Münster).

Ray, S. H., Linguistics of the Papuan and Melanesian languages (London 1907).

— The Melanesian Possessives and a Study in Method. Amer. Anthrop. XXI 347 f. (Lancaster 1919).

— The Polynesian Languages in Melanesia. Anthropos XIV/XV 46 f (Wien 1919/20).

— The Languages of Northern Papua. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain XLIX (London 1919).

Reports of the Anthropological Expedition to Torres Straits (Cambridge 1901 bis 1907).

Ribbe, C., Zwei Jahre unter den Kannibalen der Salomoinseln (Dresden 1903).

Rivers, W. H. R., The Boomerang in the New Hebrides. — Melanesian Gerontocracy. Man XV (London 1915).

van der Sande, Nova Guinea, résultats de l'expédition Néerlandaise . . . vol. III Ethnographie und Anthropologie (Leiden 1907).

Schlaginhaufen, O., Über Siedlungsverhältnisse in Süd-Neumecklenburg. Zeitschrift für Ethnologie XLII 822 f. (Berlin 1910).

Schmidt, W., Über das Verhältnis der melanesischen Sprachen zu den polynesischen und untereinander. Sitzungsbericht d. phil.-hist. Kl. Kais. Akademie d. Wissenschaften CLI Abt. VI (Wien 1899).

— Die sprachlichen Verhältnisse von Deutsch-Neuguinea. Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen V 345 f. und VI 1 f. (Berlin 1902).

— Die sprachlichen Verhältnisse Ozeaniens in ihrer Bedeutung für die Ethnologie. Mitt. Anthrop. Ges. Wien XXIX 245 f.

Schmidt, W., Beiträge zur Ethnographie des Gebiets von Potsdam-Hafen (Deutsch-Neuguinea) Globus LXXXIV 16 f. und 100 f. (Braunschweig 1903).
— Eine Papua-Sprache auf Neupommern. Globus LXXXVI 79 f. (Braunschweig 1904).
— Ethnographisches von Berlinhafen (Deutsch-Neuguinea). Mitt. Anthrop. Ges Wien XXIX 13 f.
Seligmann, C. G., Canoe Prow Ornaments from Netherlandish New Guinea. Man XVII (London 1917).
— Note on a Wooden Horn or Trumpet from British New Guinea. — Note on an Obsidian Axe or Adze Blade from Papua. — Lime Spatulae from Rossel Island. Man XV/XVI (London 1915/16).
Speiser, F., Kulturkomplexe in den Neuen Hebriden, Neukaledonien und den Santa-Cruz-Inseln, in: „Beiträge zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte". Herrn Dr. Sarasin zum 60. Geburtstag gewidmet (1919).
— Völkerkundliches von den Santa-Cruz-Inseln. Ethnologica II, Heft 2 (1916).
— Forschungsreisen in den Neuen Hebriden 1900—1912. Zeitschrift für Ethnologie XLVI 456 f. (Berlin 1914).
— Südsee, Urwald, Kannibalen (Leipzig 1913).
Stephan, E., Südsee-Kunst (Berlin 1907).
— und Grabner, F., Neumecklenburg (Bismarckarchipel) (Berlin 1907).
Swanton, J. R., The Terms of Relationship of Pentecost Island. Amer. Anthropol. XVII (Lancaster 1915).
Tappenbeck, Deutsch-Neuguinea (Berlin 1901).
Thilenius, G., Ethnographische Ergebnisse aus Melanesien. Nova Acta, Abh. d. Kais. Leop. Carol (Halle 1902).
Thurnwald, R., Die Gemeinde der Bánaro. Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft XXXVI (Berlin 1920).
— Das Rechtsproblem der Eingeborenen der deutschen Südseeinseln. Blätter fur vergleichende Rechtskunde VI. Heft 5 und 6 (1910).
Uhle, M., Holz- und Bambusgeräte aus Nordwest-Neuguinea mit besonderer Berücksichtigung der Ornamentik. Publ. Kgl. Ethnographisches Museum, Dresden VI (1886).
Vogel, Eine Forschungsreise im Bismarckarchipel (Hamburg 1911).
Vormann, Fr., Die Initiationsfeiern der Jünglinge und Mädchen bei den Monumbo-Papuas. Anthropos X/XI 159 f. (Wien 1915/16).
— Das tägliche Leben der Papua. Anthropos XII/XIII 891 f. (Wien 1917/18).
Wheeler, G. C., Totemismus in Buim (Süd-Bougainville). Zeitschrift für Ethnologie XLVI 41 f. (Berlin 1914).
Zöller, H., Deutsch-Neuguinea (Stuttgart 1891).

Mikronesien

Barreiro, J. A. P., El Origén de la Raza Indigena de las Islas Carolinas (Madrid 1920).
Cabeza Pereiro, A., Estudios sobre Carolinas: La Isla Ponapé (Manila 1895).

Christian, F. W., Exploration in the Caroline Islands. London Geograph. Journal 1899, Febr.
Decken, Die Karolinen (Berlin).
Erdland, Die Marshall-Insulaner (München 1914).
Finck, F. N., Die Wandersagen der Polynesier nach dem Zeugnis ihrer Sprachen (1909).
Finsch, O., Über die Bewohner von Ponape. Abhdl. Berlin. Anthrop. G s. 301 f. (1880).
— Karolinen und Marianen (Hamburg 1900).
— Das Kliltarmband der Pelauer. Globus LXXVII 153 f. (Braunschweig 1900).
Fritz, G., Die Chamorro. Ethnolog. Notizblatt III (Berlin 1904).
Grösser, Wörterbuch der Marshallsprache (Hamburg 1902).
Hambruch, P., Nauru (Hamburg 1914) [wird von Kayser sehr abfällig beurteilt].
Hernsheim, Beitrag zur Sprache der Marshallinsulaner (Leipzig 1880).
Kayser, Al., Die Eingeborenen von Nauru. Anthropos XII/XII 1313 f. (Wien 1917/18).
Keate, G., An account of the Pelew Islands (Basel 1789).
— Nachrichten von den Pelewinseln (Hamburg 1789).
Krämer, A., Palau (Hamburg 1917).
— Der Haus- und Bootsbau auf den Marshallinseln. Archiv für Anthropologie III 297 (Braunschweig 1905).
Kubary, Die Karolineninsel Yap. Journ Mus. Godeffroy II 12 f. (1873).
— Die Ruinen von Nau Matel auf Ponape. Ebendas. IV 123 f. und V 120 f. (1873/74 und 1875)
— Die Bewohner der Mortlockinseln. Mitt. Geogr. Ges. Hamburg 1878/79 S. 224.
— Ethnographische Beiträge zur Kenntnis des Karolinenarchipels (Leiden 1892 bis 1895).
— Das Tätowieren in Melanesien, speziell auf den Karolinen, in: Joest, Das Tätowieren 74 (Berlin 1887).
— Die sozialen Einrichtungen der Pelauer (Berlin 1885).
Müller-Wismar, W, Yap (Hamburg 1917).
Miklucho-Maklay, N. N., Der Archipel von Pelau (russisch) Nachr. Kais. Russ. Geogr. Ges 1878 257 f.
Salesius, Die Karolineninsel Yap (Berlin).
Sarfert, Kusae (Hamburg 1920).
Senfft, Ethnographische Beiträge über die Karolineninsel Yap. Petermanns Mitteilungen XLIX (1903).
— Die Karolineninseln Oleai und Lamutrik. Petermanns Mitteilungen LI (1905).
— Die Kultsitten der Yap-Eingeborenen. Globus XCI 139 f. 149 f. 171 f. (Braunschweig 1907).
Schück, A., Die Stabkarten der Marshallinsulaner (Hamburg 1902).
Walliser, Religiöse Anschauungen und Gebräuche der Bewohner von Yap. Anthropos VIII 607 f 1044 f. (Wien 1913).
Wilson, H., Relation des Iles Pelew situées dans la partie occidentale de l'Océan Pacifique. Übers. von G. Keate (Paris 1788).

Polynesien

Acheles, Th., Über Mythologie und Kultur von Hawaii (Braunschweig 1895).
Bastian, A., Die heilige Sage der Polynesier. Kosmogonie und Theogonie (Leipzig 1881).
— Einiges aus Samoa und anderen Inseln der Südsee (Berlin 1889).
— Zur Kenntnis Hawaiis (Berlin 1883).
— Die samoanische Schöpfungssage und Anschließendes aus der Südsee (Berlin 1894).
Beasly, H. G., Note on a Maori Feather Box (Waka Huea). Man XV (London 1915).
Bechtinger, J., Ein Jahr auf den Sandwichinseln (Wien 1869).
Best, E., The Peopling of New Zealand. — A new Pacific Ocean Script. — Cremation amongst the Maori Tribes of New Zealand. — Maori Beliefs concerning the Human Organs of Generation. — Evolution of the Tautau, a Maori Pendant. Man XIV/XV (London 1914/15).
— Ceremonial Performances pertaining to Birth as performed by the Maori of New Zealand in past Times. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain XLIV (London 1914).
Brigham, W. T., Hawaiian Featherwork. Bishop Museum Memoires I (Honolulu 1892).
— Ka Hana Kapa (Honolulu 1911) [betrifft Neuseeland, Hawaii].
Brown, W., New Zealand and its Aborigines (London 1845).
v. Bülow, W., Der Stammbaum der Könige von Samoa. Globus LXXI 149 f. (Braunschweig 1897).
— Das ungeschriebene Gesetz der Samoaner. Globus LXIX 191 f. (Braunschweig 1896).
— Die Ehegesetze der Samoaner. Globus LXXII 185 f. (Braunschweig 1897).
— Die Bemühungen um Feststellung der Urheimat der Polynesier. Globus XC 61 f. (Braunschweig 1906).
— Samoanische Sagen. Globus XCVI 322 f. (Braunschweig 1909).
Catalogue of the Bernice Pauahi Bishop Museum Polynes. Ethnol. (Honolulu 1891 bis 1893).
Chamisso, A. v., Über die Hawaiische Sprache (Berlin 1837).
Churchill, W., The Polynesian Wanderings (Washington 1911).
Coombe, Islands of Enchantment (London 1911).
Dieffenbach, E., Travels in New Zealand (London 1843).
Ellis, Polynesian Researches (London 1839—1842).
Emerson, N. B., Unwritten literature of Hawaii. The Sacred Songs of the Hula (Washington 1909).
Fornander, A., An Account of the Polynesian Race, its Origin and Migrations and the Ancient History of the Hawaiian People (London 1878—1885).
Garnier, J., Océanie; les Iles des Pins, Loyalty et Tahiti (Paris 1871).
Gill, W. W., From Darkness to Light in Polynesia (London 1894).
— Life in the Southern Islands (Hervey-Inseln (London).
Gräbner, F., Thor und Maui. Anthropos XIV/XV 1099 f. (Wien 1919/20).
Grey, G., Polynesian Mythology and Ancient Traditional History of the New Zealand Race (Auckland 1885).

Hamilton, Maori Art (Wellington 1901).
Handy, E. S., Some Conclusions and Suggestions regarding the Polynesian Problem. Amer. Anthropol. XXII (Lancaster 1920).
Hocart, A. M., Early Fijians. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain XLIX (London 1919).
— Fijian and other Demonstratives. Anthropos XII/XIII 871 f. (Wien 1917/18).
— Masks in Fiji. — Ethnographical Sketch of Fiji. Man XIV/XV (London 1914/15).
Huguénin, P., Raiatea la Sacrée. Bull. Soc. Neuchâtel. de géogr. XIV (1902).
Journal of the Polynesian Society. (Wellington, N. Z. I 1892 ff.)
Knoche, W., Über die Entstehung der Standbilder auf der Osterinsel. Zeitschrift für Ethnologie XLIV 872 f. (Berlin 1912).
Krämer, A., Hawaii, Ostmikronesien und Samoa (Stuttgart 1906).
— Über die Ornamentik der Kleidmatten und der Tatauierung auf den Marshallinseln. Archiv fur Anthropol. N. F. II 1 ff. (Braunschweig 1904).
— Die Gewinnung und Zubereitung der Nahrungsmittel auf den Ralik-Ratak-Inseln. Globus LXXXVII 146 f. (Braunschweig 1905).
— Die Samoainseln (Stuttgart 1902—1905).
Kurze, Samoa. Das Land die Leute und die Mission (Berlin 1900).
v. Langsdorff, G. H., Bemerkungen über eine Reise um die Welt aus den Jahren 1803—1807 (Frankfurt 1812).
Lehmann, W., Essai d'une monographie bibliographique sur l'île des Pâques. Anthropos II 141 f. und 257 f. (Wien 1907). [Enthält die ganze Literatur bis 1907.]
Ling Roth, H., Maori Tabu and Moko. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain XXXI 29 f. (London 1901).
Mariner, W., An Account of the Natives of the Tonga Islands (London 1818).
Marquardt, C., Die Tatowierung beider Geschlechter in Samoa (Berlin 1899).
Melville, H., Vier Monate auf den Marquesasinseln (Leipzig 1847).
Memoirs of the Polynesian Society I ff. (New Plymouth N. Z. 1910 ff.)
Occasional Papers of the Bernice Pauahi Bishop Museum for Polynesian Ethology and Natural History I ff. (Honolulu 1898 ff.).
Polack, Manners and Customs of the New Zealanders (London 1840).
Poll, H., Über Schädel und Skelette der Bewohner der Chattaminseln. Zeitschrift f. Anthropologie und Morphologie V. H. 1.
Ray, S. H., The People and Language of Lifu, Loyalty Islands. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain 1915 240 (London 1915).
Reinecke, F., Samoa (Berlin o. J. 1902).
Reiter, Traditions Tonguiennes. Anthropos XIV/XV 125 f. (Wien 1919/20).
Robly, Moko or Maori Tatooing (London 1896).
Röhr, J., Hau und maui, zwei neuseeländische Begriffe. Anthropos 1917/18 S. 263 ff.
Schirren, Die Wandersagen der Maori und der Maui-Mythos (Riga 1856).
Seemann, B., Viti (Cambridge 1862).
Seligmann, C. G., The Melanesians of British New Guinea (London 1910).
Skinner, H. D., Maori Necklace and Pendants of human and imitation Teeth. Man XVI (London 1916).

Skinner, H. D., Evolution in Maori Art. — The Twoheaded Clubs of the Maoris. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain XLVI—XLVIII (London 1916 und 1918).
v. d. Steinen, K., Neuseeländisches. Heitiki und Nephritbeile. Archiv für Anthropologie IX 43 (Braunschweig 1910).
Stübel, O., Samoanische Texte, unter Beihilfe von Eingeborenen gesammelt (Berlin 1897).
Taylor, R., The Ika a Maui. New Zealand and its inhabitants (London 1870).
Thomson, W., The Pito Te Henna or Easter Island. Smithson. Institute (Washington 1891).
— Basil, The Fijians (London 1908).
Transactions and Proceedings of the New Zealand Institute I ff. (Wellington N. Z. 1881.)
Tregear, E., The Maori-Polynesian Comparative Dictionary (Wellington 1891).
— The Maori Race (Wanganui N. Z. 1904).
Turner, W, Samoa, a hundred years ago and long before (London 1884).
White, J., The Ancient History of the Maori (Wellington N. Z. 1887/88).
— The Rou; or the Maori at home (London 1874).
Williams, Th., Fiji and the Fijians (London 1860).
Yate, W., An Account of New Zealand (London 1835).

Nordasien

Adler, Bruno, Die Bogen Nordasiens. Internat. Archiv für Ethnographie XV 1—27 (Leiden 1902).
— Der nordasiatische Pfeil. Ebenda XIV Supplement (Leiden 1901).
Ahlquist, Unter Wogulen und Ostjaken (Helsingfors 1883).
Anučin, V. J., Očerk šamanstva u enisejskich Ostjakov. Sbornik Muzeja po Antropologii i Etnografii pri Imperat. Akademii Nauk II 2 (S.-Peterburg 1914).
Aziatskaja Rossija, T. I.: Ljudi i porjadki za Uralom. Izdanie pereßelenč. upravlenija glavnago upravlenija zemleustroistva i zemledělija (S.-Peterburg 1914).
Beiträge zur Kenntnis des russischen Reiches, herausgegeben von C. E. von Baer und G. von Helmersen I ff. (Petersburg 1839—1861).
Billings, Joseph, Reise nach Sibirien, Kamtschatka, herausgegeben von Martin Sauer. Aus dem Englischen (Berlin und Hamburg 1803).
Bogoraz, V. G., Očerk material'nago byta olennych Čukčej, sostavlennyj na osnovanii kollekcii N. L. Gondatti. Sbornik Muzeja po Antropologii i Etnografii pri Imp. Akademii Nauk II (S.-Peterburg 1901).
— V., K psichologii šamanstva u narodov sěvero-vostočnoj Azii. S. A. Etnografič. Obozrěnie, Kn. 84—85 (Moskva 1910).
— Waldemar, The Chukchee. The Jesup North Pacific Expedition. Memoir of the American Museum of Natural History VII 1 (Leiden-New York 1904—1909).
— — Chukchee Mythology. Ebenda VIII p. 1 (Leiden-New York 1913).
Bulitscheff, J., Reise in Ostsibirien I (Leipzig 1858).

Byhan, Arthur, Die Polarvölker. Wissenschaft und Bildung LXIII (Leipzig 1909).

von Dankelmann, A., Die Temperaturverhältnisse des russischen Reiches. Petermanns Mitteilungen 27 381—387 (Gotha 1881).

von Ditmar, K., Reisen und Aufenthalt in Kamtschatka 1851—1855 (Petersburg 1890).

Donner, O., Die uralaltaischen Sprachen. Finnisch-ugrische Forschungen I 128—145 (Helsingfors-Leipzig 1901).

Finsch, Otto, Reise nach Westsibirien im Jahre 1876 (Berlin 1879).

Georgi, J. G., Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches I—IV (St. Petersburg 1776—1780).

Heikel, Axel, Antiquités de la Sibérie occidentale. Suomalais-ugrilaisen Seuran toimituksia VI (Helsingfors 1894).

Hiekisch, C., Die Tungusen (St. Petersburg 1879).

Jacobi, A., Eine völkerkundliche Sammlung von den europäischen Samojeden. Abhandlungen und Berichte des Kgl. Zoolog und Anthrop.-Ethnograph. Museums zu Dresden XV Nr. 2 (Leipzig 1917 [1918]).

Jochelson, Waldemar, The Koryak. The Jesup North Pacific Expedition VI 1 2 (Leiden-New York 190 —1908)

— — The Yukaghire and the Yukaghirized Tungus. Ebenda IX p. 1 (Leiden-New York 1910).

— V. J., Drevnija i sovremennyja podzemnyja žilišča plemen S-V. Azii i S-Z Ameriki. Ežegodnik russkago antropologičeskago Obščestva pri Imp. S.-Peterburgsk. Universitetě II 16—56 (S.-Peterburg 1908).

Klemenc, D., Drevnosti Minusinskago muzea, izd. Inokentija Kusnecova (Tomsk 1886)

Kohn, Albin, und Andree, Richard, Sibirien und das Amurgebiet I/II (Leipzig 1876).

Krascheninnikow, Stephan, Beschreibung des Landes Kamtschatka, in das Deutsche übersetzt von Joh. Tob. Köhler (Lemgo 1766).

Laufer, Berthold, The decorative art of the Amur tribes. The Jesup North Pacific Expedition. Memoir of the American Museum of Natural History IV 1 (Leiden-New York 1902).

Martin, F. R., Sibirica. Ein Beitrag zur Kenntnis der Vorgeschichte und Kultur sibirischer Völker (Stockholm 1897).

Maydell, Gerhard, Putešestvie po sěvero-vostočnoj časti Jakutskoj Oblasti v 1868—1870 godach. 2 Bde. und Atlas (Sanktpeterburg 1894—1896).

von Middendorff, A. Th., Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens während der Jahre 1843 und 1844 I—IV (St. Petersburg 1847 bis 1875).

Müller, Ferdinand, Unter Tungusen und Jakuten (Leipzig 1882).

Nansen, Fridtjof, Sibirien (Leipzig 1914).

von Nordenskiold, Adolf Erik, Die Umseglung Asiens und Europas auf der Vega I/II (Leipzig 1882).

Olsen, Ørjan, Et primitivt folk. De mongolske ren-nomader (Kristiania 1915).

Pallas, P. S., Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches Tl. 1—3 (St. Petersburg 1771—1776).

Pekarskij, E. K., i Cvětkov, V. P., *Očerki byta prijanskich Tungusov. Sbornik Muzeja Antropologii i Etnografii pri Imper. Akademii Nauk II 1 (S.-Peterburg 1913).*

— i Vasiljev, V. N., *Plašč i buben jakutskago šamana.* S. A. Materialy po etnografii Rossii I (S.-Peterburg 1910).

Preuß, Theodor, Die Begräbnisarten der Amerikaner und Nordasiaten (Königsberg 1894).

Prinz, Julius, Ethnographische Beobachtungen im Tienshan (Kirgisen). Anzeiger der ethnograph. Abteilung des ungar. Nationalmuseums, Jahrg. VII, 76—99 (Budapest 1915).

Radloff, Wilhelm, Aus Sibirien I/II (Leipzig [2] 1893).

— W. W., Atlas drevnostej Mongolii. Vypusk I—IV. Trudy Orchonskoj Ekspedicii (Sanktpeterburg 1892 - 1899).

— K voprosu ob Uigurach. Zapiski Imp. Akademii Nauk LXXII 2, priloženie (Sanktpeterburg 1893).

— Kudatku Bilik I/II (Sanktpeterburg 1890, 1910).

— Sibirskija drevnosti I/II 1. Materialy po archeologii Rossii No. 3, 5, 15, 27 (Sanktpeterburg 1888, 1891, 1894, 1902).

Riedel, Fr., Die Polarvölker (Halle 1902).

Sarytschew, G., Achtjährige Reise im nordöstlichen Sibirien I/II. Übersetzt von J. H. Busse (Leipzig 1805/06).

Schrenck, Al. G., Reise nach dem Nordosten des europäischen Rußlands I/II (Dorpat 1848—1854).

Schrenk, L., Ob inorodcach Amurskago kraja I/II (Sanktpeterburg 1883, 1899).

Semayer, Willibald, Wogulisch-ostjakische ornamentierte Rindengefäße. Anzeiger der ethnograph. Abteilung des ungar. Nationalmuseums, Jahrg. IV 25—44 (Budapest 1905).

— Die Tracht der Ostjaken und ihre Stickereien. Ebenda, Jahrg. VI 167—174 (Budapest 1914).

Sirelius, U. T., Die Handarbeiten der Ostjaken und Wogulen. Journal de la Société Finno-ougrienne XXII 1 (Helsingfors 1903).

— Über die primitiven Wohnungen der finnischen und obugrischen Völker. S. A. (Helsingfors 1910).

— Über einige Prototype des Schlittens. Journal de la Société finno-ougrienne XXX 32 (Helsingfors 1913—1918).

— Ornamente auf Birkenrinde und Fell bei den Ostjaken und Wogulen (Helsingissä 1904).

Sommier, St., Un Estate in Siberia (Firenze 1885).

Stadling, J., Shamanism i Norra Asien. Populära etnologiska Skrifter VII (Stockholm 1912).

Steller, Georg Wilh., Beschreibung von dem Lande Kamtschatka (Frankfurt und Leipzig 1774).

Sternberg, Leo, Die Religion der Giljaken. Archiv für Religionswissenschaft VIII 244—274, 456—473 (Leipzig 1905).

Šternberg, L. J., Giljaki. S. A. Etnografič. Obozrěnie, Kn. 60, 61, 63 (Moskva 1905).

von Strahlenberg, Ph. J., Der Nord- und Östliche Theil von Europa und Asien (Stockholm 1730).
Szinnyei, Josef, Finnisch-ugrische Sprachwissenschaft. Sammlung Göschen 463 (Leipzig 1910).
Vasiljev, V. N., Izobraženija dolgano-jakutskich duchov, kak atributy šamanstva. S. A. Živaja Starina 1909 II/III (S.-Peterburg 1910).
— Kratkij očerk byta Karagassov. S. A. Etnografič. Obozrěnie, Kn. 84—85 (Moskva 1910).
— Kratkij očerk inorodcev sěvera Turuchanskago kraja. Ežegodnik russkago antropolog. Obščestva pri Imp. S.-Peterburgsk. Universitetě II str. 57—87 (S.-Peterburg 1908).
— Šamanskij kostjum i buben u Jakutov. Sbornik Muzeja po Antropologii i Etnografii VIII (S.-Peterburg 1910).

Mittel- und Südwestasien

Almásy, György, Ornamentik der Karakirgisen. Anzeiger der ethnographischen Abteilung des ungarischen Nationalmuseums. Jahrg. 2/3, S 144—152 (Budapest 1907).
Banse, Ewald, Harem, Sklaven, Karawanen (Wien, Berlin, Leipzig. München ² 1921).
Blunt, Anne, Bedouin tribes of the Euphrates I/II (London 1879).
Brockelmann, C., Semitische Sprachwissenschaft. Sammlung Göschen 291 (Leipzig 1906).
Canaan, T, Aberglaube und Volksmedizin im Lande der Bibel. Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstitutes XX (Hamburg 1914).
Dussaud, René, Les Arabes en Syrie avant l'Islam (Paris 1907).
Hell, Joseph, Die Kultur der Araber. Wissenschaft und Bildung (Leipzig 1909).
Hölscher, Gustav, Landes- und Volkskunde Palästinas. Sammlung Göschen 345 (Leipzig 1907).
Huart, Cl., Geschichte der Araber. Deutsch von Seb. Beck und Moritz Färber. 2 Bde. (Leipzig 1914—1915).
Karutz. Dr. R., Unter Kirgisen und Turkmenen. Aus dem Leben der Steppe. Mit einem Beitrage von Dr. von Hornbostel [Notizen über kirgisische Musikinstrumente und Melodien] (Leipzig 1911).
Krafft, Hugues, A travers le Turkestan russe (Paris 1902).
Landsdell, Henry, Russisch-Zentralasien, nebst Kuldscha, Buchara, Chiwa und Merw. Deutsche Ausgabe, bearbeitet von H. von Wobeser I—III (Leipzig 1885).
Löhr, Max, Volksleben im Lande der Bibel. Wissenschaft und Bildung VII (Leipzig 1907).
Musil, Alois, Arabia Petraea III. Ethnologischer Reisebericht (Wien 1908).
Olufsen, O., The Emir of Bokhara and his country (Copenhagen-London 1911).
Ritter, N., Mesopotamische Studien I. Arabische Flußfahrzeuge auf Euphrat und Tigris. Der Islam IX 121—143 (Straßburg 1919).
Schuyler, Eugene, Turkistan. 2 Bde. (New York 1885).

von Schwarz, *Franz, Turkestan (Freiburg i. Br. 1900).*
Vámbéry, Hermann, Das Türkenvolk (Leipzig 1885).
Zaturpanskij, Choros, Reisewege und Ergebnisse der deutschen Turfan-Expeditionen. Oriental. Archiv III 116—127 (Leipzig 1912/13).

Vorderasien und Iran

Andreev, M. S., i Polovcov, A. A., Materialy po etnografii iranskich plemeń srednej Azii. Sbornik Muzeja po Antropologii i Etnografii pri Imp. Akademii Nauk IX (S.-Peterburg 1911).
Badger, The Nestorians and their rituals. 2 Bde. (London 1852).
Banse, Ewald, Das Orientbuch (Straßburg 1914).
— Die Türkei (Braunschweig 1916).
Bellew, H. W., An inquiry into the ethnography of Afghanistan (Woking 1891).
Benjamin, S. G. W., Persia and the Persians (London 1887).
Brown, E. G., A year among the Persians. Impressions as to the life, character and thought of the people of Persia (London 1893).
Dussaud, René, Histoire et religion des Nosairis (Paris 1900).
Forrer, Emil, Ausbeute aus den Boghazköi-Inschriften. Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft Nr. 61 (Berlin 1921).
Gayet, Al., L'Art persan (Paris 1895).
Grothe, Hugo, Die Bevölkerungselemente Persiens I. Oriental. Archiv I 18—25 (Leipzig 1910/11).
Haberlandt, Arthur, Alpine Gebirgsvölker in Mittelasien. S. A. aus den Berichten des Forschungs-Institutes für Osten und Orient in Wien III (1919).
Handcock, Percy S. P., Mesopotamian archaeology (London 1912).
von Haxthausen, August Frh., Transkaukasia. Tl. I/II (Leipzig 1856).
Hommel, Fritz, Grundriß der Geographie und Geschichte des alten Orients (München [2]1904 ff.).
Horten, Max, Die Geheimlehre der Drusen. Korrespondenzblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte LIX 33—36 (Braunschweig 1918).
— Die Geheimlehre der Jezidi. Der Neue Orient III 105—107 (Berlin 1918).
Hüsing, Georg, Die Völker Alt-Kleinasiens. Wiener prahistorische Zeitschrift, Jahrg. 7/8, S. 29—52 (Wien 1921).
Jacob, Georg, Geschichte des Schattentheaters (Berlin 1907).
Jaworskij, J. L., Reise der russischen Gesandtschaft in Afghanistan und Buchara. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Ed. Petri I/II (Jena 1885).
Journal of the Gipsy-Lore Society, New Series I ff. (Liverpool 1907/08 ff.).
von Kremer, Alfred, Culturgeschichte des Orients unter den Chalifen. 2 Bde. (1875—1877).
Lecomte, Prétextat, Les arts et métiers de la Turquie et de l'Orient (Paris 1902).
Manuel d'Art musulman: I. Saladin, L'Architecture. II. Gaston Migeon, Les arts plastiques et industrielles (Paris 1907).

Meyer, Eduard, Reich und Kultur der Chetiter (Berlin 1914).
Oberhummer, K., und Zimmerer, H., Durch Syrien und Kleinasien (Berlin 1898).
Orient, Der alte Orient I ff. (Leipzig 1899 ff.).
Orientalisches Archiv, herausgegeben von Hugo Grothe, I—III (Leipzig 1910—1913).
Perrin, N., L'Afghanistan (Paris 1842).
Polak, J. Ed., Persien, das Land und seine Bewohner. Tl. I/II (Leipzig 1865).
Roskoschny, Hermann, Afghanistan und seine Nachbarländer I/II (Leipzig, o. J.).
von Schultz, Arved, Die Pamirtadschik (Gießen 1914).
Sheil, Glimpses of life and manners in Persia (London 1856).
von Stark, E., Babylonien und Assyrien (Marburg a. d. L. 1907).
Vámbery, Hermann, Sittenbilder aus dem Morgenlande (Berlin [2] 1877).

Hochasien

Biddulph, J., Tribes of the Hindoo-Koosh (Calcutta 1880).
Boeck, Kurt, Indische Gletscherfahrten. Reisen und Erlebnisse im Himalaya. (Stuttgart und Leipzig 1900).
— Durch Indien ins verschlossene Land Nepal (Leipzig 1903).
Dames, M. L., The Baloch race (London 1904).
Dutreuil de Rhins, J. L, Mission scientifique dans la Haute Asie 1890—1895 II (F. Grenard, Le Turkestan et le Tibet).
Futterer, K., Durch Asien. 3 Bde. (Berlin 1901 f.).
Grünwedel, A., Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei (Leipzig 1900). Schriftennachweis!
Hamilton, F., An account of the kingdom of Nepal (Edinburgh 1819).
von Hedin, Sven, Transhimalaya. 3 Bde. (Leipzig 1909 ff.).
von Hellwald, Fr., Zentralasien, 2. Ausgabe (Leipzig 1879).
Huc und Gabet, Wanderungen durch die Mongolei nach Thibet (Leipzig 1855).
von Hügel, C., Kaschmir und das Reich der Siek. 4 Bde. (Stuttgart 1840 bis 1848).
Robertson, G. S., The Kafirs of the Hindu-Kush. New Edition (London 1900).
Rockhill, W., Notes on the Ethnology of Tibet (Smithsonian Institution Report for 1893, Washington 1895).
Sarat Chandra Das, Journey to Lhasa and Central Tibet. Ed. W. W. Rockhill (London 1902).
von Schlagintweit, H., Reisen in Indien und Hochasien. 4 Bde. (Jena 1869—1880).
von Ujfalvy, K. E., Aus dem westlichen Himalaja (Leipzig 1884).
Waddell, L. A., Among the Himalayas (Westminster 1899).
Wright, O., History of Nepāl . . . with an introductory sketch of the country and people of Nepāl by the editor (Cambridge 1877).

Indien

1. Vorgeschichte und Geschichte

Barth, A., The Religions of India, transl. by J. Wood. New Edition (London 1914).

British Museum, A Guide to the Antiquities of the Stone Age. 2. Ed. (London 1911).

— A Guide to the Antiquities of the Bronze Age (London 1904).

Dubois, J. A., Hindu Manners, Customs and Ceremonies, transl. and ed. by Beauchamp (Oxford 1897).

Foote, R. B., Catalogue of the prehistoric antiquities (Government Museum Madras 1901).

Grünwedel, A., Buddhistische Kunst in Indien. 2. Aufl. (Handbücher der Kgl. Museen, Berlin 1900.)

Haberlandt, M., Die Hauptliteraturen des Orients. I. Teil, mit Schriftennachweis (Sammlung Göschen, Leipzig 1902).

Hardy, E., Die vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indien (Münster i. W. 1893).

Helmolt, H., Weltgeschichte I. 2. Aufl. (Leipzig 1913). (Schriftennachweis für Indien und Hochasien.)

Hillebrandt, A., Altindien, Kulturgeschichtliche Skizzen (Breslau 1899).

Kern, H., Der Buddhismus und seine Geschichte in Indien. 2 Bde. (Leipzig 1862—1864).

Rhys Davids, T. W., Der Buddhismus (Reclams Universalbibliothek).

Rivett-Carnac, J. H., On Stone Implements from the North Western Provinces of India (Journ. Asiat. Society of Bengal, Calcutta 1883).

Schmidt, E., Die Prähistorie des südlichen Indien (Globus LXXXI, 1902).

Wilkins, W. J., Hindu Mythology (Calcutta 1882).

— Modern Hinduism. 2. Aufl. (London 1900).

Woermann, K., Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker II. 2. Aufl. (Leipzig 1915). (Gute Bilder und Schriftennachweis.)

Wurm, Geschichte der indischen Religion (Basel 1874).

Ziegenbalg, B., Genealogie der malabarischen Götter (Erlangen 1867).

Zimmer, H., Altindisches Leben (Berlin 1879).

2. Volks- und Völkerkunde

Andree, K., Die Metalle bei den Naturvölkern (Leipzig 1884).

Baines, A., Ethnography of India (Castes and Tribes) mit ausführlichem Schriftennachweis von W. Siegling. Grundriß der indoarischen Philologie und Altertumskunde II 5 (Straßburg 1912).

Birdwood, G. M., The industrial arts of India. 4. Ed. (London 1884).

Census of India 1900 (Calcutta 1903).

— 1910 (Calcutta 1911 ff.).

Crooke, W., Natives of Northern India (London 1907).

— The North-Western Provinces of India (London 1897).

Dalton, E. T., Descriptive ethnology of Bengal (Calcutta 1872).

Fischer, L. H., Indischer Volksschmuck und die Art, ihn zu tragen (Annalen des Naturhistorischen Hofmuseums V, Wien 1890).

Grierson, G. A., Bihār peasant life (Calcutta 1885).
Haberlandt, M., Völkerschmuck, 109 Tafeln („Die Quelle“, Mappe X, Wien und Leipzig).
von Hellwald, F., Haus und Hof (Leipzig 1888).
Imperial Gazetteer of India. 3. Aufl. (Oxford 1907—1909).
Iyer, Ananta Krishna, The Cochin Tribes and Castes (Madras 1909).
Jolly, J., Recht und Sitte. (Grundriß der indoar. Philologie und Altertumskunde II 8 (Straßburg 1896).
Konow, Sten, Notes on the Munda family of speech in India (Anthropos III, 1908).
Linguistic Survey of India. Herausgegeben von G. A. Grierson und Sten Konow (Calcutta 1903 ff.).
Reuleaux, Eine Reise quer durch Indien im Jahre 1881 (Berlin 1884).
Schmidt, E., Beiträge zur Anthropologie Südindiens. Archiv für Anthropologie N. F. IX (Braunschweig 1910).
— Reise nach Südindien (Leipzig 1894).
Thurston, E. und Rangachari, K., Castes und Tribes of Southern India. 7 Bde. (Madras 1909/10).

3. Primitivgruppen

Census of India 1900 und 1910, Ethnogr. Appendices.
Dahmen, P., The Paliyans, a Hill-Tribe of the Palni Hills (South India) (Anthropos III, 1908).
Dalton s. o.
Hayavadana Rao, The Gonds of the Eastern Ghauts, India (Anthropos V, 1910).
Jagor, Aus Fedor J.s Nachlaß I. Südindische Volksstämme. Herausgegeben von Albert Grünwedel (Berlin 1914).
Rivers, W. H. R., The Todas of the Nilgiri Hills (London 1906).
Rossillon, P., Mœurs et Coutumes du peuple Kui (Indes Anglaises) (Anthropos VI, VII; 1911, 1912).

Ceylon

Parker, H., Ancient Ceylon (London 1909).
Sarasin, P. und F., Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen in Ceylon in den Jahren 1884—1886. 3 Bde. und Anhang: Die Steinzeit auf Ceylon (Wiesbaden 1892).
Schmidt, Emil, Ceylon (Berlin 1897).
Schroeter, K., Die Anfänge der Kunst im Tierreich und bei Zwergvölkern. Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte, H. 30 (Leipzig 1914).
Seligmann, C. G., und Brenda, Z., The Veddas (London 1911).
Tennent, J. E., Ceylon, an account . . . 2 Bde. 5. Aufl. (London 1859/60).

An Zeitschriften seien außer den bereits öfter erwähnten deutschen Veröffentlichungen noch hervorgehoben:

The Indian Antiquary, Journal of the Asiatic Society of Bengal und die übrigen Schriften der Gesellschaft.
The Journal of Indian Arts, Journal of the Anthropological Society of Bombay, Orientalische Literaturzeitung mit ihren Abteilungen usw.

Gute Bilder findet man bei
Buschan, C., Die Sitten der Völker II.

Für alle einschlägigen kulturhistorischen Fragen sei auf den „Grundriß der indoarischen Philologie und Altertumskunde" verwiesen. Bei Baines (ebenda s. o.) ist auf 38 Seiten von W. Siegling ein kritisch ausgewählter Schriftennachweis zur Ethnographie im besonderen geboten.

China

Bacot, Les Mo-So (Leiden 1913).
Bishop, Carl Whiting, The geographical factor in the development of Chinese civilization. The Geographical Review I (New York 1922).
v. Brandt, Max, China, Japan, Korea („Weltgeschichte", herausgegeben von Hans Helmolt. 2. Aufl. [Leipzig 1913]).
Chavannes, Ed., Mission archéologique dans la Chine septentrionale (Paris 1909).
Clarke. Samuel R., Among the Tribes in South-West China (London 1911).
Conrady, A., China („Weltgeschichte", herausgegeben von Pflug-Harttung III [Berlin 1910]).
Cordier, Bibliotheca sinica. 4 vol. 2. Aufl. 1904—08 (Paris 1878).
— Les Lolos (Leiden 1907).
Dols, P. J., La vie chinoise dans la province de Kan-sou, Chine. Anthropos X/XI 68f. 466f. 726f. (Wien 1915/16).
— L'enfance chez les Chinois de la province de Kan-sou. Anthropos III 761f. (Wien 1908).
Erkes, Ed., China. Perthes' kleine Völker- und Länderkunde (Gotha 1919). [Sehr inhaltreich und mehrfach im Texte benutzt.]
— Der Totemismus bei den Chinesen und ihren Nachbarvölkern. Ostasiatische Zeitschrift VI (Berlin 1918).
Forke, Alb., Die Völker Chinas (Berlin 1907).
Franke, O., Das Grundeigentum in China in ethischer und rechtlicher Bedeutung (Berlin 1904).
de Groot, Les fêtes annuellement célébrées à Émoui (Amoy). 2 vol. (Paris 1886).
— The religious system of China. 6 vol. (Leiden 1892—1910).
Grube, W., Pekinger Volkskunde. Veröffentlichung aus dem Staatlichen Museum für Völkerkunde VII (Berlin 1901).
Grunzel, Joseph, Die Landwirtschaft in China. Globus LIV 161f. 193f. 252f. (Braunschweig 1888).
Hirth, Chinesische Studien I (München und Leipzig 1889).
Laufer, B., Chinese pottery of the Han-dynasty (Leiden 1909).
— Zur kulturhistorischen Stellung der chinesischen Provinz Shansi. Anthropos V 181f. (Wien 1910).
Liétard, Au Yun-nan: Les Lo-Lo P'o. Anthropos-Bibliothek I 5 (Münster 1913).
Messing, Otto, Confuzianismus. Zeitschrift für Ethnologie XLVI 754f. (Berlin 1914).
Münsterberg, O., Chinesische Kunstgeschichte. 2 vol. (Eßlingen 1910, 1912).
Nagel, A., Der chinesische Küchengott. Archiv für Religionswissenschaft XI.

Plath, Die fremden barbarischen Stämme des alten China (München 1874).
Read, C. H., Relics from Chinese tombs (Man 1901).
Reinecke, P., Über einige Beziehungen der Altertümer Chinas zu denen des skythisch-sibirischen Völkerkreises. Zeitschrift für Ethnologie XXIX 141 f. (Berlin 1897).
v. Richthofen, F., China. 5 vol. (Berlin 1877—1912).
v. Rosthorn, A., Geschichte Chinas. (Mit Erlaubnis des Verfassers im Manuskript benutzt.)
— Einige Bemerkungen zur Frage der Völkermischungen in China. Berichte des Forschungsinstituts für Osten und Orient II 501 f.
— Sind die Tschinesen ein autochthones Volk? Ber. F. I. f. O. und O. II.
Schotter, P. Aloys, Notes ethnographiques sur les tribus du Kouy-tcheou (Chine). Anthropos III 397 f., IV (1909) 318 f., VI (1911) 318 f. (Wien 1908)
Stenz, P. Georg M., Beiträge zur Volkskunde Südschantungs, herausgegeben und eingeleitet von A. Conrady. Veröffentlichung des Städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig I (1907).
— Der Bauer in Schantung. Anthropos I 435 f. 839 f. (Wien 1906).
Strzoda, W., Die Li auf Hainan. Zeitschrift für Ethnologie XLIII 193 f. (Berlin 1911).
Tiessen, China, das Reich der achtzehn Provinzen (Berlin 1902).
Vial, Les Lolos (Schanghai 1898).
Volpert, P. B., Das chinesische Schauspielwesen in Südschantung. Anthropos V 367 f. (Wien 1910).
— Gräber und Steinskulpturen der alten Chinesen. Anthropos III 14 f. (Wien 1908).

Japan

Baelz, E., Menschen-Rassen Ostasiens mit spezieller Rücksicht auf Japan. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 167 f. (1901).
— Zur Vor- und Urgeschichte Japans. Zeitschrift für Ethnologie XXXIX 281 f. (Berlin 1907).
Batchelor, John, The Ainu and their folklore (London 1901).
Die preußische Expedition nach Ostasien. I—IV (Berlin 1865).
Florenz, K., Japanische Mythologie (Tokyo 1901).
— Japanische Annalen (Nihongi) 2. Aufl. (Tokyo 1903).
Haberlandt, Über eine Graburne von den Liukiuinseln. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (1893).
— Volk und Kultur von Japan (Wien 1894).
Koganei, Über die Urbewohner von Japan. Globus LXXXIV 101 f. 117 f. (Braunschweig 1903).
Mitteilungen der deutschen ostasiatischen Gesellschaft.
Mitteilungen der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.
Morse, Edward, Shellmounds of Omori. Mem. of the Science Department, Univ. of Tokyo (Tokyo 1879).
Münsterberg, O., Japanische Kunstgeschichte. 3 vol. (Braunschweig 1904—1907).

Rein, J. J., Japan. 2 vol. (Leipzig 1881 und 1886). 2. Aufl. I (Leipzig 1905).
Scheube, Die Ainos. Mitteilungen der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens XXVI (Yokohama 1882).
v. Siebold, H., Ethnologische Studien über die Aino auf der Insel Yesso (Berlin 1881).
v. Siebold, Ph. Fr., Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan. 2. Aufl., herausgegeben von Alex. und Heinrich v. Siebold. 2 vol. (Würzburg und Leipzig 1897).
Simon, M. H., Beiträge zur Kenntnis der Riukiuinseln (Leipzig 1914).
Tsuboi im Journal of the Anthropological Society (Tokyo 1887—1903 [passim]).

Korea

Carles, W. R., Life in Corea (London 1888).
Fischer, A., Erfahrungen auf dem Gebiete der Kunst und sonstige Beobachtungen in Ostasien. Zeitschrift für Ethnologie XLI 1 ff. (Berlin 1909).
Gottsche, Karl, Über Land und Leute in Korea. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde XIII 245 f. (Berlin 1886).
Koike, Masanao, Zwei Jahre in Korea. Aus dem Japanischen übersetzt von R. Mori. Internationales Archiv für Ethnographie IV 1 f. (Leiden 1891).
Oppert, Ernst, Ein verschlossenes Land (Leipzig 1880).
Schmeltz, J. D. E., Die Sammlungen aus Korea im ethnographischen Reichsmuseum zu Leiden. Internationales Archiv für Ethnographie IV 45 f. (Leiden 1891).

Mongolei

Consten, H., Weideplätze der Mongolen. 2 Bde. (Berlin 1919).
Grünwedel, A., Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei (Leipzig 1900).
Huc und Gabet, Wanderungen durch die Mongolei nach Thibet (Leipzig 1855).
Huth, G., Geschichte des Buddhismus in der Mongolei, 2 Bde. (Straßburg 1892—1896).
Köppen, C. F., Die Religion des Buddha II (Berlin 1859).
Melnikow, N., Die ehemaligen Menschenopfer und der Schamanismus bei den Burjäten des Irkutskischen Gouvernements, Globus LXXV (Braunschweig 1899).
Pallas, Sammlung historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften. 2 Bde. (Petersburg 1771, 1801).

Südostasien[1]

Bibliographien

Cordier, Henri, Bibliotheca Indosinica. 4 Bde. (Paris 1912—1915.) [Bd. I Birma, Assam, Tschittagong, Siam, Französisch-Laos. Bd. II Malaiische Halbinsel. Bd. III und IV Französisch-Indochina.]

[1] Arbeiten, die für den betreffenden Gegenstand einen ausführlichen Schriftennachweis enthalten, sind mit S., während der Kriegs- und Nachkriegszeit erschienene Werke, die bei der Abfassung des Abschnittes über Südostasien nicht benützt werden konnten, mit x bezeichnet.

Orientalische Bibliographie. Herausgegeben von L. Scherman (Berlin seit 1887).

Repertorium op de Litteratuur betreffende de Nederlandsche Koloniën in Oost- en West-Indië voor zoover zij verspreid is in Tijdschriften en Mengelwerken. Herausgegeben zuerst von J. C. Hooykas, dann von A. Hartmann, zuletzt von W. J. P. J. Schalker und W. C. Muller Bisher 8 Bde. (zuerst Amsterdam, dann 's-Gravenhage 1877—1922).

Zeitschriften

Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië ('s-Gravenhage seit 1853).

The Indian Antiquary (Bombay seit 1872).

De Indische Gids (Amsterdam seit 1879).

Journal and Proceedings of the Asiatic Society of Bengal (Calcutta seit 1905).

Journal of the Asiatic Society of Bengal (Calcutta 1832—1904).

The Journal of the Indian Archipelago and Eastern Asia (Singapore 1847—1862).

Journal of the Straits Branch of the Royal Asiatic Society (Singapore seit 1878).

Nederlandsch Indië oud en nieuw (Amsterdam seit 1916).

Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde (Batavia seit 1853).

Tijdschrift voor Nederlandsch Indië (seit 1838).

T'oung Pao. Archives concernant l'Histoire, les Langues, la Géographie et l'Ethnographie de l'Asie Orientale (Leiden seit 1890).

Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen (Batavia seit 1779).

Unter den in Europa erscheinenden oder erschienenen allgemeinen Fachzeitschriften kommen vor allem die holländischen, englischen und französischen für die betreffenden Kolonialgebiete in Betracht, ferner das in Leiden erscheinende Internationale Archiv für Ethnographie, der in St. Gabriel-Mödling (bei Wien) erscheinende, ebenfalls internationale Anthropos und unter den deutschen Zeitschriften Globus und Zeitschrift für Ethnologie.

Südostasien im ganzen oder größere Teile

Bastian, Adolf, Die Völker des östlichen Asien. Bd. I Geschichte der Indochinesen (Leipzig 1866). Bd. II Reisen in Birma in den Jahren 1861—62 (Leipzig 1866). Bd. III Reisen in Siam im Jahre 1863 (Jena 1867). Bd. IV Reise durch Kambodja nach Cochinchina (Jena 1868). Bd. V Reisen im Indischen Archipel (Jena 1869).

Beylié, L. de, L'Architecture Hindoue en Extrême-Orient (Paris 1907).

Bijdragen tot de kennis van het gebruik van Sirih in Nederlandsch Oost-Indië. Bulletin van het Koloniaal Museum te Haarlem No. 32 (Amsterdam 1905).

Coedès, G., Le Royaume de Çrivijaya. Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient XVIII (Hanoi 1918).

Encyclopaedie van Nederlandsch-Oost-Indië. 2. Druk, 4 Bde. ('s-Gravenhage und Leiden 1917—1921). Dazu die seit 1922 erscheinenden „*Aanvullingen en Wijzigingen*", bisher 4 Hefte. S. [Wichtigstes Nachschlagewerk für Völker- und Sprachenkunde, Kultur und Geschichte Niederländisch-Indiens.]

Fergusson, James, History of Indian and Eastern Architecture. 2. Aufl., Bd. II (London 1910).

Foy, W., Schwerter von der Celebes-See. Publikationen aus dem Königl. Ethnographischen Museum zu Dresden XII (Dresden 1899).

— Schemelartige Kokosnußschaber. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien XXXIV (Wien 1904).

Frobenius, L., Die Schilde der Ozeanier. Die ozeanischen Bogen. Naturwissenschaftliche Wochenschrift XV (1900).

Haddon, A. C, The Outriggers of Indonesian Canoes. The Journal of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland (London 1920). S.

Heger, Franz, Alte Metalltrommeln aus Südostasien. 2 Bde. (Leipzig 1902). S.

Hein, Wilhelm, Indonesische Schwertgriffe. Annalen des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums XIV (Wien 1899).

Heine-Geldern, Robert, Gibt es eine austroasiatische Rasse? Archiv für Anthropologie, Neue Folge XVIII (Braunschweig 1920).

Horwitz, Hugo Theodor, Die Armbrust in Ostasien. Zeitschrift für historische Waffenkunde VII (Dresden 1916).

Jasper, J. E., en Pirngadie, Mas, De Inlandsche Kunstnijverheid in Nederlandsch-Indië. 3 Bde. ('s-Gravenhage 1912—1916).

Katalog des Ethnographischen Reichsmuseums. Bisher 16 Bde. (Leiden 1909—1923). S.

Kern, H., Verspreide Geschriften, Bd. III ff. [bisher bis Bd. VII erschienen] ('s-Gravenhage 1915 ff.).

Kruijt, Alb. C., Het Animisme in den Indischen Archipel ('s-Gravenhage 1906). S.

Lefèvre-Pontalis, Pierre, L'invasion thaie en Indo-Chine. T'oung Pao VIII, 2 Serie X (Leiden 1897, 1909).

Lehmann, J., Flechtwerke aus dem Malaiischen Archipel. Veröffentlichungen aus dem Städtischen Volkermuseum zu Frankfurt am Main (Frankfurt am Main 1912).

Lewin, L., Über Areca Catechu. Chavica Betle und das Betelkauen (Stuttgart 1889).

Loebèr jr, J. A., Geïllustreerde Beschrijvingen van Indische Kunstnijverheid. 8 Teile (Koloniaal Instituut Amsterdam 1903—1916). S.

Meyer, A. B., Altertümer aus dem Ostindischen Archipel und angrenzenden Gebieten unter besonderer Berücksichtigung derjenigen aus der hinduischen Zeit. Publikationen aus dem Königlichen Ethnographischen Museum zu Dresden IV (Leipzig 1884).

— Foy, W., und Richter, O., Ethnographische Miscellen. Abhandlungen und Berichte des Königlichen Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden, Bd. IX Nr. 6, Bd. X Nr. 6 (Berlin 1901, 1903).

Miscellaneous Papers relating to Indo-China. 4 Bde. (London 1886, 1887).
Müller-Wismar, Wilhelm, Austroinsulare Kanus als Kult- und Kriegssymbole. Baeßler-Archiv II (Berlin 1912).
Nieuwenhuis, A. W., Der Gebrauch von Pfeil und Bogen auf den großen Sundainseln. Internationales Archiv für Ethnographie XIX (Leiden 1909).
— Die Veranlagung der Malaiischen Völker des ostindischen Archipels. Internationales Archiv für Ethnographie XXI Supplement, XXII, XXIII, XXV (Leiden 1913—1921).
Perry, W. J., The Megalithic Culture of Indonesia (London, New York, Bombay 1918). x
Pleyte, C. M., De praehistorischen steenen wapen en werktuigen uit den Oost-Indischen Archipel, beschouwd uit een archaeologisch en ethnographisch oogpunt. Bijdragen tot de Taal-, Land-, en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië 5. Volgreeks, Bd. II ('s-Gravenhage 1887)
— De geographische verbreiding van het koppensnellen in den Oost-Indischen Archipel. Tijdschrift van het Kon. Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap, 2. Serie VIII (1891).
— Sumpitan dan Bow in Indonesia. Internationales Archiv für Ethnographie IV (Leiden 1891).
— Indonesisches Feuerzeug. Globus LIX (Braunschweig 1891).
— Indonesische Masken. Globus LXI (Braunschweig 1892).
Plischke, Hans, Der Fischdrachen. Veröffentlichungen des städtischen Museums für Völkerkunde in Leipzig (Leipzig 1922).
Sachs, Curt, Die Musikinstrumente Indiens und Indonesiens. 2 Aufl. (Berlin 1923).
Schmidt, P. W., Die Mon-Khmer-Völker, ein Bindeglied zwischen den Völkern Zentralasiens und Austronesiens (Braunschweig 1906).
— Die Mythologie der austronesischen Völker. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien XXXIX (Wien 1909).
— Grundlinien einer Vergleichung der Religionen und Mythologien der austronesischen Völker. Denkschriften der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse LIII (Wien 1910).
— Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen (Stuttgart 1910).
Tillema, H. F. „Kromoblanda", over't vraagstuk van „hed Wonen" in Kromo's groote land. 6 Bde. ('s-Gravenhage 1915—1922).
Uhle, Max, Über die ethnologische Bedeutung der malaiischen Zahnfeilung. Abhandlungen und Berichte des Königl. Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden 1886/87 Nr. 4 (Berlin 1887).
Veth, P. J., Het Paard onder de Volken van het Maleische Ras (Leiden 1894).
Wilken, G. A., De verspreiden Geschriften. 4 Bde. (Semarang, Surabaya und 's-Gravenhage 1912).

Assam, Südostbengalen, Birma

Anderson, John, The Selungs of the Mergui Archipelago (London 1890).
The British Burma Gazetteer in two volumes. Compiled by Authority. 2 Bde. (Rangoon 1879/1880).

Carey, Bertram S., and Tuck, H. N., The Chin Hills. 2 Bde. (Rangoon *1896*).

Census of India 1891, Assam. By E. A. Gait. Vol. I. — Report (Shillong 1892).

Census of India *1901*, Vol. *IV*, Assam. *Part I. Report. By B. C. Allen (Shillong 1902)*.

— Vol. XII Burma. Part I. Report. By C. C. Lowis (Rangoon 1902).

Census of India 1911, Vol. III Assam. Part I. Report. By J. McSwiney (Shillong 1912).

— Vol. IX Burma. Part I. Report. By C. Morgan Webb (Rangoon 1912).

Cochrane, W. W., The Shans (Rangoon 1915). x

Colquhoun, Archibald Roß, Amongst the Shans (London 1885).

Cooper, T. T., The Mishmee Hills (London 1873).

Dalton, Eduard Tuite, Descriptive Ethnology of Bengal (Calcutta 1872).

Endle, Sidney, The Kacháris (London 1911).

Fea, Leonardo, Quattro Anni fra i Birmani e le Tribù limitrofe (Milano 1896)

Ferrars, Max and Bertha, Burma (London 1900).

Gait, E. A., A History of Assam (Calcutta 1906).

Gebauer, A. K., Die nördlichen Schanstaaten und ihre Bewohner. Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien LV (Wien 1912).

Gilhodes, P. Ch., Mythologie et Religion des Katchins (Birmanie). Anthropos III, IV (1908, 1909).

— La Religion des Katchins. Anthropos IV, VI (1909, 1911).

— La Culture matérielle des Katchins. Anthropos V (1910).

— Naissance et Enfance chez les Katchins. Anthropos VI (1911).

— Mariage et Condition de la Femme chez les Katchins. Anthropos VIII (1913).

— Maladies et Remèdes chez les Katchins. Anthropos X/XI (1915/16).

— Mort et Funérailles chez les Katchins. Anthropos XII/XIII, XIV/XV (1917/18, 1919/20).

Gurdon, P. R. T., The Khasis (London 1907).

Halliday, R., The Talaings (Rangoon 1917). x

Hamilton, Angus, In Abor Jungles (London 1912).

Hanson, O., The Kachins (Rangoon 1913).

Heine-Geldern, Robert, Kopfjagd und Menschenopfer in Assam und Birma und ihre Ausstrahlungen nach Vorderindien. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien XLVII (Wien 1917). S.

— Mutterrecht und Kopfjagd im westlichen Hinterindien. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien LI (Wien 1921).

Hodson, T. C., The Meitheis (London 1908) S.

— The Naga Tribes of Manipur (London 1911). S.

Hughes, W. Gwynne, The Hill Tracts of Arakan (Rangoon 1881).

Hutton, J. H., The Angami Nagas (London 1921). S.

— The Sema Nagas (London 1922). x

The Journal of the Burma Research Society (Rangoon seit 1911).

Lewin, T. H., Wild Races of South-Eastern India (London 1870).

Linguistic Survey of India, Vol. II Mōn-Khmēr and Siamese-Chinese Families. Compiled and edited by G. A. Grierson (Calcutta 1904). S. Vol. III Tibeto-Burman Family. Compiled and edited by G. A. Grierson. 3 Teile (Calcutta 1903—1909). S.

Lowis, C. C., A Note on the Palaungs of Hsipaw and Tawngpeng. Ethnographical Survey of India, Burma No. 1 (Rangoon 1906).

— The Tribes of Burma. Ethnographical Survey of India, Burma No. 4 (Rangoon 1910). S.

Mason, F., Religion, Mythology and Astronomy among the Karens. Journal of the Asiatic Society of Bengal XXXIV. Part II (Calcutta 1865).

— On Dwellings, Works of Art, Laws etc. of the Karens. Journal of the Asiatic Society of Bengal XXXVII, Part. II (Calcutta 1868).

Mills, J. P., The Lhota Nagas (London 1922). x

Milne, Leslie, Shans at Home (London 1910).

d'Orléans, Prince Henri, Du Tonkin aux Indes (Paris 1898).

Peal, S. E, Mehrere Artikel über Assam, besonders über die östlichen Nagastämme, enthalten in Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland III XI, XII (London 1874, 1882. 1893), Journal of the Asiatic Society of Bengal XLI Part I, LXIII Part III, LXV Part III (Calcutta 1872, 1894, 1896).

Phayre, Sir Arthur P., History of Burma including Burma proper, Pegu, Taungu, Tenasserim, and Arakan (London 1883).

Playfair, A., The Garos (London 1909). S.

Riebeck, Emil, Die Hügelstämme von Chittagong (Berlin 1885).

Roux, E., Aux Sources de l'Irraouaddi. Le Tour du Monde N. S. III (Paris 1897).

Sachs, Curt, Die Musikinstrumente Birmas und Assams im K. Ethnographischen Museum zu München (München 1917).

Scherman, Lucian, Wohnhaustypen in Birma und Assam. Archiv für Anthropologie, Neue Folge XIV (Braunschweig 1914).

— Lucian und Christine, Im Stromgebiet des Irrawaddy, Birma und seine Frauenwelt (München-Neubiberg 1922).

Scott, J. George, and Hardiman, J. P., Gazetteer of Upper Burma and the Shan States. 5 Bde. (Rangoon 1900/01).

Shakespear, J., The Lushei Kuki Clans (London 1912). S.

Shway Yoe (Sir J. George Scott), The Burman, his Life and Notions. 3rd Edition (London 1910).

[Stack, Edward, Lyall, Sir Charles], The Mikirs, from the Papers of the late Edward Stack, arranged and supplemented by Sir Charles Lyall (London 1908).

Stegmiller, P. F., Aus dem religiösen Leben der Khasi. Anthropos XVI/XVII (St. Gabriel-Mödling 1921/22).

Temple, Sir R. C., The Thirty-seven Nats. A Phase of Spirit-Worship prevailing in Burma (London 1906). S.

Waddell, L. A., The Tribes of the Brahmaputra Valley: a Contribution on their Physical Types and Affinities. Journal of the Asiatic Society of Bengal LXIX Part III (Calcutta 1900).

Wehrli, Hans J., Beitrag zur Ethnologie der Chingpaw (Kachin) von Oberburma. Internationales Archiv für Ethnographie, Supplement zu Bd. XVI.

White, Walter Grainge, The Sea Gypsies of Malaya: an account of the nomadic Mawken people of the Mergui Archipelago (London 1922). x

Siam

Bock, Karl, Im Reiche des weißen Elephanten (Leipzig 1885).

Brengues, Jean, Note sur les Populations de la Région des Montagnes des Cardamones. The Journal of the Siam Society II (Bangkok 1905).

Dilock Prinz von Siam, Die Landwirtschaft in Siam (Leipzig 1908). S.

Graham, W. A., Siam: a Handbook of Practical, Commercial, and Political Information (London 1912).

Hallett, Holt. S.. A thousend Miles on an Elephant in the Shan States (Edinburgh and London 1890).

Hosséus, Carl Curt, Die Bedeutung der Bambusstaude auf Grund eigener Studien in Siam. Archiv für Anthropologie, N. F. X (Braunschweig 1911).

— Durch König Tschulalongkorns Reich (Stuttgart 1912).

Irwin, A. Y., Some Siamese Ghost-lore and Demonology. The Journal of the Siam Society IV (Bangkok 1907).

The Journal of the Siam Society (Bangkok seit 1904).

Lefèvre-Pontalis, Pierre, Les Younes du Royaume de Lanna ou de Pape. T'oung Pao XI, XII (Leiden 1910, 1911).

Mouhot, Henri, Travels in the Central Parts of Indo-China (Siam), Cambodia, and Laos. 2 Bde. (London 1864).

Smyth, H. Warrington, Five Years in Siam. 2 Bde. (London 1898).

Thompson, P. A., Lotus Land, being an Account of the Country and the People of Southern Siam (London 1906).

Young, Ernest, The Kingdom of the Yellow Robe (Westminster 1898).

Französisch-Hinterindien

(Cochinchina, Kambodscha, Annam, Tongking, Französisch-Laos)

Aymonier, Étienne, Notes sur le Laos (Saigon 1885).

— Les Tchames et leurs religions (Paris 1891).

— Le Cambodge. 3 Bde. (Paris 1900—1904).

Besnard, H., Les Populations Moi du Darlac. Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient VII (Hanoi seit 1907).

Bulletin de la Société des Études Indochinoises de Saigon (Saigon seit 1883).

Bulletin de l'École Française d'Extrême Orient (Hanoi seit 1901).

Bulletin de la Commission Archéologique de l'Indochine (Paris seit 1908).

Cabaton, Antoine, Nouvelles Recherches sur les Chams (Paris 1901).

Cochinchine Française. — Excursions et Reconnaissances. 33 Nummern (Saigon 1879—1890).

Commaille, J., Guide aux Ruines d'Angkor (Paris 1912).

Diguet, E., Les Annamites (Paris 1906).
École Française d'Extrême-Orient depuis son Origine jusqu'en 1920. Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient XXI (Hanoi 1921) S. [Ausführliche Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Forschung auf dem Gebiet der Völker- und Sprachenkunde, Vorgeschichte und Geschichte, Kunst und Archäologie Französisch-Hinterindiens.]
Giran, Paul, Magie et Religion Annamites (Paris 1912).
Girard, Henry, Les Tribus sauvages du Haut-Tonkin, Mans et Méos. Notes anthropométriques et ethnographiques (Paris 1904).
Gosselin, Capitaine, Le Laos et le Protectorat Français (Paris 1900).
Guignard, Th., Note sur une Peuplade des Montagnes du Quang-Binh: les Tac-Cui. Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient XI (Hanoi 1911).
Kemlin, M. J, Rites agraires des Reungao. Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient IX, X (Hanoi 1909, 1910).
Lagrée, Doudart de, et Garnier, Francis, Voyage d'Exploration en Indo-Chine. 4 Bde. (Paris 1873).
[Lagrée, Doudart de] Explorations et Missions de Doudart de Lagrée, Extraits de ses Manuscripts mis en ordre par M. A. B. de Villemereuil (Paris 1883).
Langlet, E., Le Peuple Annamite (Paris 1913).
Lavallée, A., Notes ethnographiques sur diverses Tribus du Sud-Est de l'Indo-Chine. Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient I (Hanoi 1901).
Leclère, Adhémard, Le Buddhisme au Cambodge (Paris 1899).
— Histoire du Cambodge (Paris 1914).
Leuba, Jeanne, Les Chams d'autrefois et d'aujourd'hui (Hanoi 1915). x
Lunet de Lajonquière, E., Ethnographie du Tonkin Séptentrional (Paris 1906).
Maitre, Henri, Les Régions Moi du Sud Indo-Chinois. Le Plateau du Darlac (Paris 1909).
— Les Jungles Moï (Paris 1912). S.
Mansuy, H., Stations préhistoriques de Somron-Seng et de Longprao (Cambodge), (Hanoi 1902).
— Gisement préhistorique de la caverne de Pho-Binh-Gia (Tonkin). L'Anthropologie XX (Paris 1909).
— Contribution à l'étude de la Préhistoire de l'Indochine. — I. L'industrie de la pierre polie et du bronze dans la région de Luang Prabang, Haut-Laos. Bulletin du Service géologique de l'Indochine, Vol, VI, Fasc. I (Hanoi-Haïphong 1920). x
Maspero, Georges, L'Empire Khmèr (Phnom-Penh 1904).
— Le Royaume de Champa (Leiden 1914).
Mission Pavie, Indo-Chine 1879—1885. 14 Bde. (Paris 1901—1915).
Mouhot, Henri, siehe unter Siam.
Moura, J., Le Royaume du Cambodge. 2 Bde. (Paris 1883).
Oger, Henri, Technique du Peuple Annamite. Folioband in 10 Heften (Hanoi o. J.). Dazu: Introduction générale à l'étude de la Technique du Peuple Annamite (Paris o. J.).
Parmentier, Henri, Anciens Tambours de Bronze. Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient XVIII (Hanoi 1918).

Pelliot, Paul, Le Fou-nan. Bulletin de l'Ecole Française d'Extrême-Orient III (Hanoi 1903).
Revue Indo-Chinoise (Hanoi seit 1899).
Silvestre, J, L'Empire d'Annam et le Peuple Annamite (Paris 1889).
Tournier, Notice sur le Laos Français (Hanoi 1900).
Verneau, A., Les Cranes humains du gisement préhistorique de Pho-Binh-Gia (Tonkin), L'Anthropologie XX (Paris 1909).

Malaiische Halbinsel

Annandale, Nelson, and Robinson, Herbert C., Fasciculi Malayenses, Anthropology. 2 Teile (London 1903/4).
Earl, George Windsor, On the Shell Mounds of Province Wellesley, in the Malay Peninsula. Transactions of the Ethnological Society of London, N. S. II (London 1863).
Martin, Rudolf, Die Inlandstämme der Malayischen Halbinsel (Jena 1905). S.
Skeat, Walter William, Malay Magic, being an Introduction to the Folklore and Popular Religion of the Malay Peninsula (London 1900).
— and Blagden, Charles Otto, Pagan Races of the Malay Peninsula. 2 Bde. (London 1906). S.
Stevens, Hrolf Vaughan. Materialien zur Kenntnis der wilden Stämme auf der Halbinsel Malâka (Berlin 1892).
Wray, L., The Cave Dwellers of Perak. The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland XXVI (London 1897).

Andamanen und Nikobaren

Brown, A. R., The Religion of the Andaman Islanders. Folk-Lore XX (London 1909).
— The Andaman Islanders, a Study in Social Anthropology (Cambridge 1922). x
Census of India 1901. Vol. III. The Andaman and Nikobar Islands. By Sir Richard C. Temple (Calcutta 1903). S.
Census of India 1911. Vol. II. The Andaman and Nicobar Islands. By R. F. Lowis (Calcutta 1912).
Kloß, C. Boden, In the Andamans and Nicobars (London 1903).
Man, Edward Horace, On the Aboriginal Inhabitants of the Andaman Islands (London o. J.).
Portman, H., History of our Relations with the Andamanese (Calcutta 1899).
Svoboda, W., Die Bewohner des Nikobarenarchipels. Internationales Archiv für Ethnographie V, VI (Leiden 1892, 1893).

Formosa und Botel Tobago

Davidson, James W., The Island of Formosa past and present (London and New York 1903). S.
Fischer, Adolf, Streifzüge durch Formosa (Berlin 1900).
Mc Govern, Janet B. Montgomery, Unter den Kopfjägern auf Formosa (Stuttgart 1923).

Hofmann, Amerigo, Aus Formosa. Ergebnisse einer Studienreise im Jahre 1909. Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien, LV (Wien 1912).

Scheerer, Otto, Ein ethnographischer Bericht über die Insel Botel Tobago (nach R. Torii); Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens XI (Tokyo 1907—1909).

Torii. R., Les Aborigènes de Formose, Journal of the College of Science, Imperial University of Tokyo XXVIII (Tokyo 1910).

Philippinen

Barton, R. F., Ifugao Law. University of California Publications in American Archaeology and Ethnology XV (Berkeley 1920).

Benedict, Laura W., A Study of Bagobo Ceremonial, Magic, and Myth. Annals of the New York Academy of Sciences XXV (New York 1916). x

Beyer, H. Otley, Population of the Philippine Islands in 1916 (Manila 1917). x

Blair. E. H., and Robertson, J. A., The Philippine Islands, 1493—1803. 55 Bde. (Cleveland 1903—1909).

Blumentritt, Ferdinand, Versuch einer Ethnographie der Philippinen. Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft 67 (Gotha 1882).

Christie, E. B., The Subanuns of Sindangan-Bay. Bureau of Science, Division of Ethnology, Vol. VI, No. 1 (Manila 1909).

Cole, Fay Cooper, The Wild Tribes of Davao District, Mindanao. Field Museum of Natural History, Anthropological Series, Vol. XII, No. 2 (Chicago 1913).

— Traditions of the Tinguian. Field Museum of Natural History, Anthropological Series, Vol. XIV, No. 1 (Chicago 1915).

Ethnological Survey Publications (Manila seit 1905).

Folkmar, D., Album of Philippine Types (Manila 1904).

Jagor, F., Reisen in den Philippinen (Berlin 1873).

Jenks, A. E., The Bontoc Igorot. Ethnological Survey Publications, Vol. I. (Manila 1905).

Kroeber, A. L., The History of Philippine Civilization as reflected in Religious Nomenclature. Anthropological Papers of the American Museum of Natural History, Vol. XIX, Part II (New York 1918).

— Peoples of the Philippines. American Museum of Natural History, Handbook Series, No. 8 (New York 1919). S.

Meyer, A. B., Album von Philippinen-Typen. 3 Bde. (Dresden 1885, 1891, 1904).

— und Schadenberg, A., Die Philippinen. I. Nord-Luzon. II. Negritos. 2 Bde. Publikationen aus dem Königlichen Ethnographischen Museum zu Dresden VIII, IX (Dresden 1890, 1893). S.

Moß, C. R., Nabaloi Law and Ritual. University of California Publications in American Archaeology and Ethnology XV (Berkeley 1920).

— Kankanay Ceremonies. University of California Publications in American Archaeology and Ethnology XV (Berkeley 1920).

The Philippine Journal of Science (Manila seit 1906).

Reed, William Allan, Negritos of Zambales. Ethnological Survey Publications, Vol. II, Part 1 (Manila 1904).

Saleeby, N. M., Studies in Moro History, Law, and Religion; The History of Sulu. Bureau of Science, Division of Ethnology, Vol. IV, Nos. 1, 2 (Manila 1905, 1908).

Sawyer, Frederic H., The Inhabitants of the Philippines (London 1900).

Sullivan, L. R., Racial Types in the Philippine Islands. Anthropological Papers of the American Museum of Natural History, Vol. XXIII, Part I (New York 1918). x

Worcester, Dean C., The Philippine Islands and their People (New York and London 1898).

— The Non-Christian Tribes of Northern Luzon. The Philippine Journal of Science I (Manila 1906).

— The Philippines Past and Present. 2 Bde. (New York 1914). x

Borneo

Bock, Carl, Reis in Oost- en Zuid-Borneo van Koetei naar Banjermassin. 2 Bde. ('s-Gravenhage 1887).

Dunn, Edm., Religious Rites and Customs of the Iban or Dyaks of Sarawak. Anthropos I (1906).

Gomes, Edwin H., Seventeen Years among the Sea Dayaks of Borneo (London 1911).

Grabowsky, F., Der Häuserbau, die Dörfer und ihre Befestigungen bei den Dayaken Südostborneos. Globus XCII (Braunschweig 1907).

Haddon, Alfred C., Head-hunters, black, white, and brown (London 1901).

Hein, Alois Raimund, Die bildenden Künste bei den Dayaks auf Borneo (Wien 1890).

Hose, Charles, and McDougall, William, The Pagan Tribes of Borneo. 2 Bde. (London 1912).

Kükenthal, Willy, siehe unter Östliches Indonesien.

Müller, Salomon, siehe unter Östliches Indonesien.

Nieuwenhuis, A. W., Quer durch Borneo. 2 Bde. (Leiden 1904, 1907).

— Die Wurzeln des Animismus. Internationales Archiv für Ethnographie, Supplement zu Bd. XXIV (Leiden 1917).

Roth, Henry Ling, The Natives of Sarawak and British North Borneo. 2 Bde. (London 1896). S.

The Sarawak Museum Journal (Kuching seit 1911).

Schadee, M. C., Bijdrage tot de kennis van den godsdienst der Dayaks van Landak en Tajan. Bijdragen tot de Taal-, Land-, en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië, 7. Volgreeks, Bd. I, II, IV, V, VI ('s-Gravenhage 1903 bis 1908).

— Het familieleven en familierecht der Dajaks van Landak en Tajan. Bijdragen tot de Taal-, Land-, en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië, 7. Volgreeks Bd. IX (1910).

— Het strafrecht der Dajaks van Tanjan en Landak. Bijdragen tot de Taal-, Land-, en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië LXVI (1912).

— Gebruiken bij de rijstteelt in Tajan en Landak. Bijdragen tot de Taal-, Land-, en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië LXVII (1913).

Schadee, M. C., De vischvangst bij de Dajaks van Tajan en Landak. Bijdragen tot de Taal-, Land-, en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië LXVIII (1913).
— De Tijdrekening by de Landak-Dajaks in de Westerafdeeling van Borneo. Bijdragen tot de Taal-, Land-, en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië LXIX (1914).
Schwaner, C. A. L. M., Borneo. Beschrijving van het stroomgebiet van den Barito en reizen langs eenige voorname rivieren van het zuidoostelijk gedeelte van dat eiland. 2 Bde. (Amsterdam 1853, 1854).
Shelford, R., An Illustrated Catalogue of the Ethnographical Collection of the Sarawak Museum. Part I. Musical Instruments. Part II. Personal Ornaments. Journal of the Straits Branch of the Royal Asiatic Society, Nr. 40, 43 (Singapore 1904, 1905).
Veth, P. J., Borneo's Wester-Afdeeling, 2 Bde. (Zaltbommel 1854, 1856).
Wechel, P. te, Erinnerungen aus den Ost- und West-Dusun-Ländern. Internationales Archiv für Ethnographie XXII (Leiden 1914).
•

Celebes

Adriani, N., en Kruyt, Alb. C., De Barée sprekende Toradja's van Midden-Celebes. 3 Bde. (Batavia 1912—1914) x
Elbert, Johannes, siehe unter Östliches Indonesien.
Graafland, N., De Minahassa. 2. Aufl., 2 Bde. (Haarlem 1898).
Grubauer, Albert, Unter Kopfjägern in Central-Celebes (Leipzig 1913).
Meyer, A. B., Album von Celébes-Typen (Dresden 1889).
— und Richter, O., Celebes: Sammlung der Herren Dr. Paul und Dr. Fritz Sarasin aus den Jahren 1893—1896. Publikation aus dem Koniglichen Ethnographischen Museum zu Dresden XIV (Dresden 1903).
Müller, Salomon, siehe unter Östliches Indonesien.
Reinwardt, C. G. C., siehe unter Östliches Indonesien.
Richter, Oswald, Unsere gegenwärtige Kenntnis der Ethnographie von Celebes. Globus LXXXVIII (Braunschweig 1905).
Sarasin, Paul und Fritz, Reisen in Celebes. 2 Bde. (Wiesbaden 1905). S.
— Versuch einer Anthropologie der Insel Celebes. 2 Bde. (Wiesbaden 1906). S.

Sumatra

Brenner, Joachim Freiherr von, Besuch bei den Kannibalen Sumatras (Würzburg 1894). S.
Dongen, G. J. van [über die Ridan-Kubus]. Tijdschrift voor het Binnenlandsch Bestuur XXX (Batavia 1906).
— De Koeboes in de Onderafdeeling Koeboestreken der Residentie Palembang. Bijdragen tot de Taal-, Land-, en Volkenkunde von Nederlandsch-Indië LXIII ('s-Gravenhage 1910).
— Nog een en ander over de Koeboes. Bijdragen tot de Taal-, Land-, en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië LXVII (1913).
Hagen, B., Die Orang Kubu auf Sumatra. Veröffentlichungen aus dem Städtischen Völker-Museum Frankfurt am Main (Frankfurt am Main 1918). S.
Hurgronje, C. Snouck, Het Gajoland en zijne bewoners (Batavia 1903).

Hurgronje, C Snouck, The Achehnese. 2 Bde. (Leiden 1906).
Jacobs, Julius, Het familie- en kampongleven op Groot-Atjeh. 2 Bde. (Leiden 1894).
Joustra, M., Litteratuuroverzicht der Bataklanden (Leiden 1907). S.
Kreemer, J., De Loeboes in Mandailing. Bijdragen tot de Taal-, Land-, en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië LXVI ('s-Gravenhage 1912).
Lekkerkerker, C., Land en volk van Sumatra (Leiden 1916). x
Maaß, Alfred, Durch Zentral-Sumatra. 2 Bde. (Berlin 1910, 1912). S.
Marsden, William, The History of Sumatra, containing an Account of the Government, Laws, Customs and Manners of the Native Inhabitants. 3rd Edition (London 1811).
Moszkowski, Max, Auf neuen Wegen durch Sumatra (Berlin 1909).
Müller, F. W. K., Beschreibung einer von G. Meißner zusammengestellten Batak-Sammlung. Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde III (Berlin 1893).
Sarasin, Paul, Neue lithochrone Funde im Inneren von Sumatra. Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel XXV (Basel 1914).
Speiser, Felix, Beiträge zur Ethnographie der Orang Mamma auf Sumatra. Archiv für Anthropologie, Neue Folge IX (Braunschweig 1910).
Veth, P. J.. Midden-Sumatra. 7 Bde. (Leiden 1881—82).
Volz, Wilhelm, Nord-Sumatra. 2 Bde. I. Die Bataklánder. II. Die Gajoländer (Berlin 1909, 1912).
Warneck, Joh., Die Religion der Batak. Quellen der Religionsgeschichte. Bd. I (Göttingen 1900).
Westenberg, C. J., Aanteekeningen omtrent de godsdienstige begrippen der Karo-Bataks. Bijdragen tot de Taal-, Land-, en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië, 5. Volgreeks, Bd. VII ('s-Gravenhage 1892).
Westenenk, L C., De Minangkabausche Negari. Mededeelingen van het Bureau voor de Bestuurszaken der Buitengewesten, bewerkt door het Encyclopaedisch Bureau XVII (Weltevreden 1918).
Willinck, G. D., Het rechtsleven bij de Minangkabausche Maleiërs (Leiden 1909).
Zwaan, J. P. Kleiweg de, De geneeskunde der Menangkabau-Maleiers (Amsterdam 1910).

Inseln westlich von Sumatra

Hansen, J. F. K., De groep Noord- en Zuid-Pageh van de Mentawei-eilanden. Bijdragen tot de Taal-, Land-, en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië LXX (1915).
Maaß, Afred, Bei liebenswürdigen Wilden Ein Beitrag zur Kenntnis der Mentawei-Insulaner (Berlin 1902).
Modigliani, Elio, Un viaggio a Nias (Milano 1890). S.
— L'isola delle donne. Viaggio ad Engano (Milano 1894). S.
Raap, Hugo, Reisen auf der Insel Nias bei Sumatra. Globus LXXXIII (Braunschweig 1903).
Schröder, E. E. W. Gs., Nias, 2 Bde. (Leiden 1917). S.
Sundermann, H., Der Kultus der Niasser. Globus LIX (Braunschweig 1891).
Zwaan, J. P. Kleiweg de, Die Heilkunde der Niasser (Haag 1913). S.

Java

Archaeologisch Onderzoek op Java en Madoera ('s-Gravenhage und Batavia seit 1904).

Djåwå (Weltevreden seit 1921).

Dubois, E., De proto-Australische fossiele mensch van Wadjak (Java). Koninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam, Wis- en Natuurkundige Afdeeling XXIX (1921).

Fruin-Mees, W., Geschiedenis van Java. 2 Bde. (Weltevreden 1919, 1920).

Handelingen van het Eerste Congres voor de Taal-, Land-, en Volkenkunde van Java (Weltevreden 1921).

Jacobs, Jul., en Meyer, J. J., De Badoej's ('s-Gravenhage 1891).

Mayer, L. Th., Een blik in het Javaansche volksleven. 2 Bde. (Leiden 1897).

Raffles, Sir Thomas Stanford, History of Java. 3 Bde. (London 1830, 1844).

Rouffaer, G. P., und Juynboll, H. H., Die Batik-Kunst in Niederländisch-Indien und ihre Geschichte. 2 Bde. (Utrecht 1914).

Scheltema, J F., Monumental Java (London 1912).

Serrurier, L., De Wajang Poerwa. 2 Bde. (Leiden 1896).

Veth, P. J., Java. 2. Aufl., 4 Bde. (Haarlem 1896—1907).

With, Karl, Java. Brahmanische, buddhistische und eigenlebige Architektur und Plastik auf Java (Hagen in Westfalen 1920) S.

Östliches Indonesien

(Kleine Sundainseln, Molukken, Südwest- und Südostinseln, Aruinseln)

Baretta, J. M., Halmahera en Morotai. Mededeelingen van het Bureau voor de Bestuurszaken der Buitengewesten, bewerkt door het Encyclopaedisch Bureau XIII (Batavia 1917) S.

Clercq, F S. A. de, Bijdragen tot de kennis der Residentie Ternate (Leiden 1890).

Elbert, Johannes, Die Sunda-Expedition des Vereins für Geographie und Statistik zu Frankfurt am Main. 2 Bde. (Frankfurt am Main 1911—1912).

Grijzen, H. J., Mededeelingen omtrent Beloe of Midden-Timor. Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen LIV (Batavia 1904).

Hulstijn, P. van, Soela-eilanden. Mededeelingen van het Bureau voor de Bestuurszaken der Buitengewesten, bewerkt door het Encyclopaedisch Bureau XV (Weltevreden 1918). S.

Jacobs, Julius, Eenigen Tijd onder de Baliërs (Batavia 1883).

Jacobsen, Reise in die Inselwelt des Banda-Meeres (Berlin 1896)

Krause, Georg, und With, Karl, Bali. 2. Aufl. (Hagen in Westfalen 1922).

Kükenthal, Willy, Forschungsreise in den Molukken und in Borneo im Auftrage der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft (Frankfurt am Main 1896).

Langen, H. Gottfr., Die Key- oder Kii-Inseln (Wien 1902).

Martin, K., Reisen in den Molukken. 2 Bde. (Leiden 1894). S.

Müller, Salomon, Land- en Volkenkunde [gehört zu den: Verhandelingen over de natuurlijke geschiedenis der Nederlandsche overzeesche bezittingen door de Leden der Natuurkundige commissie in Indië en andere schrijves] 2 Bde. (Leiden 1839, 1844).

Nieuwenkamp, W. O. J., Bali en Lombok (1910).

Planten, H. O. W., en Wertheim, C. J. M., Verslagen van de wetenschappelijke opnemingen en onderzoekingen op de Key-Eilanden gedurende de jaren 1889 en 1890 (Leiden 1893).

Pleyte, C. M., Ethnographische Atlas van de Zuidwester- en Zuidooster-Eilanden (Leiden 1893).

Reinwardt, C. G. C., Reis naar het oostelijk gedeelte van den Indischen Archipel in het jaar 1821 (Amsterdam 1858).

Riedel, Joh. Gerard. Fried., De sluik- en kroesharige Rassen tusschen Selebes en Papua ('s-Gravenhage 1886).

Ribbe, Carl, Die Aru-Inseln. Festschrift zur Jubelfeier des 25jährigen Bestehens des Vereins für Erdkunde zu Dresden (Dresden 1888).

Sachse, F. J. P., Het eiland Seran en zijne bewoners (Leiden 1907). S.

Suchtelen, Jhr. B. C. C. M. M. van, Endeh (Flores). Mededeelingen van het Bureau voor de Bestuurszaken der Buitengewesten, bewerkt door het Encyclopaedisch Bureau XXVI (Weltevreden 1921). S.

Tauern, Odo Deodatus, Patasiwa und Patalima. Vom Molukkeneiland Seran und seinen Bewohnern (Leipzig 1918).

Tonkes, Hommo, Volkskunde von Bali (Halle a. d. S. 1888). S.

Wallace, Alfred Russel, The Malay Archipelago (New York 1869).

Wanner, J., Ethnologische Notizen über die Inseln Timor und Misol. Archiv für Anthropologie, Neue Folge XII (Braunschweig 1913).

Willer, T. J., Het eiland Boeroe (Amsterdam 1858)

Namen- und Sachregister

Bearbeitet von Dr. Walter Krickeberg

1. Register der Namen und fremdsprachlichen Ausdrücke

Vorbemerkung. Die Schreibweise ist im allgemeinen deutsch, nur in den Abschnitten „Hochasien und Indien" und „Japan" ist die in der Fachliteratur üblichere englische gewählt worden. Da jedoch auch hier Schwankungen vorkommen, so ist zu beachten, daß statt ch auch kh bzw. tsch, statt j auch y bzw. dsch, statt qu auch ku (kw) bzw. k, statt sh und ç auch sch geschrieben wird. Bei verschiedener Schreibweise des gleichen Namens ist stets von der einen auf die andere verwiesen. Gesperrt gedruckt sind die Namen von Autoren, Entdeckern, Forschern, Kolonisatoren, Missionaren usw., mit * versehen die Namen von Völkern, Stämmen, Stammabteilungen, Kasten, Sekten. „(Abb.)" und „(Taf.)" hinter einer Seitenzahl bedeutet, daß sich der Hinweis nur auf die Unterschrift einer Abbildung der betreffenden Seite bzw. einer Tafel bezieht, während „(m. Abb.)" sowohl auf den Text als auch auf die Abbildung einer bestimmten Seite verweist.

2. Sachregister





Festschrift für Eduard Seler. Dargebracht zum 70. Geburtstag von Freunden, Schülern und Verehrern. Mit 15 Tafeln in Lichtdruck, 2 Karten und 62 Abbildungen im Text. Gr.-8°. VIII und 654 Seiten. Geheftet 18,—, Ganzleinenband 26,—.

Die Festschrift enthält Beiträge von Leonhard Adam, E. P. Dieseldorff, Georg Friederici, A. Grünwedel, Eduard Hahn, H. Harms, W. v. Hoerschelmann, Theodor Koch-Grünberg, Fritz Krause, P. Kreichgauer, Walter Lehmann, Th. Loesener, John Loewenthal, Otto Lutz, E. Nordenskiöld, K. Th. Preuß, Karl Sapper, Max Schmidt, P. W. Schmidt, G. Schweinfurth, Cäcilie Seler-Sachs, F. Termer, Therese Prinzessin von Bayern, A. Vierkandt, F. Weber, F. v. Wieser.

McGovern, J. B. M., **Unter den Kopfjägern auf Formosa.** 23 Tafeln auf Kunstdruckpapier. 8°. 192 Seiten. Halbleinenband 4,—.

Das Buch ist ungemein frisch und anschaulich geschrieben und gibt fesselnde Einblicke in das Leben und Treiben und in die Gefühlswelt dieser noch völlig primitiven Stämme. Es ist nicht nur ein Quellenwerk von ethnologischem Wert, sondern auch ein Reisebericht voll spannender Abenteuer.

Herzog, Prof. Dr. Theodor, **Vom Urwald zu den Gletschern der Kordillere.** Zweite, umgeänderte Auflage. 8 Kupfertiefdrucke, 96 Abbildungen auf Kunstdruckpapier. Gr.-8°. XIV und 240 Seiten. Halbleinenband 8,50, Ganzleinenband 10,—.

Das Buch enttäuscht auch hohe Erwartungen nicht: Anschauliche Darstellung und eine schöne Sprache vereinigen sich mit einem reichen und mannigfaltigen Inhalt. (Frankfurter Zeitung.)

Koch-Grünberg, Prof. Dr. Theodor, **Zwei Jahre unter den Indianern Nordwestbrasiliens.** 4.—5. Tausend. 12 Kupfertiefdrucke, 48 Abbildungen im Text. Gr.-8°. XII und 416 Seiten. Halbleinenband 10,—, Ganzleinenband 12,—, Halblederband 22,—.

Ethnographische Forschungsresultate werden hier in einer äußerst anziehenden und spannenden Reiseschilderung dargelegt. (Hamburger Fremdenblatt.)

— — **Vom Roroima zum Orinoco.** Ergebnisse einer Reise in Nordbrasilien und Venezuela in den Jahren 1911—1913. Band V: Typenband. 180 Tafeln und 1 Völkerkarte. Gr.-8°. 24 Seiten. Halbleinenband 15,—, Ganzleinenband 18,—.

Nicht nur der Fachmann, sondern auch der kunstverständige Laie muß Freude haben an diesen ebenmäßigen schönen Gestalten eines Stammes, der in absehbarer Zeit aussterben wird. Der Band ist ein in sich geschlossenes Ganzes.

— — **Südamerikanische Felszeichnungen.** 29 Tafeln, 36 Abbildungen im Text und 1 Karte. Gr.-8°. 92 Seiten. Ganzleinenband 8,—.

— — **Anfänge der Kunst im Urwald.** Indianer-Handzeichnungen, gesammelt auf Reisen in Brasilien. 63 Tafeln, 11 Abbildungen und 2 Karten. Gr.-8°. 72 Seiten. Ganzleinenband 12,—.

Die Preise sind fürs Inland Grundpreise (mal Schlüsselzahl des Buchhandels), fürs Ausland Schweizer-Franken-Preise.

Miller, Konrad, Itineraria Romana. Römische Reisewege, an der Hand der Tabula Peutingeriana dargestellt. Gr.-4°. LXXVI, 32 Seiten und 960 Spalten. 37 Kartenskizzen und Textbilder. Geheftet 25,—, Halbleinenband 32,—.

Es ist eine gewaltige Arbeit in dem voluminösen Bande niedergelegt, und jeder, der sich über die antiken Straßen eines bestimmten Gebietes eine Übersicht schaffen will, wird dazu greifen und es mit Dank benützen.

(Zeitschrift für Ethnologie.)

— — Die Erdmessung im Altertum und ihr Schicksal. Gr.-8°. 64 Seiten. Geheftet 1,—.

— — Die Peutingersche Tafel oder Weltkarte des Castorius. Querquart. 16 Seiten, 12 Seiten Straßennetzkarten der überlieferten römischen Reisewege aller Länder und die 4 Meter lange Karte in Faksimile. Kartoniert 2,—.

— — Die Ebstorfkarte (128 Seiten Text). Einfarbig 3,—, farbig 5,—, auf Leinen 8,—.

— — Die Herfordkarte (96 Seiten Text). Einfarbig 2,50, farbig 3,50, auf Leinen 5,—.

— — Die Beatuskarte. Einfarbig 2,—, auf Leinen 3,50.

Nordenskiöld, Erland, Indianer und Weiße in Nordostbolivien. 35 Tafeln, 90 Abbildungen und 1 Karte. 8°. VIII und 224 Seiten. 5. bis 8. Tausend. Halbleinenband 5,50, Ganzleinenband 7.—.

Unter den Werken über Indianer verdient dieses Buch ganz besonders hervorgehoben zu werden. Kaum hat mich ein Werk sympathischer berührt.

(Kölner Tageblatt.)

— — Traumsagen aus den Anden. Mit Holzschnitten von Hialmar Eldh. 8°. 90 Seiten. Gebunden 2,—.

Diese Traumsagen gehören zu den schönsten Kunstmärchen, die ich kenne, Träume eines Dichters von ungewöhnlicher Begabung.

(Die Schöne Literatur, Leipzig.)

In Vorbereitung sind:

Adam, Dr. Leonhard, Hochasiatische Kunst. 36 Tafelbilder. Gr.-8°. 48 Seiten Text. Kartoniert 4,—, Halbleinenband 5,—.

Koch-Grünberg, Prof. Dr. Th., Vom Roroima zum Orinoco. Ergebnisse einer Reise in Nordbrasilien und Venezuela in den Jahren 1911—1913. Band III: Ethnographie. 22 Kupfertiefdrucke, 12 Lichtdrucke, Abbildungen im Text, 1 Karte und Musikbeilagen.

Nordenskiöld, Erland, Forschungen und Abenteuer in Südamerika. Mit etwa 200 Abbildungen auf Kunstdruckpapier und im Text. Halbleinenband, Ganzleinenband.

Sapper, Prof. Dr. Karl, Die Tropen. Natur und Mensch zwischen den Wendekreisen. 40 Bilder auf Tafeln. Halbleinenband.

Die Preise sind fürs Inland Grundpreise (mal Schlüsselzahl des Buchhandels), fürs Ausland Schweizer-Franken-Preise.

ILLUSTRIERTE
VÖLKERKUNDE